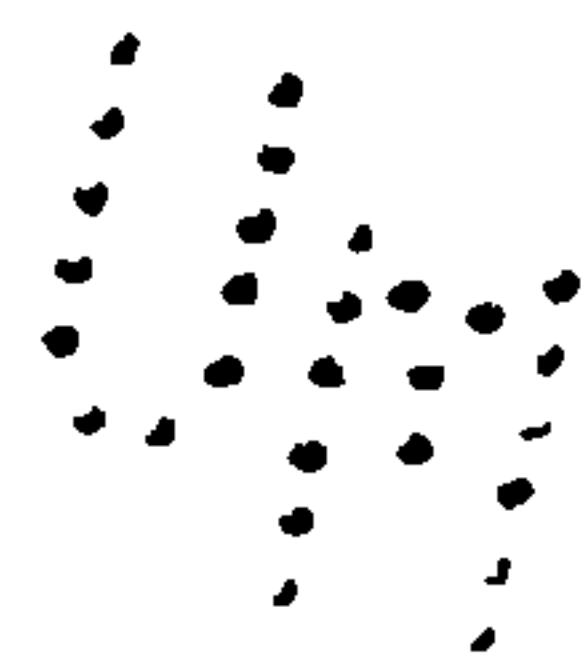


# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreihundsebenzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1910.

Ne. Ne.

Ne. Ne.

Ne. Ne.

Ne. Ne.

## Inhalt.

Allgemeine Elektrizitäts-Ges. f. Elektrotrust.	Entdeckung oder Erfindung? . 383
Alter, das gefährliche f. Ent- deckung oder Erfindung.	Erinnerungen an Karl Marx 80
Augustus, das Greisenalter des 262	Europa, das galante f. Roma- nisches Kokofo.
Babeuf, Camille f. Urbloß.	Excellenzen f. Spektakel.
Bagdad-Bahn f. Guez, f. a.	Felten-Lahmeher f. Elektro- trust.
Briefe . . . . . 368	Fleischnoth f. Reichstag, f. a.
Banken, berliner . . . . . 302	Theuerung.
Banke. f. Götterdämme- rung.	Fontane, der alte . . . . . 1
Bankenbibel, die . . . . . 432	Fürstenberg, Karl f. Götter- dämmerung.
Berglehner, Joseph . . . . . 88	Geburt, die . . . . . 22
Beuroner Rede des Kaisers f. Sextuor.	Gedichte . . . . . 300
Bischöfe, an die deutschen . . . 338	Gleichnisse des Tschuang-Tse 122 f. a. Orientlehre.
Bismarcks Kreis, in . . . . . 55	Götterdämmerung . . . . . 130
Börse, die f. Verkehr, der freie, f. a. Götterdämme- rung.	Große Berliner, die . . . . . 399
Briand, Aristide f. Urbloß.	Hedin, Sven f. Entdecker- Humbug.
Brief, ein . . . . . 404	Heilpädagogien . . . . . 318
Briefe, drei . . . . . 368	Herostatismus . . . . . 358
Briefe, zwei . . . . . 436	Homosexualität, die, im neuen Strafgesetzbuch . . . . . 147
Bülow-Briefe . . . . . 113	Hypothekenschuldner f. Zwangsversteigerung.
Cool, Dr. f. Entdecker-Hum- bug.	James, William . . . . . 186
Diurnale . . . . . 237	Kaiserreden f. Sextuor.
Ehrlich-Hata 606 f. Briefe . . 369	König Oedipus . . . . . 205
Eisenbahnerstreik in Frankreich f. Urbloß.	Königsberger Rede des Kaisers f. Reichstag, f. a. Sex- tuor.
Elektrotrust . . . . . 25	Kronprinzen-Reise nach Asien f. Sextuor.
Englisches Parlament f. Sex- tuor.	Laurahütte f. Montanelegie.
Entdecker-Humbug . . . . . 75	



Leben . . . . .	419	Reichstag . . . . .	305
Lebensmittel-Centralen f.		f. a. Spektakel.	
Reichstag.		Republikaner f. Spektakel.	
Liberalismus in Preußen f.		Revolution? . . . . .	69
Memento.		Revolution in Frankreich 1793	
Mann und Weib . . . . .	386	f. Urbloß.	
Manuel, König v. Portugal f.		Romanisches Kofoko . . . . .	226
Revolution.		Rom, Größe und Niedergang	
Marées Werk, Einleitung in		f. Augustus.	
das . . . . .	190	Roosevelt, Theodore f. Diur-	
Marg, Karl f. Erinnerungen.		nale.	
Memento . . . . .	103	Schwachhaftigkeit, über die . .	28
Moabiter Krawalle f. Moriz		Selbstanzeigen . . . . .	157, 397
und Rina, f. a. Sextuor.		Sextuor . . . . .	271
Mohammedanische Kunst . .	248	Spanische Volkswirtschaft . .	353
Monna Lisa Gioconda . . . .	287	Spektakel . . . . .	371
Montanelegie . . . . .	233	Strafprozesse f. Sextuor.	
Moriz und Rina . . . . .	35	Straßenbahn f. Große Ber-	
Mühjam, Erich f. Protest.		liner.	
Musset, Alfred de . . . . .	322	Suez und Bagdad . . . . .	255
Ninon und ihr Sohn . . . . .	155	Tempelhof . . . . .	63
Noordwijk aan Zee f. Moriz		f. a. Götterdämmerung.	
und Rina.		Theuerung . . . . .	333
Oedipus f. König.		Tolstoiz, bei . . . . .	329
Orientlehre . . . . .	389	f. a. Sextuor.	
Osmantaktik . . . . .	201	Schuang-Tse f. Gleichnisse.	
Oesterreich f. Diurnale.		Türkische Anleihen f. Osmant-	
Paulus . . . . .	405	taktik.	
Pearry f. Entdecker-Humbig.		Urbloß, der . . . . .	171
Persien . . . . .	137	Verkehr, der freie . . . . .	365
Portugal f. Revolution.		Volkswirtschaft f. Spanische.	
Preußen f. Moriz und		Von Gottes Gnaden . . . . .	339
Rina.		Weltanschauung und Zeitan-	
Protest . . . . .	298	schauung . . . . .	163
Radioaktivität des Menschen		Wissen und Wissenschaft . . .	91
f. Briefe . . . . .	369	Zar, der, in Potsdam f. Diur-	
Reichsbank f. Götterdämme-		nale.	
rung.		Zwangsversteigerung . . . . .	99





Berlin, den 1. Oktober 1910.

## Der alte Fontane.

Ein neuer Band von Briefen Theodor Fontanes ist erschienen, etwas ganz Entzückendes. Wir haben nun die beiden Bände der Familienbriefe und zwei mit Briefen an seine Freunde. Sind noch mehr da? Man soll sie herausgeben! Und zwar meine ich namentlich solche Äußerungen, die aus späten Tagen stammen, Briefe des alten Fontane; denn die des mittleren und jungen sind im Vergleich damit unbedeutend. Scheint es nicht, daß er alt, sehr alt werden mußte, um ganz er selbst zu werden? Wie es geborene Jünglinge giebt, die sich früh erfüllen und nicht reifen, geschweige denn altern, ohne sich selbst zu überleben, so giebt es offenbar Naturen, denen das Greisenalter das einzig gemäße ist, klassische Greise, sozusagen, berufen, die idealen Vorzüge dieser Lebensstufe, als Milde, Güte, Gerechtigkeit, Humor und verschlagene Weisheit, kurz, jene höhere Wiederkehr kindlicher Ungebundenheit und Unschuld, der Menschheit aufs Vollkommenste vor Augen zu führen. Zu Diesen gehörte er; und es sieht aus, als habe er Das gewußt und es eilig gehabt, alt zu werden, um recht lange alt zu sein. 1856, mit siebenunddreißig Jahren, schreibt er an seine Frau: „Daran, daß ich anfangs, an Musik Gefallen zu finden, merk' ich deutlich, daß ich alt werde. Musik und die schönen Linien einer Statue fangen an, mir wohlzutun; Die Sinne werden feiner und die erste Regel des Genußes lautet: Nur keine Anstrengung! In der Jugend ist das Alles anders.“ Dreiundzwanzig Jahre später schreibt er an seinen Verleger Herß: „Ich fange erst an. Nichts liegt hinter mir, Alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit Neunundfünfzig als ein ‚ganz kleiner Doktor‘ dazustehen.“ Vierzig Jahre später giebt er sein Meisterwerk . . .

Man betrachte seine Bildnisse: das jugendliche im ersten



Bande der Briefe an seine Freunde etwa neben der späten Profil-  
aufnahme, die den Nachlaßband schmückt. Man vergleiche das  
basse, fränkisch-schwärmerische und ein Bißchen fade Antlitz von  
dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich drein-  
schauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß überbusch-  
ten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man  
es auf gewissen Altherren-Portraits des achtzehnten Jahrhun-  
derts findet, — und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann  
und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen  
Vollkommenheit stand.

Dies Bild zeigt den Fontane der Werke und Briefe, den alten  
Briest, den alten Stechlin, es zeigt den unsterblichen Fontane. Der  
sterbliche, nach Allem, was man hört, war mangelhafter und hat  
die Leute wohl oft enttäuscht. Er ist Siebenzig, als er zu seiner  
Tochter von der Kraft und Frische spricht, die zum Vergnügen  
viel mehr noch als zum Arbeiten gehöre, und gesteht, daß die  
Frage: „Was soll der Unsinn?“ ganz und gar von ihm Besitz zu  
nehmen drohe. Aber er bildet sich wohl nur ein, daß er jener Art  
Frische je recht eigentlich theilhaft gewesen ist, und er hat wohl  
nur vergessen, daß der mißmuthige Quietismus der „berühmten  
Frage“ ihn mehr oder weniger zu allen Zeiten besessen hat. „Um  
sich hier zu amüsiren,“ schreibt er, siebenunddreißigjährig, aus  
Paris, „bedarf es gewisser guter und schlechter Eigenschaften, die  
ich beide nicht habe. Zunächst muß man Französisch können; und  
Das ist eine große Tugend, die ich nicht habe. Außerdem muß man  
Libertin sein, Hazard spielen, Mädchen nachlaufen, Rendezvous  
verabreden, türkischen Tabak rauchen, das Billardqueue zu hand-  
haben wissen und so weiter. Wer von Alledem nichts hat und  
weiß, Der ist ein verlorenes Subjekt und thut gut, seine Koffer zu  
packen, wenn er sich den Schwindel angesehen und seine Kunst-  
visiten im Louvre und in Versailles beendet hat.“ Das ist eine  
etwas grämliche Aeußerung für einen Mann in der Blüthe der  
Jahre, der zum ersten Mal Paris auf sich wirken läßt. Aber es ist  
die Aeußerung einer geistig beladenen, von der Verpflichtung zur  
Produktion absorbirten Existenz, die sich zum Vergnügen noth-  
wendig übellaunig und widerwillig verhält; und es ist namentlich  
die Aeußerung einer zwar dauerhaften und zu späten Meister-  
leistungen bestimmten, aber nervös gequälten Konstitution, für  
welche die Jugend kein angemessener Zustand war und die zur  
Harmonie eigentlich erst im Alter gelangen konnte, wo weder wir  
selbst noch die Anderen „Frische“ von uns verlangen und wo die  
Frage: „Was soll der Unsinn?“ zu einer natürlichen, menschlich  
erlaubten und darum sympathischen Grundstimmung wird.



Seine nervöse Verfassung muß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wagners gehabt haben, der freilich munter bis zur Albernheit sein konnte, in dessen langem, ergiebigem Schöpferleben das Gefühl des Wohlseins aber eine Ausnahme gewesen zu sein scheint; der, konstituiert, melancholisch, schlaflos, allgemein gepeinigt, sich mit dreißig Jahren in einem Zustand befindet, daß er sich oft niedersetzt, um eine Viertelstunde lang zu weinen; der vor der Beendigung des „Tannhäuser“ zu sterben fürchtet und mit fünfunddreißig Jahren sich für zu alt hält, um die Ausführung des Nibelungenplanes zu unternehmen; der fortwährend erschöpft, jeden Augenblick „fertig“ ist, mit Vierzig „täglich an den Tod denkt“ und mit fast Siebenzig den „Parsifal“ schreiben wird. Der Temperamentsunterschied ist groß und bei Fontane ist Alles kühler, gemäßigter. Aber seine Briefe geben Kunde von seiner raschen Erschöpfbarkeit, seiner inneren Geheultheit; und offenbar hat er nicht geglaubt, es zu hohen Jahren zu bringen. Wenn er mit siebenunddreißig sich altern fühlt, so sieht er sich mit siebenundfünfzig am Ziel. Er hat „nun alles Irdische erreicht: geliebt, geheirathet, Nachkommenschaft erzielt, zwei Orden gefriegt und in den Brockhaus gekommen. Es fehlt nur noch Zweierlei: Geheimer Rath und Tod. Des Einen bin ich sicher, auf den Anderen verzicht' ich allenfalls.“ Zwei Jahre später hat er im Theater einen Aerger, „im Grunde genommen nur eine Bagatelle; und doch war mir eine Viertelstunde lang zu Muth, als müßt' ich auf dem Platze bleiben; das Herz schlug mir krankhaft und um die Hüften herum hatt' ich einen heftigen Schmerz . . . Nervös war ich immer, aber doch nicht so. Und dann sag' ich mir wieder: was will man denn noch? Das Leben liegt hinter Einem und die meisten Achtundfünfziger sind noch ganz anders ramponirt.“ Er ist ramponirt, das Leben liegt hinter ihm; und was er noch zu geben haben wird, sind lediglich achtzehn Bände, von denen bis zu „Effi Briest“ hinauf einer immer besser ist als der andere.

In einem Brief aus den siebenziger Jahren sucht er während einer ehelichen Verstimmung seine nervöse Gereiztheit und Verdrießlichkeit seiner Frau gegenüber zu entschuldigen. „Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann,“ schreibt er, „oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt Das mein Gemüth und aus bedrücktem Gemüth heraus kann ich nicht nett, quid, elastisch und liebenswürdig sein.“ Aber er hat wohl zu Denen gehört, deren Lebensleistung ins Heldenmäßige wächst, weil sie nie von der Stelle zu kommen meinen; die das Vollkommene erreichen, weil sie ewig das Gefühl des Mißlungenen haben; und so liebenswürdig seine Briefe sind, so habe ich noch Keinen getroffen, der ihn persönlich



gefannt und ihn quid, elastisch und liebenswürdig gefunden hätte. Man erinnert sich seiner als eines „pimpligen“ alten Herrn, dem von überströmender Schaffenslust nicht eben viel anzumerken war. Eine Dame, die seine Bekanntschaft in einem Badort gemacht hatte, erzählte mir, daß er ihr auf die Frage, wie es heute mit seiner Arbeit gegangen sei, geantwortet habe: „Gott, schlecht. Ich habe da in der Laube gegessen und anderthalb Stunden lang fiel mir nichts ein. Und als es gerade anfang, ein Bißchen zu drippeln, da kamen ja die Kinder und machten Lärm; und da war es denn für heute vorbei.“ Die Dame äußerte sich in abschäbigem Sinn über diese Art von Dichterthum. Wenn Einer schon angeblich Talent habe, meinte sie, und die Schriftstellerei als Beruf betreibe, dann sei ein solches Geständniß doch einfach blamabel. Wahrscheinlich hätte der Alte ihr halbwegs zugestimmt; denn er war bescheiden, dachte würdig, aber nicht groß von sich; und obgleich er nach Jahrgang und Ausrüstung ein Mitglied des europäischen Heroengeschlechts war, zu welchem Bismarck, Moltke und Wilhelm der Erste, Helmholz, Wagner, Menzel, Zola, Ibsen und Tolstoi gehörten, so war er doch ganz ohne die feierliche Wessensüberspannung, die Ewigkeitsoptik auf sich selbst, die Großmannssucht, welche das zarte Geschlecht von 1870 entnerbt.

Das Wort „drippeln“ findet sich schon in einem Brief aus den fünfziger Jahren: „Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend Andere, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es drippelt nur so.“ Und wie hier, so ist überall seine Art, von sich selbst zu sprechen, ohne unsympathische Demuth, aber still, schlicht bis zur Resignation und auf den Ton gestimmt, in dem, Dezember 1885, auf der Treppe von Sanssouci der gespenstische Alte am Krückstock sich über den Stand des deutschen Dichters verlauten ließ:

„Und sein Metier?“

„Schriftsteller, Majestät. Ich mache Verse!“

Der König lächelte: „Nun hör' Er, Herr,

Ich wills ihm glauben; Keiner ist der Thor,

Sich dieses Zeichens ohne Noth zu rühmen,

Vergleichen sagt nur, wer es sagen muß,

Der Spott ist sicher, zweifelhaft das Andere.

Poète allemand! . . .“

Die Briefe sagen Das irgendwo in Prosa: „Es ist immer das selbe Lied: wer durchaus Schriftsteller werden muß, Der werd' es; er wird schließlich in dem Gefühl, an der ihm einzig passenden Stelle zu stehen, auch sein Trost, ja, sein Glück finden. Aber wer nicht ganz dafür geboren ist, Der bleibe davon.“ Das ist ein



Stammbuchspruch für junge Leute, die kommen und wissen wollen, ob sie „Talent“ haben, für all Die vom Schlage des armen Wechsler, der Juli 93 begraben wurde und über den Fontane an Rodenberg schrieb: „Solche Existenzen machen immer einen tragischen Eindruck auf mich, aber die Empfindung ist nicht rein. Es mischt sich so viel Anderes mit hinein: ‚Warum blieb der Schöpfer nicht hinter seinem Ladentisch?‘ und so weiter. Es klingt hart, besonders aus dem Munde Eines, der selber hinter dem Ladentisch gestanden. Und doch hab’ ich Recht.“ Der so nüchtern Gesinnte muß, trotz dem „Drippeln“, seines Berufes im Innern sehr sicher gewesen sein, da er den Ladentisch der Roseschen Apotheke verließ. Oder hat er gemacht wie wir Alle, die wir, auf Glück oder Untergang, ja, gleichgültig gegen Beides, einst irgendeine Art Ladentisch verließen und uns dem Geist und dem Wort ergaben, wie junge Leute früher zum Kalbsfell schworen, aus Indolenz, Leichtsinne und bürgerlicher Unmöglichkeit? Er wußte jedenfalls, daß, „auch als er schon Etwas war, ja, auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tête marschirte“, sehr Viele über ihn dachten und sprachen wie er über den armen Wechsler.

Sein Leben, sein glanzloses, bedrücktes Leben, ist in den Briefen beiläufig skizzirt. „Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlecht sitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mirs dabei mit einer gewissen Naturnothwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzufügen, mit einer gewissen preussischen Nothwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnothwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im Ganzen genommen, darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgesetzt gewesen bin . . . Daß ich das Alles gleichgültig hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andererseits darf ich doch auch wieder hinzufügen: ich habe nicht sehr darunter gelitten. Und Das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für Thatsächlichkeiten gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ichs fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt: nach außen hin; in meinem Gemüthe nicht.“ Und dann spricht er von den etablierten Mächten und Thatsächlichkeiten, die es in Preußen, wie überall, giebt und denen er sich unterwarf, auch als sie, sehr spät, ganz gegen das Ende, sich ihm gnädig zu zeigen begannen. Er wird Doktor, er bekommt



einen Orden; und er findet: „Man friegt die Orden für Andere . . . Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung . . ., so bedeutete mir solche Auszeichnung so gut wie nichts. Angesichts der Thatsache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann Etwas gilt, wenn man ‚staatlich approbirt‘ ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Werth: man wird respektvoller angefaßt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich ‚eingereicht‘ hat.“ Goethe hat sich gegen Eckermann ähnlich über Orden und Titel geäußert („sie halten manchen Stoß ab“) und es steckt in diesem schlichten Raisonnement viel deutsche Denkart, viel bismärckischer Realismus und kantische Unterscheidung von reiner und praktischer Vernunft. In seinem Gemüth wußte er sich nicht nur unabhängig von den „etablierten Mächten“, sondern hielt es für thöricht, mit der Menschheit überhaupt, mit Beifall, Zustimmung, Ehren zu rechnen, als ob damit Etwas gethan wäre. „Wir müssen,“ sagt er, „vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem Bethätigen unser selbst finden“; und was etwa noch den Reichtum betrifft, so ging seine Geringschätzung dieses Glücksmittels gelegentlich bis zum Mitleid. „Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen: je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Thun verleidet.“ Immerhin: sein Verhältniß zum Reichtum großen Stils war Neidlosigkeit, nicht Verachtung, und wenn er für seine Person wohl dem Sage Silvio Pellico zustimmte, daß jene Lage, die zwischen Arm und Reich in der Mitte liegt und also die Kenntniß beider Zustände leichter macht, am Geeignetsten ist, das Gemüth der Menschen zu bilden, so nöthigte doch sein Dichtersinn für Größe ihm, ähnlich wie es bei Heine den Rothschilds gegenüber der Fall war, für großartigen Reichtum ästhetische Bewunderung ab. „Wirklicher Reichtum,“ schreibt er an seine Tochter, „imponirt mir oder erfreut mich wenigstens, seine Erscheinungsformen sind mir im höchsten Maße sympathisch und ich lebe gern inmitten von Menschen, die fünftausend Grubzarbeiter beschäftigen, Fabrikkstädte gründen und Expeditionen aussenden zur Kolonisirung von Afrika. Große Schiffsrheder, die Flotten



bemannen, Tunnel- und Kanalbauer, die Welttheile verbinden, Zeitungsfürsten und Eisenbahnkönige sind meiner Huldigungen sicher. Ich will nichts von ihnen, aber sie schaffen und wirken zu sehen, thut mir wohl; alles Große hat von Jugend auf einen Zauber für mich gehabt, ich unterwerfe mich neidlos.“ Was er verachtete, war die bourgeoise „Sechserwirthschaft“, die sich besser dünkte als seine Armuth. „Ein Stück Brot,“ sagte er, „ist nie Sechserwirthschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und Kaiser-Sorte, wenn die Wirthin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrisen zu haben, ist sechserhaft in sich und doppelt durch die Gesinnung, die es begleitet.“ Man hat ihn einen Philister gescholten; und er selbst hat sich gelegentlich so genannt. Aber er war durchdrungen von der Trivialität alles Mittleren und sah in der Armuth, wenn nicht die Bedingung, so doch eine Begünstigung ungebunden schauender Künstlerfreiheit. „Blick' ich zurück,“ schreibt er 1883 aus Norderney, „so hat mein Leben hier viel Aehnlichkeit mit dem, das ich vor einunddreißig Jahren in London führte. Bewundernd ging ich vom Hyde-Park nach Regent's-Park, entzückt stand ich auf Richmond-Hill und sah den may-tree blühen; die Luft, die ich athmete, die Reichthumsbilder, die ich sah, Alles that mir wohl, aber ich ging doch wie ein Fremder oder als ein nicht zu voller und ganzer Theilnahme Berechtigter durch all die Herrlichkeiten hin. Immer bloß Zaungast. Und so ist es hier wieder. Zum Glück balancirt der Himmel Alles und die Blinden sehen mit ihren Fingerspizen. Die Dinge beobachten, gilt mir beinahe mehr, als sie besitzen, und so hat man schließlich seinen Glück- und Freudeertrag wie anscheinend Bevorzugtere.“

Dennoch: wie obsolet, wie altfränkisch muthet dies äußerlich kleinbürgerliche und enge Leben in seiner pauperen Loyalität uns Heutige an! Die Zeiten haben sich gewandelt, die Mächte der Gesittung, die man die „destruktiven“ nennt, sind in so siegreichem Vormarsch gegen die „etablierten“, die Rangstellung der Kunst, die Geltung des Geistes haben sich in dem Grade erhöht, daß eine Unterwürfigkeit wie die Fontanes uns fast kümmerlich dünkt. Was sind uns Orden und Titel? Wer wünscht sie sich, um respektvoller angefacht zu werden? Das soziale Befinden des Geistesmenschen, des nicht „Eingereichten“, hat sich in sichtbarster Weise gebeßert. „Keiner ist der Thor, sich dieses Zeichens ohne Noth zu rühmen?“ In München ward kürzlich ein Hochstapler gefangen, der sich ins Fremdenbuch eines noblen Hotels als „Schriftsteller“ eingetragen hatte. Wir können nicht mehr verlangen ...



Aber Fontanes Bescheidenheit wurzelte tiefer als im Sozialen, sie war ein Ergebnis jener letzten Künstlersepsis, die sich gegen Kunst und Künstlerthum selber richtet und von der man sagen kann, daß alle Künstleranständigkeit in ihr beruht. Es ist sehr erheiternd, aber doch nicht ohne einen Anflug von Koketterie, wenn er an seinem siebenzigsten Geburtstag die Leute sagen läßt: „Und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studirt“, — oder wenn er sich weigert, zur Einweihung des Goethe- und Schillerarchivs nach Weimar zu kommen, weil er dort allzu sehr Gefahr laufe, mit einem lateinischen „oder selbst griechischen“ Citat wie mit Du auf Du angeredet zu werden, wobei er immer das Gefühl habe: „Erde, thu' dich auf!“ Aber es kommt aus seiner Tiefe, wenn er, mit neunundsiebenzig Jahren, an einen Kritiker schreibt: „Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis darauf, daß ich Anderen zu Leibe rücke, mir selbst aber auch. Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhaftes anzusehen: ‚Thou comest in such a questionable shape.‘“ Es hing mit seinem Bürgersinn für Zucht und Ordnung zusammen, mehr aber noch mit jenem redlichen Rationalismus, von dem die Feierlichen, die Priester und Schwindler unter den Künstlern nichts wissen wollen, wenn er die Fragwürdigkeit des Typus Künstler, dieser Kreuzung aus Lucifer und Clown, wie außer ihm vielleicht nur noch Einer empfand. Man beachte die ungeduldige Behemenz des Ausdrucks in folgender Kritik der Romanfiguren Spielhagens: „Immer die Vorstellung, daß ein Dichter, ein Maler oder überhaupt ein Künstler etwas Besonderes sei, während die ganze Gesellschaft (und so war es immer) auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die Meisten übergelegt werden müßten. Von dieser Regel giebt es nur sehr wenig Ausnahmen, Scott, zum Beispiel; aber Byron ist schon wieder entsetzlich. Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und Fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig. Schon die bloßen Redensarten, ‚meine Kunst ist mir heilig‘ (namentlich bei Schauspielerinnen), bringen mich um.“ Magda Schwarze war damals wohl noch auf dem Conservatorium. Aber klingt die Aeußerung nicht genau wie ein Citat aus der „Fröhlichen Wissenschaft“? Und zu dem selben Gedankenkreis gehören die Rubek-Betrachtungen des Sechzigers über den Gegensatz von Kunst und Leben und den Vorrang, die Ueberlegenheit des ungenialen und



liebenswürdigen Lebens. „Ach,“ schreibt er, „wie bevorzugt sind doch Lieutenants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die Anderen aus der Familie Don Juan und wie nehm' ich Alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zu Gunsten lyrischer Dichtung und zu Ungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichterthum zuzuschreiben.“ Und als man ihn nicht versteht, sucht er sich zu erklären: „Es ist eine Lieblingbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgiltigkeit von Kunst, Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persiflirend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen, denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zufallen. Als junger Mensch dacht' ich gerade entgegengesetzt. Hübschheit war nichts. Talent, Genie war Alles.“

So ist es in der Ordnung. Das Recht auf Ironisirung des Geistes und der „Literatur“ (eine Manier heutzutage, mit welcher von Unbefugten ein widerwärtiger Mißbrauch getrieben wird) will erst erworben sein durch große Leistungen; Künstlerskepsis gegen Kunst und Künstlertum wird ehrenhaft erst, wenn sie mit jener künstlerischen Frömmigkeit, jenem Kunstfleiß verbunden ist, den Fontane, ein echter Nordmensch hierin, beinahe mit dem Genie identifizierte. „Gaben“, lautet ein Distichon an Adolf Menzel:

„Gaben, wer hätte sie nicht, — Talente, Spielzeug für Kinder!

Nur der Ernst macht den Mann, nur der Fleiß das Genie.“

Und Dem entspricht die Brieffstelle: „Es giebt heutzutage keine bloßen ‚Talente‘ mehr. Zum Wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vor Allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmaç und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas Anderes als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spaziren gegangen als der Lektüre, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.“



Bildung, Einsicht, Geschmack und Fleiß: man sieht, dieser Nördliche, der vom Märker doch wohl noch mehr hatte als vom Gasconner, war nicht auf den Rausch, sondern auf Erkenntniß gestellt, auf jenes Wissen um's Ideal, das übrigens den großen Epochen der Dichtkunst eigenthümlich ist. Er citirt Goethe: „Die Production eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntniß.“ Und er fügt hinzu: „Furchtbar richtig. Man kann auch ohne Kritik mal was Gutes schreiben, ja, vielleicht etwas so Gutes, wie man später mit Kritik nie wieder zu Stande bringt. Das Alles soll nicht bestritten werden. Aber Das sind dann die ‚Geschenke der Götter‘, die, weil es Göttergeschenke sind, sehr selten kommen. Einmal im Jahr; und das Jahr hat 365 Tage. Für die verbleibenden 364 entscheidet die Kritik, daß Maß der Erkenntniß. In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntniß dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus der selben Zeit mich beständig genirt und erröthen macht.“ „Meine ganze Production“, gesteht er ein ander Mal, „ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt. Ein Zufall hat es so gefügt, daß ich diese ganze Novelle mit halber und viertel Kraft geschrieben habe. Dennoch wird ihr Das schließlich Niemand ansehen.“ Dergleichen Bemerkungen und Bekenntnisse über das eigene Schaffen sind überall in den Briefen zu finden. Sie regen an durch ihre Echtheit, ihre unmittelbare Erlebtheit und gewähren Einblick in die Werkstatt eines geistreichen und leidenschaftlichen Künstlers.

Er spricht da etwa von den kleinen Hilfen und Stützen bei der Production, die den Künstler darüber hinwegtäuschen müssen, daß eigentlich Alles dem Nichts und der eigenen Brust abzugewinnen ist: „Man braucht das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben Einem liegt, und aus diesem Bewußtsein heraus produziert man dann. Wie oft habe ich schon gehört: ‚Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben.‘ Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Scene.“ Oder er spricht, gelegentlich der nicht verbrannten Briefe, die Effi verraten, vom Trivialen und Gesuchten, wobei er das Triviale mit Entschiedenheit für das kleinere Uebel erklärt. Oder er verwahrt sich auf die lebhafteste und lehrreichste Art gegen stilistische Korrekturen, die ein Redakteur an dem Manuscript von „Ellernklipp“ vornehmen zu müssen geglaubt hatte. „Ich opfere Ihnen“, so schreibt er, „meine ‚Punktums‘, aber meine ‚Unds‘, wo sie massenhaft auftreten, müssen Sie mir lassen. Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern,



die für Alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also: ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwingt, sondern umgekehrt einer, der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. Und so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind und dann wieder andere, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den „Unds“. Wollt' ich Alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Unbequemung und Rücksicht auf den Stoff. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je mehr sancta simplicitas, desto mehr „und“. „Und“ ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren.“ Die populäre Eindringlichkeit dieser Belehrung, „in Unbequemung und Rücksicht“, ist sehr erheiternd. Der Stil der Sache, daß den Gegenstand reden lassen war aber eine von Fontanes artistischen Lieblingideen und in seiner ausgezeichneten Keller-Kritik kommt er in anspruchsvollere Weise darauf zurück. Keller, sagt er, sei im Grunde ein Märchenerzähler: er erzähle nicht aus einem bestimmten Jahrhundert, kaum aus einem bestimmten Lande, gewiß nicht aus ständisch gegliederten und deshalb sprachlich verschiedenen Verhältnissen heraus, sondern habe für seine Darstellung eine im Wesentlichen sich gleich bleibende Märchensprache, an der alte und neue Zeit, Vornehm und Gering gleichmäßig partizipiren. Alles Historische, meint er, komme zu kurz, auch in Geschichten, die sich, wie „Dietegen“, keineswegs als Märchen, sondern als historische Sitten- und Zustandsbilder geben. Und der Grund? Es sei der, daß dem Schweizer, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstlerthums unerachtet, Eines fehle: Stil. Freilich, was sei Stil? „Versteht man darunter“, sagt Fontane, „die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntniß in dem Buffonschen ‚le style c'est l'homme‘ gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von ‚Stil‘ ist antiquirt und an ihre Stelle ist etwa die folgende, mir richtiger erscheinende Definition getreten: ‚Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, Das heißt: je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenschaften und Angewöhnungen des Künstlers.‘ Ist Dies richtig (und ich halt' es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit als von Stil sprechen. Er giebt eben All und Jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten Ton, der mal paßt und mal nicht



paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhol' es, allergrößte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt fein *sum cuique*, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Erbarmungslos überliefert er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton.“

Sonderbar! Es ist Fontane persönlich, der hier spricht; aber man überlese etwa die fünf letzten dieser Fontane-Sätze noch einmal auf ihren Ton und Rhythmus hin (es ist hier nicht vom Inhalt die Rede) und man frage sich, ob man ihnen, so persönlich fontanisch sie sind, nicht sehr wohl in einem Fontaneschen Roman-Dialog begegnen könnte. Plaudern nicht Rex und Ezafo so mit ihrem Freunde Stechlin, wobei man gern die Frage dahinstellt, ob preußische Lieutenants je so anmuthigen Geistes gewesen sind? Die Wahrheit zu sagen, so trifft der Einwand, den Fontane gegen Keller erhebt, wenn es ein Einwand ist, ihn selber nicht weniger oder kaum weniger als Diesen. Auch er hat die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert; und wer möchte es anders wünschen? Der Einwand ist kein Einwand und Fontanes naturalistisch beeinflusste Stil-Theorie ist nicht auf der Höhe seiner Praxis. Zwar trägt jeder Stoff seinen Stil in sich und der Manierist taugt so wenig wie der Glattschreiber. Aber jene stilistische Mimicry, die einen Schriftsteller befähigt, jede Wendung seines Vortrags mit der Atmosphäre der Welt zu erfüllen, die er darstellt, schließt die Einheit und geprägte Eigenart der stilistischen Persönlichkeit keineswegs aus. Richard Wagner hat, wie jeder Künstler, der diesen Namen verdient, nie zweimal das Selbe gemacht und ist in jedem seiner Werke stilistisch vollkommen ein Anderer. Das hindert nicht, daß er an einer einzigen Zeile, einem einzigen Takt aus irgendeinem seiner Werke als ganz er selbst zu erkennen ist. Die Sache ist die, daß der Künstler zwar nicht selber redet, sondern die Dinge reden läßt, daß er sie aber auf seine persönliche Art reden läßt. Und nochmals: wer möchte wünschen, daß Fontane es anders gehalten hätte?

Es ist etwas unbedingt Zauberhaftes um seinen Stil und namentlich um den seiner alten Tage, wie er uns in den Briefen der achtziger und neunziger Jahre wieder entgegentritt. Mir persönlich wenigstens sei das Bekenntniß erlaubt, daß kein Schriftsteller der Vergangenheit oder Gegenwart mir die Sympathie und Dankbarkeit, dieß unmittelbare und instinktmäßige Entzücken, diese unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung erweckt, die ich bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogseckchen von ihm empfinde. Diese bei aller behaglichen Breite so leichte, so lichte Prosa hat mit ihrer heimlichen Neigung zum Balladesken, ihren



zugleich mundgerechten und verzmäßigen Abbreviaturen etwas bequem Gehobenes, sie besitzt, bei scheinbarer Lässigkeit, eine Haltung und Behältlichkeit, eine innere Form, wie sie wohl nur nach langer poetischer Übung denkbar ist, sie steht in der That der Poesie viel näher, als ihre unfeierliche Anspruchslosigkeit wahrhaben möchte, sie hat poetisches Gewissen, poetische Bedürfnisse, sie ist angesichts der Poesie geschrieben, und wie seine Greisenverse, die doch so konzentriert und vollkommen sind, daß man sie sofort auswendig weiß, stilistisch seiner Prosa immer näher kommen, so ist es das Merkwürdige, daß seine Prosa sich in dem selben Maße sublimiert, in welchem sie (Erlaubniß für das Wort!) verbummelt. Man hat ihn oft einen „Causeur“ genannt und er selbst hat es gethan. Jedoch die Wahrheit ist, daß er ein Sänger war, auch wenn er zu flöhnen schien, und sein Causeurthum, das nach „Effi Briest“ in einer dichterisch wohl eigentlich bedenklichen Weise überhand nahm, besteht in einer Verflüchtigung des Stofflichen, die bis zu dem Grade geht, daß schließlich fast nichts als ein artistisches Spiel von Ton und Geist übrig bleibt. War Das Verfall? Er selbst scheint es dafür gehalten zu haben. „Das Buch,“ schreibt er über „Poggenpuhl“, „ist kein Roman und hat keinen Inhalt. Das ‚Wie‘ muß für das ‚Was‘ eintreten, — mir kann nichts Lieberes gesagt werden. Natürlich darf eine Literatur nicht auf dem Geschmack ganz, ganz alter Herren aufgebaut werden. Aber so nebenher geht es.“ Eine Auffassung, die ihm wohl ansteht, nicht eben so wohl aber uns Anderen ziemen würde. Wenn unsere erzählende Literatur etwas mehr von diesem Geschmack eines ganz, ganz alten Heroen beeinflusst worden wäre, so hätten wir heute im deutschen Roman mehr Kunst und weniger Philisterei. Und das Bemerkenswerthe ist, daß dieser Vergr eisung- und Auflösungsprozeß den Plan der „Lifedeeler“ zeitigt.

„Ich will einen neuen Roman schreiben,“ heißt es am sechzehnten März 1895, „(ob er fertig wird, ist gleichgiltig), einen ganz famosen Roman, der von Allem abweicht, was ich bisher geschrieben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, ob schon Manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik ‚Ekkehart‘ oder ‚Ahnen‘ zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, indem er eine Ausöhnung sein soll zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei. Den ‚Hosen des Herrn von Bredow‘ käme diese Mischung am Nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die ‚Hosen‘, wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein Roman als phantastische und groteske Tragoedie gedacht ist. Er heißt ‚Die Lifedeeler‘ (Lifedealer, Gleichtheiler, damalige, denn es spielt Anna 1400, Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor



und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht Alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh es Dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit lang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben . . .“ Und dann fragt er nach Schriften, nach Büchern und erklärt seinen Mut selbst zu Archivalischem . . .

Wären die „Lifedeeler“ geschrieben worden, so besäßen wir heute den historischen Roman von höchstem poetischen Rang, den Frankreich in „Salambo“, Belgien im „Alenspiegel“ besitzt. Es sollte nicht sein. War die Zeit noch nicht erfüllt? Mehrmals, bis in den Juli, ist noch von dem Plane, den Studien die Rede. Dann breitet sich Schweigen darüber.

Dies lautlose Versinken einer so neuen und hohen, so klar erschauten Aufgabe, dies stille Absterben einer begeisternden, Unsterblichkeit verheißenden Konzeption giebt zu denken. Müdigkeit allein ist kein Grund zu solchem Verzicht. Es war ihm ja gleichgültig, ob er fertig wurde. Besorgte er, mit diesem Unternehmen die Beschränkung zu durchbrechen, deren nach seiner Einsicht die Menschennatur, und seine Natur im Besonderen, bedurfte, um das Vollmaß ihrer Kraft zur Erscheinung zu bringen? „Wir bedürfen eines kleinen Kreises, um groß zu sein.“ „Wer sich überschätzt, ist klein.“ „Mir würde der Weitsprung nicht gelingen.“ Ruhig und mit fontanischer Skepsis gesehen: der Lifedeeler-Plan war ein Plan des Ehrgeizes, der als solcher erkannt und verworfen wurde. Fontane war lange in der Beschränkung groß, im Bürgerlichen sublim, war lange als Romanschreiber ein heimlicher Sänger gewesen. Ein paar späte Monate träumte er davon, zu scheinen, was er immer gewesen war. Dann schämte er sich wohl seiner Hoffahrt, fand es wohl gar ridikül, auf einmal die alten Knochen zum Weitsprung zusammenzuraffen und entsagte schweigend einem Werk, das für ihn etwas weniger Neues und Abweichendes bedeutete, als er anfangs geglaubt hatte. Der Fall ist typischer, als er das Ansehen hat. Anlagen und Bedürfnisse vornehmer Natur, die lange unscheinbaren und bürgerlichen Gegenständen zu Gut kamen, sie innerlich edel machten und für den Kenner weit über ihre Sphäre erhöhten, sollen schließlich, angewandt auf einen „würdigen“ Stoff, auch blöden Augen sich in ihrem Adel offenbaren. Aber es fehlt der Reiz des Gegensatzes, der gewohnte Zauber der Heimlichkeit fehlt; und ein Werk kommt nicht zu Stande, das eine



Konsequenz sein sollte und das sich in höherem Sinne als überflüssig erweist.

Vielleicht war es gar der Uerger, der die phantastische Prosa-Ballade der Lifedeeler konzipierte, der Uerger über das grobe Unverständnis, dem seine Natur bis ans Ende ausgesetzt blieb. „Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt und bildet meine eigenste südfranzösische Natur. Und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Ladestock im Rücken. O Du himmlischer Vater!“ War Fontane ein Romantiker? Sein Besuch in Bayreuth, 1889, mißlingt vollkommen. Nur aus physischen Gründen: Gegen Ende der „Overture“ wird ihm schlecht und er giebt Fersengeld. Aber man darf glauben, daß ihm nicht schlecht geworden wäre, wenn der „Parsifal“ ihm Etwas zu sagen gehabt hätte, und die amüsante Art, in der er von der „Strapaze“ erzählt, macht deutlich, daß Tempelkunst und heiliges Theater sein Fall nicht war. War er ein Romantiker? Im deutschen Sinn gewiß nicht. Seine Romantik ist romanischer Herkunft, eine Cyrano de Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. Auch schauerliche Motive, auch Tower und Richtblock, als Sühne für heiße Verfehlungen, kommen darin vor. Aber ihr Grundwesen ist Rationalismus, ist heiterer Geist und freie Sinnlichkeit, und was vollkommen fehlt, ist das ahndevoll Musikalische, das brünstig Metaphysische, die trübe Tiefe. Was fehlt, ist ferner, bei aller Lust am Historischen, der reaktionäre Zug, der Haß gegen „diese Zeit“. Jene tapfere Modernität zeichnete Theodor Fontane aus, die heute, im Gegensatz zum Heiligen Stefan, etwa Richard Dehmel vertritt.

Es gehört zu den Widersprüchen dieses ungebundenen und auf nichts eingeschworenen Geistes, der alle Dinge in seinem Leben von mindestens zwei Seiten gesehen hat, wenn er sich eines Tages mit erstaunlicher Entschiedenheit gegen das preußische Deutschland erklärt und Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar die Plätze nennt, daran man sich erfreuen könne. Bezeichnender für ihn ist sicher die Brieffstelle, wo er von dem berlinischen, residenzlichen, großstädtischen Publikum spricht, das ihm wichtiger und sympathischer sei als die marlittgesäugte Strickstrumpfmadame in Sachsen und Thüringen; oder die andere, wo von Sittlichkeit die Rede ist und, wie bei Nietzsche „Wartburg“ und „höhere Tochter“, der „kleine sächsisch-thüringische Stil“ und seine moralische Krähwinkelei verspottet wird.

Damals ist er Siebenzig, und er wird immer jünger. Die „Re-



volution der Literatur“ findet ihn auf der Höhe und er dichtet den heiteren Spruch von den Alten, deren larmoyanten Unentbehrlichkeitsdünkel er nicht versteht, und von den Jungen, die den Tag und die Stunde haben, die die Szene beherrschen und die nun „dran“ sind. Um das Jahr 80 fallen, wie es sich gehört, auffällige Bemerkungen gegen die Klassiker. „Denn wir nehmen unsern Klassikern gegenüber eine höchst befangene Stellung ein, wenn auch nur darin, daß wir auch aus dem Langweiligen und Mittelmäßigen durchaus Etwas machen wollen und literarisch eben so gut ‚Idolatrie‘ treiben wie politisch.“ Selbst gegen Schiller, der doch bis dahin „Nummer Eins“ war, kann man ihn einen Augenblick in Ausfallstellung sehen. Der Halbfremde erkennt das Schillerthum als etwas Halbfremdes im Vergleich mit dem nationalen und volksthümlichen Geist Bürgers. Das Epigonthum gar, Alles „was zwischen Dreißig und Siebenzig geschrieben wurde“, „ist mauſetot“. „Die Schönrednerei kommt nicht wieder auf.“ Und während freilich die kleinen Schreier und Tumultuanten ihm verdrießlich sind, begrüßt der Fünfundsiebenzigjährige Hauptmanns „Weber“ als „vorzüglich“, „epochemachend“, „ein Prachtstück der deutschen Literatur“.

Unter seinen Bemerkungen über große moderne Erscheinungen ist wundervoll fontanisch die über Strindberg. Mehr als ein Instinkt in ihm, sein Sinn für Diskretion, Takt, Sauberkeit, Lebenswürdigkeit und bürgerlichen Anstand, mußte gegen dieß unsympathische Genie revoltiren wie gegen den unseligen Stauffer, von dem er sagt: „Solche Genies sollten gar nicht existiren, und wenn das Geniethum so was fordert, so bin ich für Leineweber.“ Die „Beichte eines Thoren“ entlockt ihm zunächst den Satz: „Wer solch Buch schreiben, aus Rache schreiben kann, ist natürlich ein Schöfelinski.“ Allein sofort fügt er hinzu: „Es bleibt aber anderseits wahr, daß man die wichtigsten Aufschlüsse, Bekenntnisse, Handlungen immer oder doch fast immer den fragwürdigsten Personen zu verdanken hat. Revolutionen gehen zum großen Theil von Gesindel, Va banque-Spielern oder Verrückten aus; und was wären wir ohne Revolutionen!“ Man höre den Philister, den stocksteifen Ordnungsmann! Er fragt rhetorisch, was wir ohne Revolutionen wären! Und Das ist nicht nur eine Laune. Am Stoff der Lifedeeler reizt ihn „die sozialdemokratische Modernität“. An seinen englischen Freund James Morris schreibt der Mann der märkischen Gedichte, der Mann der märkischen Geschichte wörtlich: „Alles Interesse ruht beim Vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar und Adel und Klerus sind altbacken, immer das Selbe. Die neue, bessere



Welt fängt erst beim Vierten Stande an. Man würde Das sagen, auch wenn es sich bloß erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht. Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Massen tatsächlich überholt. Alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen Alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege." Das stammt aus dem Jahr 96. Achtzehn Jahre früher hatte er an seine Frau geschrieben: „Massen sind immer nur durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten worden und der Versuch, es ohne diese großen Weltprofosse leisten zu wollen, ist als gescheitert anzusehen. Man dachte, in ‚Bildung‘ den Ersatz gefunden zu haben, und glorifizierte den ‚Schulzwang‘ und die ‚Militärpflicht‘. Jetzt haben wir den Salat. In Beiden hat sich der Staat, ja, mehr denn Das ‚die Gesellschaft‘, eine Ruthe aufgebunden: der Schulzwang hat alle Welt lesen gelehrt und mit dem Halbbildungsdünkel den letzten Rest von Autorität begraben; die Militärpflicht hat Jeden schießen gelehrt und die wüste Masse zu Arbeiterbataillonen organisirt.“ Diese Einsicht, heute zum Gemeinplatz geworden, war das Erlebnis der siebenziger Jahre und die Brieffstelle erinnert, wie manche andere, an Nietzsche, der höhnisch fragte: „Mit einem Worte: was will man? Will man Sklaven so ist man ein Narr, wenn man sich Herren erzieht.“ Zwischen dieser Anschauungsweise und dem unbedingten Enthusiasmus des alten Fontane für den „Vierten Stand“ liegt gewiß eine Entwicklung, liegt das Bewußtwerden seiner Modernität, sein wundervolles Hineinwachsen in Jugend und Zukunft. Aber eben so gewiß ist, daß er der Mann war, in dem beide Anschauungen, die konservative und die revolutionäre, neben einander bestehen konnten; denn seine politische Psyche war künstlerisch kompliziert, war in einem sublimen Sinn unzuverlässig; und ganz im Grunde hat er sich kaum gewundert, daß an seinem „Fünfundsiebenzigsten“ nicht die Stechow, Bredow und Rochow, sondern der andere, der seelisch fragwürdige, der „fast schon prähistorische“ Adel zu ihm kam.

Diese Kompliziertheit war mehr als der „mangelnde Sinn für Feierlichkeit“ (der aber vielleicht das Selbe ist) daran schuld, daß Fontane „es nicht weit brachte“, daß der Dichter des Alten Derffling, des Alten Dessauer, des Alten Zieten und der berliner Einzugs-carmina nicht offiziell, nicht Adlerritter und Hofgänger werden konnte, wie Adolf Menzel. Unstreitig fällt beim Bildenden Künstler, beim hohen Handwerker das Geistige und Problematische mehr als beim Schriftsteller mit dem Technischen zusammen; nichts



hindert in seinem Falle die Herrschenden, das Stoffliche für die Gesinnung zu nehmen, und nichts hindert ihn, den geistig Stummen, Harmlosen und Unverantwortlichen, sich ihre Ordensmäntel und Adelstitel mit guter Miene gefallen zu lassen. Ein großer Maler kann offiziell werden, ein großer Schriftsteller niemals. Denn Alles, worin der Rang, Reiz und Wert seiner Persönlichkeit beruht, die geistige Nuance, die artikulirte Problematik, die verantwortungsvolle Ungebundenheit, muß ihn in den Augen der Herrschenden als gesinnunguntüchtig und verdächtig erscheinen lassen. Vom amtlichen Preußen ist nicht zu verlangen, daß es den patriotischen Sänger für voll nimmt, der eines Tages den Borussiaismus für die niedrigste aller je dagewesenen Kulturformen erklärt.

Verantwortungsvolle Ungebundenheit: vielleicht hätte er sich das Wort zur Bezeichnung seines politischen Verhältnisses gefallen lassen. Im Jahr 87 soll er wählen. „Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen ‚Eilenden‘ an die Wahlurne citiren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so komplizirt, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann.“ Im Jahr 90 ist er frivoler: „Und nun breche ich auf, um nach vielen, vielen Jahren zum ersten Mal wieder einen Stimmzettel in die Urne zu thun; welchen? Ich habe es in meiner Verlegenheit durch Knöpfeabzählen festgestellt. Nur Der, der nichts weiß, weiß es ganz bestimmt...“

Ein unsicherer Rantonist. Hat er nicht als Theaterkritiker einmal gestanden, eigentlich könne er immer gerade so gut das Gegentheil sagen? Er liebt den Adel „menschlich und novellistisch“, aber politisch ist er ihm „doch zu sehr gegen den Strich“; und er hat sich gewöhnen müssen, seine „schließlich als Untergrund immer noch vorhande Adelsvorliebe mit Soupçon behandelt zu sehen“, weil er das Lied allzu sehr „nach seiner Fassung und nicht nach einem ihm vorgelegten Notenblatt blase“. Er liebt die Juden, „zieht sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor“ und hat „auch unserm von mir aufrichtig geliebten Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird.“ Aber von den Juden regirt sein will er nicht, ist überhaupt nicht liberal und äußert sich aus dem patriarchalischen Jdyl Neubrandenburgs höchst wegwerfend über „Freiheitparagraphen“. Man hält den „Wanderer“ wohl für einen Verherrlicher der Mark? Er bedankt sich. „Ich habe sagen wollen und wirklich gesagt: ‚Kinder, so schlimm, wie Ihr es macht, ist es nicht; und dazu war ich berechtigt; aber es ist Thorheit, aus diesen Büchern herauslesen zu



wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Marx und Märker. So dumm war ich nicht.“ Damit ist freilich, trotz Gogler und der „Einreihung“, amtlich nichts anzufangen. Aber zuletzt ist auch Dies nur die Reserve eines Augenblicks, eine Distanzierung der zarten Persönlichkeit von dem unholden Stoff. Was die „Wanderungen“ eigentlich besagen wollen, ist an einer anderen Briefstelle in starken Worten ausgedrückt: Kritisch, heißt es dort, müsse hervorgehoben werden, „wie man nicht bloß Marx und Märker daraus kennen, sondern auch, aller Ruppigkeit und Unausstehlichkeit unbeschadet, unter der Vorführung dieser Pflichttrampel und Dienstküppel einsehen lernt, daß diese letzte Nummer Deutschlands berufen war, seine erste zu werden.“ Das ist die Selbstenttäucherung des Schönheitmenschen, die sich willig darein findet, daß im Staatenleben nicht Verfeinerung und musische Anmuth, sondern Tüchtigkeit und raube Zucht die Träger historischer Sendung sind.

Er hat Bismarck mehrmals besungen; in den Briefen spricht er von ihm; und ich weiß nicht, woraus, ob aus Sang oder Wort, man mehr über Bismarck sowohl wie über Fontane erfährt. Die Gestalt des deutschen Kanzlers ist hier mit einem skeptischen, ja, gehässigen Psychologenaugen gesehen: sehr groß und sehr fragwürdig. Das Recht auf Zweifel erkennt der Alte den Jungen freilich nicht zu. „Die Studenten,“ schreibt er am Bismarcktag des Jahres 95, „müssen begeistert sein; Das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Für alte Knöpfe liegt es anders oder wenigstens komplizirter. Diese Mischung von Uebermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer, von Heroß und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen...“ Er war zu loyal, um der Legitimität gegenüber die Partei des Genies ergreifen zu können: „Ich stehe in der ganzen Geschichte von Anfang an auf Kaisers Seite . . . Bismarck ist der größte Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein ‚Prinzip‘ hat ihn schließlich gestürzt, besiegt, das selbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er nie gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königthums (eine wohlverdiente Macht) war stärker als sein Genie und seine Mogelei. Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weiter geht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitäts Thräne. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor



ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Reichshauptmann und Vortheilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch.“ Und er war nicht Pessimist und Cyniker genug, war, um mit Montaigne zu unterscheiden, in seinem Herzen zu sehr für das „Ehrenhafte“ gegen das „Nützliche“, um dem Macchiavellismus des Reichsgründers unbedingt zujubeln zu können. „Er ist die denkbar interessanteste Figur. Ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Gang, die Menschen zu betrügen, dieß vollendete Schlaubergerthum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andere Helden blicken. Dem Zweckdienlichen Alles unterordnen, ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt.“

Das Zweckdienliche ein furchtbarer Standpunkt: Das ist etwas Neues, Nachbismarckisches, ist etwas über „Reich“ und „Realpolitik“ hinaus. Ganz ähnlich, wie Fontane über Bismarck spricht, sprach Voltaire, der Zukunftsbürger, über Karl den Großen; und fast sicher ist heute schon, daß die politische Geistigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts der wohlwollenden Expansivität des achtzehnten verwandter sein wird als der düster-ungläubigen Brutalität des neunzehnten. Fontane hatte in sich viel achtzehntes Jahrhundert und an der Wende des neunzehnten, ein hoher Siebenziger für seine Person, spricht er Worte, die ganz und gar dem zwanzigsten angehören. „Mit Schrecken sehe ich die ‚englischen Rüstungen‘, und daß das so welt- und lebenskluge England schließlich auch in diesen modernen Unsinn verfällt. Die Kultur, die dadurch geschützt werden soll, geht darin unter. Alle Staaten müssen erst wieder den Muth kriegen, vor dem Besiegtwerden nicht zu erschrecken. Es schadet einem Volk nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden; oft trifft das Gegentheil zu.“ . . . „Die Konquistadorenzeit, wo zwanzig Räuber, weil sie Knallbüchsen hatten, viel gesittetere Leute zu Paaren trieben und die Könige dieser besseren Leute auf den Rost legten, diese brutale Zeit ist vorbei, und gerechtere Tage brechen an. Die ganze Kolonisierungspolitik ist ein Blödsinn: ‚Bleibe zu Hause und nähre Dich redlich.‘ Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest. Bis jetzt konnte man sich, wenn man auf England sah, daran aufrichten, daß es wenigstens ein Volk in Europa gab, das noch an ein anderes Ideal als an eine ‚Million Soldaten‘ glaubte. Wenn England sich dieses kolossalen Vorzugs, der gleichbedeutend ist mit gesundem Menschenverstand, freiwillig begiebt und nun auch anfängt, jedem Menschen eine Flinte in die Hand zu zwingen, so steigt es von der Höhe herab, die es bis heute innehatte. Die Menschheit hat zu natürlichen Zu-



ständen zurückzuführen. Daß aber, womit am Ehesten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus." Man traut seinen Ohren nicht. Ist es der Verherrlicher kriegerischen Preußenadels, der Mann der Quikowß und Ikenplike, der spricht? Eins seiner letzten politischen Worte, ganz spät, aus seinem Todesjahr, gilt der bürgerlichen Revolution, die sich in Deutschland nur halbwegs verwirklicht hat und an deren Beendigung er glaubte. „Scharmügel“ nennt er den achtzehnten März und fügt hinzu: „Unsere Enkel werden erst die wirkliche Schlacht zu schlagen haben.“ „Unsere Enkel“: Daß sind unsere Kinder; und mit ihnen war das Herz des alten Fontane. Jeder außerordentliche Geist muß in seiner politischen Theilnahme komplizirt und unzuverlässig erscheinen, denn die Widersprüche, zu denen die Tagesdebatte ihn drängt, finden ihre Ausöhnung und Auflösung erst in der Zukunft.

Das Schauspiel, das der alte Fontane bietet, dieß Schauspiel einer Vergreifung, die künstlerisch, geistig, menschlich eine Verjüngung ist, einer zweiten und eigentlichen Jugend und Reife im hohen Alter, besitzt in der Geistesgeschichte nicht leicht ein Gegenstück. Die Zeit, die sich verjüngte, als er die Schwelle des Greisenalters überschritt, war diesem Werdegange günstig. Aber durch das untaugliche und verbitterte Zurückbleiben seiner Altersgenossen wird doch das Individuelle seines Falles hervorgehoben. „Ich bin mit den Jahren jünger geworden,“ schrieb der achtundzwanzigjährige Jüngling an einen Freund, „und die Lebenslust, die eigentlich ein Erbtheil der Jugend ist, scheint in mir zu wachsen, je länger der abgewickelte Faden wird.“ Das ist eine frühe Erkenntniß seiner vitalen Eigenart. Er war geboren, um der „alte Fontane“ zu werden, der leben wird; die ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens waren, beinahe bewußt, nur eine Vorbereitung auf die zwei späten, gütigvoll skeptisch im wachsenden Schatten des letzten Rätsels verbrachten; und sein Leben scheint zu lehren, daß erst Todesreise wahre Lebensreise ist. Immer freier, immer weiser reifte diese seltene und lebenswürdige Natur dem Empfange der letzten Antwort entgegen; und im Nachlaß des Verewigten fand man den schönen Spruch:

„Leben; wohl Dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot,  
Doch das Beste, was es sendet,  
Ist das Wissen, das es sendet,  
Ist der Ausgang, ist der Tod.“

München.

Thomas Mann.





## Die Geburt.

**S**ie weiß nicht, warum es unbedingt nöthig war, daß sie in unsere kleine Stadt kamen. Vielleicht mußten sie den Friedensrichter auffuchen, der damals, vor der Nachmittagsaudienz, am frühen Morgen Rathschläge erteilte. Einerlei: sie kamen am Vorabend an, um am nächsten Tag wegen ihrer Angelegenheiten bald auf zu sein.

Der Mann, der Josef hieß und bei den Zimmerleuten arbeitete, hatte nicht weggehen wollen, ehe sein Tagewerk vollbracht war. Nun geschah, was immer geschieht, wenn man Eile hat: es gab an jenem Tage mehr Arbeit als gewöhnlich und Josef konnte seinen Meister erst sehr spät verlassen. Obendrein mußte er seine Frau mitnehmen. Vielleicht hatten sie auch beim Notar zu thun. Sie mußte da sein, um ihre Unterschrift zu geben. Sie hieß Marie. Es war ärgerlich, sie diese Reise machen zu lassen, denn ihr Schoß war gesegnet. Und gar im Winter!

Sie hatten kein Glück. Schlag Neun kamen sie in unserer Stadt an. Fast Alles schlief schon, nicht viele Lichter sah man hinter den Fensterladen der Häuser. Sie hatten kein Glück: da sie an eine Thür klopfen und Einen stören mußten, um Auskunft zu erhalten, versielen sie auf die Thür der Bouteau, die in der Gegend allgemein verhaßt waren. Es hieß, der Mann habe den Tod seiner Mutter verschuldet. Der nahm sich nicht einmal die Mühe, zu hören, was die Reisenden von ihm verlangten. Roh antwortete er ihnen und erklärte, er vergebe keine Schlafstellen, aber links sei eine Pächterei, in die sie gehen könnten. Lärmend schloß er die Thür und sie hörten genau, wie er zu seiner Frau sagte: „Das ist ein Strolch mit seiner Strolchin!“

Als man später erfuhr, war Alles entrüstet. Die armen Leute! Wenn sie weiter oben oder weiter unten an eine Thür geklopft hätten, würden sie brave Menschen gefunden haben, die sich in Stücke zerrissen hätten, um ihnen eine Herberge zu verschaffen. Eine traurige Meinung mußten sie von den Bewohnern der Stadt haben! Und sie waren nicht ganz ohne Geld. Sie hätten gern das Nöthige angewendet, um in einem Bett zu schlafen. Traurig machten sie sich auf den Weg. Sie klopften an keine andere Thür mehr; versuchten gar nicht erst, eine Herberge zu entdecken. Josef war nicht einmal ärgerlich. Da er sehr weit draußen auf dem Land arbeitete, konnte er nicht jeden Abend nach Haus kommen; hatte also schon oft auf dem Heu in den Scheunen der Pächtereien geschlafen. Da hat man warm, wenn man versteht, sich ein Lager herzurichten. Aber die arme Marie, die ihre Nächte immer im Bett zugebracht hatte, war den Thränen nah. Umsonst sagte Josef: „Du wirst sehen, ich werde Dir schon zurecht machen. Und Du wirst dann gut schlafen, weil Du müde bist.“

Die Pächterei, die sie aufsuchten, wurde damals von Vater Renon geleitet. Der behandelte Landstreicher, wie England in der Zeit der Attentate die Anarchisten behandelt hatte. Er gewährte ihnen freien Eintritt in seine Scheune. Nie war ihm Etwas geschehen. In den an-



deren Pächtereien gab's manchmal Brandstiftungen aus Rache. Ihm hatte noch nie Einer Ernstliches angethan. Oft genug sah er morgens einen Landstreicher vom Heuschober heruntersteigen. Der machte ihm einen Kratzfuß und Vater Renon fragte ihn scherzend, ob er wohl geruht habe.

Aber Josef und Marie hatten wieder Unglück: in der Pächtereirei schlief Alles, als sie im Hof anlangten. Nur mit großer Mühe konnten sie die Thür zur Scheuer finden. Schließlich irrten sie noch und traten in den Stall. Schon wollten sie weg und weitergehen. Aber Josef besann sich und sagte: „Wir haben es im Stall besser; denn hier ist's viel wärmer. Und um auf den Heuboden zu gelangen, müßte man eine Leiter hinaufklettern. Man sieht kaum noch und Du könntest fallen.“

Im Stall war ein Verschlag, in dem Vater Renon gewöhnlich seinen Stier festband. Aber in diesem Jahr war der Stier verkauft worden. Der Verschlag war frei. Ohne lange Umstände richteten sich Marie und Josef dort ein; ohne zu ahnen, daß sie den Platz des Stieres einnahmen. Sie bereiteten sich zwei Strohlagen: eine als Matratze und die andere als Decke. Sie waren gar nicht so übel dran und sparten außerdem ihr Geld.

Marie schlief sogleich ein. Josef konnte nicht schlafen und begann, nachzudenken. Er ging sein ganzes Leben durch. Er war fünfzig Jahre alt, hatte die erste Frau verloren und sich wieder verheiratet. Die zweite Frau ist viel jünger als er. Sie war eine Waise; er hatte sie gekannt, als sie ganz klein war; ihr Vater und er hatten am selben Tage geheirathet. Sie stand nun ganz allein in der Welt. Er brauchte ein Wesen, das ihm die Wirthschaft führte, und hatte drum die gute kleine Frau geheirathet, die nicht zänkisch, nicht kokett, sehr aufmerksam und sehr ernst war. Nun sollten sie ein Kind bekommen.

Früher, als Josef erwarten konnte. Als er schläfrig geworden war, wurde er jäh aufgeschreckt. Marie hatte sich auf ihre Ellbogen gestützt und rief ihn: „Josef, mir ist übel!“

„Das kommt, weil Du von dem vielen Gehen müde bist.“

Das wars aber nicht. Man konnte sich nicht lange über die Art der Schmerzen täuschen, die Marie peinigten. Du lieber Gott: zu unpaßlicherer Zeit konnte es wahrhaftig nicht kommen! Alles war ja vorbedacht; sogar das Geld für die Hebamme zurückgelegt. Aber sie hatten gemeint, einen Monat werde es wohl noch dauern; und nun fiel's gerade auf den Tag, den sie nicht in ihrem Heim verlebten.

Marie litt furchtbar. Der Mann mußte sie immer wieder er-muthigen. Schließlich wars überstanden. Im Dunkel: denn Josef hatte kein Streichholz mitgenommen. Gegen Mitternacht ließ das Kind den ersten Schrei hören. Ein Knabe oder ein Mädchen? Während der Frage geschah Etwas, das man nachher sehr komisch fand: die Thiere zogen an ihren Ketten. Vielleicht glaubten sie, der Herr habe einen neuen Stier gekauft.

Im Finstern tappte Josef hin und her und besorgte ohne Wasser



die erste Reinigung des Kindes. Ihm schien es ein Knabe. Das sagte er Marien. Die aber hörte ihn nicht; denn sie war nach der großen Anstrengung gleich wieder eingeschlafen. Josef hüllte das Kleine in seinen Paletot und mußte nun frieren.

Wie lang die Nacht war! Er wagte nicht, Menschen zu rufen. Die konnten ihn für einen Dieb halten und erschießen. Bis fünf Uhr wartete er; jetzt, dachte er, müssen Leute kommen, um die Thiere zu striegeln. Wirklich: da kam eine Magd mit einer Laterne. Das Kind erwachte und weinte. Die Magd wagte nicht, hinzusehen. Von Furcht gepackt, floh sie mit ihrem Licht. Das fehlte noch!

Volle fünf Minuten vergingen, bis der Pächter mit einem Knecht, Jeder mit einer Heugabel zur Vertheidigung in der Hand, herbeikam. Da sahen sie nun die Bescherung. Josef erhob sich respektvoll und erklärte ihnen Alles. Sie legten ihre Heugabeln fort.

„So was ist mir noch nicht vorgekommen“, sagte der fünfundsechzigjährige Vater Renon. „Arme Leute! Man ist doch kein Heide! Hättet uns rufen sollen!“

Der Landmann ist kein besserer Mensch als der Städter; aber er kennt das Elend genauer. Man trug Marie ins Haus und legte sie in das Bett der Mutter Renon (weils das beste war). Josef entschuldigte sich; er wolle nicht unbequem werden. Und Marie mußte ja mindestens acht Tage lang liegen. Mutter Renon sagte: „Armes Würmchen! Unsinn: sie bleibt in meinem Bett; fürs Erste ist sie ja nicht zu transportiren.“

Josef fragte: „Und wo werden Sie selbst schlafen?“

Sie antwortete lachend: „Bei Vater Renon; da können wir unsere Ehe erneuern!“

Diese Geburt war ein Ereigniß. In den nächsten Tagen wollten alle Anwohner den in einem Stall geborenen Knaben sehen. Es war ein prächtiges Kind; schon am ersten Tag öffnete es seine Augenlein. Man konnte glauben, daß es lache. Es war stark und konnte, so verständig, wies war, für einen Jungen von sechs Monaten gelten.

Draußen schneite es. Man konnte die Thiere nicht auf die Weide führen. Alle Hirten aus der Umgebung kamen herbei. Sie brachten Schafmilch; für den Fall, daß die Mutter nicht gleich nähren könne. Schafmilch ist nahrhafter als Kuhmilch. Ein Hirt schenkte dem Kleinen ein schönes, warmes Schaffell als Bettdecke.

An den folgenden Tagen kamen die Leute aus der Stadt. Bürger, die für alle Kuriositäten Zeit und Laune haben. Sie brachten allerlei unnütze Sachen mit: ein kleines Halsband, Eau de Cologne und Aehnliches. Weil man im Winter die Fenster nicht öffnen, das Zimmer nicht lüften dürfe, hatte Einer Armenisches Papier herbeigeschleppt, das die Luft gesünder macht und mit Wohlgeruch füllt. Das einzige, was unser Paar brauchte, gab von Allen nicht Einer: ein Zwanzigfrancstück.

Paris.

Charles-Louis Philippe.





## X Elektrotrust.

Man könnte von einem *circulus vitiosus* der Industrie sprechen. Erst wird Kapital in produktive Thätigkeit umgesetzt und dann wirds nöthig, wieder mit Hilfe des Kapitals den Ueberschwang der Produktion zu hemmen. Besonders sichtbar wird dieser Kreislauf auf dem Gebiet der Elektrotechnik. Auf dem am Weitesten vorgeschobenen Posten der technischen Arbeit hat sich das Auge auf einen Horizont eingestellt, der beinahe im Nebel hinter den Grenzen des Marktes liegt. So kam es, daß um die Wahrung der Rentabilität in diesem Bundesstaat des Industriereiches die schwersten Kämpfe geführt werden mußten. Das Betriebskapital sah sich zu Annexionen gezwungen. Je mehr die Konkurrenz den Bilanzen zu schaffen machte, desto rücksichtsloser mußten die Konkurrenten bekriegt werden. Und der Kampf ist nicht leicht; denn die Verwerthung des elektrischen Stromes hat mit einer großen Anzahl von Fabrikaten zu rechnen. Dynamos, Motoren, Kabel, Lampen; dazu die Hilsgewerbe und Rohmaterialien: all Das bedingt eine überall durchgeführte Decentralisation und einen außergewöhnlich hohen Wettbewerbseffizienten. Jede Industrie, die auf die Herstellung von Massenartikeln angewiesen ist, muß von vorn herein auf ein richtiges Monopol verzichten. An ein Monopol, wie es etwa das Kohlsyndikat hat, denkt auch Geheimrath Emil Rathenau sicher nicht. Aber kluge Strategen der Elektrotechnik müssen streben, Produktionsstätten aus einer Umgebung zu entfernen, die sie nicht zu voller Entfaltung kommen läßt, und in eine Atmosphäre zu versetzen, in der sie den höchsten Grad der Ergiebigkeit erreichen. Manches Werk, das allein nicht zu ausreichender Verzinsung gelangt, wird in einem von weiter und weiser Voraussicht geleiteten Concern schnell rentabel.

Der Generaldirektor der AEG gehört zu den Unternehmern, die sich die richtige Distanz zum Wirthschaftskapital und zu dessen Bedürfnissen gewahrt haben. Ein genialer, von unermüdlichem Fleiß bedienter Kopf, der früher als andere erkennt, wie durch vernünftige Arbeitmethoden und Konzentrationen eine Kraftvergeudung vermieden werden kann. Diese Erkenntniß hat ihn auch zu der neuesten Aktion geführt, die nicht ohne Mißtrauen aufgenommen wurde. Die AEG erhöht ihr Aktienkapital um 30 Millionen, um einen zweiten Ring um den Felten-Lahmeyer-Concern zu legen. Das geschieht in der ausgesprochenen Absicht, „eine lästige Konkurrenz zu beseitigen, einen neuen Stützpunkt in Süddeutschland zu erlangen und auf dem Gebiet des Seefabelwesens die Führung zu übernehmen.“ Um dieses Ziel zu erreichen, wird ein Kapital von 85 bis 90 Millionen in Bewegung gebracht. Die AEG-Aktie hat einen Kurs von 284 und wandelt die Nominalsumme von 30 Millionen in den fast dreifachen Betrag. Die Börse war der That vorausgeeilt. Vor Jahr und Tag schon begann die Kletterei der gewichtigsten deutschen Elektroaktie. Im Jahr 1907 hatte sich der Kurs bis auf 180 gesenkt; das Jahr 1908 brachte eine Spannung von 196 zu 229; 1909 von 236 zu 271; 1910 bis 284. In



dieser Zeit stieg die Dividende von 11 auf 13 Prozent. Das Betriebsjahr 1909/10 wird wohl 14 Prozent bringen; aber eine dem Kurs angemessene Verzinsung ist damit noch nicht erreicht. Beweis genug, daß die Aktie mit Erwartungen und Kombinationen der Börse belastet wurde, die nun zunächst einmal durch die Erhöhung des Aktienkapitals saldiert werden sollen. Daß sie wirklich wären, kann man, nach dem Ausdruck der Börsengefühle, nicht behaupten. Vielleicht ist das Bezugsrecht der neuen Aktien (zu 210) nicht reizvoll genug. Man hatte noch mehr erwartet. Das Geschäft mit Lahmeyer ist zu nüchtern und logisch; zu sehr auf arithmetische Grundlage gestellt, um den Börsenromantikern zu genügen. Ihnen bleibt die Hoffnung, daß noch irgendwas Wunderbares nachkommen werde.

Die AEG wird künftig ein Stammkapital von 130 Millionen und ein Arbeitskapital von 160 Millionen haben. In der Industrie ragen nur noch Krupp und Gelsenkirchen über sie hinaus. Zwei Jahre vor der Saekularwende war das Aktienkapital erst mit 25 Millionen beziffert. Das Wachstum allein könnte Staunen erregen. Noch mehr die Konsequenz der Dividendenkurve nach der Caesur vor neun Jahren. Und die Börsenschätzung der AEG-Aktie giebt einen Begriff von der Ziffer, die hinter dem Nominalbetrag des Grundkapitals steckt. Nach der neuesten Gebietserweiterung von Deutsch-Luxemburg hieß es: „Wird die Gesellschaft im Stande sein, das hohe Aktienkapital gut zu verzinsen?“ Der AEG hat kein Ernsthafter solche Frage gestellt; jedem scheint die Bejahung sicher. Trotzdem es keine ganz leichte Sache ist, die Summe, die als Dividende gezahlt werden soll, um 30 Prozent zu erhöhen. Nur wer so gesund ist wie die AEG, kann gewiß sein, daß ihm auch so Schweres gelingen wird. Dabei übernimmt die AEG ein Werk, das bisher nicht gut rentierte: das Dynamowerk der Felten- und Guillaume(Lahmeyer)-Gesellschaft in Frankfurt. Die übernahm das Werk, als sie sich, im Jahr 1905, den Fabrikationbetrieb der Elektrizitätsgesellschaft vorm. W. Lahmeyer & Co. angliederte. Die Felten-gesellschaft hatte das Karlsruher Werk in Mülheim. Das ist ihr Stammwerk, das gute Dividenden ergab. Das Dynamowerk in Frankfurt aber schmälerte die Ergiebigkeit des Gesamtunternehmens und dadurch seine Dividenden. Die Abtrennung dieses Theiles soll der Felten-gesellschaft die frühere Rentabilität zurückgeben, der AEG aber die Möglichkeit einer rationellen Ausnützung des Dynamowerkes bieten. Dieses Werk ist, technisch und seiner Leistungsfähigkeit nach, ein nicht zu unterschätzender Rival der großen Elektrizitätsgesellschaften und die AEG konnte mit Recht von der Beseitigung einer „lästigen Konkurrenz“ sprechen. Zugleich gewinnt sie einen Stützpunkt in Süddeutschland. Für die Felten-Gesellschaft bedeutet die Transaktion eine restitutio in integrum, aus der sich werthvolle Lehren ziehen lassen. Bündnisse zweier Gesellschaften sind nur dann vortheilhaft, wenn die größere die kleinere voll auszunützen vermag. Die Felten-Guilleaume-Gesellschaft war auf ziemlich schmaler Grundlage errichtet, trotzdem ihre Leistungen im Sonderbereich (Draht und Kabel) zu den besten gehör-



ten. Die Vereinigung mit Lahmeyer wurde nicht zu einer organischen Verbindung; und die Operation war kaum noch lange hinauszuschieben. Der neueste Eingriff der UEG erinnerte an die Abtrennung der Union-Elektrizität-Gesellschaft von der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. Auch die UEG war ihrem Concern zur Last geworden. Jetzt soll der Felten-Lahmeyer-Bund seine Selbständigkeit verlieren. Dazu hätte die Abtrennung eines einzelnen Werkes nicht genügt. Die UEG stellte also die Bedingung: einen Posten Aktien vom Kapital der Felten-Gesellschaft als Zugabe. Durch die Eingliederung der Lahmeyer-Gesellschaft in die züricher Elektrobank (die Finanzirungsgesellschaft der UEG) sind 16 Millionen Mark des Aktienkapitals von 55 Millionen der Felten-Guilleaumewerke in die Gewalt der UEG gekommen. Nun will sie, gegen 10 Millionen ihrer Aktien, noch 16 Millionen Felten-Aktien eintauschen. Dann hat sie 32 Millionen und damit die Majorität im Felten-Concern.

Mit ästhetischem Behagen darf man die Sicherheit der Linienführung in der neuen Transaktion auf sich wirken lassen. Abtrennung des Dynamowerkes, Sanirung des Feltenconcerns, Beteiligung an den Chancen dieses geheilten Unternehmens, Gewinnung eines Konkurrenten als Mitwirkenden an der Kräftigung der eigenen Rentabilität, Ausnützung der Verbindungen des Feltenconcerns mit Kabelgesellschaften, Verbindung des Kabelwerkes der UEG mit dem Kabelwerk (Karlswerk in Mülheim) der Feltengeellschaft. Vor solchem Grundriß eines stolzen Bauplanes müßte jede Kritik Halt machen. Sie läßt sich nur deshalb nicht zum Schweigen bringen, weil die rein technische Begründung und Rechtfertigung der Aktion auf einen Effektenhandel gestellt ist. Die UEG füllt ihr Portefeuille mit neuen Aktien: den Papieren des in eine Aktiengesellschaft umzugießenden Dynamowerkes und den Feltenwerthen. Da ein Aktienaustrausch stattfindet, so ergibt sich eine Art Inzucht. Eine Gesellschaft ist von der Rentabilität der anderen abhängig; und bei beiden Unternehmen spielt der Aktienkurs und die durch ihn normirte Höhe der Stillen Reserven eine Rolle. Wenn das Dynamowerk schlechte Geschäfte macht, spürt man in der Bilanz der UEG. Daß eine Elektrizitätsgesellschaft modernsten Kalibers ihren Ertrag allein aus der Fabrikation zieht, ist undenkbar. Die Organisation der größten Betriebe fordert eine „Zwillingmaschine“ von Technik und Finanz. Gegen dieses Doppelwesen mit kritischen Waffen zu kämpfen, ist Zeit- und Kraftvergeudung. Man hat sich mit dieser Erscheinung abzufinden wie mit jedem fait accompli.

Neben dem Concern der UEG giebt's nun noch Siemens-Schuckert und die Bergmannwerke. Man könnte sagen, daß die UEG die Siemensleute vorwärts treibt; also thatsächlich schon die Führung hat. Die Verwalter der Siemensgesellschaft deuten selbst an, daß ihr Handeln von dem der Rivalin abhängt. Planen auch die Herren am Alskanischen Platz eine Expansion? Die Börse glaubt's schon lange. Ob mit Recht oder mit Unrecht: bis zum Elektrotrust ist's nicht mehr weit.

L a d o n.



## X Ueber die Schwachhaftigkeit. \*)

Eine der schwersten und hartnäckigsten Krankheiten, deren Kur die Philosophie übernimmt, ist die Geschwägigkeit; denn der Unterricht, als das einzige Mittel dagegen, läßt sich nur bei Solchen gebrauchen, die hören; Schwächer aber hören keinen Menschen an, sondern reden immer. Dies Unvermögen, zu hören, ist also das erste Uebel, das sich der Geschwägigkeit gesellt. Es ist gleichsam eine selbstgewählte Taubheit, da die Menschen, wie mich dünkt, die Natur tadeln, weil sie ihnen zwei Ohren und nur eine Zunge gegeben hat. Wenn also Euripides sehr schicklich zu einem unverständigen Zuhörer gesagt hat: „Nie kann ich füllen Dich, Du bist ja bodenlos! In Thoren schüttet man vergebens weisen Rath“, so kann man mit noch größerem Recht zu oder vielmehr von dem Schwächer sagen: „Nie kann ich füllen Dich, Du nimmst von mir nichts an! In Thoren schüttet man vergebens weisen Rath.“ Ja, vergebens würde man sogar mit weisem Rath einen Menschen überschütten, der redet, wenn Andere nicht hören, und nicht hört, wenn Andere reden. Denn sollte er auch einmal Etwas anhören und seine Redseligkeit gleichsam Ebbe haben, so wird er doch Dieses schnell in reichlicherem Maße zurückgeben.

In Olympia ist eine Halle, die eine Stimme vielmal zurückwirft und deshalb die siebenstimmige genannt wird. So schallt auch die Geschwägigkeit, wenn nur die geringste Rede an sie stößt, gleich von allen Seiten wider. „Sie rührt der Seele nie berührte Saiten.“ Fast sollte man also glauben, daß bei solchen Leuten die Kanäle des Gehörs nicht in die Seele, sondern in die Zunge gehen, weshalb denn auch die Ermahnungen und Vorstellungen, die bei anderen Menschen liegen bleiben, nur bei Schwächern wieder herausfließen. Daher kommt es dann, daß sie, wie Töpfe, leer an Verstand, aber voll Klang herumgehen.

Doch kann man, um ja nichts unversucht zu lassen, zum Schwächer sagen: „Ach, schweige doch, mein Sohn! Gar manchen Vortheil schafft Das Schweigen Dir;“ und zwei der größten und wichtigsten Vorthteile: daß man hört und wieder gehört wird. Keiner von beiden wird den Schwächern zu Theil; sie haben vielmehr den Verdruß, Das, was sie sehnlich wünschen, entbehren zu müssen. Bei anderen Krankheiten der Seele, bei der Habsucht, beim Ehrgeiz, bei der Wollust, kann Einem doch noch sein Wunsch erfüllt werden; für Schwächer aber ist das Traurigste, daß sie nichts mehr wünschen, als Zuhörer zu haben, und doch keine finden. Jeder flieht vor ihnen. Wenn Freunde beisammen sitzen oder mit einander spaziren und sehen einen solchen Menschen auf sich zukommen, so ist das Beste, was sie thun können, daß sie unverzüglich aufbrechen. Wenn in einer Gesellschaft ein plötzliches Schwei-

---

\*) Der münchener Verlag Georg Müller, dem wir schon so manches werthvolle Buch verdanken, läßt (in sehr hübscher Ausstattung) einen neuen deutschen Plutarch erscheinen. Ein paar Bruchstücke aus dem Zweiten Band sollen den Appetit auf diese nützliche Gabe reizen.



gen entsteht, so pflegt man zu sagen, Merkur sei hineingekommen;\*) eben so hören auch Alle zugleich auf, zu reden, sobald ein Schwächer bei einem Gastmahl oder bei einer Versammlung guter Freunde erscheint, um ihm ja keine Veranlassung zum Plaudern zu geben. Oeffnet er aber von selbst den Mund, so eilen Alle noch vor dem Sturm davon, gleich Schiffen, die beim Tosen des Nord's um das Vorgebirge vor der Bewegung des Meers und dem Erbrechen sich fürchten. Daher kommt es denn, daß Schwächer bei Gastmahlen allen übrigen Gästen höchst beschwerlich sind und Niemand sie gern auf Reisen zu Wasser und zu Land als Gefährten haben mag. Denn sie hängen sich überall an, zupfen den Andern am Kleid oder am Bart und geben ihm wohl auch derbe Rippenstöße. In solchen Fällen sind die Füße wahrhaftig die schätzbarste Sache, wie Archilochus und wie selbst der weise Aristoteles sagt. Dieser wurde nämlich einst von einem Schwächer sehr belästigt und mit allerlei abgeschmackten Erzählungen ganz betäubt. Da nun der Redselige mehrmals fragte: „Ist Das nicht wunderbar?“ versetzte Aristoteles: „Das ist eben nicht wunderbar, wohl aber, daß ein Mensch, der gesunde Füße hat, Solches aushalten kann.“ Einem anderen Thoren von dieser Art, der nach vielem Geschwätz zu ihm sagte: „Bin ich Dir etwa, Philosoph, mit meinem Plaudern zur Last gewesen?“ antwortete er: „Durchaus nicht; denn ich habe nicht darauf geachtet.“ Wenn auch Schwächer sich endlich mit Gewalt zum Reden drängen, so läßt die Seele nur die Ohren von außen her überschütten, sie selbst aber beschäftigt sich inzwischen mit anderen Gedanken und Betrachtungen. Daher finden Schwächer nicht leicht Zuhörer, die auf sie Achtung geben oder ihnen Glauben beimessen. Wer in der Liebe ausschweift, sagt man, dessen Game ist zur Zeugung untauglich; so ist auch die Rede der Schwächer unvollkommen und unfruchtbar.

Dennoch hat die Natur keins von unseren Gliedern so sorgsam eingeschlossen und gleichsam verpalisadirt wie die Zunge, indem die Zähne wie eine Schutzwehr um sie herum gesetzt sind, damit wir, wenn sie etwa den verschwiegenen Zügen,\*\*) die die Vernunft inwendig regirt, nicht folgen noch sich zurückziehen will, durch blutige Bisse deren Unmäßigkeit Einhalt thun können. Nicht von unverschlossenen Vorrathskammern oder Häusern sagt Euripides,\*\*\*) daß Unglück ihr Ende sei, sondern nur von einem unverschlossenen und ungezähmten Munde.

---

\*) Dieses Sprichwort hatte vermuthlich seinen Ursprung daher, daß man für billig hielt, in Gegenwart Merkurs, als des Gottes der Beredsamkeit, zu schweigen und ihm gleichsam aus Ehrfurcht das Redeprivileg zu überlassen.

\*\*) Eine Anspielung auf die Stelle im Fünften Buch der Iliade, Vers 226, wo sigaloeis gewöhnlich durch zierlich, so prächtig, daß man vor Verwunderung verstummt, erklärt wird. Plutarch scheint mehr auf die Herleitung von sigein, das Schweigen, Rücksicht zu nehmen; deshalb habe ich es durch Verschweigen übersezt.

\*\*\*) In der Tragoedie der Bacchantinnen, Vers 385.



In der That: wer ein Haus ohne Thür oder einen Beutel ohne Band als unnütz und unbrauchbar für den Besitzer betrachtet und dennoch einen unverschlossenen Mund ohne Thür hat, aus welchem sich beständig, so wie aus dem Schwarzen Meer, Fluthen ergießen, Der muß sicher die Rede für die werthloseste Sache halten. Daher finden solche Leute nirgends Glauben, wonach doch jede Rede strebt. Denn der eigentliche Zweck der Rede ist, bei den Zuhörern Glauben hervorzu- bringen; Schwägern aber glaubt man selbst dann nicht, wenn sie wirklich die Wahrheit sagen. Wie Weizen, der lange in einem Gefäß verschlossen wird, zwar in Ansehung des Maßes sich vermehrt, aber an Güte und Brauchbarkeit verliert, eben so bekommt auch die Rede im Mund eines Schwägers einen großen Zusatz von Unwahrheit.

Jeder sittsame und schamhafte Mensch wird sich vor dem Betrinken hüten. Denn der Zorn geht nur, wie Einige sagen, der Raserei zur Seite, aber die Trunkenheit wohnt gar mit ihr in einem Haus; sie ist eine wahre Raserei, die zwar ihrer Dauer nach geringer, aber, weil sie eine freie Wahl des Menschen voraussetzt, desto größer und gefährlicher ist. Doch findet man bei der Trunkenheit nichts so tadelnswürdig als das Uebermaß und die Unbestimmtheit im Reden. Der be- thörende Wein ist es, „welcher den Weisesten oft anreizt zum lauten Gesange, ihn zum herzlichen Lachen und Gaukeltanze verleitet“.\*) Dies geht indessen noch immer an, weil Lachen und Tanzen nicht so ganz zu verwerfen ist; aber was nun folgt: „Und manch Wort ihm entlockt, daß besser wäre verschwiegen“: Das ist das Schlimmste und Gefährlichste. Vielleicht hat hier der Dichter, um gleichsam die unter den Philosophen aufgeworfene Frage zu entscheiden, zwischen Rausch und Trunkenheit einen Unterschied machen wollen, so daß er dem Rausch Fröhlichkeit, der Trunkenheit aber fades Gewäsch zuschreibt. Denn, wie es im Sprichwort heißt, was der Nüchterne im Herzen hat, Das hat der Trunkene auf der Zunge.

Bias wurde einst bei einem Gastmahl, wo er sehr wenig sprach, von einem Schwäger als ein Thor verspottet. „Wie?“ fragte er, „kann auch ein Thor beim Wein schweigen?“ Ein Bürger bewirthete in Athen einst königliche Gesandte und ließ sich ihrem Verlangen gemäß angelegen sein, einige Philosophen mit in die Gesellschaft zu ziehen. Alle nahmen an der Unterredung Theil und Jeder gab das Seine dazu; nur Zeno saß still. Die Fremden wandten sich daher freundschaftlich an ihn, tranken ihm zu und fragten: „Nun, Zeno, was sollen wir denn von Dir dem König sagen?“ „Sonst nichts,“ erwiderte er, „als daß in Athen ein Greis ist, der beim Wein schweigen kann.“ Wenn die Philosophen die Trunkenheit beschreiben wollen, so sagen sie, sie sei ein leeres, vom Wein erzeugtes Geschwätz. Dadurch wird also das Trinken keineswegs getadelt, wenn Trinken und Schweigen mit einander verbunden sind; aber thörichtes, sinnloses Plaudern macht selbst das Trinken zur Trunkenheit.

\*) Aus dem vierzehnten Buch der Odyssee, Vers 463 ff.



Inzwischen macht doch der Trunkene nur beim Wein unnützes Gewäsch; aber der Schwäger plaudert überall, auf dem Markt, im Theater, beim Spazirengehen, bei Tag und bei Nacht. Heilt er etwa einen Kranken, so ist er beschwerlicher als die Krankheit selbst; fährt er mit zu Schiff, so ist er widriger als die Seefrankheit; macht er Lobsprüche, so ist er lästiger als der Tadler. Man wird lieber mit Schurken, die ihrer Zunge Meister sind, umgehen wollen als mit Schwägern, wenn sie auch das beste Herz haben. Lysias\*) hatte für einen Mann, der in einen Prozeß verwickelt war, eine Rede verfertigt und sie ihm gegeben. Dieser las sie nun mehrmals durch, kam dann zu Lysias und klagte ihm, als er sie zum ersten Mal durchgelesen, sei sie ihm sehr vortrefflich vorgekommen, aber beim zweiten und dritten Mal schien sie ihm sehr matt und unwirksam zu sein. Nicht wahr, versetzte Lysias lachend, Du willst die Rede nur einmal vor dem Richter halten? Und nun bedenke man, wie groß, wie einnehmend die Beredsamkeit des Lysias gewesen ist. Ich wenigstens sage ohne Bedenken von ihm, daß er vorzüglich die Gunst der violenlockigen Musen besessen habe.\*\*)

Unter Allem, was zu Homers Lobe gesagt wird, ist nichts begründeter als Dieses, daß er vor anderen Dichtern den Ekel des Lesers zu besiegen weiß, daß er immer neu und gleichsam unerschöpflich ist, Vergnügen zu machen. Trotzdem sagt er an einer Stelle von sich selbst: „Es ist mir zuwider, einmal erzählte Dinge von Neuem zu wiederholen.“ Er fürchtet also den einer Erzählung gleichsam aufdauernden Ekel, und um ihn zu vermeiden, führt er das Gehör immer von einer Geschichte zur anderen und beugt durch Neuheit der Sättigung vor. Schwäger hingegen betäuben durch ihre Wiederholungen die Ohren, die sie, wie ausgewischte Schreibtafeln, immer aufs Neue besudeln.

Für dergleichen Leute nun mag die erste Erinnerung sein, daß es sich mit der Rede eben so verhält wie mit dem Wein. Wenn man Einen mit Gewalt zwingt, den zum Vergnügen und zu gesellschaftlichen Freuden erfundenen Wein im Uebermaß zu trinken, so verursacht man dadurch gemeiniglich Mißbehagen und Trunkenheit; eben so kann man auch die Rede, das angenehmste und festeste Band der menschlichen Gesellschaft, durch einen übertriebenen und allzu häufigen Gebrauch gänzlich verhaßt und zur gesellschaftlichen Verbindung untauglich machen, so daß nun eben die Sache, wodurch man entweder Anderen Vergnügen oder sich selbst Bewunderung und Liebe verschaffen will, nichts als Mißvergnügen, Verspottung und Widerwillen

---

\*) Ein athenischer Redner, der im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt lebte und wegen seiner reinen und fließenden Beredsamkeit bewundert wurde. Von seinen Reden sind nicht mehr als vierunddreißig auf unsere Zeiten gekommen.

\*\*) So nennt Pindar die Musen in der Ersten pythischen Siegeshymne.



hervorbringt. Einem, der mit dem Gürtel der Venus\*) Alle, die seinen Umgang suchen, verscheucht oder von sich treibt, ist gewiß diese Göttin nicht hold; wer aber durch die Rede Andere beleidigt und sich verhaßt macht, muß den Musen und den Künsten ganz abgeneigt sein.

Unter den übrigen Leidenschaften und Krankheiten der Seele sind einige gefährlich, andere hassenswürdig, noch andere lächerlich. Bei der Schwachhaftigkeit trifft dies Alles zusammen. Schwächer werden bei ihren alltäglichen Erzählungen verspottet, wegen der bösen Nachrichten, die sie oft bringen, gehaßt und kommen sogar in Lebensgefahr, weil sie keine Geheimnisse bei sich behalten können. Daher sah man einst den Anacharsis,\*\*) als er nach einem Gastmahl beim Colon eingeschlafen war, die linke Hand über die Schamtheile, die rechte aber über den Mund halten. Er glaubte also wohl, und mit allem Recht, daß die Zunge eines stärkeren Zügels bedürfe. In der That: es wird Mühe kosten, so viele Menschen aufzufinden, die sich durch Ausschweifungen in der Wollust unglücklich gemacht haben, wie schon Städte, ja, ganze Reiche durch verrathene Geheimnisse zerstört worden sind.

Cylla belagerte die Stadt Athen, hatte aber keine Zeit, lange dabei zu verweilen, da Mithridates Asiens sich bemächtigt und Marius' Partei in Rom wieder die Oberhand bekommen hatte. Inzwischen hörten seine Rundschafter einige Alte in einer Barbierstube\*\*\*) darüber sprechen, daß das Heptachalkon†) nicht gehörig bewacht werde und man also besorgen müsse, daß die Stadt von der Seite leicht erobert werden könnte; und davon gaben sie dann dem Cylla sogleich Nachricht. Dieser führte nun seine Armee ohne Verzug herbei und drang um Mitternacht in die Stadt ein, die er zwar nicht ganz zerstörte, aber doch so mit Mord und Blutvergießen erfüllte, daß der Kerameifus von rothem Gaste troff. Er war über die Athener mehr ihrer Reden als ihrer Handlungen wegen aufgebracht. Denn sie waren auf die Mauer gestiegen, hatten ihn und die Metella beschimpft und unter Anderem zum Spott gerufen: „Cylla sieht der Maulbeer' ähnlich, die mit Mehl bestreuet ist.“††) Durch diese und andere Spöttereien zogen sie sich, wie

---

\*) Von diesem Gürtel giebt Homer die Beschreibung:

„Alle Zauber waren in diesem Gürtel versammelt:  
Liebeschmachtende Sehnsucht und freundlich süße Gespräche,  
Bitten, welche sogar das Herz des Weisen beschleichen.

\*\*) Er war der Sohn eines skythischen Königs, legte sich aber in Griechenland auf die Philosophie.

\*\*\*) Die Barbierstuben waren in Athen Sammelplätze, wo müßige Leute zusammenkamen, um mit einander zu kanneln.

†) Heptachalkon und Kerameifus waren gewisse Theile der Stadt Athen. Das Erste lag an der Ostseite der Stadt, nicht weit von der Akropolis oder Festung.

††) In dem Leben des Cylla meldet Plutarch, daß dessen Gesicht eine ungewöhnliche feurige Röthe gehabt habe und diese mit weißlichen Schuppen oder Mehl gleichsam überstreut gewesen sei. Daher die spöt-



Plato sagt, für Worte, für die leichteste Sache auf der Welt, die schwerste Strafe zu.

Eines einzigen Mannes Geschwächigkeit hinderte, daß Rom von Neros Tyrannei befreit wurde. \*) Es kam nur noch auf eine einzige Nacht an, so wäre dieser Wütherich aus dem Wege geräumt worden, wozu schon Alles in Bereitschaft war. Doch der Mann, der ihn umbringen sollte, sah im Gehen auf das Theater an der Thür einen der Gebundenen, \*\*) der eben im Begriff war, vor Nero geführt zu werden, und sein Schicksal beklagte. Sogleich ging er auf ihn zu und sagte ihm heimlich ins Ohr: „Bete nur, mein Freund, daß der heutige Tag vorübergehe; morgen wirst Du mir schon danken.“ Jener nahm begierig den ihm gegebenen Wink auf, und da er, wie ich glaube, dachte: „Thoren nur pflegen die unsicheren Dinge für sichere zu nehmen,“ zog er die gewissere Rettung der gerechteren vor und entdeckte dem Nero die Rede dieses Mannes. Man zog den Verdächtigen sogleich ein und brauchte Martern, Feuer und Geißeln, um ihn zum Bekenntniß zu zwingen; aber standhaft leugnete er auf der Folter, was er ohne Folter freiwillig entdeckt hatte. Zeno, der Philosoph, \*\*\*) biß sich die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht, damit nicht der Körper, auch wider seinen Willen, durch die Martern gezwungen, das Geheimniß entdecken könne. So trug auch Leäna für ihre Verschwiegenheit einen herrlichen Lohn davon. Sie war eine Freundin der Harmodius und Aristogeiton und nahm, als Weib, durch Hoffnungen an der Verschwörung gegen die Tyrannen Antheil. †) Denn sie war durch den lieblichen Becher des Amor berauscht und um dieses Gottes willen in die Geheimnisse mit eingeweiht worden. Nachdem die Männer bei dem fehlgeschlagenen Versuch umgekommen waren, wurde sie auf die Folter gespannt und sollte die übrigen Verschworenen angeben. Aber sie entdeckte nicht das Geringste, sondern hielt alle Martern standhaft aus und zeigte, daß die Liebe zu ihr jenen Männern keineswegs zur Schande gereicht habe. Ihr zu Ehren stellten die Athener eine eiserne Löwin ††) tische Vergleichung mit einer Maulbeere. Metella war die Gemahlin des Cylla, Tochter des Q. Metellus Numidicus.

\*) Der Ausgang dieser Verschwörung, an deren Spitze C. Piso stand, wird von Tacitus (Annal. 15, 48 ff.) erzählt.

\*\*) Sind vielleicht hier unter den Gebundenen die Leute zu verstehen, die zum Kampf mit den wilden Thieren bestimmt waren?

\*\*\*) Dieser Zeno war aus Elea oder Velia, einer Stadt im unteren Italien gebürtig, wovon er gewöhnlich Cleates heißt, um ihn von dem Stifter der stoischen Sekte zu unterscheiden. Er lebte um die vierundneunzigste Olympiade. Der Tyrann, gegen den er sich mit Anderen verschworen hatte, hieß Nearchus oder, nach Einigen, Diomedon. Siehe Diogenes Laert., Buch 9, Kapitel 5.

†) Diese Tyrannen waren Hipparchus und Hippias, die ihrem Vater Pisistratus in der Herrschaft über Athen gefolgt waren. Siehe Thukydides, Buch 6, Kapitel 54 ff.

††) Der griechische Name Leäna bedeutet eine Löwin.



ohne Zunge an das Thor der Akropolis, wobei sie durch den Muth dieses Thieres Leänas unbefiegte Standhaftigkeit und durch den Mangel der Zunge ihre Treue und Verschwiegenheit andeuten wollten.

Und gewiß: die Entdeckung eines Geheimnisses ist noch nie so nützlich gewesen wie schon gar oft die Verschweigung. Es ist noch immer Zeit, eine verschwiegene Sache an den Mann zu bringen; aber was einmal gesagt worden, kann nun nicht mehr verschwiegen werden. Es ist nun schon bekannt und unter den Leuten verbreitet. Aus dieser Ursache haben wir im Reden die Menschen, im Schweigen aber die Götter zu Lehrmeistern, weil uns bei den Einweihungen und Mysterien das Stillschweigen zur Pflicht gemacht wird. Beim Homer ist Odysseus, der beredteste Mann, als der verschwiegenste dargestellt, eben so auch sein Sohn, seine Gemahlin und seine Amme. Die Amme hört man sagen: „Fest wie ein Eisen und Stein will ich das Geheimniß bewahren.“ Odysseus selbst, indem er neben der Penelope sitzt, „fühlt im innersten Herzen den Gram der weinenden Gattin. Dennoch standen die Augen wie Horn ihm oder wie Eisen unbewegt in den Wimpern.“ So sehr waren alle Theile seines Körpers zur Enthaltbarkeit geübt. Alles war der Vernunft unterthan und gehorsam, die den Augen befohl, nicht zu weinen, der Zunge, nicht zu reden, dem Herzen, nicht zu pochen oder zu bellen, „und sein festes, dulbendes Herz hielt aus im Gehorsam“, so daß die Vernunft sogar über die unwillkürlichen Bewegungen herrschte und den Odem sowohl als das Blut sich gehorsam und unterwürfig gemacht hatte. Von gleicher Art waren auch die meisten seiner Gefährten. Denn daß sie sich von dem Cyclopen fort-schleppen und wider den Boden schmettern ließen, ohne den Odysseus zu verrathen, oder daß im Feuer gehärtete und zur Ausstechung des Auges bereitete Instrument entdeckten, ja, daß sie sich lieber fressen ließen, als Etwas von dem Geheimniß offenbaren: Das ist doch wahrlich der höchste Grad von Treue und Verschwiegenheit.

Als dem Pittakus von dem Egypterkönig Amasis ein Opferthier zugesandt und der Auftrag gegeben wurde, das beste und das schlechteste Stück herauszuschneiden, schnitt er nur die Zunge heraus und sandte sie dem König. Mit Recht: denn kein anderes Stück des Leibes vermag so viel Gutes und so viel Schlimmes anzurichten. Wer zum rechten König erzogen werden soll, Der muß vor allen anderen Dingen das Schweigen lernen; dann erst mag man ihn reden lehren. Da den Antigonus sein Sohn fragte, wann er ausbrechen solle, antwortete der große König: „Fürchtest Du etwa, allein die Dromete nicht zu hören?“ Seine Absicht war dabei nicht etwa, dem Nachfolger ein Geheimniß vorzuenthalten: vielmehr wollte er ihn warnen, wichtige Entscheidung vorschnell herbeizuführen. Und als man den alten Metellus fragte, wann das Heer ausrücken werde, gab er zur Antwort: „Wenn ich glauben könnte, mein Hemd wisse davon, würde ichs sofort ausziehen und ins Feuer werfen.“

Plutarch.





Berlin, den 8. Oktober 1910.

## X Moritz und Rina.

Kressin, Michael 1910.

Hör-Em-Hör!

Stieß so nicht der ehrenwerthe Pharaon, dessen ausgewickelte Mu-  
mie mir durchaus zumuthen wolltest? Ungefähr so. Minde-  
stens anderthalb Jahrtausende vor unserem Heiland. Rohlschwarz,  
mit zerbröckeltem Brustkorb und eingedrücktem Nasenbein; wie ein  
steinaltes Gretchen überläuft mich heute noch, wenn dran denke.  
Mußte aber, als irgendwo las, „das preußische Junkerthum habe  
nur noch den Raritätenwerth eines gut mumifizirten Leichnams  
aus praehistorischer Zeit“. Niedlich? Gehörst quand même, von  
Geburt wegen, dazu. Kannst nix machen, Kaiserliche Hoheit, wie  
der arme Ferdinand sagte, als schon schwach im Kopf unter der  
Krone war; nix: und wenn Du noch so modern strampelst. Mit-  
gehangen; weil die Wiege im Junkerhause stand. Aber süß, solche  
Sachen vierzig Jahre nach Sedan etc. pp. zu lesen, wo von Biß-  
marck, Moltke, Roon, Blumenthal bis zum kleinsten Fahnenjunker  
herunter unsere Klassengenossen (nennt man's heute nicht so? Siehst,  
wie mich modernisire) doch keine ganz schlechte Figur machten.  
Seitdem auch nicht im hintersten Treffen. Hilft nicht. Werden  
behandelt, als ob Ehre und Reputation längst verloren hätten.  
Täglich. Kann mich kaum noch ärgern; komme mir selbst manch-  
mal schon wie was in Balsam und Ralf Eingemummeltes vor, das  
nicht mehr in die Welt paßt, und frage nur, wie lange wir bei die-  
ser Wirtschaft bis ans Ende floriren werden. Jedenfalls: noch  
nicht dagewesen. Neulich hat der stettiner Malkan Einiges gegen  
die Zeitungspappe gesagt (nicht gerade sehr geschickt und wirksam  
placirt); gleich prasselte die Flamme aus allen Papierdächern.  
Und den Leuten war doch nur Unreife und Respektlosigkeit vor-



geworfen worden. Daß man uns Ausbeuter, Bettler, Staats-  
schmaroker und Schlimmeres schimpft, verdient natürlich nicht  
den leisesten Tadel. Vogelfrei. Selbst Adolf sieht endlich ein.  
Um gleich zu bekennen: da wächst eine Art von Trost. Einst der  
Rötheste der Rothen; jetzt auf dem Weg nach Damascus. „Das  
Geschrei wird mir zu dumm. Bedrohte Freiheit, gefährdete Men-  
schenrechte, geknechtetes Bürgerthum in Stadt und Land: Alles  
Grobblech vom billigsten Klempter. Welche Schandthaten sind  
unseren Leuten denn eigentlich auf Kerbholz zu setzen? Könnten  
heller sein und die Zeichen der Zeit früher erkennen. Aber wolfs-  
schluchtreife Scheusale, weil sie Witwen und Waisen (nicht etwa  
bloß ihre) nicht extra besteuern, unser Preußen, den Reichsrückhalt,  
nicht zur reinen Demokratie machen und ein paar Markstücke auf  
die Salonchen packen wollten? Blödsinn mit Kapernsaucen. Das  
Ewig-Rindische zieht uns herab.“ So tröpfelt nun. Manna für  
meinen dürstenden Gaumen. Die Rederei süddeutscher Demokraten  
und eines pariser Schwadroneurs hat ihn zum Entzücken wild ge-  
macht; als ob alle guten Instinkte des Blutes wieder erwacht wären.  
Was aber kann der Einzelne? Noch dazu aufentlegener Klitsche!  
Auch hat der Herr Major Rückfälle, die meine Hoffnung mit Mehl-  
thau beflecken. Den ärgsten, wie Dir vorstellen kannst, nach der  
königsberger Rede. Dann Ludwig von Bayern und schließlich  
sogar die junge Prinzessin Victoria Luise. Ein böser Tag! „Fehlte  
noch, daß die kleinen Prinzessinnen ins Rhetorische rutschen. Schon  
die Verpuppung in Uniformen unzeitgemäß; nirgends mehr Sitte  
und, selbst bei bescheidenen Symptomen der Weiblichkeit, ein übler  
Anblick. (Worin er mal Recht hat. Wenn ich eine von unseren  
Ersten Damen, jung oder alt, in den Waffenrock gepreßt sehe, mit  
dem Helm auf der Modefrisur und dem Gurt über strammem Fisch-  
bein, schüttle, schon vor dem Bilde, das greise Haupt. Schlechtes  
Theater. Ist seit Trianon den Königsfamilien nie gut bekommen.)  
Wollen die Herrschaften nicht merken, daß sie nicht an die Rampe  
gehören und Ruhe die erste Fürstenpflicht ist?“ Und so weiter im  
alten Text. Als ich, nicht aus des Herzens tiefster Tiefe, nur, um  
acte de présence zu machen, widersprach, kam er mir mit Treitschke,  
gegen den wehrlos bin. Fünfter Band: „In sorgloser Heiterkeit,  
ganz unanthunlich, wie die Holländer sagen, schritt er durch das  
Leben; kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner per-  
sönlichen Begabung glaubte er, alle Welt weit zu übersehen. Ohne  
durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, blieb er



doch ein Selbstherrscher im vollen Sinn. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räthe ließ er wohl einen Lieblingplan plötzlich fallen; und dann schien es wohl eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglas, bis sich endlich mit einem Mal zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plan mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz Allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch. Aller Menschenkenntniß bar, zeigte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Rathgeber, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu setzen oder sie durch unmögliche Zumuthungen rasch zu vernutzen. In Allem abweichend von der unzugänglichen Schüchternheit des Vaters, liebte er, Jedermanns Meinung zu befragen; in der Unterhaltung hörte er freimüthigen Widerspruch gern, ja, er schien ihn durch feste Behauptungen fast herauszufordern. Wenn er gewinnen wollte, dann entfaltete er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und verschmähte selbst die kleinen weiblichen Künste des Schmollens nicht. Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhoben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten. In jedem erklärten politischen Gegner sah er einen persönlichen Feind.“ Paßt Einen höllisch, wenn man des vom Vater Gehörten denkt. Nur Daß nicht, heutzutage, noch einmal!

Mußt nicht etwa von Turteltaubenhaftem träumen; gemeinsamer Lecture, innig gesellt und so was. Keine Spur. Solche Lese-früchte werden mir in Zettelchen zugeschoben und mit keiner Silbe während des Mündlichen erwähnt. Daß sich auf's Allernothwendigste beschränkt. Mehr nur, als die Kinder hier waren. Bist im Bild; weißt, daß Miezens Brut, die recht schmalbäcig-berlinisch ankam, sich in den fünf Wochen famos herausgemacht hat (siehe reizenden Komplimentirbrief Deiner Lotte über Mastkunst) und daß der Marine-Eidam, weil kein Heil sieht, durchaus das Dienstliche segnen will. Hoffst, ihn umzustimmen? Trotzdem ich verstehe, daß unter jetzigen Umständen, ohne Aussicht, daß mal Ernst wird, Kriegerspiel eine ziemlich freudlose Geschichte ist, wäre mir, Miezens wegen, Abschied nicht willkommen. Eher bei meinem Jungen, der ja ähnliche Umsattelwünsche hat (und allerlei Mysteriöses aus Kaisermanöver schrieb; der arme Mackensen scheint efligher-eingefallen zu sein). Der Besuch des jungen Volkes war mir wieder



eine Wohlthat. Da auch erträgliches Wetter. Sonst jammervoll. Erst über den Alster ein Bißchen Bratsonne. Der Herrgott hat's dennoch leidlich gemacht und die Nachbarschaft (unsere paar Ure zählen kaum) ist nicht unzufrieden. Aber zu lachen gab's selten; und wenn wir den Logirbesuch hinausführten, hörte er nur Knirschen und ingrimmige Rede. Ueberall die selbe Stimmung. Großer Sieg der Rothen in Sicht, alles Alte, Ehrwürdige, Bewährte verschrien, das gute Wort „Preußisch“ fast zum Ekelnamen geworden und Keiner weiß, woher die Besserung kommen soll. Begeisterung? Wofür denn? Sogar Zeppelin hat in so trauriger Weise enttäuscht, wie nicht mal der spöttische Herr im Hansaviertel voraussah. Motordefekt oder Brand; ein Rahn nach dem anderen. Daß auf diesem Weg nichts zu holen sein wird, ist klar (wenn noch so viel von „unglücklichen Zufällen“ geschwätzt wird); die anständigsten Leute schämen sich ihres Enthusiasmus von donnemals, lachen über das Gerede von Nordpolfahrten und sind nun erst recht schwer für Nationales warm zu kriegen. Denke manchmal, man friere schon zu lange mit. Ein Segen, daß man seinen Glauben hat; und den alten Pastor, der Unchristliches nicht wuchern läßt. „Schicket Euch in die Zeit!“ Versteht sich. Auch in Stoppeln und Wind. Aber leicht wird solche Schickung nicht. Alte Knochen spüren's: Herbst!

Drinne wie draußen. Muß es denn sein? Jeden Morgen habe ich, wenn im Bett aufgesetzt hatte, gehofft: Heute muß gute Post kommen. Nicht eine. Ob wir das Ding, das früher auswärtige Politik hieß, überhaupt noch haben, ist mir Klopfsbrühe; zu merken ist nichts (womit dem vergnügten Schwaben in der Wilhelmstraße keinen Vorwurf machen will). Mit England auf dem alten unfruchtbaren Fleck, die Poussirerei mit Frankreich bringt nichts ein und den Zaren läßt man morgens wie ein Wunderthier anstarren und abends von Versammlungsgesinde wie einen Verbrecher mißhandeln. Das beste Mittel, ihn kopfscheu zu machen und unsere Feinde drüben zu stärken. Herr Radolin, der edle Pole, untersteht sich, laut zu schelten, weil seine Dienste, deren Werth er sehr hoch schätzt, nicht mehr beansprucht werden; und hat noch heute nicht die Antwort, die ihm gebührt. Leider. Hottweg ist mir nachgerade ein Räthsel. Was will er? Was kann er? Jeder schlägt, sticht, bespeit ihn: und er sitzt still auf seinem Stühlchen. Ob er wirklich glaubt, mit achtbarer Passivität auskommen zu können, und nie geahnt hat, daß nur „kräftige Initiative“ (Udolf) ihn noch auf den Damm bringen kann? Ihn und uns; ich wenigstens weiß nicht, was werden soll,



wenn ein neues Weilchen so weiter vegetiren. Sechster Kanzler? Noch nicht erfunden. Alles früher Genannte, Wedel, Goltz, der be-  
 thuliche Trachenberger, unmöglich, Marschall verbraucht und Ri-  
 derlen doch wohl zu schlau, um das Rennen überhaupt erst aufzu-  
 nehmen. Hier behauptete neulich Einer, der geraden Weges von der  
 Spree kam, S. M. denke an Schorlemer. Unzweifelhaft katholisch  
 und doch nicht Centrum sans phrase; achtbarer Landwirth und doch  
 nicht Bund über Alles. Will mir nicht in den Kopf. Schon der Name  
 paßt nicht in die Firma. Wenn wirklich so schlau, wie in Familie re-  
 nommirt, läßt er die Hand davon. August Eulenburg, der schließlich  
 noch am Besten könnte, wird, in seinem Alter, nicht mehr wollen,  
 gilt auch am Hof als unentbehrlich und war schon für London ja  
 nicht loszueisen. Doppelt nöthig also, daß der Amtsinhaber sich  
 Ansehen verschafft. Wird aber höchste Eisenbahnzeit. Der Zustand  
 up to date ist neu. Tag vor Tag Diskreditirung des Kanzlers, der  
 sich nicht rührt, und ein Gestöhn, als lebten wir mindestens unter  
 dem spanischen Philipp. „Reaktion“. Möchte endlich erfahren,  
 was mir darunter vorzustellen habe. Mancher lernt's nie? Stimmt.  
 Hell genug, um zu sehen, wie mittags der Hase läuft, ist man aber  
 noch; auch nach der Entwöhnung vom eigentlich Politischen. Und  
 wenn ich bei Alt und Jung mißmuthige Mienen sehe, möchte ich  
 dreinschlagen. Keiner thut's. Selbst in unseren Reihen Alles viel  
 zu schlaff und flau. Brauchten nicht jede Niedertracht einzustecken  
 und erst nachher, unter Brüdern, die Faust zu ballen. Sind wir  
 denn Angeklagte? Meinem evangelischen Gemüth (seit so ent-  
 setzlich viel von Religion geredet und für den Heiland, der's gar  
 nicht nöthig hat, mit der Zunge gefochten wird, friegt ein sauberer  
 Christenmensch nur schwer noch ein Bekenntnißwort über die Lippe)  
 paßt die Intimität mit dem Centrum auch nicht. Kann aber, da  
 unter Bismarck schon einmal gewesen, nicht Todsünde sein; und  
 scheint, bei genauem Hinsehen, nur das Protestantenbewußtsein  
 vor Juden und Judengenossen zu kränken. So lutherfest wie die  
 Zeitungsmacher in Berlin und Umgegend sind unsere Eingefessenen  
 doch wohl noch: und schlafen ruhig und werden von ihren Seelen-  
 hirten nicht in die Ecke gestellt. Was von dem „ganz unpolitischen,  
 nur religiösen Papst“, den Ihr auf Bülow's Bürgschaft Kredit  
 gabet, zu erwarten ist, fühlt längst freilich der Blindeste mit dem  
 Krückstock. Mehr Politik als je; und von welcher Sorte! Wer  
 aber rührt sich? Kein Bein. Alles bleibt friedlich im Mausloch.  
 „Hätt' ich ein Wämm'slein und Hosen und Hut!“ Meinst, dafür



sei es ein Bißchen zu spät? Stimmt; viel sogar. Denke auch nicht etwa an Konkurrenz mit der Crippen-Dame und Uehnlichem; nur eben: Mann sein. Mitreden können. Weil von Euch Allen (scheint meinem alten Schädel) Keiner die richtige Lippe rißkirt. Sind auf den Zähnen alle Haare ausgegangen? Wenn nur der Mob (Magdeburg ist eine schöne Gegend) von der Leber wegredet, wollen wir lieber gleich die Reichsbude schließen.

Wien? Was man so im Blättchen „schwungvoll“ nennt; und persönlich wohl ein Erfolg, der ihm, nach bitterer Enttäuschung, von Herzen zu gönnen ist. Erstens aber schwärmt Deine Schwester nun mal nicht für Spektakel und Paradeaufmarsch „in schimmerner Wehr“ (Schießen oder Schweigen: bleibt ihre Parole) und zweitens erwartet sie von da unten nichts Rechtes. Interessante Völkerschaften. Eine halbe Stunde östlich von Sacher riecht schon nach Orient; da passe ich. Kann nicht mit und werde, in protestantisch-agrarischer Unwissenheit, nie begreifen lernen, daß unser Weizen unterm Halbmond blühen soll. „Loß“ (wie der Berliner schnoddert) ist ja genug; allerlei Portemonnaiepolitischeß im Gange. Daß große Herrenreiten um den Habsburger Hut nannte es Adolf heute, wo wir den baumlangen Dietrich zum Sonntagsgänßchen hatten, und orakelte, noch beim Kaffee in der Veranda, über die neuen Finanzmethoden der Kriegsführung. Mir einigermaßen schleierhaft. Jedenfalls: wer schon so lange mitläuft wie Unser eins, macht sich nicht viel daraus, wie sich auf dem Balkan die sogenannten Mächte „gruppieren“. Alles schon dagewesen (wie Döring in irgendeiner Judenrolle sagte); gehüpft wie gesprungen. Mir sind die jungen Türken noch größere Ekels als die alten. Und biß auf Weiteres erwarte stets, daß Ferdinand, der Bulgare und Hauptkerl, den S. M. leider froißkirt hat, bei hohem Spiel auf die richtige Karte setzt. Natürlich hat erß mit seinen Hammeldieben nicht leicht. Giebt aber nicht nach. Und hinter Allem, was über seine Müdigkeit und Rücktrittsabsicht in der Zeitung steht, wittert die alte Nase nur die Vorbereitung zu neuem Coup.

In der guten und treuen Hauptstadt des theuren Reichesß (frage mal den ja wohl echt bürgerlichen Herrn Vermuth, wie theuer) habt Ihr also die richtige Revolution mit allen Chicanen? Endlich; weißt, wie lange voraus sagte. Mußte so kommen. Bewaffnete Haufen, Revolverkämpfe, Verwundete: wird namentlich draußen sehr angenehm wirken. Daß es jetzt Keiner gewesen sein will, auch rothe Gesellschaft alle Mitschuld leugnet, versteht sich am



Rande. Ist immer so. Wahr bleibt trotzdem, daß die Leute andert-  
halb Jahre lang bis zur Tollheit verheßt worden sind. Glauben  
sie, daß wir in so erbärmlichen, schändlichen, ungeheuerlichen Zu-  
ständen leben, wie jeder Tag auch in den, so zu sagen, liberalen  
Zeitungen steht, und daß der arme Teufel ausgefogen und ge-  
fnechtet wird, dann kann selbst ich ihnen nicht verdenken, wenn sie  
wild werden und Teller und Tassen zerschmeißen. Nur die Quitt-  
ung, auf die wir gefaßt sein mußten. Ein Segen noch, daß Jagow  
nicht angefränfelt ist und (vielleicht erst nach nach zu langem Zau-  
deln) befohlen hat, keinen Pardon zu geben. Bissings Rezept hätte  
schneller gewirkt. Der wußte, was man gegen solches Fieber or-  
diniren muß. Geht's nicht über alle Afazien, daß die Bande, bis  
tief ins angeblich Nationale hinein, zu brüllen anfängt, weil ein  
Kommandirender für den Nothfall einer Pöbelrottung vorgesorgt  
hat? Kommt nicht dazu, hieß es immer; unsere Herren Genossen  
sind zahm und setzen sich Salven nicht aus. Deshalb in und bei  
Magdeburg das Wehgeschrei, als der Corpsbefehl ans Licht kam.  
„Lauter gute Bürger.“ Auch die Moabiter mit ihrem heidnisch  
frechen Gerausch? Da habt Ihr den Salat. Dein weiser Schwager  
rechnet auf gute Nachwirkung; Moabit müsse, mehr noch als Mag-  
deburg, den Verständigen die Augen öffnen. Ich habe zu hoffen  
aufgehört. Aber wenn die p. t. Bourgeois, die was zu verlieren  
haben, jetzt nicht merken, wohin wir kutschiren, und ihren Zeitungen  
einen Ruck ins anständig Patriotische geben, sind sie wirklich werth,  
samt ihrem berühmten „Welthandel“ zu Grunde zu gehen. Die  
liebe Lotte hat von dem Spektakel hoffentlich nichts gemerkt. Ja  
ganz dicht bei Euch! Und das Haus ohne Herrn.

Keine Ahnung, wo diesmal den ramponirten Rückenleib ab-  
spülst. Bin aber zu Lammsgeduld nachgerade gedrillt und grolle  
nicht, auch wenn das Herz mir bricht. Weiß nur, daß Lottchen im  
Nest hockt; der würdige Erbherr sich also, in jedem Sinn con amore,  
„ausleben“ kann. Innigstes Beileid! Am Ende legt der Land-  
briefträger die fällige Epistel erst auf meinen Sarg. Kränze und  
andere Trauerkundgebungen höflich verboten. Ist ja Mode. Trotz-  
dem in unserer Ecke ziemlich böses Blut, daß (nach Bildern und  
Berichten) um die Schwester der Kaiserin nur J. M. und Kron-  
prinzens Trauer trugen, während nach Onkel Eduards Tode die  
gewohnte Tracht von ernstem Schwarz de rigueur war. Stand Der,  
nach allem Ungethanen, dem Herzen näher? Müßte vermieden  
werden. Schon der Gedanke, die Ignorirung des Trauerfalles



könne das weibliche Familiengefühl verletzen, ist schädlich. Bist nun aber für's Aeußerste gedeckt. Nicht einmal wegen des hellgrau Karriren würde mich im Grab umdrehen. Nur eine Bitte: Nimm Dich des Schwagers an! Bei Importen, besserem Burgunder und Borchardt'sutter würde er mir allzu bald folgen. Mauvais genre? Hast Recht; warum aber lässest mich verbauern und schickst nicht, vom Lido oder aus Biarritz (billiger giebst es gewiß nicht), wenigstens einen Denkfettel? O lieb', so lang Du lieben kannst! (Aber, bitte, nicht schwungvoll!) Und, zur Abwechslung, nach unzähligen anmuthigen Objecten für anderthalb Stunden auch mal die größlich reizlos anständige

Rina.

Noordwijk aan Zee, am Tag von Wartenburg, 1910.

Liebste Grollerin! Mevrouw!

Meine Sehnsucht hatte die Freude geahnt. Dennoch kam sie; unerfleht, wie immer, am Willigsten. Zu meinem Glück war der Ofen (hier heißt er Kachel, ist aber von Eisen und hält nicht lange vor) geheizt; der Ergebenste wäre sonst erfroren. Morgens und nach Sonnenuntergang nordsibirische Kälte. Nacht nichts: über alle Hoffnung schön! Noch bei Jammerwetter; und endlich auch von beseligender Leere. Denkst Du daran? Als ich zum ersten Mal das Oranierlied hörte, warst ja mein Reisetumpan; und den Pharao, an dessen Mumie der ahnungvolle Engel mich das Gruseln lehren will, sahen wir gemeinsam in der guten Wolldeckenstadt Leiden. Long ago. Und ich brachte die winzigsten Erwartungen mit. Puppenländchen, hatte man mir gesagt; und, versteht sich, wieder Engadin oder Lido Palace empfohlen. Danke für Backobst; Listbrot und Tract, Busenetalage und Schenkel in Lockspizen kann bei den heimischen Pedalen (Gerson Bleichröder) haben. Will draußen nicht gerade Loden mit Seelengestank, aber à mon aise sein, wie die berliner Börsenmadame sagte, wenn sie, ganz in Rorhlopsis getunkt, den mittleren Abendpaquin vorritt. Keine Spur hier von Bäderhaftem, weder Kapelle noch anderes Kurplaisir; und die paar Swells, die an windigen Abenden mit Häubchenjungfern und Solchen, die es scheinen wollten, ein Tänzchen wagten, seit zehn Tagen völlig verduftet. Himmlisch. Nicht so hart und friesenepisch wild wie die sylter Herbstheimath; doch viel reicher und nobler. Die Dünenhåler mit Blumen durchstickt; die Hügel mit diskretem Brombeerbehang. Wiesen und Vieh, daß einer Pommerin die Augen übergehen müßten. Das Bad selbst (wenn man's so nennen darf)



ohne jeden Budenzauber und Saucengeruch. Unsässige Weiblichkeit sehr vornehm in ihren vielen Bauschröcken und die Männer (fast die ganze Jugend fischt jetzt auf der See) in ihrer Art ganze Kerle. Mancher Muschelfischer hebt sich, auf seinem Römerwagen, wie ein Wasserkantenmars vom Horizont ab. Von dem Lustton, dem Meer könnte nur stammeln. Im blauen Spiegelstaat, in grauen, braunen, gelben Schleiern, mit grünlich funkelnden Rämmchen, violetterm Trauerpomp oder unter der Sturmpeitsche aus Schaumbergen aufstöhnend: herrlicher sah ich es nie. Gar nichts Puppenhaftes. Eine Küste, die noch von der Heroenzeit träumt. Und das Land, wo große Maler wachsen mußten: weil Luft und Licht, wie unsere Sprache am Werk deutscher Dichter, still zur Bildgestaltung mitwirken. Schon zu viel hiervon. (King Claudius? Adolf hat den Shakespeare im Kopf.) Kennst meine alte Liebe. Weißt aber auch, daß am Nordmeer pünktlich in süßen Stumpfsinn versinke. (Ueber Respektabilität meines Wandels auch nur ein Wort zu verlieren, wäre unter aller Würde; übrigens das bescheidenste Abenteuer frühestens im Bereich des scheveninger Blinkfeuers zu haben, dem ich, wie allen Caroussellplätzen, fern bleibe.) An Zeitungen und Briefen eher Ueberfluß als Mangel. Interesse? Ob wir wieder Ostwind mit glatter See und eisig glitzerndem Himmelschmuck bekommen oder morgen in weißer Brandung baden werden. Alles Andere summt wie aus einer fremden Welt her. Höchsterholsam; aber (aber?) nicht zu Politischem stimmend. Hast selbst erlebt, wie komisch klein die „Ereignisse“ scheinen, wenn man sie mit einiger Verspätung erfährt; siehe Excellenz Goethe über nachgeholte Zeitunglecture. Darfst also nichts postuliren. Denn das Handwerk, ohne fanatische Hingegebenheit Lesbares schreiben zu können, lernt Dein Bruder auf seine alten Tage nicht mehr. Nur in Ekstase gehts manchmal noch halbwegs. Nimmst mit Briefkastenstil vorlieb?

Am Himmel ist geschäftige Bewegung. Denke nicht an Ubiatit (für die wir mehr thun müßten) noch gar an die Zeppeline (für die wir zu viel gethan haben, die, wenn erst rationell verbessert, eines Tages aber nützlichen Omnibusdienst leisten können, auch für Kolonialtruppentransporte vielleicht brauchbar werden). An die höchste Politik. Ein Sequirl von Nachrichten und Gerüchten, das verwirren soll und wirklich auch geübten Augen die Sehweite zu kürzen scheint. Dir, die auf jedes Wort Ottos des Einzigen schwörst, ist alles Balkanische Gefuba. Seit vorgestern aber der Pivot des Diplomatenaufmarsches. Eigentlich schon länger: seit Rußland



mit den Japanerhieben nach Europa zurückgekehrt ist. Kannß da satt werden? Der Türke sitzt vor der Schüssel. Oesterreich-Ungarn verdaut seinen saftigen Fegen. Italien blickt gierig ostwärts. Und Eduard, dessen Fettpolsterhändchen die Happen so geschickt zu vertheilen wußte, ist nicht mehr. Sagte ich der Scheltenden nicht oft, man werde den Subtilen an allen Ecken und Enden vermissen? Voilà! Reiner, der so schlau treibt und bremst, Geschäfte konstruirt und abwickelt. Iswolstij hat ansehnliche Routine, ist aber bis an die Schläfe mit Eitelkeithypothesen belastet und, nach dem Halbdugend Schlappen, ziemlich tief unter Pari. Die Brüder Cambon, die jetzt ins Feuer mußten, sind sachlicher, fühler, präziser; doch nicht, was Bismarck erste Nummern nannte. Der brave Herr Pichon sieht nur von Weitem wie Staatsmännlichkeit aus. Bleibt Sir Arthur Nicolson, unser intimer Feind, der in Algiras und Petersburg gut gearbeitet, aber bisher nicht die Möglichkeit gehabt hat, de donner sa mesure. Unsicher, ob er schon die Orientdrähte lenkt. Rein schweres Spiel. Dein Unergleichlicher hat Recht; nicht nur immer, sondern auch diesmal. Türken und Russen brauchen Geld. Daß in beträchtlichen Mengen auf die Dauer ohne die Franzosen nicht zu haben ist. Ein Taschenpalmerston könnte aus solcher Situation Etwas machen, wenn er Paris so am Schnürchen hätte, wie Eduard's überlebende Commis es noch haben. Nur: die nachhamidischen Türken sind zu dumm. Glauben, sie könnten Frankreich's Millionen umschlingen, wenn sie vorher bei uns Kriegsschiffe kaufen und austuten, sie seien entschlossen, mit dem sogenannten Dreibund bande à part zu machen. Qualifizierte Nöthigung. Sie halten's für feine Diplomatie. Auf unseren Privatwerften sieht's so öde aus, daß ich, trotz Tirpitz und Holzkendorff (die natürlich dagegen waren), sogar Nassauthypen nach Konstantinopel verkauft hätte. Warum nicht? Wir sind ja friedlich bis in die Pechhütte, übermorgen geht's noch nicht los und die Schiffbauer könnten lachen. Doch Alles, versteht sich, ohne Trara, Reden und Goltzfeiern. Cliché: „Ein gutes Geschäft, dessen Abschluß den Engländern zugleich beweist, daß wir nicht an Ueberfall, Angriffsrieg und ähnlichen Unsinn denken; wer uns den Plan eines Türkenbündnisses zutraut, sollte sein Oberstübchen frisch möbliren.“ Durch plumpe Erpressungsversuche ist aus Paris nichts zu holen. Daß wird in der ville-lumière feiner gefingert. Den Milliarden noch mehr in den Balkan nachwerfen, damit Deutschland moderne Bühnen bauen und irgendein neugebackener Pascha mit seinen Roß-



schweifen durchs Brandenburger Thor stolziren kann? Erst die Waare: dann das Geld. Mit Versprechungen hat auch Herr Rosfuth als Handelsminister gewinkt. Fazit: Bahnscherereien und Petroleumärger mit Oesterreich-Ungarn. So reden die Franzosen; wollen die sachte Abkehr von Deutschland mindestens vorbereitet sehen, ehe sie für Türken und Magyaren den Beutel öffnen. Einstweilen läßt Jeder sich Erfolge zuschreiben. Das ist billig und macht keine Flecke. Vor der Uebernahme der Anleihen (gegen die Rosfowzow's Leute, vor der Russenkonversion, auch Marktbedenken haben) ist Alles nur Kaffeefaschadeutung. Die Jeune Turquie nimmt sich ungeheuer ernst. Kein Wunder, da sämtliche Groß- und Mittelmächte thun, als seien sie von der Haltbarkeit des europäisch angepinselten Osmanenreiches überzeugt, während jede doch nur auszurechnen trachtet, wie lange der blutige Schwindel noch dauern könne. Ueberschlage die Orientalia ein Weilchen, ma mie; verlierst nichts von Belang. Alle erreichbaren Wässerchen werden getrübt und Iswolskij giebt seinem Alesschen Zucker (Konferenzen mit den in München, Wien, Madonna Di Campiglio treulich vereinten Botschaftern Cartwright und Crozier; Irrwischfahrten durch Europas bessere Hälfte; Triumphbriefe, die Privaten beiderlei Geschlechtes von der nahen Rache an Deutschland und Oesterreich vorplaudern). Wird er sanft in eine Legatenstellung abgeschoben, dann bedeutet's, daß Oesterreich Verständigung wünscht. Geschieht es heute nicht, so geschieht es doch in Zukunft. England muß jeder in den Orient vordringenden Macht die höchsten Preise bieten. Muß; und kann. Braucht ein faunisches Oesterreich, das mit den Westmächten paktirt. Deshalb ging Rosebery (jetzt nicht in Amt, also höchst ungewöhnliche Wahl) als Ringherold nach Wien und zu uns kam Roberts erst spät und nach beinahe unhöflichen Umwegen. Ueberall kleine Mittelchen. Nirgend's Einer von sehenswerthem Format. Und immer wieder das selbe Gegaukel. Kommt San Giuliano: unlösbare Freundschaft mit Italien. Rosebery: wie könnte zwischen Oesterreich und England je dauernde Feindschaft entstehen? Wilhelm: Deutschland über Alles! Ganz wie bei uns. Mir ein Räthsel, daß Acteurs und Zuschauer den Kram noch vertragen; daß nicht endlich mal Einer zusammenzählt, wie oft von Neujahr bis Weihnacht irgendein als unzerbrechlich Angepriesenes gefittet wird. Aber wer blind sein will, sieht den nächsten Laternenpfahl nicht; und Einen, dem Taubheit Spaß macht, pfeift selbst Paktes gespicktes Mündchen nicht in den Stall zurück. Li-



manowa-Petroleum, Südbahnärger, Türken- und Magharenanleihe: daß Alles zeigt doch verdammt deutlich, wie fest die entente à trois noch ist. Daß wir den Ungarn aus der Geldflemme halfen, war schließlich wohl kaum zu vermeiden; braucht man aber nicht als Verbindung von Unangenehmem mit Nützlichem auszusprechen. Sollen wir etwa auch der Türkei noch pumpen? Auf die Länge reicht's nicht; Anleihelieferung kann nicht unsere Sache sein, wenn industriell und kommerziell auf der Höhe bleiben wollen. Jetzt sieht's ja aus, als ob die enormen Kerlchen in Konstantinopel mürb genug wären, um nachzugeben und vor der Banque Ottomane Koutau zu machen. Würde für die drei Entente-Mächte ein Triumph, an dem Sir Ernest Cassel (recht verständig und, schon vor seiner löblichen Stiftung, mit leisem Eifer um gute Stimmung bemüht) gewiß nicht ohne Verdienst (auch in der Neutralbedeutung des Wortes). Dem Bon vivant Riederlen darfst nicht Unrecht thun. Ist nicht müßig. Daß in Bukarest (wo Rosen, diplomatisch und persönlich, schlecht am Platz ist) Eduard nicht ans Ziel kam, und noch jetzt Alles leidlich läuft, ist dem Schwaben zu danken. Der auch, aus der Holsteinzeit, die Intimität mit dem feinen Paul Schwabach hat und die Ungarnsache deichseln konnte. Nur mit allzu lauten Posaunenstößen in der Nachfolge des geschätzten Vortänzers empfangen und schon unter Bismarck der Prestigegier verdächtig. Möchte nicht lange im Applausvorschuß sitzen und trachtet drum vielleicht ein Bißchen zu ungeduldig nach sichtbarem Erfolg. Türken, Südslaven, Rumänen, Magharen, denkt er, haben gesehen, daß die drei feierlich versöhnten Mächte, wenn's ernst wird, nicht marschiren lassen, sondern vor dem bewaffneten Willen Deutschlands und Oesterreichs zurückweichen. Diese Konjunktur sucht er auszunützen. Ganz schön. Aber die großen Interessen bleiben unverändert; und was für die bosnische Bagatelle nicht riskirt wurde, müßte um höheren Einsatz doch gewagt werden. Ueber Italiens Haltung und Absicht giebt's nur in der Kinderstube noch Illusionen. Fragt sich also nur, wann Franz Ferdinand und Lehrenthal finden werden, daß ihnen das Hemd näher ist als der Rock. (Dein Ferdinand, der Bulgare, wickelt sich hoffentlich noch einmal heraus. Seine Leute sind wüthend, weil er nicht, so lange Zeit war, losgeschlagen und die Makedonengeschichte ins Reine gebracht hat; stellen sich solche Aktionen einfacher vor, als sie sind. Und die Bulgarenwuth, mit der sie ja noch ein altes Suppenhühnchen zu rupfen haben, hat die Rumänenherzen für die türkischen Wünsche gepflügt.



Sobald in Stambul irgendwas Stabiles zu fassen ist, kommt Ferdinand aus der Tinte; wenn er nicht vorher weggeputscht wird. Mit einem Schuß Battenbergersprit, der das Soldatenmousseur erzeugt, wäre dieses beträchtliche Politikertalent in breiterer Assiette. Höchst betrübend, daß man sich bei uns nicht höflicher um ihn kümmert. Ein Tapß in Sofia: und in der Balkankiste hört das Gefnatter überhaupt nicht mehr auf.) Stete Sorge vor dem Gerede, daß wir den Wienern allzu emsig die Cour machen. Vertragen sie nicht; glauben nachgerade, in jeder schwierigen Marktlage unsere vier Millionen Bayonnettes in Zahlung geben zu dürfen (der angetraute Finanzmann erklärt den Terminus). Und anderswo wirds als Schwachheit gedeutet. Die Pumphilfe beinahe wieder, wie der in Rohnstock erschmeichelte Handelsvertrag, Barbares Kontribut. Der Verbündete fordert, was er in jedem Augenblick braucht; verbittet sich Schiffahrtabgaben und Enteignung in Bosen (mit beiden Verzichten wäre Dein entarteter Bruder übrigen einverstanden) und holt einen Haufen Geld aus dem Nachbarland. Va bene; darf aber nicht übertrieben werden. Was wir von Oesterreich verlangen, ist nur: Rückendeckung in Europa. Dafür ist's mit dem Bündnißvertrag anständig bezahlt. In orientabilibus sind die Wünsche nicht mehr so bequem vereinbar wie in den Tagen Bismarcks und der Binnenmarktindustrie. Ist auch Alles chaotisch, bis wir zu einem festen Verhältniß mit England gekommen sind.

Daß nicht zu erreichen, wie oben, mit elegischem Ausblick gen Himmel, immer wieder gesagt wird, werde nie glauben lernen. Natürlich nicht bloße Verständigung über die Flottenziffer; zu spät. (Weil höchstens auf solche Absicht hofft, hat der Barrister Asquith in seinen Reden behutsam gemogelt.) Politischer Vertrag mit Hörnern und Klauen. Simpel genug ist die Rechnung. Kein Anderer kann England aus seinen Verlegenheiten (Indien, Egypten, Japanerbündniß, Budget) befreien. Kein Anderer kann so viel bieten. Die Hoffnung, uns kleinzufrieden, hat kurzsichtige Augen. Selbst wenn wir ganz allein bleiben: die siebenzig Millionen Menschen, die wir bald nach 1915 haben werden, könnten dem Britenleund das Leben eflig verleiden. Jahrzehnte gefährlicher Beunruhigung würde das Weltclearinghouse nicht überdauern. Oft erörtert. Beim Vertragsabschluß könnten wir viel zusagen, wenn wir viel bekämen. Sogar über den Tarif wäre eine Einigung denkbar; braucht Britanien nicht ins Beresfordische Dreadnoughts zu bauen, so kann sichs mit erträglichen Zollsätzen begnügen



und sich mit seinen Hauptkolonien vernünftig einrichten. Daß liberale Kabinet kämpft um sein Leben und seit Gladstone, dem glorreichen Reichsverderber, steht alles annähernd Wighistische in dem Ruf, daß Internationale jämmerlich zu verprudeln. Bringen die Leute jetzt einen Vertrag, der Britanien und Deutschland verbündet, den englischen Besitzstand garantirt, den Marineetat ins Erträgliche kürzt und gestattet, die schlimmste Noth zu lindern, dann stehen sie, nach dem einen Schlag, größer da als die Erben D'Israelis. Daß sie alle anderen Verträge übermorgen kündigen, fordert kein Gescheiter; können ruhig weiterlaufen: sind unschädlich, sobald die politische Vernunft das feste Schutz- und Trugbündniß der Germanenvormächte durchgesetzt hat. Aber offiziell verhandeln, durch den besten Mann, der zu haben ist, und nicht in die kindische Sitte der Versöhnungsversuche zurückfallen. Ob Prinz Heinrich beim Ring beliebt ist und ob George schneller als sein Papa nach Berlin gondelt: daraus mache ich mir gar nichts. Nur aus ernsthaftem Geschäftsabschluß. Wir kommen nicht vom Fleck, wenn allein oder mit unsicheren Rantonisten gegen feindliche Entente-Mächte anzugehen suchen; und müssen immer auf nöthigende Abrüstungsvorschläge der Koalirten gefaßt sein. Sicher ist die Wahrung unserer Weltinteressen nur mit maritim mächtigen Bundesgenossen. Was an dieses Ziel führen kann, muß versucht werden. Citissime. Denn Deutschland wird ungeduldig.

Kannst es ihm verdenken? Ich eben so wenig wie den Dir affilierten Kriegern, daß sie keine Lust mehr haben, zu Land und zu Wasser noch mitzumachen. Daß Unsinnen, kreuzfidel oder mindestens zufrieden zu sein, weiß nicht Ohrfeigen hagelt, kommt aus beschämender Unterschätzung des deutschen Wesens und der deutschen Nationalpflicht. Daß die Landsmannschaft nicht zufrieden ist, nehme ich als erfreuliches Symptom kräftigen Willens zum Leben; kein Grund, darob zu flennen. Unser Malheur ist, seit zwei Jahrzehnten, daß die Geschäftsführer nicht wissen, welche kolossal starke Firma sie vertreten. Riederlen ahnts: und läßt deshalb die Puppen in anderem Tempo tanzen als Richthofen, Eschirschky oder gar die Nonvaleur Schoen je wagte. (Auch dem gewandten und geistig polnoglotten Bülow blieb Deutschland immer unheimisch und, bei pflichtgemäßer Zuneigung etc. pp., ein Bißchen unheimlich; hielte sonst das Phaiakendasein in Villa Malta nicht aus. Nie von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er im Großen wollen dürfe und ungeheure Kräfte hinter sich habe: daher



die Jammerbilanz im Internationalen.) Vielleicht nur etwas klein-  
 staatlich eng und zu schnell geneigt, die eigene Leistung (Beispiel:  
 Magharenanleihe) dick zu unterstreichen. Daß Volk fühlt sich und  
 möchte drum endlich Thaten sehen; ungefähr wie meine ReINETTE,  
 wenn sie morgens ihr Unverwelkliches aus den Rissen hebt. „Gute  
 Post? Nicht eine.“ Dauert nachgerade zu lange. Daß man Quarz  
 breittritt und Winzigkeiten (Opferung Delcassés und Jzwolskijß)  
 als Riesenerfolge servirt, nützt jedesmal nur für die Frist eines Flie-  
 genlebens. Nahrhaftes oder Ausmünzbares? Giebt's nicht. Und  
 wenn jetzt das Plänchen gelänge, in SüdosteuroPa Türken und  
 Rumänen zu fördern, wär's wieder nur für anderthalb Bierminuten  
 ein Bombenerfolg. Zwanzig Jahre (in denen nicht nur Ameri-  
 ka, England, Frankreich, Italien, Oesterreich, sondern, per saldo,  
 sogar Rußland gute Geschäfte gemacht hat) haben uns nichts  
 eingebracht. Daher der zähe Groll. Daher das eingewurzelte  
 Mißtrauen in alle Kapaunenverheißung und der Flackerärger  
 über die Rednerei. Daß ein dramatisches Temperament, nach  
 fast zwei Jahren ängstlicher Zurückhaltung, im Wirbel eines die  
 kühnste Hoffnung übersteigenden Paradejubels, wieder mal ex-  
 plodirt, ist am Ende weder unbegreiflich noch fürchterlich. Stets  
 ein neues Räthsel mir nur die Spiegelung des Geschehenen  
 im Geist Seiner Majestät. Daß war beinahe ohne Ausnahme  
 Alles, doch ganz anders. Da wurde, auch an deutschen Höfen,  
 nicht mit Phrasen, sondern stramm mit Bestechung gewirkt und  
 ohne reichlichen Export preußischen (und welfischen) Goldes, ohne  
 Leibrentenzusicherung und Jesuitenintervention hätte der alte Wil-  
 helm den Kaisertitel („Charakter-Major“) nicht erlangt. Hat Hinz-  
 peter dem Zögling von Alledem nichts erzählt und schließlich gar  
 Tauroggen, das Datum offener, freilich nöthiger Rebellion Nord's  
 gegen den König und Kriegsherrn, als einen Ehrentag der Dynastie  
 dargestellt? Nicht minder räthselhaft, daß der mannichfach begabte  
 Herr überhaupt glauben kann, durch Reden nützen zu können; soll-  
 te Ballin, Gwinner, Rathenau, Fürstenberg fragen, ob ihnen je-  
 mals der Gedanke gekommen sei, aus öffentlichen Reden könne  
 ihrer Gesellschaft Vortheil erwachsen. Er fühlt, daß Etwas gesche-  
 hen müsse, und verwechselt erstens Wort und That, zweitens Erfolg  
 und Wirkung. Die (hast Recht, Preußenseele) auch in Wien nicht  
 ersprießlich. Höchstens für die Christlich-Sozialen, denen es, ohne  
 Lueger, schlecht zu gehen anfängt, und für Lehrenthal, der mit dem  
 Blick auf die „schimmernde Wehr“, in West und Ost die Gebote hin-



austreiben kann. Habsburg wird sich über wiener Glanzleistungen eines Hohenzollern nie freuen; und wo „Heil!“ gerufen wird, riecht nach Schoenerer und im Erzhaus mehr als die Pest gefürchtetem Alldeutschthum. Die Gottesgnadenrede nebst marienburger Silbotenkorrektur natürlich viel schlimmer. Würde aufhören, wenn ein Gewichtiger dem Herrn rund heraus sagte, daß alles Reden heute, auch wohlerwogenes, von Uebel ist, und, ohne Zimperlichkeit, die Verschlechterung der kaiserlichen Position nachwies: vor Königsberg Hollweg, seitdem S. M. in allen Schießbuden das Scheibenziel. Der Kronprinz, den Deine Liste vergaß, hat wenigstens abgelesen und sich einen schlechten Redner genannt. Wer den Vater einen guten nennt, setzt ihn, als Deutschen Kaiser, herab. Olle Kamellen. Also nur noch ein Wort über Deine ehrenwerthen Parteigenossen. Die sind viel zu hell, um sich über den Werth und die Wirkung solcher Reden zu täuschen; stellen sich aber, wenns in den Kram paßt, entzückt, verpönen, trotz Vorstandserklärung und Heydebrands Rede von 1908, jede Kritik und freßten munter mit der Allerhöchsten Person. Nee, Liebesen, da kann mein Tanzbein a. D. nicht mit; könnte auch kein Junfer von altem Schrot. Heuchelei, die obendrein noch das Vaterland schädigt, ist mir einfach zum Speien. Malkan mußte sofort spedirt werden. Oberpräsidenten haben sich weder als Monarchenschützer aufzuspielen noch durch Kollektivkränkung der Presse dem Minister das Handwerk zu erschweren. Schleunige Abhalfterung hätte auch weithin gezeigt, daß S. M. solche Paladine nicht wünscht; ergo genügt. Takt, Augenmaß, Entschlußfähigkeit: noch vor dem Silbestertag saßen Kaiser und Kanzler wieder warm im Volksvertrauen. Irgendwas müssen sie aber mitbringen. Zeigen, daß sie nicht nur in der Luft gefuchelt haben. Die Situation hat noch jezt ein Duzend Schwerter, die für uns brauchbar wären. Wenn alle müßig in der Scheide bleiben, ist's aus.

Will rasch, so weit von hier möglich, den Kleinkram erledigen. Manöver lehrreicher als sonst und im Taktischen meist sehr befriedigend. Moltke war wirklich krank; Mandelentzündung und Fieberrückfall. Daß, statt des zur Vertretung berufenen Quartiermeisters oder Schlieffens, dem in der Armee noch viel anhängt, Goltz die Leitung bekam, mußte auffallen; sollte wohl für die Türken, um die sich leider Alles zu drehen scheint (alte Hoffnung, durch Islam, der in Indien und am Suezkanal schwierig werden kann, England einzuschüchtern), Colmars Krediterhöhen. Rein bedauerlicher Ein-



griff des Kriegsherrn und keine wesentliche Abweichung von Moltke's Disposition. Die große Ueberraschung, weniger der Sieg des kaltblütig forschenden Kluck über Mackensen (der ein ganz tüchtiger Mann, aber viel zu rasch avancirt ist und diesmal, mit dem von August Lenke gedrillten Corps, so böse Fehler machte, daß ein der Gnaden-sonne Fernerer plötzlich abgesägt worden wäre), als das Ergebnis der Luftkundschaft. Der Militärballon mußte hoch genug steigen, um untrefibar zu sein; auf solcher Höhe war nun aber für's Erste eine Scheinstellung nicht von einer ernsthaft zu behauptenden zu unterscheiden: und da ein paar Meldungen über den feindlichen Aufmarsch sich als falsch erwiesen, gab's Enttäuschung. Thut nichts; aller Anfang ist schwer und die Franzosen haben auch nicht nur zu lachen. Militärvorlage, an der schon lange gedoktert wird, soll vernünftig sein. Hoffentlich nicht zu knapp; selbst Wermuth, der als Schatzsekretär seine eigenen Forderungen aus der Unterstaatszeit ohne Wimpernzucken ablehnt und die Ressortleiter bis auf's Blut zwickt, muß einsehen, daß da nicht geknausert werden darf. Gedankengang führt recta ins rothe Lager. Magdeburg aber wirklich nicht der Rede werth. Immer die selbe Geschichte (jetzt nur die Führung der Opposition tapferer als anno Dresden und der junge Frank an Klugheit und Muth dem mattherzigen Vollmar weit überlegen) und immer nur die Mahnung nöthig: gefährlich wird's für Industrie und Imperium erst, wenn die Marxisten, die auf die Evolution warten, den Leuten Platz gemacht haben, die mitregiren und zunächst mal den Weg der englischen Gewerkschaften gehen wollen. Daß die Bürgerlichen jeden Tratsch und Stank der Sozialisten so ausführlich bereden, ist ein unfasbarer Fehler. Das muß sich ja für den Nabel des Erdballes halten. Nur bei uns möglich, wo man auch dem Todfeind, um die Regierung zu ärgern, seine Stimme giebt. „Vater wird schön spucken, wenn ich mir die Hände erfriere; in die Taschen stecke ich sie nicht: warum kaufst er mir keine Handschuhe?“ Das Kapitel von der politischen Reife deutscher Nation. Wenn mich auf's Kanzlerrathen überhaupt einließe, würde an Rhein- haben eher als an Schorlemer denken. Aber brotlose Kunst; und vor der Wahlzeit wieder zu wechseln, könnte nur Einer rathen, der ein unabgenutztes Genie in petto hätte. Nichts Neues in Sicht; für den armen Stemrich, der auf Urlaub zehn Kilo verloren hat und jetzt von Milch vegetirt, wahrscheinlich der Orient-Zimmermann, mit dem Riederlen gern arbeitet, der aber den Posten nicht auf die Gardingestufe heben wird. Radolin: völlig d'accord. Die



sekreten Dienste, die er 1888, als Vermittler zwischen Mutter und Sohn, geleistet hat, dürften ihn heute nicht mehr immunisiren. Von je her steril; in der letzten Zeit behielt er kaum noch einen Namen im Gedächtniß und war ohne Landen hiflos. Pariser Botschaft doch keine Greisenpfründe: Daß Loblied, daß Monsieur Pichon ihm sang, lehrt die Leistung dieses Reichsvertreters richtig schätzen. Viel zu lange geduldet worden. Nach der Klage über verfrühte Entlassung (obendrein im Ausland) hätte Bismarck ihm, sans crier gare, den Kragen umgedreht. Bethmann versäumt die besten Gelegenheiten; der Ruf rauhbeiniger Brutalität hätte ihn, weil der Artikel jetzt, nach dem Süßholzgeraspel, lebhaft verlangt wird, der Oeffentlichen Meinung empfohlen. Poveretto! Moabit aus der Ferne nicht zu beurtheilen; nach Lottens Andeutungen (kennst ihre vorsichtige Art) ziemlich ernst. Und die Rückwirkung aufs Ausland im Superlativ ungünstig. Wir haben, schwägend und schreibend, ja allmählich erreicht, daß wir draußen dicht neben Rußland rangiren. Barbarenland mit Eichenlaub und Schwertern; das Volk geknüttet und geknechtet. Bis gestern galt's für gut geknechtet. Heute: die Kette ist gelockert und wird bald, wie Zunder, zerfallen. „Preußen erwacht zur Freiheit.“ Laß noch Unmuthigeres. Die Weihnachtsgeschenksfreude, die ich in der Presse der Westmächte spüre, macht mir die Sache wichtig. Keine Ahnung, ob die Polizei ungeschickt oder täppisch, die organisirte Arbeiterschaft theiligt oder, wie sonst überall in Deutschland, Putzgegnerin war. Sehe deutlich aber Hoffnung keimen. Da hört der Kleinfram auf.

Daß Ausland sieht in Preußen einen Wifingerstaat, eine für den besonderen Zweck des Erobererkrieges geschaffene Organisation, die dem Einzelnen nur ein winziges Maß von Freiheit gönnen darf. Stimmt ungefähr. Friedrich Wilhelm, Fritz und Bismarck mußten Alles an Schlagkraft und Disziplinirung setzen. Wer nach Preußen kommt, merkt schnell, schon auf der Eisenbahn, daß hier ein schärferer Wind weht als sonstwo in Europa; daß Unterordnung Gewohnheit geworden ist und nichts sich zu ändern braucht, wenn morgen mobil gemacht wird. Dem Fremden ein Gräuel. Auch dem Preußen, der nicht mehr auf Wifingerthaten und Wifingerbeute hofft. Eine Weile dachten die lieben Nachbarn: „Demokratisirung Preußens brächte die deutsche Wirthschaft zu schnell auf uns unbequeme Höhe; also müssen wir froh sein, wenn die Mauern der Zwingburg stehen bleiben.“ Die haben der Industrie, dem Handel, der Finanz aber den Weg nicht gesperrt. Jetzt heißt's:



„Demokratisirung bedeutet Schwächung der Stoßgewalt; macht's der Borusse sich mollig, dann stört er nicht unseren Schlaf.“ Da, ma mie, steckt der Hafen, an den wir eine Laterne mit gut getränktem Docht hängen müssen, auf daß sich das Dunkel erhelle. Fast Allem, was Ihr über Junferschimpf und Verhekung stöhnt, kann ich zustimmen; schüttle mich, wo von „schwarzblauem Bloß“ und Aehnlichem höre oder lese. Schon Deine Jette aber sagte, als ihr einziges Töchterlein in die Wochen gekommen war, weißlich: „Allen's muß doch seine Ursache haben!“ Glaubst Du, mit Herrn Bassermann, daß Unmuth, wie ein Spätherbstgewitter, durch Deutschlands Seele geht, weil Fleisch, Bier, Streichhölzer theurer geworden sind und Witwen und Waisen von ihrem Erbtheil nicht erhöhte Steuer zu zahlen haben? Ich auch nicht; eben so wenig aber, daß einzig und allein die widerwärtige Preßheke an dem Wirrwar schuld ist. Preußen, sprach Dein Heiliger Otto, ist wie eine wollene Jacke: frakt, hält aber warm. Ganz er. Hält eine frakige Jacke aber nicht mehr warm, dann wünscht Jeder sie sich vom Leib. Drei Viertel aller Einrichtungen, die Preußen noch hat und seit 70 den zum (hoffen wir, lieber Leser!) Ewigen Bund vereinten Stämmen der reiner Deutschen sacht aufzwang, sind für den Kriegsfall, für Erobererexpansion berechnet; von der Verfassung bis zum Landrath, Kavalleriejunker und bramsigen Schaffner. Wollen wir friedlich in unserem Eckchen flöhnen und, während alle Andern sich behaglich den Bauch arrondiren, mit ergebenstem Dank über jeden Nasenstüber quittiren, dann wird aus Ehrwürdigem lästiger Plunder. Kennst ja unsere Geschichte. Nach Friens Tod bis zum Befreiungskrieg, dann wieder, mit ganz kurzen Pausen, bis Düssel dieser Mißmuth und Neigung ins Demokratische. Erinnerst Dich, wie unbeschäftigte Offiziere auf offener Straße geschimpft wurden? Preußen ist nur erträglich, wenn es Aequivalente bietet; wenn es durch seine Leistung beweist, daß es sein muß, wie es ist. Wird zum größten Aergerniß, wenn es, in der alten Montur, Friedensquäferi und Kulturböf mimen will. Feldwebel als Cotillonkommandeur. Daher der Grimm; Steuern, Fleischpreis, Wahlgesetz würden, wie anderes Kreuz auch, getragen. Möchten wir nette Schwerenöther sein, kultivirte und lacirte Mitteleuropäer: auch gut; dann aber den alten Korporalsrock endlich vom Leib! C'est à prendre ou à laisser. Ich bin nicht für den Kostümwechsel; überzeugt, daß wir die Waffe noch brauchen, noch, ehe es zu spät wird, allerlei Beträchtliches damit aus



dem Feuer holen müssen, und deshalb nicht auf Massenrechte und Selbstherrschaft des souverainen Volkes erpicht. Alii aliud (Adolf spricht die totesten Sprachen). Man muß sich nur verständigen. Soll oder kann die preußische Spitze nicht mehr stechen, dann verliert sie auf dem deutschen Markt ihren Werth. Vierzig Jahre Friede, zwölfhundert Millionen jährlich für Heer und Flotte, kein Machtzuwachs, Tag vor Tag, durch Wort und Rückzug aus der Gefahr, die Bethuerung, daß man keiner Bäckerwanze ans Leben wolle, und die Erhaltung von Institutionen und Privilegien, die nur für den (nicht als Ausnahme vorgesehenen) Kriegsfall gedacht waren: Das schmeckt Allddeutschland natürlich nicht. Die Liberalen, träumts, werden besser für uns kochen. Die waren ja noch nie in der Küche; konnten sich also nicht blamiren. (Laßt sie, Liebe und Getreue, endlich herein: in Vandrathsämler, Präsidien und, zwei Duzend mit einem Schub, Herrenhaus. Die einzige Möglichkeit, zu erweisen, daß auch sie Wasser zur Staatsauce nehmen.) Reaktion? Blödsinn. Nicht um eines Kindernagels Breite weniger Freiheit als in Bülow's Tagen, die uns die Gloire von Algesiras und die widernatürliche Paarung des sitzamen Bürgers mit dem adeligen „Räuber“ schenkten (und in die Herr Bassermann sich deshalb zurücksehnt). Nur, leider, auch keine Aktion; nicht eine That, die Preußens Nothwendigkeit einleuchten läßt. Warte nur: der Süden wird, sogar in den Centrum'sprovinzen, schwer für kostspielige Neubewaffnung und Heeresstärkung zu haben sein. Meinstetwa, daß die Japaner jauchzen würden, wenn sie in drückender Rüstung seit Shimonoseki nie einen fetten Bissen bekommen hätten?

Für diesmal muß ichs unterbrechen. Seit zwanzig Stunden ein Sturm, daß alle Fenster klirren, Balken ächzen, Beschläge klappern. Ein Gedröhn, wie fünf Minuten vor Weltuntergang. Und ein Gepfeif und Gesurr, als säße man in einem brennenden Haus. Das Schauspiel, graugelb gebäumte Wassermassen, der ganze Strand unter Schaum, dertollsten Wunder voll. Aber die Nerven halten nicht mehr. Schwesterlein, sei sitz im Warmen. Den Eidam bringe ich in Ordnung; den Jungen in größte Industrie. Der Gebieter bedarf keines Stabes; weise und reich: viel für Einen, dem der Herrgott, als Rabbatt, solches Weib an die Seite legte (Pardon!). Schlafe ruhig. Hast ja das Neidenswertheste: den Glauben. Zu dem auch die Zuversicht gehört, daß Borussia das Endziel der Welt'schöpfung war. Geduld, Trautste! Nach jedem Unwetter schien bisher wieder die Sonne. Morgen? Das ist, weiler den Kadaver ins Salz tauchen möchte, hier die Hauptsorge Deines Morik.



## In Bismarcks Kreis.\*)

In Berlin eingetroffen und in dem Hause 75/76 der Wilhelmstraße vorgestellt, suchte ich Herrn von Reudell auf, der in einem seitdem verschwundenen Nachbarhaus, der Nummer 75, drei finstere, unbequem aussehende Stuben bewohnte. Das Gespräch setzte mit einer Bemerkung ein, die der Vertraute des Ministers über das Verhalten Rußlands und seiner Presse zu der neuesten deutschen Entwicklung machte. Ich glaubte, widersprechen zu dürfen, und that Das so nachdrücklich, daß Reudell sich zur Rechtfertigung seiner Meinung auf eine Korrespondenz der „Kreuz-Zeitung“ berief, in der die Summe neuester russischer Aeußerungen über die deutsche Tagesangelegenheit gezogen worden sei. Das bot erwünschte Gelegenheit, auf die Mängel deutscher Zeitungberichte über Rußland näher einzugehen und dem Herrn Legation-Rath zu sagen, daß zuverlässige Analysen russischer publizistischer Erzeugnisse in unserer Presse eben so selten zu finden seien wie richtige Beurtheilungen der Bedeutung und Stellung der maßgebenden russischen Organe und Parteien. Ich erklärte, daß die bezüglichen Mittheilungen viel zu selten und zusammenhanglos gegeben würden, um dem Gegenstand einigermaßen gerecht zu werden. Der mit russischen Verhältnissen bekannte Leser habe den Eindruck, daß die Berichte über den Inhalt Dessen, was in Petersburg und in Moskau geschrieben und gedruckt worden, vielfach den Eindruck bestellter und nach der Bestellung eingerichteter Arbeit machten. Wer die Besteller seien, wisse ich nicht und wüßten wahrscheinlich auch die Redakteure der deutschen Blätter nicht, wenigstens nicht immer. Die Auswahl der reproduzirten Artikel scheine auf Zufall zu beruhen, bei Auswahl und Verarbeitung aber machten sich Tendenzen geltend, die mit der Sache selbst nichts zu thun hätten. Die Einen berichteten fast ausschließlich über Feindseligkeiten der russischen Publizisten und ihrer Hintermänner; Andere suchten wiederum die gegen uns gerichteten Angriffe zu bemänteln und zum Besten zu wenden; genau unterrichtet seien der Regel nach weder die Einen noch die Anderen. Ich dürfe hinzufügen, Das sei nicht nur meine Meinung, sondern durchweg die meiner bestunterrichteten Freunde, ja, der Russen selbst, die nicht selten über die „Unschuld“ ihrer deutschen und französischen Kollegen spöttelten. Jedenfalls sei man in Petersburg über Stimmungen und Aeußerungen der berliner und der pariser Presse besser informirt als umgekehrt.

Herr von Reudell hörte aufmerksam zu, erkundete, ob ich der russischen Sprache mächtig sei, forderte mich auf, an einem der nächsten Tage wiederzukommen, und fragte schließlich, ob ich bei dem „Chef“ schon Besuch gemacht habe. Als ich die bezüglichen Antworten gegeben hatte, sagte er: „Wahrscheinlich bin ich morgen abends bei der Gräfin. Ich

---

\*) Bruchstücke aus den „Lebenserinnerungen“, die Eckardts Sohn Felix, der Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten, im ehrwürdigen Verlag von C. Hirzel in Leipzig erscheinen läßt.



werde zu vermitteln suchen, daß Sie eingeladen werden. Vielleicht findet sich da Gelegenheit, auf den Gegenstand unserer Unterhaltung weiter einzugehen.“ Damit schieden wir. Als ich abends in meinen Gasthof zurückkehrte, fand ich die verheißene Abendeinladung Bismarck's.

In dem mir bekannten Salon war diesmal eine größere Gesellschaft um den Theetisch versammelt. Zur Rechten des Hausherrn, der auf dem Sofa Platz genommen hatte, den bekannten dunkelblauen Uniformrock trug und hübscher aussah, als ich ihn mir gedacht hatte, saß ein alter Herr, der, so viel ich verstand, von Arnim hieß, als Verwandter des Hauses kurzweg „Onkel Alexander“ genannt wurde und mit dem Graf Bismarck in eine Unterhaltung über den ostpreussischen Nothstand vertieft war. Zur Linken Bismarck's hatte eine junge Dame ihren Platz, mit der der älteste Sohn des Kanzlers, damals hoffnungsvoller Primaner, beschäftigt zu sein schien. Der Typus der Schönen, die ihrem jugendlichen Verehrer an Alter und Welterfahrung sichtlich überlegen war, ließ auf eine Slavin, mindestens auf eine Nichtdeutsche schließen. Dem Hausherrn gegenüber saß die Gräfin vor dem Theeapparat, den sie selbst bediente; rings um den Tisch hatte eine Anzahl jüngerer Personen Platz genommen, darunter der Abgeordnete Herr Eugen von der Marwitz, Legation-Rath Graf Hermann Arnim und ein englischer Legation-Sekretär, der der jugendlichen Tochter des Hauses, der Gräfin Marie, seine Huldigungen darbrachte. Noch hatte ich mich nicht recht umgesehen, als ich in dem Nachbar des Herrn von Arnim die wohlbekannte Figur des populärsten aller jemals in Riga thätig gewesenen russischen Machthaber, unseres ehemaligen Generalgouverneurs, des Fürsten Suwarow, erkannte. Herr von Reubell hatte bedauerlicher Weise absagen lassen. Nach Erledigung der Begrüßungs- und Vorstellungsförmlichkeiten wandte ich mich an Suwarow, der durch seine Harthörigkeit von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen war, ziemlich mißmuthig darsaß und an ihn gerichtete Worte beinahe regelmäßig mit einem ärgerlichen „Je suis sourd, parlez plus haut!“ beantwortete. Suwarow hatte Riga bald nach meiner dortigen Niederlassung verlassen und mich höchstens ein oder zwei Mal gesehen. Als ich mich nannte, begrüßte der alte Herr mich aber mit der Liebenswürdigkeit, die ihm in seltenem Maße zu Gebote stand und von der er meinen Landsleuten gegenüber regelmäßig Gebrauch machte: „Mais comment donc! Vous vous nommez Eckardt? Êtes-vous le directeur de la Rigasche Zeitung? Oh, j'ai bien connu votre père, votre famille und (fuhr er deutsch fort) Sie selbst sind ja ein Freund meines Freundes Dettingen. Sie haben ja auch meinen lieben, unvergeßlichen Freund Poorten gekannt; im vorigen Jahre ist er gestorben.“ Bei der Nennung dieses Namens, der ihn an vergangene Zeiten und an die unvergleichliche Popularität erinnerte, die er in Riga zu erwerben gewußt, ließen dem weichmüthigen Fürsten die Thränen über die Backen. Burchard Poorten, der Censor der „Rigaschen Zeitung“, ein in einem alten Thurm des herrenmeisterlichen Schlosses hausender origineller alter Mann, der seine Gäste am Liebsten im bloßen Hemd empfing und uns Redakteure



mit „stark geschliffenem“ spanischen Rohr um den Tisch jagte, wenn wir uns unehrerbietige Scherze über seine censorialen Wahrsprüche erlaubten, war Suwarow's besonderer Günstling gewesen und hatte das Vertrauen des vom göttinger Corpsstudenten zum Generalgouverneur gewordenen, burschikos gebliebenen Fürsten durch die Rücksichtslosigkeit seiner Wahrheitliebe und die Possierlichkeit seiner Formen in ungewöhnlichem Maße erworben. Mit verständnißvoller Miene gab ich meinem Antheil an dem Tode dieses pudeltreuen Vertreters der russischen Censur den entsprechenden Ausdruck. Die Unterhaltung mit dem vortrefflichen Fürsten hätte ich fortgesetzt, wenn Das ohne Störung der übrigen Gesellschaft ausführbar gewesen wäre. Bismarck, der sich einen Augenblick hatte unterbrechen lassen, nahm das Gespräch mit Herrn von Arnim wieder auf, um sich mit unverhohlenem Aerger über Preßangriffe gegen den von ihm besonders geschätzten, anderen Leuten höchst unliebsamen, weil reaktionären Regierungspräsidenten Maurach zu beklagen. Ohne Rücksichten auf Krankheiten und Todesfälle im eigenen Hause habe Maurach außerordentlich zweckmäßige Maßregeln gegen den Nothstand getroffen und eine aufopfernde Thätigkeit entwickelt, die ihm mit schreiendem Andank gelohnt wurde. Während der Fortsetzung der diesem Gegenstand gewidmeten Aeußerungen hatten Suwarow und dessen Tochter (die auf dem Sofa sitzende junge Dame) sich erhoben, um Abschied zu nehmen und (wie sie sagten) noch an dem selben Abend die Heimreise nach Petersburg anzutreten. „Ottochen“, fragte die Gräfin, als die russischen Gäste das Zimmer verlassen hatten, „was ist dieser General Suwarow eigentlich?“ „Er ist Etwas, das es bei uns leider nicht giebt“, lautete die Antwort; „er ist mit dreißigtausend Rubeln jährlich zur Disposition gestellt.“ An dieses Scherzwort knüpften sich Neckereien gegen den Grafen Herbert, der von der erfahrenen petersburger Schönen eine erste Lektion im Hofmachen erhalten haben sollte; dann aber wandte das Gespräch sich anderen Gegenständen zu. Der Anfang entging mir, weil ich einige von der Gräfin gestellte Fragen über Suwarow, dessen Verhältniß zu Herrn von Dettingen und so weiter zu beantworten hatte und wahrscheinlich eingehender als nöthig beantwortete. Als ich wieder aufmerken konnte, hörte ich den „Onkel Alexander“ in ernstem Ton Klagen über die schweren Opfer vorbringen, die „wir Konservativen“ der Regierung und der im Zuge begriffenen neuen Ordnung der deutschen Dinge bringen müßten und die „uns“ um so schwerer ankämen, als es dabei nicht ohne Verletzung geheiligter Prinzipien abgehe. „Von was für Prinzipien reden Sie, Onkel Alexander?“ fragte Bismarck, „und welche Opfer haben Sie mir denn eigentlich gebracht?“ Der alte Herr erwiderte, die Prinzipien, die er meine, seien die des Wiener Kongresses und von den gebrachten Opfern wolle er nur eins, die Entlassung „unseres würdigen B . . .“, der jetzt so schlecht behandelt wird“, erwähnen. „Sie reden von den Prinzipien des Wiener Kongresses“, fuhr Bismarck lebhaft auf; „was waren denn da für Prinzipien? Die revolutionärsten von der Welt! Länder und Völker wurden auf diesem Kongreß wie alte Hosen und Röcke zerschnitten, aus



denen der jüdische Händler neue Kleider machen will. Wir sind bei den Annexionen, die wir 1866 vornehmen mußten, unvergleichlich konservativer verfahren, als damals in Wien geschehen war, wo man in Wahrheit gar keinen Prinzipien gefolgt ist. Und was Ihren B. . . . anlangt, so kann ich Ihnen nur sagen, daß dieser gute Konservative ein schlechter Kerl ist. Er hat aus purer Feigheit die Flinte ins Korn geworfen, als es das Vorgehen gegen Oesterreich galt. Und dabei hat er schamlos gelogen! B. . . . ist der größte Lügner, den ich kenne.“ „Nein, Otto“, unterbrach die Gräfin, „B. . . . war ein noch größerer Lügner als B. . . .“ Bismarck aber fuhr in der begonnenen Auseinandersetzung weiter fort. „Sie reden von Opfern, die Sie, die Konservativen, mir gebracht haben, und nennen dabei einen Menschen wie B. . . ., der immer noch dem Vorstand Ihrer Partei angehört. Die Sache liegt umgekehrt: ich habe Ihnen die schwersten Opfer gebracht und bringe noch fortwährend solche Opfer. Rücksichten auf Sie verwickeln mich immer wieder in Schwierigkeiten, die ich mit den verständigsten Leuten der übrigen Parteien habe und die ich mir sonst sparen könnte. Und dafür wird mir von Ihnen mit schwarzem Umdank gelohnt. Jetzt, zum Beispiel, wo die prinzipiell und praktisch höchst wichtige Angelegenheit des hannoverschen Provinzialfonds vorliegt, ist die konservative Partei drauf und dran, gegen mich zu stimmen.“

Hier darf eingeschaltet werden, daß die Frage, ob den Ständen der annektirten Provinz Hannover die selbständige Verwaltung ihres Provinzialvermögens und der aus ihm erhaltenen Anstalten, Wegeanlagen und so weiter belassen werden solle, damals zur Diskussion im Preußischen Landtag stand. Noch am Tag zuvor hatte ich bei einem Besuch, den ich Georg von Vincke machte, von ihm sagen hören, die hannoversche Geschichte sei die „Veranlassung zu parlamentarischen Verschiebungen geworden, wie wir sie bisher in Preußen noch nicht erlebt haben“. Während die Hannoveraner aller Parteien auf der Forderung ausgedehnter Selbstverwaltung einmüthig und dringend bestanden, sie für eine *conditio sine qua non* für Ausöhnung mit der neuen Ordnung erklärten und dabei von den Vertretern der übrigen neuen Provinzen und der Mehrzahl einsichtiger Anhänger der nationalen Sache lebhaft unterstützt wurden, stieß der bezügliche Regierungsvorschlag in beiden Häusern des Landtags auf den entschiedenen Widerspruch des Altpreußenthums. Konservative und liberale Vertreter der neun alten Provinzen wollten von solcher „Bevorzugung“ der „ohnehin überreichlich begünstigten“ neuen Landestheile nichts wissen. Besonders laut und nachdrücklich protestirte Georg von Vincke, der gefeierte Führer der Altliberalen. In seinem Eifer für die Erhaltung der „altpreußischen Traditionen“ ließ der berühmte Westfale sich in der Folge gar herbei, einen von mir geschriebenen Aufsatz, „Der hannoversche Provinzialfonds und die deutsche Frage“, in einer an die „Grenzboten“ gerichteten, sechs Seiten langen Zuschrift ausführlich zu widerlegen.

Auf Dinge, die von der Heerstraße altpreußisch-konservativer Routine so weit ablagen wie die Fragen der hannoverschen Selbstverwal-



tung, schien Herr von Arnim sich nicht einlassen zu wollen. Statt seiner ergriff jetzt der Abgeordnete von der Marwitz das Wort, der bisher neben dem Grafen Hermann Arnim schweigsam dageessen hatte. „Ich muß Dir sagen, lieber Bismarck“, hob er mit einiger Befangenheit an, „ich muß Dir aufrichtig sagen, daß wir Konservativen Dir in dieser Sache nicht zu folgen vermögen. Solche Abweichungen von der erprobten altpreußischen Ordnung können unsere Sache nicht sein, wo die neuen Verhältnisse ohnehin immer wieder Störungen verursachen. Ich glaube, daß der größte Theil unserer Fraktion in beiden Häusern dagegen stimmen wird; und Du wirst Dich darüber nicht wundern können.“ „Und ich“, fuhr Bismarck heftig heraus, „ich sage Dir: Wenn Ihr mir diese wichtige Sache verderbt, so sollt Ihr eine Kreisordnung bekommen, die so aussehen wird, als wäre sie von lauter Kreisrichtern gemacht worden.“ Herr von der Marwitz stuzte: „Du sagst Das wohl, lieber Bismarck“, lautete sein im Ton der Begütigung vorgetragener Einwurf, „aber thun wirst Du es nicht.“ „So!“ fuhr der mehr und mehr in Feuer gekommene Minister auf: „Da kennt Ihr mich schlecht. Im Jahr 66 haben die Oesterreicher auch gesagt: Schießen wird der Bismarck nicht, — Das thut er doch nicht! Nun, habe ich geschossen?“

Daß und warum auf dieses unvergleichliche Argument die Antwort ausblieb, braucht nicht erst gesagt zu werden. Den Wortlaut von Bismarck's weiteren Ausführungen vermag ich nicht wiederzugeben, weil sie zu rasch und zu überstürzt vorgetragen wurden, als daß eine spätere Niederschrift mit der nöthigen Genauigkeit hätte vorgenommen werden können. Der Sinn ging ungefähr dahin, daß freie Bewegung und schonungsvolle Behandlung der neuen Provinzen sowohl für deren Zusammenwachsen mit dem preußischen Staat als für den gedeihlichen Fortgang des Einigungswerkes unerläßliche Bedingungen seien.

In dem Katechismus der Kreuzzeitungspartei stand von Dingen, die jenseits der schwarzweißen Pfähle lagen, im Jahr 1868 noch nichts geschrieben. Den anwesenden Worthaltern der Doktrin von der „Solidarität aller konservativen Interessen“ blieb darum nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Herr von Arnim, dem man die Ermüdung ansah, verhielt sich (meines Erinnerns) stumm, Marwitz aber legte ein Bekenntniß ab, das nach Form und Inhalt bemerkenswerth genug war, um in der Erinnerung haften zu bleiben. „Lieber Bismarck, Du weißt, daß wir Landleute sind, die einen Ruhschwanz vom Pferdeschwanz wohl zu unterscheiden wissen; auf Deine große Politik und Alles, was mit ihr zusammenhängt, verstehen wir uns dagegen nicht. Wenn an dieser hannoverschen Geschichte wirklich so viel gelegen ist, wie Du sagst, so giebt es unserer Meinung nach nur ein Mittel, um mit ihr fertig zu werden. Auf dem nächsten Hofball muß Majestät dem Einen oder dem Anderen von uns sagen, sie wünsche entschieden, daß wir für den hannoverschen Provinzialfonds stimmen. So wird sich vielleicht die Sache machen lassen.“ Bismarck ließ sich diesen staatsmännischen Wandel seines Gastfreundes gefallen und sagte mit sichtlich wiederkehrender guter Laune: „Majestät hat bereits auf dem vorigen Hofball in diesem



Sinn gesprochen, wenn auch nicht mit Glück. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde der König der Meinung war, Bethush-Huc gehöre zu den Gegnern der Sache, während Dieser und die übrigen Freikonservativen in Wirklichkeit auf meiner Seite stehen. Majestät geht also auf den Bethush zu und sagt: „Lieber Graf, Sie haben sich sonst immer als patriotischen und einsichtigen Mann bewährt und jetzt sind Sie Gegner des hannoverschen Provinzialfonds, der durchaus nothwendig ist. Ich habe Das zu meinem lebhaften Bedauern gehört.“ „Majestät“, wendet Bethush betroffen ein, „Majestät wollen mir allergnädigst gestatten, zu sagen“ . . . „Mein lieber Bethush“, antwortet Majestät, „ich gestatte nichts! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie haben Unrecht und ich bedauere, wie ich Ihnen gesagt, lebhaft, daß Sie in dieser Frage Gegner meiner Regierung sind.“ Und damit läßt der König den begossenen Bethush stehen und setzt die Runde durch den Saal fort.“

Mitternacht war längst vorüber, als die an diese Erzählung geknüpften Erörterungen ihr Ende nahmen. „Onkel Alexander“ nahm den Hut und wir Uebrigen mußten dem Beispiel des venerablen Greises folgen. Während wir im Vorzimmer die Ueberröcke anlegten, wandte Herr von der Marwitz sich an einen der beiden anwesenden jüngeren Herren, um zu fragen, ob Niemand Lust habe, noch mit ihm ins Colosseum (oder ein anderes gleichwerthiges „Lokal“) zu gehen, wo es heute wieder „famos“ sein werde. Graf Arnim und der Engländer lehnten ab; an mich war die ehrenvolle Aufforderung nicht ergangen.

Auf die beiden Fragen, die mich auf dem Heimweg vornehmlich beschäftigten, habe ich die gehörige Antwort bis heute nicht gefunden. Warum sind die bequemen und ansprechenden Geselligkeitsformen, die der Erste der Deutschen für sein Haus angenommen hat, der Mehrzahl deutscher Häuser fremd geblieben, obgleich sie für die Gebildeten der meisten übrigen Länder die herkömmlichen geworden sind? Und (fragte ich weiter) wie ist die intime und gewohnte Gesellschaft dieses ersten Deutschen zu erklären, während die geistigen Führer der Nation diesem Haus entweder fremd bleiben oder nur zu außerordentlichen Gelegenheiten einmal dorthin gezogen werden? „Calculez moi ça“, wie Diderot zu sagen pflegte, wenn er in der geschüttelten Wasserflasche Blasen auftauchen sah, deren Zahl und Umfang Niemand zu berechnen vermochte.

Am nächsten Tag suchte ich Herrn von Reudell auf, und zwar in seiner (Ecke des Wilhelmplatzes und der Wilhelmstraße belegenen) Amtsstube. Unser Auswärtiges Amt war damals so schlecht logirt, daß seine Räume über mehrere, von einander getrennte Häuser vertheilt waren und daß das kleine Zimmer, in dem der einflußreichste Rath-Minister und Botschafter empfing, nur ein noch kleineres Vorzimmer besaß, in dem allein für einige Stühle und ein ziemlich schäbiges Sofa Platz war. Mehr als einmal habe ich in diesem Raum hochgestellte Ausländer, unter Anderen den damaligen italienischen Botschafter Grafen de Launay, getroffen, die hier warten mußten, wenn Herr von Reudell in Anspruch genommen war. Wenig besser sah es (beiläufig bemerkt) in dem Hauptgebäude aus, dessen unter der Kanzler-



wohnung belegene Zimmer mit Spanischen Wänden verstellt waren, um ihren Insassen Einzelgelasse zu bieten. Unmittelbar nach meinem Erscheinen kam Reudell auf den Gegenstand unseres letzten Gesprächs zurück. Er hatte feststellen lassen, daß meine Angaben über den letzten, dem Norddeutschen Bund gewidmeten Artikel des Blattes „Golos“ richtig seien, und trat jetzt mit einem Vorschlag hervor, den ich nicht geahnt und nicht erwartet hatte. Bei der Wichtigkeit, die es habe, über die moskauer und petersburger Preßstimmen zuverlässig und fortlaufend unterrichtet zu sein, und angesichts der Unmöglichkeit, diese Instruction aus den Tageszeitungen zu erlangen, werde zweckmäßig sein, besondere Veranstaltung dafür zu treffen. Er schlage mir vor, diese Mühewaltung zu übernehmen und allwöchentlich eine möglichst gedrängte Zusammenfassung der auf die auswärtige Politik bezüglichen wichtigen Publikationen sämtlicher größeren russischen Journale für das Auswärtige Amt auszuarbeiten. Ueber das Honorar werde sich reden lassen, wenn er die (übrigens nicht zweifelhafte) Zustimmung des Bundeskanzlers erlangt haben werde. Die Arbeit war mir zu genau bekannt, als daß sie mir Schwierigkeit bereiten konnte, und über ihre Unerquidlichkeit half das Bewußtsein hinweg, nicht für den gleichgiltigen Zeitungsleser, sondern für den urtheilsfähigsten Mann in Europa thätig sein zu dürfen. Reudell schlug mir weiter vor, noch einige Tage in Berlin zu bleiben, damit er Gelegenheit nehmen könne, mich seinem Chef in qualitate qua vorzustellen. Meine Zustimmung verstand sich von selbst; und ich wurde auf einen der nächsten Tage wieder bestellt. Die Sache zog sich aber weiter und immer weiter hinaus, und als die Woche zu Ende ging, ohne daß die passende Gelegenheit sich gefunden hatte, war ich thöricht genug, der Sehnsucht nach Frau und Kindern nachzugeben, abzureisen und die in Aussicht genommene Vorstellung auf einen späteren Besuch zu verschieben. Daß die diesmal versäumte Gelegenheit erst fünfzehn Jahre später wiederkehren würde, hatte ich nicht vorausgesehen. Nie werde ich das Gesicht vergessen, das Lothar Bucher mir zeigte, als ich ihm diese Jugendthorheit in späteren Jahren bekannte.

An meinem mit Herrn von Reudell vereinbarten Abkommen wurde dadurch nichts geändert. Die Berichte über den Hauptinhalt der russischen Zeitungen wurden wöchentlich erstattet und in der Folge auf die größten Monatschriften Moskaus, Petersburgs und schließlich der russisch-galizischen Presse ausgedehnt. In den siebenziger Jahren abbestellt, mußte die Arbeit während der Zeit des russisch-türkischen Krieges und der folgenden Ereignisse wieder aufgenommen werden. Daß die Art der Behandlung des Stoffes eine zweckmäßige gewesen, wurde mir nicht nur durch diese periodische Erneuerung des Auftrages, sondern auch durch eine zufällige Einsicht in die betreffenden Akten bestätigt, die mir viele Jahre später einmal gegönnt war. Der Reichskanzler hatte die mitunter ziemlich umfangreichen Berichte regelmäßig gelesen und mit Randbemerkungen versehen, die erkennen ließen, daß sie nicht tadelswürdig befunden worden waren. Reudells Rath, mich möglichst des selben Abschreibers zu bedienen, „weil der



Chef ungewohnte Handschriften nicht gern lese“, wurde nach Kräften befolgt. Der erste Abschreiber, dessen Dienste ich in Anspruch nahm, war ein armer Teufel, der längere Zeit in Moskau gelebt und als Kopist für Rattow gearbeitet hatte. Dem Inhalt seiner Skripturen wußte er mit einem gewissen Verständniß zu folgen, da ihm die vieljährigen polemischen Auseinandersetzungen zwischen dem Herausgeber der „Moskauer Zeitung“ und den Redakteuren der „Rigaschen Zeitung“ bekannt geworden waren.

Ich hatte die Wartetage, von denen die Rede war, zu Besuchen bei Bunsen, Wehrenpfennig und dem ehemaligen Kultusminister von Bethmann-Hollweg benutzt. Bunsen hatte auch diesmal die Freundlichkeit, mich mit einigen seiner Freunde bekannt zu machen. Er führte mich auf die Kneipe der Nationalliberalen Partei, deren linkem Flügel er sich angeschlossen hatte. In diesen Bier und Cigarren athmenden, wenig behaglichen Räumen wurde ich den Herren von Fordenbeck, General Stavenhagen, von Hennig und Laßter vorgestellt; Herr von Bennigsen, den ich erst sehr viel später näher kennen lernte, war an diesem Abend in eine lebhafte Verhandlung mit dem bekannten konservativen Parteiführer von Blankenburg vertieft, den eine außerordentliche Mission in das nationalliberale Lager geführt haben mochte; schwarzer Anzug und weiße Binde des nahen Freundes der Grafen Bismarck und Roon ließen darauf schließen, daß er aus einer Gesellschaft kam, in der kein Bier getrunken worden war. Laßter stand damals auf der Höhe seines parlamentarischen Einflusses und wurde insbesondere von den Juden unter seinen Verehrern wie ein höheres Wesen behandelt. Noch liegt mir der ehrfurchtvoll einschmeichelnde Ton im Ohr, mit dem ihm H. B. Oppenheim die Mittagseinladung eines Verwandten vortrug. Die Privatverhältnisse des merkwürdigen Mannes, dem Noblesse der Gesinnung und ungewöhnlicher Scharfsinn zum Ruf eines Staatsmannes verholfen hatten, waren die denkbar bescheidensten. Er bekleidete die mäßig bezahlte Stelle eines Syndikus bei einem städtischen Hypothekeninstitut, wohnte in drei kleinen Stuben eines Dritten Stockes und lebte so ausschließlich seinen Studien, daß er Einladungen höchst selten annahm. Wie Oppenheim erzählte, verließ sein berühmter Freund jede Gesellschaft vor zehn Uhr, um pünktlich morgens um fünf Uhr hinter den Büchern sein zu können.

Daß die Huldigungen seiner Freunde den bei aller Anspruchslosigkeit mit einer starken Dosis Eitelkeit behafteten Mann nicht um alles Gleichgewicht gebracht hatten, stellte der moralischen Gesundheit und Widerstandskraft Laßters ein günstiges Zeugniß aus. Gleich anderen hervorragenden Rednern ein durchaus mäßiger Schriftsteller, mußte er sich gefallen lassen, daß man ihm Beiträge zu Revuen und Zeitschriften abpreßte, in denen er seine Gedanken über weibliche Erziehung und andere außerhalb seiner Sphäre liegende Dinge ausführlich zu Markte trug. Der gute, sein Leben lang kritiklos gebliebene Auerbach beging die wahrhaft unglaubliche Thorheit, den unscheinbaren, kleinen Herrn zu Bekenntnissen über sein „Liebesleben“ zu be-



stimmen, welche allein durch rechtzeitige Zurückziehung vom Büchermarkt vor dem Hohngelächter der gegnerischen Parteien gerettet werden konnten. Ich habe das „Erlebnisse einer Mannesseele“ überschriebene, von Auerbach bevormortete Büchlein lange besessen; den Inhalt bildete die ausführlich erzählte Geschichte der drei Körbe, die der (nicht genannte, aber genau charakterisirte) Verfasser sich geholt hatte und deren einer ihm von der Tochter Gottfrieds Rinkel gereicht worden war.

Daß die Unterhaltung mit Männern dieses Schlages immer Etwas eintrug, braucht nicht erst gesagt zu werden. Desto öfter erschien der Verkehr mit dem Gros der Partei, auf welche der Fremde in erster Reihe hingewiesen war. Das Treiben vieler dieser Landboten machte den Eindruck eines geschäftigen Müßigganges von vollendeter Trivialität. Die Stelle ernsthafter Erörterungen vertraten Stunden lang fortgesetzte Kneipengespräche und Kneipenwiße schlechtesten Tones. Besonders verlegend berührten mich die Roheiten, in denen diese Männer einander überboten, sobald auf Kirche und Religion die Rede kam und zu Schaustellungen des abgeschmacktesten „Aufklärichts“ Veranlassung genommen werden konnte.

Unvergleichlich anziehender als diese liberalen Kneipeneristenzen war der Verkehr in den Häusern der mir näher bekannt gewordenen Abgeordneten Bunsen und Wehrenpfennig. Bei Wehrenpfennig war man sicher, stets ein freundliches Gesicht und ein anziehendes Gespräch zu finden, an dem die Herrin des Hauses (Wehrenpfennigs erste Frau) lebhaften Antheil nahm. Wehrenpfennig, der zur Zeit der Neuen Aera das literarische Bureau des Staatsministeriums geleitet hatte und jetzt im Verein mit Treitschke die Preussischen Jahrbücher redigirte, wurde mir zu einer Quelle politischer und publizistischer Belehrung, zu der ich mit immer gleicher Dankbarkeit zurückkehrte. Singen unsere Anschauungen auch schon damals in Bezug auf kirchliche und soziale Probleme manchmal auseinander, so waren wir über den Hauptpunkt, die Nothwendigkeit energischer Zusammenfassung aller Kräfte um die bismärckische Fahne, völlig gleicher Meinung. Zu Bunsens Bekannten gehörte auch der würdige Bethmann-Hollweg, in dessen Haus ich schon als Student verkehrt hatte. Der Kultusminister der Neuen Aera war zum alten Herrn geworden, der der Politik längst den Rücken gewendet, aus den Tagen seiner ministeriellen Thätigkeit aber eine Abneigung gegen Herrn von Bismarck herübergenommen hatte, die bei jeder Berührung mit der neuen Ordnung deutscher und preussischer Dinge zu unverhohlenem Ausdruck kam.

Julius von Ehardt.

## Tempelhof.

**T** einst saßen Tempeler und Johanniter vor den Thoren Berlins in Tempelhof, Rixdorf, Mariendorf und Marienselde. Am Bartholomäustag des Jahres 1435 kam es zu einem blutigen Konflikt, den die Historienbücher die „Tempelhofische Fehde“ nennen. Die Berliner



behaupteten, daß die Ordensleute sich einer Grenzverletzung schuldig gemacht hätten. Unter der Asche glomm damals schon lange der Haß der Tempelhofer gegen die Bürger von Berlin und Cölln. Rasch loderte nun die Wuth zu heller Flamme empor. Die Ritter riefen ihre Hörigen zu bewaffneter Fehde gegen die frechen Berliner; und bei Nacht sollte die Stadt überfallen werden. Der Komthur Nidel von Colbitz führte die Schaaren der Kriegsleute aus den Ordensdörfern. Die Berliner aber schloßen nicht. Sie ließen die Tempelhofer herankommen und überfielen sie dann, geführt von Sigmund von Rathenow, dem Bürgermeister von Cölln. Die Ordensritter mit ihren Söldnern und Bauern wurden geschlagen und wandten sich in wilder Flucht gen Tempelhof. Die Berliner schnitten ihnen jedoch den Weg ab und rieben sie fast völlig auf. Das war das Ende der Johanniterherrlichkeit vor den Mauern Berlins. Die alte Zwietracht zwischen den beiden Gemeinden hat die Jahrhunderte überdauert. Die Geschichte von der „Tempelhofischen Fehde“ lebt jetzt wieder auf. Nur sind die Johanniter von Grundstückspekulanten abgelöst worden. Um eine Grenzverletzung geht's diesmal nicht. Wohl aber um eine Grenzfrage. Das Tempelhofer Feld, der breite Streifen, der zwischen den Grenzen Berlins und Tempelhofs liegt, ist von beiden Parteien begehrt worden. Die Tempelhofer trugen den Sieg davon; denn der Besitzer des Feldes, der Militär-fiskus, war der Ansicht, daß das ausgedehnte Gelände in den Bereich der Gemeinde Tempelhof gehöre. Der Streit um das Feld, der nun entschieden ist, könnte aus dem fünfzehnten Jahrhundert überliefert sein. Es war im Grunde ein Kampf zwischen Rittern und Bürgern; denn die Tempelhofer hätten nicht gesiegt, wenn der Fiskus ihnen nicht Sekundantendienste geleistet hätte. Berlin sollte fühlen, daß es eine Macht giebt, die seine Großstadtansprüche nicht anerkennt. Die Zwerge sind Feinde des Riesen; und die Vororte blicken mit Neid auf die Entwicklung des Centrum's, das ihnen erst ins Leben half. Sie sind ein Stück des großen Organismus, der ihnen die Existenzbedingungen verschaffte; aber sie möchten von dieser Herkunft nichts wissen. Das ist die eine Gegnerschaft. Die zweite, gefährlichere, wird durch die Staatsgewalt repräsentirt. Bei ihr ist die Kommune Berlin, mit ihren „selbstherrlichen“ Gelüsten, noch weniger beliebt. An Beispielen, die dieses Verhältniß illustriren, fehlt es nicht. Die Geschichte der berliner Straßenbahn ist noch nicht vergessen. Die Vorbedingungen im Ringen um den Besitz des Tempelhofer Feldes standen also gegen Berlin, obwohl der Verkäufer des Terrains, die Militärbehörde, nicht um ein Jota weniger bekommen hätte, wenn er, statt auf Tempelhofs Offerte, auf das Angebot Berlins eingegangen wäre. Der Handel wurde in solcher Heimlichkeit durchgeführt, daß ein öffentlicher Protest gegen das Geschäft erst laut wurde, als der Pakt schon geschlossen war. Einen Tag vor der Genehmigung des Verkaufs durch den Seltower Kreisaußschuß war die erste und einzige Protestversammlung in Tempelhof; da wurde von der „agrarischen Faust“ gesprochen, die Berlin am Kragen hält. Der Kampfruf gegen die Ausbeuter Tempelhofs mußte verhallen, denn



man hatte es mit einem *fait accompli* zu thun. Erst nach der Abstimmung im Kreistag wurde der Protest eines Theiles der tempelhofer Bürgerschaft zur Kenntniß der Versammlung gebracht. Der Landrath war von der Wirkungslosigkeit dieses Widerspruches so tief durchdrungen, daß er nicht für nöthig hielt, die Probe aufs Exempel zu machen.

Nidel von Golditz ist gerächt. Die Berliner sind von den Landfassen, die im ehemaligen Bereich der Templer und Johanniter hausen, geschlagen worden. Daß eine Dorfgemeinde mit 18000 Einwohnern über die fünftgrößte Stadt der Erde den Sieg davontrug, ist ein groteskes Zwischenspiel, aber nicht das Ende. Berlin kann warten. An die Opposition der Tempelhofer ist es ja gewöhnt. Schon vor sechs Jahren (nicht zum ersten Mal übrigens) hatte Berlin mit Tempelhof, wegen der Eingemeindung des Feldes, in Unterhandlungen gestanden. Auf höhere Weisung wurden die Konferenzen plötzlich abgebrochen; angeblich, weil das Ministerium entdeckt hatte, daß ein „kommunales Interesse“ für den Uebergang des Tempelhofer Feldes in den Bezirk der Gemeinde Berlin nicht vorhanden sei. Das sollte wohl heißen: „Berlin ist groß genug. Die Regierung hat keinen Grund, die Ausdehnung der ihr unsympathischen Stadt zu fördern. Wichtiger ist, die Vororte zu begünstigen, um das Centrum rechtzeitig in einen Städtering zu schließen, der es einengt.“ Das Tempelhofer Feld wurde vor etwa achtzig Jahren durch den Fiskus angekauft, der für den Morgen durchschnittlich 30 bis 49 Thaler bezahlte. Das macht auf die Quadratruthe höchstens etwa 85 Pfennige. Heute bekommt der Staat für die Quadratruthe nicht weniger als 720 Mark. Ist Das ein „verdienter“ oder ein „unverdienter“ Werthzuwachs? Da der Fiskus nichts gethan hat, um den Werth des Feldes zu heben, so ist der Werthzuwachs charakterisirt. Auf wessen Einfluß also ist er zurückzuführen? Etwa auf den der Dorfgemeinde Tempelhof? Natürlich giebt's nur eine Antwort auf die Frage: Berlin. Die Quelle allen Werthzuwachses im Umkreis von dreißig Kilometern. Das „Ungeheuer“ Berlin, dem der Fiskus so gern die Krallen stutzen möchte, ist die Leben spendende Kraft für den Boden auf Meilen im Umkreis. Es hat das Tempelhofer Feld vom Paradeplatz zum wirthschaftlichen Werthobject gemacht; es hat die begehrlichen Augen der Grundstückspekulanten auf die Vorzüge des Platzes gelenkt: und wurde trotzdem wie ein lästiger Bettler bei Seite geschoben, als es sich darum handelte, die Chancen des Feldes zu negociiren. Der groteske Vorgang wäre seiner stärksten Wirkung beraubt, wenn er neben dem fiskalischen und dem kommunalen Ausdruck nicht auch noch den Stempel der Grundstückspeculation trüge. Durch die Verbindung privater Unternehmer mit den Faktoren des Staates und der Gemeinde wird aus der Aktion eine Transaktion; und das „Geschäft“ bringt natürlich eine neue Nuance in die Sache. Der tempelhofer Handel setzt sich also aus drei Theilen zusammen: Verkauf des Tempelhofer Feldes durch den Militärfiskus; Sieg Tempelhofs über Berlin; Ueberleitung des Handels in den Bereich eines privaten Konsortiums (Deutsche Bank, Dresdener Bank, Berlinische Bodengesellschaft). Daß



die Militärbehörde sich den Vortheil des Feldwerthes nutzbar macht, ist ihr am Ende nicht zu verübeln. Den westlichen Theil des Terrains, der 100 000 Quadratruthen umfaßt (es ist die kleinere Hälfte), hat sie für 72 Millionen Mark verkauft. Kein schlechtes Geschäft, wenn man bedenkt, daß nichts in den Besitz hineingesteckt wurde außer dem ursprünglichen Kaufpreis, der sehr klein war. Aber es fragt sich, ob der Fiskus nicht einen niedrigeren Preis fordern konnte, um die Verwerthung des Terrains nach den Prinzipien des modernen Städtebaues zu ermöglichen. In erster Linie: keine Miethkasernen, die den „Steinmenschen“ der Millionenstadt das ärgste Joch aufzwingen. Wer kann, entflieht dem fünfstöckigen Käfig, um sich freundlicheren Unterschlupf zu suchen. Was einmal da ist, läßt sich natürlich nicht beseitigen; aber die Neubauten sollen von dem veralteten Dogma abweichen. Man dachte nun, auf dem Tempelhofer Feld würde eine Gartenstadt entstehen, die als Exempel dienen könne. Nie bot sich einem Gemeinwesen von mehr als zwei Millionen Bewohnern günstigere Gelegenheit zur praktischen Betheiligung an der Wohnreform. Und nun sind die Erwartungen auch da wieder enttäuscht worden. Das von dem erwähnten Komplex übrig bleibende „Nettobauland“ wird sicher nicht zu Preisen verkauft, die eine large Ausnützung gestatten. Die Quadratruthen, die dem Fiskus mit 720 Mark bezahlt wird, soll mit 1250 Mark im Durchschnitt verkauft werden. Dieser Preis geht über die Sätze hinaus, die in den an das Feld direkt grenzenden Straßen gelten. Damit ist die Nothwendigkeit gegeben, daß auf dem Gebiet Miethkasernen errichtet werden, die ängstlich am Raum knausern. Fünf Stock nach vorn, sechs Etagen im Hinterhaus. Ob Jemand Lust hat, sich in eine solche Kasernenstadt einzusperren, wenn er nicht unbedingt dazu gezwungen ist? An solchen Wohnungen ist in Berlin kein Mangel: vierzigtausend stehen leer. Wer sein Haus füllen will, muß dafür sorgen, daß der Miether mehr findet, als er in den verlassenen Großstadthäusern hat. Was soll nun mit der neuen „Stadt Tempelhof“ werden, wenn sie sich als Kasernopolis aufthut? Die Riesensumme, die dem neuen Baugrund zugeführt wird, bedroht ihn mit der Gefahr der Sterilität. Berlin hatte andere Pläne mit der Bebauung des Tempelhofer Feldes. Unter seiner Regie wäre auch das Geschäft also wohl anders angefaßt worden. Die Gemeinde Tempelhof hat eben eine sehr wichtige Größe aus ihrer Rechnung weggelassen: ihr Verhältniß zu Berlin. Tempelhof ohne Berlin ist nicht viel; aber Berlin ohne Tempelhof bleibt, was es ist. Wenn Berlin den neuen tempelhofer Bezirk aus seinen Schnellbahnprojekten entfernt, so ist ihm abermals eine Chance genommen. Denn Miethkasernen und schlechte Verbindung: Das ist gehäufte Abschreckung. Die Straßenbahn ist etwas sehr Schönes; aber sie genügt für die hinter der Peripherie Wohnenden nicht mehr. Deshalb werden die Gegenden bevorzugt, die die besten Verkehrsmittel haben. Die Schnellbahn, die den Norden mit dem Süden verbinden soll, ist längst geplant. Unter den veränderten Verhältnissen aber wird Berlin sich hüten, die Linie in Tempelhof auslaufen zu lassen. Einer



von den Finanzmatadoren, die an dem Geschäft betheiligt sind, meinte stolz: „Auf die Untergrundbahn pfeifen wir. Uns genügt die Straßenbahn. Die ist für den neuen Stadttheil völlig ausreichend.“ Natürlich; bis es zum Klappen kommt, ist die hohe Finanz aus dem Engagement 'raus. Der kanns wirklich farcimentum sein, ob man in zehn oder in zwanzig Minuten von der Friedrichstraße bis nach Tempelhof fährt.

Die Grundstückspeculation darf bei solchen Unternehmungen nicht zu kurz kommen. Auf Tempelhof aber liegt die Hand eines der Tüchtigsten seines Berufes: des Herrn Kommerzienraths Georg Haberland. Das ist der Heilmann des Nordens. Ein Unternehmer von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, der im Grundstückshandel Erstaunliches leistet. Die Stadt Schöneberg kann ein Lied davon singen. Georg Haberland, Stadtverordneter von Berlin, war der Hauptmanager des tempelhofer Geschäftes. Man sagt, daß die ganze Transaktion sein Werk sei. Für einen Vertreter der Stadt Berlin ist die Leistung nicht übel, wenn man auch zugeben muß, daß die kühle Auffassung der That in den Kreisen der von Tempelhof an die Wand gedrückten berliner Partei einigermaßen berechtigt erscheint. Schließlich erwartet man doch von einem Außerwählten Berlins, daß er nicht mit der Konkurrenz gehe. Herr Haberland wird also Direktor der neu zu errichtenden „Tempelhofer Feld-Aktiengesellschaft für Grundstücksverwerthung“. Und hat sein Stadtverordnetenmandat zurückgegeben. Nach der überwältigenden Architektur des Bayerischen Platzes in Wilmersdorf darf man sich also auf ähnliche Entladungen künstlerischen Gefühls auf tempelhofer Gelände gefaßt machen. Die neue Aktiengesellschaft gehört zur Deutschen Bank, neben der die Herrn Haberland und der Berlinischen Bodengesellschaft nahestehende Dresdener Bank als Stütze des neuen Unternehmens in Betracht kommt. Da Kommerzienrath Haberland bereits Direktor der Berlinischen Bodengesellschaft, der Bodengesellschaft Kurfürstendamm und der Terraingesellschaft Berlin-Südwesten ist, so wird er, mit dem neuen Posten, vierspännig fahren. Es wäre ein Wunder, wenn er da nicht schnell vom Fleck käme. Die Deutsche Bank wird die erforderliche Finanzoperation durchführen. Mit ihr stand die Gemeinde Tempelhof seit zwei Jahren in Unterhandlung. Der Kaufpreis von 72 Millionen Mark ist, im Zeitraum von zwanzig Jahren, in einzelnen Raten zu zahlen; und die Deutsche Bank hat die Verpflichtung übernommen, diese Zahlungen zu leisten. Sie hat überhaupt der Gemeinde Tempelhof alle Lasten abgenommen, die durch die Uebernahme und Verwerthung des Feldes entstehen, und sich zur Herrin über das Ganze gemacht. Es ist das erste Mal, daß die Deutsche Bank in dieser Weise praktische Kommunalpolitik treibt. Sie muß für Kanalisation und Straßenaufsicht sorgen, was sie bisher doch nur im eigenen Haus zu thun hatte. Als ihr Organ wird die erwähnte Aktiengesellschaft fungiren, an deren Spitze Herr Haberland tritt. Das Kapital des neuen Grundstücksunternehmens wird 20 Millionen betragen. Die Gemeinde Tempelhof hat an dem Verkauf des Geländes eine Gewinnbetheiligung von 15 Prozent. Außerdem ist sie mit einem Kapital von



einer halben Million an der neuen Aktiengesellschaft betheiligt, daß ihr die Deutsche Bank mit 4 Prozent zur Verfügung stellt. Die Gemeinde Tempelhof tritt, nach dem Abkommen mit der Deutschen Bank, in den Hintergrund. Was bei dem Geschäft für sie herauskommt, ob insbesondere die Erwartungen, die in den Ertrag der Umsatzsteuer und den Zuzug steuerkräftiger Miether gesetzt werden, sich erfüllen, wird die Zukunft lehren. Die Banken und die Grundstücksgesellschaft werden bei dem Unternehmen nicht zu kurz kommen. Bekanntlich beißen die Hunde erst den Letzten: in solchen Fällen meist den Hauseigenthümer. Uebrigens läßt die Deutsche Bank den Kreis Teltow für den Kaufpreis Bürgschaft leisten. Dafür erhält der Kreis eine Sicherungshypothek, für die die Deutsche Bank eine Ausfallbürgschaft bis zu 25 Prozent übernimmt. Wichtig ist, daß auch der Kreis in das Engagement mit hineingezogen wurde, obwohl seine Leistungsfähigkeit durch den Bau des Teltowkanals schon stark belastet ist. Eine Rückerinnerung an die Hoffnungen, welche die angeblichen Chancen des Kanals weckten, und der Vergleich dieser Erwartungen mit dem Resultat könnte den Glauben an ein böses Omen nähren. Was versprach man sich von der Teltow-Boden- und der Teltow-Kanalterrain-Aktiengesellschaft! Und was ist daraus geworden? Teltower Bodenaftien wurden, im Januar 1906, mit 112, Teltower Kanal, im Juli 1905, mit 105 Prozent zur Zeichnung aufgelegt. Die ersten stehen heute  $19\frac{3}{4}$ ; die zweiten  $63\frac{1}{2}$  Prozent. Vielleicht sind damit die Fehlschläge erschöpft und die im Kreis Teltow ruhenden Grundstückchancen werden nun besser gedeihen. Deshalb bleibt doch wahr, daß die Aufstellung eines so schwerfälligen Apparates, wie des bei der Verwerthung des Tempelhofer Feldes angewandten, das Geschäft an sich schon zu einem ungewöhnlichen macht. Nur um den Widerstand gegen Berlin und das Herausdrängen der ganzen Aktion aus der geraden Bahn glaubhaft zu machen, ist das kunstvolle Finanz- und Garantiegerüst nöthig gewesen. Wer davor steht, staunt über die Komplizirtheit des Baues und wundert sich über die „Fortschritte“ in der Finanztechnik einer so kleinen Kommune. Vielleicht wird sich Ritter Nickel von Colditz doch im Grabe herumdrehen; denn von solchen Finessen hat er nichts geahnt.

In Düsseldorf wurde neulich über den Städtebau gesprochen. Der Geheimrath Dr. Freund aus dem Reichsamt des Innern hielt einen Vortrag über die moderne Entwicklung der städtischen Bodenpolitik. Er redete auch über das Zusammenarbeiten von Kommunen und privater Erwerbsthätigkeit. Die Kommune lerne bei solcher Vereinigung von dem Kaufmann den geschäftsmännischen Geist, während der Kaufmann sich an die Rauteln der Gemeindeverwaltung gewöhne. Läßt sich unter diesen Lehrsatz etwa der Fall Tempelhof subsumiren? Und weiter: durch eine Verbindung von Kommune und Privatbetrieb könne zwar Spekulation getrieben werden; aber es sei besser, daß die Stadtspekulire, als daß der private Unternehmer den Gewinn ganz allein in die Tasche stecke. Wie stehts damit im Fall Tempelhof? U. U. w. g.

L a d o n.





Berlin, den 15. Oktober 1910.

## X Revolution?

Nieder ist ein Monarch (von Gottes Gnade?) weggejagt worden. Daß geschieht jetzt ein Bißchen oft. Nach dem armen Maximilian von Mexiko wurde Louis Napoleon, sanfter, spedirt; von den Häusern Toskana, Hannover, Nassau, Hessen-Cassel ist die Fürstkrone abgebrockelt; Dom Pedro mußte aus Brasilien, Alexander aus Bulgarien, Milan aus Serbien, Oskar aus Norwegen, Abd ul Hamid aus dem Nildizbereich wandern; und nun haben die wegen ihrer Höflichkeit berühmten Portugiesen die Allergläubigste Majestät Manuela (der sich immer noch den Herrn von Indien, Persien, Arabien, Aethiopien und Guinea nennen ließ) aus dem Land getrieben. Männer von grundverschiedener Wesensart stehen auf der Liste; die lehrt, daß eine vor der Entthronung schützende Regierungform noch nicht erfunden ward. Die Einrichtungen dem Bedürfnis anpassen, nicht über die Vermögensgrenze hinaus spekuliren, den Willen zu stetiger Härte stählen, bescheiden verschwinden lernen und den Kreis der an Fürstentherrschaft Interessirten von Mond zu Mond weiten: von anderen Rezepten ist wenig zu hoffen. Ob der kleine Manuel konservativ oder liberal sein, die Landsleute knechten oder als Menschenrechtshaber achten wollte, weiß heute wohl kaum ein Europäerhäuflein. Vielen Portugiesen war er langweilig; noch ein König, der sich nicht ums Land kümmert, nur sein Vergnügen besinnt, als Regent auf fromme, als Männchen auf hübsche Damen hört und für unbelehrbar gehalten wird, weil er, vor dessen Auge Vater und Bruder von Mördershand fielen, die Last der seinem Amt eingewurzelten Verantwortlichkeit gar nicht zu empfinden scheint. Gute Konjunktur für eine furchtlose Minderheit, deren Sehnen nach der Machtkrippe drängt. Die lissaboner Republikaner hatten den ersten Streich fast so schlau vorbereitet wie die Rebellen von Stambul und Saloniki, die Erben des nouveau jeu. Schien er weg und



Drahtleitung gesperrt, in Heer und Marine Freundschaft geworden und nur den Zuverlässigsten das Geheimniß entschleiert. Die Allergläubigste Majestät sitzt mit dem Präsidenten von Brasilien beim Brunkmahl und freut sich des jungen Lebens. Ein paar Stunden danach wird aus Kanonen und Flinten geschossen; schichten Leichen sich um den Palast; rufen helle und heisere Stimmen der Republik Geburtstagsgruß und Glückwunsch in die Wiege. Warum nicht? Die Republik verspricht dem Volk ja das Blau vom Himmel und ist zunächst schon willkommen, weil sie „mal etwas Anderes“ bringt. Statt eines im Galapuz der Kinderstube entlaufenen Vergnüglingsspielt nun ein steifer liberaler Professor Staatsoberhaupt. Einer, der sich berühmt, für die Freiheit (mit Zunge und Feder) gekämpft und dem Positivismus (Comtes) den Einzug ins Hidalgoreich erleichtert zu haben, und sich drum zu Unermeßlichem außerwählt dünkelt. Der aber (jauchzt der Mann auf der Straße) in jedem Fall billiger sein wird als ein lächerlicher Roburg-Braganza und den man, wenns schief geht, laut ein Rindvieh schelten darf. König, Minister, Hoffschranzen waren so wachsam wie Duncans Kämmerlinge; hatten nicht einmal für fluge Führung der treuen Regimenter vorgesorgt, deren Mannschaft wie eine erschreckte Hammelschaar auf die Schlachtbank taumelte. Als wieder Mittag war, fuhr der Präsident von Brasilien nicht mehr mit Dom Manuel, sondern mit Herrn Theophil Braga durch die Straßen der Hauptstadt; dampfte der König mit seiner Mama nach Gibraltar; fanden die Leute, die sich bis zum Sonnenuntergang bereit erklärt hatten, für die Monarchie den letzten Blutstropfen zu verspritzen, daß der mündige Wille eines freien Volkes respektirt werden müsse; überlegten drinnen und draußen die dem Namen des Königs vereideten Beamten, wie ihnen gelingen könne, ihre unersehbare Kraft dem Dienst der Republik zu erhalten. Und wer in der europäischen Presse ein Bißchen auf Würde hielt, sprach also: „Daß diese absolutistisch-klerikale Mißwirthschaft nicht dauern könne, hatte jeder freiheitlich Gesinnte vorausgesehen.“

Solche Sachen werden heutzutage mit der nettsten Flinkheit gemacht. In Palast und Klub, Kaserne und Presse. Wir sahen den türkischen Militärbevollmächtigten, der in Berlin Urlaub nahm, um zu der Absetzung seines höchsten Kriegsherrn mitzuwirken, und nach vollbrachter That auf seinen Posten zurückkehrte. Jetzt werden wir Gesandte Seiner Allergläubigsten Majestät sehen, die nach der Ehre lechzen, als Vertreter der Republik in einem Auswärtigen Amt empfangen zu werden. (Ob gescheite Monarchen der Anblick nicht in trübe Gedanken scheucht?) Wir hatten die Interview mit der Odaliske und dem Obereunuchen. Jetzt hal-



ten wir bei der „Freundin des entthronten Königs“. Man muß sich zu helfen wissen. Als aus dem Bereich des sizilischen Erdbebens kein Sterbenswort über die Straße von Messina hallte, lasen wir dennoch lange Schilderungen (die den Berichten über das kalifornische Leben entnommen und, mutatis mutandis, den von Meyer und Brockhaus festgestellten Verhältnissen der guten Stadt Messina appretirt worden waren). Jetzt hieß es wieder: Schienenweg und Drahtleitung gesperrt; nicht eine Silbe sichert durch. Doch von dem faustischen Qualgefühl, daß wir nichts wissen können, läßt der Zeitungsmacher neusten Schlages sich nicht schier das Herz verbrennen. Wir können nicht wissen? Wir müssen! Den hat ein portugiesischer Diplomat empfangen; ihm, „mit gewinnender Liebenswürdigkeit“, erzählt, daß er bisher nicht die allerwinzigste Nachricht aus der Heimath erhalten habe, gerade deshalb aber glauben müsse, daß an den Unheilsgerüchten etwas Wahres sei. Sechzig Zeilen. Ein Anderer ist einem bewährten Revolutionär ins Haus gefallen, der den Gast „mit strahlender Miene und herzlichem Händedruck“ begrüßt und versichert, daß auch er zwar natürlich noch ohne jede Nachricht sei, die Morgenröthe der Republik aber längst nahen sehe. „Portugal wird zu neuer Blüthe gedeihen, wenn es von Tyrannendruck und Pfassenschmach erlöst ist, und mit seiner nationalen Kraft das Staunen der Welt wecken. Das Bündniß der lateinischen Republiken, denen wir wahrscheinlich morgen schon Spanien zuzählen können, wird unwiderstehlich sein.“ Das wirrste Gefasel; aber: hundert Zeilen. Schnell noch allen Schwatz, den Depeschenagenten aus Kneipwinkeln herangeschleppt haben, in die Letternscheune gespeichert: schon fünf Viertelseiten. (Vorn steht noch immer, daß die Hidalgos kein Wort über die Grenze lassen.) Da kommt, als die Maschine schon zu rotiren anfängt, noch das Beste. Wer, hat ein Pfiffikus sich gefragt, interessirt heute und morgen unsere Leser am Meisten? Der weggejagte König. Wer vermag über den Jüngling was Rechtes zu erzählen? Das Mägdlein, das sein Arm zärtlich umfing. Die angenehme Dame (in Paris, wo man gekrönte Gäste nicht nur mit Rommisdust und „théâtre paré“ bewirthet, sondern sie vor und nach den Brunkmahlen in Ruhe was Gutes schmausen läßt, ward sie dem männernden König als Erzieherin zugeführt) ward rasch gefunden. Name: Gaby Deslys. Stand: Singeltangelstern. Besondere Kennzeichen: Sehr dicke Brauen, sehr breiter Mund, sehr tiefes Gemüth. Sie weiß nicht, wo ihr König weilt, nicht, ob er die Krone noch tragen darf, und kann nicht fassen, warum sogar Manuela's Gesandter vor ihren ungestümen Fragen nur die



Uchseln hob. Interview? Niemals! „Ich habe mich stets gehütet, mit dem Namen des Königs für mich Reklame zu machen. In einer Revue, die ihn dem Publikum zeigte, sollte ich mich selbst spielen; trotzdem die Rolle mir viel Geld eingebracht hätte, habe ich die Zumuthung empört abgelehnt. Was halfs? Eine Kollegin spielte Gabn Deslys. Kann ich dafür, daß französische Zeitungen mich Gabn die Zweite, die ungekrönte Königin von Portugal, nannten? Ich habe Alles dementirt; auch die Meldung, der König wolle mich heirathen. Das wurde im Gil Blas anerkannt; da stand, ich wolle von meinem Thron im großen Reich der Kunst nicht auf den des portugiesischen Kleinstaates herniedersteigen. Nur keine Reklame! Der König hat mich, in Paris und in Lissabon, in der huldvollsten Weise ausgezeichnet; auch seiner Mutter vorgestellt. Ein guter Junge; sehr begabt, sehr fromm und dreier fremden Sprachen kundig. Seine Mutter, eine Frau von der edelsten Herzensgüte, ist ihm die beste Freundin und Beratherin. Nichtswürdig ist die Behauptung, der König habe für mich große Summen ausgegeben; was er mir geschenkt hat, könnte ein schlichter Bürger leisten, ohne sein Budget in Unordnung zu bringen. Nie habe ich mich zu der Absicht erniedert, ihn auszubeuten; hab's auch nicht nöthig: meine Gage ist vielleicht höher als seine Krondotation. Wenn ich ihn in Sicherheit weiß, werde ich beruhigt sein. Im Grunde ist die Entthronung ein Glück für den jungen Mann: jetzt erst kann er sorgenlos leben und braucht nicht mehr vor Mordanschlägen zu zittern.“ Sah man reinerem Gemüth je Weißheit gepaart? Und seufzt nicht in jedem dankbaren Herzen das Bedauern, daß dieser Frauenfrone nicht viel mehr noch abgefragt ward? Ueber Abiatif und Ehrlich-Hata, Klerikalismus und schwarzblauen Bloß hätte Gabn gewiß manches kräftige Wörtlein zu sagen gehabt. Kann nachgeholt werden. Einstweilen gab's zwei Spalten und wurde in mindestens fünfhundert Zeitungen nachgedruckt; auch, versteht sich, in solchen, die über Sensationensucht zetern, wenn der Nachbar eine fattere Ente in der Pfanne hat, und die Standeswürde ins dreimal glühende Licht des Schwarzkünstlers heben. Solche Sachen werden heutzutage mit der nettsten Flinkheit gemacht. Grenzsperre und Grabeßschweigen? Das war einmal. Wir erfahren Alles. Mag der Bahnverkehr stocken, der Draht zerschnitten sein: Alles. Eine Ueberschrift, die vier Kolumnen ein Leuchthürmchen aufsetzt; drunter, was jeder „eigene Korrespondent“ auf seiner Kelle bot. Wir habens herrlich weit gebracht. Und müßten der Lilien-Gabn, die dazu mithalf, ein Marksteindenkmal setzen.

Ihr freundliches Urtheil über Manuel ist fast vereinsamt geblie-



ben. Als der Zwanzigjährige, über des Vaters, des Bruders Leiche hinweg, auf den Thron gestiegen war, glich er im Letternbilde dem holdesten Jüngling; wurden alle erreichbaren Ehrenqualitäten auf seinen Scheitel gehäuft. Ganz anderen Wesens, hieß es, ist er, als König und Kronprinz waren; ernst und gerecht, mild und doch von feurigem Kultursehnen durchleuchtet. Heute? Berliner Lokal-Anzeiger: „Zweifelloß war der junge König der Lage nicht gewachsen und neben der allgemeinen politischen Unzufriedenheit bot sein Privatleben und das mehrerer Mitglieder des königlichen Hauses zur Kritik Veranlassung.“ („Zweifelloß“: noch am vierten Oktobertag war „die Lage“ nicht. Und hat ein gekröntes Kerlchen, das sich in London und Paris mit Theatermädchen amüsirt, dadurch das Recht auf den Thron verwirkt?) Berliner Tageblatt: „Seit langen Jahren sah man dieses Ereigniß kommen. Und seit dem blutigen ersten Februar 1908, an dem König Carlos und sein ältester Sohn ermordet wurden, war das Geschick der Dynastie Braga ganza besiegelt. Der junge und unreife König Manuel mußte von vorn herein als untauglich angesehen werden, dem monarchischen Gedanken im portugiesischen Volk wieder Leben einzuflößen. Diesem jungen Mann fehlte Alles, um ein Schiff in sturmbe-  
wegter Zeit sicher zu steuern.“ Da hat er sein Fett. (Am Schluß des Artikels gehts ihm noch schlimmer; da steht: „Wenn die Nationalliberale Partei sich nicht auf die Nothwendigkeit besinnt, zunächst einmal den Einfluß der Agrarier und Klerikalen zu brechen, dann kann sie einpacken wie König Manuel.“ Gemeint ist die Nationalliberale Partei Preußens. Daß Manuel Zeit zum Einpacken hatte, wird Mancher eben so bezweifeln wie die Möglichkeit, „Einfluß zu brechen.“) Konnte ein nicht für den Thron Erzogener in einem Land siecher Wirthschaft und zuchtloser Schacherpolitik von 1908 bis 1910 irgendwie Beträchtliches schaffen? Nein. Kannten wir den Prinzen, kennen den König Manuel? Nein. Er wurde gelobt, weil er eine Krone empfang, und wird gescholten, weil er sie verlor. Wenner sie übermorgen nun wieder findet? Noch wissen wir, eine Woche nach dem lissaboner Aufruhr, nichts über die Kraftquellen der Royalisten und über die Absicht ihres Vormundes. Trotz den Gesprächen mit Ministern, Rebellen, Chanteusen, trotz Leuchtthürmchen und Quarzgerinnfeln: nichts. Während der Nachtstunden, in denen die Oeffentliche Meinung für den liberalen Weißhäuter des Erdrundes hergestellt wurde, saßen auch die Herren Grey und Nicolson wahrscheinlich noch im Dunkel. Wußten nicht, ob der König den Kampf gewagt und zäh durchgefochten habe; ob ihm Anhang bleibe oder verschafft werden könne. Wir



erfahren Alles. Lasen über die Straßenschlachten, die Flucht, die Stimmung, den endgiltigen Triumph der neuen Staatsform. Wann wird uns die Zeitung, die muthig ausspricht, einmal wenigstens, daß sie nichts wissen könne?

Wer in Lissabon herrscht, ein junger Brasser oder ein alter Professor, die Tyrannenfuchtel oder das souveraine Volk, kann den meisten Europäern gleichgiltig sein. Alle aber zucken auf, wenn das Wort Revolution in ihr Ohr gedrungen ist. Heben, in Furcht oder in Hoffnung, das Haupt. Kehrt das Chaos wieder oder naht der erste Morgen des Menschheitlenzes? Unbrechbar scheint dieses Wortes Bannkraft; des hundertmal mißbrauchten heute noch. Revolution in Japan, China, Persien, im britischen, niederländischen, französischen Jnderreich, in Egypten, Transvaal, Marokko, Serbien, Bulgarien, Griechen- und Osmanenland, in Rußland, Spanien, Portugal, Belgien. Was ist drauß geworden? Selten mehr als eine Fassadenänderung, die nicht lange vorhielt und hinter der das alte Wesen sich, wie von selbst, weitertreibt. Weil im Deutschland Luthers, im England Cromwells, im Frankreich Rousseaus, Robespierres und Bonapartes unter dem Saftandrang neuer Kulturmacht die morsche Rinde bemooster Stämme barst, wähnt man nun, wenns irgendwo splittert oder gar kracht, müsse eine neue Welt sich gebären. Wartet geduldig: bald merkt Ihr wohl, daß nur die Bretter der Bettstatt ächzten, auf der ein Träumender die Lage gewechselt hat. Jetzt ist er linkwärts gewendet; nach einer Stunde hört er vielleicht sein Herz zu laut pochen und legt sich wieder auf die rechte Seite. Alltagsflugheit, die aus Furcht vor schädlicher Enttäuschung erwächst, empfiehlt solche Geduld. Herr Braga mag unter der Hirnschale mehr Geist herbergen, als alle Encyclopädisten zusammen hatten: zu endgiltigem Siege gehört noch anderes Kriegsmaterial. Kann England wünschen, daß Spanien mit in den Strudel gerissen werde und in Südwesteuropa sich wiederholt, was in Südost gestern geschah? Daß Frankreich zur Vormacht lateinischer Republiken erstarkt und gezwungen wird, sich für die Expansion dieser Genossenschaft einzusetzen? Daß japanische und das türkische Muster lehrt, daß die „befreiten“ (mit Versprechungen gestopften) Völker der vom Erfolg wachgekigelte Nationalstolz ins Weitere drängt. Was wird, wenn die Republik sich hält, aus Mozambique und dem anglo-portugiesischen Kolonialvertrag, der mehr als einen Sack Pfefferlinge gekostet hat? Britanien will am Tejo einen Vasallenstaat, in Afrika einen Schuldner, der von der Scholle weicht, wenns ihm befohlen wird. Und Sir Arthur Nicolson kennt die Ibererländer.





## ✓ Entdecker-Humbug.

Stanley und Nordenskjöld erfüllten ja ihren Reford. Stanley ging durch Afrika, ohne wissenschaftlichen Stab, als Sportsman; Nordenskjöld machte die Nordostdurchfahrt, auf einem Fahrzeug, nach mehreren vorbereitenden Forschungreisen, auf denen er beobachtet hatte, daß der Herbst besonders günstig für die Fahrt sei, weil die großen Flüsse Sibiriens dann ihr warmes Wasser ins Eismeer ergossen hatten. Aber Nordenskjöld, der auch Geolog, Petrograph, Mineralog war, konnte aus der Strandbildung voraussagen, ob er freies Wasser für seine Fahrt finden würde, und aus den Lothungen Schlüsse ziehen: von der Beschaffenheit des Bodens auf die des Fahrwassers. Das ist die Methode des Forschers; und Nordenskjöld gebührt für die Nordostdurchfahrt die ganze Ehre, die man ihm hat nehmen wollen, um sie seinem Begleiter zu geben. Das ist schwedisch! Nansen wollte den Pol erreichen, kam aber nur bis zum sechshundachtzigsten Grad und wurde Märchenprinz. Das ist norwegisch! Wie Ferdinand und Isabella dem Christoph Columbus entgegen, so reiste das schwedische Königspaar nach Christiania, um die Männer zu feiern, die den Pol nicht erreicht hatten. Das ist schwedisch!

Hat Cook oder Peary den Nordpol erreicht? Manche glauben, Beide haben ihn erreicht, Andere, Keiner von Beiden sei hingekommen. Cook kam zuerst zurück, wurde gefeiert, zum Doktor ernannt, antelegraphirt (königlich); da er aber nicht klare Papiere vorzeigen konnte, so wurde er als Schwindler entlarvt. Klare Papiere, um zu beweisen, daß er am Nordpol gewesen sei? Was heißt Das? Jeder Schuljunge weiß, daß er den Polarstern im Zenith haben muß, wenn er am Pol ist. Da nun Cook am einundzwanzigsten April, als sowohl Tag wie Nacht herrschte, am Weitesten nördlich war, konnte er ja seine Lage sowohl nach der Sonne als nach den Sternen bestimmen; deshalb müssen seine Berechnungen gut gewesen sein, falls er die Kenntnisse eines Steuermanns besaß oder die Polarsternmethode des Schuljungen kannte. Aber die Unwissenheit des Doktors muß grenzenlos gewesen sein; was ja nicht ausschließt, daß er den Pol erreicht hat.

Dann kam Peary. Der sah am siebenten April die Sonne aufgehen und konnte daher, falls klares Wetter herrscht, seine Lage bestimmen, auch die Beobachtung des Tages mit der der letzten Nacht vergleichen. Als nun auch Peary des Humbugs angeklagt wurde, gab er sein Buch heraus. Im ersten Heft bilde er sich und Roosevelt ab; Roosevelt sagt: „Ich glaube an Sie, Peary.“ Aber



wir hatten ein Facsimile des Logbuches vom neunzigsten Grad erwartet. Ein angeklagter Mensch pflegt es ja mit seiner Vertheidigung eilig zu haben. Peary aber spricht im ersten Hest von etwas Anderem: von Essen und Trinken, Pianola, Eskimos, Hunden. Doch: auf Seite 29 wird ein Facsimile vom Logbuch wiedergegeben; aber von 63 Grad 45 Minuten und 65 Grad 43 Minuten, und zwar vom sechs- und siebenundzwanzigsten Juli. Das ist ja ungefähr die nördliche Breite des Polarkreises (Haparanda). Aus welchem Grund giebt Peary diese Beobachtung wieder, die nicht beweist, daß er den Pol erreicht hat? Jetzt habe ich sechs Heste gelesen, aber noch kein Logbuchblatt vom Pol gesehen. Was bedeutet Das? Die Sache scheint faul zu sein! Dennoch ist möglich, daß Peary am Nordpol war, wie Shackleton am Südpol, was bewiesen sein soll. Interessant als Beobachtung ist jedoch, daß die wirkliche Entdeckung des glaubwürdigen Südpolmannes weniger Aufsehen erregte als die verdächtigen der Nordpolfahrer; aber Das war zu erwarten, da man weiß, daß nur Humbug „die Nation sammelt“. Was aber sahen sie an den Polen? Stand der Polarstern im Zenith? Wohin zeigte die Kompaßnadel, da der magnetische Pol bei 81 Grad liegt? War der Mond nur im ersten und letzten Viertel zu sehen, wie die Astronomen vor dreißig Jahren angaben? Wie verhält sich der Pendel genau über der Erdochse? Um wie viel verringerten sich die Entfernungen zwischen den Längengraden, die beim Pol 0 Grad sind, und wie gab sich die Abplattung der Erde zu erkennen? Keine Antwort!

„Hat Sven Hedin neue Länder entdeckt?“

„Nein!“

„Warum versammelt sich denn die Nation an Landungsbrücken und auf Bahnsteigen, wenn er angefahren kommt?“

„Ja, warum? Es giebt Menschen, die sich auf unbegreifliche Weise mit einer Schreckensregirung umgeben und unter starker Bedeckung von vereinigten Interessen eine so mächtige Stellung erreichen, daß Keiner sich an sie heranwagt. Wenn man Hedin richtig einschätzen will (es wagt), muß man sein eigenes Vorwort zu Prschewalskij's Forschungsreisen, in dem er die meisten Vorgänger aufzählt, lesen. Aber von den schwedischen Asienfahrern kennt er nicht mehr als Lorenz Lange, der doch in Stockholm geboren war. Strahlenberg, Schönström, Schnitsher, Renat, Calander, Molin, Busch, Müller waren Hedin (1891) unbekannt, obwohl die schwedische und die russische Geographische Gesellschaft wertvolle Karten herausgegeben und ich in meinen „Kulturhistorischen Studien“ (Stockholm 1881) eine Bibliographie der von (1709 bei Poltawa



gefangenen) Schweden verfaßten Forschungen gedruckt hatte; diese Bibliographie haben die Herausgeber von D'Unvilles Atlas geplündert. Wenn nun Prschewalskij alle Länder, die Hedin später durchzog, bereist, durchforscht und gründlich beschrieben hat, so ist doch Hedin nur ein Epigone und seine Bücher kann man Paralipomena oder remplissage nennen, eine Art Korrekturlesen.

Hedin hat unendlich viele Sandhaufen beschrieben und Hügel ausgemessen, die immer bekannt gewesen sind, wenn sich auch Niemand die Mühe gemacht hat, sie auszumessen. Und alle Hügel sind Wasserscheiden; die sehr natürliche Ursache ist, daß das Wasser den Berg hinunter und nicht hinauf läuft. Ein gewöhnlicher Feldmesser, gut ausgerüstet, hätte ohne pittoreske Abenteuer Hedins Kartenarbeiten ausführen können; aber sein Name wäre nicht über seinen Fachkreis hinausgedrungen. Hedin reist jedoch wie ein unwissender Feldmesser; er kann nicht die Sprache des Landes, ist wenig bewandert in den Naturwissenschaften, etwas mehr in Alterthümern und Geschichte. Sein großer schwedischer Vorläufer Strahlenberg konnte das Alles und dessen einziger Quartband enthält mehr als alle Bände Hedins, die doch die schwedische Nation über hunderttausend Kronen gekostet haben."

„Kann man Hedin denn einen Schwindler nennen?"

„Nein. Das nicht. Aber seine Unfähigkeit, zu schildern, was er gesehen hat, und seine negative Methode, nach großen Vorgängern die Korrektur zu lesen, statt positive Beschreibungen nach eigenem Beobachtungsmaterial zu geben, vernichten das Ergebnis seiner Arbeit. Seine furchtbar gründliche Art, des Windes Spuren in den Sandhaufen und die verschiedenen Richtungen unbedeutender Wasserzüge zu photographiren, füllt Bände, ohne einen rechten Begriff vom Land zu geben. Aber dagegen bekommt man gewisse falsche Begriffe: so, daß Hedin der Erste gewesen sei, der in Tibet eingedrungen ist. Er sagt es nicht direkt, giebt aber der Darstellung einen Ton, als sei es so."

„Er hat also kein neues Land entdeckt?"

„Nein, weder das Tarimbecken, noch den See Lop-nor, noch Gobi, noch Tibet."

„Warum mußten denn Stadtverordnete, Schuljugend, Herrenhaus zusammengetrommelt werden?"

„Kennst Du nicht Riplings amerikanische Nationalhymne? Sei frech! Sei frech! So kommst Du im Leben vorwärts!"

„Aber giebt es für die Frechheit keine Grenzen?"

„Nein; sie ist grenzenlos wie die Unwissenheit, die Dummheit und die moralische Feigheit."



„Welches schöne Beispiel für die Jugend, die jetzt zu Mohikaniern, Nachtwanderern und Spionen erzogen werden soll!“

Vor einigen Jahren fuhren drei englische Jungen auf dem Rad durch Europa und Asien bis nach Peking und gaben dann ein Buch heraus, eine Reisebeschreibung, die auch ins Schwedische übersetzt worden ist. Ihre Leistung wurde für recht tüchtig gehalten, aber die englische Nation versammelte sich nicht und die Jungen wurden nicht in den adeligen Stand erhoben.

Wenn ich Sven Hedin's adeliges Wappen betrachte, so erstaune ich über einen Mangel an Scham: da ist die Erdfugel abgebildet, auf die er seine Reise von Batu nach Peking eingezeichnet hat. Die erste Reise geht in den achtziger Jahren durch Persien. Hedin soll damals für das Haus Nobel in Petroleum und Kolonialwaaren gereist sein. Das ist freilich nicht sicher; aber sicher wäre er so dumm, sich zu schämen, wenn es wahr wäre!

Später geht die Route durch Centralasien; dieses Land behandelt er, als sei es unbekannt. Aber es ist immer bekannt gewesen, immer von mongolischen und chinesischen Horden durchstreift worden, wird noch heute von Karawanen befahren und ist sehr oft beschrieben worden, am Besten von dem Ungar Vambéry und dem Russen Prschewalskij. Die Reisen des Russen hat Hedin im Auszug übersetzt, aber man braucht nur den Rücken des Buches zu sehen, um zu erkennen, wer Hedin ist. Da steht: „Sven Hedin, Prschewalskij's Forschungreisen in Centralasien.“ Das ist bezeichnend für Hedin: er legt Beschlag auf seinen großen Vorgänger.

Eben habe ich Prschewalskij's von Hedin verstümmelte Reisen zu Ende gelesen. Der Russe war ein „herrlicher“ Mann. Die kleinen Mühsaligkeiten und Abenteuer übergeht er, ohne Reklamenummern daraus zu machen. Er ist auch ein kenntnißreicher Mann, denn er sagt mir den Namen der geologischen Formation, der Steine am Boden; beim Goldsand verweilt er nicht. Aber er kennt auch die Namen der Pflanzen, der Vögel in der Luft, der Fische im Wasser, der Säugethiere des Waldes und der Steppe. Er bestimmt selbst Lage und absolute Höhe, ohne, wie Hedin, Andere zu fragen. Dagegen schildert er nicht Festessen bei Vizekönigen, Generalkonsuln und ähnlichen nützlichen Personen, die eine faszinierende Wirkung auf Hedin ausüben.

Im Vorwort betont Hedin, daß Prschewalskij nicht nach Lhasa gekommen sei; was der Russe selber bekennt und beklagt. Aber nachdem ich eben Hedin's schreckliches Buch „Transhimalaya“ zu Ende gelesen habe, weiß ich nicht, ob Hedin in Lhasa gewesen ist. Beim ersten Blättern glaubte ich, Hedin habe den Dalai Lama,



Buddhas angebliche Reinkarnation in Lhasa, interviewt; jetzt aber sehe ich, daß es ein anderer Lama unter den vielen war. Hedin heißt Taschi Lama und wohnt in Taschi Lumpo. Er ist nicht „der heiligste Mann in Tibet“, wie Hedin glaubt oder glauben machen will, sondern er ist nur eine Reinkarnation von Amithaba. Dieser Taschi Lama ist nach Hedin's Abbildung ein entschiedener Verbrechertypus. Hedin aber schildert ihn mit höchster Sympathie. „Er sieht gesund und unverdorben aus. Die Lippen sind fein und harmonisch modellirt. Leider hatte er nicht sein entzückendes Lächeln, als die drei Aufnahmen gemacht wurden . . .“ Das sieht man!

Als die ganze Menschheit darauf wartete, den Dalai Lama in Lhasa zu sehen, waren wir etwas enttäuscht, als Hedin uns einen anderen Lama vorsetzte, einen der *dii minores*, der jedoch von dem sich selbst und seine Umgebung adelnden Hedin zum ersten Prälaten der Welt erhoben wurde.

Als der Dalai Lama neulich von den Chinesen aus Lhasa verjagt wurde, war's ein welthistorisches Ereigniß; und der Groß-Lama wurde photographirt. Ich habe mir drei Bilder ausgeschnitten, das eine aus dem Stockholmer Abendblatt, das zweite aus der berliner „Woche“, das dritte aus „Je sais tout“. Diese drei Bilder gleichen einander nicht im Mindesten. Das kommt wohl von dem Geheimnißvollen und Humbugartigen, das Tibet immer umgeben hat.

Ist Hedin in Lhasa gewesen? Ich glaubte es nach den Telegrammen und den Empfangsreden. Nachdem ich aber sein schreckliches Buch gelesen habe, glaube ich es nicht mehr. In seinem Vorwort zu Prschewalskij zählt Hedin die Männer auf, die ihre Reisen in Tibet beschrieben und Lhasa besucht haben; es sind nicht wenige. Huc und Gabet lasen wir in unserer Jugend; später wurden sie für Schwindler erklärt, auch von Prschewalskij; aber Hedin glaubt an sie, wenn er auch nicht an Landor glaubt.

Alles in Allem: Hedin hat keine neuen Länder entdeckt und er ist wahrscheinlich nicht in Lhasa gewesen. Daß er Gegenden, die immer bekannt waren und durchstreift wurden, photographirt und aufgenommen hat: diese Ehre hätte er mit einem Feldmesser teilen können. Geographische Gesellschaften und Petermann's Mittheilungen mögen dem Kartenzeichner huldigen, aber die schwedische Nation braucht sich für Sven Hedin nicht an Landungsbrücken und auf Bahnsteigen zu versammeln und das schwedische Herrenhaus ihm nicht seine morschen Pforten zu öffnen.

Daß er wirklich seine Reisen gemacht hat, bezweifelt Niemand; aber das Humbugartige liegt darin, daß er sich feiern läßt, als habe er Amerika entdeckt.

Stockholm.

August Strindberg.





## X Erinnerungen an Karl Marx.

Die erste Versammlung der „Internationalen Arbeitervereinigung“ wurde am dritten September 1866 nach Genf einberufen. Marx, der damals am Ersten Bande des „Kapital“ arbeitete, konnte von London nicht abkommen. In einem Brief an Rugelmann, der den Grund seines Fernbleibens angiebt, heißt es: „Ich bin der Ansicht, daß die Schrift, mit der ich beschäftigt bin, für die Arbeiterklasse wichtiger ist als alle Reden, die ich auf einem Kongreß halten kann.“

Marxens Abwesenheit wurde von seinen Gegnern benutzt. Die Delegirten der romanischen Länder stimmten in der Frage der Frauen- und Kinderarbeit mit den Deutschen nicht überein. Die Deutschen wollten diese Frage beantwortet haben; die romanischen Abgeordneten ließen die Möglichkeit nicht zu, daß Frauen und Kinder anderswo als im Haus Arbeit suchten. Auf den nächsten Kongressen erweiterte sich der Spalt. Um Bakunin scharte sich eine Gruppe Abgeordneter, die offen den Aufstand gegen den Staat und die Staatsmacht predigten. Auf dem Haager Kongreß griffen die Bakunisten Marx heftig an. Aber sie wurden abgeschlagen. Der Kongreß beschloß: „Für unseren Kampf um die Freiheit der Arbeiter müssen wir uns zu einer politischen Partei vereinigen und von allen früheren Parteien absondern. Bisher waren die Kräfte nur zum wirthschaftlichen Kampf konzentriert. Auch für den Kampf gegen den politischen Einfluß der Agrarier und Kapitalisten ist solche Konzentration aber nöthig.“ Der Zusammenstoß endete mit dem Ausschluß der Bakunisten aus der „Internationalen“, der Gründung einer besonderen „Alliance de la démocratie socialiste“ und der Verlegung der Centralverwaltung der „Internationalen“ nach New York. Marx unterstützte den Vorschlag, hoffte aber auf bessere Zeiten, wo die „Internationale“ wieder die führende Rolle in der Alten Welt spielen werde.

Man kann sagen, daß von diesem Augenblick an Marx von der Leitung der internationalen Arbeiterbewegung zurücktrat. Er brach aber die Beziehungen zu den Führern des deutschen Proletariats, zu Lassalle und später zu Bebel und Liebknecht, nicht ab und polemisirte heftig gegen seine politischen und persönlichen Gegner. Unter Benützung des Materials, das Nikolaß Utin ihm verschaffte, veröffentlichte er mit Engels eine äußerst scharfe Anklageschrift gegen die Vereinigung der jungen Anarchisten romanischer Länder zu einem besonderen Sozialdemokratenbund, an den Bakunin sich nach seiner Ausschließung aus der „Internationalen“ wandte. Obgleich Bakunins Partei einige hervorragende Mitglieder zählte (Elisée Reclus, den französischen Emigranten Guillaume und den Fürsten Peter Krapotkin), übte den fühlbarsten Einfluß die revolutionär gesinnte literarische Jugend Italiens und Spaniens, die mehr ideell als materiell mit der Arbeiterbewegung zusammenhing. Marx ließ selbst Angriffe, die aus dem sozialistischen Lager gegen ihn gerichtet wurden, nicht ohne Erwiderung.



rung. Die bekannte Brochure seines Freundes Engels', „Herrn E. Dürings Umwälzung der Wissenschaft“, ist unstreitig von Marx inspirirt.

Als diese Polemik gegen die Bakunisten und Düring in lebhaftem Gange war, lernte ich Marx kennen. Bei der ersten Begegnung schenkte Marx mir beide Brochuren. Die Bekanntschaft verdankte ich dem Manne, der Marzens Schwiegersohn Longe, dem Mitglied der pariser Commune, das Leben gerettet hatte. Der mich empfahl, war einer der beiden Autoren des Tagebuchs, das während des ganzen Aufstandes geführt war und den Titel trug: „Die Revolution vom achtzehnten März.“ Trotz dieser Empfehlung war Marx anfangs sehr zugeknöpft: so sehr war er in Bakunins Zeit gegen Russen eingenommen. Unser erstes Gespräch betraf hauptsächlich die Haltung seines früheren Freundes, den er selbst in den londoner Kreis der internationalen Emigranten eingeführt hatte und der den Ersten Band des „Kapital“ ins Russische übersetzen wollte.

In London war ich im ersten Winter nur selten bei Marx. Er wohnte nicht weit von Regent Park (genauer: von der Fortsetzung, die Maitland Park heißt) auf dem Square Crescent. Ich weiß noch die Nummer seines Hauses: 41. Im ersten Stock war seine Bibliothek und das Gastzimmer. Hier empfing er gewöhnlich seine Bekannten. Seine beiden ältesten Töchter waren damals schon verheirathet: eine an Longe, die andere an den jetzt bekannten Schriftsteller Paul Lafargue. Die jüngste, Eleonore, die zu Hause Duch hieß, schwärmte damals für das Theater, besonders für Irvings Spiel in shakespeareischen Stücken, und dachte eine Weile daran, sich der Bühne zuzuwenden.

Näher wurde ich mit Marx in Karlsbad bekannt. Wir machten fast täglich zusammen Spazirgänge in die Berge und wurden so intim, daß er mich in den Briefen aus dieser Zeit unter die Zahl seiner „gelehrten Freunde“ rechnet. Er arbeitete damals am Zweiten Band seines Werkes; da wollte er von der Kapitalanhäufung in den relativ jungen Ländern Amerika und Rußland sprechen. Zu diesem Zweck hatte er eine Menge Bücher aus New York und Moskau bekommen. Er war polyglotte; sprach nicht nur fließend Deutsch, Englisch, Französisch, sondern konnte auch Russisch, Italienisch, Spanisch und Rumänisch lesen. Er las viel und entlieh oft Bücher von mir, darunter ein zweibändiges Werk über die Geschichte des Landeigenthums in Spanien und Morgans bekanntes Werk „Die alte Gesellschaft“, das ich von meinem ersten Aufenthalt in Amerika mitgebracht hatte. Es lieferte Engels Material für die Brochure „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates“.

Wer mit Marx bekannt war, wurde zu den Sonntagabenden bei Engels eingeladen. Der hatte sich in Manchester, wo er eine Fabrik besaß, ein ansehnliches Vermögen erworben und nahm die Mitglieder der Familie Marx nebst deren Gästen gern bei sich auf. Marx selbst war in der Aufnahme Fremder sehr wählerisch. Viele bekannte europäische Schriftsteller, darunter Labelehe, wünschten, mit ihm bekannt



zu werden. Aber er hielt sich fern und klagte über die Zudringlichkeit der Interviewer; freilich nur, wenn sie sich als seine Gegner erwiesen. Gute, doch ziemlich lose Beziehungen hatte er zu einigen englischen Mitgliedern des Kreises der Positivisten, besonders zum Professor Beacelet, der damals an der Herausgabe der demokratischen Zeitung „Bee-hive“ mitwirkte. Man kann nicht sagen, daß Marx damals in der englischen Literatur bekannt war. Sein „Kapital“ war noch nicht ins Englische übersetzt; sein Erfolg beschränkte sich einstweilen auf zwei Länder: Deutschland und Rußland. Das Erscheinen des ersten Kapitalbandes gab Kaufmann, der später Professor an der petersburger Universität wurde, den Anlaß zu einer sehr gelehrten und im Allgemeinen zustimmenden Abhandlung im „Europäischen Boten“. Dann schrieb ausführlich über das „Kapital“ der russische Nationalökonom Sieber, der Autor des Werkes „David Ricardo und Karl Marx“. Von Allem, was in Rußland über das „Kapital“ geschrieben wurde, interessirte Marx aber am Meisten Kaufmanns Artikel. Er suchte die nationalökonomische und historische Literatur Rußlands kennen zu lernen. Wir finden in seinen Werken Hinweise auf Schuprows „Eisenbahnpolitik“. Einer seiner Briefe an mich liefert eine Kritik über Karejew's „Bauernfrage im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts“; und nach Marxens Tod zeigte Engels mir ein dickes Heft mit Auszügen aus meinem Buch „Ueber gemeinschaftlichen Landbesitz“.

Marx, der lange in der Bibliothek des Britischen Museums arbeitete und hier einen Theil seiner Gesundheit opferte, war an die Lecture offizieller Berichte von der Art der englischen Blaubücher gewöhnt und hatte keine Lust, sich aus Rußland die Berichte der Regierung über Eisenbahnpolitik, Kreditoperationen und Aehnliches kommen zu lassen. Ich schickte ihm, was ich konnte; seine Frau aber, der sehr an möglichst schneller Beendigung des Werkes lag, drohte mir im Scherz, sie werde mir keine Hammelcotelette (chop) mehr geben, wenn ich durch meine Sendungen ihren Mann hinderte, den längst erwarteten Schluß zu machen. Marx arbeitete den zweiten und dritten Theil des Kapitals mehrfach um. Er hatte die Absicht, das Ganze mit einer „Kritischen Geschichte nationalökonomischer Doktrinen“ abzuschließen; aber der Plan wurde nicht ausgeführt.

Den Alltag widmete Marx der Arbeit. Ein paar Stunden waren den Artikeln für die „New Yorker Tribune“ gewidmet, deren ständiger Korrespondent er war. Die übrige Zeit verbrachte er zu Haus bei der Durchsicht und Korrektur der schon geschriebenen Theile seines Werkes. Seine Bibliothek, die in einem dreifenstrigen Zimmer untergebracht war, bestand ausschließlich aus wissenschaftlichen Büchern, die meist in wüster Unordnung auf dem Schreibtisch und auf Stühlen umherlagen. Oft traf ich ihn bei der Arbeit; er war dann so in sie vertieft, daß er nicht sogleich über einen anderen Gegenstand sprechen konnte. Sonntags ging er mit seiner Familie im Park spaziren, aber auch da wurden oft Fragen erörtert, die mit der umgebenden Wirklichkeit sehr wenig



zu thun hatten. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß er sich für Politik nicht interessirte. Stunden lang saß er über Zeitungen aus aller Herren Ländern. Während der ganzen Zeit meiner Bekanntschaft mit ihm entfernte er sich nur einmal aus London; er fuhr auf ein paar Wochen nach Karlsbad. Durch Deutschland wurde er nur unter der Bedingung gelassen, daß er nicht länger verweile, als die Reise nöthig mache. Die Fahrt nach Paris blieb ihm seit den Tagen des Ministeriums Guizot verboten. Thiers und MacMahon hätten ihn nach dem Erscheinen seines „Bürgerkrieges“ (des Versuches, die in Blut ertränkte Commune zu vertheidigen) schwerlich nach Frankreich gelassen.

Was am Meisten an Marx überraschte, war seine leidenschaftliche Stellungnahme zu allen politischen Fragen. Er konnte sich mit der objektiven Methode, die er seinen Anhängern empfahl, nicht befrenden und war weniger noch als Andere geneigt, hinter allem Geschehen die ökonomischen Ursachen zu suchen. Seine Auffassung russischer Verhältnisse unterschied sich, trotz der Begeisterung unserer Jugend für seine Werke, die damals nur in Deutschland und Rußland Erfolg hatten, kaum von den Vorurtheilen der achtundvierziger Revolutionäre, die in Rußland den Hort jeder Reaktion und den Vernichter aller demokratischen und liberalen Regungen erblickten. Marx gab selbst zu, daß ihn die Anerkennung, die er unter meinen Landsleuten fand, in Erstaunen setze. Im Oktober 1868 schrieb er an Kugelmann: „Es ist Schicksalsironie, daß die Russen, gegen die ich schon zwanzig Jahre lang nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer und englischer Sprache schreibe, stets meine Gönner waren. 1843 und 44 trugen russische Aristokraten in Paris mich auf Händen. Mein Werk gegen Proudhon (*Misère de la philosophie*), das 1847 erschien, und die von Duncker herausgegebene „Kritik der politischen Oekonomie“ (1859) fanden nirgends größeren Absatz als in Rußland. Das erste fremde Volk, das mein ‚Kapital‘ übersetzte, war das russische. Das muß man übrigens nicht allzu hoch schätzen. Die russische Aristokratie wird in der Jugend auf deutschen Universitäten und in Paris erzogen. Sie hascht stets nach Dem, was im Westen als extrem gilt. Das ist für sie einfach Feinschmeckerzi, genau von der selben Sorte, wie sie ein Theil der französischen Aristokratie im achtzehnten Jahrhundert zeigte.“ Der Biograph sagt dazu ganz richtig, Marx habe Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß seine Gedanken durchaus nicht nur in höheren Kreisen der russischen Gesellschaft Sympathie und ernstes Interesse fanden. 1867 erhielt er von Josef Diezgen, Meister in einer Lederfabrik im Gubernement Wladimir, einen Brief folgenden Inhaltes: „Ihr erstes Buch, ‚Kritik der politischen Oekonomie‘, habe ich sehr fleißig studirt und gestehe, daß kein Buch mir so viel neues, positives Wissen und solches Sachverständniß gegeben hat.“ Der erste Band des „Kapital“ erregte diesen Diezgen zu höchstem Enthusiasmus. Und in der selben Zeit kümmerte man sich in England gar nicht um Marx.

In den Jahren, wo ich die Sonntagsversammlungen in „Nr. 11



Maitland Park Crescent“ besuchte oder mit Marx bei Engels zusammentraf, führte der Autor des „Kapital“ ein ziemlich stilles Leben. Er widmete Wochen und Monate der Lecture ökonomisch-geschichtlicher Werke, besonders der Geschichte des Landbesitzes, die nur indirekte Beziehung zu seinem Hauptthema hatten. Er vertiefte seine mathematischen Kenntnisse, besonders der Differential- und Integralrechnung, um die damals aufkommende mathematische Richtung in der politischen Ökonomie zu verfolgen. Seine Belesenheit in der ökonomischen Literatur, besonders in der englischen, war ungeheuer; sie ist aber nicht mit der Belesenheit einiger deutschen Professoren, etwa Roschers zu vergleichen, der Bête noire Margens, der seinem Werk Bemerkungen dieses Kalibers einfügt: „Herr Roscher beeilte sich, durch seine Autorität diese offenbare Banalität zu unterstützen.“ Bei seinen weiter entfernten Vorgängern fand Marx lebendige, der Entwicklung fähige Grundsätze. Wenn die Nationalökonomien sich in letzter Zeit für die „Politische Arithmetik“ und andere Werke Petths, des Zeitgenossen Karls des Zweiten, interessiren und wir nicht nur eine neue Sammlung seiner Werke, sondern sogar Memoiren über den Verkehr mit ihm in fast allen Sprachen der gebildeten Welt besitzen, so verdanken wir Das in erster Reihe dem Sozialisten Marx. Seine Bekanntschaft mit der Geschichte ökonomischer Doktrinen ließ ihn schnell die Eigenheit der Schriftsteller herausfinden, die durch die Form ihrer Werke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußten. Dabei denke ich besonders an George, für den die Begeisterung eine Weile so groß war wie im achtzehnten Jahrhundert die für die Persönlichkeit und Lehre Rousseaus. Marx merkte wohl zuerst, daß in Georges Lehre Meinungen der Physiokraten über den Ackerbau als einzige Quelle des Reinertrages und über die Grundsteuer, die zu Gunsten des Staates einen großen Theil der Rente absorbiren müsse, enthalten seien. Unter seinen Papieren wurde ein kritischer Artikel gegen George gefunden, dessen Einseitigkeit und Schwäche darin nachgewiesen war.

Die meisten Leute haben eine verkehrte Vorstellung von der Psychologie eines Mannes, der den Klassenkampf als das einzig wirksame Mittel empfahl, um für die Arbeiter soziale Gerechtigkeit zu erlangen, die „social justice“, die den Engländern des achtzehnten Jahrhunderts der von Marx geachtete Godwin empfahl. Man stellt sich Marx gewöhnlich als finsternen, hochmüthigen Menschen vor, der alle bürgerliche Wissenschaft und Kultur verwirft. In Wirklichkeit war er ein hochgebildeter, fein erzogener englisch-deutscher Gentleman, in dem eine aus dem nahen Verkehr mit Heine stammende, mit satirischer Fähigkeit gepaarte Heiterkeit lebte; ein Mann, der sich, da seine persönlichen Verhältnisse sehr günstig waren, der Lebenslust fröhlich hingeben konnte.

In früher Jugend traf er ein Mädchen aus vornehmer Familie, Fräulein von Westphalen, und verliebte sich in sie, wie man sich nur in den Studentenjahren verliebt. Die Familie Westphalen war schottischer Herkunft und mit den Herzögen von Argyll verwandt. Dieser



Umstand spielte Marx eines Tages einen dummen Streich. Als er in Paris ohne Geld war, beschloß er, das Silberzeug, das seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte, im Pfandhaus zu versetzen. Auf diesem Silber entdeckte man das Wappen Derer von Arghll und hielt Marx fest, weil er sich fremdes Gut angeeignet habe. Ich hörte die Erzählung aus Margens Munde, der dabei laut und gutmüthig lachte. Jenny Westphalen war als Kind Spielgefährtin des Knaben Karl Marx. Sie war vier Jahre älter als er, ein gesundes, heiteres, hübsches Mädchen, „die schönste von allen Mädchen Trier’s“, wie es in der Stadt hieß, wo sie schon als Backfisch Ballkönigin war. Marx hatte noch nicht das Gymnasium beendet, als er sich schon in die Spielgenossin verliebte. Als er die Universität besuchen sollte, verlobte er sich heimlich mit ihr. Der alte Westphalen gehörte, wie Marx erzählte, zu den begeisterten Anhängern Saint-Simons, über den er zuerst mit dem künftigen Autor des „Kapital“ sprach. Westphalens Kinder zerstreute das Schicksal nach verschiedenen Seiten: ein Sohn wurde Mitglied des preußischen reaktionären Ministeriums, der andere focht für die Freiheit der Neger im Kampf der Nord- und Südstaaten Amerikas. In ihren Erinnerungen an den Vater sagt Eleonore Marx: „Er, der dem vergötterten Mädchen aus Berlin drei dicke Hefte mit Gedichten schickte, war während seines ganzen Lebens buchstäblich in seine Frau verliebt. Vor mir liegt ein Brief des Vaters. Nach dem jugendlichen Feuer, von dem er durchglüht ist, könnte man annehmen, der Schreiber sei ein achtzehnjähriger Jüngling. Dabei ist der Brief 1856 geschrieben, als die geliebte Jenny ihm schon sechs Kinder geschenkt hatte.“ Der damalige intimste Freund Margens, Bruno Bauer, schreibt ihm über die Braut: „Sie ist im Stande, mit Dir Alles zu ertragen.“ Diese Worte erwiesen sich als prophetisch. Marx hat manchmal die Noth kennen gelernt; aber Jenny, die in aller Einfachheit das Wesen der grande dame hatte, ertrug mit philosophischer und dabei heiterer Gleichgiltigkeit solches Schicksal und war nur darauf bedacht, daß ihr Karl nicht zu viel Zeit auf den Erwerb des Lebensunterhaltes verwende. Marx pflegte noch als Graubart das neue Jahr mit einem Tanz mit seiner Frau oder der Freundin Engels’ einzuleiten. Ich sah ihn einmal unter den Klängen der Musik mit seinen Damen sich sehr geschickt im Kreis drehen.

Mir fällt noch eine Familientafel bei Marx ein; Karls Schwester, die mit ihren zwei Söhnen aus Rapland gekommen war, saß mit uns am Tisch. Diese Schwester konnte sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß ihr Bruder der Führer der Sozialdemokraten sei, und betonte im Gespräch mit mir immer wieder, daß sie Beide einer in Trier hochangesehenen und allgemeine Achtung genießenden Advokatenfamilie entstammten. Marx machte sich darüber lustig und brach mehr als einmal in herzhaftes Lachen aus. Ins Theater ging er gern; besonders, um Salvini oder gar den unvergleichlich höher geschätzten Irving als Hamlet zu hören. Ich weiß auch noch, wie wir zusammen in Aegyptian Hall uns über einen Spiritisten und Geisterseher amüsirten, der er-



klärte, er sei in der Geister Mitte gewesen und wiederhole nur, was er gelernt, sei aber nicht einfältig genug, dem Publikum zu zeigen, wie es gemacht werde, weil die Leute sonst seine Vorstellungen nicht mehr besuchen würden.

Marg vertheilte sein Gefühl zwischen den Familien seiner beiden verheiratheten Töchter und seinem alten Freund Engels, dem er mehr gab als nahm. Von den deutschen Führern seiner Partei schätzte er am Meisten Bebel; weniger Liebknecht. Er klagte mehr als einmal darüber, daß Liebknecht von Cassalle verdorben worden sei und fügte, halb scherzhaft, halb ärgerlich, hinzu, es sei schwer, einen neuen Gedanken in den Kopf des deutschen Privatdozenten (so nannte er Liebknecht) hineinzubringen. Mit welcher Leidenschaft Marg auch im Alter alle Versuche abwehrte, die Erfolge der Arbeiterpartei zu hemmen, davon mag ein Vorgang hier zeugen. Ich war in seiner Bibliothek, als die Nachricht von dem mißlungenen Attentat auf den greisen Kaiser Wilhelm ankam. Margens Antwort war eine Verwünschung an die Adresse des Attentäters; dann sagte er sofort, daß man von diesem verbrecherischen Versuch nur Eins erwarten könne: eine neue Sozialistenverfolgung. Leider ließ die Erfüllung dieser Prophezeiung nicht auf sich warten: Bismarck brachte das Sozialistengesetz durch, das die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie lähmte.

Als ich in Moskau Professor geworden war, mußte ich von Marg scheiden. In der ersten Zeit schrieben wir einander noch manchmal. Im Sommer kam ich wieder nach London, ging an Sonntagen wieder zu Marg und sah mich jedesmal zu neuer wissenschaftlicher Arbeit angespornt. Wahrscheinlich hätte ich mich ohne die Bekanntschaft mit Marg nicht mit der Geschichte des Grundbesitzes und mit der ökonomischen Entwicklung Europas beschäftigt. Marg wurde mit meinen Arbeiten bekannt und sprach offen sein Urtheil aus. Daß ich den Druck meines ersten größeren Werkes über die Verwaltungsgerechtigkeit in Frankreich verzögerte, war die Folge des ungünstigen Urtheils, das er gefällt hatte. Freundlicher nahm er meinen Versuch auf, die Vergangenheit der russischen Landgemeinde zu erforschen und den Entwicklungsgang des Familienwesens von den ältesten Zeiten an zu durchleuchten. Auch die gelehrte Kritik interessirte ihn sehr; er war ein aufmerksamer Leser der von mir herausgegebenen „Kritischen Rundschau“, vielleicht der einzige in England. Die Jahre meines Aufenthaltes in Italien, Spanien und Amerika waren Margens letzte Lebensjahre. Bei meiner Rückkehr nach Europa erfuhr ich von seinem doppelten Leid: dem Tode der Frau und der ältesten Tochter. Ich hörte auch, daß Marg durch Krankheit genöthigt sei, den ganzen Winter in Algier zuzubringen. Schon als ich noch viel mit ihm verkehrte, klagte er über Schmerzen in der Brust. Da aber sein Körperbau nicht der eines Schwindsüchtigen war, erklärten die Angehörigen seine Klagen für das Produkt nervöser Einbildung. Dann stellte sich aber heraus, daß Marg seine Gesundheit durch übermäßige Arbeit ruinirt habe. Der Winter, den er im Süden ver-



brachte, war regnerisch. Er erkältete sich und kehrte kränker nach London zurück, als er abgereist war. Engels erzählte mir von seinen letzten Lebenstagen und diese Erzählung kommt der Beschreibung ziemlich nah, die wir bei Margens russischem Biographen finden, der aus Engels' Briefen geschöpft hat.

Frau Marx starb im Dezember 1881; ein Jahr später die älteste Tochter, Frau Lange. Marx suchte vergebens in vermehrter Arbeit Vergessenheit. Seine Gesundheit verschlechterte sich immer mehr. Am vierzehnten März 1883 starb er am Schreibtisch. „Vielleicht hätte ärztliche Kunst“, schreibt Engels, „ihn noch einige Jahre weiter vegetiren lassen; aber eine solche Existenz hätte Marx nicht ertragen. Leben mit dem Bewußtsein, eine Arbeit nicht beenden zu können, ist unvergleichlich schwerer, als ohne besondere Qualen in die Ewigkeit einzugehen.“

Meine Erinnerungen an Marx stammen aus der Epoche nach dem Erscheinen des ersten Kapitalbandes. Er war damals schon ein Sechziger, hatte aber noch seine ganze Energie und Lebensfreudigkeit. Mein Landsmann Annenkow kannte ihn ein Jahr vor 1848, also als Einunddreißigjährigen. Da ist's interessant, mit meinen Eindrücken die Annenkows zu vergleichen. Er fand Marx aus lauter Energie, Willen und unerschütterlicher Ueberzeugung zusammengesetzt. „Mit seinem dichten, schwarzen Haarschopf, mit behaarten Händen, im zugeknöpften Paletot, sah er aus wie Jemand, der Anerkennung verlangt: und ein Recht darauf hatte. All seine Bewegungen waren kühn und selbstbewußt; sein Benehmen wirkte stolz und verächtlich. Seine scharfe, metallische Stimme paßte wunderbar zu den radikalen Urtheilen, die er aussprach. Aus seinen inappellablen Sprüchen klang eine fast krankhafte Ueberzeugung von seinem Beruf, Andere zu beherrschen und fortzureißen. Vor mir stand der leibhaftige demagogische Diktator.“

In meiner Erinnerung haftet Marx mit weniger scharfen Zügen. Das Demagogische in seinem Gesicht wurde durch den Ausdruck des Philosophen gemildert, eines der Weisen, die glauben, daß sie den Schlüssel zum Verständniß der Vergangenheit wie der Gegenwart gefunden haben. Dieser Schlüssel war für den Marx meiner Zeit die Lehre von der Werthe schaffenden Arbeit, deren Produkt dem kapitalistischen Unternehmer in die Hände fällt. Nach dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes seines „Kapital“, aus denen hervorgeht, daß Marx seine Werthzuwachstheorie mit der von einem durch Angebot und Nachfrage bestimmten Marktpreis in Einklang bringt, betonten seine Anhänger besonders seinen historischen Materialismus, der ihnen alle Begebenheiten in der Vergangenheit und Gegenwart aus Ueänderungen in der Produktionstechnik und dadurch bedingten Umwälzungen in der sozialen Gliederung und dem politischen Aufbau erklärte. Aus der Unterhaltung mit Marx konnte man leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß das Fundament seiner ökonomischen und historischen Lehren Hegels Philosophie war. Er sagte mir eines Tages ins Gesicht, daß man logisch nur nach der dialektischen Methode, unlogisch



vielleicht auch nach der positiven denken könne. Der lehrhafte Son, in den Marx nicht selten versiel und der von seinem Selbstbewußtsein zeugte, entsprang, meiner Meinung nach, der Ueberzeugung von der Unanfechtbarkeit der Denkmethode, die Hegels Philosophie in der Auslegung ihrer radikalsten Anhänger, darunter des berühmten Feuerbach, ihm gab. Was Vielen abstoßendes Draufgängerthum und Ungechliffenheit schien, hatte seinen Grund in dieser Ueberzeugung.

Marxens erste Begegnung mit Engels führte fast zum Bruch. Marx war eben so überzeugter Hegelianer wie Engels damals orthodoxer Anhänger Schellings. Beide Systeme waren unvereinbar; und die Männer, die einander schließlich im Hegelkult fanden, trennten sich damals als Feinde. Was die Franzosen cassant nennen, trat im Verkehr mit Marx weniger hervor als bei einem anderen Anhänger Hegels, dem russischen Denker Tschitscherin. Das verächtliche Verhalten der Beiden gegen einander war dadurch bedingt, daß Jeder dem Gegner eine verkehrte Auffassung der dialektischen Methode vorwarf und damit die Unzuverlässigkeit der erhaltenen Resultate in Verbindung brachte, während in Wirklichkeit die Quelle der Meinungsverschiedenheit subjektive Leidenschaft war: des Einen für die kommunistische, des Anderen für die individualistische Denkweise. Unduldsam in Grundfragen des Lebens, waren Beide (Marx noch mehr als Tschitscherin) tolerant im persönlichen Verkehr. Während der zwei Jahre meiner ziemlich nahen Bekanntschaft mit Marx habe ich nie über Intoleranz oder hochmüthiges Wesen zu klagen gehabt. Ich bewahre ihm ein dankbares Andenken als einem theuren Lehrer, der in gewissem Grade die Richtung meiner wissenschaftlichen Thätigkeit bestimmt hat, und danke auch dem Geschick, dessen Güte mich das Glück persönlichen Verkehrs mit einem der geistigen Führer der Menschheit erleben ließ.

Moskau.

Maxim Rowalewskij.



## Joseph Berglehner.

Weil er Findling war, wurde er im Kloster erzogen und zum Lehrer bestimmt. Er machte das Examen und bekam seine Anstellung. Durch musterhafte Führung und Erfolge wurde er aus dem Markt an eine städtische Mädchenschule versetzt. Er war Bauer geblieben. Das war apart.

Seine Offenherzigkeit, Güte, sein gerader Sinn, die Frische und die Freudigkeit am Unterrichten gaben ihm etwas Sonniges. Die Mädchen hatten ihn gern; ja, sie liebten ihn. Trat er in die Klasse, so schien, als bringe er, der Gebirgler, frische Luft mit.

Das wars: frische Luft! Seine Kollegen konnten Das nicht; wie Schatten erschienen sie neben Joseph Berglehner, dem Sonnigen.



Wie wirkte Das? Wohlthuend und erfrischend auf die Schülerinnen. Reid erregend auf die Kollegen.

Ostern kam. Berglehner hatte seiner obersten Klasse als Aufsatsthema „Das Auferstehungsfest“ gegeben.

Da war denn wohl manches zu corrigirende Hest. Nur Marie Ueberwinder, die schon durch ihre Fragen und Antworten des Lehrers Aufmerksamkeit erregte, hatte einen Aufsatz geliefert, an dem fast nichts zu bessern war. Klare Gedanken, etwas Poesie, verbunden mit dem Glauben an Jesum Christum.

Würde Berglehner in diesem Alter so geschrieben haben? Er las den Aufsatz wieder; und zu dem Geist des Lesenden trat die Mädchen-gestalt. Marie Ueberwinder, das jungfräuliche, blühende Mädchen, eine Knospe, zur Blüthe reif. Die dunklen Augen, sprechend und fragend zugleich, so brennend, so sehnsuchtvoll.

Berglehner wollte in ihrer Nähe sein; der Wunsch lebte in ihm. In seiner Studirstube war es einsam. Um so beglückter ging er in die Schule, zum Unterricht. Trat eine Wandlung bei ihm ein? Bevorzugte er Marie? Merkte sie, fühlte sie sich geschmeichelt? Merkten es die Mitschülerinnen? Vielleicht.

Berglehner aber ahnte davon nichts; er fühlte nur, wie Marie ihm etwas Glückliches gab; und eben so ahnungslos gab er ihr etwas Glückliches zurück.

Der Wunsch, das junge Mädchen in seiner Nähe zu sehen, wurde ihm durch den schönsten Zufall erfüllt. Marie brachte die Klassenhefte, die Berglehner in Zerstreutheit auf der Ratheder hatte liegen lassen, in seine Wohnung.

Pfingsten wurde Joseph Berglehner verhaftet. Bei der Haus-suchung fiel sein Tagebuch den Beamten in die Hand. Was war da zu lesen?

„Du liebes Wiesenberg, heut muß ich Dich verlassen  
Und morgen schon bin ich in einer fremden Stadt.  
Hab vielen Dank! Lebwohl, ich muß mich fassen.  
Lebwohl! Gott segne meinen neuen Pfad!

Freudenstadt, Du machst Deinem Namen wenig Ehre. Keine Berge, kein Wald, keine Luft. Der Kastanienbaum im Hof; ob er wohl blühen wird? Vor meinem Fenster steht er. Darum nahm ich die Stube, um im Frühling und Sommer etwas Grünes zu sehen. Die Stadt ist sad. Die Mädchen in der Schule lernen schnell und schauen anders aus. Besonders die Augen. Knabenaugen sagen weniger. Ob Das im Geschlecht liegt?

... Meine Kollegen verstehe ich noch nicht. Sie sind eher abwehrend als zuvorkommend. Dr. Meidinger sagte am Abendstammtisch: Strohhüte trage man nicht im Winter. In der Eile hatte ich den Strohhut genommen. Der deutsche Vortrag war noch zu beenden und es war spät geworden. Dr. Meidinger scheint magenkrank. Er hat nie Appetit. Gäh' ihm gern von dem meinigen; aber das Essen ist auch schlecht. Beim



Regelschieben blieben alle Kollegen zurück. Es fehlt an Kraft und sicherer Hand. Ich war der Gewinner. Auf mein Theil kamen dreißig Heller.

... Viel müßt' ich nachtragen, aber die Zeit ist knapp. Dr. Meidinger hat mich zum Bibliothekar gemacht. Da muß ich den Katalog neu anfertigen; denn er ist gar nicht in Ordnung.

... Mein liebes Wiesenberg, wie dank' ich Dir, daß ich Weihnacht bei Dir verleben durfte; Das hat mich erfrischt. Wie wohl that mir die Berglandsluft! Und Ihr lieben Wiesenberger seid noch nicht wie die Städter.

... Den Katalog, der beinahe fertig war, kann ich trotz allem Suchen nicht finden. Ich hatte ihn in Band Humboldt gelegt. Band Humboldt stand nicht auf seinem Platz und der Katalog ist fort. Dr. Meidinger pressirt sehr. Nun muß ich die ganze Arbeit noch einmal machen. Das kostet Zeit.

... Wie schnell der Winter vergangen ist! Bald haben wir Ostern. Wird der Kastanienbaum blühen?

... Der Katalog ist fertig. Gott sei Dank! Das war eine Arbeit!

... Knabenaugen sagen wenig; Mädchenaugen mehr. In Marie Ueberwinders Augen liegen Frage und Antwort.

... Heute brachte Marie die Klassenhefte. Ich hatte sie ganz vergessen. ... Könnte Marie ein Gebirgskind sein? Das wäre schön! ... Wie zerstreut ich bin!

Als ich ihr heute sagte, daß ich weder Vater noch Mutter gekannt habe, sah sie mich an. ... Mich hat noch Niemand so angesehen. Das Glück grüßt mich.

... Die Blumen, die Du heut gebracht, sie sind erblüht in dieser Nacht. ... Ach! Könntest Du mir entrisen werden? ...

... Ich habe gar nicht geschlafen. ... Diese Augen. ... Diese Augen!

... Warum hat sie mir wieder Rosen gebracht? Ihr Duft ist gerade so verführerisch wie ...

... Die Pflanzen und Blumen sind wie Menschen. Sie sehnen sich nach Sonne, Licht und Wärme. Wie sehne ich mich nach Dir. ...

... Die Rosen stehen am Fenster; der Abendwind nahm ein Blatt und trug es fort. Die Blume in der Reisezeit. ... O! Marie!

... Der Kastanienbaum blüht in voller Pracht. Alles drängt nach Umarmung. Die Blüthen, wie jugendliche Bräute, die zur Hochzeit gehen! ...

... Das furchtbare Gewitter! Diese Schwüle! Diese Dämmerung. Und der Geliebten pochend Herz an meiner Brust. ... Und endlich, endlich, meine Marie, in meinen Armen! Zur Hochzeit, zur Hochzeit!! Du mein Glück!"

---

Aus dem Freudenstädter Amtsblatt: „Joseph Berglehner, Lehrer an der städtischen Mädchenschule, wurde wegen unzüchtiger Handlung zu drei Jahren Kerker verurtheilt.“

Wiesbaden.

Paul Kalisch.



## ~~X~~ Wissen und Wissenschaft.\*)

Ueber den Namen „Philosophie“ will ich mit Keinem rechten. Wenn ich Dem, was sich als Grundwissenschaft herausstellt, den Namen „Philosophie“ gebe, so wird sich Dies im Verlauf meiner Darstellung durch sich selber rechtfertigen müssen. Was liegt am Namen! Daß ich aber an ihm festhalte, ist mir begründet durch den geschichtlichen Zusammenhang des von mir als „Grundwissenschaft“ Entwickelten mit Dem, was in der Geschichte den besonderen Namen „Philosophie“ trägt. Jedoch über Das, was das Wort „Wissenschaft“ meint, muß es hier gleich anfangs zur Verständigung kommen, um auf dem gewonnenen gemeinsamen Boden das Verständniß für das grundwissenschaftliche Unternehmen vorzubereiten. Handelt es sich aber um eine Verständigung, so setzt Dies schon voraus, daß verschiedene Meinungen von Dem, über das man sich verständigen will, bestehen; und die Hoffnung auf Verständigung beruht immer darauf, daß in den verschiedenen Meinungen doch Gemeinsames sich finden müsse, dessen verschiedene Besonderungen und Ausführungen in jenen verschiedenen Meinungen vorgetragen werden. Ein Meister in solcher Verständigung war Sokrates; den Weg, den er ging, werden auch wir einschlagen.

Was immer im Besonderen unter Wissenschaft verstanden wird: daß überhaupt die Wissenschaft mit dem Wissen zu thun habe, gesteht Jeder willig zu. Mit diesem Zugeständniß ist freilich nur erreicht, daß nun die Frage, was man unter „Wissen“ zu verstehen habe, aufkommt und zunächst ihre Erledigung fordert.

Das Wort „Wissen“ ist Allen geläufig und doch schwankt schon bei Jedem der Sinn dieses Wortes, wenn wir näher zusehen. Er verwendet das Wort einmal in einem ganz allgemeinen Sinn, um von sich als Bewußtsein ein Haben auszusagen, das wohl näher als „im Bewußtsein haben“ zum Ausdruck gebracht zu werden pflegt. Wer in diesem Sinn von sich und Anderen das Wissen aussagt, meint sich und die Anderen als Geistwesen, als Bewußtseinswesen, und wir Alle verstehen ohne Weiteres dieses eigenthümliche Haben, das „Wissen“, weil wir Alle eben Geist oder Bewußtsein sind. Von diesem Wissen bildete unsere Sprache das Wort „Bewußtes“ im Sinn des überhaupt vom Bewußtsein Gehabten oder des Bewußtseinsbesitzes.

Wir können für allgemein zugestanden erklären, daß das Wort „Wissen“ in allen Fällen, in welchem besonderen Sinn es etwa auch noch gebraucht werden mag, stets einen Geist, also ein Bewußtsein als das Habende voraussetzt und auf Bewußtseinsbesitz sich bezieht. „Wissen“ kennzeichnet also das „wissende“ Wesen als ein Bewußtsein. „Wissen“ in diesem allgemeinen Sinn und „Bewußtes“ gehören daher auf alle Fälle zusammen, mag nun das Wort „Bewußtes“, das Gehabte, den Bewußtseinsbesitz, oder mag es, wie auch wohl geschieht, das Habende, den Besitzer, das Bewußtsein bezeichnen sollen. Wir aber wollen, wenn

\*) Ein Abschnitt aus dem Werk „Die Philosophie als Grundwissenschaft“, das in Kesselrings frankfurter Hofbuchhandlung erscheint.



nun weiter von „Bewußtem“ die Rede ist, darunter immer nur den Bewußtseinsbesitz, das vom Bewußtsein Gehabte, verstehen. Ich betone aber dabei, daß von mir in das andere Wort „Bewußtsein“ durchaus nichts mehr hineingelegt wird als nur Dieses, daß es ein Wesen bezeichnet, dem eben Wissen in jenem allgemeinen Sinn zukommt. Mit dieser Feststellung ist, glaube ich, ein gemeinsamer Boden geschaffen, auf den Alle sich stellen können, die eine Verständigung in dieser Sache suchen.

Nun ist aber bekannt, daß in unserem Sprachgebrauch „Wissen“ vielfach doch nicht das Haben schlechtweg vom Bewußtsein aussagen, also nicht auf das vom Bewußtsein Gehabte, das „Bewußte“ überhaupt, sich beziehen soll, so daß in solchen Fällen die Worte „Wissen“ und „Bewußtes“ doch nicht auf einer Linie liegen. Ich kann Dies einfach erläutern, wenn ich ein anderes, auch von „Wissen“ abgeleitetes Wort, das „Gewußte“, heranziehe und dem „Bewußten“ gegenüberstelle. „Bewußtes“ und „Gewußtes“, Worte, die beide von dem Wort „Wissen“ abgeleitet sind, decken sich ihrem Sinn nach keineswegs. Alles Gewußte ist zwar Bewußtes, aber nicht alles Bewußte ist Gewußtes; mit anderen Worten: „Gewußtes“ meint zwar auch einen Bewußtseinsbesitz, aber nicht Bewußtseinsbesitz überhaupt, und „Wissen“ nach dem Sinn von „Gewußtem“ bezeichnet demnach gegenüber dem „Wissen“ als einem Haben oder Besitzen schlechtweg nach dem Sinn von „Bewußtem“ ein besonderes Haben, nämlich das dauernde Haben, „Gewußtes“ also einen dauernden Bewußtseinsbesitz.

Diesen im Wort „Gewußtes“ liegenden Sinn des Wortes „Wissen“ will ich, zum Unterschied von dem allgemeinen, den psychologischen Sinn nennen. Denn so weit es sich um Dauern oder Verharren eines Bewußtseinsbesitzes handelt, steht das besondere Bewußtsein, das Gegenstand der Wissenschaft „Psychologie“ ist, in Frage und die Bedingungen, unter denen für das besondere Bewußtsein sein Gehabtes ihm gesichert wird, festzustellen, ist eine psychologische Aufgabe. „Wissen“ im psychologischen Sinn bedeutet eben so viel wie „Behalten“; es steht im Gegensatz zum Vergessen. Nicht auf den Bewußtseinsbesitz überhaupt also, sondern nur auf den bleibenden, verharrenden bezieht sich hier das Wort „Wissen“; „Gewußtes“ bedeutet den dauernden Bewußtseinsbesitz. Und insofern sich die Dauer des Besitzes auf das Gedächtnis und weiterhin auf das Vorstellen der Seele gründet, betrifft das Wissen im psychologischen Sinn das vorstellende Bewußtsein: „Wissen“ bedeutet hier „im Gedächtnis behalten“, „Gewußtes“ das Behaltene oder den verharrenden Bewußtseinsbesitz.

„Wissen“ in diesem Sinn weist uns also auf das Bewußtsein als besonderes Einzelwesen, als dessen Bestimmtheit es Gegenstand der Psychologie ist, und das Bewußte, das wir „Gewußtes“ nennen, bezeichnet als dieses eben Besonderheit jener Bestimmtheit.

Doch noch in einem dritten Sinn finden wir das Wort „Wissen“; ich nenne diesen den logischen. Auch nach dem logischen Sinn von „Wissen“ reden wir nicht von „Bewußtem“, sondern von „Gewußtem“;



und das logische „Gewußte“ ist, wie das psychologische, wiederum ein besonderes Bewußtes, aber nicht bedeutet es, wie das psychologische, dauernden Besitz gegenüber vorübergehendem, sondern „bestimmten“ gegenüber „unbestimmtem“ Bewußtseinsbesitz.

Der Umstand, daß sowohl im psychologischen als auch im logischen Sinn des Wortes „Wissen“ das in Frage kommende besondere Bewußte den selben Namen „Gewußtes“ trägt, legt uns die Frage nah, ob sich nicht ein Gemeinsames finden lasse, das etwa den Grund für die gemeinsame Benennung als „Gewußtes“ abgegeben habe. In der That ist das Gemeinsame in der Sicherheit des Habens zu finden, also darin, daß in beiden Fällen das „Gewußte“ als sicherer Besitz begriffen wird. Von diesem Gemeinsamen aus ergibt sich dann die Besonderheit beider Fälle daraus, daß der psychologisch sichere Besitz das im Gedächtniß verankerte Bewußte, logisch sicherer Besitz aber das bestimmte Bewußte heißt; dort geht die Sicherheit des Besitzes auf das Gedächtniß (Seele), hier auf Bestimmtheit.

Daß in beiden Fällen die Sicherheit des Besitzes wiederum verschiedene Grade aufweisen könne, ist leicht einzusehen; die psychologische Sicherheit wiederum erscheint in ihrem besonderen Grade durch die besondere Stärke des Gedächtnisses, die logische Sicherheit durch die besondere Art des Bestimmtheits. Wir unterscheiden dort demnach stärker und schwächer „eingepprägten“ und hier mehr und weniger „bestimmten“ Bewußtseinsbesitz.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht „Wissen“ im allgemeinen Sinn jenes Habens schlechtweg des Bewußtseins mit dem Wissen in psychologischem und logischem Sinn, so unterscheidet es sich von Beiden dadurch, daß es von Unterschieden in sich überhaupt nichts weiß. Es gibt also wohl mehr oder weniger „Gewußtes“, nicht aber mehr oder weniger „Bewußtes“.

Das menschliche Bewußtsein nun ist wissendes in dem gekennzeichneten dreifachen Sinn des „Wissens“, anfangs freilich nur wissendes im allgemeinen Sinn, bald aber dieses zugleich auch im psychologischen und im logischen Sinn, und zwar ist es wissendes im psychologischen Sinn allein auch schon, wenn ihm noch kein logisches Wissen eigen ist. Mit anderen Worten: das menschliche Bewußtsein behält schon Besonderes, also unterschiedenes Bewußtes, das ihm psychologisch „Gewußtes“ ist, bevor ihm dieses ein bestimmtes, also logisch „Gewußtes“ ist.

Immerhin ist das menschliche Bewußtsein schon früh in dem dreifachen Sinn ein „wissendes“, daß es seinen Bewußtseinsbesitz nicht nur als Bewußtes schlechtweg, sondern auch als sicheres, und zwar sowohl psychologisch als auch logisch sicheres, also als „Gewußtes“ in beiderlei Sinn, aufzuweisen hat. Für jedes einzelne menschliche Bewußtsein wird es aber immer wahr bleiben, daß ihm ohne Wissen im allgemeinen Sinn kein psychologisches und wiederum ohne Wissen im psychologischen Sinn kein logisches Wissen möglich ist.

Daß das Wort „Wissenschaft“ den Bewußtseinsbesitz treffe und



sich auf Bewußtes beziehe, kann ohne Weiteres zugestanden werden. Niemand wird also bezweifeln, daß „Wissenschaft“ das Wissen in dem allgemeinen Sinn des Wortes als grundlegenden Begriff in sich trage. Aber nicht auf Bewußtseinsbesitz schlechtweg, sondern nur auf sicheren Besitz bezieht sich das Wort „Wissenschaft“. Und kommt dann wieder die Frage, ob der psychologisch sichere oder der logisch sichere Besitz gemeint sei, so antworten wir sofort, daß nur die logische Sicherheit hier in Betracht kommen könne, die Sicherheit also, die in dem Bestimmtheitssein des Gewußten oder in dem Bewußten als Bestimmtem gegründet ist. Also nicht das psychologische, sondern das logische Wissen, nicht das Bewußte als dauernder Besitz, sondern als bestimmtes kommt in Frage, wenn es gilt, den Sinn des Wortes „Wissenschaft“, das in unserer Sprache lebt, festzustellen.

Doch noch nicht jedes logische Wissen ist Wissenschaft, noch nicht jedes logische Gewußte oder, was das Selbe sagt, jedes bestimmte Bewußte gehört zur Wissenschaft, obgleich, was eine Wissenschaft genannt zu werden verdient, logisches Wissen, und jegliches Bewußte, das zur Wissenschaft gehört, bestimmtes, also logisches Gewußtes sein muß. Wissenschaft, können wir daher sagen, ist ein besonderes logisches Wissen und sein Bewußtes erscheint in einem besonderen Bestimmtheitssein und als ein in besonderer Art sicherer Besitz des Bewußtseins. Denn Das ist es, was Jeder mit Wissenschaft zum Ausdruck bringen will, daß ihr bestimmtes Bewußtes schlechtweg sicherer Besitz des Bewußtseins sei.

Die Entwicklungslinie des Wissensstandes unseres Bewußtseins läuft von der Fraglosigkeit der Dummheit durch die Fraglichkeit zur Fraglosigkeit der Wissenschaft: am Anfang wird noch nicht, am Ende wird nicht mehr gefragt. Vor die Wissenschaft ist immer die Frage und die logische Arbeit, die zu der Frage die Antwort sucht, gestellt; Wissenschaft bedeutet das logische Wissen, in dem Gegebenes in keiner Weise mehr unbestimmt, also auch in keiner Weise mehr unklar und fraglich erscheint, ein Wissen also, dessen Bewußtes gegen jede Frage gefeit dasteht.

Diesen so festgestellten Sinn von „Wissenschaft“ kann Jeder anerkennen, was er auch sonst noch Besonderes in dieses Wort hineinzu legen gewohnt ist. Ob allerdings Wissenschaft in diesem Sinn möglich sei, bleibe einstweilen dahingestellt; genug, daß der dargelegte Sinn des Wortes sowohl bei denen, die diese Möglichkeit zugestehen, als auch bei denen, die sie bestreiten oder leugnen, Geltung hat und demnach Alle zustimmen, daß Wissenschaft nur das „Wissen“ heißen könne, das als logisches Wissen Gegebenes in voller Fraglosigkeit bietet.

Wie die Frage, ob Wissenschaft möglich sei, so setzen wir auch fürs Erste noch die andere Frage aus, ob in der That alles Gegebene, um fraglos zu sein, erst erfragt werden, ob, mit anderen Worten, alles Fraglose wissenschaftlich bestimmt worden sein müsse oder ob sich Gegebenes finde, das selber gar nicht unter Frage gestellt werden könne, sondern vielmehr von vorn herein dem Bewußtsein fragloses Gegebenes sei, von vorn herein außer aller Frage stehe. Zunächst galt es nur,



den Sinn des Wortes „Wissenschaft“ überhaupt festzulegen. Aber wenn wir uns nun näher nach dem Gebrauch dieses Wortes umsehen, so treffen wir es nicht nur in dem Sinn, daß es das fraglose Wissen selbst meint, sondern auch in dem anderen, dem „Wissenschaft“ die logische Arbeit ist, durch die das fraglose Wissen erzielt wird, also das besondere Unternehmen, das sich fragloses Wissen zum Zweck gesetzt hat. Und ich meine, da doch vollendetes Bestimmtheitsein des Gegebenen insgesamt niemals verwirklicht wird, sondern immer Aufgegebenes bleibt, demnach Wissenschaft als fragloses Wissen uneingeschränkt nicht zu finden sein wird, sondern immer eine Aufgabe bleibt, so wird, wenn wir uns für eine der beiden Anwendungen des Wortes „Wissenschaft“ entscheiden sollen, die Wahl zweckmäßig sein, daß „Wissenschaft“ das Unternehmen des Bewußtseins genannt wird, Gegebenes fraglos zu bestimmen. Dies empfiehlt sich um so mehr, als wir für das fraglose Wissen selbst in unserer Sprache schon das besondere Wort „Erkenntniß“ besitzen. Denn mag auch dieses Wort von dem Einen und dem Anderen noch mit diesem und jenem besonderen Sinn belastet werden: darin werden doch Alle sich zusammenfinden, „Erkenntniß“ bedeute fragloses Wissen und „Erkanntes“ fraglos bestimmtes Bewußtes, also Gegebenes, das, gegen jede Frage gefeit, zu keiner Frage mehr Anlaß geben könne.

Darum nennen wir Wissenschaft überhaupt das menschliche Unternehmen, das sich zur Aufgabe gestellt hat, Erkenntniß zu gewinnen; das heißt: Bewußtes oder Bewußtseinsbesitz fraglos zu bestimmen.

Vielleicht wird mir Der oder Jener vorhalten, im Wort „Wissenschaft“ liege doch noch etwas mehr ausgedrückt als die Aufgabe, fragloses Wissen zu erlangen; denn, wie immer man das Wort „Erkenntniß“ besonders deute, so weise das Wort Wissenschaft noch auf ein Besonderes hin, daß nämlich das fraglos bestimmte Gegebene im System sich biete. Zugegeben nun, daß, wer heute „Wissenschaft treibt“, es in der Absicht thut, nicht nur irgendwelches Gegebene fraglos zu bestimmen, sondern es auch im System zu haben, so hat er doch dieses Ziel erst in seinem besonderen Fall sich gesetzt, weil er schon in einem anderen Fall von wissenschaftlichem Unternehmen erfahren hat, daß erst dann, wenn das in Frage stehende Bewußte im System gefaßt ist, ein fragloses Bestimmtheitsein eben dieses Gegebenen gewonnen ist, daß also überhaupt systematische Fassung des Gegebenen mit zum fraglosen Bestimmtheitsein des besonderen Bewußten gehört, nicht aber etwas über dieses noch hinaus Gefordertes bedeutet.

Wir werden in der That festzustellen haben, daß jegliches besondere Wirkliche nur im „System“ mit anderem sich findet, woraus denn ersichtlich wird, daß jedes wissenschaftliche Unternehmen, wenn es überhaupt von irgendwelchem Erfolg sein soll, „ein System“, also ein zusammenhängendes Ganzes der Erkenntniß\*), erstreben muß.

Eine Verständigung über das Wort „Wissenschaft“ im Sinn des auf fragloses Bestimmtheitsein des Bewußtseinsbesitzes abzielenden Unter-

\*) Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft.



nehmens wird aber nun erst völlig erreicht, wenn der Sinn des Wortes „Bewußtseinsbesitz“ oder, was hier das Selbe sagt, „Bewußtes“ gegen Mißdeutungen geschützt ist. Ich verstehe unter Bewußtseinsbesitz oder Bewußtem Das, was das Bewußtsein hat. Diesem „Haben“ des Bewußtseins aber kommt ein ganz besonderer Sinn zu; er ist derjenige, in dem wir, zum Beispiel, von einem Ding aussagen, daß es Etwas habe. Wir sagen: Das Ding hat oder besitzt eine Größe, eine Gestalt, Dies will sagen, eine Größe und Gestalt gehören zu ihm, diesem besonderen Einzelwesen; es ist groß und gestaltet und Größe und Gestalt sind die Bestimmtheiten eines Dinges. Von solchem Zugehören des „Gehabten“ aber findet sich in dem Sinn des Wortes „Haben“ nichts, wenn es das Besitzen bedeuten soll, das wir auch „Wissen“ (in dem früher dargelegten allgemeinen Sinn) nennen. Auch ein Bewußtsein „hat“ eine Größe, eine Gestalt; aber dieser Satz kann nicht bedeuten, das Bewußtsein habe Größe und Gestalt als seine Bestimmtheiten, es sei groß und gestaltet. Sprechen wir von ihm, daß es eine Größe und eine Gestalt „habe“ (und wir thun Das wirklich), so wollen wir sagen, eine Größe und eine Gestalt seien ihm „Bewußtes“, er „wisse“ eine Größe und eine Gestalt, wobei der Gedanke, diese Größe und eine Gestalt gehören zu ihm, doch ausgeschlossen ist.

Wir können uns den Unterschied jenes und dieses „Habens“, indem wir auf das Gehabte sehen, wohl am Besten durch die beiden Worte „Zugehören“ und „Gehören“ erläutern, sofern ich das Richtige treffe, wenn ich sage, daß „Gehören“ überhaupt nach feststehendem Sprachgebrauch den Sinn hat, der in dem gemeinen Gebrauch des Wortes „Besitz“ oder „Besitzthum“ zur Geltung kommt. A. besitzt einen Hof, ein Schiff. Wir nennen A. den Besitzer des Hofes oder Schiffes, sagen aber nicht, der Hof oder das Schiff gehöre zu A.; und eben so, die Weide gehöre zum Hof, nicht aber, die Weide gehöre dem Hof, wie auch, die Gestalt gehöre zum Ding, nicht aber, die Gestalt gehöre dem Ding.

Sprechen wir nun von dem „Haben“ des Bewußtseins, so meinen wir mit dem „Gehabten“ den Besitz des Bewußtseins in dem Sinn, wie wir von dem Hof als Besitz des A. reden, so daß in jenem „Haben“ nicht Zugehören des „Gehabten“, sondern ein dem Bewußtsein Gehören des „Gehabten“ gemeint ist. Zwar will ich sofort hinzufügen, daß vom Bewußtsein nicht nur in diesem Sinn ein „Haben“ auszusagen ist, sondern auch in dem anderen, wie wir von dem Ding das Haben aussagen. So hat das Bewußtsein ein Wahrnehmen und Vorstellen. Das heißt: zu dem Bewußtsein gehört Wahrnehmen und Vorstellen, denn Beide sind Bestimmtheiten des Bewußtseins; es ist wahrnehmendes und vorstellendes Einzelwesen.

Wir können demnach, während das Haben von dem Ding stets im Sinn eines Zugehörens des „Gehabten“ zum Dinge gelten kann und zu verstehen ist, von dem Bewußtsein das „Haben“ in beiderlei Sinn aussagen, so daß für das „Gehabte“ entweder das „Zugehören zum Bewußtsein“ oder aber das „dem Bewußtsein Gehören“ gilt. Da-



bei sei noch kurz bemerkt, daß, was wir das Seelische eines Menschen nennen, stets in beiderlei Sinne zugleich „Gehabtes“ des besonderen menschlichen Bewußtseins ist, ihm sowohl „zugehört“ als auch „gehört“, also sein Besitz ist.

Ich hoffe, nun erklärt zu haben, was ich unter „Bewußtseinsbesitz“ verstehe; das Wort bezeichnet mir das „vom Bewußtsein Gehabte“ im Sinn des dem Bewußtsein Gehörenden, einerlei, ob dieses zugleich auch dem Bewußtsein Zugehöriges ist oder nicht. Die Frage nämlich, ob das dem Bewußtsein Gehörende als „Gehabtes“ nicht zugleich auch in allen Fällen dem Bewußtsein Zugehöriges sein müsse, soll mit jener Bestimmung „Bewußtseinsbesitz“ noch in keiner Richtung mitbeantwortet sein. Gerade weil diese Frage noch zunächst völlig ausgeschaltet bleiben soll, schien es mir geboten, Bezeichnungen für das „Gehabte“ als das dem Bewußtsein Gehörende, die nach dem Sprachgebrauch schon immerhin in einer der beiden Richtungen eine Entscheidung dieser Frage wenigstens andeuten, zu vermeiden und ein Wort zu wählen, das einzig und allein Das, was hier zum Ausdruck kommen soll, vorführt; und dieses Wort ist „Bewußtseinsbesitz“.

Mit gutem Grund habe ich im Besonderen das gern gebrauchte Wort „Bewußtseinsinhalt“ zur Bezeichnung des Bewußtseinsbesitzes gemieden, weil gerade dieses Wort, wie mir scheint, dem Gedanken, daß das Gemeinte, der „Bewußtseinsbesitz“, auch zum Bewußtsein gehöre, Vorschub leistet und Dies vor dem Anderen, das „Gehabte“ gehöre dem Bewußtsein, sei Bewußtseinsbesitz, besonders betont sein läßt. Sprechen wir aber von Bewußtseinsbesitz, so werden wir verstehen, ohne den Gedanken der Zugehörigkeit des Gehabten zu unserem Bewußtsein mit hereinnehmen zu müssen. Wer aber Dies für unwahrscheinlich oder gar unmöglich hält, von Dem dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß ihm beim Wort „Bewußtseinsbesitz“ aus alter Gewohnheit das Wort „Bewußtseinsinhalt“ mitklingt, so daß er „Bewußtseinsbesitz“, ohne die Zugehörigkeit dieses „Gehabten“ zum Bewußtsein hereinzunehmen, nicht zu verstehen vermag. Ich wage dagegen, zu behaupten, daß es ohne dieses Vorurtheil leicht sein werde, das vom Bewußtsein „Gehabte“ als „Bewußtseinsbesitz“ zu verstehen, ohne es zugleich als „zum Bewußtsein Gehöriges“ zu fassen, während selbstverständlich ist, daß „zum Bewußtsein Gehöriges“ zugleich auch „dem Bewußtsein Gehörendes“, also „Bewußtseinsbesitz“ sei.

Bewußtseinsbesitz und Bewußtes habe ich als gleichdeutige Worte gebraucht; es galt zunächst, das erste durch das zweite zu erläutern. Nun kann ich das Wort „Bewußtes“ fallen lassen; und thue es um so lieber, da dieses Wort im Sprachgebrauch mancherlei Sinn bekommen hat. Wir fanden ja auch schon ein anderes Wort, das, ohne selbst zu mehreren Deutungen Anlaß zu geben, mit „Bewußtseinsbesitz“ gleichdeutig erscheint, nämlich „Gegebenes“.

Als wir uns über den Sinn des Wortes „Wissenschaft“ verständigten und vom „Wissen“ handelten, war uns selbstverständlich, daß Wissen im allgemeinen Sinn nicht nur auf Bewußtsein als den Be-



stetiger, sondern auch auf den Besitz (ich nannte ihn zunächst „Bewußtes“) hinweist: ohne Bewußtsein und ohne Bewußtes ist kein Wissen, selbst nicht im allgemeinen Sinn dieses Wortes, zu verstehen. Wissenschaft nun, sagte ich, ist die logische Arbeit, die auf fraglos bestimmten Bewußtseinsbesitz ausgeht; die logische Arbeit des Menschen aber ist eben das Bestimmen, sie setzt also Bewußtseinsbesitz voraus. Wer als Bewußtsein nichts besitzt, kann auch nichts bestimmen. Wissenschaft, wie überhaupt alle logische Arbeit, ist für das Bewußtsein nur möglich an einem Besitz und dessen Erkenntniß ist ihr Ziel; sie will den unter Frage stehenden Besitz fraglos bestimmen. Wissenschaft selbst hat auch nicht zugleich noch zu ihrer Aufgabe, dem Bewußtsein neuen Besitz zu schaffen, sondern sie will nur fragloses Wissen von „Gegebenem“, also vom Besitz, erzielen. Bewußtseinsbesitz ist demnach die nothwendige Voraussetzung für das Unternehmen der Wissenschaft überhaupt.

Wer sich an den festgelegten Sinn des Wortes „Wissenschaft“ hält, muß hier zustimmen. Man verwechsle und verquicke nur nicht „Wissenschaft“ und „Forschung“: dann kann kein Bedenken aufkommen. „Forschung“ bedeutet eine Arbeit, die auf neuen Bewußtseinsbesitz ausgeht; den durch die Forschung gewonnenen neuen Besitz sucht dann eben die Wissenschaft fraglos zu bestimmen, zu erkennen. So sind Wissenschaft und Forschung zwei besondere Unternehmungen des menschlichen Bewußtseins, wenn sie auch zu einander in innige Beziehung treten: die Wissenschaft findet in ihren Ergebnissen für die Forschung Mittel und Wege und die Forschung liefert in ihren Ergebnissen der Wissenschaft neuen Besitz als Vorwurf fraglosen Bestimmens.

Bewußtseinsbesitz ist aber nicht nur die nothwendige Voraussetzung, sondern auch der alleinige Gegenstand der Wissenschaft, was ohne Weiteres einleuchtet, da doch ein Bewußtsein sicherlich nur Das, was es besitzt, bestimmen kann. Bewußtseinsbesitz als Gegenstand der Wissenschaft nun nenne ich „Gegebenes“, und indem ich dem Worte „Gegebenes“ diesen Sinn zuweise, fordere ich den Leser auf, in dieses Wort nicht mehr hineinzulegen als Das, was hier gesagt ist: „Bewußtseinsbesitz als Gegenstand der Wissenschaft oder der Erkenntniß“. Insbesondere warne ich aber, die Worte „Gegebenes“ und „Wirkliches“ zu verwechseln und als gleichdeutige zu behandeln. Wir kennen Wirkliches und kennen Nichtwirkliches: diese Thatsache schon redet deutlich genug, um verständlich zu machen, daß nicht nur Wirkliches, sondern auch Nichtwirkliches Bewußtseinsbesitz und damit „Gegebenes“ sei; denn „hätten“ wir nicht Das, was wir „Nichtwirkliches“ nennen, so könnten wir es von dem Wirklichen auch nicht unterscheiden und als Besonderes ihm gegenüberstellen. Also nicht nur das „Wirkliche“ ist Gegebenes, sondern dazu gehört in gleicher Weise das „Nichtwirkliche“, weil es auch zum Bewußtseinsbesitz gehört.

Nun dürfen wir sagen: Wissenschaft heißt das Unternehmen, das Gegebene fraglos zu bestimmen, und Erkenntniß heißt das fraglos bestimmte Gegebene.

Greifswald.

Professor Dr. Johannes Rehmke.



## X Zwangsversteigerung.

**S**u den durch Gewohnheit geheiligten Paradoxen gehört das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner im Grundstücksverkehr. Daß man den Boden als Pfandobject verwerthen, sich durch ihn Kredit beschaffen kann, wissen die Meisten. Daß der Boden aber grundsätzlich als nicht geeignet zu absoluter Haftung gewerthet wird, erfahren nur Die, denen sich schmerzhaft am eigenen Leibe zeigt. Nach Recht und Gesetz ist die Hypothek kein dingliches Recht allein. Sie greift auch auf die Persönlichkeit des Schuldners über, von dem gefordert wird, daß er dem Besitzer der Hypothek für jeden Ausfall mit seinem Vermögen hafte. Dieser Grundsatz steht nicht mehr zur Diskussion. Der ganze Hypothekenhandel ruht auf der doppelten Haftung. Man kann aus diesem Fundament keinen Stein entfernen, ohne das auf ihm errichtete Gebäude ins Wanken zu bringen. Die sechzig Milliarden, die der deutsche Boden als Schuldenlast trägt, sind in ihrer Existenz mit dem Dualismus der Sicherung verknüpft. Der Begriff des „persönlichen Schuldners“ ist also aus dem Reich der Hypothek nicht zu beseitigen. Wohl aber läßt sich über die Beschränkung der persönlichen Haftung reden. Der Deutsche Juristentag hat sich in Danzig mit dieser Frage beschäftigt; aber nur geantwortet: Non liquet. Das „bedeutsame“, doch „gesetzgeberisch überaus schwierige Problem“, hieß es, „sei noch nicht völlig spruchreif.“ Schon die Aenderung eines einzigen Paragraphen im Bürgerlichen Gesetzbuch würde aber genügen, die Willkür aus dem Hypothekenrecht zu bannen. Der Paragraph müßte lauten: „Ist das Grundstück zu einem Gebot zugeschlagen, das in auffälligem Mißverhältniß zum Werth steht, so kann der persönliche Schuldner die Befriedigung des Gläubigers wegen eines Ausfalls bei der Zwangsversteigerung so weit verweigern, wie er dadurch geschädigt ist, daß der Gläubiger durch den Zuschlag einen unverhältnißmäßigen Vermögensvorteil erlangt hat.“ Das Elend des Hypothekenschuldners ist bedingt durch die Abhängigkeit von der Willkür des Gläubigers, der, im Fall der Zwangsversteigerung, das Recht hat, das Grundstück zu einem Mindestpreis (in dem nur die Gerichtskosten und Rückstände an öffentlichen Abgaben enthalten zu sein brauchen) zu erwerben und sich für den durch sein eigenes Verhalten entstandenen Ausfall am Schuldner schadlos zu halten. Das ist ein höchst unbilliger Brauch. Den versammelten Juristen wurde ein Fall aus der Praxis vorgeführt. Bei einem Gut von 1½ Millionen Mark Werth erwarb der erste Hypothekengläubiger, der einen Anspruch von einer Million Mark hatte, das Grundstück für 30000 Mark und setzte eine Forderung von 970000 Mark gegen den Schuldner durch. Man denke: der Gläubiger hat selbst eine Million Mark als Hypothek gegeben, bewerthet aber das Object nicht höher als mit 30000 Mark. Vor solcher Willkür schwindet der Begriff der Grundstücke und die Hypothek wird Unsinn. Der Gläubiger bekommt ein Gut, das 1½ Millionen werth ist, für 30000 Mark;



denn der Schuldner muß ihm die Hypothek fast voll zurückzahlen. Der „Profit“ beläuft sich also auf 1,44 Millionen Mark, während, bei regulärer Ausbietung der Ersten Hypothek, „nur“ der Ueberschuß des Grundstückwerthes als Plus erzielt worden wäre.

Es wäre ein Wunder, wenn sich aus solchen Möglichkeiten nicht mit der Zeit lukrative Gewerbe entwickelt hätten. Warum soll ein „fluger“ Mann nicht die Chancen des Gesetzes ausnützen? Das „Deutsche Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung“ vom März 1897 regelt die Formalien, während das Bürgerliche Gesetzbuch das materielle Recht der Hypothek umfaßt. In der Werthung des Schuldners ergänzen die beiden Gesetze einander. Das Zwangsversteigerungsgesetz bestimmt: „Bei der Versteigerung wird nur ein solches Gebot zugelassen, durch welches die dem Anspruch des Gläubigers vorgehenden Rechte sowie die aus dem Versteigerungserlös zu entnehmenden Kosten des Verfahrens gedeckt werden.“ Das ist das „geringste Gebot“, dessen Chancen sichtbar sind. Gibt es mehr als eine Hypothek, so muß, falls das Grundstück zur Subhastation kommt, der an zweiter oder dritter Stelle stehende Hypothekengläubiger die ihm vorangehenden Darlehen ausbieten, wenn er seine eigene Hypothek retten will. Sonst verliert er den Anspruch auf das Grundstück und ihm bleibt nur die persönliche Haftung des Schuldners. Die kann von weitreichender Bedeutung für Personen sein, die an dem Grundstück nicht betheiligt sind, wohl aber andere Forderungen an den Schuldner haben. Ist er in Konkurs gerathen, so werden die ausgefallenen Hypotheken zur Masse angemeldet und verringern die Quote der übrigen Gläubiger. Das widerspricht dem Wesen des Immobiliarkredites, ist aber nicht zu hindern; denn das Gesetz und die nothwendige Rücksicht auf die Integrität der den deutschen Boden drückenden Beleihungen bilden einen sicheren Schutz des Systems. Die Benachtheiligung des Schuldners wird nur erkennbar, wo das Gebot des Gläubigers in einem starken Mißverhältniß zum Werth des Grundstücks und zur Hypothek steht. Das heißt: die wirklich drastischen Fälle findet man meist da, wo nur eine Hypothek in Frage kommt. Auch dem Gläubiger kanns dabei einmal schlecht gehen. In Berlin kam ein Grundstück im Werth von 500 000 Mark zur Subhastation; der Antrag war von der Inhaberin der ersten und einzigen Hypothek im Betrag von 300 000 Mark gestellt worden. Die Gläubigerin, die nicht in Berlin wohnte, hatte den Zug verpaßt und konnte deshalb nicht rechtzeitig zum Versteigerungstermin erscheinen. Was geschah? Das Grundstück wurde dem zufällig anwesenden Agenten einer angesehenen Terraingesellschaft für 15 000 Mark zugeschlagen. Das Gesetz schreibt vor, daß zwischen Zuschlag und Schluß der Versteigerung der Zeitraum einer Stunde liegen muß. Nur diese Frist schützt den Gläubiger. Eine Nichtigkeitsbeschwerde giebt's in solchem Fall nicht. Die Grundstücksgesellschaft erwarb also ein Objekt, das 500 000 Mark werth war, für 15 000 Mark. Die Hypothek von 300 000 Mark war glatt verloren (die Gesellschaft, die Käuferin des Grundstücks,



hat sich, da die Sache viel Staub aufwirbelte, entschlossen, die um ihre Hypothek gekommene Gläubigerin zu entschädigen) und der Schuldner blieb für den vollen Betrag verpflichtet. Diese Konsequenz des Vorganges blieb damals unbeachtet. Man trat nur für die Besitzerin der Hypothek mitleidig ein, kümmerte sich aber nicht um das Schicksal des noch schlimmer getroffenen Schuldners. Zwei Existenzen wurden wirthschaftlich schwer geschädigt, ohne daß gegen das Gesetz verstoßen wurde. Der Richter durfte gar nicht anders entscheiden; er mochte selbst wohl diesen Zwang bedauern. Und die Terraingesellschaft konnte sich schließlich noch mit ihrer Humanität brüsten; denn sie war nicht verpflichtet, für die ausgefallene Hypothek eine Entschädigung zu leisten.

Oft genug kann man ein werthvolles Grundstück bei der Zwangsversteigerung billig einhandeln, wenn man nur dafür sorgt, daß kein anderer Bieter da ist. Zwar giebt es im Gesetz eine Vorschrift, die das dolose Ausschalten von Mitbiethern bestraft; aber der Paragraph lebt im Verborgenen; er ist ein Ueberbleibsel aus dem alten Preussischen Strafgesetzbuch und lautet: „Wer Andere vom Mitbieten oder Weiterbieten bei den von öffentlichen Behörden vorgenommenen Versteigerungen durch Gewalt oder Drohung oder durch Zusicherung eines Vortheils abhält, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Thalern oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft.“ Daß dieser Paragraph 270 des Preussischen Strafgesetzbuches je angewendet worden sei, ist wenigstens für den Bereich des Immobiliarkredits, kaum nachzuweisen. Er käme in Betracht, wenn mehrere Hypothekengläubiger da sind, die das Grundstück (Jeder für sich) erwerben wollen und dadurch einem Hauptinteressenten ins Gehege kommen. Ich nehme an, es gebe drei Hypotheken und der Besitzer der ersten wolle das Object erwerben, wisse aber, daß auch der zweite und dritte Gläubiger darauf reflektiren. Er setzt sich mit Beiden in Verbindung, um ihnen die Forderungen abzukaufen. Das geht nicht so einfach; das Grundstück hat gewisse Reize, die auf die anderen Reflektanten stark wirken. Nach langem Zureden gelingt es, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Sie lassen sich also ihre Hypotheken auszahlen und treten zurück. Verstößt solcher Handel gegen den Paragraphen 270? Nein; denn der erste Gläubiger hat den Konsorten keinen „Vortheil zugesichert“, sondern ihnen einfach ihre Hypotheken abgekauft. Ein glattes Geschäft, gegen das sich nichts einwenden läßt, das aber den Schuldner schädigt. Die Forderung des zweiten und dritten Hypothekengläubigers gegen ihn bleibt bestehen. Der Erwerber dieser Ansprüche kann den vollen Betrag, den er dafür gezahlt hat, einflagen oder ihn zur Konkursmasse anmelden. Denn zwei Hypotheken sind formell in der Zwangsversteigerung ausgefallen. Ist das ersteigerte Grundstück werthvoll und gelingt dem Erwerber ein vortheilhafter Verkauf, so kann er, statt des Verlustes, den er im Konkurs des Schuldners geltend macht, einen ansehnlichen Gewinn erzielt haben und doch mit seiner Forderung die Masse weiter belasten. In allen Fällen bleibt der Schuldner das Karnickel, dem das Fell über die



Ohren gezogen wird. Vielleicht gab es Kauflustige, die bereit waren, sämtliche Hypotheken auszubieten; sie wurden aber durch den Hinweis abgeschreckt, daß der Zuschlag nicht unter einer bestimmten hohen Summe erfolgen solle. Kommt schließlich zur Versteigerung, so wird dem Hauptbieter, trotz seiner niedrigen Offerte, das Grundstück zugeschlagen. Der Schuldner aber sitzt in der Zinte, weil die Mitbieter künstlich ferngehalten wurden. Weder mit Gewalt noch mit Drohung oder Zusicherung von Vortheilen; nur durch die Vorpiegelung falscher Thatfachen. Die sind „frei“, da Paragraph 270 nur die erwähnten drei Motive kennt. So veraltet ist manche Gesetzesbestimmung.

Daß der Hypothekenschuldner ein halbhonisches Dasein führe, läßt sich nach Alledem nicht behaupten. Und der Wunsch, ihn wenigstens der größten Ausbeutung zu entziehen, ist gewiß nicht vermessend. Niemand verlangt, daß die persönliche Haftung beschränkt werde. Nur soll sie nicht eine Brutalisierung ermöglichen. Was zur Vertheidigung des geltenden Zustandes gesagt wird, ist unhaltbar. Freiherr von Pechmann, der Direktor der Bayerischen Handelsbank,\*) meint, daß ein Verfahren der geschilderten Art gegen den Schuldner „absolut ausgeschlossen, zum Mindesten aber höchst unanständig und verwerflich sei“. Die Gerichte hätten keinen Grund, einen so unerhörten Mißbrauch des Rechtes und eine solche „bodenlose Niedertracht“ juristisch zu schützen. Die starken Ausdrücke helfen aber nicht über die Thatfache hinweg, daß die „bodenlose Niedertracht“ unter dem Schutz des Gesetzes steht. Den Hypothekenbanken mögen solche Erscheinungen Bilder aus einer fremden Welt sein. Keinem anständigen Institut wird einfallen, sich an den Schuldner zu halten, wenn es volle Befriedigung seiner Ansprüche aus dem Pfandobjekt findet. Aber die Hypothekenbanken haben nicht mehr als den sechsten Theil aller Hypotheken im Besitz, können also nur für ihren Bereich die anständige Behandlung des Schuldners verbürgen. Deshalb dürfen ihre Wünsche nach Erhaltung des heutigen Zustandes nicht den Ausschlag geben. Und man schätzt die Lebenskraft des Hypothekarkredites wohl zu gering, wenn man glaubt, er könne die Beseitigung eines argen Mißstandes nicht überdauern. Man brauchte nur die Sagen, die für die Beleihung der Grundstücke maßgebend sind, auch für die Subhastation wirksam zu machen: und das Problem wäre gelöst. Nur um die Beseitigung der Mißbrauchsmöglichkeit handelt es sich. Denn daß ein Geschäftsmann die Chancen, die das Gesetz ihm bietet, ohne langwierige Skrupel ausnützt, ist nicht nur sein Recht, sondern, beim rechten Licht besehen, sogar seine Unternehmerpflicht und verdient deshalb keinen Tadel. Ladon.

---

\*) Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank wünscht, festgestellt zu sehen, daß auch bei ihr die Summe der Amortisation-Hypotheken den Betrag der anderen Darlehen übersteigt. Im Jahr 1909 waren es, bei einem Gesamtbestand von 1031047000 Mark, 679,85 Millionen oder 66 Prozent.





Berlin, den 22. Oktober 1910.

## X Memento.

Unter dem Ministerium der Neuen Aera hebt der Boden. Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der Präsident, kränfelt und kann sich kaum noch ernsthaft um Staatsgeschäfte kümmern. Schleinitz sehnt sich aus dem Drang des Auswärtigen in die behagliche Stille des Hausministeriums. Die altliberalen Kollegen, die Batow, Schwerin, Auerwald, Bethmann-Hollweg, haben den bestimmenden Einfluß auf ihre Partei, die im Abgeordnetenhaus herrscht, verloren, wagen sich kaum noch zu rühren und scheinen, in thatloser Resignation, auf ein Wunder zu warten. Gescheite Männer von bestem Willen, doch ohne die dem Regierenden unentbehrliche Entschlußfähigkeit. Sie raffen sich auch nicht zum Widerstand auf, als Vinckes Gefolgschaft das durch den Reformplan erhöhte Heeresbudget nur „als Provisorium“ annimmt und die Herabsetzung der Dienstzeit fordert. In der Flugschrift, die, unter dem Titel „Was uns noch retten kann“, die Wünsche der Demokratie durchs Adlerland ruft, nennt Twisten den Chef des Militärkabinetts, Freiherrn Edwin von Manteuffel, „einen unheilvollen Mann an unheilvoller Stelle“. Die Folge ist ein Duell, in dem Manteuffel den Beleidiger verwundet. Ein Wuthschrei geht von der Hauptstadt durch die Provinzen. Naht uns die Sintfluth? Soll die Stärkung der Wehrmacht gehindert, alles aus Preußens größter Zeit Ueberlieferte weggeschwenmt und die Masse morgen zur Herrin des Staatsschicksals erhöht werden? Das Ministerium findet kein zündendes Wort noch gar die Kraft zu einer That, die aus Nebeln ins Helle führen könnte. Dem König, der geglaubt hat, liberale Minister müßten einer liberalen



Kammermehrheit leicht ihren Willen aufzwingen, schwindet die letzte Hoffnung. An Roon, seinen Kriegsminister und Vertrauensmann, schreibt er: „Daß der Verlauf dieser Woche das Maß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag in seiner letzten Stunde dieß Maß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p. Twesten jun. gemacht, den er verwundete, während er unverletzt blieb. In diesem Moment Manteuffels Dienste zu entbehren, der Triumph der Demokratie, ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dieß Ereigniß in meiner aller-nächsten Umgebung machen muß: Das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin! Wilhelm.“ Er fühlt sich völlig verlassen und kann sich dennoch nicht entschließen, die Männer wegzuschicken, die sein Vertrauen enttäuscht haben. Die wollen auch nicht gehen. Sie halten, schreibt Roon an Berthess, „ihren Rücktritt für verderblich und ihren Verlust für unerseßlich. Dagegen wollen sie den König und den Staat in bester Absicht (Das heißt: in blinder Verehrung der konstitutionellen Doktrin) unpreußisch machen und mit vollen Segeln fortfahren, auf ein parlamentarisches Regiment loszusteuern. Wohl wäre es vielleicht besser, könnte ihr (bei dieser Tendenz, wie ich meine, durchaus nöthiges) Abtreten bis nach den Wahlen verschoben werden, um ihnen die Gloriole des politischen Märtyrertumes nicht unbedient zu vindiziren; allein die Verhältnisse liegen nicht so, daß man Das, was vielleicht heute schon geschehen kann, unbedenklich um einige Monate aufschieben darf. Sollen und müssen sie fort, weil ihr Verbleiben nach preußisch-konservativer Auffassung verderblich sein würde, so müssen sie fort, sobald es eben geht. Nach meinem Ermessen giebt es für Preußen nichts Schlimmeres als sein Aufgehen in den doktrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neu gestärkt hervorgehen; in der Kloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen. Halten Sie mich nicht für fanatisch! Ich kenne mein Terrain und die darauf handelnden Personen; weiß, wie schwer Entschlüsse gefaßt werden, namentlich, wenn sie das Bekenntniß eines vorangegangenen Irrthums in sich schließen. Ich will keinen sogenannten Systemwechsel, sondern lediglich die Verleugnung der liberalen In-



terpretation des Novemberprogrammes (von 1858). In einer konservativen Auffassung dieses Programmes bin ich ins Amt getreten; ich kann, will und muß daran festhalten, aber auch wünschen und wirken, daß diese Auffassung, welche die des Königs ist (und weil sie es ist), zur offiziellen Geltung und Anerkennung gelange. Sollte das offene Bekenntniss dazu uns nicht vor rothen Wahlen schützen, woran ich noch nicht verzweifle: so mag der daran sich knüpfende Existenzkampf gekämpft werden. Ich vertraue, daß er zum siegreichen Ende und damit zur Genesung und Gesundheit zurückführen wird, und zwar nicht durch reaktionäre Recepte, sondern durch eine ehrliche, offene und muthige Anwendung der verfassungsmäßigen Mittel. Daß aber ein muthiges und entschlossenes Regiren bei der maßgebenden Person möglich ist, hat die Reorganisation bewiesen. Auf die Wahl der Personen kommt jetzt Alles an. Dem Muthigen gehört die Welt.“

Als Klemens Perthes in Bonn diesen Brief las, hatte auch die dem Kriegsminister nächste Partei schon gesprochen. „Die Legislaturperiode naht ihrem Ende und die Neuwahlen, denen wir entgegengehen, fallen diesmal besonders schwer in das Gewicht. Die nächste Session muß eine Entscheidung bringen, die auf längere Zeit den Charakter und das Schicksal unseres Vaterlandes bestimmen wird. Ob persönliches Königthum, ob parlamentarisches Regiment; ob Stärkung und Steigerung der preußischen Armee sowohl numerisch als im monarchischen Sinn, ob deren Einfügung in die constitutionelle Schablone und das industrielle Rechenexempel; ob kirchliche Ehe, kirchliche Schule, christliche Kirche, christlicher Staat, ob Civilehe, Beseitigung der Schulregulative, Dissidentenklub und jüdische Richter; ob Schutz der ehrlichen Arbeit, jedes Besizes, Rechtes und Standes, ob ausschließliche Herrschaft und Werthachtung des Geldkapitals; ob Bewahrung der bisherigen Fundamente und Hauptfactoren des preußischen Staatswesens und der preußischen Verfassung, ob Beseitigung des Herrenhauses, Etablirung eines selbständigen, allein mächtigen Volkshauses und Umformung unserer Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassung nach französisch-demokratischem Muster; ob Einigkeit unseres deutschen Vaterlandes in der Einigung seiner Fürsten und Völker, ob revolutionäre und verbrecherische Einheitversuche und Bürgerkrieg; ob Heilighaltung des Staats- und Völkerrechtes, ob Staatsräuberei und Nationalitäten-



schwindel: Das sind Fragen, deren endliche Formulierung und Entscheidung schwerlich noch lange vertagt werden kann. An die große Schaar des christlich und königlich gesinnten Volkes richten wir die dringende Aufforderung und Bitte, alle ihre Kräfte und ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um den im preußischen Volk noch lebenden guten Geist auch zum verfassungsmäßigen Ausdruck zu bringen. Die Gegensätze des Augenblickes sind so breit und scharf, daß daneben die feineren Nuancirungen im Schoß der königlich gesinnten Partei von selbst in den Hintergrund treten und daß es auch eines spezieller formulirten sogenannten Wahlprogrammes kaum bedarf. Nur um der Verleumdung zu begegnen, sprechen wir noch ausdrücklich aus, daß uns nichts ferner liegen kann, als die Verbesserungsfähigkeit und selbst Verbesserungsbedürftigkeit einzelner unserer Institutionen in Abrede stellen oder gar durch Beseitigung der Verfassung in den bureaukratischen Absolutismus einlenken zu wollen. Der Boden, auf dem wir stehen, ist die Autonomie und Selbstregierung der Gemeinden und Korporationen; aber freilich eine solche, die nicht den ‚Staatsbürger‘, sondern den ‚Unterthan‘, zum Ausgangspunkt hat. Mögen Alle, die es angeht, den Ernst und die Bedeutung der Zeit recht erkennen und mögen sie mit gewissenhaftem Eifer, ohne umzuschauen, Hand anlegen, unsere Gesinnung auch durch die That zu bewähren. Wenn Jeder seine Schuldigkeit thut, dann haben wir nichts zu fürchten; doch wenn wir uns selbst verleugnen und verlassen, dann wird man auch von anderer Seite das Todesurtheil über uns sprechen.“ Unter diesem Aufruf steht ein Duzend guter Edelmannsnamen. In geheim zu haltenden Rundschreiben wird empfohlen, alle erlangbaren Kräfte für die Agitation aufzubieten; die Handwerker müssen der konservativen Sache verpflichtet, die Bauern von der Solidarität aller Grundbesitzerinteressen überzeugt werden und auch in den Städten die Besitzenden erkennen lernen, daß hinter dem Irrlicht des Liberalismus die Gefahr der Revolution lauert. „Was ist die Revolution?“ Friedrich Julius Stahl, dessen Name nun gleich hinter dem Eberhard's Stolberg unter dem Wahlauf Ruf steht, hat vor ein paar Jahren die Frage öffentlich beantwortet. „Die Revolution ist nicht ein einmaliger Akt; sie ist ein fortdauernder Zustand, eine neue Ordnung der Dinge. Empörung, Vertreibung der Dynastie, Umsturz der Verfassung hat es zu allen Zeiten gegeben. Die Revolution aber ist die eigenthümliche weltgeschichtliche Sig-



natur unseres Zeitalters. Revolution ist die Gründung des ganzen öffentlichen Zustandes auf den Willen des Menschen statt auf Gottes Ordnung und Fügung: daß alle Obrigkeit und Gewalt nicht von Gott sei, sondern von den Menschen, vom Volk; und daß der ganze gesellschaftliche Zustand zu seinem Ziel nicht die Handhabung der heiligen Gebote Gottes und die Erfüllung seines Weltplanes habe, sondern allein die Befriedigung und das willkürliche Gebahren der Menschen. Dieß ist das innerste Centrum, aus welchem sich das ganze System der Revolution heraus entfaltet.“ Fast alle Forderungen des Liberalismus werden von dem Geheimen Justizrath und Professor der Rechte revolutionär genannt: nicht nur privilegienlose Gleichheit, Entwerthung aller erworbenen Ständerechte, Volkssouveraineté, sondern auch Theilbarkeit des Grundeigenthums, Lehr- und Gewerbefreiheit, Abschaffung der Todesstrafe, Trennung der Kirche vom Staat. Besonders verderblich sei, daß die Neuerer denken und sprechen: „Wir lassen die Vertheilung der Staaten nicht gelten, die Gott gefügt. Wir wollen nicht zugeben, daß er die Völker verbinde und zertheile und ein Volk dem anderen unterthan mache nach seinem Rathschluß und seinen Strafgerichten. Sondern wir wollen alle diese Fügungen aufheben und das Siegel des Rechtes, unter das er sie beschloß, erbrechen und wollen alle Völker in ihren ursprünglichen Zustand wieder herstellen, daß Alles sei wie von Anbeginn durch unsere Macht und unsere Weisheit. Dieß ist der Kern in allen Forderungen der Revolution. Ihr letzter Schritt ist deshalb nothwendig die Aufhebung des Eigenthums, der Kommunismus. Sie läßt den ganzen Sündenschlamm der Volksleidenschaft, den die obrigkeitliche Macht in der Tiefe niederhalten soll, zur Höhe der Gewalt emporsteigen. Ihr Ursprung ist in der Denkart, die man jetzt durch den Ausdruck Rationalismus bezeichnet und die man die Emanzipation des Menschen von Gott nennen könnte. In seinen Anfängen ist der Rationalismus mit dem Glauben an Gott und das Christenthum noch verträglich. Aber in seiner reifen Frucht erscheint er als Das, was er schon in seinem Samen war: als die Selbstvergötterung des Menschen. Der Mensch stößt in seinem Herzen Gott vom Thron und setzt sich selbst auf dessen Stuhl. Das ist die Urumwälzung. Rationalismus und Revolution sind die reine, scharfe Herausstellung des bösen Prinzips; sie bilden eine bestimmte (vielleicht die letzte) Stufe in der Entwicklung des Kampfes zwischen



den Geistern des Lichtes und den Geistern der Finsterniß. Sie sind vielleicht der Anfang des Endes, die Zeichen des Eintrittes in die apokalyptische Zeit.“ Die Frage mahrender Katholiken, ob die Reformation nicht als das Vorbild der Revolution, als der Anfang (das Principium) des Rationalismus anzusehen sei, wird verneint; den Fragern aber zugerufen: „In dieser Zeit, da die ganze Kirche um ihr Dasein zu kämpfen hat, wollen wir die Bande der Anerkennung und der Gemeinschaft pflegen und die Sehnsucht nach der Einheit und Allgemeinheit, die freilich nicht Menschen-Dichten und Veranstellen, sondern nur Gottes wunderbare Dazwischenkunft wirken kann.“ Das ist der Wille, ist das Bekenntniß der Evangelisch-Konservativen. Ihr Gott, den sie doch allmächtig glauben, kann seinen Weltplan gegen den Geist der Finsterniß, der ein absolutes Menschenrecht heischt, nicht durchsetzen, den Eintritt in die apokalyptische Zeit nicht hindern. Der bedrängten Allmacht zu helfen, müssen aus beiden Kirchen die frommen Christen unter einer Fahne sich zum Heer schaaren.

Gegen solches Programm, dessen Nebelmystik ein Besitzrecht heiligen soll, kann der Sieg nicht schwer werden. Als Herr von Bismarck-Schönhausen von Frankfurt nach Petersburg versetzt werden sollte, hatte er zu dem Regenten gesagt: „Eure Königliche Hoheit haben im ganzen Ministerium keine einzige staatsmännische Kapazität; nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.“ Inzwischen war er von dem Fürsten von Hohenzollern und von Rudolf Auerwald fürs Auswärtige vorgeschlagen, doch von dem Regenten, der, unter Augustens Einfluß, die Auffassung des Freiherrn von Schleiniß seinem Staat nützlicher fand, abgelehnt worden. Die Mittelmäßigkeit regirt weiter; denn Roon, der für Bonin eingetreten ist, kann allein unter den Zaghaften nichts ausrichten. „Ich stehe allein, ganz allein“, schreibt er an Bismarck. Der König will den alten Preußenbrauch feierlicher Erbhuldigung erneuen; hört aber von seinen Ministern, daß die Verfassung solche Ceremonien nicht gestatte. Roons Soldatenherz brüllt zornig auf. „Der König kann nicht nachgeben, ohne sich und die Krone für immer zu ruiniren. Die Mehrzahl der Minister kann es eben so wenig; sie würden sich die unmoralischen Bäuche aufschlißen, sich politisch vernichten. Bis jetzt haben ich und Edwin Manteuffel mit Mühe verhindert, daß der König sich beuge. Er würde es thun, wenn ich dazu rieth; aber ich hoffe zu Gott, daß er meine Zunge lähme, be-



vor sie zustimmt. Edwin geht heute auf die Festung (Magdeburg; wegen des Duells mit Twesten). Gestern endlich hat mir der König erlaubt, mich für ihn nach anderen Ministern umzusehen. Er ist der trostlosen Ansicht, er fände, außer bei Stahl & Co., keine Männer, die die Huldigung mit Eidesleistung für zulässig erachten. Ich frage nun, ob Sie die althergebrachte Erbhuldigung für ein Attentat gegen die Verfassung halten. Treten Sie meiner Ansicht bei und meinen Sie, daß es ein doktrinärer Schwindel, eine Folge politischer Engagements und politischer Parteistellung sei, wenn die lieben Gespielen sich nicht in der Lage zu befinden glauben, so werden Sie auch nicht Anstand nehmen, in den Rath des Königs einzutreten und die Huldigungsfrage in korrekter Weise zu lösen. Es kommt darauf an, den König zu überzeugen, daß er ohne affichirten Systemwechsel ein Ministerium finden kann, wie er es braucht. Es ist eine trostlose Lage! Der König leidet entsetzlich. Die Nächsten aus seiner Familie sind gegen ihn und rathen zu einem faulen Frieden. Gott verhüte, daß er nachgiebt! Thäte er es, so steuerten wir mit vollen Segeln in das Schlamm-See des parlamentarischen Regimentes.“ Bismarck, der in Petersburg von Urlaubsruhe, Wiedervereinigung mit Frau und Kindern und von jungen Auerhühnern träumt, fühlt sofort, daß für eine Ministerkrisis ein stärker als der Huldigungsstreit einleuchtender Anlaß gewählt werden müßte. „Es ist mir rechtlich gar nicht zweifelhaft, daß der König in keinen Widerstreit mit der Verfassung tritt, wenn er die Huldigung in herkömmlicher Form annimmt. Ich sehe die Weigerung der anderen Partei und die Wichtigkeit, welche sie auf Verhütung des Huldigungaktes legt, als doktrinäre Verbissenheit an. Nur durch eine Schwenkung in unserer ‚außwärtigen‘ Haltung kann, wie ich glaube, die Stellung der Krone im Inneren von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. Die Pression der Dämpfe im Inneren muß ziemlich hoch gespannt sein; sonst ist es gar nicht verständlich, wie das öffentliche Leben bei uns von Lappalien wie Stieber, Schwarz, Macdonald, Pakke, Twesten und Dergleichen so aufgereggt werden konnte; und im Ausland wird man nicht begreifen, wie die Huldigungsfrage das Kabinet sprengen konnte. Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregirung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß



bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Antheil an diesem Stolpern über Zwirnsträden; seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt und sie sucht die Nahrung in den Gassen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärtig Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht. Wegen der Wahlen ist es schade, daß der Bruch sich gerade so gestaltet; die gut königliche Masse der Wähler wird den Streit über die Hulldigung nicht verstehen und die Demokratie ihn entstellen. Ich glaube nicht an gute Wahlen für diesmal, obschon gerade die Hulldigungen dem König manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung, nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität, ist ein sehr heilsames Mittel; vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen. Von der Gesamtregierung verspreche ich mir keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird, an denen wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen.“ Noch wird die Krisis vermieden. Wilhelm beugt sich vor dem Rath, der statt der Erbhulldigung die Krönung empfiehlt, und zwingt Roon, in dem Ministerium zu bleiben (wo nur Schleinitz, der „Mignon“, durch Bernstorff ersetzt wird). „Schleinitz, unterstützt von der Königin Augusta und der Großfürstin Helene, hat obgesiegt mit Hilfe der wieder aufgenommenen Krönungsidee, für welche die Mäntel schon im Februar bestellt worden waren. Der schlecht maskirte Rückzug wurde nun angetreten und die fast fertige Ministerliste ad acta gelegt. Das größte Unglück in dieser misère ist die Mattigkeit und Abgespanntheit unseres Königs. Er ist mehr als je in der Botmäßigkeit der Königin und ihrer Gehilfen. Wird er nicht körperlich wieder frischer, so ist Alles verloren. In dem Prozeß der allgemeinen Zersetzung vermag ich nur noch einen widerstandsfähigen Organismus zu erkennen: die Armee. Sie unverfälscht zu erhalten: Das ist die Aufgabe, die ich noch für



lösbar erachte; aber freilich nur noch auf einige Zeit. Auch das Heer wird verpestet werden, wenn es nicht zu Thaten kommt. „In Baden-Baden merkt Bismarck (zwei Tage vor dem Attentat des Studenten Oskar Becker), daß der König noch immer fürchtet, durch sichtbaren Verkehr mit dem als leichtfertig und gewaltthätig Verschrienen in den Geruch reaktionären Wollens zu gerathen; und freut sich der Gesandtenfreiheit. „Umziehen, Streiten, Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspektive, bei der ich schon heute Heimweh nach Petersburg oder Reinfeld habe. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein; aber wenn in vierzehn Tagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Mutter wäre, so würde ich mir einen Entensteiß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.“ Das hat er an Roon geschrieben. Jetzt weiß er, daß er noch nicht nach Berlin braucht. Da hat die Stimmung sich nicht gebessert. Der Rückzug, das Krönungsmanifest des Königs ist in der Kreuzzeitung schroff getadelt worden; die königsberger Rede, die Betonung, daß der König die Krone nur von Gott habe, ärgert die Demokraten und drängt auch die Altliberalen aus sanfter Gelassenheit. „Weniger Steuern und mehr Volksrechte!“ Bis in die Wahlaufäufe der gestern noch ministeriellen Partei klingt die werbende Losung. Sie führt zum Triumph: die Konservativen retten nur vierundzwanzig Mandate und müssen ihre Stammsitze den Männern der neuen Fortschrittspartei und deren bedächtigeren Nachbarn räumen. Was Roon vor dem Wahltag an den König schrieb, ist als wahr erwiesen: „Eine ministerielle Partei gibt es nicht, kann es auch nicht geben, denn es ist dem Ministerium bis jetzt noch nicht gelungen, ein klares und unzweideutiges Programm auszusprechen. Die Fahne des Ministeriums schillert in wechselnden Farben, leider zum großen Nachtheil des Landes. Die Halbheit wird in Preußen zur Staatsraison!“ Schon damals hat der Furchtlose seinem Herrn zugerufen: „Der König kann nicht abtreten, das Ministerium kann es.“ Nach der Niederlage (die auch ihm den Abgeordneten Sitz nahm) erklärt er, während die Schwerin und Genossen mit dem übermüthigen Sieger zu paktiren trachten, die Forderung zweijähriger Dienstzeit für unannehmbar; und erzwingt damit die Scheidung der Geister. Der Antrag Hagen, der die Durchführung der Heeresreform vereiteln soll, wird angenommen. Auflösung des Abgeordnetenhauses. Ersatz der liberalen durch kon-



servative Minister. Neue Wahl. Neue Niederlage. Fortschrittspartei und linkes Centrum herrschen im Haus. Am dreiundzwanzigsten September 1862 werden die Gesamtkosten der Reform aus dem Budget gestrichen. Hohn begräbt Wilhelms Plan. Hohenlohe, Von der Heydt, Bernstorff erbitten und erhalten den Abschied. Und Herrn von Bismarck wird das Ministerpräsidium anvertraut.

Im Vollgefühl seiner Kraft darf der neue Mann versöhnlich scheinen. Er bittet die Führer der Altliberalen zu sich, sagt ihnen, was er zunächst wolle, und fordert sie auf, ein paar Vertrauensmänner in sein Kabinet zu schicken. Nein. Wenn wir, spricht Simson, nicht die Bewilligung zweijähriger Dienstzeit mitbringen, sind wir als Minister nur Offiziere ohne Soldaten. Zum zweiten Mal versäumt der Liberalismus die Gelegenheit zur Mitwirkung am Staatsgeschäft. Wilhelm, des Regenten, erste Thronrede hatte keinen Zweifel darüber gelassen, daß er die Partei, die dem Plan seiner Heeresorganisation zustimmen würde, zur Regierung heranziehen wolle. „Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen, die bürgerlichen wie die militärischen Gesamtinteressen gleichmäßig umfassenden Vorlage Ihre vorurtheilfreie Prüfung und Beistimmung. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm, für die Größe und Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden.“ Mit so freundlichem Ernst mahnte er; und warb um das Vertrauen des Landes in seine redliche Absicht. Otto Manteuffel, der bis zur Einsetzung der Regentschaft Ministerpräsident gewesen war, sprach im Januar 1860 zu den Standesgenossen: „Wenn die Liberalen jetzt klug sind, ist ihnen für lange Jahre die Macht sicher.“ Sie waren nicht klug. Wollten, was in dieser Stunde noch nicht zu haben war. Und waren im Herbst 1862 nicht klüger geworden; wollten just wieder das Unerreichbare und hätten, weil an der Möblirung ihnen Manches mißfiel, am Liebsten den Rothen Hahn auf Hausdach gesetzt. Dem Staat hat's nicht ernstlich geschadet. Der Mann, der zur Geschäftsleitung berufen war, hatte wollen gelernt; wußte, daß Reiche, deren Grenzen das Schwert noch zu weiten hat, nicht in allen Theilen wohnlich sein, nicht jede bequeme Freiheit gewähren können; und scheute den schwersten Kampf nicht. Als er, gegen den Widerstand der Lärmer, Schleswig-Holstein und den Preußenprimat erobert hatte, ward Ruhe im Land. Doch der Liberalismus hatte die Möglichkeit verpaßt, sich an der Festtafel auch nur das schmalste Plätzchen zu sichern.



## X Bülow-Briefe.

Sieben Bände Bülow-Briefe: ich wollte ablehnen, als ich die kompakte Masse vor mir sah. Aus allen Winkeln froh der seit Jahren wachsende Groll gegen den Moloch des philologischen Großbetriebs und der literarisch-historischen „Forschung“, der jedes Gefühl für Proportion, für die Hygiene unerseßlicher Menschenkraft tötet und die grausamsten Opfer an Auge, Gedächtniß und Lebensfrische heischt.

Noch kam hinzu, daß Hans von Bülow als musikalisches und menschliches Erlebnis ohnegleichen in mir fortlebt, unverblaßt im Gedränge der seit seinem Tode verrauschten Jahre; als innerlichstes Besizthum; als unvergleichlich hoher Maßstab für alle neu nachschaffende Kunst; als Synthese von Menschthum und Musikerthum, auf deren Grunde seine priesterliche Kunstübung emporwuchs. Was wir seitdem erlebt haben: den Einbruch widriger Marktsitten in die Musikpflege, die organisirte Aufzucht musikalischer Mittelmäßigkeit durch Methode und Dressur, das Talent als Heuschreckenmasse, den Genuß der Alltäglichkeit, die Ermüdung des Musiksinns durch Häufung und tausendfache Wiederholung: Das ließ sie nur desto reiner strahlen. Und auf diese Allgegenwart eines Verstorbenen sollten sich nun schwere Gewichte Papier legen, das Erlebnis sollte post festum gerechtfertigt, in tote Historie verwandelt, durch die kleine Münze biographischer Einzelheiten und (zum Theil längst weltbekannter) Anekdoten und Kalauer ernüchtert werden. Aber so ergehts uns heute ja mit Allem, was zum Umkreis allgemeiner Bildung und reiner Menschlichkeit gehört: kaum emporgeblüht und zu unmittelbarer Wirkung gelangt, geht es den Weg des Papiers. Im Interesse der Humanität, die Ihr zu pflegen vorgebt, schränkt, Ihr Philologen, die Veröffentlichung der Papierschnitzel ein, die als unvermeidliches Nebenwerk jedes Menschendasein, ob groß oder klein, begleiten; sie verdecken meist die Aussicht auf den Gesamtsinn des Lebens, auf das Werk; in tausend Varianten wiederholen sie das Eine, das Unvermeidliche, das Allbekannte; häuft diese Parerga in Euren Archiven, durchwühlt sie, durchforscht sie nach den wirklich singulären Fällen menschlichen Schicksals und den ganz verdichteten Formen des Ausdrucks, die als Abkürzung unvergleichlicher Erfahrungen und Erlebnisse in Briefen und Tagebüchern modern, und spendet freigiebiger aus Euren berstenden Zettelsäcken nur, wo es Helden und Propheten gilt, bei denen das Leben zum Werk gehört und jede kleinste Notiz oder Menschlichkeit den Weg ins



Centrum finden hilft. Von wie vielen Dichtern, Künstlern, Musikern ist diese literarhistorische Ausführlichkeit für die Zwecke der allgemeinen Bildung wünschbar und daher erträglich? Aus den letzten Jahren wäre, auf diesem engeren Gebiet, nur eine unsagbar köstliche Veröffentlichung zu nennen: die von Hebbels Tagebüchern und Briefen, die in alle Ewigkeit zu den Schatzkammern menschlicher Weisheit gehören werden. Von hier bis zu den Musiker- und Virtuosenbriefen, selbst den reichsten, ist eine weite Kluft: sie gehen im besten Fall die Musikhistorie an. Virtuosenbriefe gar sind meist entsetzlich belanglos; wo die ewige Melodie grotesker Eitelkeit durch Sachliches und Fachliches verdeckt ist, fehlen die allgemein-menschlichen Reize. Es giebt Ausnahmen, natürlich; Liszt, Joachim, Klara Schumann. Liszt, zum Beispiel, war eine so starke Natur, daß sich auch Reflexe der allgemeinen Kulturbewegung und des Allgemeinmenschlichen in seinen Briefen finden. Aber selten mehr als Reflexe. Er war geistreich und nicht arm an bonmots. Aber ihr literarischer und menschlicher Unschwerth ist am Ende doch gering: er lebte sich spielend, komponierend, lehrend aus. In den Briefen von Joachim und der Klara Schumann (von denen viel Aufhebens gemacht wird) finde ich die landläufige Mischung nüchterner Fachlichkeit und allgemein menschlicher Sentimentalität; das Tragische ihres Lebens, woran es Beiden nicht gefehlt hat, ist im Worte nirgends ins Typische oder auch nur ins wirklich Interessante erhöht. Wie kann Das nur Menschen entgehen, die Sinn für künstlerische Nuance haben? Bei Hans von Bülow vermuthet man von vorn herein etwas ganz Anderes. Er that nichts nebenher, er war in jedem Augenblick ganz er selbst; in jede Geberde, in jedes Wort (seiner Konzertreden), in den unnachahmlichen Rhythmus, sich vor's Klavier zu setzen oder das Orchester zu stellen, in jedes zu Lebzeiten veröffentlichte Manifest, in seine Missionarreisen und Missionarreden, erst für Richard Wagner, dann für Johannes Brahms, in die Art, wie er seine Sympathien und Antipathien zu nationalen und sozialen Fragen und Vorgängen öffentlich kundgab und dann, nachdem er erkannt, in welche seine Ideen verzweigende Gesellschaft er gerathen war (unter die Antisemiten, die Alldeutschen, die Anti-Deutschen, die Kosmopoliten), öffentlich preisgab: in jeden von Bewußtsein erfüllten Moment schlüpfte seine ganze Geistigkeit und seine ganze Energie. Ich habe ihn vor dem Klavier, dem Orchester, im Gespräch, spazierend, im Kaffeehaus, am Kneiptisch (bei Huth, Potsdamerstraße) gesehen, gehört, beobachtet, belauscht: er war immer letzter Ausdruck, ein zur Entladung



drängender Wille, ein zur Mittheilung genöthigter Geist, ein zum Funkeln und Prasseln angelegtes Temperament. Die kleine, überaus fein und sprechend modellirte Gestalt war ganz Rhythmiß und Dynamik; die Augen leuchteten von spähender Gescheitheit: bei Musikern die größte Seltenheit. Alles an Bülow's Erscheinung war zugleich Wesen, dieses aber entlief gewissermaßen immer der Gegenwart, eilte immer der Zukunft entgegen. Die zur äußersten Bestimmtheit im Spiel und beim Tactiren gesteigerte Rhythmiß mußte daher im Wort zur plastischen Abrundung und zum geschliffenen Epigramm werden, wie ja das Wort bei dieser zur fortwährenden Entladung drängenden Natur, bei diesem auf Universalität angelegten Bildungsdrang, bei der Urrichtung seiner Kulturinstinkte auf allseitige Verfeinerung, bei diesem Halbheit und Unklarheit und Scheinwissen hassenden Wahrheitfanatismus früh eine charakteristische Nothwendigkeit werden mußte. Ich weiß also a priori, daß Bülow's Briefverkehr eben so umfangreich wie (menschlich, nicht bloß fachlich und sachlich) interessant, daß er der Art nach von Musikanten- und Virtuosenliteratur verschieden und durch Sprachgewalt und epigrammatische Schärfe belebt gewesen sein muß, und ahne die Reize seines Wort-Impressionismus. Aber sieben Bände! Mußten es sieben Bände sein?

Doch ich beginne, zu lesen. Und lese und lese. Erst sprunghaft. Die nackten Daten und die massenhaften Tageserlebnisse, die der Brief naturgemäß verzeichnet und die besonders den ersten Band beschweren, stören anfangs. Die flügge werdende Musikantenseele ist noch im Handwerklichen befangen und sucht Festigkeit und Baugrund zu gewinnen, indem sie zunächst in Methoden und Traditionen hineinwächst. Aber schon im ersten Band, der über die Entwicklungstürme der frühesten Jugend bis zum ersten Auftreten (und Fiasko) des konzertreife Gewordenen in Wien reicht (1830 bis 1853), tritt die bewegte menschliche, soziale und kulturelle Atmosphäre hervor, die mit Namen und Wesenheit Hansen's von Bülow unauflöslich verknüpft ist. Ganz erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der des Kindes Physiognomie scharfe, individuelle Züge bekommt; wie der feine Gemmenkopf ist auch alles Seelische an ihm früh geschliffen. Die Schriftzüge des Elfjährigen sind schon fabelhaft bestimmt, von Energie gesättigt und mit Raumgefühl gruppirt, und sein Briefstil zeigt embryonal markante bülowische Eigenschaften: er ist, merkwürdig genug, optisch, aus dem Auge, nicht dem Ohre geboren. Der Lyriismus ist abwesend. Es war die Farbe, die in dem späteren Künstlerthum auch später fehlte. Da ist begreiflich, daß die Umgebung sich lange



über Bülow's Lebensberuf täuschen konnte. Ein glänzender, den Durchschnitt weit überfliegender Schüler; für die Humanitäten, das Philologische, das Historische, das Gesellschaftliche, das Feingeistige vorherbestimmt. Der Kreis, in dem er wurzelte, nährte diese Geistesrichtung. Der Vater, der einst bekannte Novellist und Schriftsteller Eduard von Bülow, neigte zur Romantik, war Sied's befreundet, aber politisch Westler, Europäer, jungdeutsch und franzosenfreundlich: ein demokratisirender Aristokrat, wie später der Sohn. Die Mutter Franziska, geborene Stoll, entstammte dem leipziger Patriziat; eine fein differenzirte, musikalische, poetische, religiöse Natur von auffallendem Distanzgefühl; eigenwillig und vom Gefühl beherrscht. Das häusliche Leben von vornehmster Sitte geregelt, von Kulturvorstellungen und Kulturidealen beherrscht; man verkehrt, obwohl in materieller Enge, mit der geistigen und gesellschaftlichen Auslese und hatte natürliche gesellschaftliche Beziehungen zu den hervorragenden Männern der Zeit, wie Mendelssohn, Schumann, Wagner, Liszt, den führenden Gelehrten und Denkern, wie dem tiefsinnigen Gustav Theodor Fechner in Leipzig. Das auffallend begabte Kind kam vielleicht zu früh in den Kulturwirbel; und besonders der Vater hatte, was man den *tïc pédagogique* nennen könnte: er drillte auf thierquälerische Weise des Kindes Gedächtniß, das nicht nur für Tonvorstellungen phänomenal war. Die ganze Erziehung war im besten, vormärzlichen Sinn deutsch: aber zu geistig, zu sehr auf Kopfkultur angelegt; sie hätte, gerade im Hinblick auf Hansens zarten Körper und Anfälligkeit, mehr englisch sein müssen. Sie hat (Das machen die Jugendbriefe deutlich) die dialektische Frühreife Bülow's beschleunigt und den für die Art seiner Interpretation bezeichnenden Gang zur Analyse, das, wie er es später im Gegensatz zu Liszt's Virtuositenthum tadelnd selber nannte, Fragmentarische seines Vortrages, noch befördert. Sie hat nichts gethan, um die früh sichtbare innere Unruhe, das ewig Treibende, alles Verweilen im Augenblick als Energielosigkeit Beargwöhnende in Bülow's Art zu dämpfen. Freilich hat ihn dieser Wesenszug zum Propheten und Missionar ideeller Zukunftswerthe vorherbestimmt, zu dem wirksamsten Werkzeug der großen Kulturbewegung, die mit dem Namen Wagner's verknüpft bleibt, wie viel an seinem Werk schon als veraltet, als von der Zeit bedingt, als Talmi sogar gelten muß. Und hat, wovon jedes Blatt dieses Briefwechsels Zeugniß ablegt, den überhellen Kopf so universalistisch geschult, so nachhaltig aus der bisherigen Enge der Musikantenvorstellung getrieben, daß er berufen war, ganz bewußt und



auf breitester Basis Musik und allgemeines Kulturleben für die deutsche Bildung unauflöslich zu verflechten.

Ich fragte mich, als ich mit wachsendem Antheil die Briefe las, ob es nicht rathsam gewesen wäre, das ungeheure Material in ein paar große Gruppen zu ordnen, um die objektive Lebensleistung Bülow's und die Einheit in seiner fast feuchenden Vielgeschäftigkeit plastisch hervortreten zu lassen. Da waren zuerst die Jahre der Vorbereitung mit ihrer Allgewalt des in den Musikdienst nöthigenden Zwanges, nach dem Gesetz der physiologischen und seelischen Vorherbestimmung; die Art, wie der Zwanzigjährige, die beschwingende Sympathie von Wagner und Liszt im Rücken, die Widerstände des in den Eltern lebenden aristokratischen Vorurtheils überwindet: die Vereinigung von stärkster Zielbewußtheit mit Takt und Pietät wird man stets mit Bewunderung betrachten. Dann kommt gleich das Hauptstück: das opferreiche, am Mark zehrende Vorkämpferthum für Richard Wagner, das Bülow's Leben ausfüllt, bis durch Cosima's Uebergang zum Meister der Bruch herbeigeführt wird und seinem Dasein jeden Sinn zu nehmen droht. Mitten im heiligsten Kultus tritt die Katastrophe ein (1869). Bülow kämpft eben noch um Wagners Ruhm mit Gigantenenergie als Hofkapellmeister in München, er hat sein Pianistenthum JHM zu Liebe einrosten lassen, er hat auf den einzigen Weg, für sich und seine Kinder wirthschaftliche Unabhängigkeit zu erlangen, verzichtet, er zehrt in übermenschlichem Agitatoreifer seine Kräfte auf, er empfindet diesen Opferdienst nicht als Fron, sondern als Gnade: da trifft den stets Gerüsteten der Schlag und wirft ihn aus der Bahn. Die Briefe, die in diesen Abschnitt gehören und von seiner Witwe, Marie von Bülow, mit feinstem Takt ausgewählt sind, gehören zu dem menschlich Ergreifendsten, was man lesen kann. Keine Anklagen gegen Personen; und die Auseinandersetzung mit dem Dämon Schicksal setzt in dem gebrochenen Mann, der sich bei Freunden versteckt und dann nach Italien entteilt, die letzten Reserven an rettender Selbstironie frei. Wie Das geschieht, muß man gelesen haben; aber ohne die Gegeninstanz zu hören (das Wagnerarchiv bleibt verschlossen), kann man leicht hinzuergänzen, welches Martyrium das Zusammenleben mit diesem bedeutenden, aber launisch unberechenbaren Menschen am Ende doch gewesen sein muß. Nun folgt das italienische Intermezzo; die Zeit des Athemholens, des Besinnens, der Vorbereitung auf eine neue Missionarthätigkeit: denn ohne solche hat das Leben für Bülow keinen Sinn. Dieser Abschnitt ist reich an fein geschliffenen Epigrammen. Bülow wird hier zum Kritiker à la Niecksche deut-



ischer Kultur (und besonders der gesellschaftlichen deutschen Unkultur). Die kleinen verliebten Thorheiten, so die Jagd auf eine reizende italienische Tänzerin, sind mit toller Laune erzählt und zeugen vom Erstarren der Elementargeister. Hier reiht sich, nach der Rückkehr in die Heimath, die zweite große Mission an: die Organisation der deutschen Musikpflege und des Konzertwesens; der Kampf gegen das geistlose Virtuosenenthum (der Nachschaffende ein Diener des Werkes; Bülow's Programme sind „Studien zur Geschmacksbildung“) und gegen den pedantischen, buchstabenstarren, schwunglos-korrekten, farblos-akademischen Vortrag der Klassiker (Bülow als Beethoveninterpret); gegen den Schlendrian des Konservatoriums (der Lehrer kein verfrachteter Virtuose, sondern ein allgemein gebildeter und pädagogisch geschulter Musiker) und die abertausend Parasiten des Musikbetriebs. Das heißt: Bülow als Erzieher; als Volkskapellmeister, als Volkspianist, als Volksaufklärer, als Polemiker, als Journalist, der mit dem Taktstock, den Klavierhänden (der „Vorderhufe“), der Feder, der Ansprache die Masse zum Kultus des großen Zukünftigen und des Ewig-giltigen erziehen will und in diesem Missionareifer, in dieser Don-qui-joterie der Dienstbeflissenheit, in dieser altruistischen Askese bis zum Aufgeben alles persönlichen Ehrgeizes, bis zum Vergessen seines hohen Unrechts auf persönliche Geltung gegangen ist. Die Briefe, so geordnet und vom Gestrüpp des Nebensächlichen gesäubert, hätten plastischer als jede Biographie Bülow als den wahren Don Quijote des deutschen Idealismus, als den aktivsten Idealisten des deutschen Kulturgebiets im neunzehnten Jahrhundert gezeichnet. So geordnet, hätte man sie in einem Zuge lesen können: in athemloser Spannung, gepackt, belehrt, erschüttert, belustigt, nie gelangweilt; und wäre von selbst zum Schluß gekommen: nie hat es einen amüsanteren, aus Gesinnungsadel boßhafteren, burleskeren, nervös erregteren und anregenderen Idealisten gegeben als diesen genialen Musiker; nie noch hat sich so hohe und fleckenlose Grundgesinnung schamhafter hinter die Maske des Burlesken und Clownesken gesteckt. So hätten wir, nur so, Bülow in seinem ureigensten Ausdruck gerettet; so, wie er auf die Nachwelt zu kommen und in die Kulturgeschichte überzugehen verdient. Die Reize seiner auf das Große, das Architek-turale, die dramatische Linie angelegten Interpretation sind dahin; aber das Fluidum seiner Seele und seines Sehnsüßes ist ja, gleichartig und fast gleichwerthig, im Wort seiner Briefe kristallisiert, von denen viele so einzig sind, daß sie nicht verloren gehen dürfen; nur könnten sie am Besten bei der angedeuteten Grup-



pirung und Beschränkung in der Auswahl Allgemeingut werden. Eine solche Bülow-Autographie für Amateure und literarische Feinschmecker wäre ein gar köstliches Geschenk; und sie zu machen, ist Niemand so berufen wie die edle und grundgescheite Witwe. Sie hat mit bewundernswerther Philologie das Briefmaterial gesammelt, gesichtet, annotirt; so gut, daß ein fingerfertiger Plagiator wie der verstorbene Professor Reimann (Gymnasialdirektor a. D.; Diener des Herrn an der Orgel; einer der Bösen Buben der berliner Musikkritik) es leicht hatte, zu einem unsagbar geistverlassenen Nachwerk den Schein eines Inhalts zu rauben. Dieser ersehnten Autobiographie Bülows in Worten müßten natürlich, vor den Abschnitten, Einleitungen beigegeben werden, um den Gesamtrahmen zu schaffen.

Zum Schluß bemerke ich, daß ich nur mit schwerem Herzen der Versuchung widerstehe, zu citiren. Zu Hunderten habe ich notirt: schlagende oder „himmelhoch falauernde“ Neubildungen (Zola-stiker; Phonokastokratie; Mockpatriotismus; Hofkapellschaftigkeit; omni-business; vos „eux-disant“ égaux; triple sec de Salomon; daß Tageblatt preßte sich anständiger aus; unwandelbar facheftisches Wetter; purgatorium opp. constipatorium); Spiken gegen Menschen und Einrichtungen, die den charme de la canaille besitzen; Ausbrüche von rabelaisischer Ausgelassenheit; tiefsinnige Aperçus (auch über politische Dinge; er war Aristokrat der Funktion, der Leistung; den Mock-Aristokratismus des Stillstandes, im Geiste der Altarheiligen und der „Kreuzspinne“ haßte er); Bekenntnisse seines Grundinstinkts („le moi est haïssable“; ganz Pascal); Bonmots von jüdisch-gallischer Feinheit oder Frechheit; aber was bedeuten die paar Tröpflein gegen das Meer? Der Reichthum kann also nur an der Quelle genossen werden. Der gallische Einschlag seines Stils, wie das Rabelaisische seines Humors, ist ganz auffallend, sein Französisch hat virtuoson Wurf und ist wie an der Seine geboren. „Comme Ugolin, condamné à mourir de faim, ne s'est résigné à manger ses enfants (la faim justifie les moyens) que dans la pure intention, de leur conserver leur père“, le sieur G. D. ne m'a dérobé mon argent que pour ne point me priver des lumières de mon homme d'affaires...“ „Cette avalanche de beaux cadeaux, cette inondation de bontés que Vous Vous êtes plu à verser sur mon individu crétinisé par quatre mois de séquestration en chambre, je n'en puis qu'accuser honteusement la réception. Quant à Vous en rendre grâces, cela m'est impossible, impossible comme de prier Dieu, en qui je ne crois pas. Par compensation je crois en Ahriman, mais j'ignore si on peut le prier — jamais le livre d'heures qu'il y aurait à



consulter ne m'est tombé sous la main . . .“ (Aus den tragisch gefärbten, funkensprühenden Briefen an die Baronin von O. im fünften Bande; sie gehören zu den Perlen der Sammlung: der Virtuos im Erleiden und Erleben wird Virtuos des Ausdrucks.) Sein Geschmaç weist in die selbe Kulturgegend: „Da ich nicht Klavier spiele, so fragst Du Dich (mich nur nicht aus Diskretion), was ich thue. Schreibe viel, lese aber noch viel mehr, und zwar Pücker-Musikau, der mich entzückt und entschieden belehrt über 1001 Dinge. Seine Verwandtschaft mit Byron, mit Heine, mit hundert mir sympathischen Autoren, ‚last not least‘ (haha!) mit mir selber, ist höchst bemerkenswerth. An ihm wirst Du später manch Strohwitterrost oder gar Witwen‘rost finden.“ Zur Größe wachsen die Briefe im Exil empor, als er, in Florenz lektionierend, seinem Dasein einen neuen Sinn zu geben sucht. Das Kältegefühl hat ihn nie mehr verlassen; ihm fehlt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der „Saitenverwandtschaft“ mit anderen Mitlebenden; Gegenseitigkeit wird nicht erbettelt. Längst, nachdem der Lebensfaden wieder fest weitergesponnen wird, mitten aus der großartigen und in die Ferne wirkenden Thätigkeit als Kapellmeister in Meiningen, schreibt er der angebeteten Frau von O. (April 83): „Peut-être (il y a un siècle) avais-je quelque chose dans mon cerveau, mais l’océan d’enthousiasme que j’ai fait couler pour Wagner et son beau-père a submergé, noyé ce ‚quelque chose‘ depuis un demi-siècle. Aujourd’hui je n’ai plus d’enthousiasme à répandre, plus de foi, plus d’idéal à adorer; je suis un décapité dans le sens moral du terme. Je n’éprouve plus que regrets et repentirs d’une vie inutile à l’art, au prochain, à moi-même. Il ne manque plus que de devenir gras, de prendre de l’embonpoint et de me consacrer à la gloutonnerie. Alors . . .“

Gegen den Gott von gestern kein Wort lauten Unmuths; er setzt öffentlich sogar den Opferdienst fort, steuert konzertierend dem unersättlichen Wagnerfonds weiter bei; nur gelegentlich, wie aus Versehen, lüftet sich der Schleier: und wir erfahren, mit welcher grausen Rücksichtslosigkeit der Große (wie, scheint es, viele Große) Menschenopfer ohne Gegendienst verlangt, mit welchem Nachdruck er (wie viele Große) der Regisseur seines eigenen Ruhmes sein konnte. Ob die Hinfuhr zu Brahms, die scheinbar reaktionäre Wendung zu Mendelssohn („der norddeutsche Mozart“) ohne das Wagner-Erlebnis in der selben Form sich vollzogen hätte, wird Jeder nach subjektivem Ermessen entscheiden. An Wagner werden ganz leise Abstriche und Vorbehalte gemacht (Theatererei; Sinnentaumel; man fühlt: Bülow spikt die Lippen, um zu sagen:



unkeusch); die immer größere Nähe Beethovens desinifizirt. Für den Fall Wagner in Nießches Sinn ist er fast reif. „Es wäre doch hübsch, Du hörtest gleich mit mir den Parsival, der mir bei jedem Einblick in den Klavierauszug immer mißfälliger und kopfschmerzprovokatorischer wird. Gottlob, daß Du nicht so viel vom Detail hören wirst und deshalb eines ästhetischen (um nicht zu sagen: hysterischen) Generaleindrucks leichter theilhaft werden kannst.“ (Juni 84.) Seinem Berlioz bleibt Bülow treu; von Liszt aber, zur Verblüffung der Genossen aus der Sturmzeit, rückt er in denkwürdiger Erklärung ab (Brief an Hans von Bronsart). Doch bleibt, trotz allen Abrechnungen, das Bedürfniß nach Heldenverehrung bestehen und schreit nach Sättigung: Brahms wird ihr Objekt. „Was ich von Brahms halte, weißt Du: nach Bach und Beethoven der Größeste, der Erhabenste unter allen Tondichtern. Seine Freundschaft halte ich nach Deiner Liebe für mein werthvollstes Gut. Sie bezeichnet eine Epoche in meinem Leben, sie ist eine moralische Eroberung. Ist glaube, kein Musikerherz in der Welt, selbst das seines ältesten Freundes Joachim nicht, empfindet so tief, hat sich so tief in die Tiefen seines Geistes eingetaucht wie das meinige. Oh seine Adagio's! Religion!“ Aber auch hier bekommt der Idealist den Stachel zu fühlen: Brahms läßt gern geschehen und bleibt gegen Bülows Ueberschwang norddeutsch kühl. Der immer wieder grausam Enttäuschte kann dennoch seinen Helfer- und Werbedrang nicht verleugnen: er war's, der Richard Strauß in die Musikwelt einführte.

Professor Dr. Samuel Saenger.

„Warum dieser starke und stolze Künstler, der in seinem literarischen Bedürfniß sich meist auf den Verkehr mit den feinsten und scheuesten Geistern zurückzog, so oft in den trivialsten Späßen seine Zuflucht suchte und sogar fand? . . . Daß in nicht immer geschmackvoll gewählten Späßen da ein brennendes Gefühl der Unzulänglichkeit sich erleichterte, daß ein in heftigen Wehen sich windender Schöpferwille mit einem Witz sich über die mangelnde Schöpferkraft hinweghalf, so gut es ging, damit nur ja Niemand das schmerzliche Zucken sehe und das Reißen überspannter Sehnen höre: darum bekümmerten die Gaffer sich nicht. Und doch war dieses Entladen für Hans Bülow Lebensnothwendigkeit; wenn er in brüskem Scherz sich nicht erleichtert hätte, dann wäre es ihm ergangen wie Ibsens unseligem Baumeister, der nicht so hoch klettern konnte, wie er baute . . . Die beste Grabchrift, die man dem ganz genialen, ganz faustisch sich mühenden, doch von faustischem Schaffensglück nicht beseligten Menschenkind ersinnen kann, ist ein Wort, das Bismarck nach Hansens Tod sprach: „Er war nicht wie die Anderen. Ihm fehlte die Lünche der sozialen Heuchelei!“ (M. H. im Februar 1894.)





## Gleichnisse des Tschuang-Tse. \*)

### 1. Die Musik des Himmels.

**T**se-Tschü aus Nan-tuo saß über einen Tisch gelehnt. Er sah zum Himmel, athmete tief und leicht und erschien entrückt, als wären Leib und Seele geschieden. Wen-Tscheng Tse-Nü, der vor ihm stand, rief: „Was geschieht in Dir, daß Dein Körper wie ein durrer Baum wird und Dein Geist wie tote Asche? Wahrlich, der Mann, der jetzt über den Tisch lehnt, ist nicht Der, der vordem hier war.“

Tse-Tschü sprach: „Du fragst mit Recht. Ich habe heute mich selber begraben. Kannst Du Das verstehen? Du magst die Musik des Menschen gehört haben, aber nicht die Musik des Himmels.“

„Erkläre mir, was Du meinst“, sagte Tse-Nü.

Tse-Tschü sprach weiter: „Der Athem der Erde wird Wind genannt. Zu Zeiten ist er unbewegt. Ist er bewegt, tönt jede Oeffnung seinem Anhauch wieder. Hast Du nie dem schwellenden Brausen gelauscht? Gruben und Schluchten in Berg und Gehölz, die Höhlen der riesenhaften, nicht zu umfassenden Bäume, sie sind wie Rüstern, wie Mäuler, wie Ohren, wie Becher, wie Mörser, wie Rinnen. Wenn der Wind durch sie hinstürzt, geben sie die Töne des wallenden Wassers, des schwirrenden Pfeils, des strengen Befehls, des Einathmens, des Schreis, der rauhen Rede, der tiefen Klage, der traurigen und pfeifenden Stimme. Die ersten Klänge sind dünn, schwerere folgen ihnen, doch eingestimmte. Sanfte Winde zeugen geringe Antwort, gewaltige eine große. Endlich legt sich der Sturm und die Oeffnungen sind leer und still. Hast Du nie unter den Bäumen solch eine Wirrung gewahrt?“

„Wohl“, sagte Tse-Nü, „da die Musik der Erde nur aus Löchern kommt und die Musik des Menschen aus Pfeifen und Flöten, woraus kommt die Musik des Himmels?“

Tse-Tschü sprach: „Die Wirkung des Windes auf die verschiedenen Oeffnungen ist nicht von gleicher Art. Aber was ist es, das jeder die Besonderheit, allen das Vermögen des Schalles giebt? Großes Wissen umfaßt das Ganze; kleines Wissen umfaßt den Theil. Große Rede ist allgemein; kleine Rede ist geeinzelt. Ob der Geist im Schlaf gebannt ist, ob frei in den wachen Stunden: immer sind wir Wirrungen unterthan, Unschlüssigkeit, Unklarheit, Unoffenheit, Unmuth und zitternder Angst. Bald fliegt wie ein Wurfspeer der Geist dahin, Richter über Gut und Böse; bald starrt er wie ein Malstein, Wächter gesicherter Rechte. Dann kommt in Herbst- und Winterfrost der wachsende Verfall, ein Schwinden wie strömenden Wassers, das nicht umkehrt. Endlich, wenn Alles verstopft ist, wie in einem alten Abflußgraben, ein

---

\*) Aus dem nächstens im Inselverlag erscheinenden Buch „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“. Tschuang-Tse, der Schüler Lao-Tse, des Hauptmeisters der chinesischen Mystik, lebte im vierten und dritten Jahrhundert vor Christi Geburt.



Stoßen: und der Geist verjagt und wird das Licht nicht wiedersehen. Freude und Verdruß, Kummer und Glück, Vorsicht und Reue kommen uns nach einander an, in ruhelosem Wandel. Sie kommen wie Musik aus der Höhlung, wie Pilze aus der Feuchtigkeit. Den Tag über, die Nacht über lösen sie einander in uns ab; aber wir können nicht sagen, woher sie stammen. Dürfen wir einen Augenblick erhoffen, in dem wir die Ursache berühren werden?“

## 2. Der Schmetterling.

Ich, Tschuang-tse, träumte einst, ich sei ein Schmetterling, ein hin und her flatternder, in allen Zwecken und Zielen ein Schmetterling. Ich wußte nur, daß ich meinen Launen wie ein Schmetterling folgte, und war meines Menschenwesens unbewußt. Plötzlich erwachte ich; und da lag ich: wieder „ich selbst“. Nun weiß ich nicht: war ich da ein Mensch, der träumt, er sei ein Schmetterling, oder bin ich jetzt ein Schmetterling, der träumt, er sei ein Mensch? Zwischen Mensch und Schmetterling ist eine Schranke. Sie überschreiten: ist Das, was man die Wandlung nennt.

## 3. Der Tod des Lao-tse.

Als Lao-tse starb, ging Tschin-schih, um ihn zu klagen. Er seufzte dreimal und kehrte heim.

Ein Schüler fragte ihn: „Warst Du unseres Meisters Freund oder warst Du es nicht?“

„Ich war es“, antwortete er.

Der Schüler fragte weiter: „Wenn Du es warst, betrachtest Du Dies als hinreichenden Ausdruck des Grams über seinen Verlust?“

„Ja“, sagte Tschin-schih. „Ich hatte gemeint, er sei der Mensch der Menschen, und jetzt sehe ich, daß er es nicht war. Als ich kam, um ihn zu klagen, fand ich alte Leute, die um ihn weinten wie um ein Kind, und junge Leute, die um ihn jammerten wie um eine Mutter. Um so große Liebe zu gewinnen, muß er Worte gesprochen haben, die nicht gesprochen werden sollten, und muß Thränen vergossen haben, die nicht vergossen werden sollten, ewige Grundsätze verlegend, die Menge menschlicher Erregung vermehrend und die Quelle vergessend, aus der sein Leben empfangen war. Die Alten nannten solche Erregungen die Fangneze der Sterblichkeit.

Der Meister kam, weil seine Zeit war, geboren zu werden; er ging, weil seine Zeit war, zu sterben. Für Einen, der die Erscheinung der Geburt und des Todes also annimmt, giebt es nicht Klage und Trauer. Die Alten sagten vom Tode, Gott schneide einen Menschen los, der in der Luft hing. Der Brennstoff ist verzehrt, aber das Feuer kann weitergegeben werden; und wir wissen nicht, daß es je ende.“

## 4. Schu-schan Ohnezehen.

Im Staate Lu lebte ein Mann, dem man die Zehen abgeschnitten hatte. Er wurde Schu-schan Ohnezehen genannt. Er kam, auf den Fersen gehend, um Kung-fu-tse zu sehen. Aber Kung-fu-tse sagte zu ihm: „Du hast auf Dich nicht geachtet und hast so dieses Mißgeschick über Dich gebracht. Was frommt es, nun zu mir zu kommen?“



„In meiner Unwissenheit“, antwortete Ohnezehen, „ließ ich meinen Körper gehen und so habe ich meine Zehen verloren. Aber ich komme mit einem Ding, das kostbarer ist als Zehen und das ich nun zu bewahren suche. Es giebt keinen Menschen, den der Himmel nicht deckte; es giebt keinen Menschen, den die Erde nicht trüge; und ich meinte, Du, Herr, seiest wie Himmel und Erde. Ich erwartete nicht, diese Worte von Dir zu hören.“

„Ich bin nur ein armes Geschöpf“, sagte Kung-Fu-Tse. „Tritt ein und laß uns die Sache besprechen.“

Aber Ohnezehen ging von dannen.

„Seht“, sagte Kung-Fu-Tse zu seinen Schülern. „Da ist ein Verbrecher ohne Zehen, der lernen will, um für seine Missethaten zu büßen. Wenn er solchen Willen hat: um wie viel mehr sollten Die ihn haben, die keine Missethaten begingen, für die sie büßen müssen?“

Ohnezehen kam zu Lao-Tse und sprach: „Ist Kung-Fu-Tse ein Weiser oder ist er's nicht? Wie geht es zu, daß er so viele Schüler hat? Er strebt, ein feiner Wortführer zu sein, und weiß nicht, daß solcher Ruf von den wahren Weisen wie die Fesseln eines Verbrechers angesehen wird.“

„Warum trittst Du ihm nicht mit der Stetigkeit von Leben und Tod, mit der Einheit von Können und Nichtkönnen entgegen“, fragte Lao-Tse, „und befreist ihn so von seinen Fesseln?“

„Er ist vom Himmel in dieser Art gestraft worden“, antwortete Ohnezehen. „Er kann nicht befreit werden.“

##### 5. Die vier Freunde.

Vier Männer sprachen mit einander; und dieser Beschluß wurde vorgeschlagen: „Wer das Nichts zum Haupt, das Leben zum Rückgrat, den Tod zum Schweif seines Daseins machen kann, Der soll zu unserer Freundschaft zugelassen sein.“ Die Vier sahen einander an und lächelten; schweigend nahmen sie die Bedingungen an und waren fortan Freunde.

Nach einer Weile erkrankte Einer von ihnen, namens Tse-Nü, und ein Anderer, Tse-Sse, besuchte ihn. „Wahrlich, Gott ist groß!“ sagte der Kranke. „Sieh her, wie er mich umgekrämpt hat. Mein Rücken ist so verkrümmt, daß mein Eingeweide dicht an der Oberhaut ist. Meine Wangen sind auf der selben Höhe wie mein Nabel. Meine Schultern sitzen über meinem Nacken. Mein Haar starrt zum Himmel. Die ganze Ordnung meines Aufbaues ist zerrüttet. Aber die Ruhe meines Geistes ist nicht gestört.“ So sprechend, schleppte er sich mühsälig zu einem Brunnen, in dem er sich sehen konnte, und sagte noch: „Ach, daß Gott mich so ganz umgekrämpt hat!“

„Hast Du Angst?“ fragte Tse-Sse.

„Ich habe keine“, antwortete Tse-Nü. „Was sollte ich fürchten? Bald werde ich zerlegt sein. Meine linke Schulter wird ein Hahn werden und ich werde den nahenden Morgen verkünden. Meine rechte Schulter wird eine Armbrust werden und ich werde wilde Enten er-



jagen. Meine Hüften werden Räder werden; und mit meiner Seele als Pferd werde ich in meinem eigenen Wagen fahren können. Ich empfang das Leben, weil meine Zeit war; ich scheide nun von ihm nach dem selben Gesetz. Da ich mit der natürlichen Folge dieser Zustände zufrieden bin, können Lust und Gram mich nicht berühren. Ich hänge, wie die Alten es nannten, in der Luft, unfähig, mich selbst loszuschneiden, mit den Stricken des stofflichen Daseins gebunden. Aber immer hat der Mensch Gott Platz gemacht: warum sollte ich da Angst haben?“

Nach einer Zeit erkrankte ein Anderer der Vier, namens Tse-Lai, und lag, nach Althem ringend, dieweil seine Familie weinend umherstand. Der vierte Freund, Tse-Li, besuchte ihn. „Geht!“ rief er der Frau und den Kindern zu, „Ihr hindert seinen Uebergang.“ Dann sagte er, an der Thür lehnend: „Wahrlich, Gott ist groß! Ich wüßte gern, was er jetzt aus Dir machen wird. Ich wüßte gern, wohin er Dich schicken wird. Meinst Du, er steckt Dich in die Leber einer Ratte\*) oder in die Schulter einer Schlange?“

„Ein Sohn“, antwortete Tse-Lai, „muß gehen, wohin seine Eltern ihn gehen heißen. Die beiden Elemente der Natur\*\*) sind des Menschen Eltern. Heißen sie mich schleunig sterben und ich zögere, dann bin ich ein unkindlicher Sohn. Sie können mir kein Unrecht thun. Sao\*\*\*) giebt mir diese Gestalt, diese Mühsal in der Mannheit, diese Rast im Alter, diese Lösung im Tode. Und sicherlich wird, was so freundlich mein Leben entschied, am Besten mein Sterben entscheiden. Nimm an, das siedende Erz im Schmelztiegel wallte auf und sagte: ‚Mache aus mir ein Prachtschwert‘; ich meine, der Gießer würde dieses Erz als untauglich verwerfen. Und wenn ein Sünder wie ich zu Gott sagte: ‚Mache aus mir einen Menschen, einen Menschen mache aus mir‘, ich meine, er würde mich als untauglich verwerfen. Die Welt ist der Schmelztiegel und Gott ist der Gießer. Ich werde gehen, wohin ich gesandt werde; zu erwachen, unbewußt des Gewesenen, wie ein Mensch aus traumlosem Schlaf erwacht.“

#### 6. Der Zauberer und der Erlöste.

In dem Staat Tscheng lebte ein wunderbarer Magier, namens Tshi-Han. Er wußte Alles über Geburt und Tod; Erhaltung und Zerstörung, Glück und Unheil, langes Leben und kurzes Leben und sagte die Ereignisse auf den Tag wie ein Geist voraus. Die Bewohner von Tscheng flohen bei seinem Anblick; Lieh-Tse aber suchte ihn auf und wurde so bethört, daß er nach seiner Rückkehr zu seinem Meister Hu-Tse sagte: „Ich habe Dein Tao als das Vollkommenste angesehen. Jetzt kenne ich Etwas, das noch vollkommener ist.“

\*) Nach der Volksmeinung der Chinesen hat die Ratte keine Leber.

\*\*) Yin und Yang, das positive und das negative, das aktive und das passive, das helle und das dunkle Element, aus denen alle Dinge gebildet sind.

\*\*\*) Tao, „die Bahn“, der Urgrund und Ursinn des Seins.



„Bisher“, antwortete Hu-Tse, „habe ich Dich nur das Gewand, nicht das Wesen des Tao gelehrt; und doch vermeinst Du, Du wissest Alles darum. Hat Einer keine Hähne im Hühnerstall, was für Eier werden die Hennen legen? Will Einer Tao den Leuten einzwängen, wird er nur sich selbst preisgeben. Komm mit ihm zu mir und ich will mich ihm zeigen.“

Am nächsten Tag kam Lieh-Tse mit Tschü-Han zu Hu-Tse. Als sie hinausgingen, sagte Tschü-Han: „Ach! Dein Lehrer ist dem Tode nah. Er kann nicht weiterleben, kaum zehn Tage mehr. Ich sah Selt-jameß. Ich sah feuchte Asche.“

Lieh-Tse ging weinend hinein und sagte es Hu-Tse; aber Der sprach: „Ich habe mich ihm gezeigt, wie die Erde uns ihre äußere Gestalt zeigt, die unbewegte und stille, dieweil all die Zeit über das Schaffen sich weiter vollzieht. Ich hinderte ihn nur, die eingeschlossene Kraft zu sehen. Bring ihn nochmals her.“

Am nächsten Tag kamen sie wieder. Als sie gingen, sagte Tschü-Han zu Lieh-Tse: „Es ist ein Glück für Deinen Lehrer, daß er mir begegnet ist. Es geht ihm besser. Er wird sich erholen. Ich sah eine Wage im Gleichgewicht.“

Lieh-Tse ging hinein und berichtete es Hu-Tse. Der sprach: „Ich habe mich ihm gezeigt, wie der Himmel sich in seiner gelassenen Größe zeigt, und ließ nur ein Wenig Kraft unter meinen Fersen hervorspringen. So konnte er entdecken, daß ich deren habe. Bring ihn nochmals her.“

Am nächsten Tag kamen sie wieder; und als sie gingen, sagte Tschü-Han zu Lieh-Tse; „Dein Lehrer ist niemals an einem Tag wie am anderen. Ich kann aus seiner Erscheinung nichts aussagen. Veranlasse ihn, regelmäßig zu sein, und ich will ihn aufs Neue erforschen.“

Als Dies Hu-Tse wieder gemeldet wurde, sprach er: „Ich habe mich ihm im Zustand des ungeschiedenen Urwesens gezeigt. Wo die Seejungfer sich tummelt, da ist der Abgrund. Wo das Wasser ruht, da ist der Abgrund. Wo das Wasser kreist, da ist der Abgrund. Der Abgrund hat neun Namen. Diese waren drei davon.“

Am nächsten Tag kamen die Zwei wieder zu Hu-Tse. Aber Tschü-Han vermochte nicht standzuhalten und entfloh.

„Folge ihm!“ rief Hu-Tse; und Lieh-Tse rannte ihm nach, aber konnte ihn nicht einholen. Er kehrte daher zurück und berichtete Hu-Tse, daß der Entflohene verschwunden sei.

„Ich habe mich ihm gezeigt,“ sagte Hu-Tse, „wie Tao erschien, ehe die Zeit war. Ich war ihm wie eine große Leere, die aus sich selbst Bestand hat. Er wußte nicht, wer ich war. Da verlor er seine Haltung. Er wurde verwirrt. Und so entfloh er.“

Danach war Lieh-Tse überzeugt, daß er noch keinerlei wirkliches Wissen gewonnen hatte, und ging sogleich ernstlich ans Werk. Er verbrachte drei Jahre, ohne sein Haus zu verlassen. Er half seiner Frau das Mittagsmahl für die Familie kochen und fütterte seine



Schweine, als wären es menschliche Wesen. Er that alles Schnitz- und Bildwerk ab und kehrte zur reinen Einfalt zurück. Wie ein Erbkumpen stand er in seiner körperlichen Gegenwart. Inmitten der Verwirrung war er unverwirrt. Und so verharrte er bis ans Ende.

#### 7. Der Wolkengeist und der Lebenswirbel.

Der Geist der Wolken fuhr ostwärts durch den Luftraum, als er auf das Lebenselement stieß. Es war damit beschäftigt, sich auf die Rippen zu klatschen und herumzuhüpfen. Der Wolkengeist fragte: „Wer bist Du, Alter, und was thust Du hier?“

„Schlendern!“ antwortete der Lebenswirbel, ohne aufzuhören.

„Ich möchte Etwas wissen“, sagte weiter der Wolkengeist.

„Bah!“ äußerte der Lebenswirbel.

„Die Verwandtschaft von Himmel und Erde ist aus den Fugen gerathen“, sagte der Wolkengeist; „die sechs Einflüsse\*) vertragen sich nicht mit einander und die vier Jahreszeiten kümmern sich um keine Regel mehr. Ich wünsche, die sechs Einflüsse so zu vermischen, daß sie alle lebenden Wesen ernähren. Was soll ich thun?“

„Ich weiß nicht!“ schrie der Lebenswirbel und schüttelte den Kopf, ohne mit dem Klatschen und Hüpfen aufzuhören; „ich weiß nicht!“

Der Wolkengeist fragte nicht weiter. Als er aber drei Jahre danach ostwärts durch das Land Nu-sung fuhr, stieß er wieder auf den Lebenswirbel. Er war hoch erfreut, eilte heran und sagte: „Hast Du mich vergessen, o Himmlischer?“ Er verneigte sich tief und bat, es möge ihm gewährt werden, den Lebenswirbel zu befragen. Der aber sagte: „Ich wandere, ohne zu wissen, was ich will. Ich streife umher, ohne zu wissen, wohin ich gehe. Ich schlendere in dieser verzückten Art vor mich hin und erwarte einfach die Ereignisse. Was sollte ich wissen?“

„Auch ich streife umher,“ antwortete der Wolkengeist, „aber die Leute hängen von meinen Bewegungen ab. So werde ich unvermeidlich zur Macht berufen; ich würde daher mit Freuden einen Rath empfangen.“

„Daß die Ordnung des Reiches gestört ist,“ sprach der Lebenswirbel, „daß die Bedingungen des Lebens geschändet sind, daß Gottes Wille nicht siegt, daß die Thiere des Feldes auseinandergetrieben sind, daß die Vögel der Luft in den Nächten schreien, daß Melthau an Bäumen und Kräutern zehrt, daß Zerstörung sich breitet über Alles, was auf der Erde kriecht: Das ist die Schuld des Regirens.“

„Wohl wahr“, sagte der Wolkengeist, „aber was soll ich thun?“

„Das ist ja“, rief der Lebenswirbel, „das Uebel! Kehre um!“

„Es geschieht nicht oft“, wandte der Wolkengeist ein, „daß ich Dir, o Himmlischer, begegne. Ich würde gern einen Rath hören.“

„Füttere denn Dein Volk“, sprach das Lebenselement, „mit Deinem Herzen. Verharre im Nichtthun und die Welt wird aus sich

---

\*) Das positive und das negative Welterement, Wind, Regen, Licht und Dunkel.



selbst gut sein. Häute Dich. Speie den Verstand aus. Vergiß alle Unterschiede. Werde eins mit dem Unendlichen. Laß Deinen Geist los. Mach Deine Seele frei. Werde leer. Werde nichts! Gieb allen Dingen, zu ihrer Urbeschaffenheit heimzukehren. Wenn sie es ohne Wissen thun, wird eine schlichte Reinheit daraus kommen, die sie nie verlieren werden; aber Wissen würde nur Abweichung bringen. Suche nicht die Namen und die Beziehungen der Dinge: und alle Dinge werden aus sich selbst blühen.“

„Du Himmlischer“, sagte der Wolkengeist, als er sich verneigte und Abschied nahm, „hast mich mit Macht begabt und mit Geheimniß gefüllt. Was ich lange suchte, habe ich nun gefunden.“

#### 8. Der Glockenspielftänder.

Tsching, der Meister der Glockenspielftänder, schnitzte einen. Als es beendet war, erschien das Werk Allen, die es sahen, als sei es von Geistern geschaffen. Der Fürst von Lu fragte den Meister: „Welches ist dieses Geheimniß in Deiner Kunst?“

„Dein Unterthan ist nur ein Handwerker“, antwortete Tsching; „was für ein Geheimniß könnte er besitzen? Als ich daran ging, den Glockenspielftänder zu machen, hütete ich mich vor jeder Minderung meiner Lebensgewalt. Ich sammelte mich, um meinen Geist zur unbedingten Ruhe zu bringen. Nach drei Tagen hatte ich allen Lohn, den ich erwerben könnte, vergessen. Nach fünf Tagen hatte ich allen Ruhm, den ich erwerben könnte, vergessen. Nach sieben Tagen hatte ich meine Glieder und meine Gestalt vergessen. Auch der Gedanke an Deinen Hof, für den ich arbeiten sollte, war geschwunden. Da sammelte sich meine Kunst, von keinem Außen mehr gestört. Nun ging ich in den Hochwald. Ich sah die Formen der Bäume an. Als ich einen erblickte, der die rechte Form hatte, erschien mir der Glockenspielftänder: und ich ging ans Werk. Hätte ich diesen Baum nicht gefunden, ich hätte die Arbeit lassen müssen. Meine himmelgeborene Art und die himmelgeborene Art des Baumes sammelten sich darauf. Was hier Geistern beigemessen wurde, ist darin allein gegründet.“

#### 9. Von Hunden und Pferden.

Hsü-Wu-Ruei, der Einsiedler, wurde von dem Minister Nü-Schang dem Fürsten Wu-Hou von Wei vorgestellt.

Der Fürst begrüßte ihn in mitleidiger Weise und sagte: „Du bist gewiß in Leiden, Herr. Du mußt in Deinem Gebirgsleben hartes Ungemach erfahren haben, daß Du Dich entschlossen hast, es zu lassen und mich zu besuchen.“

Hsü-Wu-Ruei antwortete: „Ich bin es, der Dich, seinen Fürsten, zu bedauern hat, nicht Du mich. Wenn Du der Leidenschaft freie Bahn gibst und Dich dem Getriebe von Haß und Neigung überlieferst, werden die inneren Bedingungen Deines Lebens leiden. Und wenn Du die Leidenschaft entläßt und Dich dem Getriebe von Haß und Neigung entziehst, werden Deine Sinne, Sehen und Hören, leiden. Ich bin es, der Dich, mein Fürst, zu bedauern hat, nicht Du mich.“



Der Fürst war so erstaunt, daß er nicht reden konnte. Nach einer Weile sprach Hsü-Wu-Ruei weiter: „Ich will Dir, mein Fürst, zu erklären versuchen, wie ich Jagdhunde beurtheile. Die der niedrigsten Gattung fressen sich voll und sind dann zufrieden wie eine Raze. Die der mittleren Gattung sind, als starrten sie in die Sonne. Die der höchsten Gattung sind, als hätten sie sich von ihrem Selbst geschieden.

Aber ich weiß über Hunde nicht so gut zu urtheilen wie über Pferde. Ueber Pferde aber urtheile ich so: ihre Streckung muß die der Linie sein, ihre Biegung die des Bogens, ihre Eckigkeit die des Winkelmasses, ihre Rundheit die des Circels. Das gilt von den Pferden des Staates. Aber sie gleichen nicht den kaiserlichen Pferden. Die kaiserlichen Pferde sind herrlich. Sie regen sich, wie voll Gier, sich in die Weite zu schwingen; als hätten sie allen Weg verloren; als hätten sie sich von ihrem Selbst geschieden. So überfliegen sie alle Rivalen, über dem unbewegten Staub dahin, dem Blick entrückt!“

Der Fürst fand großen Gefallen an dieser Rede und lächelte.

Als Hsü-Wu-Ruei hinauskam, fragte ihn Nü-Schang: „Was magst Du wohl dem Fürsten gesagt haben? Wenn ich zu ihm spreche, ist es entweder in Dingen des Friedens und beruht auf den Heiligen Büchern der Dichtung, der Geschichte, der Riten und der Musik oder in Dingen des Krieges und beruht auf der „Goldenen Befehlsrolle“ und den „Sechs Kampfplänen“. Ich habe ungezählte Aufträge mit großem Erfolg ausgeführt; dennoch hat mich der Fürst niemals eines Lächelns gewürdigt. Was kannst Du ihm gesagt haben, das ihn so sehr erfreute?“

Hsü-Wu-Ruei antwortete: „Ich habe ihm nur mitgetheilt, wie ich Hunde und Pferde beurtheile.“

„War Das Alles?“ fragte Nü-Schang ungläubig.

„Hast Du“, sagte Hsü-Wu-Ruei, „nicht von dem Geächteten von Nüeh gehört? Nach den ersten Tagen der Verbannung war er froh, wenn er Einem begegnete, den er in der Heimath gekannt hatte. Nach einem Monat war er froh, wenn er Einem begegnete, den er dort gesehen hatte. Nach einem Jahr war er froh, wenn er Einem begegnete, der in irgendeiner Weise seinen Landsleuten glich. So steigert, von seiner Gemeinschaft getrennt zu sein, immer mehr das Verlangen, sie wiederzufinden. Ein Mann, der in die Wildniß floh, wo Nigellafräut den Pfad des Wiesel's hemmt, und nun bald weiterschreitet, bald stillsteht, — wie sehr wird er erfreut sein, wenn der Schritt eines Mitgeschöpfes an seine Ohren dringt. Wie viel mehr noch, wenn er die Stimme eines Verwandten, eines Bruders vernimmt. Lange ist es her, so dünkt mich, seit der Fürst die Stimme eines reinen Menschen an seiner Seite hörte!“

Zehlendorf.

M a r t i n B u b e r.





## Götterdämmerung.

Wenn Demosthenes die Athener zum Kampf gegen Philipp stimmen wollte, rief er ihnen, um sie zur höchsten Wuth zu stacheln, zu: „Ὀλεσθῶς Μακεδών“. Verfluchter Makedone! Wenn Reichsbankpräsident Havenstein seinen Spreethenoren die Kriegslage erklärt, schließt er auch gern mit einem demosthenischen Fluch. Die böse Börse mit ihrer Spekulation stört ihm die Ruhe. Am sechsundzwanzigsten September hat die Reichsbank ihren Diskont um ein volles Prozent (auf 5) erhöht. Das ist um diese Zeit nichts Außergewöhnliches; denn das letzte Viertel des Jahres pflegt die Hochfluth der Ansprüche an das Centralinstitut zu bringen und das Direktorium rüstet sich bei Zeiten gegen den Ansturm. Aber Herr Havenstein sprach diesmal in besonders zornigem Ton. Schon im Oktober 1909 hatte er die Effektspekulation zum Gegenstand seiner Diskontpredigt gemacht. Die Börse quittirte mit dem Ausruf: „Je m'en fiche.“ Sie blieb in Form und pfiff auf Diskont und Reichsbank. Die zweite Straßpredigt klang härter. Allzu ausgiebige Gewährung von Kredit und überreichliche Unterstützung der Börsenspekulation: solche Sünden müssen sich eines Tages furchtbar rächen. Die Hörer dachten sich ihr Theil; und nur ein besonders Kühner wagte Widerspruch, um die Banken zu vertheidigen. Die Reichsbank muß stärker herhalten denn je. Die Zahl der Wechsel auf weite Termine nimmt zu und die Banken sind, die sie einreichen. Das lasse auf eine bedenkliche Anspannung und ein anhaltendes Festliegen der Bankmittel schließen. Die Rückgriffe auf die Reichsbank häufen sich und die Kreditinstitute hätten die Pflicht, den Ausschreitungen der Kreditsucher entgegenzutreten. Die Reichsbank „erbitet“ dazu die Hilfe der Bankleiter. Die langfristigen Kredite und die, so zur Unterstützung der Börsenspekulation gegeben werden, seien durchaus nicht überall der Volkswirtschaft nützlich. Die Organisation der Banken, mit den Verästelungen und Schachtelungen, treibt das Kreditgeschäft über die Schranken hinaus, die ruhige Ueberlegung ihm gesetzt hat. Die Betriebsmittel wollen beschäftigt werden. Die Sünden der hundertsten Million erben sich fort bis zum Tag der Abrechnung. Der Begriff Großkapital verpflichtet; und diese Verpflichtungen sind, die den Warner mit Sorge erfüllen. Er wies auf die Gefahr des „Einreserveystems“ hin, des einzigen Stützpunktes in der Reichsbank. Wenn die großen Vermittler des Handels mit Geld und Kredit sich immer kräftiger an den Tragbalken des Hauses anlehnen, so kann einmal der Tag kommen, wo auch dieser solideste Träger die Last nicht mehr zu tragen vermag. Und was müßten wir dann erleben?

Die Börse machte sich nicht viel aus der offenen Aussprache des Reichsbankpräsidenten. Sie sah keinen Grund, ihre Lage zu verändern; noch giebt's ja Möglichkeiten, auf die man eine üppige Herbst- und Winteraison gründen kann. Die im Centralausschuß vertretenen Banken stimmten dem Antrag des Reichsbankdirektoriums zu; zeigten in



ihren Wochenberichten, statt der „goldgeränderten“, schwarzgeränderte Papiere und gaben der Rundschau eine Dosis Pessimismus zu schlucken. Man will sich aber nicht kurieren lassen, so lange man sich nicht krank fühlt. Auch der Ausweis der Reichsbank am Quartalschluß und die Erhöhung des Diskonts in London legten sich nicht gerade mit unerträglicher Wucht auf die Gemüther. Dabei leistete die Reichsbank neue Rekorde: mit 608 Millionen in der Notensteuer; ein Notenumlauf von 2056 Millionen; und 1863 Millionen Engagements in Wechseln, Lombarddarlehen und Schakscheinen. Die Ueberschreitungen der Grenze des steuerfreien Notenumlaufs werden bald nur noch historische Bedeutung haben; denn am ersten Januar 1911 tritt das neue Bankgesetz in Kraft. Das fordert die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents von 473 auf 550 und, am Schluß jedes Quartals, auf 750 Millionen. Geändert ist mit der Ausdehnung des steuerfreien Betrages nicht viel. Die Engagements der Reichsbank werden davon eben so wenig berührt wie die Schwankungen seines Metallbestandes. Trotzdem soll die Neuerung dazu dienen, der Diskontbewegung eine gewisse Beständigkeit zu verleihen. Die Reichsbank wäre, bei einem Kontingent von 750 Millionen, am dreißigsten September nicht mit 608, sondern nur mit 331 Millionen in die Notensteuer gekommen. Alle anderen Voraussetzungen der Diskontsteigerung wären unverändert geblieben. Hätte nun der Präsident, bei 331 Millionen, mit der selben Eindringlichkeit die Maßregel des Direktoriums begründen können, mit der er unter dem Gewicht einer Abschwächung der Bilanz um 664 Millionen that? That is the question. Im nächsten Jahr wird man ja sehen, wie sich die Bankpolitik zu den veränderten Vergleichsbasen verhalten wird.

Die Bank von England folgte der Reichsbank mit einer Erhöhung des Wechselzinsfußes von 3 auf 4 Prozent. Das englische Institut hat in diesem Jahr siebenmal den Diskont geändert, und wenn die Zeichen nicht trügen, wird es seinen eignen Rekord schlagen. Die Elastizität, die der „vornehmsten Bank der Welt“ sonst fehlt, hat sie durch Beweglichkeit auf der Diskontleiter zu ersetzen gesucht. Sie hält ihre Goldvorräthe ängstlich zusammen; denn London wächst sich zu einem neuen Centrum für internationale Emissionen aus und die „Bank“ muß den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Vielleicht kam ihr das Exempel der Reichsbank sehr gelegen, um den Vorwand eines avis aux Turcs zu haben. Schließlich ist man doch nicht so leistungsfähig wie die Banque de France mit ihren unerschöpflichen Goldminen; und den Eifer für die Reformanleihe der Osmanen fühlt ein Diskontzusatz zur rechten Zeit. Die Börsenspekulation wird unter dem Union Jack für weniger gefährlich gehalten als im Reich des Preußenmars. Die tollsten Sprünge wurden von den Rautschufmännern gemacht, als der Wechsel mit  $3\frac{1}{2}$  bis 3 Prozent diskontirt wurde. Und daß Lord Rothschild je die Spekulanten gescholten habe, ist Keinem bekannt. Solche Warnungen sind made in Germany. Da ist man noch naiver als im Britenland und glaubt an ein Gewissen. Im Uebrigen fragt sich, ob diese Einrichtung auch



nur das Mindeste mit den Essentialien des Kreditwesens zu schaffen hat. Einschränkung ist sehr gut; aber wer will sagen, was gesund und was schädlich ist? Die Banken vertreten Hunderte von Millionen Mark, die als „Betriebskapital“ bezeichnet werden. In dem Wort ist der Zweck dieser Mittel deutlich ausgedrückt; und man muß hier sagen, daß die Mittel den Zweck heiligen. Warum ist die Berliner Handelsgesellschaft mit der Niederdeutschen Bank in Verbindung getreten? Zum Vergnügen hat sie, weiß Gott, nicht gethan. Nur um der Diktatur des Betriebskapitals zu gehorchen, das umgesetzt sein will. Und die Summe der Debitoren läßt man nicht gern zurückgehen. Das ist wie bei der Hektoliterjagd unter den Brauereien. Die Konkurrenten treiben einander. „Willst Du Dich selber verstehen, so sieh, wie die Anderen es treiben.“ Weh aber dem Pechvogel, der bei dem Rennen über ein Hinderniß stolpert! Dann wird ein Scherbengericht veranstaltet; und kein wackerer Athener versäumt, seine Stimme abzugeben. So geschieht es dem Aristides vom Gendarmenmarkt. Muß er nun Deutschland verlassen oder wird ihm der Diamantenbernhard Prestige und Millionen wiederbringen? Nicht Jeder, der im Bankenland ein Thronchen drückt, hat eine so gute Presse wie Geheimrath Witting, der, zur schmerzhaften Verwunderung der Herren Stern und Schiff, als Retter und Erhalter der Nationalbank gepriesen wurde. Daß Deutsche, Dresdener und Darmstädter Bank ihre Ausleihungen in Reports und Lombarddarlehen „hochhalten“ (die Diskontogesellschaft, als der Börsenspekulation „feindliches“ Institut, macht eine sich höherem Lob empfehlende Ausnahme), ist ein Beweis für die fehlende Uebereinstimmung von Theorie und Praxis in der Werthung des Verhältnisses zur Börse. Kann man den besten Steuerzahlern von Berlin W. 8 verdenken, daß sie nehmen, wo sie kriegen? Nehmen, ohne sich viel zu besinnen; denn greift Dieser nicht zu, so thut's Jener. Der Rival hat die Augen offen. Daß die Deutsche Bank sich des Tempelhofer Feldes annahm, kann ihr Berlin nicht zum Vorwurf machen. Daß sie sich einen Augur vom Schlag des Herrn Georg Haberland sicherte, konnte nur die Dresdener Bank übelnehmen. Aber da wurde scheinbar ein *modus vivendi* gefunden, der den Minister für Grundstückgeschäfte im Reich des Papstes Eugen zur Personalunion mit dem Nachbarstaat befähigte. Man wollte wissen, daß Herr Haberland aus dem Concern der Dresdener Bank verschwinden und zur Deutschen Bank übergehen werde. Dem widersprechen jedoch die zufriedenen Mienen hinter der Katholischen Kirche und die Grundzüge des Programms, daß die beiden Rivalinnen einander gesellt. Wer lange lebt, wird die Wahrheit schauen.

Welche Verpflichtungen die Deutsche Bank bei der Finanzierung des Tempelhofer Feldes auf sich nimmt, wurde hier schon gesagt. Fragt sich nur, ob dieser „langfristige Kredit“, den das Institut der Gemeinde Tempelhof gewährt, zu den Arten von Kredit gehört, von denen der Reichsbankpräsident seine Bankflienten zurückzuhalten sucht. Die Banken werden wahrscheinlich bei dem Handel ihre Rechnung



finden. Nur wegen des Prinzips und der Nachahmung kommt man nicht glatt über die Geschichte weg. Die Konkurrenz ist eine schlechte Beratherin. Sie schaltet schließlich alle Hemmungen aus und treibt die Parteien zu athemloser Hast. Die Deutsche Bank hat sich in kürzester Zeit zu einem gewaltigen Usurpator entwickelt. Sie läßt Keinen mehr an die Schlüssel. Für die tempelhofer Sache hat sich auch die Darmstädter Bank interessirt. Sie wollte das Geschäft mit Berlin machen. Die Deutsche Bank ging mit dem Kreis Seltow und der Gemeinde Tempelhof und hatte mehr Glück als die Konkurrentin. Man muß gute Beziehungen haben: Das ist die Hauptsache. Trotz den großen Transaktionen wird der Wettkampf im Kleinen nicht verschmäht. Da sind allerdings die Banken nicht immer die aktive Partei. Man streitet sich über die Grenzen zwischen Bank und Sparkasse. Dürfen die Banken kleinste Beträge von Depositengeldern annehmen, die eigentlich in die Obhut der Sparkassen gehören? Haben die Sparkassen ein Recht auf Einlagen, deren Größe sie zur bankmäßigen Behandlung bestimmt? Darum geht der Streit. Die Depositenkasse soll sich nicht mit Summen von 50 und 100 Mark abgeben; und Sparkassenbücher sollen nicht mit Posten über 10000 Mark ausgestattet sein. Das Wachsthum des Geldkapitals hat die Verwischung der Linien, die das einzelne Geschäftsgebiet abgrenzen, verschuldet. Die Sparkassen sind nicht mehr nur Spartöpfe. Sie machen heute den Banken Konkurrenz mit der Erledigung von Geschäften, die in den Bereich des legitimen Bankgewerbes gehören. Das geschieht nicht contra legem, sondern mit staatlicher Erlaubniß. Vielleicht soll damit erreicht werden, was ohne Depositengesetz nicht zu erlangen ist: die Befreiung eines Theiles der deutschen Spargelder aus dem Bann der Banken. Absicht und Erfolg würden sich in dem Fall gewiß nicht decken; denn die Bewegung des Geldes strebt den Centren zu, die ihm den stärksten Umsatz und die höchste Verzinsung sichern. Die Sparkassen sind aber nicht allein, die ins Allerheiligste der Banken einzudringen versuchen. Die Genossenschaften haben die selbe Tendenz. Und deren Streben ist fast noch bedrohlicher als der Zug der Sparkassen. In Stuttgart tagten jüngst die Vertreter der württembergischen Kreditgenossenschaften und setzten eine förmliche Kriegserklärung an die Banken auf. Die wurden als lästige Eindringlinge hingestellt, gegen die es hemmende Rücksicht nicht geben dürfe. Ein Redner stand auf und schilderte, wie die Agenten der bösen Banken auf die Dörfer gehen, um Rundtschaft fürs Effektenengeschäft zu werben. Den Provinzen werden die Gelder entzogen, die in breitem Strom nach Berlin fließen. Fraglich aber sei, ob sie, in Tagen der Geldnoth, von dort wieder ins Land zurückkommen. Die Genossenschaften müßten zu Banken ausgebaut werden und selbst Effektenhandel treiben, um den Bankfilialen die Existenz zu erschweren. Dem Eindringen der großen Aktienbanken in alle Winkel der Provinz sei energisch zu wehren. Die Genossenschaftsbanken hätten die Möglichkeit dazu; sie sollten nicht zögern, ihre Kräfte spielen zu lassen. Die Absage



der tapferen Schwaben wird von der Haute Banque wohl nur als Scherz betrachtet werden. Die Argumente der Genossenschaften sind übrigens nicht durchschlagend. Was sie den Banken vorwerfen, die Umwandlung des baren Geldes in Effekten, wollen sie ja selbst thun. Also hat nur der Konkurrenzneid den Kampf bewirkt. Die Banken machen keinen Anspruch auf Zubilligung mildernder Umstände für ihre geschäftlichen Prinzipien. Gemeinnützigkeit ist Nonsens; und die Genossenschaften werden sich schließlich auch zu dem Geständniß bequemen müssen, daß ihr Idealismus nicht in Reinkultur gezogen wurde. Das thut nichts zur Sache. Wir sehen nur, daß die Arena, in der um's Geld gekämpft wird, sich immer neuen Streitern öffnet; und Zweifel steigen auf, ob im wilden Kampfgetümmel das Warnungszeichen des Reichsbankpräsidenten noch gesehen werden kann. Hoch genug steht er freilich. Aber . . .

Schon vorhin erwähnte ich die erneute Freude an der Heroenvernichtung. Ueberall hört man jetzt das Lob der Mittelmäßigkeit singen. Der Mann mit den „überragenden“ Eigenschaften ist verdächtig. Wie wird heute mit Karl Fürstenberg umgesprungen! Als ob er die Berliner Handelsgesellschaft ruinirt habe. Jede Woche wird ihm mindestens einmal eine Leporelloliste seiner „Fehler“ auf den Frühstückstisch gelegt. Warum? Weil dieser Mann mehr kann als andere Männer, weil er wichtig ist und nicht immer der Umgebung achtet, wenn er mal eine seiner nie versagenden Raketen steigen läßt. Nun steht er, wie der Heilige Sebastian, am Marterpfahl und muß sich den Leib mit Pfeilen spicken lassen. Solche Isolirung der stärksten Köpfe könnte Schule machen; und wir würden das Schauspiel erleben, daß in Aktiengesellschaften, die vier oder fünf Direktoren und einen zwanzigköpfigen Aufsichtsrath haben, alle Verantwortung auf das Haupt geladen wird, daß die anderen Köpfe überragt. Das wäre die bequemste Art, gut bezahlte Sinekuren zu schaffen und das Handelsgesetzbuch außer Kurs zu setzen. Die Paragraphen des Gesetzes, die von den Obliegenheiten und der Verantwortung der Verwalter handeln, kennen eine Unterscheidung zwischen Hoch-, Mittel- und Minderbegabten nicht. Jetzt scheint man eine Lex Fürstenberg zu wünschen, deren wichtigster Paragraph lauten müßte: „Personen von über das Mittelmaß hinausreichender Begabung sind für die Uebernahme eines Direktorpostens in jeder Aktiengesellschaft mit mehr als zehn Millionen Mark Kapital ungeeignet.“ Merken die Mitregenten nicht, daß sie sich selbst herabsetzen, wenn sie bei jeder nicht glücklich verlaufenen Transaktion (bei Erfolgen läßt man sich ja gern huldigen) den primus inter pares vorschieben? Zweite Frage: Will man fortan wirklich die starken Köpfe ächten? Die Forderung, daß niemals Einer allein herrsche, ist utopisch, so lange wir nicht das „Einheithirn“ haben. Sind etwa in der Deutschen und Dresdener Bank, in der Diskontogesellschaft und Darmstädter Bank alle Führer von gleichem Werth? Ragten die Hansemann und Siemens nicht aus dem Gewimmel hervor? Und wie steht es in der Industrie? Da müßte eine förmliche Razzia nach „Gewaltmenschen“ unternommen werden. Stinnes, Rirdorf, Ballin, Funke, Klöckner



(Schiffen verwaltet im Wesentlichen nur noch eigenen Besitz), Emil Rathenau, Eduard Arnhold: Alle müßten ans Messer und zu höherer Ehre der lieben Mittelmäßigkeit bluten. Der Zustand, der dadurch im armen Reich geschaffen würde, könnte hübsch aussehen.

Neben Fürstenberg, sagt man, habe ein Süchtiger sich nicht halten können. Genannt werden Walther Rathenau, James Zutrauen, Hans Winterfeld. Möglich, daß der große Karl, der seit bald dreißig Jahren am Ruder steht, kein leicht zu nehmender Sozius ist. Was beweist gegen ihn? Ist Fürstenberg etwa an den Fällen, wo die Rechnung nicht stimmte (Eyd & Strasser, Hohenloherwerke, Niederdeutsche Bank), allein schuldig? Fast sollte man glauben; denn nur sein Name wird mit diesen drei Unfällen in Zusammenhang gebracht. Daß die Berliner Handelsgesellschaft sich in ihrer straffen Centralisirung zu einem stark gepanzerten Safe entwickelt hat und heute sehr, sehr viel Uergeres zu ertragen vermöchte: davon ist natürlich Herrn Fürstenberg nichts aufs Konto zu setzen. Autokrat scheint er erst geworden zu sein, als sich ums Verlieren handelte. Aus dem Aufsichtsrath der Oberschlesischen Kokswerke sind geschieden: Karl Fürstenberg, Hermann Rosenberg, Centraldirektor Restranek (Prager Eisenindustrie-Gesellschaft), Caros, Generaldirektor Anton von Kerpely (Alpine Montangesellschaft). Das sind die Männer, die zur Berliner Handelsgesellschaft hielten. Fürstenberg war Vorsitzender im Aufsichtsrath; Herr von Friedländer-Fuld sein Stellvertreter. Im Ganzen waren es dreizehn Herren, von denen aber nur Einer die Verhandlungen mit der Oesterreichischen Berg- und Hüttenwerkgesellschaft, der Käuferin der Zeche Marie-Anne, führte. Ist dem ersten Mann im Aufsichtsrath ein Vorwurf zu machen, wenn hinter seinem Rücken Einer ein wichtiges Geschäft anfängt? Hat nicht vielmehr der Andere sich wegen eigenmächtigen Handelns zu verantworten? Aber Fürstenberg muß verbrannt werden, selbst wenn er der Kastation der Oberschlesier widersprach, weil er den Handel nicht für vortheilhaft hielt. Neulich ließ der dritte Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Dr. Mosler, seinen Rücktritt anzeigen. Uebermals ein Anlaß, Fürstenberg mit Wohlwollen zu überschütten. Herr Dr. Mosler wurde als „ausgezeichnete Kraft“ gepriesen. Also gab's doch Einen, der neben Fürstenberg bestehen konnte. Im Jahr 1904 war Dr. Mosler „Geschäftsinhaber“ geworden und er muß in dieser Zeit, trotz den autokratischen Neigungen des princeps, doch Manches geleistet haben, sofern er eine „ausgezeichnete Kraft“ war. Warum also entzieht er sich der Berliner Handelsgesellschaft? Weiß neben Herrn Fürstenberg Keiner aushalten kann. Diesmal gab's aber noch eine zweite Version. Die Berliner Börsenzeitung deutete an, zwischen Mosler und Fürstenberg seien Differenzen in der Angelegenheit der Kokswerke entstanden. Der kluge und fleißige Jurist Mosler sei für unbedingte Anerkennung der friedländerischen Conderaktion gewesen. Der Beschluß ging im Aufsichtsrath mit drei gegen drei Stimmen durch. Herr von Friedländer-Fuld mußte sein Präsidialgewicht in die Waagschale werfen, um das Zünglein auf die Seite der Jäger zu bringen.



Wer sich gegen ein in solcher Form beschlossenes Geschäft sträubt, darf nicht ein Starrkopf oder Esel gescholten werden. Zu den Opponenten gehörte Kommerzienrath Berbe vom Schlesischen Bankverein. Dieser Bankverein gehört zum Concern der Deutschen Bank, die dem Fürstentum befreundet ist; er unterstrich in einem Circular die Stellungnahme seines Geschäftsinhabers und forderte die Aktionäre von Oberloß auf, für die im Depot der Bank befindlichen Aktien bestimmte Anweisungen über die Vertretung in der Generalversammlung zu geben. Da die Banken für diese Vertretung gewöhnlich Blankovollmacht erhalten (nur Wenige, die Aktien ins Depot geben, achten auf den Satz in den Geschäftsbedingungen, der von der Vollmacht für die Generalversammlungen handelt), war das Vorgehen des Schlesischen Bankvereins immerhin auffällig. Ist da ein Wunder, daß Fürstenberg gethan hatte, was ihm seine Ueberzeugung empfahl, und daß er sich, ohne ängstliche Bedenken, von Herrn von Friedländer trennte? Vielleicht bucht er diese Trennung nicht mal ins Verlustkonto.

Soll man im Aktienreich Männer groß werden lassen, die keine Gewähr bieten, daß sie sich löblich unterwerfen, so man es von ihnen fordert? Wer die Frage verneint, müßte nachweisen, daß die rudis indigestaque moles des Kapitals sich Menschen vom Durchschnittmaß unterwirft. Was im Bezirk der deutschen Aktien erreicht wurde, ist werth, als Sonderleistung geachtet zu werden. Aber ohne Geist wäre die Materie tot geblieben. So giebt die Zahl die richtige Entscheidung: sie reagirt nur auf starke Willens- und Geisteskräfte. Persönlichkeiten von den Dimensionen Karl Fürstenbergs kann man nicht streichen, ohne die ganze Wirthschaft zu schädigen. Der heute älteste Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, der vor einigen Monaten den sechzigsten Geburtstag feierte, hat durch die Konsequenz seiner Entwicklung sein Herrscherrecht erwiesen. Wer in Danzig, in der Leinwandbranche, angefangen und schließlich einen Thron im Reich der berliner Großfinanz erobert hat, darf fordern, nicht nach der Krämerelle gemessen zu werden. Der väterliche Rath, Fürstenberg möge sich nach Mitregenten umsehen, die ihm „einen Theil der Verantwortung abnehmen“ könnten (ein beliebter Euphemismus für Unfähigkeit), wäre barer Unsinn, wenn er sich nicht auf die Ueberzeugung stützte, daß der also Ermahnte nicht mehr die zur Führung der Direktorialgeschäfte nöthige Kraft in sich habe. Das zu beurtheilen, ist zunächst die Sache des Aufsichtsraths. Wenn die Herren, die da unter dem Präsidium Emils Rathenau tagen, einen besseren Mann in petto haben: Fürstenberg wird ihm den Platz nicht streitig machen. Er (der die jetzt so reichlich gerühmten Herren ja ins Direktorium gebracht, also die „Tüchtigsten“ mindestens gesucht hat) war schon lange bereit, sich in ein Hinterstübchen zurückzuziehen. Aber ich glaube, der Aufsichtsrath wird nicht denken wie die von der Schlagkraft rücksichtslosen Wikes Gefränkten, sondern sprechen: „Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit; ich möchte ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.“

L a d o n.





Berlin, den 29. Oktober 1910.

## X Persien.

Hyros war, Nasr ul-Mulk ist Regent von Persien. Wird das nächste Geschlecht in der Schule lernen, Persiens Geschichte, die, als eines freien Reiches, unter Hyros begann, habe unter der Regentschaft des Britenzöglings Nasr ul-Mulk geendet? Die armen Kinder würden auch dann sicher mit Namen und Daten gepeinigt, mit denen Schreckträume manchmal noch den Alternen ängsten. Perserhistorie: dem Knabenauge ein Gipfelgrat des Grauens; späterst, als wir Montesquieu geschlürft und Curzon durchgefaut hatten, merkten wir, daß diese Geschichte gar nicht so langweilig ist, wie sie schlecht belehrter Kindheit schien. Asthages, der Erbe des Rhagares, der Ninive zerstört, das Mederreich gegründet und sein Herrschaftrecht bis an den Halys zu souverainer Geltung gebracht hat, will Mesopotamien erobern; wird aber von dem arischen Theilsfürsten Hyros (550 vor Christus) gefangen und entthront. Der drängt nach Lydien vor, bereitet dem Babylonierreich den Untergang, wird Herr über Kleinasien, sichert seinen Persern die Hegemonie im Vorderorient und fällt im Kampf gegen wilde Turkvölker. Auf seinen Sohn Rambyses, der den Archipeltyrannen Polykrates von Samos zur Unterwerfung zwingt und Egypten besetzt, aber durch fühlbaren Hohn das Empfinden der Priesterkaste und ihres adeligen Anhangs beleidigt, folgt Dareios (der, um seinen Machtanspruch auf ein Recht zu stützen, sich für einen dem Hyros Verwandten ausgibt und obendrein die Schwester und Witwe des Rambyses zur Ehe nimmt). Zwischen Ost und West des jungen Raubreiches öffnet sich ein Interessenspalt: der indo-



germanische Adel der Persis und anderer östlichen Landschaften will sich nicht von der höheren Kultur des Westens in den ertraglosen Rang Rückständiger drängen lassen und setzt seinen Willen durch. Persopolis wird die Stätte des prächtigsten Königspalastes, der Stempel des arischen Perserthumes prägt die Reichseinrichtung und der Ahuramazdakult wird zur Staatsreligion. Widerstände, die sich in fast allen Theilen des Landes regen, werden von Dareios und seinen Großsatrapen niedergeschlagen. Diese Erfolge reizen ihn, der einsehen muß, daß ein künstlich geeintes Reich, eine aus im Wesen völlig verschiedenen Stämmen zusammengepeitschte Volksgemeinschaft nur im Erobererglück dauern kann, neuen Machtzuwachs zu ertrachten. Um nicht thatlos zu warten, bis der Perserherrschaft aus dem Nomadengewimmel zwischen dem Schwarzen und dem Raspischen Meer eine Lebensgefahr erwächst, zieht er gegen die Skythen; überschreitet den Bosporus und die Donau, kann aber den Feind nicht zu offener Feldschlacht zwingen, sieht sein von Hunger, Durst und Fieber geplagtes Heer hinsiechen und muß froh sein, da er sich mit der (unserem Nationalgefühl unerklärlichen) Hilfe griechischer Tyrannen in die Heimath zurückzuretten vermag. Dem bonapartistischen Abenteuer darf man diesen Feldzug dennoch nicht vergleichen. Dareios hatte erreicht, daß der Umfang und die Stoßkraft seiner Militärmacht weit hinter der Westgrenze des Perserreiches geahnt und gefürchtet und seine Oberhoheit von Makedonen und Thrafern, von Lemnos und Imbros anerkannt wurde. Ein Sieg noch: und keine ernste Gefahr brauchte ihn fortan zu schrecken. Und soll, nach so langwieriger Refognoszirung und Umgehung, dem Dünkel des Emporkömmlings der Sieg über Griechenland noch unmöglich scheinen? Bei Marathon, wo Miltiades die Perser schlägt, weicht der erste Hoffnungsgrausch, den die billigen Erfolge der Mardonios, Artaphernes, Datis zum Taumel gesteigert haben. Und der sterbende Dareios sieht obendrein noch den Aufstand Egyptens, für das er landesväterlich gesorgt und dessen Lebenspendenden Strom er dem Rothen Meer verbunden hat. Hier festigt Xerxes wieder die Perserstellung; fruchtlos aber bleibt sein Versuch, die am Tag von Marathon dem Vater angethane Schmach an den Griechen zu rächen. Mußte er fruchtlos bleiben? Der Assyriologe Professor Winckler, der die Geschichte Westasiens geschrieben hat, giebt die Antwort:



„Wenn Griechenland den Eroberungsversuchen Persiens erfolgreichen Widerstand leistete, so erscheint uns Das als etwas Wunderbares; aber wir wissen nicht, was zur selben Zeit an anderen Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Persien von einer vollen Kräfteentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag. Man bedenke, daß der Kampf doch fast nie mit den Gesamtkräften Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichsten Unterthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland und dem Perserreich messen darf. Das gilt zum Theil auch von dem Xerxeszug von 480; denn die Hauptentscheidung fiel bei Salamis. Zur See hatte das Perserreich gerade den geringsten Theil seiner Kräfte zur Verfügung, weil es eben so wenig wie Assyrien eine Seemacht hatte, sondern in dieser Hinsicht auf Phoenicien und die kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine ertragsfähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich aber auch, daß in Susa (der persischen Residenz) der Widerstand der Griechen sich nicht viel anders ausnahm als etwa ein Arme-  
nieraufstand und daß man zu Zeiten dort in solchem Widerstand nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen Grenzen vorkommenden Unruhen. In Susa konnte man Griechenland nicht nach der Bedeutung beurtheilen, die es später für die Geschichte der Menschheit gewonnen hat.“ Xerxes wird bei Salamis besiegt, seine Flotte bei Mykale vernichtet, sein Hoheitsrecht auf wichtige Theile der südosteuropäischen Küste gekürzt; und schon naht die Zeit, die das Reich des Kyros dem Hellenenthum entriegelt. Artaxerxes Ochos, der die rebellischen Egypter noch einmal mit harter Faust ans Reich fesselt, verbündet sich, um Philipp von Makedonien auf seinem Siegerzug zu hemmen, den Athenern. Doch nach der Schlacht bei Chaironeia ist der Makedone der Herr von Hellas. Alexander unterwirft Egypten und Syrien, jagt den dritten Dareios (Kodomannos) nach Baktrien und zieht in Susa ein. Der letzte Perserkönig wird von einem Satrapen gemordet und Philipps Erbe führt den Hellenismus in Westasien zum Triumph. Schon bald nach der Niederlage von Salamis, sagt Windler, „hatte im Perserreich die Zersetzung begonnen: auch ein Zeug-



niß für die Beschaffenheit der vielgepriesenen ‚Organisation‘ durch Dareios. Schon damals hätte Persien einem ernstesten Angriff keinen Widerstand mehr zu leisten vermocht. Die Zehntausend Xenophon's hätten genügt, um die persische Monarchie zu stürzen, wenn sie einen Führer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal ein starker Gegner auftrat, fiel ihm die Beute ohne große Mühe in den Schoß. Einen großen Erfolg hat Alexander gehabt; eine große Leistung war's nicht, daß von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Geschichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher Eroberungen gezeigt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen des Griechenthums besiegt worden, hat dessen Kultur aber widerstanden und die Eroberer schließlich wieder hinausgedrängt.“

... Keine Furcht: nicht die Geschichte der Sasaniden soll hier erzählt, weder von den römisch-persischen Kriegen noch von den Kämpfen der Feueranbeter gegen die Christen gesprochen werden. Wer wissen will, wie Chosraw der Zweite, nach den Siegen in Palästina und Egypten, seine Schaaren bis nach Kleinasien und Byzanz vorschickte, von Heraclios zurückgeworfen wurde und wie der Perserstaat dann unter Araberstreichen, wie einst unter Makedonenhieben, zerbrach, Der mag bei den Kunstmeistern Belehrung suchen. Nöthig schien hier nur, für einen Augenblick's Dauer ins Dunkel der Anfänge hineinzuleuchten und vergeßlichen Sinn zu erinnern, daß Persien schon unter den Achämeniden Neuerung nicht vertrug. Noch Montesquieu meinte, erst der islamische Glaube habe die Kraft des Perserreiches zermorscht. „Da die Menschen sich nähren, kleiden, erhalten und alle Pflichten gegen die Gemeinschaft erfüllen müssen, darf die Religion sie nicht in ein allzu betrachtsames Leben gewöhnen. Die Mohammedaner aber macht Gewohnheit zu weltfernen Grüblern. Sie beten täglich fünfmal und müssen bei jedem Gebet andeuten, daß sie alle dieser Welt angehörigen Dinge weit von sich wegwerfen. Der Parsenkult brachte das Perserreich zur Blüthe und milderte die üblen Wirkungen des Despotismus; Mohammed's Religion hat dieses Reich zerstört.“ Selbst die Kultvorschrift des Parsismus, die allen Gläubigen die Flußschiffahrt verbietet, dünkt den Deuter des Esprit des lois ungefährlich, weil Chardin in Persien nur am äußersten Rande des Reiches einen schiffbaren Fluß, den Kur (Kyro),



gefunden habe. Heute ist in den islamischen Ländern recht lebendig geworden und tiefer dringende Erkenntniß hat uns gelehrt, daß Persiens Schwachheit nicht durch den Wechsel der Staatsreligion bedingt war. Die Angst vor frühem Zerfall pfercht die Nation, aus der nie eine Volkheit wird, in Iran's welkende Gedankenwelt, läßt sie vor jeder Wandlung des Staatswesens, der Kultur und Wirthschaft zittern: und die im dumpfen Gemäuer Entkräftete kann keinem Sturm stehen. Vor und nach Mohammed hat sie das selbe Schicksal erlebt. Als Persien, im siebenzehnten Jahrhundert, wieder zur Großmacht geworden ist und von Europäerstaaten, die in ihm einen möglichen Bundesgenossen gegen die Türkenmacht sahen, umworben wird, zeigt sich so schwach wie in den Tagen des Makedoneneinfalles. Ein Afghanenhäuptling kann es überrennen, der russische Peter ihm die kaukasischen Pässe sperren, der Osmanensultan die Anerkennung als geistliches Oberhaupt erzwingen; und der von dem schiitischen Radscharenfürsten Mohammed Rhan 1794 begründeten Dynastie entgleitet der kaukasische und der armenische Besiz. Nasred-Din nimmt den Arabern Bender Abbaß, den Russen Merw; kann auf die Dauer aber den Vormarsch der zarischen Truppen nach Centralasien nicht hindern und sucht in Europa Helfer gegen den neuen Feind (dem er sich vorher, ohne den heftigen Einspruch der Volksleidenschaft, gegen die Türken verbündet hätte). Zum ersten Mal kommt ein Schah von Persien nach Europa; zum ersten Mal hört man von der Absicht, daß Iranerreich den Einrichtungen des westlichen Kulturkreises anzupassen. Nicht lange. Nasred-Din läßt Eisenbahnen und Telegraphen bauen, sein Heer von österreichischen Offizieren reorganisiren, das Verkehrs- und Zollwesen von den sichtbarsten Flecken säubern, giebt Konzessionen für Banken und Bergwerke; merkt aber bald, daß solche Neuerung im Land nur die Unruhe mehrt, den alten Interessenspalt weitet, und zieht sich in die feste Burg asiatischen Herrscherrechtes zurück. Jede Aenderung, denkt er, erneut die Gefahr aus der Zeit sinkender Afghanenmacht, an deren Ausgang Russen und Türken die Theilung Persiens besannen. Sein Nachfolger hat vom Vater weder den klaren Blick noch die harte Hand geerbt. Dieser Muzaffer ed-Din will sein Reich mit Reformen beglücken: und wird der Organisator der Revolution. Er läßt sich von Rußland zweiundzwanzig Millionen Rubel lei-



hen, verpfändet ihm dafür die Zolleinnahmen und ahnt nicht, daß der Entschluß zu so lästiger Abhängigkeit den Volkssinn dem Herrscher entfremden muß. England darf die Anmeldung seiner Wünsche nicht länger verzögern; kann aber, mit unzulänglicher Landmacht, nur einen bequemen Handelsvertrag und eine Drahtverbindung mit Indien durchdrücken, so lange der Reussenname die Asiaten schreckt. Erst nach dem mandschurischen Krieg wird die Verständigung mit dem geschwächten Konkurrenten möglich. Curzon's Landsleute kennen die Lehre der Persergeschichte; wissen, wie rasch jede Neuerung das Gefüge dieses Reiches lockert; und sind drum (natürlich) auf seine Sicherung bedacht. Revolution, Konstitution in Persien: während das europäische Festland sich wundert, preist der Brite den unaufhaltsamen Fortschritt befreiter Menschheit. Sieben Monate nach dem Tode des Schahs Muzaffer ed-Din ist das anglo-russische Abkommen über Persien fertig. Theilung? Wie häßlicher Schimpf wird der Gedanke in London abgewehrt. Für immer, spricht Sir Edward Grey, wollen wir die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Persiens sichern; der neue Vertrag soll beiden Mächten die Möglichkeit nehmen, unter dem Vorwand einer Interessengefährdung gewaltsam einzugreifen, und dem von der Furcht vor solchen Eingriffen erlösten Perserreich die Fähigkeit zu selbstständigem Handeln zurückgeben. Der Norden den Russen, der Süden den Briten: so wird den Erben des Kyros die Freiheit gewahrt. Daß seitdem in ihr Land die Ruhe nicht einkehren will, ist (natürlich) nur ein betrübender Zufall. Ein König der Könige wird, wie die Glaubens- und Standesgenossen Abd ul Hamid und Abd ul Aziz, abgesetzt und unschädlich gemacht, ein Knäblein heißt Schah und nach dem willkommenen Tod eines Reichsverwesers, der die Zeichen der Zeit nicht verstand, fällt die Regentenwürde an Nasr ul-Mulk, der in Oxford studirt hat und den Curzon und Grey eng befreundet ist. Dem Leun winkt der Sieg. Zwar stehen die Russen mit stattlicher Truppenzahl im Norden und können, wenn's ihnen paßt, Teheran (daß unter Mohammed Khan zur Hauptstadt wurde) bedrohen. Doch sie sind den Persern verhaßt und den Briten verbündet. Da ist also nichts zu fürchten. Und Britanien hat warten gelernt.

Scheint ihm der Tag der Ernte nun nah? Oder will es eine Machtprobewagen, die alle in drei Erdtheilen entstandenen Zwei-



fel mit einem Schlag wegzaubern soll? Während Nasr ul-Mulk in die Heimath reist und über eine anglo-persische Anleihe verhandelt wird, kommt dem Auswärtigen Amt in London plötzlich die Erkenntniß, daß die Unsicherheit der persischen Zustände nicht länger zu dulden ist. Ultimatum: Ihr sorgt dafür, daß in drei Monaten die Sicherheit der Karawanenstraßen in unserer südlichen Einflußsphäre nicht mehr gefährdet wird, oder wir schaffen uns aus Eurem Menschenmaterial und auf Eure Kosten eine Schutztruppe, die unter dem Kommando anglo-indischer Offiziere die Ordnung wieder herstellt. Ob Sir Edward Grey dem neuen Regenten und Studiengenossen, der ihn vor der Heimfahrt besuchte, diese Absicht entschleiert hat? Nasr ul-Mulk hätte vielleicht geantwortet: „Der Vertrag vom August 1907 öffnet Euch (und schließt den Russen) den Weg vom Westen nach Indien und Tibet. Daß Ihr auch die Bagdadbahn beherrschen, also den Persischen Golf völlig umflammern möchtet, begreife ich; die stille Herrschaft über Maskat, Ruweit, Bachrim bringt erst die erhoffte Rente, wenn der Endstrang der Bagdadbahn auf englischem Boden liegt. Dann habt Ihr den Feind in der Sackgasse und braucht nicht mehr zu träumen, er könne übermorgen den trockenen Weg nach Indien beschreiten. Seid im Lebensitz Eurer Macht vor Deutschland so sicher wie vor Rußland. Gegen dieses verständige Streben sage ich kein Wort. Bedenkt aber, was Ihr uns zumuthen dürft! Noch gilt England dem Perser als Hort der Freiheit und edler Gesittung; noch glaubt er, durch den Sphärenvertrag vom Jahr 1907 habe es Rußland, den Erzfeind, an raschem, rohem Zugriff gehindert. Jetzt? Wir wollen ganz offen zu einander reden. Die Unruhe in unserem Reich ist zum größten Theil Euer Werk und paßt in Euren Kram, weil sie Persien geschwächt und die Gelegenheit zu vortheilhaftem Vertragsabschluß mit den Russen geboten hat. Die fordern seitdem leise die Meerengenöffnung; können sie aber, trotz der londoner Verheißung, nicht erreichen, so lange ihre persische Stellung das Mißtrauen der Türkei von Mond zu Mond steigert. Wer ihnen den Bosporusschlüssel nicht gönnt, muß wünschen, daß sie sich noch fester in unsere Nordflanke einhaken; denn jeder Schritt vorwärts bringt sie einem Konflikt mit dem jungtürkischen Hochmuth näher. Und wenn fünfzig Briten nach Schiras marschiren, werden fünftausend Russen von Täbris nach Teheran geschickt. Diese Rechnung würde stimmen. Was aber sollen wir thun?



Die revolutionären Wirren, die schon drei Jahre dauern, werden in drei Monaten nicht enden; wird's für eine Weile mal ruhig, so kann der fluge Schutzherr der Nomaden leicht nachhelfen. Wir haben weder zuverlässige und entbehrliche Soldaten noch Geld zur Anwerbung der Bachtiaarenkrieger. Eurem vollen Säckel werden sie zulaufen. Dann haben wir im Norden die aus persischer Mannschaft und moskowitischen Offizieren bestehende Kosakenbrigade, im Süden die bachtiarische Gendarmerie unter Britenkommando. Die neutrale Zone, die 1907 keinem der beiden Kontrahenten zugesprochen wurde, wird von einer Polizeitruppe besetzt, die wir bezahlen und die Euch gehorcht; von persischen Unterthanen, die jeden Befehl anglo-indischer Offiziere ausführen. Braucht Persien dann noch einen Regenten, den Iran's Erde gebär? Und könnte ich, wenn das Volk sich so versklavt sähe, ungestraft noch mein Freundschaftsgefühl für England erweisen?"

Europa merkt, daß Eduard nicht mehr lebt. Der hätte die Sache behutsamer angefaßt. Hat Britannien die Kunst geduldigen Wartens verlernt? Trotz den Erfolgen der letzten Jahre, die gestatteten, Englands Bundesgenossen, in Marokko und in der Mandschurei, auf Anderer Kosten ermunternde Prämien zu spenden, kann kein nüchterner Brite wäghen, in West- und Ostasien das Spiel in hastigem Tempo fortsetzen zu können. Die Asquith und Grey sehen nicht aus, als seien sie bereit, mit ungeschirmtem Licht in die Pulverkammer zu klettern. Was wollen sie? Ungünstige Anleihebedingungen zu erlangen, war so geräuschvoller Kraftaufwand nicht nöthig. Auch ohne Bürgschaft für die Sicherheit der Karawanenstraße ist's dem englischen Handel in Persien seit 1907 gut, in diesem Jahre besser als je gegangen. Theilung des Iranerreiches? Ein Duzendminister müßte erkennen, daß dazu die Stunde unflug gewählt wäre. Die ganze islamische Welt wird von Wehen geschüttelt, als müsse sie morgen ein Neues gebären. Und England, das in Egypten und Indien die verwundbarsten Stellen hat, soll sich ohne Noth in die Hitze der Muselmanenwuth stürzen? Ohne Noth; denn in Persien hat sich unter dem alten Regenten behaglich gefühlt, wird sich unter dem neuen noch behaglicher fühlen und kann, als Freund der Türken und Perser, der Bagdadbahn leise die Hindernisse häufen. Eine allzu jähe Bewegung: und das feine Gespinnst des Bündnisses wird zerrissen. Herr Pichon ist Englands willigster Gehilfe.



Doch eine Politik, die das Osmanenreich zur Abkehr von den Westmächten zwänge, könnte auch er, als Vertreter des Türkenbankiers, nicht mitmachen. Rußland muß wünschen, daß keine Orientfrage beantwortet wird, ehe es militärisch wieder erstarbt ist. Britanien wäre in Europa fast vereinsamt, in Asien und Afrika dicht vor einer Lebensgefahr, wenn es den Machtbezirk des Khalifates zu verengentrachtete. Was es thut, ward sicher in Petersburg und Paris gebilligt. Nicht Besitzschmälerung, sondern heilsame Belehrung ist dem Islam zugedacht. Die Türken kaufen im Deutschen Reich Kriegsschiffe, lassen Oesterreichs Freundschaft rühmen und hoffen gar, in Deutschland das Geld zu finden, das Frankreich ihnen nur gegen die Gewährung unzweideutiger Kontrollrechte geben will. Quos ego! Der Nimbus, den der bösnische Handel den Kaiserreichen eingebracht hat, darf nicht länger währen; der Islam nicht etwa glauben, gegen Englands Willen sein Schicksal schmieden zu können. Zuerst die derbe Verhöhnung der deutschen Kapitalmacht, die hundert Millionen auf den heißen Stein tröpfeln läßt, den Türkendurst aber nicht, wie die aus vollen Eimern schöpfende Republik der industrilosen Rentner, zu stillen vermag. „Das deutsche Geld ist theurer als das französische; bei großen Summen würdet Ihr, selbst wenn sie in Berlin zu haben wären, den Preisunterschied weißlich scheuen.“ Dann, ohne Warnung, der Schreckschuß aus dem Bachtiaarenbezirk. „Paßt auf: Keiner wird sich rühren; und Deutschland, dessen Riesenkraft Ihr so laut preist, müßte doch gerade am Persergolf empfindlich sein. Wollt Ihr an dieses Reich, das Marokko den Franzosen gelassen und Abd ul Hamid wie einen Schächer geopfert hat, auch fortan noch tollkühne Hoffnung heften? Immer, tönte es in Damaskus über Saladin's Grab hin, wird der Deutsche Kaiser der Freund des Khalifen sein. Fragt Abd ul Hamid, ob diese Freundschaft ihm genügt hat“. Sir Arthur Nicolson, der Algesiras vorbereiten half, giebt, als Nachfolger Hardinges, ein weithin hörbares Lebenszeichen; ein zu schrilles, scheint's Manchem. Daß Nasr ul-Mulk auf dem Weg von London nach Teheran davon überrascht worden sei, wird nur die Einfalt glauben. Der Regent war wohl mit im Geheimniß. Sigt er erst fest, dann wird den Nomaden abgewinkt, aus Südpersien kommt kein Bericht mehr über Friedensstörung und Straßenraub: und der Statthalter, der das Reich vor Zerstückung bewahrt hat, lebt, wie Kyros, im Heldenlied.



Als letzter Regent aus persischem Stamm? Die Mär flingt nicht viel glaublicher als die Ankündigung franko-türkischer Feindschaft. Dschavid Ben (oder sein Nachfolger im Finanzministerium) wird der Republik das Wächterrecht einräumen, das in der hamidischen Zeit den zur Detté Publique Abgeordneten zustand; nach einer Anstandspause wird die Hohe Pforte dann den franko-tunesischen Vertrag anerkennen und die in der Türkei lebenden Algerier als Franzosen behandeln. Auch in Teheran wird sich für's Erste kaum Wesentliches ändern; der jetzt zwölfjährige Schah noch als Mündiger vielleicht die Last des Vasallenthums weniger fühlen als heute der Khedive von Egypten. England kann warten, bis Persien sich selbst das Grab bereitet hat; einem wurzellosen Volk, das immer wieder Neuerung erstrebt und immer wieder zeigt, daß es das Neue nicht dem Alten zu assimiliren vermag, hilft auch das Zufallsspiel mit Verfassung und Parlament nicht in rüstige Lebenskraft. Die Börsen sind ruhig geblieben und den Staatsmännern hat der seltsame Versuch diplomatischer Refognoszirung nicht die Laune getrübt. Daß in Konstantinopel ein paar Perser und Türken den Deutschen Kaiser als Schirmherrn der Musulmanen priesen und zum Schutz des Perserreiches aufriefen, wurde nur Denen zum Ereigniß, die Deutschlands Heil an die Osmanenmacht knüpfen (und verklärten Blickes anschauen, wenn ein deutscher Generaloberst die Front der Khalifengarde abreiten darf). Der bewährte Dreibund, Rumänen und Türken: da muß Albion doch das Schlottern lernen. Solches Gaukelwerk kann den ernstesten Betrachtern nicht blenden. Ersieht die Gefahr. Ueberall wirbt Britanien, hier schmeichelnd, dort drohend, Bundesgenossen gegen Deutschland; überall sucht es dem Rivalen die Märkte zu sperren. Ein unbedachtes Wort, ein täppischer Griff in die künstlichen Truggebilde: und irgendwo flackert's lichterloh aus dem First. Gewarnt seid Ihr; laßt die Warnung Euch Lehre werden! Der Versuch, im islamischen Erdbezirk die von Rußlands Ruhebedürfniß gestützten Westmächte zu überbieten, verheißt höchstens einen Augenblickserfolg und würde an Dem, der dreihundert Millionen mohammedanischer Orientalen in Bewegung brächte, einst schlimm gerächt. Südpersien soll den Briten den indischen Besitz sichern. Nur Deutschland vermag diesen Plan zu hindern, zu fördern. Der muthige deutsche Staatsmann, der die Kraft seines Landes kennt, kann, ohne Schwertstreich, unverwelklichen Lorber heimholen.





## Die Homosexualität im neuen Strafgesetzbuch.

Die Jahre lange, mühsame Arbeit der Kommission zur Ausarbeitung eines Vorentwurfs zu einem deutschen Strafgesetzbuch ist in einem dünnen Heft von sechsundsechzig Seiten enthalten. Eine Unsumme von Mühe steckt darin, wie allein schon der dicke Band des Kommentars beweist. Niemand wird den Beteiligten die Hochachtung für das Geleistete vorenthalten. Das ist denn wohl auch allseitig geschehen, womit freilich nicht gesagt ist, daß Alles aus einem Gusse sich darstellt und allen Wünschen Rechnung getragen wurde. Menschlich ist Das ja an sich schon unmöglich. Hier aber noch weniger, da die Kommission aus Juristen der alten, klassischen und der neuen, soziologischen Schule bestand. So konnte mehr oder minder nur eine Kompromißarbeit entstehen, die sich denn auch als solche vielfach dokumentirt, indem neben hochmodernen Anschauungen noch alte, rückständige, manchmal ganz unvermittelt neben einander stehen oder nur Halheiten zu Tage treten. So konnten oft scharfe Kritiken nicht ausbleiben. Das ist gut, weil so allein Hoffnung besteht, daß die endgültige Fassung vielleicht noch mehr modernen Geist zeigen wird als dieser Vorentwurf, der bei der schwierigen Sachlage trotzdem schon mit Freuden zu begrüßen ist, da doch vielfach schon Frühlingluft daraus weht.

Das Kapitel über die Homosexualität ist bisher noch wenig speziell unter die Lupe genommen worden; und so verlohnt es sich wohl, auch hier einmal hineinzuleuchten, Falsches aufzudecken, Wünsche vorzubringen und sie zur Diskussion zu stellen.

Der neue Paragraph, der den alten Paragraphen 175 ersetzen soll, ist der Paragraph 250 auf Seite 50. Der erste Hauptsatz darin lautet: „Die widernatürliche Unzucht mit einer Person gleichen Geschlechts wird mit Gefängniß bestraft.“ Fast wörtlich also wie im Paragraphen 175; doch war dort nur von solcher „zwischen Personen männlichen Geschlechts“ die Rede, während hier auch die Frauen mit einbezogen sind. Hier, wie bei Paragraph 175, ist der Begriff: „widernatürliche Unzucht“ nicht näher definirt, indem offenbar die Praxis der Rechtsprechung, welche darunter nur „beischlafähnliche Handlungen“ verstanden haben will, als Norm dienen sollte. Endlich ist unter der selben Rubrik auch die widernatürliche Unzucht mit Thieren enthalten, wie schon im Paragraphen 175.

Schon die Ueberschrift: „Widernatürliche Unzucht“ ist total verfehlt, da sie der wissenschaftlichen Forschung direkt in das Ge-



sicht schlägt. Bekanntlich wird der normale Coitus an sich nicht als „Unzucht“ bezeichnet. Da fragt sich doch, ob eine Geschlechtshandlung, die durchaus ein Aequivalent von jenem darstellt, als „Unzucht“ zu bezeichnen ist. Ich bestreite Das entschieden. Die Herren Juristen werden mir wohl darin zunächst Recht geben, daß sie in speziellen Wissensgebieten keine Sachverständigen sind, also auch nicht in den so überaus schwierigen sexologischen Dingen. Hier hilft der „gesunde Menschenverstand“ allein nicht; man muß sich schon an die Experten halten. Wo sind sie zu finden? Wenn man die schier unübersehbare Menge von Schriften über Homosexualität liest, wissenschaftlicher oder mehr populärer Art, ferner die Lehrbücher von Irren- und Nervenärzten, so sollte man meinen, es gäbe sehr viele Kenner der Sache. Dem ist leider nicht so. Ich kenne kaum mehr als ein Duzend von Männern in Deutschland, die mit Fug und Recht als wirkliche Sachverständige in Dingen der gleichgeschlechtlichen Liebe zu gelten haben. Als solche bezeichne ich nur Männer, die mindestens Hunderte von Urningen kennen gelernt haben, und zwar nicht in ihrer Sprechstunde, wo mehr pathologische Personen sich hindrängen, sondern im freien Leben. Sie müssen ferner die ausgedehnte, sehr zerstreute wissenschaftliche Literatur beherrschen und selbständig wissenschaftlich auf diesem Gebiete gearbeitet haben. Solche sind aber, wie gesagt, sehr dünn gesät; und darunter befindet sich nicht ein einziger Professor der Psychiatrie, Neurologie und gerichtlichen Medizin. Für mich sind demnach Männer wie Kraepelin, Hoche, Aschaffenburg, Forel nicht wirkliche Sachverständige auf dem Gebiet der Homosexualität. Wie viele Urninge hat Jeder davon wohl gesehen? Aschaffenburg spricht von dreißig, Schaefer von neun bis zehn. Was will Das besagen neben den Erfahrungen eines Magnus Hirschfeld, der ca. sechstausend Homosexuelle sah, oder den Hunderten von Bloch, Moll, Naefke und Anderen? Die nicht ganz Sachverständigen stehen meist noch auf dem alten Standpunkt von Krafft-Ebing, der zwar sehr viele Urninge in seiner Sprechstunde kennen lernte, aber wahrscheinlich nur wenige draußen. Und trotzdem hat dieser große Irrenarzt und Sexologe in der letzten Zeit seine Meinung gründlich geändert,\*) indem er das fast ausschließliche Angeborensein der Homosexualität anerkennt, ihre (seltene) Erwerbung nur auf Grund einer angeborenen Disposition für möglich hält und sie für keine Krankheit, sondern nur für eine

---

\*) Krafft-Ebing: Ueber sexuelle Perversionen. Die deutsche Klinik am Eingang des zwanzigsten Jahrhunderts. 1901.



Anomalie erklärt, die sehr wohl mit geistiger Gesundheit verbunden sein könnte. Sie komme endlich fast nur bei erblich Belasteten vor: ein Ausspruch, der jetzt kaum mehr aufrecht erhalten werden kann. Diese Urtheilsänderung des bedeutenden Forschers wird von den nicht Sachverständigen entweder nicht gekannt oder einfach ignoriert. Für mich kommen nur die paar wirklichen Kenner in Betracht. Damit ist nicht gesagt, daß sie unfehlbar seien oder daß alles über Homosexualität Vorgebrachte klipp und klar sei. Hier giebt es auch Meinungsverschiedenheiten und eine Menge von Problemen harret noch der Lösung.

Zunächst hat man erkannt, daß eine gleichgeschlechtliche Handlung irgend welcher Art für den Urning ein absolutes Aequivalent für den normalen Beischlaf darstellt, also für einen Menschen, der wirklich nur gleichgeschlechtlich fühlt. Für einen solchen handelt es sich dann nicht um Unzucht, sondern um einen ganz naturgemäßen Akt, der aus seiner eigenen Konstitution sich ergibt. Es ist also darum auch keine „widernatürliche“ Unzucht.

Nun steckt freilich in dem Beiwort: „widernatürlich“ eine theo- und teleologische Wurzel. Nach katholischer und evangelischer Auffassung darf der Same nur seinen Endzweck erreichen, also zur Kindererzeugung dienen; sonst ist es eine Sünde. Merkwürdiger Weise steht trotzdem die katholische Kirche den Urningen toleranter gegenüber als die evangelische, die in blindem Eifer dagegen wüthet, wie erst die preußische Generalsynode im vorigen Herbst bewies. Sie hat kein Verständniß für die Homosexualität, die doch nur ein Naturphänomen darstellt und keine Sünde. Das blinde Wüthen ist um so unverständlicher, als alle Tage im Schoß der geweihten Ehe die abscheulichsten sexuellen Praktiken vorkommen und nicht zuletzt auch Paederastie, also wahrhafte Unzuchtdelikte, die entweder zur größeren Erregung des Geschlechtstriebes unternommen werden oder eine Befruchtung vermeiden sollen. Wie viel Samen ferner durch die natürlichen Pollutionen verloren geht, wie viel Samen und weibliche Reimstoffe durch gewollten oder erzwungenen Coelibat die eigentliche Bestimmung der Befruchtung verfehlen: Das entzieht sich jeder Berechnung, wird aber von den Herren nicht weiter beachtet. Eben so wenig wird bedacht, daß eine Menge der gezeugten Menschen später zu Verbrechern, Dirnen, Geisteskranken, Epileptikern, Schwachsinnigen, Säufern wird, die besser ungezeugt geblieben wären. Es kommt eben mehr auf die Qualität als auf die Quantität des Menschheitmaterials an.

Hier sei eine kurze historische Notiz gestattet. Wie West-



marc\*) nachweist, entstammt der Haß der Hebräer gegen die Homosexualität dem Haß gegen den Gözendienst, mit dem sie diese Art des Verkehrs verbunden wähten; und die Christen übernahmen den Haß von ihnen. Ihre Spitze war also gegen den Götzkult, gegen die Rekerei gerichtet, die angeblich die Paederastie begünstigten, trotzdem im Alterthum andere Gründe dafür vorlagen, besonders das Bestehen der Sklaverei. Freilich war der Ursprung in der That ein kultischer, wie die alten griechischen Inschriften auf der Insel Thera beweisen, doch dachte man daran später nicht mehr. Immer und immer wieder wurde behauptet (und es geschieht leider noch jetzt), daß das Alterthum an seiner Unsittlichkeit, speziell an der Paederastie, zu Grunde ging, was total falsch ist. Hierfür lagen ganz andere Gründe vor. Gerade zur Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands war die Knabenliebe (meist nicht als eigentliche Paederastie, die verachtet und nur den Sklaven gegenüber erlaubt war) weit verbreitet und that der Tüchtigkeit des Volkes eben so wenig Abbruch wie in Japan, wo sie noch jetzt üblich ist. So lange es Menschen giebt, hat es wahrscheinlich auch Homosexuelle gegeben. Westermarc weist Das treffend nach. Die Herren Theologen sollten sich etwas mehr mit Kulturgeschichte befassen; dann würden sie gewiß milder sich äußern. Und wo bleibt die christliche Liebe? Auf merkwürdigem Vorurtheil beruht die alte Abneigung von der Sodomie. Man glaubte nämlich, bis tief ins Mittelalter hinein, daß aus einem geschlechtlichen Verkehr von Mensch und Thier monstra entstehen könnten.

Wenn freilich einmal die Homosexualität unter Strafe gestellt wird, so ist es zunächst nur logisch, auch die Frauen mit einzubeziehen, obgleich bis jetzt von der Lesbischen Liebe der Allgemeinheit kaum oder nur ein sehr geringer Schade erwuchs.\*\*\*) Ein paar Fälle prägen sich dem Geiste der Meisten leider so tief ein, daß sofort die Sache verallgemeinert wird. Diese Art von Kritiklosigkeit sollten namentlich Juristen nicht begehen.

Ganz falsch ist aber Folgendes. Nach der Rechtspraxis

---

\*) Westermarc: Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe, Leipzig bei Klinkhard. 1910.

\*\*) Ein mir befreundeter scharfsinniger Jurist und Menschenkenner schrieb mir: „Wir bekommen eine Gesetzgebung ab irato. Ganz toll ist die Hineinziehung des weiblichen Geschlechts, bei dem die Meisten gar nicht wissen, was eigentlich bestraft werden soll. In der Regel handelt es sich dort beim Eindringen in den Körper um nichts Anderes als um Masturbation, die beim Manne nicht bestraft wird.“ Diese Bemerkungen sind sehr richtig.



werden nur „beischlafähnliche Handlungen“ bestraft. Nun wissen wir aber jetzt, daß solche bei den Urningen nur relativ selten stattfinden; meist wird gegenseitige Onanie vorgenommen. Die Strafe trifft also nur eine sehr geringe Zahl von Urningen, da ja Onanie nicht bestraft wird. Die Pseudohomosexuellen freilich, die selten vor ein Forum kommen, betreiben mit Vorliebe die Paederastie, allerdings mehr in Bordellen, Gefängnissen, Kasernen, auf Schiffen und so weiter, und hier sind gerade die gefährlichsten Subjekte, die also nicht oder nur selten gefaßt werden.

Die Gesetzgeber scheinen nämlich gar nicht zu wissen, daß es neben Urningen auch Pseudohomosexuelle giebt, die zwar gleichgeschlechtliche Handlungen vornehmen, dabei aber nur heterosexuell fühlen. Dies geschieht aus verschiedenen Motiven, was ich hier nicht näher zu untersuchen habe. Zu den echten Homosexuellen gehören auch die Bisexuellen, also Solche, die homo- und heterosexuell fühlen und sich bethätigen, wobei freilich die eine Komponente gewöhnlich weit überträgt. Nach Hirschfeld ist ihre Zahl etwa doppelt so groß wie die der reinen Homosexuellen, während ein anderer ausgezeichnete Kenner, Numa Praetorius, keinen Bisexuellen kennt oder nur wenige.

Die Strafe würde also im Allgemeinen bei den Pseudohomosexuellen am Platze sein, nicht aber bei den Urningen. Sie würde also mehr die Unschuldigen treffen, wenn sie die gleichgeschlechtliche Handlung als solche schon, abgesehen von den Nebenumständen, bestraft. Dagegen ist es eine wahre Erkenntniß des Gesetzes, freilich wider Willen, wenn es die Leute bestraft, weil es sie für zurechnungsfähig hält. Es stellt sich also nicht auf den Standpunkt Vieler, die sie für Geistesranke und somit Unzurechnungsfähige hinstellen möchten. Auch jetzt noch werden von den meisten nicht Sachverständigen die Urninge mindestens als Entartete betrachtet, was doch noch sehr fraglich erscheint. Nach mehreren der besten Kenner sind sie kaum mehr entartet als Normale und, wie ich speziell glaube, auch kaum erblich belasteter, wobei man selbstverständlich den Begriff Entartung nicht zu eng zu fassen hat, denn sonst kommt schließlich ein Jeder in Gefahr, dazu gezählt zu werden. Mir erscheinen die Urninge kaum degenerirter zu sein als die Normalen, und wenn auch darunter vielleicht mehr Nervöse sein mögen, so ist sicher viel davon auf die traurige Lage zu schieben, in der sie sich befinden und die sie in tägliche und schwerwiegende Konflikte bringen kann. Man kann das Groß der Homosexuellen höchstens als abnorm, aber nicht als krank bezeichnen. Ich halte diese Triebrichtung für eine Hemmungbil-



dung, die an sich allein aber noch lange keine Entartung bedeutet, denn dazu müssen noch weitere Zeichen treten. Manche (zum Beispiel: Uletrino) halten die Homosexuellen sogar für eine normale Variante einer Minderheit von Menschen, was freilich kaum richtig sein dürfte. Wir können also sagen, daß es unter den Homo- wie unter den Heterosexuellen gesunde, kranke, entartete, edle und unedle Elemente giebt, und nur das Häufigkeitsverhältniß ist strittig; doch glaube ich, wie schon gesagt, daß es im Ganzen ein ziemlich gleiches oder nur wenig verschiedenes sein dürfte.

Bei den Homosexuellen ist noch ein Punkt zu betrachten. Trotz der gegentheiligen Ansicht des Kommentars zum Vorentwurf muß ich hervorheben, daß bei ihnen, wie auch bei den Normalen, die Stärke des Geschlechtstriebes doch auch mit in Anschlag kommen muß. Gerade bei den Urningen scheint die libido früher und stärker aufzutreten und länger anzudauern als sonst. Dadurch müssen die Hemmungen natürlich eher überwunden werden. Doch kann hier nur von Fall zu Fall geurtheilt werden. Ob ein Beflagter in concreto geisteskrank oder minderwerthig ist oder nicht, kann nur der Psychiater richtig beurtheilen. Ob er dagegen ein Urning ist oder nur ein Pseudohomosexueller: Das können nur die wenigen wirklich Sachverständigen entscheiden, die daher für eine solche Frage allein zu hören wären. Diese Frage kann eventuell so schwierig zu beantworten sein, daß die Sachverständigen verschiedener Meinung sein können. Da also auf alle Fälle die Differentialdiagnose zwischen echten Homosexuellen und Pseudohomosexuellen eine sehr schwierige ist, wie bei den Urningen, und von widernatürlicher Unzucht nicht die Rede sein kann, so muß schon deshalb der Paragraph 175 resp. 250 fallen.

Was nun aber den Gesetzgeber besonders leitete, den Paragraphen stehen zu lassen, ist der Umstand, daß angeblich die Gefahr der Jugendverführung durch Urninge eine sehr große ist und dadurch den Knaben Schade an Leib und Seele entsteht. Das wird im Kommentar in den schwärzesten Farben geschildert. Hier handelt es sich um krasse Uebertreibungen. Es ist zunächst ein Hauptergebniß der Forschung, daß Homosexuelle nur ganz selten an die Jugend sich heranmachen, und noch viel seltener gar an viele Jungen, da schon allein dadurch die Gefahr der Entdeckung sehr groß wäre. Sie wählen zu Geliebten viel öfter schon mündige Menschen, oft auch reife. Ich selbst kenne nur einen einzigen Urning, der Knaben sich hingab. Daß also solche Fälle vorkommen, soll nicht geleugnet werden, sie sind aber im Ganzen überaus selten, unendlich viel seltener als die Verführung junger Mädchen



durch Heterosexuelle, wobei die Mädchen noch oft genug syphilitisch angesteckt werden und nicht selten ein langes Siechthum ertragen müssen, was bei den verführten Knaben so gut wie nie geschieht. Verführt wird aber gerade am Meisten zu gleichgeschlechtlichen Praktiken von Pseudohomosexuellen, fast nie von echten Homosexuellen, in Internaten, Gefängnissen, Kasernen, auf Schiffen; und diese Fälle kommen gerade nicht vor Gericht.

Auch die Schädigung der verführten Jugend wird sehr übertrieben. Der Schade am Leibe ist meist gleich Null und für den Geist gewöhnlich nur gering. Es läßt sich wohl denken, daß ein Junge im Alter des undifferenzirbaren Geschlechtstriebes durch Verführung und Nachahmung wirklich homosexuell wird, doch nur, wenn er dazu Disposition in sich trägt. Die Zeit der Undifferenzirbarkeit verschwindet bald, die wahre Natur des heterosexuellen Geschlechtstriebes bricht durch und der Knabe wird sicher bald den abnormen Verkehr abbrechen, wenn er nicht etwa zum Prostituirten sich ausbilden will. Die Seele wird kaum mehr Schaden erleiden als die eines Klienten von Bordellen. Die Hauptsache ist also, daß kein Heterosexueller durch Verführung, Onanie und Aehnliches die Homosexualität erwerben kann und Jemand im Alter des undifferenzirbaren Geschlechtstriebes nur dann, wenn die Anlage zur Homosexualität schon in ihm steckt. Solche Fälle sind ganz selten. Trotzdem wird der Gesetzgeber gut thun, für solche immerhin möglichen Fälle das Schutkalter auf sechzehn oder achtzehn Jahre hinaufzusetzen.

Man sieht jedenfalls, daß die Gefahr einer sittlichen Verderbniß der Jugend durch die Urninge unendlich geringer ist als die Möglichkeit, in und außerhalb der Schule von Mitschülern oder Anderen zur Onanie verleitet zu werden, die auch unter Umständen bössere Folgen haben kann. Der beste Beweis aber, wie übertrieben solche Furcht ist, bleibt der Umstand, daß, wo, wie in Frankreich, der ominöse Paragraph 175 nicht besteht, nicht nur das Erpresserthum dadurch geringer geworden ist, was die Herren Juristen nicht werden leugnen können, sondern daß im Allgemeinen von einer speziellen Depravirung der Jugend durch Verführung zur Homosexualität nicht die Rede ist.

Der zweite Abschnitt des Paragraphen 250 im Vorentwurf (Mißbrauch der Amts- oder Dienstgewalt) ist völlig gerechtfertigt, eben so die schwere Bestrafung der Erpresser, die wirklich moralisch viel tiefer stehen als alle anderen Verbrecher, sogar die Mörder, und welche ein Dante sicher, wie die Wucherer, in den untersten Höllenring verwiesen haben würde. Die Sachverständi-



gen fordern, daß man den Paragraph 175 ganz fallen läßt und die Homosexuellen bei Sittlichkeitsdelikten nicht anders behandelt als die Heterosexuellen, sie also nur in bestimmten Fällen bestraft, wenn sie öffentlich Uergerniß bereiten, sich an Minderjährige vergreifen, Nothzucht üben, die Amts- oder Dienstgewalt mißbrauchen. Diese Forderung entspricht allein der Humanität, der Gerechtigkeit und dem modernen Geist, der sich den wissenschaftlichen Ergebnissen anzuschmiegen und vor Allem von jeder metaphysischen Spekulation sich frei zu halten hat, so weit es sich nicht um Gewinnung einer Weltanschauung handelt, die auch der Moderne haben muß, freilich eine Weltanschauung, die die realen Verhältnisse nie ignoriert.

Auf recht schwachen Füßen steht die Behauptung des Kommentars, daß die Beibehaltung des Paragraphen 175 den Anforderungen der „gesunden Volksanschauung“ entspreche. Was heißt: Volksanschauung? Niemand wird wohl leugnen können, daß alle Gesetze zunächst Massengesetze sind, geschaffen von den Mächtigen und Gebildeten, die natürlich vor Allem ihre eigenen Wünsche erfüllt sehen möchten. Vier Fünftel des Volkes wissen überhaupt kaum Etwas von der Homosexualität. Die Meisten erfahren von der Sache gewöhnlich erst bei den Soldaten. Sogar unter den Gebildeten sind noch viele Ignoranten. Die Behauptung eines allgemeinen Abscheues ist also unhaltbar und zeigt von Neuem, wie oft die Juristen weltfremd sind und von der Volkspsychologie recht wenig wissen. Zum Glück ist es hiermit bei der jüngeren Generation besser bestellt. Ob der Gesetzgeber überhaupt das Recht hat, durch Gesetze moralisch auf das Volk einzuwirken, erscheint mir sehr fraglich. Das soll er Anderen überlassen und lieber sich bestreben, nur gewisse Handlungen unter Strafe zu stellen, die wirklich dem allgemeinen Volksempfinden und nicht nur dem Fühlen der upper ten thousand widerwärtig sind. Wenn der Vorentwurf im Reichstag zur Berathung gelangt, so wollen wir nur hoffen, daß in der Kommission, die damit zunächst betraut sein wird, auch wirkliche Sachverständige gehört werden. Auch ein historisch-vergleichendes Studium der Sache ist aber der Kommission zu empfehlen. Besonders sollte sie das Kapitel über Homosexualität in dem großen Werk Westermarcks lesen, um sich zu überzeugen, daß die Homosexualität kein Entartungsmerkmal ist und daß schon Naturvölker die Triebrichtung der Homosexuellen als angeboren erkannten.

Hubertusburg. Med.-Rath Professor Dr. G e o r g N a e d e.



## X Ninon und ihr Sohn.

**N**on Ninon de Lenclos, der berühmten Guldin des siebzehnten Jahrhunderts, erzählt die Historie eine sentimentale Mär. Als sie fast schon an die ehrwürdige Schwelle des Patriarchenalters gelangt war, hatte sie ihren galanten Beruf noch immer nicht aufgegeben und noch immer fanden sich (besonders geistliche) Lebemänner, die bereit waren, ihre unverwelflichen Reize zu genießen. Und plötzlich tauchte ein junger Mann auf, elegant, schön, unternehmend, der sich ihr näherte. Ihr eigener Sohn. War es das Blut, das ihn zu ihr zog? Er stammte aus einer Zeit, da Herr von Gersay Ninons bevorzugter Freund war. Doch fern von seiner Mutter, deren Lebenswandel er nicht kennen durfte, fern von seinem Vater, der mancherlei Gründe hatte, seine Vaterschaft nicht überlaut zu betonen, wuchs Gaston bei einer Herrn von Gersay befreundeten Edelmannsfamilie auf, ohne von seinen Eltern zu wissen, heimlich nur von Gersay überwacht und unterstützt. Mit zwanzig Jahren trat er dann, unter dem Namen eines Chevalier de Villiers, in die große pariser Welt ein. In die Welt und in die Halbwelt. Und um ihm den allerfeinsten, den feinsten Schliff zu geben, ließ man ihn auch in die Salons seiner herrlichen Mama einführen, die, wie gesagt, trotz ihren hohen Jahren noch immer den Ruf einer Verführerin größten Stils hatte und, wie manche andere Coctte damals, als beste Lehrmeisterin des guten Tones galt. Gaston verliebte sich bis über die Ohren in die geistvolle, erfahrene Frau. Ein zitternder Schreck ergriff Ninon, als sie die Leidenschaft in dem jungen Mann, der ihr Sohn war, emporblühen sah. Aber der Widerstand, den sie leistete, nützte nicht; die Kälte, die sie vorspiegelte, vermochte den Jüngling nicht abzufühlen. Gerade an der Gegenwehr entzündete sich Gastons Leidenschaft immer heftiger: und eines Abends, im duftenden Garten von Ninons prunkvoller Renaissancevilla, versuchte er, sie im Sturm zu nehmen. Da enthüllte sie ihm denn, daß sie seine Mutter sei, und er, totenbleich, irren Blickes, wankend, griff nach seinem Dolch und stieß ihn sich mitten ins rothe Herz. Er konnte nicht überleben, daß seine wilde Leidenschaft für diese Frau, weil sie seine Mutter war, für alle Zeit unbefriedigt bleiben solle. . . . So erzählt die Tradition, die *fable convenue* von Ninon und ihrem Sohn Gaston.

In der gemeinen Wirklichkeit aber sah die Sache ganz anders aus. Meine Reisen durch Frankreich führten mich vor einigen Jahren (es war noch vor der Trennung von Kirche und Staat) auch in das berühmte Kloster der Karthäusermönche, in dem Gastons Gebeine zur letzten Ruhe bestattet sind. Es liegt etwa zwanzig Kilometer von Grenoble im Departement Isère, in einer finsternen Thalschlucht, von blauen Wäldern und den zweitausend Meter hohen Schroffen des Grand Com eng umschlossen. Ich wurde in dem alten, verwitterten Gebäude vom Prior freundlich empfangen und durfte die Schätze betrachten, die die reiche Bibliothek und das Archiv des Klosters bergen.



Da fand ich eine Handschrift, die über Gastons wahren Roman klaren Aufschluß gönnt. Das Wesentliche daraus will ich mittheilen.

Gaston hatte von seiner Mutter den ironischen Geist geerbt, der uns noch aus ihren erhaltenen Briefen entgegenweht; und von seinem Vater den unternehmenden, aggressiven, ritterlichen Geist. Er war gut erzogen worden und kam nun, im Besitz sorgsam entwickelter Geistesgaben, in den Kreis Ninons. Doch er hat sie nie geliebt. Trotz allen Mitteln, die sie brauchte, um ihrem Körper die Elastizität, ihrem Gesicht den Schmelz und die Frische der Jugend zu geben, trotz der gefälligen Tracht der Zeit, die mit weißer Puderperücke und reichlicher Schminke die Unterschiede der Lebensalter zu verwischen strebte, trotz Alledem verriethen ihre Züge die Last der Jahre. Gaston fand es höchst komisch, fand es geradezu grotesk, daß diese Greisin, diese mühsam gepflegte Mumie ihre Eroberungszüge durch das beschwerliche Gebiet der Liebe noch immer nicht einstellen wolle, und spottete oft vor seinen intimsten Freunden, dem Chevalier de F., von dem die Aufzeichnung stammt, und zwei anderen jungen Kavaliern, über die Geistlichen, die diesem verwelkten Leib noch Wonnen zu entlocken wußten. Im Uebermuth einer tollen Nacht beschloß er, mit der galanten Matrone sich einen derben Scherz zu erlauben. Er wollte ihr Liebe heucheln, um des Vergnügens willen, an dieser vermeintlichen Flamme seiner Leidenschaft sie Feuer fangen, in Ekstase gerathen zu sehen, und sie dann mit strafendem Hohn und eiskaltem Lachen verabschieden. Diese Blamage der Alten bereitete er mit großem Eifer vor und wettete mit seinen jungen Freunden, denen, wie ihm selbst, seine Herkunft völlig unbekannt war, um hohe Summen auf das Gelingen des fecken Späßes. Damit die Wette zu redlichem Austrag komme, sollten sie Augenzeugen der Demüthigung sein, die er der alten Buhlerin zgedacht hatte.

So oft sich machen ließ, war er nun in Ninons Gesellschaft, heuchelte der Frau, die ihre Runzeln kaum noch wegzuschminken vermochte, leidenschaftliche Liebe und spielte mit Augenverdrehen, Blumenpenden, Aufmerksamkeiten aller Art den getreuen Seladon seiner Dame. Ninon nahm das Spiel für Ernst; und da sie wußte, wen sie vor sich habe, fühlte sie sich wohl ein Wenig beunruhigt; ein ganz klein Wenig nur. Sie konnte sich nicht entschließen, den starken Sohn von sich zu weisen, dessen Anblick ihr eine Freude war, und litt, bei aller Empfänglichkeit für Schmeichelei dieser Art, doch unter dem Eindruck, daß Gaston von Tag zu Tag heißer und dringlicher wurde. Er aber hielt ihre leise Unruhe für ein deutliches Zeichen ihres keimenden, ihres sich steigernden Sinnenverlangens nach seiner Person. Der Widerwille, den er vor der welken Lüsternheit spürte, mußte überwunden werden. Er that's; lachte, während er feurig seine Liebe betheuerte, in sich hinein und sah schon den Tag nah, an dem er all seine Wetten gewinnen werde.

Der Tag kam. Die Freunde waren verständigt und warteten hinter einer blühenden Kastanienlaube, in deren breitem, grünem Schuß



daß ungleiche Paar schnäbeln sollte. Auf ein Zeichen würden die Drei hervortreten und Ninons lächerliche Situation höhrend bis zur Neige mitgenießen. Gaston that, als drohe die Leidenschaft, ihn zu zerstören. Er bat, flehte, zürnte, weinte, schwor; schließlich suchte er Ninon mit wilder Gewalt an seine Brust zu reißen.

Sie wehrte ihm nicht. Denn seine gut gemimte Gluth begann auch sie zu erfassen, auch sie zu durchlodern. Immerhin fand sie die Kraft zu dem Wort: „Aber zuerst mußt Du wissen, daß Du mein Sohn bist.“

Er begriff noch nicht, was sie meinte. „Wie?“ Er stammelte.

Sie aber... Mit munterer Koketterie erzählte sie ihm Alles; bot auch Beweise an; und lachte dabei. Der Jüngling taumelt. Brennende Scham röthet sein Gesicht; er denkt an die Freunde, an die Wetten, an den Hohn, mit dem er Wochen lang die Mutter bespitzt hat, an ihren Ruf, der auch ihn nun für alle Zeit zeichnen müsse. Noch ein häßliches Schimpfwort wirft er der Mutter ins Antlitz. Dann greift er, in jähem Entschluß, nach dem schlanken Dolch, den er an der Seite trägt, und stößt ihn sich in die Brust.

Ninon war natürlich sehr erschüttert. Drei ganze Tage lang. Sie fastete sich sogar und keiner ihrer geistlichen Freunde durfte sie während dieser Trauerzeit besuchen. Dann freilich hörte sie irgendwie von dem wirklichen Motiv, das Gaston zum Selbstmord getrieben, daß er sie nicht geliebt, sondern grausam verhöhnt habe und die ganze umständliche Werbung nur eine abgefartete Komödie gewesen sei. Und jetzt hatte sie das Recht zu sittlicher Entrüstung. Doch bald fand sie, für ihren Ruf und ihre Beziehungen sei es am Ende besser, wenn diese Geschichte nicht ans Licht komme. Unter Berufung auf die Pietätspflicht bat sie Gastons Freunde um Verschwiegenheit. Und verbreitete selbst dann die unbezahlbar rühmliche Legende, Gaston habe sich aus unglücklicher, unstillbarer Liebe zu seiner noch immer herrlichen, noch immer höchst begehrenswerthen Mama (Rue Louis Treize 25) das junge Leben genommen. Lesage hat ihr geglaubt und im „Gil Blas“ ihre Darstellung wiederholt. Er war nicht der Einzige. Die fünf- und sechzigjährige Ninon hatte ihre Reklame.

Wien.

Rudolf Strauß.



## X Anzeigen.

**Samain; Essays und Umdichtungen.** Von F. R. Benndorf.

Verlag von C. W. Bonsels in München. Preis: Eine Mark.

Kammermusikwerke für ein Ensemble weniger Instrumente setzen zu ihrem Genuß, auch bei musikempfindlichen Menschen und in höherem



Grade als Konzert- und Theatermusik, eine gewisse Kenntniß musikalischer Architektur, Übung der Phantasie und Bildung des Geschmacks voraus. Und das Selbe thun die Gedichte, die der Deutsche hochgetragen, der Franzose *très-hautain*, der Engländer *high-class* nennt und deren Gesamtheit die Bezeichnung Kammerpoesie nahelegt. Auch sie beanspruchen, in höherem Maße als Volkslied und volksthümliches Gedicht, Kultur der Phantasie und des Geschmacks und ein gewisses Gefallen an der Kontrapunktik der Worte. Und auch sie sind daher nur einer kleineren Gemeinde vorbehalten, mag es sich um moderne Produkte handeln oder solche der Vergangenheit: etwa von Pindar, Horaz, Hafis, Dante, Petrarca, Shakespeare, Goethe, Hölderlin, Brentano, Novalis.

Das exklusivere Wesen der „Kammergedichte“ hindert jedoch keineswegs (wie Manche meinen), daß sie eben so spontan erfunden werden wie ein schlichtes, Allen eingängliches Lied. Sie kommen aus der selben Gefühlsspannung und naiven Gestaltungslust wie dieses; nur schöpft ihr Autor aus einem reicheren Vorstellung- und Anschauungsvorrath, nur mischt sich sein poetisches Sondergefühl in das poetische Gemeingefühl tiefer ein und seine Seelenvielfältigkeit, die Verfeinerung seiner Sinne, die Beweglichkeit seiner Phantasie führt ihm Bildlichkeiten zu, die nicht *prima vista* und nicht auf Jeden wirken. Die Terzinen, die Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel nieder schrieb, bedeuten den selben Urlaut des Herzens wie sein „Mallied“, obwohl ihr Ausdruck einfachen Naturen komplizirt erscheinen mag und „Nachdenken“ auferlegt.

Wenn auch die Moderne im Umkreis des volksthümlichen Gedichts viel Werthvolles hervorgebracht hat, ist doch die Kammerpoesie ihr Krongut. Und mehr noch: sie ist die repräsentative Dichtungsgattung unseres Zeitalters. Weder in der dramatischen noch in der Romandichtung herrscht die Produktivität, Originalität und Stilreise wie innerhalb ihres „*paysage intime*“. Das „große Genie“ der heutigen Literatur, nach dessen Verbleib man oft fragen hört, existirt. Nämlich als Summe Dessen, was die Lyrik der letzten Jahrzehnte geschaffen hat. Nicht nur in Deutschland, sondern in Europa. Die Lyrik des Auslandes athmet den selben Geist eines neuen Individualismus, Idealismus und Naturalismus; und die Gedichte des Italieners D'Annunzio, des Iren Yeats, des Engländers Kennel Rodd, des Russen Brjussow, des Polen Kolicz-Lieder, des Tschechen Brchlich, des Belgiers Van Verberghe, des Franzosen Francis Jammes, des Norwegers Knut Hamsun, des Ungarn Palághi sind gleichermaßen seine Zeugen wie die der modernen deutschen Groß- und Kleinmeister der Lyrik.

Mit der Thatsache der Erneuerung und Blüthe der Lyrik steht die Theilnahmlosigkeit, die diese Kunst findet, in beklagenswerthem Widerspruch. Während es für die seriöse Malerei und für die Kammermusik ein größeres Publikum giebt, während neue Romane und Dramen den Gegenstand ausführlicher Zeitungsbesprechung und gesell-



schastlicher Unterhaltung bilden, ist die Kammerpoesie nur Vereinzelt bekannt und ihre Werke, die jene Romane und Dramen an Gehalt oft weit übertreffen, werden in der Presse gar nicht oder nur flüchtig angezeigt und das Publikum weiß kaum von ihrem Dasein. Der lyrische Poet lebt isolirt und muß zufrieden sein, wenn seine Arbeit ihre Rechtfertigung in sich selber findet.

Zur Erklärung des Mißverhältnisses zwischen Gesellschaft und lyrischem Kunsstdichter läßt sich Mancherlei anführen.

Die allgemeine Zeitstimmung von heute steht dem individualistischen lyrischen Kunstgeist überhaupt entgegen. Die Hast und Anstrengungen unseres Erwerbslebens bestimmen Den, der Kunst sucht, die vorzuziehen, die unterhält; oder wenigstens die ernsthafte Kunst, die ihm mit Widerspiegelungen des umgebenden und gewohnten Lebens entgegenkommt. Daß aber geschieht hauptsächlich in der dramatischen und erzählenden Dichtung (daß es eben so gut in der Lyrik geschehen kann, beweisen die Gedichte von Liliencron, Holz, Dehmel, Hendell, Stolzenberg, Busse, Alfons Paquet und vielen Anderen): daher die einseitige Schätzung dieser Kunstgattungen (und die groteske Ansicht, daß Dramen und Roman schon an sich „höhere“ Gattungen seien als Lyrik). Ferner der Umstand, daß der Lyriker ein subjektiv umgrenztes und oft sehr unkonventionelles Gefühlleben darstellt, oder auch Gefühlleben auf Grund von Erfahrungen aus einem Reich des Gedankens, das dem Menschen des „praktischen Lebens“ fernliegt. Dem Einwand, daß Werke der Musik und Malerei, die auch dieses unkonventionelle Gefühlleben enthüllen, doch trotzdem sich einer größeren Gemeinde erfreuen, ist damit zu begegnen, daß Genußfähigkeit (und daher auch Genußbedürfniß) für die Lyrik der Töne und Farben in Folge traditioneller Pflege und häufiger Gelegenheit zu ihrer Ausbildung viel verbreiteter ist als Genußfähigkeit für die Lyrik der Worte (für diese fehlt die Anregung, die für jene, zum Beispiel, in Konzert, Galerie und Ausstellung gegeben ist). Die lyrische Dichtkunst ermangelt des festen Stammpublicums von Liebhabern und Kennern, das in Musik und Bildender Kunst vorhanden ist. Eine Ursache dieses Mangels liegt darin, daß das Verständniß jener besonderen Sprache, die man das lyrische Idiom nennen kann, weder in Schule noch öffentlichem Leben gefördert wird. Denn dieses Verständniß folgt keineswegs aus der Beherrschung der Alltagssprache (ein Trugschluß, der die Anzahl der Pseudolyriker erklärt). Das lyrische Idiom ist eine angeborene „fremde“ Sprache und fordert vom Aufnahmewilligen das selbe Einleben wie die Sprache der Töne oder Farben. Es fordert ein Ohr für Metapher und Gleichnißrede, ein Auge für das mythologisch Ungezeichnete, für die Bildverwandlungen der künstlerischen Natur. Wer im Gedicht nur die primitive Bildlichkeit der Alltagssprache wiederfinden will, wer die eigenwillige Logik des lyrischen Idioms mit dem Maßstab der Logik der Verstandessprache mißt, Der wird Werthe der lyrischen Wortkunst (die selben, die er in der lyrischen Ton- oder Farbenkunst doch erkennt)



leicht verkennen und das Schwungvolle oder Delikate des Ausdrucks dann etwa überladen oder pretiös heißen.

Besteht nun an sich schon gegen Iyrischen Sprachausdruck eine verbreitete Voreingenommenheit und Fremdheit, so finden diese Gefühle heute erst recht Nahrung, weil jener Ausdruck überall noch Fortschritte gemacht hat im Sinn des Aparten, noch nicht Gesagten, subjektiv Differenzirten. Und so kommt es, daß man sich von der Befremdung und Hilflosigkeit ihm gegenüber durch ein summarisches Urtheil zu befreien sucht. Dem Beispiel von Journalisten, Wanderrednern und Schriftgelehrten der Literaturgeschichte folgend, spricht man von „Aesthetenkunst“ und verbindet mit diesem Schlagwort die unklaren und unfruchtbaren Begriffe „Lebensfremdheit“, „Schöngeistigkeit“, „Formalismus“. Es ist die Geberde der Abwehr einer gegen Iyris gleichgiltig gesinnten Zeit. Und es ist die bequeme Phrase, in der sich die Scheu vor den neuen Anforderungen Luft macht, welche die moderne „Kammerpoesie“ an die Imagination stellt, aber auch die Verlegenheit vor dem Künstler, der wesentlich Iyrischer Dichter ist.

Dresden.

Dr. Friedrich Kurt Bendorff.



### Abstraktion und Einfühlung. R. Piper & Co. in München.

Die treibende Kraft dieses stilpsychologischen Versuches war die Erkenntniß, daß unsere üblichen ästhetischen Werthungen unzulänglich sind gegenüber dem Gesamtkomplex der Kunstthaten und es das πρῶτον ψεύδος aller kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise ist, daß wir die vergangenen Dinge nicht von ihren, sondern von unseren Voraussetzungen aus werthen. Es ist offenbar, daß wir mit unseren ästhetischen Werthungen und Anschauungen nur dem verhältnißmäßig kleinen Bezirk europäisch-klassischer Kunst gerecht werden. Stilphänomenen wie der orientalischen Kunst oder der Gothik stehen wir hilflos gegenüber und würdigen sie nur von unseren Voraussetzungen aus, also nur negativ. Denn uns ist die Kunstgeschichte ja immer noch eine Geschichte des Könnens, in der das subalternste Moment des künstlerischen Prozesses, die Wirklichkeitnachahmung, bewußt oder unbewußt als ausschlaggebend erachtet wird. Die Erkenntniß, daß die Kunstgeschichte eine Geschichte des Wollens ist und daß alle Stileigenthümlichkeiten vergangener Epochen nicht auf ein mangelndes Können, sondern auf ein anders gerichtetes Wollen zurückzuführen sind, kämpft noch immer vergeblich gegen die Trägheit unserer gewohnten Vorstellung von einer Kunstentwicklung, die sich aus unbeholfenen Anfängen langsam zur klassischen Höhe des vollkommenen Könnens herausarbeitet. Für nichtklassische Kunst haben wir im besten Fall, abgesehen von dem antiquarischen, nur ein literarisch-snobistisches Interesse, das ihr eben so wenig gerecht wird wie die naive negative Würdigung des Kunsthistorikers. Was nothut, ist, in den formalen Werthen



nichtklassischer Kunstprodukte das positive Wollen zu entdecken, das sie so und nicht anders schuf, das sie immer nur in dieser Form zum präzisen Ausdruck einer Seelenstimmung machte. Mit Seelenstimmung ist nichts Sentimentales gemeint, sondern das wechselnde Verhältniß der Menschheit zum Kosmos, das nicht nur der Untergrund aller religiöser, sondern auch aller künstlerischer Produktion ist. Aus diesen mehr erlebten als erdachten Erkenntnissen heraus entstand der vorliegende kleine Versuch, der vorsichtig Orientierungspunkte abstecken will für das große Jenseits der Klassik, für die transszendentale Kunst, die aus viel tieferen Welterkenntnißgründen stammt als die wirklichkeitgläubige und deshalb immer zur Anthropomorphisirung neigende europäisch-klassische Kunst. Die Kunst des Orientalen war abstrakt, transszendental, weil er Erkenntnißkritiker von Instinkt war. Die Wissenschaftlichkeit des Europäers veräußerlichte das Weltbild, drängte alle instinktiven Daseinsängste zurück und ließ aus wirklichkeitgläubiger Weltfrömmigkeit die klassische Kunst erblühen.

Dr. Wilhelm Worringer.



**Das Mysterium des Menschen. Eine Einführung in den Okkultismus.** Von Ludwig Deinhard. Reichl & Co. in Berlin.

Der Zug unserer Zeit ist zweiseitig. Er geht nach unten und nach oben. Nach unten strebt sie zur Veräußerlichung unserer Kultur im materiellen Leben, nach Vervollkommnung der Technik, nach Raffinement der Sinnengenüsse; sie versinkt dabei mehr und mehr in materialistische Denkgewohnheiten, als Wirklichkeit erscheint ihr nur die Sinnenwelt. Nach oben aber strebt ein Suchen unserer Zeit, das sich auf die Verinnerlichung und Vergeistigung des Lebens, Fühlens, Denkens, Wollens richtet. Die sichere Führung auf dem ersten Weg hat die Königin der Wissenschaften in der Neuzeit, die Physik. Wer aber führt uns aufwärts? Seit dem Niedergang des Mittelalters hat die Theologie ihre Herrschaft über unser Geistesleben nach und nach verwirkt und eingebüßt; die Philosophie hat bisher noch diese Herrschaft nicht gewonnen, obwohl Das ihr Beruf sein sollte. Woran fehlt es hierbei? An der volksthümlichen Anschaulichkeit. Die ernst und aufrichtig Strebenden werden nicht über die materiellen Denkgewohnheiten erhoben, sich mit ihrem Körper zu identifizieren, sich für ihren Leib zu halten, den sie haben, sich nicht als das seelische, geistige Wesen selbst zu fühlen, das sie sind. Man verweist sie nicht auf die handgreiflichen Erfahrungen, die sie von ihrem individuellen Dasein weit hinaus über Geburt und Tod überzeugen können und die für die lebendige Wirklichkeit der Geisteswelt zeugen. Dies ist allein der Wendepunkt im Geistesleben der Kulturvölker und im Leben jedes Einzelmenschen. Für Philosophie und Theologie sind diese umgestaltenden Erfahrungen nur schemenhafte Probleme; und die Lösungen, die sie bieten, sind



unsichere Vermuthungen und blutleere Spekulationen. Thatsachen und eigene Erfahrung geben nur vorurtheillose Forschung und das Eindringen in die Vernunft der eigenen Erlebnisse. Hierzu vorzubereiten, ist der Sinn des Buches von Ludwig Deinhard. Im ersten Theil sind die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen dargestellt; ein zweiter Theil ergänzt diese Ergebnisse durch die Aufklärungen, mit denen Esoteriker und Okkultisten über sie hinausgehen. Allen, die ein Interesse haben an der psychischen Forschung oder auch an den erstaunlichen Ergebnissen des Okkultismus, ist dies kleine Werk zu empfehlen. Es ist flott und anregend geschrieben. Schon die Gegenstände, die darin behandelt sind, erregen die Aufmerksamkeit des Lesers. Davon seien nur als Beispiele erwähnt: die Feststellung der direkten Gedankenübertragung, die Untersuchungen der Spukerscheinungen und des Verkehrs mit Verstorbenen. Doch erhebt sich die Darstellung auch zu den feinsten geistigen Problemen. Das leicht lesbare Buch ermöglicht einen Rundblick auf alle Zweige des Gebietes und führt die Hauptwerke für ein weiteres Studium an. Ein solcher Wegweiser, der nicht einen Parteistandpunkt bezeichnet, fehlte bisher völlig. Dieses Buch sollte auch der Gegner des Okkultismus lesen. Auch fremde Ansichten, die man als unrichtig und als verderblich mißbilligt, muß man erst gründlich kennen lernen, ehe man wagen darf, sie ganz zu verurtheilen. Was man nicht genau kennt, kann man niemals wirksam bestreiten. Willkommen aber wird dies Buch besonders denen sein, die nicht von vorn herein metaphysische und übersinnliche Anschauungen ablehnen. Als ein Hauptmerkmal des Buches sei noch erwähnt, daß darin fast nur Männer der Wissenschaft zum Wort kommen. Auch für Leser dieser Art ist es recht werthvoll.

Göttingen.

Dr. H ü b b e = S c h l e i d e n.



### Alles um Liebe. Romoedie von Herbert Eulenberg.

Auf dem Weg der Subskription ist ein neues Werk Herberts Eulenberg für die Freunde des Verfassers als Privatdruck, der nicht für den Handel bestimmt ist, erschienen. Den Druck der Romoedie, die betitelt ist „Alles um Liebe“, hat die Offizin W. Drugulin in Leipzig übernommen. Das Buch wurde zweifarbig auf schweres holländisches Bütten in Groß-Quartformat gedruckt und jedes Exemplar vom Verfasser handschriftlich gezeichnet. Wer in dem Dichter der „Leidenschaft“, des „Halben Helden“ und des „Natürlichen Vaters“ eine Hoffnung deutscher Dramatik sieht, wird wünschen, auch dieses neue Werk zu besitzen. Die Büttenausgabe kostet 20 Mark. Bestellungen werden erbeten an: Herrn Herbert Eulenberg, Kaiserswerth am Rhein, oder an die Offizin W. Drugulin, Leipzig, Königstraße 10.







## Weltanschauung und Zeitanschauung.\*)

Wie wird die Weltanschauung aufgehen in der Religion und nie wird die Religion in der Kirche aufgehen und nie die Kirche in der Weltanschauung, so wenig Denken, Fühlen und Wollen ineinander aufgehen. Wie aber Denken, Fühlen und Wollen, aus einem letzten Lebensgrunde kommend, bei aller zu fordernden Selbständigkeit, bei allem nothwendigen Streit nicht ganz von einander loskommen und in aller Hemmung sich befruchten können, so Weltanschauung, Religion und Kirche, die drei Architekten des menschlichen Geistes, die ihm die Ruppel ausbauen, den Horizont abschließen, die Steigerer zum letzten Superlativ, zum Weitesten, Tieffsten und Höchsten, zum Universalen, Centralen und Absoluten, die Führer zum Ganzen, Einheitlichen und Ewigen, die Monumentalisirer.

Und darum haben sie auch einen gemeinsamen Feind: das möglichst Unmonumentale, das Momentane, das Zeitliche. Sie sind wie Berge für den himmelanstrebenden, tiefathmenden Menschen; die Zeit aber ist wie der Bach, der das Bergesgestein aushöhlt und abbröckelt und in geschwägiger Hast und in schillerndem Schaum abwärts führt, bis es versinkt im Meer der Vergessenheit. Die Zeit ist das Pietätlose an sich; sie ist, die dem Lebenden Recht giebt. Die Zeit ist der Erzeuger, der Erzkritiker, dem Alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht; die Zeit ist eine unendliche Bank der Spötter. Denn der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ein Schritt vom Ewigen zum Zeitlichen. Nach Hegels Tode entdeckte man die Aesthetik des Römischen und begrub unter dem Lachen der Kritik mit der Religion auch die Metaphysik, die Weltanschauung. Man übersteigerte Hegels Entwicklungsdialektik zu einer rasenden Mühle der Zeitlichkeit, in der auch die Philosophie zerrieben ward, die ja nur athmet sub specie aeterni.

Damals begann jener Kultus der Zeitlichkeit, wie er in der Weltgeschichte noch nie geträumt, geschweige erlebt ward, er, der vielleicht

\*) Ein Abschnitt aus dem Werk „Weltanschauung“, das bei Reiche & Co. in Berlin erscheint und den allzu oft zu Wortunfug mißbrauchten Begriff der Weltanschauung zu klären sucht. Dieses Werk zu schaffen, hat eine Reihe tüchtiger Gelehrten sich vereint. Dilthey spricht über „die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen“; Spranger über „Phantasie und Weltanschauung“; Uebler über „die Zukunft der Metaphysik“; Graf Hermann Kesslerling über „das Schicksalsproblem“; Natorp über Religion; Deussen, Simmel, Troeltsch haben mitgearbeitet und auch von weniger bekannten Autoren sind werthvolle Beiträge gekommen. Ein Philosophenwerk, das man nicht nur in die Bibliothek stellen, das man sogar lesen muß. Von dem Niveau giebt der Aufsatz des Herrn Professors Joel, der über Platon und Nietzsche, über alte und neue Philosophie Wesentliches zu sagen vermocht hat, eine würdige Vorstellung. Der Band soll noch im Oktober erscheinen.



das einzige sichere Kennzeichen der Modernität ist, der sie zur Gottlosigkeit prädestinirt und der Philosophie entfremdete. Damals öffnete die Zeit erst die Fülle ihrer Maschen; die Minute ward entdeckt schon durch Telegraph und Eisenbahn, die nicht mehr, wie die alte Post, nach Stunden und Tagen rechnete. Und wie die Minute die Stunde ersetzte, so füllte die Stunde sich wie ein Tag, der Tag schwoll zum Jahr an Reichthum der Erfahrung, das Jahr zum Leben. Die „Zeitung“ stieg damals auf als Macht, die jeden Tag zu einer Welt, zu einer Fluth der Ereignisse steigerte, und die Zeitung verdrängte die Predigt, verdrängte das Buch und der Journalist verdrängte seinen Antipoden, den wahren Aleternisten, den Philosophen. Der Amerikanismus begann, zu triumphiren, dem Zeit Geld ist, und der fanatische Erfindungssinn kam mit dem fanatischen Entwicklungssinn aus einem Lebenstrieb, aus der Schätzung der Zeit. Denn wesentlich Zeitersparnisse sind ja die Erfindungen erst des neunzehnten Jahrhunderts. Warum waren die Alten so erfindungsgarm? Wahrlich nicht, weil sie dümmer waren, sondern, weil ihnen die Zeit nicht kostbar war. Sie verklärten lieber den Raum und wurden dadurch Kunstschöpfer.

Der Kultus des Raumes mag die Universalität des Göttlichen aufheben und es verkleinern zu hellenischen Tempelstatuen; aber auch in ihnen noch lebten die „Unsterblichen“. Doch der Kultus der Zeit hebt mit der Unvergänglichkeit auch die Gottheit auf; er läßt die steinernen Dome versinken und die ewigen Lampen verlöschen; aber verlöscht er nicht auch die ewigen Ideen, zerreißt er nicht schließlich auch die starren Ketten der Logik, die ewig gültigen Schlüsse, die noch fester sind als alle Dome? Denn die Kirche stützte sich auf Aristoteles, nicht Aristoteles auf die Kirche.

Der Raum ist human: er verstattet ein Nebeneinander; die Zeit aber ist grausam; sie lebt nur im Mord ihrer Glieder und duldet keine Auferstehung. Der Kultus der Zeit ist der Kultus des Wechselnden, des Neuen. Einst galt der novarum rerum cupidus als Verbrecher; einst wollte man gerade nicht neu sein, sondern lebte den alten Meistern nach und hängte ihnen das eigene Neue als Altes, eine ganze unechte Literatur an; einst wetteiferten die Künstler, die selben Götter und Heiligen, die alten Fabeln und Legenden nur immer schöner darzustellen; einst wußte Platon zum Lobe der egyptischen Kunst nichts Größeres zu sagen, als daß sie seit zehntausend Jahren die selben Geräthe in den selben Formen bilde.

Heute ist das Neue das Heilige und das Heilige das Neue. Heute erst stieg das „Moderne“ auf als Begriff, als Wort und Werth in steigendem, sich überstürzendem Triumph, wo über ein Modernes immer ein anderes hinwegschreitet und das „Antike“ auch nur gilt als ein Anderes, ein wieder Neues, ein Hypermodernes. Heute ist der „Fortschritt“ das allein Selbstverständliche, der Werth an sich, auf den Alles zurückgeführt wird, das erste und letzte Argument, der Ersatz aller Logik. Heute ist das Bewußtsein der Zeit uns in jedes Lebens-



atom gesichert; heute ist die Zeit, die sich selber treibt, sich selber spiegelt, die Zeit der Zeit. Heute sind wir immer auf dem Marsch vorbei an tausend Meilensteinen und tausend läutende Zeichen des Augenblickes schlagen uns stachelnd ins Ohr. Unser Sport ist Wettlauf, unser Ruhm der zeitliche Rekord. Unseres Lebens Thürme enthalten nur noch Uhren, die weiterrücken, nicht mehr Glocken, die zum Ewigen mahnen. Dem Seligen aber schlägt keine Stunde und göttlich ist die Ruhe. Doch der Reiz gilt heute mehr als die Seligkeit; und das Momentane überfluthet das Monumentale.

Nie war das Leben so völlig säkularisirt, so verstrickt in die Zeitlichkeit, so zersplittert in Momente, von denen jeder seine Bestimmung hat, jeder den ganzen Menschen fordert, nie so gebannt ans Dies und Das, ans Hier und Jetzt, so entfernt aller Ganzheit, so entrückt allem Ueberblick. Ach, und die Religionstifter gingen einst in die Wüste, wo das Leben in Stille und Gleichmaß erstirbt, und die langsam erlebenden Hirten wurden Lehrer der Frömmigkeit. Und als Descartes seine Philosophie suchte, floh er Paris als den „Ort der Chimären“; und im stillsten Winkel des stillen Holland, hinter Wall und Graben eines idyllischen Schloßchens, im Zimmer, im Bett, wo der Rausch der Welt im Traum verflingt, da erwachte seine Meditation. Heute aber ist Alles Paris, Alles Gesellschaft; die Stadt ist hundertmal größer, tausendmal wichtiger geworden, das ganze Land ist durch unendlich gesteigerten Verkehr Stadt geworden: und Das heißt Lebenssteigerung als Lebensbeschleunigung, denn das Leben selber ist Wechsel. Das ganze Leben ist so viel rascher, wandelreicher, zeitlicher geworden, der Ewigkeitschau entzogener, entfremdeter und darum irreligiöser und unphilosophischer. Und da dieser Prozeß unaufhaltsam ist, so scheint alle Weltanschauung wie alle Religion dem Untergang verfallen, der Zersetzung durch die Allmacht der Zeit. Hier liegt die schwere innere Noth unserer Zeit, die sich der ewigen Werthe beraubt, weil sie als Zeit sich selber steigert, übersteigert, weil sie Alles verzeitlicht.

Da aber tönen uns widersprechend, tröstend, verheißend zwei Philosophenworte ins Ohr, ein Wort gerade des monumentalsten der Realisten und eins gerade des monumentalsten Idealisten der Neuzeit. Bacon spricht: „Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit“; und Hegel spricht: Jede Philosophie ist „eine Zeit, in Gedanken gefaßt“. Aber wie soll man's verstehen? Was ist die Wahrheit, wenn sie nicht ewig ist? Und was die Philosophie ohne die species aeterni? Aber wenn die Wahrheit nur ewig sich gleich bleibend ist, so ist der Irrthum das Leben und die Wahrheit der Tod. Denn das Leben wechselt und nur das Tote bleibt sich gleich. Dann sind die besten Philosophen die Steine. Das starre Gleichmaß giebt nicht und empfängt nicht Wahrheit. Im ewig Gleichen erlischt das Bewußtsein und die absolut fertige, feststehende Wahrheit würde uns hypnotisiren. Die Wahrheit lebt nur in der Projektion eines Ewigen auf ein Zeitliches, auf ein lebendiges Bewußtsein, auf ein Subjekt, und zugleich in der Projektion eines Zeitlichen,



Sinnlichen auf ein Ewiges, Allgemeines. Die Wahrheit lebt nur in der Verewigung eines Zeitlichen und der Verzeitlichung eines Ewigen. Ist Dies ein Widerspruch, so ist er nothwendig und wirklich, so ist die Welt und ist die Wahrheit selbst ein Widerspruch. Denn die Gegensätze dulden sich nicht nur: sie fordern sich, sie leben von einander. Das Ewige ist leer, unverglichen mit einem Zeitlichen, unerlebt von einem Bewußtsein; das Zeitliche ist blind, unbezogen auf ein Ewiges. Zeitliches und Ewiges fordern einander wie Subjekt und Objekt, wie Besonderes und Allgemeines; und Genie ist eben laut Schelling der Geist, der das Allgemeine im Besonderen erkennt und das Besondere im Allgemeinen, Das heißt: das Ewige im Endlichen, das Endliche im Ewigen.

Aber gilt es denn nur philosophisch? Auch die Religion hat erst wieder Lebensrecht, seit sie sich darauf besonnen, daß sie weder von Gott noch vom Menschen allein lebt, und sie hat erst wieder freie Bahn, seit sie der Scylla Strauß entronnen, die sie ins Unendliche, Ewige, Abstrakte, Spekulative aufheben wollte, und der Charybdis Feuerbach, die sie hinunterdrängte ins Sinnliche, Konkrete, Menschliche, Zeitliche. Feuerbach schildert die Jenseitsreligion „eine fixe Idee, welche mit unseren Feuer- und Lebensversicherungsanstalten, unseren Eisenbahnen und Dampfwagen, unseren Pinakotheken und Glyptotheken, unseren Kriegs- und Gewerbeschulen, unseren Theatern und Naturalienkabinetten in schreiendstem Widerspruch steht“. Als ob nicht auch eben unsere der ruhigen Antike gewidmeten Glyptotheken mit unseren Eisenbahnen, unsere Frieden fördernden Gewerbeschulen mit unseren Kriegsschulen, unsere Illusion verklärenden Theater mit unseren Naturalienkabinetten in schreiendstem Widerspruch ständen! Als ob nicht das ganze Leben selber nur lebt, weil es Problem, weil es Ausgleich von Widersprüchen ist! Giebt es doch für Leben und Kultur nur eine Gefahr: die Einseitigkeit! Aber im Grunde sind ja die Menschen eines Wortes ungefährlich, da sie selber nur unbewußte Handlanger sind des immer wechselnden, weil immer lebendigen Ausgleiches. Sie ahnen nur nicht, daß das Gute nicht in einem Gegenstand liegt, sondern in einer Beziehung, das Schöne nicht in einem Ding, sondern in einer Proportion, das Wahre nicht in einer Richtung, sondern in einer Perspektive. Die Großen vor hundert Jahren wußten es; denn es ist das Geheimniß des Klassischen.

Die Wahrheit erstarrt in ewigen Dogmen ohne Erlebniß und verflüchtigt sich in zeitlichen Meinungen, sie stirbt im rein Objektiven wie im rein Subjektiven. Die Weltanschauung enthält eben nicht nur Welt und nicht nur Anschauung, sondern das herausgerungene Verhältniß eines Anschauenden zur Welt, eines zeitlichen Subjekts zum ewigen Zusammenhang der Objekte. Jede Weltanschauung, auch die materialistische, vergeistigt die Welt und jede, auch die idealistische, verweltlicht den Geist. Das Bewußtsein muß sich verewigen zur Welt; die Welt sich verzeitlichen zum Bewußtsein. Wenn Ewiges und Zeitliches in starrem Gegensatz verharren, ohne sich zu durchdringen, dann



gibt es keine Weltanschauung. Alle Astronomie und mathematische Physik der Welt gibt so wenig eine Weltanschauung wie alle Ihrische Konfession. Die kalten Massen und gleichmäßigen Bewegungen draußen und die wechselnden, warmen Erlebnisse drinnen müssen sich finden. In der vollendeten Weltanschauung wird der Mensch zum Mikrokosmos oder die Welt zum Makroanthropos.

Aber die Weltanschauung hört auf, wenn das Zeitliche im Ewigen versinkt, wenn die Welt, die fremde Allmacht den Menschen erdrückt, wenn er Knecht wird ewiger Dogmen, und seien es die „ehernen Naturgesetze“ Haeckels, und sie hört auch auf, wenn das Ewige sich ins Zeitliche verflüchtigt, wenn der Mensch mit der Welt spielt als romantisch-sophistischer Geck. Die wahre Welt ist weder mathematische Nothwendigkeit noch launisches Spiel, weder bloßes Gleichmaß noch bloßer Wechsel, weder reine Ewigkeit noch reine Zeitlichkeit, sondern erst in der Durchbringung Beider liegt Weltverständnis und liegt Menschenwerth. Die Welt ist erst verstanden, wenn sie als Heim des Menschen verstanden ist, und der Mensch ist erst in vollem Sinn der Mensch, wenn er mehr ist als der Mensch, als dieses zeitliche Wesen, wenn er Ewigkeitsgehalt in sich trägt, wenn er hat, was alle Klassiker hatten: Weltgefühl. Wie eine Glorie schwebt und strahlt um sie ein Welthorizont, ein durchlebter kosmischer Kontakt, eine bewußte Harmonie von Leben und Welt. Darum ist jede Klassik getragen von einer eigenen Weltanschauung; darum gebiert sie eine große Philosophie, weil sie selber die Vollendung des Menschen ist, die erst erreicht ist, wenn der Mensch Weltresonanz gefunden, wenn er sein Bewußtsein über sich hinaus geführt, wenn die Welt ihm Gestalt gewonnen hat, wenn er sich heimisch gemacht im großen Haus der Welt.

Heute aber haben wir Weltformeln einer Naturmechanik, die dem Menschen nichts sagt, und heute sind wir Augenblicksmenschen, die durch die fremde, tote Welt haften. Heute klaffen Ewiges und Zeitliches weit auseinander. Die Weltformeln werden immer starrer, das Menschenleben wird immer flüchtiger. Welt und Mensch verstehen einander nicht mehr. Die Welt ist zur leeren Unendlichkeit, das Ewige zur toten Natur erstarrt, während der Mensch immer wilder tanzt im Wirbel der Zeitlichkeit. Aber ein Leben ohne Ewigkeitsgehalt ist leer wie eine Ewigkeit ohne Leben. Was ist die bloße Ewigkeit? Mit toten Augen starrt sie uns an als kahle Dauer. Und was gilt die Dauer? Ist Methusalem schon ein Held? Ist der Grabstein mehr als der Mensch, dessen Daseinsspur er erhalten muß? Ist nicht ein Augenblick in Goethes Leben mehr als tausend Jahre einer Eiche? Doch nur, weil er unendlich erfüllt ist. Und so ist auch der Reichtum an Zeitlichkeit, der sich dem modernen Menschen aufgethan, nur die Möglichkeit zu reichem Leben, nur ein größeres Fangnetz, noch keine Beute.

Der „Fortschritt“ hat uns auf die Sekunde dressirt; aber was ist auch die Sekunde? Kurz für das Langlebige, lang für das Kurzlebige, ein Atom und eine Welt an Zeit. Noch viel kleiner könnten



wir unser Leben zerhacken, noch viel rascher es vibriren lassen: und wären dann glücklich so weit wie das abschnurrende Räderwerk eines Motors! Ist denn so schwer, zu begreifen, daß alle Quantitäten nur relativ, nur Mittel und Möglichkeiten sind und alle Werthe nur Qualitäten? Ob dauernd, ob wechselnd, ob lang und schleppend, ob kurz und flink, die Ewigkeit kann gähnen und der Augenblick überschäumen, aber auch umgekehrt. Der Augenblick ist erst reich durch seinen Ewigkeitgehalt und die Ewigkeit erst reich durch ihre Augenblicke; denn nur aus der Fülle dieses Geisterreiches schäumt ihm die Unendlichkeit. Nicht, daß sie lang ist, heiligt die Ewigkeit, und nicht, daß er kurz ist, entwerthet den Augenblick. Gewiß: „alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“; doch wenn sie ewig wäre, wäre sie keine Lust mehr, würde sie sich abstumpfen. Gewiß, dem höchsten Augenblick möchte man zurufen: „Verweile doch! Du bist so schön!“ Doch wenn er Jenes thäte, würde er Dieses nicht mehr sein, würde er zum „Faulbett“ werden. Er verweilt nicht und ist doch der „höchste Augenblick“.

Und vielleicht liegt hier ein Trost dafür, daß auch das Schöne sterben muß und daß das höchste Menschliche vergänglicher ist als die brutale Materie. Vielleicht ist die ganze Anbetung der bloßen Ewigkeit seit Jahrtausenden ein materialistisches Mißverständnis. Die Ewigkeit als Dauer ist ja ein Zeitbegriff wie der Augenblick. Vielleicht ist die wahre Idealität überzeitlich, wie das klassische Kunstwerk sich von der Zeitlichkeit befreit und so nothwendig dasteht, als ob es ewig dauern sollte, und so lebendig, als obs ein Kind des Augenblicks wäre. Zeitlos ist in Wahrheit das Heilige, Selige und Klassische; denn es erscheint frisch und unwandelbar zugleich, neu und alt zugleich, überraschend und doch vertraut, plötzlich und ruhig, unmittelbar wirkend und aufblühend ohne den Fluch der Vergänglichkeit und ewig ohne das Bleigewicht der starren Dauer. Die Zeit ist vergessen in jenen freischwebenden Augenblicken, die dem Frommen gotterfüllt, dem Künstler Visionen, dem Weisen Offenbarungen sind. Die eigentlichen Wunder auf Erden sind es, die Erfüllungen des Endlichen mit dem Unendlichen, die Durchdringungen von Zeitlichem mit Ewigem, die eben durch den Ausgleich dieses zeitlichen Gegensatzes indifferent, zeitlos erscheinen. Der höchste Augenblick ist es, in dem Faust über sich und sein kurzes Eigenglück hinaus Aeonen fühlt. Und kann der Mensch nicht in Momenten der Lebensgefahr, der höchsten Geistespannung, in Sekunden des Traumes und der Vision Welten durchleben? So braucht die moderne Verzeitlichung, die Beschleunigung unseres Lebenstempos in der unsäglichen Zerkleinerung der Lebensmomente noch keine Verarmung an Inhalt zu bedeuten. Denn der kleinste Moment ist des größten Inhalts fähig; doch eben nur fähig.

Unser Leben ist reicher geworden an Augenblicken, ist flüssiger geworden; aber was nützt uns der raschere Tropfenfall, wenn es nur Wassertropfen bleiben und keiner leuchtet in den Farben des Spektrums und keiner Himmel und Erde spiegelt? Was nützt die Fluth, die keine Perlen bringt? Was nützt die unerhörte Vermehrung der Lebens-



reize? Sie macht schließlich nur stumpfer, blasirter; denn die Empfindung kommt den Reizen nicht nach. Unser Bewußtsein muß zuletzt in der Fülle des Einzelnen versinken, in der Fluth des Zeitlichen ertrinken, wenn es sich nicht immer wieder zu der Höhe erhebt, wo alle Zeit stillsteht, wenn wir nicht dem Augenblick Bedeutung geben, das Einzelne adeln zum Träger des Allgemeinen, das Zeitliche durchdringen mit dem Ewigen, wenn wir nicht unsere überladene Zeitanschauung abklären durch eine Weltanschauung. Weil unser Leben so unendlich zertheilter geworden, schreit es um so lauter nach der Rückkehr zum Ganzen. Und was ist schließlich die Weltanschauung Anderes als das letzte Ganzwerden des Lebens und darüber hinaus seine vollendete Ergänzung, seine Abrundung und seine Eintragung in einen höchsten Zusammenhang?

Unsere Klassiker lebten aus dem Ganzen heraus, und so paradox es klingen mag: eben ihren Klassikern verdanken die Deutschen jetzt ihren wachsenden Vorsprung in der materiellen Kultur; den zeitlosen Meistern verdanken sie den Sieg im Zeitlichen, den Idealisten die realistische Kraft. Ist nicht der hingebende Eifer und die geduldige Gründlichkeit, der Sinn für Plan und Ordnung, für Gemeinschaft und Entwicklung ein Erbe der alten „unpraktischen“ Idealisten an ihre oft undankbaren Enkel? Aus Spekulation erwuchs um so üppiger Empirie, aus Dichtertraum staatliche Wirklichkeit, aus reiner Theorie bunte Praxis, aus Universalität Spezialistik. Man muß in Ideen säen, um in Thaten zu ernten. Noch leben wir in der Zeit der Ernte, der gefüllten Garben. Aber wie lange noch? Das Einzelne, Endliche hängt am Allgemeinen, orientirt sich, stachelt sich, werthet sich an ihm; denn die Gegensätze bedingen sich. Nur aus dem Alten heraus genießt man das Neue, nur aus dem Gleichmaß reizt der Wechsel, nur aus dem Ganzen drängt es zur Gliederung. Doch wenn die Theile nicht mehr aus dem Ganzen gespeist werden, ist die Theilung nicht mehr Gliederung, sondern Zersetzung. Wenn das Zeitliche nie mehr ins Ewige strebt, ist aller Fortschritt Lauf ohne Ziel. Wenn das Leben sich nur spezialisirt und nicht organisirt, wenn es sich nicht mehr als Ganzes in ein Ganzes einstellt, dann löst es sich in Momente auf. Und am Ende der Verzeitlichung steht eben so das bewußtlos Leere wie am Ende der Verewigung.

Aber ist nicht das Organische selbst schon jenes Wunder auf Erden, jene Durchdringung eines Zeitlichen mit einem Dauernden, einer Vereinzelung und Gliederung mit einer Einheit und Ganzheit, ein wechselnder Zusammenhalt? Und in höherem Grade ist es das Bewußtsein. Es stirbt in der ewigen Einheit und es stirbt in der wechselnden Vielheit. Es schwindet in der fixen Idee, in der starren Versenkung in eine Vorstellung, und es schwindet im Saumel, in der Gedankenflucht. Der Ausbau der Zeitanschauung zur Weltanschauung ist einfach ein Ausbau des Organischen, des Lebens, das selbst schon im Wechsel die haltende Einheit und Geschlossenheit in sich trägt und fordert, und ist noch mehr ein Ausbau des Bewußtseins. Das Bewußtsein als solches



ist schon werdende Weltanschauung, Zusammenhang der Vorstellungen und Stellungnahme der Seele zur Welt. Man hat die großen spekulativen Denker völlig mißverstanden, indem man sie als Weltbeschreiber kritisirte, während sie Baumeister des Bewußtseins sind, Organisatoren der Vorstellungen, Oekonomen des Geistes.

Die Verwaltung des Geistes ist heute freilich so viel schwieriger, aber gerade darum so viel nöthiger geworden, weil das Bewußtsein mit Vorstellungen überladen ist, weil es sich als Zeitanschauung so eifrig differenzirt hat, daß ihm nicht Kraft und Sinn mehr übrig blieb für die Konzentration zur Weltanschauung. Ja, wir sind die Reichsten und die Armsten heute; denn die Fülle unseres Lebens droht Chaos zu werden und aus Fülle wird Mangel, wenn sie unverarbeitet bleibt. Wir sollen die Fülle des Zeitlichen nicht beschränken, sondern be- meistern, sie organisiren, sie in den ewigen Zusammenhang einordnen: erst dadurch haben wir die Fülle, genießen wir sie, erst dadurch gewinnen wir Kraft und Trieb, sie noch mehr zu bereichern. Die Weltanschauung bedrückt nicht die Zeitanschauung, sie stärkt und fördert sie; denn sie ist selbst die Organisation der Zeitanschauung. Die bloße Häufung des Zeitlichen ist wie eine Häufung von Buchstaben, wie ein Ansturm von Worten, denen wir nicht folgen können. Aber wenn wir den Sinn des Ganzen verstanden, lesen wir immer rascher, fassen wir immer mehr Buchstaben. Die Momente haben nur Werth als Momente eines Ganzen und in den höchsten Momenten lebt sich das Ganze am Reinsten aus und löst und erlöst und hebt sie zum Ueberzeitlichen, Monumentalen.

Alles mag Theil sein und Bruchstück auf Erden; aber dem Menscheng Geist ist es gegeben, sich selbst zu ergänzen, über sich hinaus ein Ganzes zu erbauen. Im Menschen, dem höchsten Organismus, steigert sich der Organisationprozeß zum Bewußtsein und das Bewußtsein selbst steigert sich zur Organisation des Bewußtseins, zur Weltanschauung. Steigende Einheit aber in der Organisation verstatet erst steigende Gliederung. Wie ärmlich und langsam kriecht das Leben in der decentralisirten Pflanze! Der Mensch aber kann sich um so mehr spezialisiren, je mehr er sich centralisirt; er kann um so weiter im Zeitlichen leben, je tiefer er im Ewigen lebt; er kann um so leichter zum Einzelnen auswandern, je sicherer ihm die Heimkehr zum Ganzen ist. Denn auch das höchste Leben ist Kreislauf. Was Du ausgiebst, mußt Du einnehmen. Unser heutiges Leben aber ist Raubwirthschaft, ist Verzettlung unseres Geistes, Verschwendung an den Augenblick. All unsere reiche Zeitanschauung muß verarmen, an Triebkraft absterben, wenn sie nicht Halt gewinnt in einer Weltanschauung. All die Fülle der Reize, all die reicher und rascher sich drängenden Augenblicke, was sind sie uns? Retten, die uns herabziehen, wenn wir im Zeitlichen hängen bleiben, wenn der Augenblick nur dem Augenblick lebt; doch wenn er sich mit dem Geist des Ganzen durchdringt, mit dem Gaste des Ewigen füllt, werden es goldene Gefäße des Heiligen, Seligen, Klassischen.

Basel.

Professor Dr. Karl Joel.





Berlin, den 5. November 1910.

## Der Urbloß.

Hundertundfünfzig Jahre sind vergangen, seit Camille Babeuf geboren wurde. Das Schicksal des Mannes ist lehrreich und nicht nur die Jahreszahl räth, daran zu erinnern. Der Sechzehnjährige kommt 1776 zu einem Feldmesser in die Lehre, wird später in der Picardie Grundbuchkommissar und klettert langsam die Amtleiter hinauf. Zu langsam für das Bedürfniß seines Ehrgeizes. Er sieht die Volksmasse leiden, hört sie ungeduldig im Joch stöhnen, liest Rousseau, Mably, Morelly und andere Sozialmoralisten, beschließt, die Bewegung, die den Umsturz des Bestehenden vorbereitet, mitzumachen, und nennt sich zuerst, weiß milder klingt, François-Noël, dann, weiß wilder klingt und die Römer wieder in der Mode sind, Gracchus Babeuf. Er geht nach Paris, preist, in Phrasen, die von Rousseau billig zu haben sind, den Naturzustand, dessen Herrlichkeit durch die schnöde Gesellschaft verhunzt ward, ist unter den Erstürmern der Bastille und gründet, als die Volkswuth die Tyrannen weggeweht hat, eine Zeitung, der er, nach schwierigen Anfängen, den Titel Le tribun du peuple giebt. Im Schreckensjahr 1793 war's ihm schlecht gegangen. Er war, als Distriktshauptmann von Montdidier, der Urkundenfälschung angeklagt und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Dieses Urtheil wird von der Zweiten Instanz aufgehoben. Babeuf ist wieder frei, bleibt in Mancher Augen aber bemakelt und kann kaum noch hoffen, in der Politik die Hauptrolle zu spielen, nach der seine Eitelkeit gelangt hat. Bleibt in der unbehaglichen Lage des Catilina, der von der Anklage, als Haupt der Provinzialverwaltung in Afrika den Einwohnern Geld abgepreßt



zu haben, freigesprochen worden ist, mit befudelmtem Kleid aber nicht für die Konsulatswürde taugt. Solche Menschen sind, weil sie von dem Sturz der geltenden Rechtsordnung nichts zu fürchten und Alles zu hoffen haben, immer zu Verschwörungen gegen das Staatsgefüge bereit. Der Jakobiner Babeuf sieht in dem Fall Robespierres den Triumph niederträchtiger Tücke und schmäht die Thermidorieger so laut, daß er, als Verächter der großen Grundsätze der Revolution, ins Gefängniß gesperrt wird. Da findet er andere Hungrige, die nicht ans Ziel ihres Wunsches gekommen sind und deshalb meinen, das Vaterland müsse jetzt erst aus Lebensgefahr errettet werden. Im Kerker entsteht ein Nebenkonvent. Ist, wird gefragt, das Volk, das sich souverain dünkt, nun wirklich frei? Nein, heißt die Antwort; wer Rousseaus Lehre bis ans Ende durchdacht hat, muß erkennen, daß die formale Rechtsgleichheit ein Truggebild bleibt, so lange der Vermögensunterschied den Reichen zum Herrn des Armen macht; daß von Gleichheit erst ernsthaft gesprochen werden kann, wenn allen Bürgern der Republik die selbe Eigenthumsgrenze vorgeschrieben ist. Und was ist Freiheit, was Brüderlichkeit ohne wahrhaftige Gleichheit? Robespierre rächen: Das genügt nicht mehr; weit über Robespierres Ziel hinaus führt der Weg, auf dessen letzter Strecke das Heilkraut wächst. Nur der Kommunismus kann helfen; nur die soziale Revolution diese Wohlthat dem Lande sichern. Als der begnadigte Babeuf ins Leben zurückkehrt, ist die Verschwörung der „Gleichen“ fertig und harret nur noch der günstigen Stunde.

Im Frühjahr hört Barras, eins der fünf Mitglieder des Directoire exécutif, von seinem schlauen Polizeienten Bacon, daß Babeuf in geheim gehaltenen Versammlungen, deren Schauplatz meist irgendeine Vorstadt sei, die Menge aufhebe, den Sturz des Direktoriums vorbereite und nicht nur beträchtlichen Massenanhang, sondern auch bestimmte Zusagen vom General Bonaparte habe. Da das Volk unter der Theuerung leide und mit der versöhnlichen Absicht der Direktorialpolitik eben so unzufrieden sei wie mit dem neuen Wahlrecht, dürfe man die Sache nicht leicht nehmen. Die Geheimorganisation habe schon fast siebenzehntausend Namen in ihren Listen, predige in Nachtklub die Pflicht zur Revolution und plane eine Ueberrumpelung des Landes; auch das neue Direktorium sei schon gewählt. Bonaparte? Dem wäre solcher Streich zuzutrauen. Auch Einer, der nichts zu verlieren hat: also der richtige Mann für die Gleichmacher. Der hätte sich am drei-



zehnten Vendémiaire gegen den Konvent wohl in den Dienst der rebellischen pariser Sektionen gestellt, wenn er nicht schnell noch zum Divisionär befördert worden wäre. Barraß kennt seinen Gehilfen; verspricht ihm den Rang eines Kommandirenden Generals, den Oberbefehl in Italien: und weiß nun, daß der Korse sich von Babeuf trennen und in den Süden die Hoffnung mitnehmen wird, die Sektens verschwörung möge dem schwachen Direktorium das Leben so schwer machen, daß es bald wieder einen bewährten Degen braucht. Doch die Fünf wollen nicht warten. General Blondeau erhält den Befehl, das Hauptquartier der Verschwörer zu umzingeln, bis der Friedensrichter Delorme die zwölf Kommunistenführer verhaftet und das Nest gründlich ausgenommen hat. Die konfiszierten Klubakten beweisen, daß Barraß gut bedient war. Am zweiundzwanzigsten Floréal des Jahres IV sollte das Direktorium abgesetzt und, sammt den Männern des Generalstabes, in ein Provinzgefängniß geschleppt werden. Dann sicherten die Verschworenen sich die Herrschaft über den Staatsschatz, stellten die Verfassung vom Jahr 1793 wieder her, ließen einen neuen Nationalkonvent und einen neuen Wohlfahrtauschuß wählen, jeden Widerstrebenden köpfen und dem Volk verkünden, jedes Besitzrecht sei verwirkt, jedes Privateigenthum abgeschafft und die Aera des „allgemeinen Glückes“ beginne. Aus dem Gefängniß schreibt Babeuf an das Direktorium, nun erst, nach dem Einblick in das Netz der Verschwörung, könne es erkennen, welche Gewalt und Vertrauensstellung er im Herzen der Nation erworben habe. „Glauben Sie etwa, Ihre Würde verbiete Ihnen, mit mir wie von Macht zu Macht zu verhandeln? Zeigen Sie sich in edler Größe: und das Vaterland ist gerettet. Mit ihren Leibern werden die Republikaner Sie decken. Sorgt, Ihr fünf Regenten, für das Volk, wenn Ihr Euch ihm zugehörig fühlt. Dann will ich gern meine Tribunengewalt, die Ihr jetzt ja kennt, benutzen, um Euch das Volk zu versöhnen. Eures Lebens dürft Ihr dann sicher sein.“ Der hohe Ton der Epistel weckt nur Heiterkeit; und als Barraß und Rewbell mildestes Handeln empfehlen und drängend rathen, nur die gefährlichsten Häupter zu treffen und sich nicht vom ersten Schreck in Fanatikerwuth jagen zu lassen, werden sie von den Machtgenossen überstimmt. Keine schwächliche Schonung, mahnt Carnot; „Den Tod Allen, die sich verschworen haben, uns zu töten: so will das Gesetz der Vergeltung, ohne dessen Strenge der Jakobinergeist nicht zu besiegen ist.“ Carnot will die Erinnerung tilgen, daß er einst selbst dem Wohlfahrt-



auschuß angehörte. Fühlt sich auch als den Staatsretter, dem der Fehlschlag der Verschwörung zu danken ist. Als Barraß, nach Bacon's Meldung, noch schwankte, hat Grizel, der Einlaß in die Kommunistensekte gefunden hatte, dem Direktor Carnot gezeigt, wie nah die Gefahr schon sei; und erst dieser Bericht des agent provocateur hat den Haftbefehl erwirkt. Soll das Verdienst solcher Retterthat nun etwa verkleinert werden? Wo Rauch aufsteigt, brennt's. Wer Verdächtige schirmt, darf nicht klagen, wenn er selbst verdächtigt wird. Barraß hat mehr als einmal den Jägerlieutenant Germain empfangen. Der ist, mit Babeuf, in der Rue Bleue verhaftet worden. Um Ende war Barraß dem Umsturzplan gar nicht so fern, wie man bisher glaubte? In seinen (von Duruy herausgegebenen) Memoiren hat er erzählt, mit welchem Aufwand von Theatereffekt das Geraun im Direktorium bestattet wurde. „Wagt nur, mich anzuklagen! Ich fürchte die Anklage nicht: ich fordere sie. Vor dem Rath der Fünfhundert werde ich sprechen und zeigen, wer unter uns die Würde des Amtes vergessen und mißbraucht hat.“ In seiner Stimme fühlt er „die Macht des reinen Gewissens“. Und die Gegner erwägen, ob sie einen Mann, der so viel mitansah, zur Verzweiflung treiben dürfen. Das Land, heißt's dann, will Ruhe; nur Royalisten und Anarchisten wollen uns durch Zwietracht trennen. Barraß lächelt wieder. „Wir versicherten einander wohlwollender Hochachtung und schlossen die Sitzung.“

In Vendôme wird gegen Babeuf und Genossen verhandelt. Sie wehren sich wie Löwen, schreibt Barraß; erklären, daß sie fürs Vaterland, für die ganze Menschheit den Tag der Freiheit bereiten wollten, nennen ihre Ankläger die Schande der Nation und singen am Schluß jeder Sitzung die Marseillerhymne. Die Fünf, die der „einen und untheilbaren Republik“ vorsitzen, sehen mit ungleichen Gefühlen auf dieses Gerichtsschauspiel. Letourneur meint, das Tribunal dürfe die Frechheit der Angeklagten nicht dulden; Barraß findet die Richter voreingenommen und den Brauch, Angeschuldigte wie Verdamnte zu behandeln, unwürdig und mit dem staatlich anerkannten Menschenrecht unvereinbar. Carnot hat erfahren, daß ein Geschworener aus Vendôme nach Paris gekommen sei; die Polizei kenne ihn als Terroristen, wisse, daß zwischen den Angeklagten und ihrer hauptstädtischen Gemeinde Briefe gewechselt worden seien und am zehnten Floréal des Jahres V ein Aufstand versucht werden solle. Von allen Seiten ströme die unruhige Jugend nach Paris. Man müsse das Gerichtsverfahren



beschleunigen, daß hoffentlich mit einer harten Massenverurtheilung enden werde. Im Prairial werden Babeuf und Darthé zum Tod, sieben Gefährten zur Deportation verurtheilt, dreiundfünfzig aber freigesprochen. Carnot nennt das Urtheil ein Dokument der Schande und sagt voraus, daß die freigelassenen Kommunisten sich zu neuer Verschwörung schaaren werden. Am achtundzwanzigsten Mai wird Babeuf guillotiniert. Der aus Frankreich verbannte Filippo Buonarrotti schreibt die Geschichte der Verschwörung. Noch im Jahr 1797 wird Carnot als Royalist verdächtigt und, wie die Sieben von Vendôme, zur Deportation verurtheilt. Er flieht nach Deutschland und enthüllt in einer Rechtfertigungsschrift das schimpfliche Treiben der Genossen vom Directoire. Von den Kommunisten hört man nichts mehr. Ein Akt der Staatskomoedie ist ausgespielt.

Babeuf hat muthig gelebt und ist muthig gestorben. Hinter dem überß römische Normalmaß noch hinauslangenden Größenwahn des Volkstribunen barg dieses Hirn einen festen Glauben. Der ferne Betrachter darf den Gracchus aus Saint-Quentin nicht sehen, wie ein um seinen Direktorensitz bangender Barras ihn sah. Alle Menschen, hieß es, sind frei, haben gleiche Rechte und über ihnen waltet, als einzige Gottheit, die Allvernunft. Wer mit ernstem Sinn dieser hell klingenden, froh stimmenden Botschaft nachgrübelte, mußte bald merken, daß sie hübsche Worthülsen bot, doch nur der Kurzsicht den Zustand, den sie verhieß, vorgaukeln konnte. Ist der Mensch frei, den Armuth zwingt, vom Nächsten die Möglichkeit des Broterwerbes zu erbitten? Ist dieser Nächste, der ihm die Arbeitsmittel gewähren oder weigern, auskömmlichen oder elenden Lohn bewilligen kann, in der gemeinen Wirklichkeit sein Bruder? Nein. Wo der Besitz verschieden ist, darf der zur Vernunft Aufblickende nicht von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit reden; bleibt jedes Gesetz, das die Gleichheit der Rechte vorschreibt, ein Werkzeug der Volksbetrüger. Wenn dem Reichen das Ererbte oder Erworbene genommen ist, privateß Besitzrecht nicht mehr gilt, Allen Alles gehört und die Gesellschaft die Gelegenheiten und Mittel zur Arbeit ohne Ansehen der Person vertheilt: dann erst kehrt die Gleichheit des Urzustandes wieder, den entartete Sitten verdorben haben. Der Geheimbund der Égaux wollte Schlagwörter in wirksame Staatsmächte wandeln und hätte, wenn er nicht von geldgierigen Schnüfflern verrathen worden wäre, aus dem Gewimmel der Untüchtigen ein starkes Heer rekrutirt. Denn der Untüchtige, der höchstens inß Mittelmaß Passende kann nur eine Gesellschaft=



form wünschen, die dem besser Begabten den Aufstieg wehrt; er fühlt, daß die Rechtsgleichheit, die im Grundgesetz steht, ihn nicht vor der Gefahr schützt, dem kräftigeren Konkurrenten weichen zu müssen, und ist erst zufrieden, wenn die Verschiedenheit der Wesensanlage und Lebensleistung nicht mehr den Rang bestimmt. Alle Menschen, spricht er, sind gleich begabt; daß Durand weiter kam als Dupont, ist die Folge eines Rechtszustandes, der dem listigen Räuber mehr nützt als argloser Redlichkeit. Verbietet ihn, befiehlt, daß jedem Bürger Arbeit und Lohn von der Gesellschaft (also von der Majorität der Untüchtigen) zugemessen werde: und schnell wird sich zeigen, daß Durand eben so wenig leistet wie Dupont. In dem Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes hat Rousseau ja gesagt, daß der Mensch im „Naturzustand“ gesund, gut, glücklich war und erst krank, schlecht und elend wurde, seit er Eigenthum erwerben konnte. „Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht bedenkt, daß die Frucht Allen, der Boden Keinem gehört.“ Vor Gott, lehrten schon die Heiligen Bücher der Juden und Christen, sind alle Menschen gleich; setzt man auf Gottes Platz die Vernunft, so muß die Gleichung noch immer stimmen. Und sind die Menschen gleich, dann gebührt das Bestimmungrecht der Mehrheit. Die beschließt, was geschehen muß, was nicht geschehen darf, und bestellt dem Staate die Hüter. Ihr sagt, sie kenne das Staatsgeschäft nicht und könne drum nicht ahnen, welche Erfahrung und Fähigkeit zur Leitung solches Geschäftes eignen? Wenn sie herrsche, müsse es im Staat zugehen wie in einem von Schornsteinfegern geleiteten Handelshaus? Kindergeschwätz. Alle Menschen sind gleich; alles Unheil stammt aus dem Brauch, Einzelne Besitz und damit Uebermacht erwerben zu lassen. Irland wäre noch heute die Heimath freier und glücklicher Menschen, wenn das dem Häuptling verliehene Recht, seinen Viehbestand zu erweitern, nicht das Gehege des Stammeskommunismus durchlöchert hätte. Ein ehrlicher Jakobiner war sich des rechten Weges bewußt und ließ keinen Zweifel ins Hirn kriechen. Lazare Carnot war, seit er von den Girondisten nichts mehr hoffte, in jeder Entscheidungstunde mit den Jakobinern gegangen, im Florapavillon, als eins der zwölf Häupter des Wohlfahrt Ausschusses, trotz manchem Zank mit Robespierre, der Träger ihres Vertrauens gewesen, stets aber bereit geblieben, mit jedem Starken bande à part zu machen. Guizot nennt ihn „so ehrlich, wie ein schwachsüchtiger Fanatiker sein kann“. Vor der Revolution: Hauptmann im Ingenieurcorps; nach dem



dreizehnten Vendémiaire: Mitglied des Direktoriums. Ein so rasch Beförderter lernt rasch auch anders sehen. Carnot war zu flug, um nicht zu erkennen, daß Babeufs Sieg Frankreich in hilflose Ohnmacht zerren müsse. Mit dem Pöbel, der ihm Geld, Waffen und Menschen zum Krieg anbot, wollte er paktiren; die Verkünder des Tausendjährigen Reiches der Sanftmuth, in dem es weder Eigenthum noch Krieg geben solle, mußte er, als Patriot und als Machterstreber, wie ein giftiges Schlinggewächs mit eiserner Hacke ausjäten. Aber auch Robespierre hätte, wenn ihm im Thermidorkampf der Sieg geblieben wäre, die Kommunisten nicht geschont noch gargeschirmt. Hätte in dem Tribünen Babeuf den Mann gehaßt, der dem Volk mehr verhielt, als es von den Regisseuren des Rothen Schreckens erhalten hatte, und der, früh oder spät, auf offenem Markt rufen mußte: Der Vernunftanbeter, der Tugendprophet hat Euch mit Gauflerkünsten um Menschenrecht betrogen!

Wenn die französischen Sozialdemokraten nach drei Halbjahrhunderten das Andenken Babeufs feiern und Carnot, der ihn ins Martyrium stieß, geißeln wollten, brauchten sie, um in der Masse Verständniß zu finden, den Blick nicht in die röthlichen Nebel der Schreckenszeit zurückzuschicken. Der Typus des Volksretters, der dem Revolutionär von gestern Mangel an Konsequenz und feigen Verrath vorwirft, ist nicht ausgestorben. Auch Robespierre lebt noch. (Er heißt Jules Guesde und wird dann von deutschen Marxisten, oder heißt Jean Jaurès und wird von deutschen Bourgeois verherrlicht. Wie lange wohl? In Frankreich ist Guesde ein Sektenheiliger, Jaurès eine Mode vom vorigen Jahr. Clemenceaus Keltenwiz hat den Kranz des Kammerrhetors zerzaust; und nach dem Eisenbahnerstrike hat Großclaude, der die pariser Stimmung zu munterstem Ausdruck bringt, gefragt: „Ist nicht endlich Zeit, diese alte Schwazmühle in den Gerümpelschuppen zu spediren?“ Der ami de la vertu muß sich bald in neuer Wesenheit verkörpern.) Und Lazare Carnot mag Denen ein Stümper scheinen, die Aristide Briand emporklettern sahen. „Wollt Ihr Euch vorstellen, wie Schurken die Männer morden, die für die Volksbefreiung ihr Leben wagen, dann schaut auf den Verräther, der heute die Lohnsklaven erdroffelt.“ Ob der November nicht noch solche Gedenkfeier bringt? Der Schandpfahl, an dem Briand nackt stehen soll, ist schon in den Boden gerammt. Der Versuch, den Abtrünnigen vor dem Staatsgerichtshof des Verfassungsbruches an-



zuflagen, ist zwar mißlungen. Doch der Volkszorn kann gegen Aristideß morgen den Bannspruch des Ostrafismus erzwingen.

Der junge Herr Briand war, wie Danton, Advokat und sah aus, als solle ein Babeuf aus ihm werden. Der wildeste Genosse ist ihm noch nicht wild genug. Jedes Mittel, spricht er, das die Zwingburg der Reaktion in ihren Grundmauern lockern, das Volk aus den Fesseln des Kapitalismus erlösen kann, muß angewandt werden. Nur feige Seelen erbeben bei dem Aufruf zum Generalstreike. Die Entwicklung der Wirthschaft fordert diese Machtprobe; wer siegen will, darf ihr nicht ausweichen, und wer sie auch nur aufschiebt, mindert dem Lohnarbeiter die Möglichkeit endgiltigen Erfolges. Ist die Mehrheit der Hörigen noch zu schlaff, läßt sie sich von Leuten einschläfern, die bei dem Gedanken an Gewaltanwendung schlottern, dann muß wieder, wie so oft schon in unserer Geschichte, eine entschlossene Minderheit den Haufen mitreißen. Wähnt Ihr, der gute Wille der behaglich im Ausbeuterrecht Wohnenden werde, mag das Klasseninteresse noch so laut abmahnen, Eure Lage bessern? Selbst die winzigste Reform wird nur durch Einschüchterung, durch wirksame Drohung erreicht. Lasset die Kohlengräber getrost anfangen. Nicht vierundzwanzig Stunden lang kann ihr Ausstand vereinzelt bleiben; das Bewußtsein inniger Solidarität wird schneller, als die Trägheit heute ahnt, das ganze Proletariat waffnen und von einer Grenze zur anderen das Schlachtgefild dehnen. Jeder Hafenarbeiter wird die kämpfenden Kameraden dadurch unterstützen, daß er kein Kilo fremder Kohle löscht. Die amorphe Masse, die ängstliche Hammelherde muß überall von muthigen Männern zur That getrieben werden. Die Organisirung solcher Gruppen, in denen der Wille zu schonungslosem Kampf lebt, ist jetzt die wichtigste Forderung. Wovor sollten wir zittern? Vor den Flinten unserer in den Soldatenrock geknuteten Brüder? Sie hassen, wie wir, den Moloch des Militarismus. Aus millio- nen Kehlen haben sie den Ruf gehört: Wenn das Kommando ertönt, auf ausländische Arbeiter zu schießen, ist Eure Pflicht, als Zielpunkte Kopf und Herz der Offiziere zu wählen, die Euch das Verbrechen des Brudermordes zumuthen! Seid sicher, daß sie für Eure Sache fechten werden. Oder wollt Ihr bis ans Lebensende im Joch bleiben und den Orgien des Militarismus etwa gar noch zujuchzen? Nein. Wir brauchen keine uniformirte Schlächterzunft. Wir unterscheiden nicht zwischen gerechten und



ungerechten Kriegen. Jeder Krieg ist uns ein Gräuel, dem jedes erreichbare Mittel vorbeugen muß. Wir sind fest entschlossen, die Kriegserklärung mit dem Generalstife zu beantworten; und der Befehl zur Mobilmachung der Truppen giebt uns das Zeichen zur Revolution. Also spricht, vor Allgalliens Ohr, Aristide Briand; in hundert Versammlungen. Ein Demagoge von besonderem Schlag. Der Troß macht's wie die Schranzen, die dem König vorgirren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gefribbel der Unterthanen; sagt der Masse nie, was sie nicht hören will, und rühmt den untrüglichen Instinkt, dem sie in ruhiger Zuversicht folgen dürfe. Briand hat ein anderes System. Empfiehlt sich durch Aufrichtigkeit, die auch Unwillkommenes nicht verschweigt. Singt das Lob der Minoritäten. Die Losung: Ni dieu ni maître! Das Feldgeschrei: Furchtlose, erbarmungslose Propaganda der That!

Noch sind nicht vier Jahre verstrichen, seit Frankreich seinen Aristidees so sah. Als den Unerbittlichen, der an der äußersten Konsequenz einmal gefundener Erkenntniß nie scheu vorüber-schlich. Der dem Unrechtsstaat Todfeindschaft geschworen hat, die Kapitalistenrepublik durch Massengewalt aus den Angeln heben will und den Genossen, die ihren Jaurès zu sanft, fast schon zahllos finden, zuruft: „Nur wer, wie ich, für den Generalstife eintritt, darf sich einen Revolutionär nennen!“ Als Hervés Vertheidiger, der die Soldaten zur Meuterei verpflichtet. Er wird Minister; und erklärt auf der Tribüne, daß er keinen seiner Grundsätze jemals dem Machtkügel opfern werde. Ringsum ein Nicken und Lächeln. Waldeck-Rousseau war der Anwalt der größten Ausbeuter, schien selbst der ärgste Sozialistenfeind: und führte dann, ohne sich je in Hitze bringen zu lassen, die neuen Jakobiner zum Sieg. Combes trug die Rutte, ehe er zur Frühstücksmarmelade ein Pfaffenfilet heischte. Millerand war Sozialdemokrat, saß auf der Ministerbank dann neben Galliffet, dem „Meuchler der Geiseln“, und brüstete sich mit Titeln und Orden. Wer an der vollen Krippe sitzt, greift nicht nach der Art, die sie zertrümmern könnte. Warum soll's mit Briand nicht gehen? Ging auch. Sehr gut sogar. Bald wurde geflüstert: Ein politischer Kops; ein Staatsmann, der sich zur rechten Stunde zu mäßigen weiß und im Kampfgewühl schon bedenkt, daß ihn morgen das Staatswohl zwingen wird, dem Feind von heute sich zu befreunden. Die Aechtung der Kongregationen ist an seinen Namen geheftet: und dennoch spricht die hohe und niedere Geistlichkeit von ihm im Ton sympathischer Achtung.



Er hat eine behutsame Hand, die noch an halb verfohlte Pfosten nützliche Fädchen zu knüpfen vermag und heimlich die durch Clemenceaus fahriges Effectpolitik entstandenen Knitterfalten ausbügelt. Er wird Ministerpräsident. Der Sozialdemokrat; der Führer des groupe antimilitariste. Lernt Frau Marianne nun endlich das Fürchten? Sie freut sich; erwartet sich das lustigste Fest. Ein himmlisches Spektakel für ein blasirtes Volk von Genießern. Am Paradedag sitzt Briand neben dem Präsidenten der Republik, drehselt den Truppenführern Komplimente, preist die Mannszucht als das unentbehrlichste Gut der Nation. Und jeder Uniformirte weiß: Der mit dem Schnurrbart da oben hat uns hundertmal ermahnt, im Straßenkampf die Waffe gegen unsere Offiziere zu führen, und feierlich gelobt, im Kriegsfall durch revolutionäre Abwehrbewegung, durch Generalstreik und Massenaufstand uns an der Erfüllung der Dienstpflicht zu hindern. Der ist jetzt unser höchster Chef. Ein Schauspiel für Götter; und für Pariser, die ihre Institutionen kaum noch ernst nehmen und keinem politischen Ueberzeugung und Grundsätze zutrauen. Der Ministerpräsident wirkt, wenn er das Wort nimmt, weniger oft durch Wirbelwinde als durch blanke Logik und kühle Nüchternheit. In seiner ersten Programmrede warnt er, in Périgueux, vor neuer Zerklüftung; nennt die Sehnsucht nach innerem Frieden den Herzenswunsch der Nation; fordert alle ehrlichen Republikaner auf, alten Groll zu vergessen und sich zu gemeinsamer Arbeit fürs Vaterland zu schaaren. Und ist vom nächsten Tag an der Vertrauensmann aller ruhigen Rentner, die Frankreich schon in Anarchie gleiten sahen, aller aufrichtigen Freiheitsfreunde, die der Stank eines unduldsamen Sektenregimentes längst widert. Naht wirklich das Ende der Jakobinerherrschaft? Kann auch Einer, dem Religion nicht das Trugwerk der Priesterlist, die Ungleichheit der Menschen nicht die Folge staatlich patronisirter Raubzüge ist, in Frankreich wieder frei athmen? Nur Denen um Guesde, um Jaurès, um Combes furcht sich die Stirn. Wohin will dieser Mann, den das Vertrauen der sozialistisch-radikalen Mehrheit auf den höchsten Sitz hob? Leise erst, dann laut und schließlich in gellendem Ausruferton wird an Briands Agitatorenarbeit und Rebellenreden erinnert. Dem zuckt keine Wimper. Sein galant lächelnder Mund, den düster dräuende Augen beschatten, spricht gelassen: Ich habe mich nicht gewandelt, bin der Selbe noch, der auf dem linken Flügel der Volksvertheidiger focht; nur jetzt eben président du conseil, der verantwortliche



Leiter des Staatsgeschäftes und drum keiner Fraktion unterthan. Antwort und Abwehr? Der lässige Gestuß Eines, der eine Mücke wegscheucht; den Stich hat er nicht gefürchtet, doch daß Gesumm stört ihn in der Arbeit. In jeder Rede fast wiederholt er: Ich bin unverändert; aber das Land will Ruhe und braucht die Mitarbeit Aller, denen das Gedeihen der Republik der Leitstern ist, und ich bleibe auf meinem Platz, so lange eine Republikanermehrheit für mich stimmt. Da beginnt der Eisenbahnerstreik. Ein aus bewußtem Willen zur Revolution geborenes Handeln. Die Lohnwünsche der Arbeiter sind schon erfüllt oder der Erfüllung nah; die Regierung verhandelt mit den Ausständigen und erklärt sich bereit, jede ausreichend begründete Forderung bei den Bahngesellschaften zu vertreten. Damit ist der herrschsüchtige Syndikalismus nicht zufrieden; ihm kommt's auf die Machtprobe an. Die Rechtsräuber, die der Bodenwucher, die erpreßte Rente mästet, sollen in ihrer Fronfeste alle Schrecken der Belagerung kennen lernen. Auf allen Gleisstrecken wird, in Ost und West, die Rückkehr in die bewährte Mode des sabotage empfohlen, die zwar die unnöthige Zerstörung des Industriematerials verbietet, es aber für die Dauer der Ausstandszeit unbrauchbar machen will. Eine feine Unterscheidung. Warum eine Dynamomaschine zerbeulen, zerstören, wenn man sie gemächlich demontiren und unentbehrliche Theile in sicheren Versteck schaffen kann? Wozu eine Lokomotive mühsam zertrümmern, wenn man ihrem Bauch die Kohlenspeise entziehen und durch falsche Signale den Schienenstrang sperren kann? Tage lang rollt kein Zug aus dem Gewölb der Kopfstationen. Durch Drohung werden die zum Streikbruch Willigen ferngehalten; die durch Worte nicht einzuschüchternden mit Hieben und Püffen in die Pferche heimgetrieben, aus denen der Hunger sie zur Notharbeit rief. Ist Frankreich von der Nachbarschaft abgesperrt, ohne die Möglichkeit zu Einfuhr und Ausfuhr, sieht es seine Ostflanke wehrlos der Invasion ausgesetzt und stockt der Puls seiner Wirthschaft, dann muß es merken, wo die Macht wohnt, und die Massen befriedigen, von deren Laune Leben und Tod abhängt. Das ist kein Ausstand, der bessere Arbeitsbedingungen erwirken, ist einer, der auf ungebahntem Weg zu neuer Vertheilung der politischen Macht führen soll; ist Revolution. Briand fühlt's; und läßt seinen Drang von zaghafteren, um ihre Politikerzukunft, ihre einträglichen Mandate hängen Kabinettsgenossen nicht eine Minute lang hemmen. Aristides wird Dracon. Die Hauptheizer, die beim sabotage Abgefaßten werden



verhaftet, die Strifebrecher mit der Waffe geschützt, die von der Militärpflicht nicht freien Ausständigen zum Wehrdienst einberufen und, als Soldaten, durch die Kommandogewalt zu der Arbeit gezwungen, die sie, als dem Syndikat gehorsame Civilisten, eingestellt hatten. Wüthend heult die Demagogenschaar auf. Gerade solchen Strife hat ja Briand stets gefordert; wenns nach ihm ginge, müßten in allen Gruben, Hütten, Fabriken jetzt die Arbeiter sich den Eisenbahnen anschließen; dann hätten wir den Generalstrife, den er ersehnte und in dem jeder republikanische Soldat zu Meuterei verpflichtet wäre. Briands Agitatorenreden werden abgedruckt, auf Riesenplakaten an die Straßenecken geklebt. „Déclarations de M. le président du conseil.“ Nur Drohung und Einschüchterung sichert dem Lohnarbeitervolk Erfolge. Der Befehl zur Mobilmachung ist das Zeichen zur Revolution. Der Soldat muß auf die Offiziere schießen, die ihm ausständige Arbeiter als Kugelziel zeigen. Die ganze Leier. Der Ministerpräsident wankt nicht. Läßt die Plakate kleben. Kann, wie der Weltenschöpfer, am siebenten Tag ausruhen: Frankreich ist wieder in Ordnung und ringsum Alles gut. Und da er in der Kammer mit Interpellationen und von der neuen Montagne her mit Schmähung überschüttet wird, spricht er, am neunundzwanzigsten Oktobertag, der Sozialdemokrat, der Revolutionär, des tollkühne Wort: „Ich werde Ihnen, meine Herren von der äußersten Linken, Etwas sagen, das Ihren Unwillen vielleicht bis zum Siedepunkt erhizen wird. Wenn im Angesicht einer dem Vaterland drohenden Gefahr das Gesetz nicht die Möglichkeit geboten hätte, die Grenzen des Landes zu schützen und dadurch das Leben der Nation zu verbürgen, dann wäre die Regierung, um sich das Verfügungsrecht im Bereich der Eisenbahnen, also eines wichtigen Werkzeuges der Landesvertheidigung, zu wahren, gezwungen gewesen, ungesetzliche Mittel anzuwenden. Das hätte sie gethan; die Stimme der Pflicht hätte sie auf diesen Weg gedrängt.“ (Zwischenspiel: Raum ist das Wort, das den Muth zu ungesetzlichem Reichsschutz bekennt, dem Mund entfahren: da brüllt der stämmige Genosse Collin auf: „Laßt mich den Diktator erwürgen!“ Genosse Jaurès hält, mit Anderer Hilfe, den rasenden Hünen und ruft ihm zu: „Wenn Du ihn prügelt, ist er gerettet!“ Ein Musterbeispiel jakobinischer Geistesart. Der Streckenarbeiter, Schaffner, Zugführer, der Eisenbahnmaterial für eine von seiner Willkür bestimmte Frist unbrauchbar macht, muß straflos bleiben; denn das Gesetz giebt ihm das Recht zu Koalition und Aus-



stand und kein Buchstabe beschränkt die Wahl der anzuwendenden Mittel. Der Abgeordnete darf dem Minister, dessen Rede ihn ärgert, die Kehle zudrücken; nur die Erwägung des möglichen Nutzens oder Schadens, nicht die Pflicht zu legalem Handeln, darf von solchem Ueberfall abhalten. Das Regierungshaupt, in dem auch nur der Gedanke keimt, im äußersten Nothfall könne die Stimme des Reichsinteresses die Frage nach der Legalität einer Maßregel übertönen, ist des schlimmsten Verbrechens schuldig.)

Eine Stunde lang tobt der Sturm. Steht Briand, vor dem knirschenden, heulenden, fuchtelnden Haufen, auf der Tribüne. Verräther, Diktator, Gauner, Strolch: kein Schimpf wird ihm erspart. Bleich steht er; aber sein Blick ist ruhig. Seine Vergangenheit, Alles, wofür er Jahre lang gekämpft hat, speit ihm aus dem Geismund entfremdeter Kampfgenossen Verachtung ins Antlitz. Und ein seiner Nerven minder Sicherer würde sich fröstelnd nun fragen, ob das unpopuläre Trutzwort nicht auch die Gruppen von ihm wegsprengen könne, ohne die seine Mehrheit unhaltbar ist. Briand bleibt ruhig. Er weiß, daß er wider die Bereiter der Anarchie im Lande die Mehrheit für sich hat; und für das Land diktirt er, da er sich in der Kammer nicht Gehör schaffen kann, den Stenographen den Schluß seiner Rede. Dann geht er unbesorgt, unbehütet heimwärts und sagt heiter zu den Reportern, die einen Verstorbenen erwarten: „Wenn ich den Diktator spielen soll, muß ich zunächst reiten lernen; morgen will ich mich nach einem Rappen umsehen.“ Die nächste Sitzung bringt die Anklage in den ehrwürdigen Formen französischer Gerichtssprache. Die fünfundsiebenzig Sozialdemokraten, in deren Reihen er so lange saß, zeihen ihn frechster Rechtsbeugung, schamlosen Gesinnungschachers und erklären, sein Handeln habe im Proletariat Zorn und Ekel geweckt. Vorher schon nannte Jaurès ihn einen nach der Caesarenrolle lüsternen Hanswurst, den das Votum der Mehrheit flink in den Rehricht fegen werde. Er schweigt. Hat nur am Anfang der Sitzung gesprochen. Mehr im Ton des Melodrama als sonst. „Betrachtet meine Hände: kein Tröpfchen Blut hat sie befleckt. Ihre Stimmzettel können das Leben des Diktators enden. Entziehen Sie ihm die Zeichen Ihres Vertrauens: und machtlos tritt er vom Schauplatz. Die Regierung, die reaktionär gescholten wird, legt ihr Schicksal in Ihre Hände. Nur Eins erbitte ich: lassen Sie uns im Sonnenlicht, nicht in einem Kellerloch sterben.“ Das Wort, das gestern den Sturm entfesselte, war der unfluge Ausdruck einer vermeidbaren Hypothese; „une



imprudence“. Keiner glaubt's. Jeder möchte beschwören, daß Briand auch gestern sprach, wie er sprechen wollte. Doch die Bescheidenheit des Taktikers wirbt unter den Zaudernden Stimmen; 94 gegen Briand, 388 für ihn. Sieger. Der Bourgeoisie der Retter der Republik. Allen, die Etwas zu verlieren haben, der Messias im Bürgergewand, der Frankreich aus der Gefahr schleuniger Desorganisation riß und den widernatürlichen Bund mit den Sozialisten löste. Die Hoffnung, der Hort, das flecklose Panier aller guten Franzosen.

Muß diesen Mann gemeine Machtgier zum Wesenswandel getrieben haben? Weil er die Terminologie am Schnürchen hat, glaubter, wie in jedem Bezirk mancher Andere, die Sache zu kennen. Spät erst entschleierte sich ihm die Wirklichkeit. Frankreich braucht, zwischen wehrhaften Staaten, ein Heer; und nur straffe Mannszucht, die blind gehorchen lehrt, kann die zur Landesvertheidigung taugliche Maschine bedienen. Frankreich darf, neben flug geleiteten Industriestaaten, bei Gefahr rascher Verarmung und unheilbaren Siechthums nicht in das Elend des Kommunismus sinken. Nur eine kommunistische Gesellschaftsordnung aber, die dem Untüchtigen den Kampf ums Dasein erspart und an Besitz, Rang und Recht ihm das Selbe beschert wie dem Tüchtigsten, vermag dem Massenwunsch, dem Trachten der Mehrheit, die nie Elite sein kann, zu genügen. Wer weniger bietet, läßt Wassertropfen in glühenden Stein sickern. Sah Rousseau nie, daß auf der selben Waldscholle ein gesunder Baum starke Aeste himmelan streckt, ein Krüppelchen kaum über's Kindermaß hinauswuchs? Nicht Gleichheit: Ungleichheit zeigt uns, grausamen Zwang zur Auslese des zu Leben und Fortpflanzung Brauchbaren offenbart dem Blick in jedem Revier die Natur. Dürfen wir uns vermessen, sie zu meistern? Aus allen Winkeln dieses schönen Landes dampft's von Fieberschweiß und erhitztem Athem. In allen Gewerben langt der Arm nach der Macht, die dem Kopf gebührt. Fraglich ist nur noch, ob der Staat in der Stunde eines Rausches, der auch die Wächter umfängt, zertrümmert oder langsam ausgehöhlt und entmachtet werden soll. Die Bourgeoisie will das Proletariat, das Proletariat die Bourgeoisie pressen. Wir können, heißt's hüben und drüben, eine weite Strecke zusammengehen. Doch der wohlhabende Bürger fängt zu fühlen an, daß der Weggenosse ihm, Stück vor Stück, die Besitzrechte entwindet; daß Syndikat, die Confédération Générale du travail, zur höchsten Instanz im Staat macht; die Brut in der Ver-



achtung des Vaterlandes aufzieht. Daß Proletariat? Daß Monarchisten und Klerikale morgen die Republik würgen und eine schwarze Tyrannei einsetzen werden, wird es nicht ewig glauben. Kleine Bissen sättigen nicht. Und wenn Ausgehungerte sich auf volle Schüsseln stürzen, verhält der Mahnruf zu weiser Mäßigung. Was ist bis heute denn das Ergebnis der Bloßpolitik, die in der Wirrnis des Drensfußhaders einer gefährdeten Partei das Löffelrecht wahren sollte? Ein tiefer Spalt im Stamm des nationalen Lebens. Die Willkürherrschaft der Horden, die von schlauen Beutejägern gedrißt wurden. Die Anwendung der Saboteurmethode auf die Politik: alle Materialien und Einrichtungen des Staates werden noch nicht zerstört, doch für die Zeit des gerade anhängigen Besitzrechtsstreites unbrauchbar gemacht. Währt dieser Zustand fort, dann wird Frankreich wehrlos; verliert seine Kolonien, seine Land- und Seemacht, seinen Welthandel, den Ertrag der Luxus- und Fremdenindustrie. Wird reif für die Sociale, den täglich nach der Melodie des Lampionliedes besungenen Umsturz. Wollt Ihr Frankreich, so müßt Ihr die Scheidung der Geister wollen. Katholisch oder gottlos, liberal oder radikal: das Vaterland heischt die Kraft aller Söhne, die das Interesse an seine Erhaltung band. Die „trunkenen Sklaven“, die Gambetta in ihre Höhlen zurückpeitschen wollte, leben noch unter uns. Und Babeuf geht wieder um. . . Ein Erleben, das aus dem Rneipenkonvent an die Spitze des Reichsdirectoriums führt, kann auch den Redlichen zweifeln lehren, ob Allen der selbe Rechtsanspruch zieme.

Für Babeuf war Carnot, für Jaures und Genossen ist Briand der Verräther. Im Sinn des Massenhöflings ist Jeder, den die Erhaltung des Staates, auch eines unvollkommenen, und seiner Wehrkraft wichtiger dünkt als die Bescheinigung zäher Prinzipientreue; Jeder, der nicht gewiß ist, daß ohne den Glauben an lohnende, strafende Götter, ohne Willenszwang, ohne den Sporn, den die Sucht nach Besitz und Geltung dem Ermattenden eindrückt, die entfesselte, gekrönte Menge die dem Staatswohl unentbehrliche Arbeit leisten wird. „Die Revolution ist ein Bloß, von dem man nichts abbröckeln darf“: so sprach Herr Clemenceau einst; und befahl als Regent dann, auf rebellische Arbeiter zu schießen. Schon ahnt Frankreichs Genius den nahen Wechsel der Mode. Will Deutschland mit abgelegtem Parisertand den Siegerleib putzen?







## William James.

Am achtundzwanzigsten August ist der große amerikanische Psychologe William James in seiner Heimath gestorben. Sein Name ist in den letzten Jahren bei uns besonders viel genannt worden; am Meisten in Verbindung mit der von James zwar nicht erfundenen, aber sehr energisch vertheidigten neuen philosophischen Methode, die unter dem Namen „Pragmatismus“ von Amerika herübergekommen ist. Ich habe selbst zur Bekanntmachung dieser Denfrichtung in Deutschland Einiges beigetragen und mich über Wesen und Werth des Pragmatismus mehrmals ausgesprochen (auch in der „Zukunft“ vom zehnten Oktober 1908). Heute aber, wo es gilt, die Summe von James' Lebensarbeit zu ziehen, habe ich den Eindruck, daß man über den Pragmatiker James den Psychologen zu sehr vergißt. James war aber vor Allem einer der besten Kenner und Erforscher des menschlichen Seelenlebens. Hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Wenn man James' Bedeutung für die Geistesgeschichte der Menschheit verstehen will, so muß man zunächst den Psychologen ins Auge fassen.

James ist, ähnlich wie Wundt, von der Medizin her zur Psychologie gekommen. Er hat mehrere Jahr hindurch Anatomie und Physiologie vorgetragen und das Leben von seiner physischen Seite her zu erforschen gesucht. Er sah aber ein (und auch hierin hat er Aehnlichkeit mit Wundt), daß die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise immer nur die Außenseite der Lebensvorgänge zu erblicken vermag. Wer in die Tiefe dringen und das Leben da erkennen will, wo es nicht nur betrachtet und erforscht, sondern wirklich gelebt wird, Der muß den Standpunkt ändern und von innen heraus den Lebensprozeß da zu erfassen suchen, wo er einzig und allein lebendige Wirklichkeit ist. Das heißt aber nichts Anderes als: Das Leben kann in seiner vollen Eigenart nur von der seelischen Seite her verstanden werden. Das erkannte James und wurde, nachdem er bereits „die Mitte seines Lebensweges“ überschritten hatte, zum Psychologen. Damit aber hatte er das Gebiet gefunden, das seiner wissenschaftlichen und menschlichen Eigenart am Meisten entsprach. Amerikanischer Wirklichkeitsinn, ein kraftvolles Temperament und eine wahre Sehergabe im Schauen und Darstellen seelischer Vorgänge machen James' psychologische Schriften zu einer eben so reizvollen wie mächtig anregenden und gründlich belehrenden Lecture.

Wer den ganzen James mit all seinem Temperament und mit seinem in die Tiefe dringenden seelischen Blick kennen lernen und



auf sich wirken lassen will, Der muß zu seinem grundlegenden ausführlichen Werk, zu den zweibändigen *Principles of Psychology* (erschienen 1890) greifen. Leider ist dieses Werk nicht ins Deutsche übersetzt worden. Nur von dem Auszug, den James einige Jahre später als „textbook“ veröffentlichte, ist kürzlich eine deutsche Ausgabe erschienen. Aber in diesem textbook hat James, wie er im Vorwort selbst sagt, nicht nur alle Citate, sondern auch die ganze Polemik des größeren Werkes weggelassen. Doch gerade in diesen polemischen Bemerkungen liegt oft ein großer Reiz und eine große Kraft. Man lese, zum Beispiel, wie James über Herbarts Vorstellung-Mechanik oder über Hegels Begriff-Dialektik urtheilt: und man wird sehen, wie viel positiver Inhalt in dieser temperamentvollen Kritik steckt.

Von den vielen neuen Auffassungen seelischer Vorgänge, die man bei James findet, will ich nur eine hervorheben, die allerdings grundlegend ist. Ich meine James' Lehre vom „Strom des Denkens“ oder, wie er es in der kleinen *Psychologie* ausdrückt, vom „Strom des Bewußtseins“. Schon Wundt hat den überaus wichtigen Gedanken ausgesprochen, daß alles Psychische uns niemals als ein ruhendes, beharrendes Sein, sondern immer nur als ein in steter Veränderung befindliches Geschehen gegeben ist. Diese Eigenart alles Seelischen ist von maßgebender Bedeutung für die Methode der Psychologie. Man darf hier nie von stabilen Gegenständen, sondern muß immer nur von Vorgängen sprechen. Das Selbe meint auch James mit seinem „Strom des Bewußtseins“; aber er meint noch etwas mehr.

Das Seelenleben ist für James nicht nur ein Geschehen, das in der Zeit verläuft, es ist zugleich lebendige, auswählende, von einem Ich ausgehende Thätigkeit, eine Entfaltung von Kräften, die Richtung haben und Richtung geben. In dieser konkreten und aktivistischen Auffassung des Seelenlebens berührt sich James besonders nah mit Henri Bergson, dessen Philosophie er in einem seiner letzten Werke (*A pluralistic Universe* 1909) eben so begeistert wie geistvoll charakterisirt hat. Was Bergson „la vraie durée“, die wahre Dauer nennt, das bloß zeitliche, aber dennoch lebendig inhaltvolle seelische Geschehen, das schneeballartig alles Vergangene in vollkommener Durchdringung in sich enthält und als schöpferische Entwicklung immer Neues, Unvorhersehbares hervorbringt, Das ist so ziemlich das Selbe wie James' „Strom des Bewußtseins“.

Die konkrete und aktivistische Auffassung des Seelenlebens: Das ist der Grundzug von James' Psychologie und zugleich die Erklärung für seine religiöse und philosophische Weltanschauung. Das



Konkrete besteht darin, daß James die seelischen Vorgänge in ihrer vollen individuellen Bestimmtheit und individuellen Färbung als persönliche Erlebnisse anschaut und darstellt und sich davor hütet, die Auffassungen und Zergliederungen des Psychologen in das seelische Erlebnis selbst hineinzuschmuggeln. James nennt dieses von den meisten Psychologen unbewußt geübte Verfahren „The Psychologists fallacy“, den Trugschluß oder die Fehlerquelle des Psychologen, und sein ganzes Buch ist eine energische Bemühung, diesen Fehler zu vermeiden.

Diese konkrete Auffassung giebt zunächst seinen psychologischen Beschreibungen eine ganz unvergleichliche Lebendigkeit, Klarheit und Realität. Je tiefer sich nun James in diese Betrachtungsweise des Seelenlebens versenkte, desto deutlicher ging ihm die Verschiedenheit des Seelischen vom Körperlichen auf, desto weniger konnte er im Glauben an selbständige übernatürliche geistige Mächte etwas Widersprechendes finden. In der That bekennt sich denn auch der vom Haus aus religiös veranlagte Mann in seinem religionspsychologischen Werk, in den „Varieties of religious experience“, offen zum Supranaturalismus. Aber auch in diesem Werk ist die psychologische Leistung das Wichtigste. James breitet auf Grund von Bekenntnisschriften moderner amerikanischer Sektengründer einen Reichthum des religiösen Erlebens vor uns aus, von dem wohl die wenigsten Leser vorher eine Ahnung hatten. Das Buch bietet also auch Dem, der nicht auf dem philosophischen Standpunkt des Verfassers steht, eine geradezu uner schöpfliche Fundgrube für die Psychologie der Religiosität.

Die aktivistische Auffassung des Seelenlebens besteht darin, daß für James alles seelische Geschehen, das Wahrnehmen, die Erinnerung, die Phantasiethätigkeit und die Gefühle in letzter Linie immer als Werkzeuge des Willens zu deuten und als auf Thätigkeit gerichtet zu denken sind. Besonders klar und zugleich besonders liebenswürdig kommt diese Auffassung in James' Ansprachen an Lehrer, in seinen „talks to teachers“ (1899) zum Ausdruck. Dieses Buch, das unter dem Titel „Psychologie und Erziehung“ auch deutsch erschienen ist, scheint mir am Besten geeignet, in James' Gedankenwelt einzuführen.

Die konkrete Auffassung des Seelenlebens hat James schließlich zum Pluralismus und die aktivistische zum Pragmatismus geführt. Die Welt ist uns als bunte Vielheit, als unendliche Mannichfaltigkeit gegeben. Die Einheit des Universums ist dem Menschen als Aufgabe gesetzt, darf aber keineswegs als Voraussetzung oder gar als Urthatsache gelten. Die Vereinheitlichung herbeizu-



führen: dazu braucht es einer Philosophie der That; und diese will der Pragmatismus schaffen. So ist der tiefdringende Psychologe allmählich zum Schöpfer einer lebendigen und Leben fördernden Philosophie geworden.

William James war durch und durch Amerikaner. Bei aller Hochachtung vor der europäischen Wissenschaft war sein Ehrgeiz, nicht nur zu empfangen, sondern auch zu geben. Charakteristisch dafür sind einige einleitende Worte in der ersten seiner Gifford-Vorlesungen, aus denen das erwähnte religionpsychologische Buch besteht. „Für uns Amerikaner“, sagt er da, „ist es eine vertraute Erfahrung, von europäischen Gelehrten Belehrung zu empfangen. Uns scheint nur natürlich, daß wir zuhören, wenn Europäer sprechen. Die entgegengesetzte Gewohnheit, selbst zu sprechen, während Europäer zuhören, haben wir uns noch nicht zu eigen gemacht. Aber wenn der Strom einmal von Westen nach Osten zu fließen begonnen hat, so lassen Sie mich hoffen, daß er auch weiterhin thun wird.“ In der That hat sein Ruf und seine Persönlichkeit eine solche Anziehungskraft erworben, daß eine nicht geringe Zahl von deutschen Studenten ein oder zwei Semester auf der Harvard University zubrachte, wo James bis vor wenigen Jahren Psychologie vortrug.

Mit deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft war James innig vertraut. Nicht selten begegnet man deutschen Wörtern in seinen Schriften und manchmal citirt er eine Stelle aus Goethes Faust oder ein Epigramm von Lessing. Von deutschen Denkern nennt er im Vorwort zur großen Psychologie ausdrücklich Locke und Wundt, in seinen späteren Arbeiten öfters Wilhelm Ostwald und besonders Ernst Mach, den er auch einmal in Prag aufsuchte.

Ich selbst habe James leider nie persönlich kennen gelernt, wohl aber seit zwölf Jahren mit ihm korrespondirt. Eingeleitet wurde diese Korrespondenz durch einen für mich eben so überraschenden wie erfreulichen Brief, in dem James sich ausführlich über mein Buch „Die Urtheilsfunktion“ aussprach, das ich ihm einige Jahre vorher zugesandt hatte. Seit dieser Zeit haben wir einander fast alle Publikationen zugesandt. James' Antworten waren oft nur kurz, denn das Briefeschreiben war, wie er sich einmal mir gegenüber ausdrückte, „contrary to my psyche“, aber immer interessant und inhaltvoll. So schrieb er mir vor etwa zehn Jahren, er hoffe, noch „bevore shuffling off this mortal coil“ seine eigene Philosophie herauszubringen. Nach den Vorlesungen, die er im Frühjahr 1909 in Oxford über das pluralistische Weltbild gehalten hatte, war er durch die vielen Mißverständnisse, denen er



begegnete, recht verstimmt und schrieb mir, er habe die Hoffnung aufgegeben, durch Diskussionen andere Denkende zu überzeugen; man müsse den künftigen Generationen überlassen, die Synthese der verschiedenen Denkrichtungen zu vollziehen. Meinen Aufsatz über die Soziologie des Erkennens, der in der „Zukunft“ am fünfzehnten Mai 1909 erschien, begrüßte er mit warmem Antheil und regte mich an, das dort angeschlagene Thema weiter zu bearbeiten, worauf er später sogar nochmals zurückkam. Seinen letzten Gruß erhielt ich im Juni dieses Jahres aus Nauheim, wo er von einem Herzleiden Heilung gesucht hat. Die Karte war von ihm und Professor Julius Goldstein aus Darmstadt unterzeichnet, aus dessen Feder wir in nächster Zeit eine Uebersetzung von James' Buch „A pluralistic Universe“ zu erwarten haben.

Als die Nachricht von seinem Tode kam, mußte ich an das Wort Heraclits denken: „Der Seele Grenzen kannst Du nicht ausfinden, und ob Du jegliche Straße abschnittest; so tiefen Grund hat sie.“ Auch William James hat die Grenzen der Seele nicht ausgefunden; aber er hat auf dem Wege dazu so manchen neuen Pfad entdeckt und für die kommenden Geschlechter gebahnt.

Wien.

Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.



## **Einleitung in das Marées-Werk. \*)**

Viele Leute, denen man nicht ohne Weiteres Mangel an Bildung und Ueberfluß an Bosheit vorwerfen kann, sind nicht weit davon entfernt, den Reichthum unserer Zeit an Kunstbüchern für einen Unfug zu halten. Entweder fühlen sie sich im Besitz ihrer Kennerschaft oder sie sind so entblößt von lebendigen Beziehungen zur Kunst, daß ihnen Alles, was man durch Lesen lernen kann, geringfügig und eitel erscheint. Der Anschein giebt ihnen Recht. Auch dem besten Leser, der Bilder nur durch das Medium der Bücher hindurch ansieht, erwächst kein Vortheil für das Wesentliche; und mancher Freund der Musen verliert sie, weil er sich ihnen nur im Gewande des Gelehrten zeigt, daß sie nun einmal nicht leiden können. Auch steht außer Zweifel, daß wir Deutschen seit hundert Jahren reichlich eben so viel Irrthum durch die Druckerschwärze empfangen haben wie Vortheil. Man hat bei uns immer formulirt, bevor genügende Erfahrungen da waren. Es geschah wohl

\*) Aus dem dritten Bande des großen Marées-Werkes, der nächstens bei R. Piper & Co. in München erscheinen wird.



aus einem Ueberschuß an Kraft. Wir waren stets zu jung und gaben uns den Anschein des Alters. Hätte sich die Kraft des Geistes, die man auf die Konstruktion einer unanwendbaren Aesthetik verwandte, auf die Schöpfung von Kunstwerken gerichtet, so wären wir vielleicht das reichste Volk der Erde. Wir haben zu schnell das von außen Empfangene auf unser Inneres bezogen, dachten stets über die Blume nach, statt zu riechen, waren zu arm an Dingen, die unsere Sinnenfreude steigern konnten, zu stolz, um nicht aus der Noth eine Tugend zu machen, und prägten aus unserer Armuth des Leibes einen verehrungswürdigen, aber leider recht einsamen Reichthum des Gemüthes.

Darüber kommen wir so schnell nicht hinweg; und sinnlos wäre, es zu wünschen. Der Versuch, an die Stelle unserer allzu platonischen Kunstverehrung sofort ein Verhältniß zu setzen, das südliche Rassen mit dem Schönen verbindet, würde bei uns aus einem hohen Trieb ein animalisches Begehren machen und uns, so, wie wir sind, um jede ernsthafte Beziehung zur Kunst bringen. Die Tendenz zu solchem Empfinden bedroht seit einigen Jahren die kosmopolitischen Kreise Deutschlands und macht, daß sich in die Freude über die wachsende Freiheit in ästhetischen Dingen das Unbehagen vor dem zweifelhaften Ziel mischt. Der Gedanke, die Kunst lasse sich wie etwas Schönes betrachten und genießen, sagt nicht viel und ist für unsere Zone geradezu ein Aberglaube. Da uns unsere Anlage drängt, auch die Natur nicht mit dem sinnlichen Instinkt allein zu fassen, würden wir der Kunst, die unendlich mehr verlangt, weniger geben als einer schönen Aussicht. An einem gelungenen Bild sind die angenehmen Farben das Geringste. Der physiologische Reiz erreicht nicht einmal die Wollust beim Anblick einer schönen Frau. Welcher Frau würde man mit der ausschließlichen Bewunderung ihrer Formen gerecht? Vor großen Kunstwerken aber heißt die Einseitigkeit sinnlicher Betrachtung nichts Anderes als: männliche Thaten zu weibischem Getändel mißbrauchen. Man könnte fast sagen, das Wort Schön sei in der Kunst unserer Zeit nur da am Platz, wo man es durch Prädikate männlicher Tugenden ersetzen könnte. Tapfer, klug, groß sind plastischere Bezeichnungen und ihre Begriffe haben im Grunde mehr mit dem Wesen der Kunst zu thun. Wie rechte Männer das Lob ihrer Schönheit, wenn man damit ihre Eigenheit bezeichnen will, wie eine Beleidigung zurückweisen, so sträuben wir uns, wenn Hinz und Kunz die Schöpfungen großer Meister mit dem Allerweltwort Schön stempeln. Weil sich das Wort als Bezeichnung solcher Eigenschaften eingebürgert hat, die dem Menschen



und dem Thier angeboren sind, und weil sich nichts mehr gegen der Kunst innersten Sinn kehrt als der Aberglaube, sie gehöre zu jenen. Dieß Wort, immer als populärer Laut verstanden, setzt Willenlosigkeit voraus; und Mangel an Willen gehört dazu, um daran auf die Dauer Genügen zu finden. Man ergiebt sich oft der Schönheit wie einem Fatum oder wie einem gefälligen Mädchen, in einem Zustand, der alle nützlichen Eigenschaften des Mannes ausschaltet. Daß bei uns die Kunst nur zur Erholung oder zum Luxus da ist, kommt dieser Auslegung entgegen. Den Einsichtigen aber ist das Kunstwerk nicht eine Sache, die man je nach Laune zu sich nehmen oder von sich wegthun kann. So wenig sie in seinem Dasein etwas Endliches, das durch Zufall entsteht und vergeht, erblicken, so wenig vermögen sie, es aus ihrem eigenen Dasein wegzudenken. Die Begegnung mit ihm greift tief in ihr Leben ein, rührt an die Welt, an die sie bis dahin glaubten, nicht nur an ihre Sinne, nicht nur an ihren Geschmack, nicht nur an das Bißchen Kunstästhetik ihrer Mußestunden, sondern an nothwendige Quellen ihres Wohlsseins, an alle Bethätigungstriebe, wird Erlebniß. Von der unermesslichen Fluth von Eindrücken erfassen sie Eins mit thatfroher Theilnahme, suchen es zu fassen: das Werden des Werkes. Vor dem Sein stehen sie in thatenloser Bewunderung. Die Gleichzeitigkeit so vieler Wirkungen in einem Moment, das Vorrecht der Bildenden Künste vor allen anderen, die Thatsache reinsten und unmittelbar zu uns fließender Essenz des Persönlichen, lastet auf uns eben so sehr, wie sie uns beglückt, und lockt nur, was in uns an augenblicklichen Aeußerungsmöglichkeiten steckt. Aber es bleibt nicht beim ersten Eindruck. Die selten tief gehende, oft qualvolle Ueberraschung, die Schale des Genusses, fällt. Das Fremdartige, das mehr noch als der künstlerische Werth im Anfang wirkte, weicht dem Bewußtsein von Beziehungen des Werkes zu anderen. Langsam weben Erfahrung und der Drang unseres Bewußtseins um den Fremdkörper ein immer dichteres Netz von Verhältnissen. Und so gelingt es schließlich, das Neue dem Schatz von anderen Werthen, die wir in uns tragen, einzureihen. Es giebt Werke, die aufhören, sobald diese Phase beginnt, und es giebt Menschen, die dann auch mit dem größten Werk fertig zu sein wähnen, weil ihnen nur das Dämmerlicht der Neuheit behagt. Solche Betrachter stehen der Kunst kaum anders gegenüber als einer ihren neugierigen Gaumen fesselnden Speise. Für Andere beginnt erst dann der Genuß. Ihnen liegt daran, über das Sinnliche des Werkes hinweg in den Organismus des Urhebers zu dringen und so das unsichere Bewußtsein eines glücklichen Zufalls mit dem reicheren Gefühl eines



von ihnen selbst geschaffenen Geschickes zu stützen. Die Sinnlichkeit wird nicht etwa ausgeschieden (die Eingebildeten, die mit ihrem Verstand allein der Musen Gabe zu umfassen meinen, sind im Grunde kaum mildere Materialisten als die Naturburschen, für die der Kunstgenuß zu einer höheren Art erotischer Exzesse gehört); sie bleibt immer der Anfang. Aber sie verliert die Sonderheit ihrer Wirkung, wird zur fruchtbaren Erde, aus der eine ganz neue Schönheit emporblüht. Deren Wachsthum geht nicht von selbst. Es bedarf sorgsamer Kultur. Nur wenn sich alle intellektuellen, vorher mehr oder weniger unthätigen Kräfte mit den sinnlichen vereinen, gelingt der höhere Besitz der Kunst. Den ganzen Organismus zu einem Ziel zu drängen, Fleisch und Geist zu steigern und gleichzeitig zur Einheit zu stimmen: Das bedeutet Erfüllung eines idealen Gebots unserer Gesittung. Schmerzlich entbehren wir in unserer Zeit außerordentlicher geistiger Anstrengungen und zügelloser Vernachlässigung des Körpers solche Erfüllung. Nur die Kunst verbürgt sie; und von allen Künsten keine so vollkommen wie die Malerei. Keine fordert in so vollendetem Gleichmaß die Theilnahme der Sinne und des Geistes.

Wir haben nichts, das wir an die Stelle dieser letzten Gottheit, die uns ernigen könnte, zu setzen vermöchten. Der Völker Sehnen richtet sich auf Sicherung ihrer Habe. Immer strenger umgrenzt die Vertheilung des zeitgenössischen Berufslebens die Thätigkeit. Immer wilder reißt der Kampf brutaler Interessen achtbare Gemeinschaft auseinander. Die Wahlverwandtschaft, von der Goethe träumte, wird zum Spiel des Geldes und unser Stolz zu dem Rhythmus, der den unabwendbaren Lauf der Dinge Fortschritt nennt. Das Ideal wird, irgendwie zu existiren. Die Eile unserer Zeit läßt dem Strebsamen gerade noch den Wunsch, von Allem einen kleinen Fegen abzubekommen; und wenn es selbst dazu nicht langt, giebt man sich mit von Wind geschaffener, von Wind verwehter Einbildung zufrieden.

Um so eifriger regen sich die Diener der Kunst um die bedrohte Göttin. Die Ueberproduktion ästhetisirender Literatur wird nicht allein von dem billigen Eifer schreibender Dilettanten, wenigstens zum Theil auch von einem unbewußten Massen-Idealismus erzeugt, der viele Hände zur Abwehr dunkler Gefahren in Bewegung setzt. Freilich hat die Summe dieser Bethätigungen, von oben gesehen, verzweifelte Aehnlichkeit mit der Behendigkeit der Mäuse, die sich auf geborstenem Schiff ein trockenes Fleckchen suchen. Von den hundert berechtigten Klagen über unsere Kunst wenden sich gut neun Zehntel an die falsche Adresse. Was Folge



ist, wird für Veranlassung genommen. Die Kunstdoktoren erfinden Mittelchen gegen dieses und jenes Leiden unserer Malerei und Plastik. Man verbessert in dem verfallenen Bau hier und da einen Riß, stützt eine aus der Richte tretende Mauer, statt die Fundamente zu untersuchen, auf denen das schwankende Gebäude ruht. Den Weiterblickenden ist die Kunst nur ein Symptom für die Kultur unter vielen anderen. In den meisten Ländern verschlingt die soziale Umwandlung des Staates die besten Intelligenzen. Anderen, die noch nicht so weit sind, wünscht man das Selbe, weil nur politisch reifen Völkern eine Zukunft des Geistes winkt. Und von solchen an sich durchaus legitimen Anschauungen gelangt man leicht dazu, die Fürsorge für die Kunst in gegenwärtigen Zeitläuften für voreilig, vielleicht sogar verderblich zu erachten. Und so rückt selbst in dem Sinn ernsthafter Freunde der Kultur die Pflege des Schönen in den Bereich jener Nebeninteressen, die nur gerade gut genug sind, verhandelt zu werden.

Nicht solcher Pflege soll das Wort geredet werden. Nur jener Einheit, die wir zu verlieren drohen. Denn sie ist Alles. Wir werden zu sinnlosen Geschöpfen, wenn uns nicht gelingt, zu lernen, was uns frommt. Daß die Kunst die Einigung vollbringen kann, bleibt Doktorweisheit, so lange Niemand außerhalb des engen Kreises Lust zeigt, die Probe zu machen. Vielleicht reizt dazu ein nicht artistischer Begriff: der Mensch im Kunstwerk.

Was uns fehlt, so hört man auf allen Gebieten öffentlichen Lebens, sind große Menschen. Je verwirrender das Getriebe um uns wird, desto flammender sehnen wir uns nach Thaten starker Persönlichkeiten. Wenn wir erst sehen, wie Dieser und Jener es gemacht hat, wird es uns auch gelingen. Und wenn auch Das nicht, wenigstens schwindet uns der verseuchende Aberglaube, daß Niemand unseren betriebsamen Schlendrian für lebensunwerth achte. Solche Beispiele sind heute in keinem Beruf mit gleicher Sichtbarkeit möglich wie in der Kunst, weil hier allein noch der Einzelne mit eigener Kraft die Aufgabe zwingt, weil er für sein Werk den Vorzug unserer im Uebrigen unumgänglichen Arbeitstheilung entbehren kann und aus einem Individuum Gedanken und That zugleich zu zaubern vermag. Und in keiner Kulturgemeinschaft können solche Beispiele leuchtender sichtbar werden als in der deutschen, weil hier die künstlerische That über dem Durchschnitt wie ein Gestirn über der Erde stehen muß, soll sie nicht von der Gemeinschaft mit unseren Fehlern getrübt werden. Freilich: wie kann man Das darstellen, ohne immer wieder in den Verdacht zu kommen, man wolle „nur“ von Kunst handeln, wie Dem, der nichts



von Politik hören will, die Größe eines Politikers darlegen! Die Beispiele, die ein Absehen von der Thätigkeit zulassen, sind immer zweifelhafter Art. Künstler, die nicht in ihrer Kunst aufgehen, nennt man gewöhnlich Dilettanten.

Wenn hohes Menschenthum wie Kiesel von der Straße auflesen werden könnte, wäre es keine Größe. Nichts wird uns geschenkt, nicht einmal das Beispiel für diese Thatsache. Aber die Erkenntniß ist leichter, als aktuelle Ansichten glauben machen möchten. Die Abhängigkeit der Kunstbetrachtung vom spezifischen Sinnenleben des Individuums ist eine Thatsache, deren Bedeutung die gedankenblasse Kunstanschauung unserer Väter zu Unrecht außer Augen ließ, aber sie ist nicht groß genug, um uns mit der Vorstellung zu ängstigen, der normale Mensch besitze nicht die natürlichen Fähigkeiten zur Aufnahme künstlerischer Eindrücke. Das Auge, das einen gedruckten Text zu lesen vermag, ist fähig, der Bildwerke Schriftzüge zu erlernen. Und dazu gehört weniger massenhafte als intensive Betrachtung. In keiner großen Stadt Deutschlands fehlt die Gelegenheit zum Sehen so völlig, daß das Auge des ernsthaft Bemühten nicht die nothwendige Schulung seiner Vermittlungsthätigkeit erlangen könnte. Die oberen Zehntausend, die sich aus gesellschaftlicher Gewöhnung kein Museum und keine Ausstellung entgehen lassen, haben mehr als genug Möglichkeiten, zu lernen, und wenn von ihnen nicht der hundertste Theil ernsthaften Gewinn davonträgt, liegt es nicht an dem Auge, sondern an der Unlust, zu sehen, an der Geschwindigkeit, mit der man sich diese wie jede andere Abwechslung zuführt. Dem Ernsthafteren aber, dem die Zeit zur Verrichtung solcher rein gesellschaftlichen Verrichtungen gebricht, genügt viel weniger, um weiter zu kommen. Er wird, was ihm an Verfeinerung seiner Sinne abgeht, durch Sammlung der Verstandeskräfte ersetzen und aus der Erkenntniß menschlicher Größe in der Kunst unendlichen Segen gewinnen, auch wenn ihm gewisse Seiten eines Künstlers verschlossen bleiben. Der Mangel an Schulung des Auges trifft mehr die Aufnahme des einzelnen Werkes als das Verhältniß des Betrachters zur Gesamtheit einer künstlerischen Persönlichkeit. Man braucht nicht alle Tonwerthe des Rubens zu fassen, um eine Vorstellung seines Werdeganges zu gewinnen. Umgekehrt verhilft das raffinirteste Ausspüren der Reize eines Bildes von Rubens noch nicht im Mindesten zur Erkenntniß der Persönlichkeit des Malers. Dazu gehört ein Schlußvermögen, dem aus der sinnlichen Anlage ohne Weiteres keinerlei Förderung erwächst: die Fähigkeit, sich zur rechten Zeit von der äußeren Erscheinung abzuhehren und das



Aufgenommene zur Erfahrung zu verdichten. Nur diese vom Sinnlichen abstrahirende Erfahrung oder die Folge dieser Erfahrung enthält den moralischen Effekt der Kunst auf unser eigenes Menschenthum, denn sie allein ist ein präzises, auf unser Verhältniß zur Welt mit Nutzen übertragbares Resultat. Wir werden, indem wir im Künstler die Steigerung der Persönlichkeit im Verhältniß zu ihrer Anlage und zur Welt wahrnehmen, angehalten, uns eben so in unseren Verhältnissen zu steigern.

Der hohen moralischen Bedeutung der Kunst dient die Entwicklungsgeschichte der Kunst, vorzüglich aber die der einzelnen großen Meister, als sicherer Beleg. Es bedarf großen Wissens, um von dem organischen Wachsthum der ganzen Kunst ein einigermaßen sicheres Bild zu gewinnen; viel geringerer Anstrengung öffnet sich das Dasein eines Künstlers. Und da sich im Leben jedes Meisters große Theile der Entwicklungen der Kunst widerzuspiegeln pflegen, so wie sich im Schicksal jedes bedeutenden Menschen ein Stück der Menschheit offenbart, gelangt man leicht hier wie dort von der Erkenntniß des Einzelnen zum Ganzen und von der Liebe zu einem Menschen zur Liebe der Kunst überhaupt. So sollte man immer vorgehen. Viele Menschen bleiben der Kunst fern aus Furcht vor der Vielfältigkeit der Erscheinungen, weil sie doch nicht genug Zeit zu haben glauben, sich gründlich mit ihr zu beschäftigen, und eine andere Art des Umgangs für unwürdig ansehen. Sie halten die Kunst für eine Wissenschaft, für ein unübersehbares Kompendium abstrakter Thatsachen, und denken darüber so wie über die Sphäre ihrer eigenen Thätigkeit. Das Eingeständniß: „Ich verstehe nichts von Kunst“ kommt oft von den tüchtigsten Männern und kann besser klingen als die Bethuerungen des Gegentheils aus dem Munde der Eingebildeten, die oft im Grunde viel geringere Fähigkeiten mitbringen. Doch ist das Eingeständniß eben so unwesentlich, als wenn Einer von seinem Verhältniß zur Natur oder zur Welt das Selbe sagen wollte. Man kann nicht auf Beziehungen zur Kunst verzichten, ohne sich jedes höheren geistigen Daseins verlustig zu erklären. Das Weitere hängt nur davon ab, ob und wie weit man sich über seine Triebe Rechenschaft ablegen will. Das gelingt sicher nicht, wenn man gleich die Kunst umfassen will, statt sich an Kunstwerke oder Künstler zu halten. Wir müssen wahrlich erst einem Menschen recht von Herzen zugethan sein, ehe wir die Menschheit lieben können, und dürfen mit Recht Mißtrauen gegen die Leute hegen, die es anders machen. Liebe zur Kunst ist kein Prinzip und keine Wissenschaft, sondern zuerst und zuletzt nothwendige und nothgedrungene Empfindung. Wer über-



haupt lieben kann, bringt die einzigen Bedingungen mit, die angeboren sein müssen. Der Schluß vom Kunstwerk auf die Kunst ergibt sich von selbst und bildet den Betrachter. Er ist wichtig, aber hat die fatale Nebeneigenschaft, uns mit Bildung zu schmücken. Viel ergiebiger scheint mir der Schluß vom Kunstwerk auf das Menschliche: wie muß oder mußte sich der Mensch zu seinem Genius, zu seiner Aufgabe, zu seiner Mitwelt verhalten? Denn dieser Schluß führt sofort einen weiteren herbei. Und diesen, die Folgerung auf das Verhalten des eigenen Ichs zur eigenen Welt und eigenen Aufgabe, wird sich der Betrachter um so weniger ersparen, je schärfer ihm das Verhalten des Vorbildes offenbar geworden ist. Nicht um Bild, sondern um Vorbild handelt es sich. Welche Lust noch heute trotz der Vielseitigkeit unserer Interessen den Laien von der Bildenden Kunst scheidet, beweist die Thatsache, daß die Identifizierung des Ichs mit dem Autor eines geliebten Buches den meisten Kunstfreunden unübertragbar auf ihr Verhältniß zu Werken der Malerei oder der Plastik erscheint und daß die selben Kunstfreunde trotzdem behaupten, an solchen Werken ein der Freude an den größten Werken der Literatur verwandtes Gefallen zu finden. Das Argument solchen Gefallens ist immer die selbe widerstandlose Sinnlichkeit; die positive Folge, im besten Fall, ein rein materieller Geschmackswerth. Die Werthung der Kunst aus solchen Gründen ist gleichbedeutend mit der Schätzung der Poesie auf Grund des Wohlklangs. Nur der Trägheit unserer Wortbildung verdanken es Werke, die sich mit so minderen Kriterien erschöpfen lassen, zur Kunst oder zur Poesie gerechnet zu werden. Die menschliche Hingabe wird nur von dem Kunstwerk im höchsten Begriffe des Wortes gelohnt.

Sobald die Betrachtung auf menschliche Momente ausgeht, kann das Schriftthum über Kunst nicht zu viel werden. Aus dem einfachen Grunde, weil der Meister, die solche Betrachtung rechtfertigen, leider verhältnißmäßig wenige sind. Der schreckliche Berg, vor dem der Laie sich ängstigt, besteht nicht aus solchen Büchern, sondern aus Detailforschungen, die nur die vorbereitende Wissenschaft interessiren, ob nun das Detail in besonderen Werken eines bedeutenden oder unbedeutenden Meisters oder in besonderen Eigenschaften der Epochen gesucht wird. Der Forschungen, die auf das Menschliche in der Kunst ausgehen, sind so wenige, daß selbst der Beschäftigteste sie bequem zu lesen vermöchte. Und mir scheint ausgeschlossen, daß der abgehärtetste Materialist nicht auf diesem Wege gefördert werden könnte und, wenn er ein paar Beispiele gesehen, nicht dahin käme, der Kunst eine über die Bilderliebhabelei hinausgehende Beachtung zu schenken.



Jeder große Künstler ist ein Held und jede Biographie eines großen Künstlers wird nothwendig zu einer Heldengeschichte. Das Heldenhafte entfernt sich nicht weiter von dem gewohnten Begriff der Alten, als sich unsere Zeit überhaupt von der alten entfernt; ja, es bleibt dem alten Begriffe verhältnißmäßig näher als Alles, was wir sonst an zeitgenössischem Heldenthum besitzen. In den Trieben der Typen unserer Zeit, in einem großen Geldmann, in einem genialen Industriellen, in einem bedeutenden Sozialpolitiker stecken genug heroenhafte Züge; nur gelingt es selten, sie darzustellen. Welcher Dichter folgt dem feinen Gespinnst der Fäden, die von einem großen Bankier regirt werden? Die Geste ist eine Reihe Zahlen; Papier und Bleistift sind die Waffen; das Dekor die Nüchternheit des Office. Die Kunst muß einfach sein, um wirken zu können. Gerade in der Verworrenheit des Getriebes aber wird das Heldenhafte moderner Größen gefunden. Früher vermochte die Darstellung eines Einzelnen die Masse zu geben; heute regirt der Einzelne die Masse noch viel energischer, aber man sieht nicht mehr, wie es zugeht, und der Dichter ist genöthigt, die Masse zu schildern, um zur Individualität zu gelangen.

In dieser Fluth von Erscheinungen gilt der Künstler noch als Einheit im früheren Sinne und giebt daher ein unerseßliches Modell. Kein Wunder, daß sich Drama und Roman der Neuzeit mit so viel Vorliebe seiner bedienen. Ihm traut man noch die Aeußerung der Leidenschaft zu, die Unverhohlenheit des Lasters und der Tugend und aller möglichen anderen Reaktionen, deren Sichtbarkeit bei anderen Typen unserer Welt antiquirt und gar unmännlich wirken würde. Wir haben auf diesem Wege ein paar gute Theaterstücke bekommen. Noch nie gab uns die Bühne einen großen Künstler. In den meisten Stücken, die von Malern handeln, wird die Kunst nur als bequeme Folie benutzt und wir müssen das Genie auf Treue und Glauben, auf Gesten und Reden hin annehmen. Ein in der Regel unproduktives Genie. Selbst Goethe zeigte mit seinem Tasso nur gewisse (freilich höchst wirksame) Nebenerscheinungen der künstlerischen Psyche. So lange es nicht einem großen Dichter gelingt, das Heldenhafte im Künstlerthum greifbar darzustellen (ein durchaus lösbares Problem), werden wir den großen Künstler im Drama entbehren müssen. Die Gefahr wird immer sein, daß das Gefüge der Bühne die entscheidenden Züge durch Vergrößerung entstellt oder daß sich der Dichter in der Handhabung der Begriffe vergreift, da er Das als genügend bekannt voraussetzt, was den meisten Zuschauern leider fernliegt. Der Roman kann die Voraussetzungen sicherer befestigen, aber



artet um so leichter in Kunstphilosophie aus. Alle Gefahren wachsen mit der Größe des Objectes. Je größer der Künstler, um so complicirter sind seine Beziehungen zur sichtbaren Welt. Und trotzdem erlangen wir von den größten Künstlern nothwendig die tiefsten, allgemeinsten menschlichen Züge.

Nur im Symbol vermag der Dichter diesen noch ungehobenen Schatz zu werthen. Leichtere Aufgabe wird dem Biographen, dem Handlanger des Dichters. Er hat nichts zu erfinden, hat keine Erfindung vorzubringen. Wie dürfte er und wie könnte er zum Erfinden kommen! Alles ist da, mehr, als er mitnehmen kann; er hat nur nöthig, sich zu bücken, braucht nur hinzuschauen. Und was er da erblickt, dünkt ihn fruchtbarer im Räthsel und in der Lösung, einfacher und verschlungener, seltener, reicher, unendlich reicher, als es je von einem Dichter erdacht werden könnte. Er erlebt täglich, stündlich, was dem Dichter der Traum einer glückseligen Sekunde enthüllt. Es ist da, es kann nicht genommen werden. Nicht Du allein: hundert Andere halten es fest, werden es halten, stehen zu Dir. Nie werde ich, sagt der Dichter, Anderen zeigen können, was ich sah, nie werde ich es wieder sehen, wie ich es sah. Immer mehr, sagt der Handlanger, werde ich sehen, ich brauche nur aufzudecken. O, wenn ich es zudecken könnte, sagt der Dichter.

Einß verbindet den Biographen mit dem Dichter: was ihn mit dem Menschen seiner Wahl verbindet, die Sehnsucht. Er darf Heldenthum suchen; und so muß er thun, wenn seine Thätigkeit überhaupt Sinn haben soll. Und er wird es finden: er wählte sich einen großen Künstler. Es ist leichtes, fröhliches Thun. Was er, von dem Staub der Dokumente umhüllt, auspackt, kann immer nur Freude sein. Ihm blüht nur eine Sorte Helden: die glücklichen.

Das mag dem Kunstfreund verdächtig klingen und den Laien, der immer nur gehört hat, wie schrecklich es die großen Leute hatten, in Staunen setzen. Und wer weiß, ob der ewige Jammer über das erbarmenswürdige Loß des Künstlers nicht mit daran schuld ist, daß viele kräftige Menschen der Kunstgeschichte fernbleiben? Wozu sich Dinge erzählen lassen, deren Moral die hinlänglich bekannte Bosheit des Daseins bestätigt. Es ist nicht ersprießlich, zu sehen, wie Menschen vernichtet werden, selbst wenn sie edel sind. Aber ein Gnadengeschenk ist es, zu erleben, wie sie zum Glück kommen. Kein verruchterer Wahn kam je in die Kunstgeschichte als die Mär vom Elend des Künstlers.

Nicht alle Künstler sind glücklich. Das versteht sich von selbst und geht uns nicht an. Die Welt ist zu etwas Besserem da, als Künstler zu beglücken. Aber alle Meister sind glücklich. Das ist ihr



eigentliches Wesen. Und deshalb schärfen sie noch den Ansporn zum Leben, den uns das Dasein aller großen Menschen beschert. Was wären sie auch, sie, von deren Beglückung die Menschheit zehren soll, wenn ihnen nicht einmal die eigene Befeligung gelänge! Kein gemeines Glück wird ihnen zu Theil. Laune und Willkür bleiben ihm fern. Es hat keine billigen Freuden. Dem nach Sättigung gieren Haufen mag es wie Last und Trübsal erscheinen. Es steigert den Menschen über die Sphäre, wo seine Sinne auf Satttheit aus sind. Große Künstler haben ihre eigenen Lüste. Sie bauen sich hoch über dem Alltagsgetümmel ihre Raubritterburgen. Vom Leben, das zu ihren Füßen vorbeizieht, entführen sie kühn das Köstlichste auf ihre Felsen. Adler sind sie und freisen über der Menschheit. Was bedürfen sie des Geldes! Alle Schätze der Erde können nicht die Wollust ihres Flugs erkaufen. Was soll ihnen die Pracht, mit der sich Andere das Dasein würzen? Die Kränze um die Säulen ihrer Hallen sind unvergänglich. Was Ehre und Ruhm! Ihre Ahnen lehren sie, der Gegenwart Beifall noch mehr als ihren Tadel zu verachten. Was kann ihnen, so lange sie auf Erden wandeln, Leibliches geschehen? Sperrt sie in Dachstuben, zwischen kahle Wände: sie werden Paradiese zaubern. Nöthigt sie, sich in Lumpen zu zeigen: sie werden als Sanft George in funkelnder Rüstung dabonsprengen. Wenn Ihr ihnen was anthun wollt, müßt Ihr schon der Erde die Sonne, der Nacht die Sterne nehmen. Und dann noch würden sie das Licht erfinden, um das Ihr sie betrügen wollt. Helden sind große Künstler. Sie verstehen, zu leben und das Leben zu verlängern. Das Alter, das uns bricht, reicht ihnen die köstlichsten Freuden, und wenn sie abberufen werden, beginnt die Nachwelt, ihre Geburt zu feiern.

Von solchen Künstlern, sollte man meinen, wäre mehr zu lernen, als die Art, wie man hübsche Bilder macht. Die Bilder sind nur die bunten Fenster ihrer Paläste und strahlen in krausen Umrissen die Pracht des Innern aus. Wer hätte nicht den Wunsch, hineinzugehen? Man kommt in kein verlassenes Haus. So lange die Fenster strahlen, lebt drinnen des Königs allmächtiger Wille. Er nimmt uns an die Hand und führt uns durch die Räume. Wir sehen. Es ist, als mache uns allein die Hand, die uns geleitet, sehend. Wir steigen viele Treppen und fürchten oft, der Führer könne uns verschwinden. Oft wird es eng, oft tappen wir im Dunkel, oft blendet uns ungeahnte Helle. Lang ist der Weg, bis wir oben sind. Da erst erkennen wir den Plan des Meisters. Er zeigt hinunter: Dort liegt die kleine Welt.

Julius Meier-Graefe.







## Osmantaktik.

**S**eltſam, wie die Meinungen ſich ändern! Als man Abd ul Hamid zum Teufel gejagt hatte, jubelten die europäischen Kulturapoſtel. Der neuen Türkei wurde eine Ära des Glanzes prophezeit. Jeder türkiſche Miniſter galt für einen großen Staatsmann. Auch Dſchavid Bei, der Finanzminiſter, erſchien mit einer Gloriole. Man machte dem kleinen, intelligent blickenden Herrn eifrig den Hof; und als er im Thronſaal des berliner Börsenſchloſſes erſchien, wurde ihm eine Ovation bereitet. Die alte Geſchichte: vor dem Pump lieſt manſ immer anders. Dſchavid Bei hatte in Berlin mit Herrn von Gwinner verhandelt. Ahnte er damals ſchon, daß in Frankreich der Anleiheverſuch ſcheitern werde? Die ganze Geſchichte ſieht aus wie ein abgefartetes Spiel. Im Jahr 1909 ſchaltete Dſchavid Bei die Dette Publique Ottomane aus und die Oſmanenbank hielt ſich anfangs abſeits, da ſie die Behandlung der Dette nicht ohne Weiteres billigen wollte. Schließlich ging das Geſchäft dann doch über ihre Konten. Aber der Eindruck war nicht zu verwischen, daß in die Anleihearchitektur der neubyzantinische Stil offiziell eingeführt worden ſei. Nun iſt er zur Staatseinrichtung geworden. Schuld daran hat die Anleihe des Jahres 1910, die nach Wehen von nie geſehener Länge ans Licht kommen ſollte. Im Juli wurde der Optionvertrag in Paris unterzeichnet und Ende Oktober war noch kein Frankenſtück des neuen Darlehens in die türkiſchen Staatskaſſen gelangt. Hätte ſich um einen Schuldner gehandelt, der zur ſtändigen Rundschaft des council of foreign bondholders in London gehört, ſo wären die Details des Geſchäftes „angemeſſen“ geweſen. Aber die Türkei, das Land der Hoffnungen Mitteleuropas! Als Dſchavid Bei im Auguſt nach Haus kam, hörte man, daß die neue Anleihe unter günſtigen Bedingungen abgeſchloſſen worden ſei. Er nannte eine Summe von 11 Millionen Pfund, von denen in dieſem Jahr ſechs, im nächſten fünf auf den Rentenmarkt kommen ſollten. Neu war, daß das Geſchäft nicht mit der Oſmanenbank, ſondern mit dem Crédit Mobilier in Paris abgeſchloſſen war. Das iſt der erſte Akt der Türkenkomoedie: die Lösung des Verhältniſſes zur Banque Ottomane und damit die wiederholte Abſage an die Dette Publique. Also etwas ganz Neues.

Die Oſmanenbank hatte ſich eine absolute Herrſchaft im Reich des Turbanſ verſchafft. Sie war am Boſporus der Gebieter und ſelbſt der Khalif achtete ihres Winkes. Ein dreißigjähriges Imperium, unter der Mißwirthſchaft in der ſtaatlichen Finanzverwaltung und dem ſteten Geldleiden des Sultans, giebt man nicht auf, ſo lange noch ein Schein von Möglichkeit für die Dynaſtie beſteht. Die Banque Ottomane hat am Umſturz keine Freude gehabt. Ihr lag nichts am Victoriaschießen; denn ihr Geſchäft ging ohne Staatsbudget und Finanzminiſter am Beſten. Auf Vorſchüſſe waren 8 bis 10 Prozent Zinſen zu machen. Die wurden glatt bewilligt; und die Oberbonzen in Palaſt und Pforte rieben ſich die Hände, wenn ihnen durch die Oſmanenbank der Gold



verbürgt wurde. Wer aber der allmächtigen Finanzherrin nicht angenehm war, Der mußte den Platz räumen. So ging es manchen Beamten und diplomatischen Vertretern, die sich bei der Banque Ottomane verdächtig gemacht hatten. Eng verbunden war ihr die Dette Publique, die Administration der Staatsschuldenverwaltung. Beide haben dem Kredit des Osmanenreiches Gutes gethan. Die Dette ist die starke Stütze der türkischen Renten. Aber die Osmanenbank durfte nicht den Fehler machen, daß neue Programm der Staatslenker unverbindlich für sich zu glauben. Die Revolution und deren Folgen sind von den Despoten der Bank hochmüthig „übersehen“ worden; und als der neue Finanzminister erschien, um den ersten Geldhandel abzuschließen, wurde ihm erklärt: „Gern; aber zum üblichen Zinssatz.“ Doch Dschavid Bei ließ sich nicht einschüchtern. Statt 8 Prozent bot er 6, dann 5; und als die Bankherren ablehnten, ging er einfach zur Konkurrenz. Damit war die Banque Ottomane entthront. Aber sie bleibt Praetendentin; denn schließlich kann die Türkei ihren stärksten Gläubiger nicht behandeln wie einen aufdringlichen Bittsteller. Die Osmanenbank glaubte, sie habe jetzt die Möglichkeit, die internationale Kontrolle über die Türkei in ein französisches Protektorat umzuwandeln. Das war voreilig; und wurde die Ursache des Fiascos. Frankreich forderte, daß die Türkei ihre Schiffe auf französischen Werften bauen lasse. Das Geld aus der Anleihe war der französischen Industrie zugebacht, die endlich einmal daran denken muß, wieder vorwärts zu kommen. Die Türken waren mit diesen Bedingungen einverstanden; bewilligten auch jede für die neuen Obligationen verlangte Sicherheit. Nur gegen die anderen Bedingungen wehrten sie sich. Französische Aufsicht über den Rechnungshof, Ernennung eines französischen Generaldirektors des Central-Rechnungswesens, Durchführung der finanziellen Reformen unter Frankreichs Kontrolle: Das sind Bedingungen, die man sonst nur einem dicht vor dem Bankerot angelangten Gläubiger stellt.

Ein Zwischenspiel brachte das Auftreten des englischen Heerbanneß unter der Führung von Sir Ernest Cassel. Der londoner Finanzmann ist zu klug, als daß er geglaubt haben könnte, den Franzosen sei der Bissen vor dem Mund wegzuschnappen. Aber vielleicht hoffte er, durch seine Initiative die Geschichte rascher zum Ende zu bringen. Da diese Hoffnung trog, verschwand er wieder. Seit der Gründung der englischen National Bank of Turkey, die weder der Osmanenbank noch der Deutschen Orientbank Freude bereitete, war er nicht mehr als Vertrauensmann anerkannt. Seine Nationalbank gilt als Widersacherin der französischen Banque Ottomane und der Dette Publique; und dem Präsidenten der Staatsschuldenverwaltung, Sir Adam Bloch, wurde vorgeworfen, daß er, ohne Rücksicht auf seine Stellung zur Dette, Cassels Unternehmen unterstützt habe. Der Vertrag mit dem englischen Konsortium kam nicht zum Abschluß. Der londoner Markt sehnt sich auch nicht nach neuen Turbanwerthen.

Nun folgte der dritte Akt: das Erscheinen des deutschen Türkenhyn-



dikats im Bund mit der österreichischen Haute Banque. An die Stelle der Anleihe trat der Vorschuß; auf den Platz der unbefristeten Schuldverschreibung der Sechsmonatwechsel. So gehts, wenn man fast vier Monate um ein lumpiges Geschäft von 125 Millionen Mark raust. Die deutsche Finanz hatte sich von vorn herein bereit erklärt, der „befreundeten“ Türkei mit einem Darlehen gegen Accept beizuspringen, wenn die Anleihe auf Schwierigkeiten stoßen sollte. Die „Ahnungen“ des berliner Bankenviertels erwiesen sich als begründet. Also: 125 Millionen auf Schatzwechsel mit der Frist von sechs Monaten, die sich automatisch um die gleiche Zeitspanne verlängert. So bleibt den Türken die Möglichkeit, im Lauf des nächsten Jahres die Anleihe abzuschließen. Sie sind nicht an das deutsche Syndikat gebunden, sondern können auch wieder mit Frankreich verhandeln. Für die deutsche Finanz handelt es sich bei dem Geschäft um die Diskontirung türkischer Schatzwechsel zu einem Prozentsatz, der den amtlichen Wechselzinsfuß um eine Stufe überragen dürfte. Sechs Prozent auf's Jahr machen bei 125 Millionen  $7\frac{1}{2}$  Millionen. Sollten auf die Betheiligung Oesterreichs etwa zwanzig Prozent entfallen, so würden für die deutschen Kontrahenten 6 Millionen bleiben. Die einzelne Bank darf dann mit einem Nutzen von 600 000 bis 800 000 Mark rechnen. Das bedeutet für das Wechselkonto einen annehmbaren Gewinnzuwachs, dessen größter Theil freilich erst in den nächstjährigen Abschlüssen fühlbar wird. An der Seine grollt man, nun werde natürlich die deutsche Industrie die Bestellungen erhalten, die Frankreich für sich haben wollte. Im Geschäft ist's wie im Krieg: jedes Mittel, das zum Sieg führt, ist erlaubt. Die deutschen Bankmänner hätten die Pflichten des ordentlichen Kaufmannes verletzt, wenn sie so thöricht gewesen wären, auf das türkische Geschäft zu verzichten. Deutsches Kapital blieb der Türkei nicht fern. Die beiden größten türkischen Bahnbauten sind das Werk deutscher Unternehmer. Und unsere Banken haben früh daran gedacht, sich am Goldenen Horn eine Operationbasis zu schaffen. Die Deutsche Orientbank ist die Vertreterin der deutschen Finanz in Konstantinopel. Die Deutsche Bank hat eine eigene Filiale in der türkischen Hauptstadt aufgemacht. Gutmann denkt wie Hamlet: In Bereitschaft sein, ist Alles.

Die Türkei hat mit den glücklich erlangten 125 Millionen erst einen kleinen Theil Dessen, was sie braucht. Die Modernisirung des ganzen Staatswesens kostet sehr viel Geld. Ob die Einnahmen aus direkten und indirekten Steuern weiterer „Ausbildung“ fähig sind, muß sich erst zeigen. Und bis die natürlichen Quellen reichlich fließen, müssen die Finanzen durch ausländische Unterstützung vorwärts gebracht werden. Da ist der französische Geldschrant nicht zu entbehren; denn das deutsche Kapital ist nicht unbeschäftigt genug, um sich auf die Dauer den Finanzgeschäften des Osmanenreiches widmen zu können. Die Franzosen sind ein Bißchen übermüthig geworden. Dem stärksten Schuldner gegenüber, der noch dazu Verbündeter ist, darf man sich nicht gehen lassen. Rußland mit seinen „zwölf Milliarden“ hat bei der



nation alliée immer noch einen Stein im Brett. Aber „les bons Turcs“: da braucht man keine Umstände zu machen; und wenn sie Geld haben wollen, so mögen sie den Nacken unter das kaudinische Joch beugen. Nicht immer stimmt das Exempel; siehe Ungarn. Und sogar Bulgarien hat der belle France den Rücken zugekehrt. Waren da die Franzosen auch im Recht, so hat der Refus schließlich doch bitter genug geschmeckt. Die Mächte des Gegendreibundes (England, Frankreich, Rußland) haben den Versuch erneut, die Anleihe zu einer Waffe im internationalen Kampf zu machen: nur dem politisch blind Ergebenen zu pumpen. Den Franzosen hat diese Taktik noch kein Glück gebracht. Bulgarien, Ungarn, Türkei: in einem Jahr drei Schlappen im Anleihkrieg. Man soll nicht übertreiben und im Prologton von deutschen Siegen reden. Früh oder spät muß der Beherrscher aller Gläubigen sich mit der Beherrscherin aller Ballangläubiger verständigen. Ob es aber nicht gescheiter wäre, zu der Methode zurückzukehren, nach der man, ohne wechselnder Momentstimmung nachzufragen, den Staaten borgte, deren Wirthschaft kreditwürdig schien?

Das türkische Budget schloß mit einem Defizit von 700 Millionen Piafter (120 Millionen Mark). Dazu kommen etwa 50 Millionen Mark, die für außerordentliche Ausgaben nöthig sind. Wenn Dschavid Bei im Ganzen 220 Millionen Mark erhält (so hoch soll der Gesamtbetrag der Anleihe sein), schwimmt er noch nicht im Ueberfluß. Der Dette Publique kann es am Ende gleich sein, wie man sie zu den Anleihen der reformirten Türkei stellt. Ihre Aufgabe ist die Verwaltung der älteren türkischen Staatsschulden. Aber die Banque Ottomane, deren Filialen das ganze Türkenreich bis zum Persischen Golf überziehen, darf sich nicht zur Unthätigkeit verdammen. Sie wird einen modus vivendi finden, der ihr die Möglichkeit einer Ausöhnung mit dem neuen Regiment bietet, und auch Frankreich wird dann wieder huldvoll lächeln. Die berliner Meteorologen haben den ganzen Handel nicht gerade als Naturereigniß erster Ordnung betrachtet. Nur Eins fürchten sie: daß Frankreich seine Guthaben aus Deutschland zurückziehen könne. Dann müßte der Geldmarkt sich noch enger einschränken, und wenns ohne Gewalt nicht ginge, müßte die Reichsbank mit der Diskontschraube nachhelfen. Das wäre eine Revanche für Konstantinopel. Die französischen Gelder erleichtern den deutschen Banken die Erfüllung ihrer Kreditgeberpflicht. Und gerade in den letzten beiden Monaten des Jahres läßt man nicht gern fremde Gelder aus dem Betrieb nehmen. Der Bank von England ist das französische Institut, nach mehrtägigem Besinnen, schließlich doch zu Hilfe gekommen. Cassels freundliche Behandlung der Türkei blieb also ohne Nachwirkung. Die Intervention der Banque de France hat der englischen Bank die Sorge um die Deckung des egyptischen Goldbedarfes genommen und die Gefahr einer neuen Diskonterhöhung abgeschwächt. Das ist schon Etwas; denn der englische Banksatz hat internationale Bedeutung. Zu wünschen bleibt nur, daß man, nach übler Erfahrung, sich wieder gewöhne, Politik und Anleihegeschäft von einander zu trennen. La bon.





Berlin, den 12. November 1910.

## ✕ König Oedipus.

Zeus hatte, in eines Stieres Gestalt, die schöne Europa geraubt. Trauernd saßen die Eltern, der Phönixerkönig Agenor und sein Weib Telephassa; des Mädchens Spur schien verloren. Radmos, ein Sohn des Herrschers, ward ausgesandt, nach der Schwester zu forschen. Der Jüngling kam nach Delphoi; und im Heiligthum rieth, aus dem Munde der Priesterin, ihm der Gott, nicht weiter zu suchen, sondern der Fährte einer Kuh, die ihm begegnen werde, zu folgen und da, wo sie sich niederlege, eine Stadt zu gründen. Noch in Phokis trifft er, zwischen den Flußgebieten des Kephisos und des Pleistos, die Kuh und folgt ihr ins Land der Belasger, das nun Böotien, das Ruhland, genannt wird. Dort, auf den Vorhöhen des Teumessos, legt sich das Thier; und Radmos will thun, wie der delphische Spruch befahl: die Kuh opfern und den Stadtring bauen. Er schickt die Gefährten, aus dem nahen Quell Wasser zu schöpfen. Keiner kehrt ihm zurück. Der Drache, der die Quelle bewacht und das Land verdorren läßt, hat sie getödet. Radmos macht sich auf, erschlägt den Drachen des Ures und sät, auf den Rath der helläugigen Pallas, die Zähne des Ungeheuers in den böotischen Sand. Aus der Saat erwachsen alsbald die Spartoi, geharnischte Männer, die in wilder Wuth einander bekämpfen. Fünf bleiben am Leben und helfen Agenors Sohn beim Bau der Burg Radmeia und der Stadt Theben. Doch Ures verzieht die Tödtung seines Drachens nicht leicht. Acht Jahre mußte Radmos ihm dienen. Dann erst galt der Frevel ihm als gesühnt und der König von Theben durfte sich der Harmonia vermählen, die Ures



einst in Aphrodiens Schoß gezeugt hatte. Alle Götter kamen zur Hochzeit und brachten Geschenke; auch Hephaistos, Aphroditens Gemahl. Der gab der Tochter des gehaßten Nebenbuhlers als Brautschmuck ein köstliches Halsgeschmeide, an dem, irdischen Augen unsichtbar, das schwarze Verderben hing. Ueberall hat dieses Kleinod Unheil gewirkt, zu Zwietracht und Mord getrieben und spät noch, als der Tyrann Phayllos es aus dem delphischen Pallaßtempel geraubt hatte, den Sohn eines otäischen Helden in Raserei und Gräuelthat gerissen. So begann die Geschichte Thebens, der Stadt mit den sieben Thoren. Dem Hader der Himmlichen dankte sie das Leben. Ihr erster König hatte den Zeus verfolgt und den Ures gekränkt; er war der Liebling der Athene und deren Feinden deshalb verhaßt. Ihrer ersten Königin ward als Brautgabe fortzeugendes Unheil gespendet. Und ihr Adel war aus den Zähnen eines Flammen speienden Drachen geboren.

Hat Radmos nach einem leidvollen Leben die Stadt verlassen? Trug er als alternder Mann in Illyrien die Krone? Ward er mit seinem Weibe von Zeus in ein Schlangenpaar verwandelt und ins elysische Gefild entrückt? Nur Helios vermag zu sagen. Das Unheil aber hat fortgewirkt. Thebens zweiter König wurde Pentheus, dem Algaue vermählt war, die Tochter des Radmos und der Harmonia. Unter seiner Regirung kam Dionysos nach Böotien (kam in die Heimath zurück: denn das unausgetragene Knäblein war aus dem Leib Thyonens, der in Raserei vom Blick gefällten Radmostochter, geschnitten und von Hyaden erzogen worden). Schon hat er in Thracien gegen seine Verächter gewüthet. Dem König Lyfurgos, der den Bacchoskult nicht duldet und die Weinreben aus dem Erdreich reißen läßt, den Geist umnachtet und den Mörder des eigenen Sohnes dann den Mänaden und Panthern zur Beute gegeben. Nun naht er der Stadt seines Oheims. Der hat ihm, wie vorher Lyfurgos, Fehde angesagt. In Theben, so lautet sein Gebot, findet der Bacchosdienst keine Stätte. Thyonens Schwestern selbst, Algaue, Ino, Autonoe, leugnen die Götterkraft des Neffen. Sein Wink stürzt sie in wüsten Rausch, heißt als Besessene sie durch die Bergschluchten irren. König Pentheus widersteht. Soll die Sippe der Blutsverwandten den Siegeszug des Gottes hemmen, dem aus Indien, aus Thracien der wimmelnde Schwarm trunkener Weiber folgt? Soll das Gerücht, daß der mit



WeinlaubGefrönte unbarmherzig jeden Frevel räche, zum Rinder-spott werden? Nein. An dem Beispiel der eigenen Familie will Bakchos die Welt erkennen lehren, wie er Ungläubige straft; ist diese Brut gezüchtigt, dann wird Keiner ihm noch Verehrung zu weigern wagen. Vor die Burg, Ihr Mädchen; und höhnt mir in schrillum Chor den mürrischen König und singt vor seinem entsehten Ohr den Ruhm dionysischer Gottheit, die also es will!

Die Burg wird belagert. Durch die Thorspalten, die Mauer-rißen dringt der Geist des Gottes in die Stadt, blendet und täubt die Vernunft und umnebelt mit Rauschdunst die Hirne. Mann und Weib reißt die Gewänder vom Leib, gürtet die Lenden in Damwildfell, schlingt Epheu um die Schläfe, rankt Epheu und Weinreben um die hastig vom Stamm gebrochenen Stäbe. Greise sogar, Kadmos, der Urahn, und Teiresias, der Seher, fränzen den fahlen Schädel und wanken, auf den Thyrsos gestützt, zum Kithairon hinan. Pentheus, der schon eine Schaar bakchischer Mädchen ins Gefängniß geworfen hat, lästert den neuen Gott, den verbuhlten Neffen, und spottet der unvernünftigen Alten. Die verhüllen ihr Antlitz und flehen zu den Göttern, die Lästerung nicht an dem König, an der Stadt nicht zu rächen. Pentheus aber schwankt nicht. Wie vor und nach ihm so mancher König, wähnt er, mit Feuer und Schwert den neuen Geist vernichten zu können. Trost und Freude bringt Euch der Gott? Dieser üppige, weichliche Halbmann, dessen blonde Locken nach Wein und erhitztem Weiberfleisch duften? Trost und Freude, die Dieser bringt, braucht das Volk nicht. Dem frommt nur ernste Gelassenheit, ziemt, als einem Haufen sündiger Menschen, nur der strenge Dienst vor den alten Altären. Schon aber wirkt Bakchos ein neues Wunder. Die Fesseln der gefangenen Mädchen lösen sich, da er die Hand reckt, und jauchzend eilen die Entfetteten zu den Gefährtinnen in die Wälder. Und nun will der König den lydischen Träger sehen.

Der wird in die Halle der Kadmeia geführt. Einem Knaben gleicht er. Träg die Haltung; auf der weichen, vom Wein oder vom Ruß noch feuchten Lippe ein höhnisches Lächeln; das Auge halb geschlossen, wie in einem Wollusttraum, und in dem schläfrigen Blick doch ein Funke, den eines Kindes Athem zur Gluth ansachen könnte; Etwas von Tigergrazie im Gang und die Hüften gerundet wie eines Weibes. Den feuschen König widert der Anblick. Und



Dionysos läßt sich das Geheimniß seiner Macht nicht ablisten noch abfoltern. In den Pferdestall wird er geworfen, an die Krippe gebunden: und lacht. Denn Pentheus kirt und fesselt einen Ochsen, während er glaubt, den Gott in Ketten zu legen. Bakchos bleibt frei; auf seinen Wink steigt aus dem Gebälk der Burgeine Feuer säule und lachend entschwindet der Gewaltige auf des Kithairons Höhe. Dort rast nun die Wuth dionysischer Feier. Das Morgenroth und das Gebrüll der Rinder hat die Weiber geweckt. Sie gürten mit Schlangen das Fellkleid, bieten jungen Wölfen und Rehkitzen die Mutterbrust, schlagen mit dem Stiel ihrer verlöschten Fackeln Wein und Milch aus Felsen und Moos und schlecken den Honig, der aus dem dürren Thyrsos träuft. Von ihrem Reigen dröhnt, mit ihrem Jauchzen jubelt der Berg. Die brünstigen Hirten, die ihre geile Wuth sich als erstes Opfer erspäht, verscheucht der Schreck. Da stürzt der trunkene Schwarm sich auf die verlassene Heerde. Die Thiere werden erdrosselt, aus lebenden Leibern die Fleischstücke von den Rippen gerissen; zarte Mädchen, mit dem verhängten Blick nie dem Mann unterthener Jungfrauen, morden mächtige Stiere, als wären es wehrlose Vögelchen. Und weiter tobt der Zug. Schwingt die blutigen Rinderhäute wie Standarten, wüthet gegen Alles, was ihm begegnet, Mensch oder Thier, ist weder Pfeilen noch Speeren erreichbar und kehrt erst auf die kithairischen Abhänge zurück, als die Mordlust gestillt, der Mänadenhunger gesättigt ist. Ringsum wüstes Land: so haben die Bakchen gehaust. In Haufen schleppen sie Beute mit, Waffen, Schilde, Amphoren; waschen in den Gebirgsquellen die Arme und lassen von ihren Schlangen sich das Blut von Stirn und Wange lecken.

Dieses Furchtbare wird dem Pentheus gemeldet. Faßt er es noch? Auch in seinem Hirn nistet schon bakchische Wuth. Listig raunt ihm der noch einmal in die Stadt zurückgekehrte Gott ins Ohr, er wolle ihn auf den Kithairon führen; dort könne der König, den Niemand erkennen werde, die Rasenden züchtigen. Auf dem Weg bläst Dionysos das Vernunftflämmchen, das in der Seele des Kadmeioniden noch flackerte, lachend aus; und lachend empfangen die Mädchen den Herrn, der den sinnlos trunkenen, als Weib verummten Thebaner in ihren Kreis zerrt. Unerhörte, unerschaute Rache dem Frechen, der kam, das Geheimniß unserer Orgien zu erspähen und uns tückisch zu strafen! Sie wählen ein



von hohen Felsmauern eingegrenztes Thal zum Lagerplatz. Um seinem Gast das Schauspiel von günstiger Warte zu zeigen, biegt Bakchos vom Wipfel einer Riesentanne einen Ast erdwärts, setzt sich mit Pentheus auf den Rindensitz und läßt den Ast dann wieder in die Höhe schnellen. Raum sind sie oben: da entschlüpft der Gott und der König bleibt allein im Gezweig. Strafet nun, so tönt eine mächtige Stimme, strafet den Frevler, wie er's verdient! Tiefes Schweigen zuerst; keines Waldthieres Stimme, kein Rascheln des Laubes, keines Windes Wehen mehr zu vernehmen. Und jetzt ein irres Geheul. Von allen Seiten her wälzt der Strom sich gegen die Tanne, auf der Pentheus sitzt. Hundert Hände greifen zu: und im selben Augenblick ist der Stamm aus der Wurzel gerissen, der König mitten ins Gewühl der bakchischen Weiber gestürzt. Die eigene Mutter, Agaue, packt ihn. Vergebens beschwört er sie, die Frucht ihres Schoßes zu schonen. Ihr Überwitz erkennt ihn nicht. Sie glaubt, ein Löwenjunge's brülle zu ihr. Stemmt ihm den Fuß in die Lenden, bricht, als wär's ein dünnes Zweiglein, ihm den linken Arm von der Schulter (den rechten pflückt ihre Schwester Ino) und läßt den Rumpf von der Mädchenmeute zerstückten. Selig ist sie, des Gottes ganz voll. Wie eine Trophäe pflanzt sie des Sohnes Haupt auf ihren Thyrsos und ruft mit gellender Stimme den Pentheus herbei, dem ihr Wüthen selbst doch den Tod gab. Wo weilt er? Uns Dachgebälk soll er Kopf und Mähne des jungen Löwen nageln, den sie als Jagdbeute heimbringt. Inzwischen hat der greise Kadmos auf dem Kithairon die Rumpfstücke gesammelt. Vor dem Haufen blutiger Felsen und entfleischter Knochen, beim Klang der Stimme des Waters kehrt Agauen die Vernunft zurück. Das Wahngewand zerrinnt. Kein Löwenhaupt ist's, das sie auf ihrem Stabe trägt; ist der Kopf ihres Kindes. Bakchos entweicht ihrem Sinn und das Wonnegeheul wandelt sich jäh in die gellende Totenklage der unseligsten Mutter.

Der finstere Frauenfeind Euripides schuf aus dem Sagenstoff die Bakchentragedie; und er hat, der sonst vor Göttern nicht bebt, das dionysische Wüthen nicht zu tadeln gewagt. Lange nach ihm sang Theokritos die selbe Weise; und auf der Lippe des milden Idyllikers wird das Gedicht, das durch Blutpfützen waten, über Gebeine hüpfen muß, zum Loblied bakchischer Allmacht:

„Heil, Dionysos, Dir, den hoch auf Draconons Schneehaupt  
Zeus, der erhabene, gelegt, sich öffnend die mächtige Hüfte!



Die gethan dieses Werk, vom Althem des Bakchos getrieben,  
Nimmer zu schelten sind sie; nicht richte der Mensch je die Götter.  
Udlerbottschaft kam uns vom großen Schüttler der Megis:  
Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne!“

---

Vom Kithairon kam, auf den Kithairon zurück ging auch der Radmeionide Oedipus. Radmos hatte den Polydorus gezeugt, Polydorus den Labdakos, Labdakos den Laios. Dem kam, als er auf dem Thebanerthron saß, aus dem Tempel des Apollon die Kunde, der Sohn, den sein Weib Jokaste von ihm trage, werde ihn töten. König und Königin ersinnen einen Weg, auf dem sie dem Verhängniß ausbiegen könnten. Wenn der Knabe weggeschafft wird, kann er den Vater nicht töten. Dem Neugeborenen werden die Fesselgelenke durchlocht und ein Diener trägt ihn, wie ein Hässchen, ins kithaironische Waldgebirge. Dort hat Herakles einst den Löwen erlegt; dort mußte das Lebensflämmchen des Kleinen rasch verglimmen. So rechnet der Menschenwitz der Eltern. Aber die Götter wachen und Apollon läßt seines Orakels nicht spotten. Ein korinthischer Hirt findet das Kind, erbarmt sich seiner Noth und trägt es in den Palast des Polybos, der über die Korintherstadt herrscht. Polybos wird ihm Vater, Merope, die Königin, Mutter; als ihr Erbe wächst er heran. Die wunden Stellen an den Füßen sind längst verheilt und nur Narben zurückgeblieben. Woher die Wundmale? Woher einem Königssohn? Keiner erklärt's dem Jüngling. Und aus den Winkeln der Säle hört er ein Zischeln, er sei nicht im Bette des Königs geboren, sei ein vom Mitleid nur aufgenommener Findling. Die Eltern versuchen, ihn mit frommer Lüge zu schwichtigen; umsonst: in seiner Seele nagt der Zweifel und den Ruhlosen duldet's nicht mehr unter korinthischem Dach. Ein trunkener Zecher hat ihm vorgeworfen, Trügerkunst habe ihn dem Polybos aufgeschwakt. Das war das Letzte. Aus Apollons delphischem Heiligthum will er sich Wahrheit holen. Der Gottweigert seiner Frage die Antwort, kündigt ihm aber das Schicksal, den Vater zu morden und im Leib der Mutter dann ein dem Menschenblick widriges Geschlecht zu zeugen. Grausen schüttelt den Jüngling. Polybos töten, den gütigsten Vater, und in Meropens Schoß, der ihn gebar, neues Leben säen? Nie kehrt er nach Korinth zurück. Wenn er die Eltern nicht sieht, kann er ihnen nicht Unheil stiften. Wie Laios einst, hofft Oedipus nun, die Götter zu



überlisten. Nur in der Heimath dräut das Verhängniß; drum strebt er hastig in die Fremde hinaus. In Phokis, wo Kadmos die Kuh traf, kommt ihm ein Wagen entgegen. Ein Greis sitzt darauf, der Wagenlenker und vier Knechte. Auf der Stelle, wo die Straße nach Theben, nach Dauiß und Delphi zusammenstoßen, sperrt der Wanderer ihnen den Weg. Der Kutscher schlägt nach ihm und wird von kräftigerer Hand wiedergeschlagen. Das ärgert den Alten und er trifft den Kopf des fecken Fremdlings mit einem Peitschenstreich. Oedipus wollte eben ausweichen. Jetzt schüttelt ihn schwarzer Zorn. Sein Wanderstab faust auf den Schädel des Greises nieder, der tot vom Wagen sinkt. Auch den Kutscher und drei reißige Knechte erschlägt der Wüthende; ein Diener nur, der selbe, der das Königsjöhnchen auf dem Rithairon ausgesetzt hatte, wahrt sein Leben und bringt den Thebanern die Botschaft, Laios sei von einem Weglagerer erschlagen worden. Denn der Alte, der auf der nach Delphi führenden Straße unter dem Hieb des Fremden den Tod fand, war der König von Theben. Der Vater währte des Sohnes Knöchlein seit Jahrzehnten in Staub zerfallen, der Sohn sich durch Meilenweite vom Vater getrennt: und nun hatte das Kind den Erzeuger getötet, war der delphische Spruch Apollons wider alle Menschenflügelei dennoch Wahrheit geworden.

Oedipus jammert dem Erlebniß nicht lange nach. Warum schlug ihn der Kutscher, wollte der hitzige Alte ihm mit der Peitsche die Hirndecke striemen? Er hatte die Reisenden nicht gekränkt und ihren Angriff nur erwidert, wie Nothwehr gebot. Kein Gesetz spricht ihn schuldig; keine Stimme in seiner Brust. Reuelos schreitet er weiter und kommt auf seiner Wanderung bald in die Stadt der sieben Thore. Da wohnt der Schrecken. Im Felsgeflüß lagert die thebaische Sphinx, die Tochter des schlangenköpfigen Riesen Typhon und der Echidna; auf einem Löwenrumpf reckt sie die Brüste und den Kopf einer Jungfrau. Tag vor Tag lockt sie die Jünglinge in ihre Wildniß und tötet Jeden, der ihr Räthsel nicht zu lösen vermag. Wer rettet die Stadt, der kein König lebt? Krone und Bett des Laios soll ihm gehören. Das Volk wird ihm als dem Herrscher huldigen, Jokaste ihn gern als Gatten umarmen. Oedipus will den Kampf wagen. Wie könnte ihn, der keine Heimath und kein Thronrecht mehr hat, weder Verwandte noch Freunde, das Abenteuer ängsten? Sein Fuß strauchelt beim Aufstieg ins Gebirg nicht; und



da er das Fürchten nicht lernte, findet er der Räthselfrage ohne Zaudern die Antwort. Welches Geschöpf, fragt die Unholdin, geht morgens auf vier, mittags auf zwei, abends auf drei Füßen? Der Mensch, erwidert der Jüngling: am Morgen des Lebens kriecht er auf allen Vieren vorwärts; dem Erwachsenen genügen zwei Füße; wenn die Sonne zum Untergang neigt, dient dem morschen Körper des Greises der Stab als dritte Stütze. Das Räthel ist gelöst, die Sphinx stürzt sich in den Abgrund, Theben athmet wieder frei. Oedipus besteigt den Thron und streckt sich neben Jokaste auf's Bette des Laios. Vier Kinder gebiert ihm die Frau: Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Nach langen Jahren glücklicher Herrschaft wird die Stadt dann wieder vom Unheil heimgesucht. In ihren Mauern wüthet die Pest; und aus Apollons Orakelstätte kommt der Spruch, die Seuche werde erst weichen, wenn der Mörder des Laios aus Theben verbannt sei. Ein Seher, ein Hirt und ein Knecht entschleiern mit feinen und groben Fingern unverjährbare Gräuel. Der in Theben König ist, hat Thebens König getötet. Der die Königin als Gemahl umsing, hatte sie zur Witwe gemacht. Gatte ist er ihr und zugleich Sohn; und seine Kinder reiften im Leib seiner Mutter. Graußige Wirklichkeit Alles, was in Delphoi verkündet ward. Jokaste erhenkt sich. Oedipus löscht mit eigener Hand das Licht seiner Augen. Die Stadt, die ihm als dem Retter und Helden zugejauchzt hat, verbannt ihn aus ihrem Weichbild auf den Kithairon. Zum zweiten Mal wird er ausgesetzt. Als Bettler irrt er, den nur Antigones geduldige Liebe betreut, durch's Land und kehrt erst zurück, als seine Söhne von Kreon, Jokastes Bruder, die Herrschaft heischen. Kehrt zu neuem Leid nur zurück. Daß er als König die Töchter vorzog, sie allein täglich an seinem Tisch speiste, hatten die Söhne ihm nicht verziehen und weigern ihm drum die Zeichen der Achtung, die auch dem entthronten König noch gebührt. Da trifft sie sein Gluch. Trifft sie noch einmal, als sie, ihn zu höhnen, mit dem Brunfgeräth des Laios die Tafel putzen. Mit dem Schwert, spricht er, theilt Ihr das Erbe und von des Bruders Schwert fällt der Bruder. Also ist es geschehen. Als Polyneikes in Argos beim KönigAdrastos Hilfe gesucht hatte und die Sieben dann gegen Theben zogen, töteten die Söhne des Oedipus einander im Zweikampf. Der Vater hat sie überlebt; und keine Sage meldet, wo der Unreine die letzte Ruhstatt fand.



Unrein war er. Weil die Götter ihn unrein wollten. Nicht durch eigenes Verschulden. „Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne.“ Paßt das Wort des Theokritos auf dieses Labdakidenschicksal? Auch Laios hat den Sohn nicht mit einem Sündenschulderbe belastet; daß er den Neugeborenen weg-schaffen ließ, war eine That des Selbstschutzes, entsprang dem Glauben an göttliche Verkündung und sollte das Kind ja auch vor dem Fluch des Vaternordes wahren. Wenn nur bewußter Wille sündigen kann, stehen Vater und Sohn schuldlos vor unserem Blick. Dennoch bleibt, was sie thaten, fürchterlich und unsühnbar. Ein hilfloses Kind mit durchbohrten Fußgelenken im Bereich wilder Thiere aussetzen und ihm nie wieder nachfragen; den Vater töten und in wilder Lust mit der Mutter im Ehebett kosen: wer Solches vollbracht hat, kann niemals glücklich enden. Frühe Stoiker mochten sprechen: „Da Solches schuldlosen Menschen geschehen ist und morgen wieder geschehen kann, müssen wir unser Sittengesetz ändern und muthig bekennen, daß erst das Bewußtsein der Schuld die Tötung des Vaters und die Befruchtung der Mutter zu Verbrechen macht, diesen Thaten aber, so groß sie uns schrecken, keine Strafe folgen darf, wenn sie von Blinden gethan waren.“ Andere Philosophen, deren Blick ins Dämmerlicht arischer Theogonie gedrungen war, mochten lächelnd ausrufen: „Grämt Euch nicht um dieses Königs Schicksal! Seht Ihr Blöden denn nicht, daß er kein Mensch ist, sondern Symbol nur und Abganz aus uraltem Mythos? An jedem Morgen kündet Blutröthe vom Himmel her, daß der Tag die Nacht, die ihn zeugte, getötet hat. Finsterniß ist der Vater des Lichtes; wenn der Nachtgeist den safranfarbigen Leib der Götter umfassen hat, gebiert sie ihm das Sonnenlicht. Das mordet den Vater und vermählt sich dann der Mutter, die es zur Witwe gemacht hat und deren Glieder im Arm des Sohnes wonnige Eier nun röthet. Dieser Vaternörder und Mutterchwängerer ist Oedipus, der junge Held mit den geschwellenen Füßen. Scheint nicht die Sonne auch, wenn sie der Dämmernebel umdünstet, zu schwellen? Stürzt nicht auch ihr durchs Dunkel brechender Strahl dräuende Wolken, die wie Räthsel-fragen den Himmel verhängen, vom Felsgipfel herab, wie das flärende Wort des Oedipus die Sphinx? Ehrwürdiger Sonnen-mythos, den die kindhafte Phantasie der Urarier aus den Hoch-



ebenen Asiens nach Hellas trug, spricht zu Euch: und Ihr wähnt, eines kleinen Menschenchicksals Widerhall zu hören!“ Doch kein Zeno könnte uns überzeugen, kein Echo aus fernen Beden die Stimme überdröhnen, die zuerst uns das Lied vom Radmeioniden sang. Der Oedipus, den Sophokles uns gab, ist weder Sonnengott noch Sünder, weder Elementarsymbol noch freier Gestalter seines Schicksals. Und nur Dieser lebt uns; weil ein großer Dichter ihn sah, aus der Vision ihm Gestalt schuf. Wie hat er ihn gesehen?

„Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus; vielmehr ergriff er eine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden war, und dachte nun darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und wissen die Motive ihres Handelns so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite Dessen ist, der zuletzt gesprochen hat. Man sieht: er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er dann geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Ich habe nichts dawider, daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntniß der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu thun und zu lassen ist. Liegt im Gegenstand eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle.“ Diese Sätze sprach Goethe, als, auf seinen Rath, Eckermann in einem Büchlein des fleißigen Hegelschülers Heinrichs das über Oedipus Gesagte gelesen hatte. (Das Buch war längst veraltet, als Michel Bréal den ersten Entwurf zu einer Geschichte des Oedipusmythos veröffentlichte.) Nach Goethes Urtheil war die Absicht des Sophokles also nicht auf einen sittlichen Endzweck gerichtet, sondern auf die klare, wirksame, dem Bühnenanspruch genügende Darstellung einer fertig im Volksbewußtsein lebenden Sage; auf ein Bild, nicht auf Lehre.



„Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magisch segenreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verschneiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen; durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja, die sittliche Welt zu Grunde gehen: eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozeßknoten, den der Richter dann langsam, Glied für Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so groß, daß hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. (Wo birgt sich uns diese Heiterkeit?) Oedipus, der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus, der Räthsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnißvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß ein weiser Magier nur aus Inzest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den Räthsel lösenden und seine Mutter freierenden Oedipus, sofort so zu interpretiren haben, daß dort, wo durch weißsagende und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit, wie dort der Inzest, als Ursache vorausgegangen sein muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich widerstrebt, also durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniß sehe ich in der entsetzlichen Dreiheit der Oedipusgeschicksale ausgeprägt: der Selbe, der das Räthsel der Natur, jener doppeltgearteten Sphinx, löst, muß auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weisheit (und gerade die dionysische Weisheit) ein naturwidriger Gräuel sei, daß



Der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. (Menschlich, allzumenschlich!) „Die Spitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen, Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur“: solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythos zu; der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythos, so daß er plötzlich zu tönen beginnt, — in sophokleischen Melodien!“ „Die Geburt der Tragoedie oder: Griechenthum und Pessimismus“ heißt die Schrift Nietzsche, in der diese Sätze stehen. Sie ist Richard Wagner gewidmet; und der baseler Professor hat in den Wehen mehr als an Oedipus wohl an Siegfried gedacht. Der ist aus naturwidriger Geschwisterehe geboren, bricht die alten Verträge heiligster Ordnung und läßt auf den Ruinen der umgestürzten uns eine neue Welt ahnen. Nichts davon finden wir in dem Gedichte des Mannes aus dem attischen Gau Kolonos. Nicht durch Weisheit sündigt sein Held (der sich selbst blöde nennt); entriegelt kein Mysterienverließ der Natur; wirkt auch nicht über sein Verschneiden hinaus segenvoll fort. Doch wichtig ist hier nur, daß der damals (1871) noch nicht moralinfreie Philosoph dem Hellenen einen sittlichen Endzweck zuschreibt; diesen: am Leidenbilde des Labdakiden zu zeigen, daß der edle Mensch, auch wenn er die Sittensatzung der natürlichen Welt umstülpt, der Menschheit nur Wohlthat bereitet. Zeigt er's wirklich? Ist Oedipus denn ein Empörer, der eine neue Fackel bringt? Magische Kraft, die der Inzest gebär, wäre höchstens doch in der Seele der Jungfrau zu finden, die mitzulieben geschaffen ist.

Die Aussage des dritten Zeugen ist kürzer. Das sophokleische Gedicht, sagt Herr Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, ist keine Schicksalstragoedie im Sinn der Romantiker; „es kann die Tragoedie von der Nichtigkeit des Menschenglücks heißen. Oedipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt: was liegt Dem gegenüber an dem Glück eines Sterblichen? Apollons Licht strahlt hell, sein Auge durchschaut alle Wunder des Himmels und der Erden: was liegt daran, daß das Auge des Unreinen erlosch? Sophokles sah sich von Gesinnungen umgeben, die ihm Grund zur Klage über die Zersetzung der Moral und die Gefährdung der ganzen Staats- und Gesellschaftordnung gaben. Da haben wir das psychologische Moment, das ihn antrieb, in diesem



Drama seinen geliebten Athenern vorzuhalten: „Sehet, Daß ist der Mensch und sein Glück; sehet, Daß ist der Gott und seine Weisheit!“ Diesem Professor ist Sophokles ein Konservativer, ein fromm alter Ordnungergebener Mann, der ringsum die Menschen bessern will, nicht, wie dem baseler Erzfeind, ein Brecher verrosteter Tafeln. Beide aber betonen in seinem Werk die sittliche Absicht.

Der Dichter, dünkt mich, zeugt diesmal wider den Dichter und für den Professor. Daß Alterswerk, daß uns den entthronten Herrscher in Kolonos zeigt, müssen wir aus der Betrachtung scheiden; dürfen nur auf die Königstragoedie blicken. Die aber schließt der blinde Oedipus selbst mit den Worten:

„Männer meines Vaterlandes Theben, schauet her auf mich!  
Mir gelang des Räthsels Lösung, ich erstieg den ersten Platz,  
Keiner hat zu meinem Glücke ohne Neid emporgesehn.  
Schaut mich an: in welchen Abgrund schwersten Jammers ich gerieth.  
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,  
Der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,  
Eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt von Ungemach!“

Die Absicht, mitlebende Menschen zu bessern, konnte aus dem Munde eines Poeten nicht zu deutlicherem Ausdrucke kommen.

---

Die Lebensgeschichte des Mythos (die schon einmal hier, vor fünf Jahren, erzählt, doch nicht von Jedem wohl in treuem Gedächtniß bewahrt wurde) lehrt uns das majestätische Werk des Hellenen erst im Tiefften verstehen. Auch die Einfalt zwar, die von Hellaß nie hörte und in Apollon nur einen fremden Märchengott ahnt, wird vor dem Bilde dieses Königs, der sich gerettet wähnt, da er verloren ist, und, seines Glückes gewiß, dem aus entwölkttem Himmel jäh niederflammenden Blickstrahl entgegenjauchzt, der ihn aus der Helle der Herrscherburg ins finstere Elend stürzt, in den Jugen ihrer Menschheit so bang erbeben wie der Gottlose, Kunstlose, heute noch vor dem in Stein erstarrten Leid des Laokoon. Ecce homo! Ein Mensch und ein König. Der mit ehrwürdigerem Recht als der im Land Uz und gegen Morgen Herrlichste von sich sprechen darf: „Wessen Ohr mich hörte, Der pries mich selig, und wessen Auge mich sah, Der rühmte mich. Gerechtigkeit war mein Kleid; und wie ich des Armen Vater, des Lahmen Fuß und des Blinden Lichtquell war, so des Ungerechten Feind und Vernichter: das Riefigewölbe erbrach ich ihm und riß den Raub aus dem Gehege der Backzähne.“ Kann für Hiob, kann mit ihm etwa nur Einer



fühlen, der Israel's Lebensweg aufhorchend durchwandert hatte? Nein. Der im Land Uz aber ward, als Mensch, schuldig (und könnte drum der Held einer Novelle sein, einer modernen gar, in deren Sphäre nie eines Gottes Stimme drang). Wo ist die Schuld des Oedipus? In Nothwehr hat er getödet und ohne Arg sich der Witwe vermählt, die über der von ihm aus arger Sphinxgefahr befreiten Stadt thront. Alles dem Menschenwitz Erreichbare that er, um einem angedrohten Verhängniß zu entchlüpfen. Weil Götter ihren Willen wollten, ist er Vaternörder und Blutschänder geworden. Solches Geschehen wird erst durch die Glaubensvorstellung, daß Drama erst als Kultakt verständlich. Was sind uns Griechenlands Götter? Pan und Dionysos, Artemis und Lyssa spuken höchstens noch durchs Hirn humanistisch Gebildeter. Die Menge, die vor der Skene den alten Dichtern lauschte, überließ schon beim Hören der heiligen Namen. Die wußte, wie Theben entstanden war, und kannte den Fluch, der die Kadmeioniden würgte. Wenn Sophokles den blinden Teiresias auf's Schaugerüst brachte, war der Greis Keinem im Steinrund ein Fremdling. Der Enkel des Udaio's, eines der Spartoi, die aus den Zähnen des von Kadmos getödeten Drachen erwachsen. Dessen Same hatte den Phorbas gezeugt, dem die Nymphe Chariklo den Teiresias gebär. Den führt der Zufall an die Hippokrene, als seine Mutter mit Pallas in dem Quell badet. Die Schändung durch den Blick eines Mannes muß gestraft werden. Der Finger der Göttin löscht das Licht in dem Auge, das sich an göttlicher Nacktheit geweidet hat. Doch Pallas Athene ist mild und öffnet dem Sohn, dessen Blindheit die Mutter Chariklo beweint, des Geistes Auge; lehrt ihn die Vogelsprache verstehen, den Vogelflug erkennen und deuten und giebt ihm den starken Weichselstab, der ihn wie der weiseste Führer vor dem Straucheln bewahrt. Mit diesem Stab trennt er zweimal im Verlauf von sieben Jahren ein Schlangenpaar. Tödet beim ersten Mal das Weibchen: und wird selbst zum Weib; tödet beim anderen Mal das Männchen: und wird wieder zum Mann. Beider Geschlechter geheimstes Wesen kennt er nun, hat im eigenen Leib Mannheit und Weibheit gefühlt; und jeder Fittich spricht ihm wie eine Menschenzunge. Theben hebt ihn auf den höchsten Priesterstiz und noch der Siebenhundertjährige lenkt die Seele der siebenthorigen Stadt. Durch jede Griechenbrust dröhnt die Erinnerung an diese Wundermären, wenn der sophokleische De-



Oedipus den Seher rufen läßt, „den Einzigen, dem Wahrheit angeboren“. Den greisen Löser dräuender Räthsel, über den der Tod keine Gewalt hat. Dem am Rande des Greboß noch, unter Schemen, Persephoneia das innere Auge wach hält. Dem Odysseus einst den schönsten der Widder opfern hieß. Der naht jetzt der Radmeia. Steht schon, das wandernde Gehäus der Gottheit, auf der Schwelle der Königsburg und kann sich, an seinem Weichselftab, bis an den hohen Stuhl des Königs hinauftasten. Seht den Blinden vor Einen treten, der noch am selben Tag blind sein wird, den früh von der Gottheit Gestraften vor ihn, dem sie grausere Strafe besinnt! Die Menge ist „im Geheimniß“; ihr ist bewußt, was geschehen wird, geschehen muß, und über ihrem Haupt spürt sie des Schicksals Wirbel, da der König den Dolch seiner Fragen bis ins Eingeweide des Sehers zu bohren trachtet. Noch sträubt sich der Greis, das Gräßliche ans Licht zu lassen. Erst als der herrische Ueberwinder der Sphinx, der vor Prophetie und Vogelweisheit die Ehrfurcht verlernt hat, dem Alten Hohn ins Angesicht speit und ihm mit dem Verdacht der Mordanstiftung die entfleihte Schläfe peitscht, winkt der Gott das Unheil kündende Wort aus der gepreßten Kehle. Die Pest, vernahm Kreon in Delphi, weicht nicht aus Thebens Gemarkung, so lange in den Mauern der Stadt ungestraft der Mörder des Laios weilt. Dieser Mörder, spricht nun Teiresias zum wüthenden König, bist Du; bist der Verbehmte, dessen Blutschuld auf dem Lande liegt. Ein Dyzangelium, das jeder Grieche seit der Kindheit kennt, tropft von der welken Lippe. Uns haben Griechenlands Götter nur in bangen Schülerträumen gelebt. Sie sprechen uns nicht; und Teiresias, der sich ihren Knecht nennt, ist uns nur ein blinder Greis. Kann toter Glaube, den die Christenvision verwest sah, durch die Jahrhunderte fortwirken? Ein Dichter die Menschheit, die Gethsemane und Golgatha erlebt hat, auf des Olymps Höhe zurückzwingen? Wenn Teiresias den bleichen Mund aufthut, umwittert der Hauch uns, als theilte ein sacher Windstoß am Nachthimmel stilles Gewölk und aus dem Sternenzelt rief uns eine majestätische Stimme. Als sende der tote Glaube Botschaft, die niemals verhallen kann, aus seiner Gruft. Mußte, auf daß der Mythos entstehe und lebe, der Glaube sterben?

Sophokles (Das wird immer vergessen) war ein Theatermensch, wie Shakespeare, Molière, Raimund, Ibsen; war von früher Jugend an der Schaubühne verlobt. Mancher erinnert sich



wohl, daß dieser Dichter zwanzigmal den Ersten, vierzigmal den Zweiten Dramenpreis heimtrug; daß Rimon, dem der Archont, um den Besieger der Perser, den Eroberer der Insel Skyros zu ehren, das Schiedsrichteramt zugesprochen hatte, ihn, neben dem doch in düsterer Hoheit Alischylos noch lebte, des Preises würdig fand; daß der alte Sänger die Priesterbinde um die Stirn legte, der Athenerflotte befahl, mit Perikles und Thukydides den Strafzug gegen Samos führte, auf Lesbos der Träger einer Diplomatenmission war und, als Neunzigjähriger, vor den athenischen Richtern Jophon, den eigenen Sohn, der gegen die Anerkennung eines nicht in der Ehe gezeugten Bruders das Tribunal angerufen hatte, durch die Vorlesung einer Szene aus dem Kolonosdrama besiegte. Verweht aber ist die Erinnerung, daß dieses Leben, das bis an die Gipfelhöhe der Vergottung aufstieg, in den Jahren bestimmender Eindrücke dem Rund der Bühne angehörte. Nach der Schlacht bei Salamis hat, am Tag der Siegesfeier, der sechzehnjährige Sophokles den Chortanz der Jünglinge geführt; und seitdem war der schöne Ephebe, dessen zarter Wesenheit die Rolle der Nausikaa anvertraut werden konnte, der Liebling der Dichter. Als Ringer, Tänzer, Sänger vornan. Was an Theaterkunst zu erlernen war, hat er gelernt und aus hellem Auge bald jede Wirkungsmöglichkeit erspäht. Aus dem Dionysosfest, den Pantomimen, Satyrmaschenpielen, Tanzchören des bakchischen Gefolges war mächtig das Drama erwachsen. Thespis hat den Chorführer durch den Schauspieler ersetzt; wo erzählt ward, wird nun der Schein des Erlebens vorgetäuscht. Der Chor bleibt, was er war: der Sprecher der Volkheit, die sich, um im Innersten stark zu sein, Menschheit dünken muß (und, seit sie Asiens Angriff, Franz expansive Sucht abgewehrt hat, mit gedoppeltem Recht dünken darf). Neben dem Chor aber, über ihn hinaus reißt sich nun der Einzelne; scheint Gott und Held, König und Bote, je nach der Maske, die sein Antlitz kleidet; tobt und berichtet, brüllt auf und erklärt, handelt und leidet; und aus dem Chor kommt, wie aus der Brust des zur Einheit zusammengewachsenen Volkes, Echo und Widerrede. Cherilos findet den Stil des tragischen Gesanges und bereitet die Wandlung des dionysischen Festspiels, dessen Preis ein mit Feigen beladener Bock war, in ein dem Apollon geweihtes. Phrynichos theilt den Chor, schafft damit zwei Empfindungsströmen das Bett, weitet den Dialog, der nun wirklich schon ein Reden Vieler,



ein Wortkampf verschiedener Gruppen und Individuen ist, und wagt, in die Reihe der Männer das Weib treten zu lassen. Pratinas vermag die Musik, die dem Dichter das Wort abzuschneiden trachtet, nicht schnell Bescheidenheit zu lehren; scheucht die Satyrn aber, die Possenreißer und Zotenjäger aus dem dreischiffigen Tempel der Tragoedie und gönnt nur draußen ihnen, hinter dem reinen Bereich der Trilogie, für ihr Satyrspiel ein Fleckchen. Aischylos stellt einen zweiten Schauspieler, Einzelsprecher neben den ersten, der nun nicht mehr so oft die Maske zu wechseln braucht, und wird, den Athener den Vater der Tragoedie nennt, auch der Vater der Bühnentechnik. Er puzt die Szene, baut Tempel und Altäre, läßt den Steinboden unter der Akropolis Zelte tragen, zu Grabkammern auflassen, auf geflügelten Rossen und in Luftfahrzeugen die Gottheit auf und nieder steigen, die Helden in pomphaften Gewanden und mit großem Gefolge einherschreiten; wirkt dem Ruit das hieratische Gepräng. Unter der unermüdlichen Hand dieses „Ausstatters“ wächst der Rothurn, wird die Hanfmaske zum sorgsam modellirten und bemalten Riesenbild eines Menschentypus, dehnen die Glieder des Spielers sich ins Ungeheure. So findet Sophokles das Theater; so ist's, da der Jüngling sich ihm im ersten Reigenpiel verlobt. Das Wesen seiner Kunst drängt ihn, den für ein Längen ins Uebermenschliche geschaffenen Apparat dem Menschenmaß anzupassen. Der Zwang zur Trilogie, zur Verknüpfung dreier dem selben Mythenkreis angehörigen Dramen, deren Darstellung der Ausnahmefähigkeit der Festgäste eine das Menschenvermögen übersteigende Leistung zumuthet, ist ihm lästig: und er beschließt deshalb, fortan jedes Drama eine in sich abgegrenzte, durch sich verständliche Welt sein zu lassen. Μηδὲν ἄγαν: der aischylische Genius hat den Ruf zu weiser Mäßigung überhört; durfte ihn, im Bewußtsein der Gigantenkraft, überhören. Sophokles, von kleinerem Wuchs und feinerem Wesen, erinnert sich wieder der Mahnung, niemals zu viel zu heischen, zu wollen; und wie der Dichter ihre Nothwendigkeit und die Gefahr, die jede Nichtachtung solcher die Hybris dämmenden Gebotes heraufbeschwört, an seinen Geschöpfen erweist, so steht sie dem Bühnentechniker im Blickpunkt der Absicht. Er führt den dritten Spieler auf die Szene, den Tritagonisten, der über der Einheit oder dem Zwiespalt der chorischen Rede einen Dreiklang menschlicher Einzelstimmen ermöglicht; und hat jetzt erst ein Instrument, das dem Künstler frei-



nen Ton mehr versagt. Keiner hat vorher solche Bühne gehabt. Keiner ihre Möglichkeiten so bis ins Höchste und Tieffste erkannt. Drum wirkt er, heute noch, stärker fast als der an Gewalt der Phantasie und Wucht der Rede ihm überlegene Schöpfer der Oresteia. Nur Einer, der im Theater erwuchs, kennt so die Seele der zum Hören und Schauen versammelten Masse, die assoziativen Kräfte, die zwischen Auge und Ohr, auf lustiger Brücke, das tönende Bild gestalten; sieht so sicher jede Regung, jeden Erfüllung fordernden Wunsch der um das Proskenion Geschaarten voraus. Dieser Dichters Oedipus ist nicht der vom Flugsand des Uriermythos gestreifte Helios, der den Nachtgeist, den Zeuger, tötet, den Schoß der in Glücksscham erröthenden Mutter durchglüht und am Abend des Lebens, weil er einer Hemisphäre nicht mehr leuchtet, dem von dieser Erdhälfte her ihm folgenden Blick zu erblinden scheint. Doch die Technik des Sophokles, seine Dramaturgie läßt uns an Sonnenaufgänge denken. Eine Wolkenwand birst und durch die Ritzen sickert die erste Helle. (Der Orakelspruch aus Delphi.) Schon graut es von Ost; ist, als wolle Himmel und Erde in bewegter Morgenluft sich allen Hüllen entschälen. Ein Schleier sinkt (Oedipus selbst hat ihn aus den zitternden Händen des Teiresias gezerrt, die ihn halten wollten) und aus dünnen Strähnen rinnt Blutfarbe ins gelichtete Braun der Horizontalebene. Da flattert schwarzes Gewölk auf, als solle noch einmal Dunkel werden. (Die Kunde vom Tode des Polybos; Jokastens Gewißheit, daß dem Mann die Orakel logen.) Flattert auf und schwindet beim Nahen der leuchtenden Wärme so schnell wie unter eines Knaben Athem das Eiskrüstchen auf einer Glasscheibe. Der letzte Versuch der Nacht, sich die Herrschaft zu retten, mißlang und rascher rückt die Klarheit nun ins Gesichtsfeld. (Der Bericht des Korinthers: Polybos war nicht der Vater, Merope ist nicht die Mutter des Königs von Theben.) Ist irgendwo noch ein Schleier? Ein Blutdunst nur, den Helios aufschlürft. Dann darf er den hastigen Rossen die Zügel lockern und auf Feüerrädern den Himmelswall emporrasen. (Der Hirt hat Oedipus als den Sohn des Laios erkannt.) Der rothe Ball ward zum Lichtborn, dessen heißer Sprudelstrahl schlafende Augen öffnet. Wer dem Meisterrecht über die Saiten der Lyra solche „Kenntniß der Bretter“ gesellt, vermag auf jedem Schaugerüst weithin fortwirkende Wunder zu zeugen. Daß nach den Perserkriegen im Athen des Perikles geschaffene Labdakiden-



Drama hat am siebenten Novemberabend des Jahres 1910 die um die Arena eines Pferdecircus gepferchte Menge zu stürmischem Jubel gestimmt. Viertausend Berliner. Die trugen nicht das schlichte Gewand aus weißen Linnen noch den Schäferhut der Arkader; kamen nicht vom Unblick des Parthenon und Erechtheion und sahen auf dem Weg ins Schauhaus über ihren Häuptern nicht die Akropolis in bleich schweigender Hoheit, sondern die aufzuckenden und verglühenden Flämmchen der Firmenreflektoren. Hatten vor einer Stunde gelesen, daß ein Rußlandzar in huldvoller Laune abgereist, ein Frachtschiff gescheitert, die Börsenfreude durch Kalifornie getrübt sei. Alles vergaßen sie. Lebten hundert Minuten lang in der Stadt, im Mythen gemäuer des Laios. Ein Wunder. Der Leonentriumph des attischen Dramaturgen und Dichters.

Der aber hat andere Wirkung geträumt. Nicht schlaffe Nervenstränge wollte er spannen, nicht die Gier nach neuem Sensorienerlebnis sich zinsen lassen; denn ehe Oedipus noch, die trauernden Thebaner zu trösten, den Mund aufthat, wußte im Halbrund Jeder, was kommen werde. Zu inbrünstigerem Gottesdienst rief er; dichtete den alten, vertragenen Stoff zu einem neuen Kultkleid, durch dessen starkes Fadengespinnt kein Zweifel fortan den Leib der Gottheit beschien solle. Frommt's dem Klügler, daß er sich durch die Maschen des von Götterhand geknüpften Netzes zu klemmen trachtete? Kann Einer glücklich enden, der, nach Jofastens Rath, an die Herrschaft des Zufalls glaubt, der Weissagung spottet und aus gemächlichem Behagen den Tag werden und vergehen sieht? Muß Solchen nicht Nemesis fällen, der jedes Uebermaß des Wissens und Wollens, des Glückes und Ruhmes von je her ein Gräuel war und die dem in Purpur Gespreizten mißtraut, weil sein Dünkel die Grenzen der Menschheit überklettern möchte? (Uns ist Oedipus unschuldig; wars nicht dem Hellenen, der in weiser Mäßigung, in demüthiger Hinspreitung unter dunklen Götterwillen die unentbehrlichste aller schirmenden Tugenden ehrte.) Darf der König im Priester, auch wenn ihm, wie Kalchas dem Agamemnon, der Hierophantes zum Unheilsseher wird, das Instrument der hohen Götter vergessen und ihn mit Schimpf begeifern? Dieser König staunen, wenn von dem Stützenlosen das Volk's Vertrauen sich wendet und ein Spottchor ihn fragt, ob den Findling eine Nymphe vom Samen des Pan oder Apollon, Hermes oder Bakchos empfangen habe? Wer den Bund alter Ord-



nung lockert, das Sittengesetz, des Himmels heiliges Kind, nicht sterbliches Menschenwerk, höhnt, das Götterrecht schmälert und in die noch vom Weihrauch warme Seelenfurche des Volkes Zweifel sät, sei härtester Strafe gewärtig; aus verfluchtem Leben, singt der thebische Chor, fährt er dahin. Diese Lehre wollte der Dichter, der in der Ephebenreihe am Altar des Uglauros geschworen hatte, auch ohne Genossen für das Vaterland und dessen Götter zu setzen, dem neuerungsfüchtigen Hirn der Landleute einprägen. Das Theater war ihm, der Rimon und andere Feldherren in der Orchestra Trankeopfer bringen sah, ein Tempel, in dem, mit der höchsten Leistung, der stärkste Genius bescheiden nur dem Zweck dienen durfte: ungeschwächt den Kindern die Heimath der Väter zu wahren.

Kann uns das Theater je wieder zur Kultstätte werden? Als Herr Reinhardt, der in der deutschen Bühnenkunstgeschichte leben wird wie in der attischen Thespis, das Wagniß des Circusspieles auf sich nahm, hat er an artistische Möglichkeiten wohl mehr als an politische gedacht. Keine belichtete Scheidewand zwischen Szene und Hörerschaft. Schmale Gassen nur und das breite Rund der Arena im Menschengedräng, aus dem der Chor sich zu lösen, Teiresias zögernd zu tauchen, der Korintherbote, der Hirt den Muth zur Entblößung der Königsscham zu schöpfen scheint. Raumumfänge, die endlich gestatten, Heil und Unheil, Segen und Fluch aus einer Ferne feierlich nahen, nicht aus Stichwort aus einem Coulissenspalt springen zu lassen. Zwischen den Spielgenossen ein Höhenabstand, der, wenn Oedipus aus der finstersten Gasse den Schicksalsentschleierer holt und durch den Thalplatz des Chores bis auf den Treppengipfel, den Sockel des Thrones, hinaufschleift, im lebendigen Bilde die Ahnung des Königsturzes gebiert. Die Hoffnung, im Körperkontakt mit Tausenden, über die Sekteneid und Sektengrämllichkeit keine Gewalt hat, die einfache Größe der Marmorgestalten an Menschenpulsen und Menschenodem wärmen zu können. Das mußte den Mann reizen, der, weil seine zu ernstem und heiterem Spiel rüstige Phantasie in der Herzkammer jeder Dichtung das besondere Lebensgesetz erfühlt und aus dessen Nothwendigkeit dann das dem Wesen passende Kleid webt, trotz manchen Schläffen nie zu laut gelobt wird. Kann diesem bedeutenden Tag aber nicht schönere Frucht noch entspringen? Eine, die nährt und kräftigt, nicht nur vom Sims herniederblinkt wie die Goldgrille aus der Locke des Griechen? Das Schauspiel ein Weihe-



fest der im Wollen Geeinten. Vor fünfzigmal Hundert, die nicht für eines Blickes Frist zu Klatsch, Klugschwaß, Aktion entlassen werden, für des Spieles Dauer also Masse mit Massentrieb bleiben müssen, die alte Legende und das neue Erleben der Volkheit zum sprechenden, schluchzenden, jauchzenden Bild gestaltet. Nicht, grasse Gebrechen nur, verschwielte Narben, Hautflecke, Eiterherde, Siechthumsmale aufzudecken, theilt sich der Vorhang. Den unsichtbar im Sinnen und Handeln der Nation waltenden Gott ehren und lieben zu lehren, ist das Ziel dieser Feiebühne (die dem Rinderlärm des Patriotentheaters so fern wäre wie den Falschmünzernissen der Geldmacher). Ein Traum? Nicht der erste, der dem Erwachten Wirklichkeit ward. Denkt Euch, Alle, die vor dem von Bundenkrämern, Moralmodisten, halb flügge blinzelnden Gesellschaftsrettern aufgebauten Spielzeug oft schon die Sehnsucht nach großen Gegenständen packte, noch einmal in den Circus zurück; stellt dem Auge und Ohr Eures Geistes vor, statt des hellenischen entbinde deutsches Leben sich dem Gewimmel; Furcht und Zuversicht, Klage und Jubel sege, von den zum Heroensitz gethürmten Brettern und vom flachen Gefilde des Chores her, die Luststöße dieser fünftausend Lungen zu einem Rhythmos zusammen: und messet an der Vorstellung solcher gleichen Inspiration und Expiration die Möglichkeiten der Wirkung auf's Volksgeblüt. Im Theater lernte Athen sich redlich lieben und aus frommer Ehrfurcht auf seinen Ursprung zurückschauen. Im Theater duldete es Keinen, der, wie Phrynichos in dem Gedicht vom Persersieg über Milet, durch das Schreckbild fremder Uebermacht den Muth der Polis lähmen konnte. Vom Abhang des pelasgischen Burgberges ist seitdem das Schauspiel in's unsaubere Marktgewühl herabgeglitten. Aus dem König ein Bettler geworden, der, wenn die Sonne gesunken ist, den tributfähig Scheinenden vor seinen Hut zu locken, ihm die zollpflichtige Betrachtung seines Puppenframes aufzudrängen sucht. Den Vaterhater, den Glauben an Gottheit und Telos, getötet, auch der Mutter Phantasie, der er nach ihrer Witwentrauer vermählt war, in ein frühes Grab geholfen; nun entrinnt das Licht, mit dem sein Uebermuth prunkte, ihm zu reichlicher lohnendem Spiel. Daß er König war, habt Ihr erst im Circus gewittert. Bahnt der von Selbstzucht zu weiser Majestät gebändigte Wille durch den Sand der Arena ihm den Rückweg zum allzu lange leer ragenden Thron?





## Romanisches Roſto. \*)

Den ſpaniſchen Hof und damit die politiſchen Verhältniſſe im inneren wie im äußeren Gebiet beherrſchte am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine kluge, intrigante Franzöſin, Anna Maria, Herzogin von Orſini. Sie war die Tochter des Prinzen von La Trémoille, hatte in erſter Ehe einen Fürſten Salleyrand und in zweiter den römischen Herzog Orſini-Bracciano geheirathet; als Witwe zur camarera mayor der jungen Königin von Spanien ernannt, gelang es ihr, Philipp den Fünften und deſſen Gemahlin durch ihren überlegenen Geiſt und die franzöſiſche Kunſt vollendeter Konverſation ſo zu bezaubern, daß nichts geſchah, bevor ihr Rath eingeholt worden war. Ihr Briefwechſel mit Frau von Maintenon, der über den Kopf des franzöſiſchen Botſchafters hinweg den Hof von Verſailles über die Stimmung in Madrid orientirte, zeigt, wie dieſe beiden ehrgeizigen alternden Damen durch ihre geſelligen Talente und ihre im guten Sinn preziös ausgebildete Perſönlichkeit ſtärkeren Einfluß übten, als es je Schönheit und heiße Liebe vermocht hatten.

Philipp der Fünfte von Anjou, der Enkel des roi soleil, war nach den Wechſelfällen des ſpaniſchen Erbſolgekrieges von den Mächten im Frieden von Utrecht anerkannt worden. Sein Gegner, der Habsburger Kaiſer Karl der Sechſte, wich nach heldenmüthigem Kampf aus Barcelona, wo die ſchöne Kaiſerin Eliſabeth die ſpaniſche Jugend entflammt und im Widerſtand gegen die herandrängende franzöſiſche Gefahr beſtärkt hatte. Die Kultur Frankreichs, die ſich in der Perſon des Königs und der gebietenden camarera mayor zum Leidweſen des eingeeſſenen Spanierthums, namentlich der Katalonier, immer ſtärker fühlbar machte, wirkte zunächſt nur auf den Kunſtgeſchmack fördernd ein. Nationale Elemente verſchmolzen mit modern europäiſcher Bildung. Die Ideen, die Politik, die Sitten der nordiſchen Nachbarn fanden anfangs zwar nur am Hof und bei den in unmittelbarer Berührung mit ihm ſtehenden Perſonen Eingang; aber von hier aus drang der neue Geiſt, die neue Mode, der veränderte Geſchmack nach und nach doch in andere Schichten der Geſellſchaft. So entſtanden zwei Parteien, die während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in Spanien um die Vormacht rangen. Die eine trachtete nach Reform im Sinn europäiſcher Sitten und franzöſiſcher Eleganz, die andere hielt ſtarr an den Traditionen von Spaniens großer Zeit feſt. Unter Philipp dem Fünften gehörte der Sieg den konſervativen Elementen; erſt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts neigten ſich die führenden

---

\*) Aus dem Band „Das galante Europa (Geſelligkeit der Großen Welt von 1610 bis 1789)“, der im November bei Julius Hoffmann in Stuttgart erſcheint. Schillers Urenkel hat da aus allen Kulturzonen der Alten Welt, aus dem Leben der Einzelnen und der Maſſen eine bunte Fülle ernſter und luſtiger Züge zuſammengeſtellt.



Stände ziemlich einmüthig dem pariser Geschmack zu. Daß unter dem ersten bourbonischen König die Aenderung nur äußerlich war und der Einfluß Frankreichs nur die Oberfläche berührte, ist in der Ausländerei des Königs begründet. Fremden allein schenkte er sein Vertrauen und ließ sich von ihnen berathen, sowohl in der auswärtigen Politik als in den Fragen, die das Land betrafen.

Als die Fürstin Orsini, die mit den Männern beim Mahl saß und Männer in ihrem Salon empfing, wie sie es in Frankreich und Italien gewohnt gewesen, durch die Gewandtheit der zweiten Gemahlin Philipps, Elisabeth Farnese, gestürzt war und nach Frankreich floh, bekam wieder ein Fremder, der Italiener Alberoni, die Leitung der Staatsgeschäfte. Die Altspanier verbanden sich mit der Kirche, deren Rechte Alberoni, obwohl er Kardinal war, nach Frankreichs Beispiel antasten wollte. In den Sprechzimmern der Klöster, bei den Konversationen, die den liebenswürdigen Ton einstigen Kunstgeplauders verloren, in den Kirchen, wo man sich nach dem Schluß der Messe unter den Portalen traf, tobte der Streit, die Inquisition erhob wieder das Haupt und in den Häusern der Granden wurde meist das Altkastilische oder Katalonische in Sitten, Kunstanschauung, Glauben so stark betont, daß es wie ein Wall der gallisch-eleganten Welle entgegenstand.

Auch Alberoni verdankte gesellschaftlichen Talenten seine Macht. Der Sohn des armen italienischen Weingärtners gefiel als Klosterschüler seinem Bischof, der den lebhaften Jüngling ausbilden ließ und ihn dem Herzog von Parma empfahl. Als französischer Dolmetsch begleitete er das Hauptquartier des Herzogs von Vendôme im spanischen Erbfolgekrieg, weil ihn der Herzog als witzigen Gesellschafter und Kochkünstler schätzte. Als er nach dem Tod seines Gönners zum Geschäftsträger von Parma in Madrid ernannt worden war, wußte er geschickt die Verlobung des Königs mit der Prinzessin von Parma, Elisabeth Farnese, einzuleiten und die Herzogin von Orsini über den Charakter der künftigen Königin zu täuschen, so daß sie beruhigt eine für unbedeutend geltende Prinzessin empfahl und den König sogar zu dieser Ehe drängte. Alberoni berieth aber die junge Herrin so gut, daß ihrem liebevollen Drängen die Gegnerin weichen mußte. Der vom Papst zum Kardinal ernannte Italiener regierte als Erster Minister unumschränkt in Madrid, bis einige Niederlagen seiner äußeren Politik, namentlich auf Betreiben der Engländer, den plötzlichen Sturz und die Verbannung des mächtigen Mannes herbeiführten.

Alberoni, der liebenswürdige Plauderer und Kunstfreund, hatte Bartolis Italienisches Theater bei den Spaniern in Mode gebracht. Nach seiner Flucht kam eine Operngesellschaft in das Haus, für die auf Wunsch der Königin große Kosten zu reicher Ausschmückung von Saal und Bühne verwendet wurden. Die Parteigänger der Franzosen lauschten eben so entzückt den neuen Melodien, wie es in Italien, Frankreich, Deutschland geschehen war. Der Hof begünstigte besonders die fremde Oper, als Carlo Broschi, genannt Farinelli, durch seine süßen



Weisen die Melancholie Philipps aufheiterte. Dieser Sänger bekam fast den selben Einfluß, den die Fürstin Orsini gehabt hatte; er wurde unter Philipps Nachfolger sogar Grande von Spanien und hielt in Madrid prächtig Haus.

Broschi ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im spanischen Gesellschaftleben. Trotz seiner eigenthümlichen Zwitterstellung als Grande, Günstling und Künstler war er, seines bescheidenen Wesens wegen, beliebt und konnte der Partei der Fremdenfreunde, die Alberoni und die Fürstin Orsini verhaßt gemacht hatten, eine Stütze werden. Im Salon des Sängers verkehrten die Diplomaten und suchten durch seine Fürsprache Audienzen oder andere Zugeständnisse zu erwirken. Seine Politik neigte sich zu England und Oesterreich. Maria Theresia, die junge Königin von Ungarn, schrieb an Broschi-Farinelli einen eigenhändigen Brief, sich seiner Unhänglichkeit zu versichern. Nach feierlicher Auffahrt mußte der Botschafter das Schriftstück überreichen. Auch als Grande behielt der Sänger die Leitung der Italienischen Oper, die nun zum Sammelpunkt der Gesellschaft, zum Stelldichein der Liebenden und zur besten Gelegenheit wurde, Schmuck und Schönheit zu zeigen.

Mehr als politische Zettelung vermochte die Musik der altspanischen Partei zu schaden. Das neue Opernhaus, mit seinen offenen Logen und Sitzen im Parquet, ermöglichte einen freieren Verkehr zwischen Herren und Damen. Seit die Señoras im Theater sich daran gewöhnten, auf Stühlen zu sitzen, gaben sie es auf, zu Haus in ihren weiten Sälen um die glühenden Olivenkerne zu fauern, und der Besuch im Damensalon, der früher nur den Botschaftern gestattet war, konnte jetzt jedem eingeführten Fremden, jedem Cavalier, wie in anderen Ländern, erlaubt werden. In Madrids kosmopolitischer Zeit galt nur der Verkehr in Herrengesellschaft für anregend und brachte reichen geistigen Gewinn; im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts wechselten die Sitten so völlig, daß ein französischer Reisender schreiben konnte: „Quand on arrive avec des lettres, on est bien reçu partout, des dames s'entend, car les Espagnols n'accueillent personne; mais leurs femmes en revanche sont si aimables, aiment tant les étrangers, les reçoivent si bien, qu'on ne regarde pas les maris, qui sont là comme des meubles.“

Man hatte viel auf die Damen gescholten, die anfangen, mit fremder Tracht und fremder Sitte in Spanien einzudringen; jetzt freuten sich die Frauen des Adels der kleinen Freiheit, die sie als Neuigkeit genossen. Sie erinnerten sich dankbar der vielgescholtenen Fürstin Orsini und sprachen gern von den Schicksalen der einst so gefürchteten Frau in Frankreich und Rom.

Anna Maria Orsini, die als Eine der Ersten gegen glatte Haare, Mantilla und das Leben im abgeschlossenen Frauengemach gekämpft hatte, war nach vergeblichem Besuch in Frankreich nach Italien gegangen, um in Rom, der Stätte ihrer ersten Triumphe, Zuflucht zu



finden. Am Hof Klemens' des Elften sammelten ſich gern Größen, die in Europa geſcheitert waren. Der Papſt aus dem Hauſe Albani, der als junger Kardinal zu Chriſtinens escadron de robes rouges gehört hatte, ſtand in Kampf und Widerſpruch gegen die meiſten Staaten, ſo daß Flüchtlinge bei ihm auf Schutz mit einer gewiſſen Sicherheit rechnen konnten. Der geiſtreiche und kunſtſinnige Papſt hatte den beſten Einfluß auf die römische Geſellſchaft, aber ſeine ſtolze Heftigkeit verletzte mehr als einmal die Vertreter der Mächte und führte zu argen Konflikten. Seinen Händen entglitt die Bulle Unigenitus, die ſo unheilvoll auf Frankreich wirkte; er verſagte dem Kurfürſten von Brandenburg die Anerkennung des preußiſchen Königtitels; er hob die großen, alt-hergebrachten Freiheiten der Geſandſchaften auf. Dieſe Maßregel griff tief in Rom's geſelliges Leben ein. Wie Souveraine hatten die Botſchafter biſher in ihrem Palaſt und deſſen Umgebung geherrscht, ihr Gefolge, ja, ihre Freunde und die Freunde ihres Gefolges bildeten einen Staat im Staate, mit dem bei jedem Zwiſt zu rechnen war.

Die Konverſationen belebten ſich nun durch poliſtiſches Geſpräch, man intereſſirte ſich für die Welthändel, weil Rom wieder betheiligt war und weil die fremden Berichte und Wünſche Unruhe brachten. Stolz er denn je hoben die principi ihr Haupt, ſeit den Diplomaten eins ihrer wichtigſten Rechte genommen war. Eine eigenartige, wenn auch nicht offizielle Geſandſchaft geſellte ſich am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dem Diplomiſtiſchen Corps. Kurafin, der Schwager Peters des Erſten, lebte, bald anerkannt, bald beſtaunt und bald wegen ſeiner fremdländiſchen Gebräuche belächelt, drei Jahre in der Ewigen Stadt, um den Charakter und die Politik des Vatikans kennen zu lernen. Der Zar wollte verwandſchaftliche Beziehungen zu den katholiſchen Höfen anknüpfen, namentlich zu Wien. Die größte Schwierigkeit ſah er in der Religion und ließ forſchen, wie ſich das Heilige Kollegium zu einer Vereinigung der Kirchen ſtelle. Die Mémoires secrets berichten: „La cour de Rome manqua une ſi belle acquisition. Quelque désir qu'eût le czar d'être catholique, il aimoit encore mieux être maître chez lui et prit le parti de laisser en Russie la religion telle qu'elle est, mais de s'en faire déclarer le chef.“ Kurafin ſah auf prächtigen Feſten, die er gab, und im vertraulichen Geſpräch mit Kirchenfürſten das ſtarre Machtbewußtſein, mit dem die Kirche auch den Königen gegenüber ſich ſchmückte. Er ſtaunte, als der Papſt liebevoll den verjagten Stuart empfing, und hörte nicht minder verwundert, wie man in Audienzen oder auf Aſſemblées über die Fragen Europas einſeitig und ohne Verſtändniß für Englands oder Deutschlands oder Frankreichs Eigenart aburtheilte und Stellung nahm. Da ließ der Ruſſe, den die Römer wohl als Aſiaten verachteten, dem ſie aber um ſeiner Gaſtfreundſchaft willen ſchmeichelten, den Reiſezug rüſten, fuhr nach Venedig und ging, an Erfahrung reicher, an Bord, in den um dieſe Zeit fern ſcheinenden Oſten zurückzukehren.

Wichtiger als Kurafins Botſchaft ſchien den Römern der eng-



lische Prätendent, denn es gab noch immer gesellschaftliche Strömungen, die auf der Insel eine Rückkehr zur Katholischen Kirche erwarteten. Deshalb zeichnete der Vatikan mit Vorliebe die Männer aus, an deren Persönlichkeit solche Hoffnung sich knüpfte. Der Hof Jakobs des Dritten, des vertriebenen englischen Königs aus dem Hause Stuart, dem die Herzogin von Orsini als Obersthofmeisterin in ihren letzten Lebensjahren vorstand, versammelte in seinen ernstesten Gemächern Cavalieri und Damen, die mit Europa unzufrieden waren und Vortheil in einer Aenderung sahen. Jakobs Gattin, eine polnische Prinzessin aus der Familie Sobieski, zog die Polen an, die von den sächsischen Königen nichts wissen wollten; Jakob selbst war stets von katholischen Engländern und Spaniern umgeben, mit denen er sein wechselvolles Schicksal besprach.

Beobachtend schlängelte sich durch die hoffenden, intriguirenden und enttäuschten Mitglieder dieses Hofes der geschmeidige Abbé Elpidio Benedetti, ein französischer Agent in Rom, dessen Geheimberichte die Darstellungen der Botschafter ergänzten. Benedetti gehörte zu den Abbés, die in den Salons unentbehrlich wurden und den gesellschaftlichen Charakter des achtzehnten Jahrhunderts mitbestimmten. In den Memoiren des Herrn von Pöllnik ist eine Assemblée beschrieben, bei der die jungen geistlichen Herren im schwarzen Mäntelchen die erste Rolle spielten. „Ich fand eine schöne Versammlung von Damen, Cavalieren und vornehmlich wohlgestalteten Abbés, die im Stande gewesen wären, auch den verschlagensten jungen Stutzern in der Löffelei (deutscher Ausdruck für Galanterie) Unterricht zu geben. Die Damen ließen sehr wohl mit sich umgehen und waren meist überaus liebenswürdig; doch konnte Keiner so leicht an sie herankommen, wenn er nicht die Ehre hatte, den geistlichen Mantel zu tragen. Die jungen Abbés gaben sich solche Mühe, daß es nicht das Ansehen hatte, als wenn sonst Jemand vor sie kommen könnte. Die Zeit wurde mit Reden und Einnehmen einer großen Menge von Chocolade zugebracht, worauf man endlich in ein anderes Zimmer ging, allwo man sich niederlegte und spielte. Hier merkte ich erst, wie viele Vortheile es mir gebracht hätte, wenn ich ein Herr Abbé gewesen wäre, denn jeder von diesen Herren fand mit leichter Mühe Gesellschaft. Ich hingegen, weil mir Niemand die Ehre anthat, die Karten anzubieten, befand mich überaus müßig und wartete die Gesellschaft nicht bis zum Ende ab.“

Benedetti, ein echter tipo seines Standes, wie die Römer sagen, besaß eine Villa vor den Thoren, in deren Kasino Portraits der schönsten Frauen hingen, der Gräfin Laura Marescotti, für die Rom schwärmte, der anmuthigen Prinzessin Colonna, dann der bekannten Damen aus Paris, denen der König seine Gunst geschenkt hatte. Aber unter den Bildern waren Verje auf die Wand gemalt, in denen der lustige Besitzer des Hauses seiner weiblichen Gäste spottete. Da konnte man lesen:

Femina e vento

Si cambia in un momento



und gegenüber:

La donna è come il cristallo  
S'ella urta da in fallo.

In den Kreisen der Abbés wurde fast nur von Liebe, Schäferei und humanistischer Wissenschaft geredet. Der Salon, der arkadische Garten und die Bibliotheken der Kardinäle wimmelten von den eleganten schwarzen Gestalten, denen die kleine Puderperücke so gut stand, denen die schwarzseidenen Strümpfe so stramm die Beine modellirten.

Nicht nur politisch, auch literarisch sah man auf Paris; man hielt auf guten Ton und wollte der Großen Welt zugerechnet werden. Der Streit entbrannte auch hier um ancien und moderne, wie er in den pariser literarischen Caféhäusern und den Salons der gens d'esprit aufgeflammt war. Man brach Lanzen für oder gegen Homer. „Quand je suis venu à Paris,“ erzählte ein Abbé dem französischen Cardinal, „on disputoit avec la même ardeur sur l'Iliade d'Homère que sur la constitution de Clément XI. (die Bulle unigenitus). Les partisans des anciens et des modernes étoient aux mains et je comparois volontiers leurs disputes aux combats des Troyens et des Grecs.“ In Rom ahmte man den humanistischen Parisern nach, die antik gesinnten Abbés schwärmten für Madame Dacier, die Uebersetzerin der Ilias und Odyssee, die Modernen verlangten zärtliches Gesäusel und zierliche Verse, Worte, in denen sich das Gefühl der Zeit ausdrückte. Was sollten ihnen Kampfesgeschrei und große Heldenthaten? Der Abbé hatte den cortegiano abgelöst, ein leichter Galanteriedegen genügte, statt einer ehrlichen, derben Waffe, an der Seite des Kavaliers.

„Was schadet es, daß Philis die Gattin eines Anderen ist?“ fragte ein Dichter; und antwortete: „Ich liebe sie ganz anders als er.“ Und ein Spötter, der seine Zeit wohl verstand, rief aus: „Wer kann es leugnen? Die höflichen Manieren, die Europa so vortheilhaft vor der übrigen Welt auszeichnen, haben, als neueste Mode eingeführt, die Ehe verächtlich zu machen.“ Rom strebte den anderen Hauptstädten nach, wo ein Mann von Rang für unelegant gehalten wurde, wenn er nicht die Gattin vernachlässigte und seine Mußestunden mit einer Holen verlebte. Die Damen von Welt ließen sich von einem Schwarm liebenswürdiger, gebildeter Abbés gesellschaftlich entschädigen; sie gewöhnten sich leichter daran als die Frauen im Norden und waren stolz darauf, nicht hinter London und Paris zurückzubleiben. Paris wurde nun die Idealstadt der Italienerin, von der sie nicht nur Moden und Tänze erhielt, sondern auch Bücher und Gedanken durch Vermittelung der Abbés und neuartige Theaterindrücke durch Vullys Opern wie durch übersehte Tragödien.

Noch tobte der Streit, ob Frauen die Szene betreten dürften. Im Juli 1738 lebt der Meinungsaustrausch in den Boudoirs und in den Spielsälen wieder auf, denn die gesammte Geistlichkeit Italiens hatte ein Manifest erlassen, in dem Tänzerin und Sängerin für die größte Gefahr erklärt werden. Der fromme Adel in Verona ließ Jünglinge



der Gesellschaft tanzen, damit man weder das Ballet entbehre noch an seiner Seele Schaden leide. In Kompedien verlachten Dichter wie Nelli, Fagioli und Maggi diese Scheinheiligkeit wie die anderen Gebrechen der Gesellschaft. Im Geloso desinvolto erscheint der Ehemann, der den Hausfreund ungefährlich findet und sich freut, wenn man seinen Geschmack so sehr bewundert, daß man ihn theilen will; die eitle Dame tritt auf, die dem Luxus ihren Hochmuth opfert und lieber auf den Ahnenstolz als auf den reichen Freier verzichtet; und man lacht über den modischen Signore, der die Muttersprache mit Gallizismen spickt. Ueberall waren diese Charaktere zu sehen, die das Lustspiel verspottete, in den großen Städten wie in der abgelegenen Provinz, im Adel wie in der Bürgerschaft.

Frankreichs Einfluß auf die politische Lage und auf die Gesamtkultur nahm stetig zu, seit Kardinal Fleury mit sanfter Gewalt die Dinge in Paris leitete. Französisch gesinnte Salons in Rom, deren Damen sehr gut verstanden, Galanterie mit Frömmigkeit zu verbinden und durch ihre Abbés genau orientirt zu sein, verbreiteten die Kunde, daß der Französische Botschafter, Herzog von Saint-Aignan, obwohl er sein Vermögen durch ungeheure Prachtentfaltung aufzehrte, am päpstlichen Hof ohne Bedeutung sei; *il étoit à bout d'expédients et de crédit*. Da ein Konklave in Aussicht stand, verschafften die Männer, *qui se piquent de dévotion et d'ultramontanisme*, dem neupräkonisirten Kardinal Sencin den Auftrag, die Interessen seines Hofes wahrzunehmen. Den Bemühungen dieses geschickten Mannes gelang es, in sechsmonatigem Konklave seinem Freund Lambertini die Tiara zu verschaffen, der als Benedikt der Vierzehnte den liebenswürdigen freien Ton des eigentlichen Rokokozeitalters vertreten sollte. Sencin war aus dem Stande der weltlich gesinnten Abbés hervorgegangen („*qui friponnoient avec les dames*“, wie der technische Ausdruck damals lautete), hatte am Hof des Königs von England politische Konversation gemacht, sich im Salon Colonna für Musik und im Hause Colaricci für römischen Klatsch interessirt, durch Jakobs Vermittelung den rothen Hut und durch fromme Damen diplomatische Bedeutung erhalten. Jetzt war es ihm gelungen, die Stimmen des Hohen Kollegiums auf Prosper Lambertini zu vereinen, „*un prélat de premier ordre, qui pense très modérément sur les affaires de religion et qui est le meilleur comique qui soit au monde*“, wie Sencin einem Freund nach Paris berichtete.

Der mit seiner französischen Bildung genährte und als Weltmann in den pariser Salons erzogene Papst vermochte mit den Mächten durch persönliche Liebenswürdigkeit wieder Fühlung zu gewinnen und die Sprünge auszubessern, die in den internationalen Beziehungen die Härte seiner Vorgänger verschuldet hatte. Er empfing mit Freundlichkeit protestantische Fürsten und ihre Damen und beschäftigte sich viel mit der philosophischen Literatur, die immer mächtiger, immer wirksamer hervortrat. Die weiße, zierliche Rokokoperücke auf dem Haupt, ein mildest, verstehendes Lächeln um die Mundwinkel: so trat



er den Fremden entgegen und bezauberte durch jene zierliche Anmuth des homme du monde, die seiner Generation etwas Unvergleichliches gab. Rom und ganz Italien athmete in vollen Zügen den Duft jener Blume ein, die feinste Geselligkeit heißt, aber trotz ihrer Schönheit einen leisen Wehmuthhauch verbreitet. In die Poesie der Ruinen, der großen Vergangenheit, der großen Kunst früherer Zeiten drang von fern die Freude eines objektiven, allen Fanatismus ausschließenden Verkehrs, der an keinen Ort besser paßte als nach Rom, obwohl er mit allen Traditionen der Stadt in Widerspruch stand. Die religiösen, die politischen, die literarischen Fehden der Zeit lebten in den römischen Salons wie unter einem Schleier, gedämpft, mild, von liebenswürdigem Verständniß ihrer Schärfe beraubt, so lange der Grandseigneur und Humanist Lambertini die Tiara trug. Abendsonnenschein lag über der römischen Welt, in der ein Cardinal Albani seinen Garten pflanzte, ein Winckelmann die Kunst der Antike belebte und der Président de Brosses seine leckeren Anekdoten erzählte.

München.      Alexander von Gleichen-Rußwurm.



## X Montanelegie.

Die Zeiten, da der Gedanke an die Laura-Aktie den Börsenspekulant den Tag und Nacht nicht verließ, sind längst vorüber. Die Börse aber hat sich mit erprobter Wandlungsfähigkeit in ein neues Verhältniß zu dem alten Favoriten eingelebt: sie schenkt ihm mitleidiges Interesse und wahrt eine gewisse Achtung vor der Tradition. Mit 4 Prozent Dividende ist ja nicht viel anzufangen. Das sind gerade die Stückzinsen. Die hat man auch so. In der Generalversammlung machte der Geheime Kommerzienrath Ledermann, der zu den Taufpathen der Laurahütte gehört, seinem Zorn gegen die „neue Zeit“ und deren Vertreter Luft; er drohte sogar, durch Verlesung von Briefen, die Vergangenheit heraufzubeschwören. Briefe sind eigentlich vieux jeu. In den Tagen der Biedermeier strömte man seine Gefühle in Briefen aus. Da war das Brieffschreiben noch eine Kunst. Aber im Aktien-tempel Briefe! Die zwischen Herrn von Bleichröder und Herrn Ledermann über die Laurahütte gewechselt sind gewiß nicht ohne Reiz. Die Vorlesung konnte nicht stattfinden, weil Herr von Schwabach, der Leiter der Versammlung, sie nicht zuließ. Auch für die Auffrischung anderer Erinnerungen an die Sage von Uranjuez konnte er sich nicht erwärmen. Also blieb es bei den sachlichen Einwänden gegen die geschäftliche Politik des Generaldirektors. Der Geheime Bergrath Hilger hat kaum je eine gute Presse gehabt; trägt daran aber wohl selbst die Schuld, weil ihm die übliche Konzilianz fehlt. Hilger war Staats-



beamter, stand auf einem exponirten Posten und ist da hart geworden. Fünf Jahre lang leitete er die fiskalischen Gruben im Saarrevier. Das ist der Theil des Deutschen Reiches, den der Herausgeber der „Zukunft“ einst Saarabien genannt hat. Das Herrschaftsgebiet des Königs Stumm. Fast 50 000 Knappen waren dem Ritter Hilger unterthan. Dieses Verhältniß blieb nicht immer ungetrübt. Namentlich während des großen Ausstandes der Bergleute im Ruhrrevier hatte Hilger keine halbhonischen Tage. Auch als Leiter der Laurahütte ist er oft getadelt worden.

In der Generalversammlung vertheidigte er sich, zeigte die Entwicklung der Gesellschaft und legte den Grundriß seines Programms den Aktionären vor. Die möchten wissen, warum die Laurahütte auf die schiefe Ebene gerieth. Liegt's an den Hütten, die zum ursprünglichen Hauptbetrieb, dem Kohlenbergbau, hinzukamen? Die obereschlesische Eisenindustrie ist nicht so begünstigt wie das Eisengewerbe in Rheinland-Westfalen. In Oberschlesien ist die Kohle die Hauptsache. Die braucht natürlich die Eisenwerke als Abnehmer; und diese Werke sind, um leistungsfähig zu bleiben, gezwungen, ihre Selbstkosten herunterzudrücken. Da die Laurahütte die Hälfte ihres Körpers, die aus Eisen besteht, nicht einfach abtrennen konnte, um sich eines lästigen Stücker zu entledigen, war sie genöthigt, ein Programm nach den für das obereschlesische Eisengewerbe geltenden Prinzipien aufzustellen. Das ist Hilgers berühmtes Bauprogramm, von dem er selbst sagte, daß es wohl niemals ganz abgeschlossen werden könne, weil neue technische Erfindungen es immer wieder modifiziren. Er wies nach, daß seine Gesellschaft in den fünf Jahren seiner Leitung 32 Millionen Mark für Immobilien und Mobilien aufgewendet habe. Davon entfielen fast 12 Millionen auf die Hütten und deren Modernisirung. Die Werkstätten, die fast ausschließlich für die preußischen Eisenbahnen arbeiten, litten unter dem Rückgang der Aufträge und der Preise. Die Wagonsfabrik, die auf eine jährliche Fabrikation von 1800 Wagen eingerichtet ist, konnte nur 740 abliefern (300 weniger als im vorletzten Geschäftsjahr). So mußte die Gesellschaft den Ausfall in einzelnen Spezialitäten durch neue auszugleichen suchen. Jetzt soll ein großes Stahlwerk, zum Ersatz zweier alten Anlagen, gebaut werden. Geheimrath Hilger sprach von der Nothlage der obereschlesischen Eisenindustrie und fragte: „Soll man in eine solche Industrie noch viel Geld stecken?“ Eine direkte Antwort gab er nicht. Aber man konnte seinen Worten entnehmen, daß er von der Nothwendigkeit überzeugt sei, die obereschlesische Montanindustrie und besonders die Laurahütte weiter mit Geld zu füttern. Wie die Gesellschaft sich mit dem Geldproblem abfinden wird, weiß man noch nicht. Der Ausgabe neuer Aktien stehen, seit der Ablösung der Gründerrechte, formelle Schwierigkeiten nicht mehr im Weg. Dagegen fehlt's an den übrigen Voraussetzungen. Ohne das Anleihkapital arbeiten im Betrieb der Laurahütte fast 46 Millionen Mark. Auf die wurde ein Reingewinn von 1,70 Millionen erzielt. Das sind knapp  $3\frac{3}{4}$  Prozent. Mit solcher Rentabilität ist kein Staat zu machen. Auch die enge Verbin-



bung mit der Firma Caesar Wollheim, die der Laurahütte die Kohlen abnimmt, wird nicht Jeder zu den Vorzügen dieser Gesellschaft zählen.

Im Westen siehts nicht überall besser aus. Unbedingt zuversichtlich klang eigentlich nur, was Kommerzienrath Klöckner zu den Aktionären des Hoesler Eisen- und Stahlwerkes sprach. Nicht so hell tönte es vom Bochumer Verein, vom Phoenix, von Hoesch. Geheimrath Baare, der Bochumer, konnte das berühmte Diner der Aktionäre, die Ergänzung der Generalversammlung, nicht mit heiteren Reden würzen. Er beklagte den Rückgang der Aufträge von den Eisenbahnen, der für die auf Massenerzeugung eingerichteten Werkstätten des Bochumer Vereins recht lästig sei. Auch da wurde die Nothwendigkeit unterstrichen, die Anlagen zu verbessern, um die Herstellung der Fabrikate zu verbilligen. Solche Angaben sind wichtige Beiträge zur Naturgeschichte des gewerblichen Kapitals. Alles Geld, das durch eine Werthpapiertransaktion aus dem flüssigen in den Aggregatzustand übergeführt wird, büßt einen Theil seiner Lebenskraft ein. Die Folge ist die stete Ergänzung des Effektenkapitals, die äußerlich zwar mit einer Erweiterung der Betriebsanlagen verbunden ist, in Wirklichkeit aber der Alimentirung des älteren Kapitals dient. „Die Herstellungskosten müssen vermindert werden.“ Warum? Damit die Rentabilität bleibt oder sich erhöht. Dazu muß neues Geld in den Betrieb gesteckt werden. Denn die Verbilligung der Produktion hängt von der Verbesserung der Maschinen und technischen Einrichtungen ab; und die kostet Geld. So pfllegt die Entwicklung des modernen Industriekapitals auszusehen.

Was der Börsenspekulation einst Laura war, ist ihr heute Phoenix. Das Papier wurde in die Höhe getrieben, bis es 40 Prozent über dem ersten Preis des Jahres stand. Dann kam die Generalversammlung. Man konnte, beim besten Willen, die Erklärungen des Generaldirektors Beutenberg nicht für Jubelhymnen ausgeben. Daß die Börse den Muth nicht verlor, ist dennoch erklärlich. Gelsenkirchen, Phoenix, Deutsch-Luxemburg: Das sind die starken Individuen im Montanreich. Die darf man dem Publikum nicht verfehlen. Daß der Phoenix in den ersten beiden Monaten des neuen Geschäftsjahres eine Million mehr verdient hat als in der Parallelzeit des vorigen Jahres, ließ sich hören. Die Freude durfte aber nicht zu hoch auflackern; deshalb goß der Generaldirektor Wasser auf die Flamme. Die ungewisse Zukunft des Kohlenyndikates und des Stahlwerkverbandes; der labile Zustand der Spezialkonventionen (Stabeisen, Bleche, Draht). Grund genug, nüchtern zu bleiben. Die Sorge um das Leben der beiden großen Montanverbände wächst von Mond zu Mond. Handelsminister Sydow weiht: jüngst ein neues Oberbergamtsgebäude in Dortmund. In der Inauguralrede streifte er die Frage: „Wie werden sich die Absatzverhältnisse nach dem Ende des Kohlenyndikates gestalten? Wird dessen Erneuerung gelingen oder wird ein Konkurrenzkampf ausbrechen, der die Preise in die Tiefe senkt und die Löhne verdirbt?“ That is the question. Wer Kohle kauft und dabei kein Eisen produziert,



darf mit der Möglichkeit billigeren Brennmaterials rechnen. Aber die Zechen und die Hüttenzechen, die nicht Alles brauchen, was sie fördern, müssen mit Bangen ans Ende der Syndikate denken. In der Generalversammlung des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch drehte sich auch hauptsächlich um die Syndikatsfrage. Die Schwierigkeiten, hieß es, seien größer als je und man müsse sich auf eine syndikatlose Zeit gefaßt machen. So denkt man auch anderswo; nur spricht man's nicht immer so offen aus. Keine Thoren giebt's zwischen Rhein und Ruhr, Emscher und Lippe unter den Direktoren wohl kaum. Und diese gewissen Herren wollen sich von den Ereignissen nicht überrumpeln lassen.

Neben den Syndikaten drohen die Arbeiter. Die Löhne sind nicht minder gefährlich als die sozialen Lasten. Minister Sydow sagte, von gedeihlichen Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern sei man weiter entfernt als je. Und die Unternehmer stöhnen unter der Last der sozialen Pflichten. Geheimrath Rirdorf hat oft mit Ziffern aus dem Arsenal seiner Gesellschaft in die Diskussion über die Aufwendungen für die Arbeiter hineingeleuchtet. Geheimrath Hilger zeigte, daß diese Ausgaben in den fünf Jahren seiner Regierung von  $3\frac{1}{2}$  auf 5 Millionen gewachsen sind, was einer Dividende von  $4\frac{1}{2}$  Prozent entspricht. Früher reizte nur der Blick auf die Dividende. Die Arbeiter überließ man den Sozialpolitikern. Im Lauf der Zeit wuchsen die Millionen für die Arbeiter, während die Millionen für die Aktionäre nur langsam nachkamen. Jetzt ist der Bruttoertrag so schwer belastet, daß der Gedanke, neue Arbeiterwünsche finanzieren zu müssen, jedem Direktor Grauen einflößt. Die Regierung beklagt die Kluft zwischen „Dividende und Arbeiterlohn“, vergißt aber, daß sie selbst sie erweitern half. Alle Steuern, die auf das Dividenden verheißende Kapital gelegt wurden, sind den Arbeitern „Belege“ für die unbegrenzten Möglichkeiten des Ertrages. Auch an das Ohr des Arbeiters bringt der laute Hohn, mit dem die Steuermacher die Abwehrversuche des Kapitals überschütten. Der Konservative sagt: „Die Leute können's tragen“; und stimmt für höhere Kapitalistensteuern; der Arbeiter denkt eben so und fordert höheren Lohn. Wie wird der Kampf zwischen Dividende und Lohn enden? Die Feldherren sind weder hüben noch drüben gestimmt, Victoria zu schießen.

Einer der Generaldirektoren ging auch ins Amerikanische. Früher waren solche Streifzüge alltäglich; heute gehören sie zu den Extravergnügungen. Herr Beutenberg vom Phoenix nannte die amerikanischen Verhältnisse noch sehr unklar und betonte die Thatsache, daß die Amerikaner seit Jahren zum ersten Mal wieder als Halbzeugverkäufer auf dem kontinentalen Markt erschienen sind. Viel Erfreuliches ist also nicht sichtbar. Sogar die Hoffnung auf Gelsenkirchen bröckelt schon. Syndikate, Arbeiter, Amerika. Im Börsensaal aber hört man von „erfreulichen Berichten aus der Montanindustrie“ reden.

L a d o n.





Berlin, den 19. November 1910.

## Diurnale.

Matutina.

Die fünfundzwanzig Männer, die, von Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsidierten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechszwanzigste Präsident: Herr Theodore Roosevelt aus dem Staat New York. Der schnitte gern in alle Rinden ein, daß er der flügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist und Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Organisator und Oberst der rough riders und Sieger von Laß Guasimaß; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten September 1901 Präsident geworden war, kam bald hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche einzuerben. Mit behendester Kunst organisierte er seinen Weltruhm. Sicherte heute dem Onkel Sam das geweitete Imperium. Rief, ein auf Kosten der Truists durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Unternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen



dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. Hic et ubique. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Strupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Union nicht gereinigt, der Trutshydra nicht einen Kopf abgehauen; nur, durch die Uengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, aus deren Gefahr Rockefeller, Morgan und andere „reiche Räuber“ das leidende Land retten mußten. Amerikaner der höheren Geistes-schicht sprechen im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß im Ton seines Wesens ein Stück der „Volksseele“ zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Nankeegedräng nicht solchen Anhang erworben und bewahrt . . . Vor sieben Monaten, als Herr Roosevelt, der in Afrika alles je von Zoologen erwähnte Tropengethier in den Wüstenland gestreckt haben sollte, durch Europa toste und (der Verfechter der Monroe-Doktrin, die jede Europäereinmischung in amerikanische Politik abwehrt) den Völkern der Alten Welt unverlangte Lehre ins Antlitz sprudelte, waren hier solche Sätze zu lesen. Wurde gefragt, ob man jenseits von der Atlantis in diesem Theodoroß etwa noch einmüthig den Repräsentanten amerikanischer Volkheit sehe. Und empfohlen, den Mann, der uns in Ostasien gefällig war, in der schwierigsten Stunde neudeutscher Geschichte aber für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch als der Brite Grey und der Russe Lambsdorf genügt hat, weder wie einen Monarchen noch wie einen Hort deutscher Nation zu empfangen. „Herr Roosevelt ist ein Privatmann, der zu seinem Vergnügen reist. Vielleicht will er, der wieder Präsident zu werden wünscht, mit der Thatsache, daß er an Europas Höfen wie ein Imperator empfangen, in Europas Hauptstädten wie ein volksthümlicher Held gefeiert wird, auf seine Landsleute wirken und seine Wahlchancen bessern. Staatsgeschäftstreisender ist er jedenfalls nicht. Die ungemein schnelle Entwicklung zum Weltimperium hat Amerika der Gefahr hochmüthiger Selbstüberschätzung genähert. Die Nankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei



der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seiner Höhe den zwischen Basalten und verfallenen Schlössern leuchtenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernstesten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchternheit müßte schrumpfen, wenn Gauflerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfte.“ Das wird nicht geschehen: laß ich in manchem Brief, der über's Meer kam; auch dem Gespräch mit Amerikanern der Vorderreihe mußte ich diese Gewißheit entnehmen. Andere sprachen anders; mit zweifelloser Zuversicht die Stimmen, die aus Amtssphären herüber tönten. Die Spektakelreise Roosevelts, hieß es da, ist widrig und über den Taftmangel des Mannes, über die lächerliche Trivialität seiner Reden kein Wort zu verlieren. Das schadet ihm hier aber nicht im Allergeringsten. Die Amerikaner kennen ihn und wissen, daß ihm die Reise, wie ein Faustkampf oder eine Löwenjagd, ein sensationelles Erlebnis ist, daß er als Nervenfutter braucht, und haben seine laute Versicherung, nie werde er, wie General Ulysses Sidney Grant in Europa und Asien that, nach dem Ablauf seiner Präsidentenzeit herumreisen und sich feiern lassen, immer ungläubig belächelt. Die Gelehrten verhöhnen ihn eben so schonungslos wie die Leute in Wallstreet. Wer die Masse haben will, muß Wesenszüge zeigen, die den feineren Geist abstoßen. Roosevelt ist jetzt populärer als auf der Höhe seiner Präsidentschaft. Daß er dem Papst grob zu antworten wagte, hat seinen Nimbus erweitert. Will er kandidiren, so kann Keiner ihn schlagen. Läßt er sich aufstellen, so wird er 1912 mit noch nie erschauter Mehrheit gewählt; und wenn's möglich wäre, ihn heute schon auf Tafts Posten zu bringen, so würden neun Zehntel aller Amerikaner dafür stimmen. Warum? Weil Taft, mit all seiner Tüchtigkeit, die Leute langweilt und Roosevelt, mit seinem dramatischen Temperament, ihnen stets neuen Unterhaltungstoff bietet. Er kommt wieder an die Spitze: und deshalb ist's flug, daß ihm Deutschland alle erdenklichen Ehren bereitet. So sprachen ernsthafte Menschen. Bei einem Trauergottesdienst zum Gedächtniß Eduards des Siebenten nannte, im Mai, der Reverend Dr. Robert C. Mac Arthur in einer newyorker Kirche



Herrn Roosevelt den König der Erdenkönige. Nach Allem, was ich gehört und gelesen hatte, mußte mir dennoch der Zweifel bleiben. Die Sozialisten hassen den Mann; haben ihn in einer Schimpf-  
fluth, von der Europens übertünchte Höflichkeit nichts träumt, zu  
ersäufen versucht. Den Katholiken kann er, der den Papst gekränkt  
und die Träger hoher Römerwürde getäuscht hat, nicht willkommen  
sein. Die Trustmänner sehen in ihm den Erzfeind und fast alle Be-  
sitzenden den Demagogen, dessen Leichtfertigkeit die Panik des  
Jahres 1907 bewirkt und das Vermögen der Mittelflasse (nicht  
der „reichen Räuber“, die im trüben Wasser noch neuen Gewinn  
fischen konnten) arg geschmälert hat. Und von Mond zu Mond  
schwoll die Schaar, die fand, ein zügelloses, nur von Applausgier  
geleitetes Temperament, das eingestern vor allem Volk gesproche-  
nes, gestern feierlich verpfändetes Wort heute vergessen habe und  
deshalb immer wieder den Schein der Unwahrhaftigkeit und treu-  
losen Wortbruchs auf sich lade, taue nicht auf den Sitz, wo die  
Würde der freien Republik thronen soll. Wie sollte für einen von  
so starken Gruppen Befehdeten sich die Mehrheit zusammenballen?

In Berlin wurde er nicht, wie angekündet worden war, auf  
dem Bahnhof vom Kaiser empfangen, wohnte auch nicht im Schloß.  
Doch gab, ihm zur Ehre, ein Festmahl und eine Gefechtsübung;  
er durfte in der Aula der berliner Universität eine Vorlesung lei-  
sten (an die sich die jüngsten Semester in grimmiger Heiterkeit er-  
innern) und auf die Devotion würdiger Professoren, die ihn un-  
bedeckten und gebückten Hauptes bis an den Wagen geleiteten,  
huldvoll herniedergrinsen. Der emsige Schreiberstab, der ihm von  
Egypterland her folgte, sorgte für den gehörigen Widerhall. In  
der berliner Rede war nur der Muth zu plumper Umschmeichel-  
ung des Kaisers beachtenswerth. Thut nichts, sagten die Ueber-  
schlaunen; der Mann wird wieder Präsident, hat alle Winde, die  
in den Vereinigten Staaten die Stimmung hizen und fühlen, im  
Schlauch seines Willens und wir müssen froh sein, wenn er uns  
freundlich bleibt. Ueber London (wo der Reisende die einfachste  
Tattpflicht unerfüllt ließ) ging in die Heimath zurück. In's wil-  
deste Getümmel der Agitation. Edward Henry Harriman, der Theo-  
dorum recht in der Nähe sah, hat einmal geschrieben, heutzutage  
gelte Einer, der redet, den Meisten mehr als Einer, der handelt.  
Herr Roosevelt redete täglich. Tobte, schmähte, verdächtigte; mimte  
das Gewissen Amerikas. Da er ringsum, auch von Freunden,



hörte, die Würde der Präsidentschaft heische von Dem, der einst ihr Träger war, selbst im Kampf eine noble Haltung, sich vereinsamen fühlte und, out in the cold, zu frieren anfang, verbündete er sich dem mächtigen Preßkapitän Hearst, den er vorher bekämpft hatte; und schien des Sieges nun völlig sicher. Er ist geschlagen worden. Die Nation, die ihn so lange reden ließ, hat bündig gegen ihn gesprochen und der Demokratenpartei im Kongreß die Mehrheit verschafft. Ein Triumph der Trusts? Die Demokraten, die das Evangelium von der Ebenbürtigkeit des Silbers seit Clevelands zweiter Präsidentsenzeit aus der Massengunst gedrängt hat, haben die Zwingburg der Trusts früher und ungestümer berannt als die Republikaner. Nein: das Ergebniß der Novemberschlacht ist eine ganz persönliche Niederlage Roosevelts. Den will man nicht länger an der Rampe sehen. Der ist, in unvergleichlich höherem Grade als Cleveland für die Handelskrisis des Jahres 1893, für den Windbruch von 1907 verantwortlich. Ein Unruhestifter, der sich in Caesars Toga mummen möchte, morgen neue Panik erwirken kann und Europas Spottsucht wieder über den Yankee lächeln lehrte. Amerika wollte beweisen, daß es nicht sei wie Dieser und den Blick durch Praestigia nicht blenden lasse. Der mannichfach begabte und (auch im gefährlichsten Sinn) versatile Mann mag sich, wenn er eine Weile geduldig im Dunkel bleibt, von der Niederlage erholen. Als Machtwerber ist er fürs Erste abgethan. Und mit ihm, so wollen wir hoffen, ein Wahn, der allzu lange das deutsche Auge umnebelt hat. Daß die amtliche Berichterstattung irrte, ist, wie jeder Fehl armer Menschenschwachheit, verzeihlich. Was aber trieb im Mai denn zu der Proskynesis? Der Glaube, daß Roosevelt Deutschlands Freund, Englands Feind sei und, als Vertrauensmann Amerikas, im Nothfall die Vereinigten Staaten auf unsere Seite bringen werde. Den Wünschen Specks von Sternburg hat er sich manchmal willfährig gezeigt; als der Senat das Marmorgeschenk des Deutschen Kaisers zurückschicken wollte, den Vorschlag durchgedrückt, daß dieser steinerne Preußenfritz nicht als König, sondern als Feldherr behandelt und, neben Hannibal, vor die Kriegsschule in Washington gestellt werde; also sehr pfiffig eine sichtbare Kränkung vermieden. Doch in der Zeit anglo-deutschen Konfliktes die Vereinigten Staaten gegen England mobil zu machen: Das vermöchte nicht einmal der große George, wenn er von seinem Reiterstandbild ins Leben niederstiege. Noch im



heftigsten Zank fühlt der Amerikaner sich dem Briten verwandt. Und wie ungern gerade die besten Elemente im Land schon in ruhigen Tagen eine feindselige Wendung gegen England sehen, haben drüben die Deutschen gemerkt, als in diesem Lenz der Luftplaneiner deutsch-irischen Interessengemeinschaft aufgetaucht war, deren Grundmauer nur der Groll gegen Britannien mörteln konnte. Auch wenn der newyorker Bürgermeister Gaynor oder der Historiker Dr. Woodrow Wilson 1912 Taft's Nachfolger wird, können wir den Amerikanern befreundet bleiben (und von einem Demokratenkabinet vielleicht sogar günstigere Einfuhrmöglichkeit erwarten). Aber die Hoffnung, hinter der Atlantik einen Bundesgenossen zu finden, der mit dem Schwert uns die Weite öffnet, muß endlich eingeschart werden; und dürfte, auch wenn ihr „boss“ noch einmal auf die Beine käme, nie wieder deutsche Köpfe verwirren.

#### Laudes.

Klarheit ist, mag sie auch Schmerz bereiten, immer nützlich; wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung sicher. Seit Fürst Bülow, nach der Annexion der Balkanprovinzen, von der in Oesterreich's Fährniß bewährten Nibelungentreue der Deutschen sprach, hat bei uns zu Haus Mancher sich angewöhnt, das Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn pathetisch zu betonen. Der vierte Kanzler traf als Citator nicht jedesmal ins Schwarze. Als er, bei einem unnöthigen Ausfall gegen Chamberlain, behauptete, schon Friedrich habe die Schmäher Preußens und seines Königs gewarnt, auf Granit zu heißen, lieh er dem Borussen Worte, die der Korsen Napoleon Bonaparte gesprochen hatte. („Les pamphlétaires, je suis destiné à être leur patûre, mais je redoute peu d'être leur victime: ils mordront sur du granit.“) Als er seine Landsleute den Mannen Gunther's verglich, bedachte er nicht, wie schlimm den treuen Nibelungen im Heunenland Ekels gelohnt ward. Einerlei. Nur: wir wollen nüchtern bleiben und auch von Oesterreich-Ungarn nicht mehr erhoffen, als es, mit seinen Czechen und Polen, Magyaren und Südslaven, im Drang uns zu gewähren vermag.

In der Oesterreichischen Delegation (dem aus beiden Häusern des Reichsrathes gewählten Ausschuß zur Berathung der den Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten) ist wieder über die bosnische Krisis und die deutsche Hilfe geredet worden. Und wieder mußte der Hörer die Fülle politischer Kultur bewundern, die in



diesen vom Thorendünkel verrufenen Häusern zu finden ist; nach neidigem Seufzer dann wieder fragen, warum just bei uns jede Debatte über internationale Politik schon am Quell so kläglich verstanden müsse. Die Delegirten Marquis von Bacquehem, Dr. von Grabmahr, Kramarz, Lecher, Fürst Schwarzenberg hatten den Stoff, das Gewebe gründlich geprüft und gaben ihrer Willensmeinung stets klaren, oft reizvollen Ausdruck; der Sozialdemokrat selbst sprach über Dynastie und Machtpflicht mit besserem Verständniß unentbehrlicher Realitäten als seit Jahren je ein Genosse im Deutschen Reichstag. Nirgendß wurde die Klage gellend laut, daß die Union zu viel Geld gekostet habe; und sie wäre doch sehr viel billiger zu haben gewesen, wenn Freiherr von Lehrenthal früh genug für die Sicherung der Truppentransporte durch ein zweites Bahngleis vorgesorgt und nicht zu früh den Sandschak Novibazar der Türkei zurückgegeben hätte. In einer ungemein wirksamen Rede (die von der traurigen Groteske der austro-italischen Bundesgenossenschaft den Schleier zog und dem Betrachter zeigte, wie in der Eisregion Südtirolß österreichische und italienische Soldaten einander als Vorposten feindlicher Heere gegenüberstehen, wie die Regierungen der verbündeten Reiche gegen einander hastig die Grenzen befestigen und Dreadnoughts bauen), hat Herr von Grabmahr gesagt: „Wir müssen froh sein, daß dem Minister des Aeußeren die frische Farbe der Entschließung nicht von des Gedankens Blässe angefränfelt wurde; daß er, unter schwerer Verantwortung, den Muth fand, unser Recht auf Bosnien zu proklamiren und den Mächten nichts Andernß zu überlassen als die Eintragung unseres eressenen Rechtes in das europäische Grundbuch und die Annullirung des obsolet gewordenen Artikels 25 des Berliner Vertrages.“ So dachten mindestens zwei Drittel der Delegation. Trauertöne vernahm man nur aus dem Munde des klugen Czechenführers Kramarz. Der fürchtet, die wiener Politik werde fortan von Berlin aus bestimmt, Oesterreich-Ungarn gezwungen werden, alle Welthandel des Deutschen Reiches mit auszufechten, den Westmächten ein Gräuel zu sein und mit Rußland, um dessen Liebe Vera von Lehrenthal sich doch seit Jahrzehnten bemüht habe, in Todfeindschaft zu leben. Fürchtet erß wirklich? Kurzsicht ist dem hellblickenden nicht zuzutrauen. Wenn er fragt, aus welcher Noth Deutschland denn dem Nachbar geholfen habe, könnte er selbst sich die Antwort geben: Außernster Noth; denn Oesterreich war nur militärisch, nicht aber in



der Eisenbahntechnik zum Kampfe gerüstet und durfte nicht riskiren, für den Truppennachschub, wie Rußland im mandschurischen Krieg, auf einen einzigen Schienenstrang angewiesen zu sein. Freilich wußte er, daß von der Lippe des Grafen Lehrenthal diese Antwort nicht kommen werde. Wußte auch, daß seine düstere Schicksalskündung diese Lippe zum Lächeln krümmen müsse. Der Saffirer sprach: und nannte unvermeidliche Gewißheit, was er vermieden zu sehen wünscht und hofft. Marquis Bacquehem, der Berichterstatter der Delegation, hat ihn an die Thatsache erinnert, daß zwischen Petersburg und Wien schon wieder recht freundlich verhandelt wird. Um solche Verhandlung zu ermöglichen, hat Herr Stolypin den ihm nah verwandten Gasonow auf den Platz Iswolskij gesetzt. Und daß die Westmächte Oesterreich gern rasch versöhnen möchten, ward denen, die das eisernde Paar Cartwright-Crozier nicht an der Arbeit sahen, durch Rosebergs Sendung nach Wien bewiesen. Seit den Tagen von Salzburg und Reichstadt war das Habsburgerhaupt nicht so umworben. „Die Monarchie hat in das Getriebe der europäischen Politik machtvoll eingegriffen. Die Krisis hat mit einem vollen Erfolge geendet, mit einer Stärkung unseres Ansehens im Ausland und mit einer Erhöhung unseres Selbstbewußtseins, die nicht hoch genug anzuschlagen ist. Und das Deutsche Reich hat sich bereit gezeigt, die letzten Konsequenzen aus der Bündnißpflicht zu ziehen, wegen Etwas, das Fürst Bismarck das Bißchen Herzegowina nannte, als er von den Knochen des pommerischen Grenadiers sprach.“ Das hat, nach dem Bericht der Neuen Freien Presse, Marquis Bacquehem in der Schlußrede gesagt; und damit angedeutet, daß der erste Kanzler die Bündnißpflicht leichter als der vierte genommen habe. Der geistreiche Plauderer irrt. Am fünften Dezember 1876 sprach Bismarck im Reichstag: „Ich werde zu irgendwelcher aktiven Betheiligung Deutschlands an Orientangelegenheiten nicht rathen, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur (entschuldigen Sie die Verbtheit des Ausdrucks) die gesunden Knochen eines einzigen pommerischen Musketiers werth wäre.“ Damals gab es kein deutsch-österreichisches Bündniß; war nicht von der Herzegowina die Rede, sondern von russischen Zöllen und vom Christenschuß in der Türkei. Als Bismarck, nach dem Berliner Kongreß und nach der gasteiner Verständigung mit Andrassy, das Wort wiederholte, handelte sich um Bulgarien; waren die



von Alexander dem Zweiten in Reichstadt dem Kaiser Franz Joseph als Preis der Neutralität im Türkenkrieg zugesagten Provinzen Bosnien und Herzegowina schon von österreichischen Truppen besetzt. Daß wir unter Bismarcks Geschäftsführung das Ungemach des Jahres 1909 erlebt hätten, ist kaum vorstellbar; gewiß aber, daß der Stifter des Bundes dessen Pflicht sich nie feig entzogen hätte. Vielleicht hätte er sie auf andere Weise erfüllt; wäre sein Rath, noch unter Nikolai Alexandrowitsch, in Petersburg so mächtig gewesen, daß er nicht bis zu rauher Drohung zu schwellen brauchte. Daß war einmal. Warum aber mußte noch jetzt beinahe jeder Delegirte der deutschen Treue ein Kränzlein winden? Dieser Frage muß der in die Klarheit Strebende nachdenken.

Trop de fleurs. Auch in Wien weiß jeder Wache, daß Deutschland 1909 gehandelt hat, wie es handeln mußte; daß sein Interesse, nicht Oesterreichs, dieses Handeln erzwang. Welcher Schuld wegen wurde Oesterreich denn gescholten und bedroht? Weil es in der Aera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitsrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemerem Staatsgeschäfts benutzte und die seit dreißig Jahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hatte? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen war, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Affekuranzvertrag zu tauschen; und weil, so lange die mitteleuropäischen Kaiserreiche nicht von einander zu haßen waren, die Einkreisung Deutschlands nicht zu voller Wirksamkeit kommen konnte. Wurde Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet, dann mußten wir bereit sein, gegen die kaunizische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich unter britischem Patronat), deren Schreckbild dem ersten Kanzler den Schlummer störte, zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Blieb da eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren und dann vielleicht im Frost über Vereinsamung und Mißachtung flennen wollte. Als, im März, unsere Offiziösen Herrn von Lehrenthal zu sanftmüthiger Milde ermahnten, wurde hier gesagt, ohne noch längeres Zaudern müsse im Hirn der Deutschen die Ueberzeugung geschaffen werden, daß von Ostmorgen ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Blindheit



wähne, für Oesterreich, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre. Wurde an den verhängnißvollen Fehler erinnert, den der stets ängstliche Friedrich Wilhelm machte, als er, trotz Stein's wuchtiger Warnung, 1805 Oesterreich ungeschützt der Wuth Bonapartes überließ. Und, nach diesem Rückblick, gesagt: „Des Gezerr's und Gezeter's wäre rasch ein Ende und die Lautesten würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutschland ist zur Kraftprobe bereit.“ Auch ohne das Gebot der Bündnißpflicht mußten wir thun, was wir thaten; und allzu fürchterlich war die Gefahr nicht, in die wir uns wagten. Die Türkei mit überreichlichem Trinkgeld abgefunden. Frankreich, der Balkanbankier, zärtlich um die Ruhe Südosteuropas besorgt. Rußland, wie in der Reichsduma offen ausgesprochen ward, kaum fähig, das für den Grenzschutz Nothwendige zu leisten. Mit solchen Partnern hätte Eduard sich nicht auf das Spiel gegen einen Bankhalter eingelassen, auf dessen Wink fünf Millionen Bayonnettes blitzen konnten. Das Alles weiß der Oesterreicher. Und dennoch, nach dem Wort des Berichterstatters, Lobgesänge, Hymnen und Dithyramben? Ralchas könnte mißtrauisch werden. Kein Deutscher möchte zweifeln, daß Oesterreich in jedem Bündnißfall seiner Pflicht genügen würde; auch wenn's inzwischen mit Rußland wieder ganz einig geworden wäre. Davon wurde in den Delegationen nicht gesprochen. Nur der Gedanke, Deutschlands Konflikte könnten Oesterreich-Ungarn schädigen, aus lächelnder Ruhe zurückgewiesen; gelassen erklärt, die Doppelmonarchie habe von den westöstlichen Bündnissen und ententes nichts Urgeß zu fürchten; und, mit kräftigerem Nachdruck, verkündet, Regierung und Parlament werde jede Unregung „irgendwelcher Art“, die Rüstung zu mindern, mit redlichem Eifer unterstützen. Sir Edward Grey wird's, für alle Fälle, notirt haben. Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn: fünf große Europäer sind für die Kontingentirung der Wehrmacht. Die Kleineren müßten mit, selbst wenn sie nicht so gern wollten. Die United States der Demokraten und Carnegies würden sich von so löblichem Streben nicht ausschließen; und Japan hat veraltete Schiffe und noch nicht das zu modernen Neubauten nöthige Geld. Ob nicht über ein Kleines aus Ost oder West ein majestätisches Rundschreiben den Staatshäuptern der Erde eine Einladung nach dem Haag bringt? Dann begönne der Nibelungen Noth. Wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung sicher.



## Completorium.

Während in Wien dem Deutschen Reich, weiß vor andert-  
halb Jahren bereit schien, gegen Rußland zu marschiren, Lobge-  
sänge angestimmt wurden, fuhr der Zar aller Reussen nach Pots-  
dam. „Die Monarchen küßten einander herzlich auf beide Wangen.  
Kaiser Nikolaus trug deutsche, Kaiser Wilhelm russische Uniform.“  
Der Brauch ist alt (und könnte nachgerade modernisirt werden;  
daß gegen Küsse unter Männern seit der Nacht des Jünger-  
rathes leicht sich der Christenargwohn regt, hat, bei ähnlichem An-  
laß, schon Lagarde warnend erwähnt; und Höflichkeit läßt sich heute  
wohl erweisen, ohne daß der Kriegsherr eines Volksherees sich ins  
Kleid einer fremden Armee knöpft, wider die er übermorgen viel-  
leicht zu den Waffen rufen wird). Neu war nur, daß zugleich mit  
dem Kanzler der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes dem Gast  
vorgestellt wurde; der Untergebene zugleich mit dem allein ver-  
antwortlichen Chef. Erster Schritt zur Aenderung eines Zustan-  
des, der dem Kanzler eine nur dem Giganten erträgliche Last auf-  
bürdet, oder freiwillige diminutio capitis? Wovon zwischen Früh-  
stück und Abendmahlzeit, Jagd und Lichtspiel geredet wurde, hat  
draußen natürlich Keiner erlauscht. Am zweiten Tag aber lasen  
Alle, im Neuen Palais und in der Wilhelmstraße sei „festgestellt  
worden, daß auf einem Gebiet zwischen Deutschland und Rußland  
irgend eine Meinungsverschiedenheit bestehe“. Jubilate! Wenns die  
Spannung des Lachmuskels erlaubt. Der Gedankenaustausch,  
dessen Ergebnis so lieblich aussieht, hatte gewiß den bezwingenden  
Herzenston männlicher Aufrichtigkeit. „Um die Franzosen für Ihre  
nächste Anleihe nicht zu schwächen, haben wir den Ungarn und den  
Türken aus der Klemme geholfen; nun werden Sie ganz bequem  
haben und können den Margemachern noch ein stattliches Stück  
abzwacken. Nett; nicht wahr? Ein Jahrhundert lang beherrschte der  
anglo-russische Gegensatz in Südosteuropa und Vorderasien die  
Stimmung. Seit Sie sich mit den Briten verständigt haben, ist diese  
Schwierigkeit beseitigt. Jetzt hoffen wir Alle in Eintracht, daß unter  
der Mondsichel eine starke mohammedanische Militärmacht ent-  
stehe, die Keinem die Meerengen öffnet, den Balkan wieder zittern  
lehrt und die Stoßkraft der panislamischen Bewegung verjüngt.  
Waren wir je so einig?“ Der Film ist fertig, das Taggestirn ver-  
schwunden; seht dem Mann, der die Kurbel dreht, auf die Finger!



## Mohammedanische Kunst.

Die Ausstellung mohammedanischer Kunst in München zeigte in noch nie gesehener Vollständigkeit eine Quelle unserer Kunst. Fließt der griechische Strom auch in herrlichster Fülle, an zweiter Stelle kommen die Unregungen der islamischen Länder, (Ostasien ist für uns erst spät eine ästhetische Macht geworden).

Die klassische Kunst hatte ihr Ende erreicht; sie war nicht umgebracht worden, sondern an Entkräftung gestorben. Schon regten sich frische Kräfte: bei den Sasaniden, den Kopten, den Syrern, in Byzanz, in Centralasien. Im Siegeszug warfen die Araber Alles nieder, kraft der ungebrochenen Triebkraft ihrer religiösen Gluth, ihrer Herrschsucht und Raubgier. Prachtliebend und phantastisch, vergeistigt und intellektuell, förderten sie das Schaffen sinnlich reicher, befähigter Nationen, gaben der aufspriessenden Kunst einen neuen, seltsamen Ton. Der Griechen Beherrschung jeder Bewegung des menschlichen Körpers, jeder Regung seiner Seele ließ die Angewandte Kunst in den Hintergrund treten. Wie geschmackvoll, wie richtig sie auch auf diesen Nebengebieten vorgehen, braucht ja nicht erwähnt zu werden. Doch ist es kaum eine Reizerei, sieht man in der so mannichfachen, so bestechend anziehenden Ornamentik des Mittelalters eine Bereicherung der Kunst. Rußkin fand in der regelmäßigen Gleichförmigkeit klassischer und klassizistischer Architektonik eine fluchwürdige, jedes edle und freie Menschenthum vernichtende Erstarrung. Auch wer nicht so weit geht, empfindet doch die urpersönliche Eigenart, die sozial bedeutsame, ästhetisch wohlthuende Schaffensfreude des mittelalterlichen Handwerkers. So in einem schmiedeeisernen Gitter, den Grotesken eines Chorgestühles, einer Apothekervase. Diesen Reichthum der Kleinkunst verdanken wir der „mohammedanischen Kunst“.

Die münchener Ausstellung war auch in ihrer äußeren Gestaltung wichtig. Auf den wohlfeilen Stimmungzauber wurde verzichtet; hier gab es nur einen Luxus, den einzigen, auf den es ankommt: den des genügenden Raumes. In hellen, bei aller Schlichtheit doch vornehmen Räumen kamen allerlei erlebte Stücke aus aller Herren Ländern zur Geltung. In den Eingangsraum hatte man allerdings schreckliche braune und weiße Würfel gemalt; sie mögen kufische Allah-Zeichen sein, bleiben aber „Wiener Sezession“. Doch eine Ausschmückung ohne ödes Gewürfel läßt sich ja heute in deutschen Landen nicht denken. Die banalsten Pervargonienbeete prangten draußen; auch Das ist einstweilen bei uns unvermeidlich. Sonst restloser Genuß; ein handlicher Katalog, in



den Innern ausruhende Unterbrechung. Man brauchte nur Zeit. Die Ubertausende, die allerhöchstens zwei Stunden darauf verwandten, behaupten wohl mit Unrecht, daß sie sich „leidenschaftlich“ für Kunst interessiren. Sie haben sich besonders an den Teppichen erfreut. Orientalische Teppiche giebt es im königlichen Empfangsraum wie in der vier Treppen hoch gelegenen Bürgerstube. Jeder glaubt, sie zu kennen, und doch ist ihr Gebiet eins der unzugänglichsten der Angewandten Kunst. Verschiedene Gruppen lassen sich jedoch deutlich überblicken, einzelne Wunderwerke haften im Gedächtniß, einzelne der bewußten oder unbewußten Stilgesetze dieser uns so fremden, ungelehrten Künstler werden uns klar.

Nur die Oberflächlichkeit begnügt sich verhimmelnd mit dem „Farbenrausch“. Wie nach Goethes Urtheil der Inhalt eines lyrischen Gedichtes von allererster Bedeutung ist, so Zeichnung und Komposition bei dem Gemälde des Koloristen, so Zeichnung und Komposition bei der Werthschätzung eines Teppichs. Die schwarzweiße Wiedergabe erlesener Beispiele ist von berückendem Reiz. Unsäglich fein der Rhythmus, das Auftauchen eines Motivs, seine Verkettung, sein erlöschendes Vergehen, das Abwägen der Massen, ihre Vertheilung. Der Kontrapunkt der Borte, der Einflang, die jede Wirkung steigenden Widersprüche. Der Grundplan ist auch bei dem leichtesten Rankenstil symmetrisch, aber nur scheinbar; auch bei geometrischem Ornament, bei arithmetischer Vertheilung giebt es kleine Unregelmäßigkeiten, die ein vibrirendes Leben schaffen.

Als das Sasanidenreich im siebenten Jahrhundert den Arabern unterlag, gehörte ein Prachtteppich des Herrschers zur Beute. Er hieß „Frühling des Rhosroe“, war mit Gold durchwirkt, mit Juwelen bestickt, war die Darstellung eines Gartens mit Brunnen und Bäumen und Vögeln. Solche „Gartenteppiche“ wurden noch tausend Jahre später in Persien geknüpft: Wasserläufe, von Fischen belebte Becken, blühende Mandelbäume, auf denen Vögel singen, Cypressen, die in ihrer dunklen Strenge die Masse des Zweiggewirres gliedern und halten, als Rand üppig sprießende Blumen. Dabei eine ruhige, harmonische, den Boden bedeckende Fläche. (Nie wurden Teppiche an die Wand gehängt; diese Entgleisung blieb dem Westen vorbehalten.) Sie entstammen der großen Blüthezeit persischer Kunst, dem sechzehnten Jahrhundert. Vor zwanzig Jahren konnte man die ausgesuchtesten Exemplare für ein paar Hundert Mark erwerben; jetzt werden sie mit Gold aufgewogen. Der auffallendste Teppich der Ausstellung war wohl der „Jagtteppich“ des wiener Hofes. Um ihn für München zu erhalten, reiste Prinz Ruprecht nach Wien. Der Kaiser fragte freundlich



und erstaunt: „Was, habe ich einen so hübschen Teppich?“ Er lag, unbeachtet, aufgerollt in Schönbrunn; jetzt wird er auf zweiundeinehalbe Million eingeschätzt. Auch diese „Jagddeppiche“ stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert; sie zeigen Thiergruppen und besonders oft den sich auf eine Hirschkuh stürzenden Löwen, ein chinesisches Symbol der Langlebigkeit. Denn auf Schritt und Tritt findet man in Persien den chinesischen Einfluß.

In Armenien und Kleinasien hatte man die persischen Pflanzen und Thiere geometrisch vereinfacht; so entstanden aus den buddhistischen Zeichen des Blickes die „Vögelteppiche“. Auch die Türkei verarbeitete und stilisirte die Vorbilder aus Persien, formte sie in geometrische Muster um. Diese Gattung kam im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien und den Niederlanden. Wir finden sie auf Bildern eines Raffaellino del Garbo oder Memling und lernen aus diesen Abbildungen die frühere Teppichkunst kennen. Selten und sehr kostbar ist die bis vor Kurzem „Damaskesteppe“ genannte, jetzt den türkischen Hoffabriken des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zugeschriebene Gattung. Da ist ein seidener Teppich: nur Sterne und Borten, eigentlich nur grün und roth und gelb; aber wie sind die Farben abgewogen, wie klingen die Töne! Die Kette ist gelb, der Schuß ist roth; so steigert dies Gelb die Wärme des Roths und durch die abwechselnde Lage des Fadens entsteht ein schillerndes, weich üppiges Spiel. Anspruchslosere, aus Wolle geknüpft, zeigen ein gedrungenes, übersichtliches geometrisches Arabeskenmuster. So einer aus dem Kaiser-Friedrich-Museum; das Weinroth, Laubgrün, Ultramarinblau ist gleichwerthig und gleichmäßig vertheilt und giebt eine ruhige Harmonie.

Man kanns nicht vermeiden: man muß von der Farbenpracht, den symphonischen Steigerungen der Töne sprechen. Was uns berührt, ist nicht etwa nur, wie so oft behauptet wird, die Patina der Jahrhunderte, die Entfärbung und Verblässung. Mehrere der hier ausgestellten alten Exemplare wirken so frisch, als hätten sie eben erst den Teppichbaum verlassen, und sind doch von hinreißender Farbengewalt. Dagegen zeigen sorgfältige moderne Ergänzungen einer Borte den klaffenden koloristischen Abstand. Man betrachte nur in irgendeinem dieser besten Teppiche ein Farbensfeld. Hier spielt ein helles Türkisblau in violettes Saphirblau, hier erhält es eine Indigotiefe, hier verblaßt es zum sanften Violett einer Immergrünblüte. Und von Weitem ist der Fleck „blau“. Dort ist ein gelber Grund; er steigert sich zum Goldorange, zerfließt in Citronentöne, vertieft sich bis zur grünlichen Bronze. Ein „gelbes“ Feld. Auf dem Gold- und Silbergrund der „Polenteppiche“ (per-



fische Erzeugnisse der guten Zeit, die als Geschenke an Fürsten und Botschafter zu uns kamen) zeigt der florale Rankenschmuck eine Pastellskala von Apfelgrün, Schwefelgelb, blassem Pflaumenblau und Himbeerroth. Das große Rankenmuster eines Teppichs aus der Mehmed-Pascha-Moschee in Stambul hat milchiges Terrakotta, Schieferblau, ein Resedagrün.

Die orientalische Buchkunst ist den Meisten völlig fremd. Gerade heute, wo wir uns so gern mit den Problemen der Buchkunst beschäftigen, ist hier viel zu lernen. Seit einem Jahrtausend ist man dort ans Ziel gelangt. Schon die martinischen Manuskripte aus dem Mesopotamien des achten Jahrhunderts zeigen eine vollkommene Wirkung des Blattes: Schrift und Verzierung homogen, kostbar in Gold gehalten. Wie hoch die islamischen Völker die Schriftschönheit einschätzten, ist bekannt. Auch die Vornehmsten des Landes versuchten sich in dieser Kunst; einige der ausgestellten Korane sind von der Hand eines Sultans geschrieben. Wir sehen die kufische Schrift, die älteste, klassische der Araber aus ihrer heroischen Zeit. Schwere wagerechte Striche mit schneckenartigen Voluten, wuchtige Monumentalität, ein dröhnender Rhythmus. Dann folgt die Kursivechrift des täglichen Lebens, mit den Abarten der nordafrikanischen, der spanisch-maurischen Reiche. Sie sind grazios beweglich. Der in Persien übliche Duktus hat fühne, sich nach oben schwingende Striche und, als letzte Ausstiftelung, das nervöse Schikasta, eine spikfindig komplizierte Verschnörkelung haarfeiner Linien.

Selbst unser westliches Auge vermag die Schönheit solcher Blätter zu genießen. Die religiöse figürliche Darstellung war den gläubigen Musulmanen (wie auch anderen ernsten Anhängern spiritualistischer Religionen) ein Aergerniß; so befriedigten sie ihre fromm ästhetischen Gefühle durch die liebevolle, kunstvolle Wiedergabe der heiligen Worte. Jedes dieser Bücher ist ein abgeschlossenes Kunstwerk; wenn man Hunderte untersuchte: nicht zwei würden einander ganz gleichen. Die ersten und letzten Blätter erinnern hier und da an einen herrlichen Rankenteppich. Die Vorsatzseiten haben manchmal weich verschwimmende Motive, ein Nachhallen der streng gezeichneten Ornamente. Die Deckel zeigen feine Goldpressungen, die späteren oft eine spizenartig ausgeschnittene Verzierung. Offenbar haben diese älteren, über Venedig, auf europäische Einbände gewirkt. Auch Lackdeckel kommen vor; die der großen Zeit sind von höchstem koloristischen Reiz, die neueren meist so bunt, daß sie nur die Nachbarschaft cézannischer Stilleben vertragen könnten.



Weltliche persische und indische Handschriften haben den mannichfachsten Schmuck. Der Hafiz (von Walter Schulze) wurde im sechzehnten Jahrhundert vom Sultan Ali von Meschehed geschrieben. Fast jedes Blatt hat einen anders gefüllten Grund, darauf Goldranken mit Thieren und Pflanzen und menschlichen Gestalten. Eine strenge Umrahmung und doch quellendes Leben; die Vermählung der Regel und der Freiheit. Diesen gesammelten Liedern des Hafiz, dem „Divan“, verdankt Goethe die Anregung zu seiner Nachempfindung orientalischer Lyrik. Zeichnungen und Miniaturen sind gleich interessant. Chinesische liegen zum Vergleich daneben und lehren, daß die Anregungen selbständig verwerthet wurden. Die persischen Bildchen haben eine mosaikartige Farbewirkung; beliebt sind milchige Töne. Da giebt es reines Mennigroth, Gliederblüthenfarbe, Ochsenblutpurpur und Kanariengelb. Kriegsszenen: ein im Kampf gefallener Herrscher, das Haupt auf den Knien seines Knappen, der auf ihn herniedersieht und ein Tuch an seinen Mund preßt, um sein Schluchzen zu ersticken. Ringsum schweigend die Krieger. Jagdszenen: immer der schlanke, zierliche Typus des Pferdes. Liebeszenen: der reichgeschmückte Jüngling steht am Thurm, oben beugt sich die Schöne hernieder, blühende Pfirsichbäume, zwischen ihnen Cypressen. Die indischen Portraitminiaturen zeigen scharf gesehene Charakterisirung der Züge, als Hintergrund lyrische Landschaften mit fernen Gebirgshorizonten und Abendwolken oder die Pracht der weißmarmornen, mit Gold geschmückten Palastaltäre. Die Körper sind wenig gegliedert, steifprächtigt bekleidet, Hände und Füße schlecht gezeichnet. Indische und persische Maler lassen ihre Gestalten nie fest und sicher auftreten. Das Zeichen einer gewissen künstlerischen Schwäche, so bei Filippo Lippi, so bei dem vergötterten Greco. Allerdings haben einige Werke der namhaften persischen Meister (Behzod, Riza Abbasi) zuverlässigere Zeichnung.

Gold- und Silberwaaren durften das Gebethaus nicht schmücken; so wurde denn alle irdische Pracht für das Glasgeräth aufgespart. Moscheelampen tragen die Inschrift: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde, dieses Licht gleicht einer Flamme, die in einem Kristall leuchtet wie ein Stern.“ Einfach edle Formen, ein blaßes Topasgelb mit farbigem Schmelz verziert. Mit solchen Lampen und Teppichen waren die feierlichen alten Kathedralen des Islam überreichlich geschmückt. Im Dunkel der mit Wohlgerüchen durchdufteten Hallen leuchtete gedämpft die Farbengluth. Unsere Museen sollten einen Bruchtheil der für gigantische Fälschungen, Feudalburgen, romanische Schlösser, gothische



Kirchen des zwanzigsten Jahrhunderts bewilligten Staatsmittel erhalten, um Modelle herzustellen. Dann würden auch die islamischen Bauten besser verstanden. Die späte, zum größten Theil minderwerthige Ausschmückung der Alhambra ist weltbekannt, wurde und wird eifrig kopirt; die schlichte Größe der maurischen, sarazenischen und persischen Thürme, Thore, Festungen, ihrer ältesten Gotteshäuser (etwa der noch heute von Zuthaten verschonten Moschee von Kervan in Tunis) ist nicht Vielen auch nur aus Nachbildungen gegenwärtig.

Immer wieder kommt man auf Persien; und doch war es immer Verschmelzungsgebiet der verschiedensten Kulturen. Es hat sich mit der Kunst der Babylonier, der Griechen, Chinesen und Sattaren amalgamirt. Wie kaum je ein Volk waren die Perser aneignungsfähig, wie selten ein Volk haben sie auf andere Völker gewirkt. Bei den arischen Persern überwiegt das Blumen- und Thiermotiv, bei den semitischen Arabern der polygone Schmuck, die an algebräische Aufgaben grenzende Durchkreuzung der Linien, das Räthsel aufgebende Netz der gebrochenen Winkel.

Dem Kriegervolk der Türken wird Unfruchtbarkeit in den Künsten nachgesagt. Außer den Wunderwerken ihrer Teppichkunst sahen wir aber recht reizvoll gemusterte alttürkische Seidenstoffe. Vielleicht werden ihre „Rhodussteller“ überschätzt; jedenfalls bieten diese stilisirten Blüthen mit dem heiteren Grün und Blau, dem charakteristischen Ziegelroth eine gute Augenweide.

In den Kopten sieht Mancher mit dem Verfasser des berliner Museumskatalogs „die genetische Vorstufe der arabischen Kunst. Vor Allem ornamental, pflegt sie die lückenlose Flächenfüllung, hat die Forderungen der Arabeske.“ Lassen Angelehrte, wie die Verfasserin dieser Zeilen, die Koptensäle auf sich wirken, so sind sie von der Richtigkeit dieser Meinung überzeugt. Von anderen Kennern wird sie nicht getheilt. Aus einem Koptengeräth weht uns eine seltsame Stimmung an. Hier giebt es grobe wollene Stickerien mit Köpfen, die an die bekannten egyptisch-alexandrinischen Sargdeckel erinnern. Aber ein neuer Ausdruck religiöser Erregung ist in diesen Zügen; die Sticker lebten in einer Zeit der Askese, des grübelnden Suchens nach Reinheit und Wahrheit.

Achtzig Räume; und in jedem ist Werthvolles zu sehen. Hier ist eine alte, mit Schmelz geschmückte Schüssel, mit Darstellungen des Thierkreises, von bester Raumvertheilung, von einer vorzüglichen Tonalität. Sie wurde für einen syrischen Ortokidenfürsten des zwölften Jahrhunderts gearbeitet und ist das einzige Beispiel des verschwundenen frühmohammedanischen, auf byzantinischer



Technik beruhenden Schmelz. Man wußte, daß die Chinesen diese Emailstücke „weißliche Waare“ nannten, und erkennt nun aus diesem einen Ueberbleibsel, woher die Anregung zu der so großartig sich entwickelnden chinesischen Schmelzkunst kam.

Diese Schüssel mögen Kreuzfahrer bewundert, sie vielleicht mit ihren heimischen Erzeugnissen vom Niederrhein und aus Limoges verglichen haben. Gern verfolgt man in diesen Sälen die Zeugen alter Zeit. Schätze, welche die nordländischen Ritter mit staunendem Neid betrachteten, wohl auch einmal mit nach Haus nahmen. Erinnerungen an eine phantastische Weltepisode. In diesen orientalischen Höfen fanden die Ritter zu ihrem Erstaunen manche ihnen nahe liegenden Begriffe: Feudalität, Wappen, Minnedienst, Freude am Waidwerk, am Kampf; den Kultus der vornehmen Abstammung, der persönlichen Ehre, des unbeugsamen Muthes; die Pflichten des adeligen Wortes und des Frauendienstes. Aber Alles erschien ihnen unsäglich verfeinert. Mit Eifer wurde die Musik gepflegt; auch die Herrscher gerieten durch kunstvollen Gesang in erregte Verzüfung. Diese mit Juwelen geschmückten Fürsten waren erfahrene Jäger, drausgehende Krieger: und doch konnten sie die kunstvollsten Schriftzüge malen. Sie waren gebildet, übten sich in silbenstechender, komplizirter Dichtkunst und beriefen Gelehrte, um sich in der Dialektik auszubilden. Die weisen Männer wurden erst durchräuchert, durchdustet, dann in den Goldmosaikraum des Herrschers geführt und nun entspann sich eine freimüthige Diskussion über allerlei subtile Fragen. Märchenhaft erschien der Luxus; da gab es Palastgebiete von einer Stunde im Umfang, unübersehbare Schaaren von Dienern im Damastgewand, die Höfe waren mit grünem Marmor (*verde antico*) gepflastert, Gold, Silber und Juwelen verzierten Tag und Nacht plätschernde Brunnen. Frauen sah man in der Ferne, ihre Schleier glichen einem mit Goldfäden durchzogenen Spinnengewebe. Bei den Festen rieselten Blumenblätter auf die Gäste hernieder.

Da hängt auch der Mantel Kaiser Heinrichs des Zweiten in der schwer goldenen Pracht, mit Reitern, mit Löwen, Ranken und Vögeln verziert. Hier ist ein sammetbrokatener rechter Handschuh und die goldene Armschiene, mit der Soliman in die Schlachten ritt. Die moskauer kaiserliche Rüstkammer hat eine mit Edelsteinen besetzte, massiv goldene Wasseranne und Wasserschüssel gesendet; türkische Arbeit. Die Mutter Peters des Großen schenkte sie ihrem Enkel Alexei. Der junge Thronerbe wusch sich in diesem goldenen, mit Smaragden geschmückten Geräth; und wurde später vom Zarenvater zu Tode geprügelt. Da giebt es Glaspokale mit einem Dunst



der feinsten Gold- und Schmelzornamente. Alle Deutschen wissen vom „Glück von Edenhall“, wenige vom deutschen „Schicksalsglas“, daß auch aus dem Orient stammt und seit vielen Jahrhunderten im alten westfälischen Felsenschloß der Freiherren von Landsberg ängstlich verwahrt wird.

Jedes Schulkind lernt, daß Oesterreich, ja, ganz Deutschland damals vor den anrückenden Türken „zitterte“; und doch ist's nicht leicht, diese noch nicht so fernze Zeit lebendig zu empfinden. In dieser Ausstellung wurde sie anschaulich. Da war die Türkenbeute des Prinzen Eugen und des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Diesen Sattel brachte Kurfürst Max Emanuel aus dem erstürmten Belgrad, jene große Janitscharentrommel wurde in der Schlacht von Mohacs gerührt. Ueber ihr hing die einst im Getümmel wild wehende „Blutfahne“ der Türken; sehr groß, aus rother Seide, das zweiflingige Schwert des Kalifen Ali ist eingestickt.

Ein Bekannter hatte einen geistvollen Einwand gegen diese mohammedanische Kunst: sie gebt subtile Orgien der Zersplitterung, der nervösen Verwirrung der großen Linie, auf die es in der Kunst wie im Leben ankomme. Wer so empfindet, darf sie ruhig entbehren. Doch wird man von der Musik nur die Unseuerung, das schaffensfrohe Dur fordern und auf die hinschmelzende, sinnende Verfeinerung des Mo'll mit all seinen Träumen verzichten? Wer in dieser Kunst allein die Verzierung sieht, drang nur in den äußeren Vorhof. Der Islam schuf Gebilde von lebendig schlichter Vollendung. Wo wir sie fühlen, haben wir „klassische“ Kunst.

Marie von Bunsen.



## Suez und Bagdad.

### I.

Am fünfzehnten November 1854 trug Ferdinand Lesseps seinem Freund, dem am dreizehnten Juli zur Regierung gelangten egyptischen Vicekönig Mohammed Said Pascha, auf einer gemeinsamen Karawanenreise von Alexandria nach Kairo zum ersten Mal seinen auf die Durchstechung des Isthmus von Suez gerichteten Plan vor, der ihn schon seit mehr als zwei Jahrzehnten beschäftigte. Aehnliche Unregungen waren seit dem achten Jahrhundert, seit den Tagen, da der Khalif Abu Dschafar el Manssur die zeitlich dritte vorhandene Schiffahrtsstraße zwischen dem Rothen Meer und den Nilmündungen aus strategischen Gründen vernichten ließ (767 nach Christi Geburt), bald hier, bald da aufgetaucht, ohne je der Verwirklichung näher zu kommen. Said Pascha ging schneller auf die Anregung ein, als Lesseps je zu



träumen gewagt hätte. Schon zwei Tage nach der Ankunft in Kairo und nur zwölf Tage nach der erwähnten Unterredung sprach der Vizekönig den zu seiner Begrüßung versammelten fremden Konsuln von seinem Entschluß, den Suezkanal herzustellen, und schon am dreißigsten November war Lessép's Besitzer der vorläufigen Konzession zum Kanalbau. Der ungeheure Plan fand fast überall freundliches Wohlwollen; nur in England sah man aus scheelen Augen auf das Unternehmen und suchte es zu hindern. Als Herr von Kapstadt gebot England über den einzigen Verkehrsweg nach Indien und konnte deshalb nicht wünschen, daß eine andere Nation nun einen kürzeren Seeweg schaffe.

Als Lessép's 1855 nach Konstantinopel ging, um dort persönlich vom Sultan die Bestätigung der ihm vom Vizekönig gewährten Konzession zu erbitten, blieb sein Gang erfolglos: Englands Gesandter, Lord Strafford, wußte den Großherrs zu bewegen, die Entscheidung zu vertagen. Dabei blieb es, bis endlich, im Jahr 1866, ein zorniges Wort des damals in Europa mächtigsten Mannes, des Kaisers Napoleon, den Sultan Abd ul Aziz zu rascher Genehmigung des Vereinbarten trieb.

Nachdem im Dezember 1855 eine „internationale Kommission“, unter Lessép's Führung, das für den künftigen Suezkanal in Betracht kommende Gelände eingehend besichtigt und ein durchaus günstiges Gutachten abgegeben hatte, war dem Ingenieur Lessép's am fünften Januar 1856 vom Khedive die endgiltige Konzession zum Bau und Betrieb des Kanals auf neunundneunzig Jahre bewilligt worden. Lessép's wollte nun das erforderliche Kapital von 200 Millionen Francs zusammenbringen, um ernstlich an die Arbeit gehen zu können. In dem Werk „Percement de l'isthme de Suez“ entščleierte er 1856 der Oeffentlichkeit seine Absicht. In England suchte er seine heftigsten Gegner, an deren Spitze der Premierminister Lord Palmerston stand, persönlich auf, um sie zu überzeugen. Doch der Liebe Mühe blieb umsonst.

Seltzam berührt es heute, da der Suezkanal das vielleicht großartigste und ertragreichste britische Verkehrsunternehmen geworden ist, die Gründe zu lesen, mit denen im Juli 1857 Lord Palmerston im Oberhaus den Kanalplan bekämpfte, das „Schwindelprojekt, wie sie oftmals aufstauen, um britischen Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu ziehen“. Auch in Konstantinopel arbeiteten die englischen Agenten noch mit Erfolg: die türkische Regierung war nicht zu bewegen, den Plan zu billigen oder gar finanziell zu unterstützen. Am Besten, dachte Lessép's, wäre es, den Sultan vor ein fait accompli zu stellen, vor die Thatsache der Gründung einer Suezkanal-Gesellschaft. Im Herbst 1858 forderte er zu Geldzeichnungen für sein Unternehmen auf. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Erwartungen: in allen civilisirten Ländern öffneten sich die Kapitalistentaschen; sogar in England, wo selbst Freunde Palmerstons zu Lessép's übergingen. Die ministeriellen Organe spien Wuth, zeterten über die unglaubliche Dummheit der Aktionäre und prophezeiten ihnen, aus dem unmöglichen Kanal werde auch nicht ein Pfennig Gewinn in die Taschen britischer Bürger zurückfließen.



Als im April 1859 dann die Arbeiten am Kanal wirklich begonnen hatten, verbreiteten die englischen Blätter Jahre lang das Märchen, die Arbeit sei nur Scheinwerk und der ganze Kanal nur in der Phantasie des Herrn von Lesseps möglich. Bis ins Frühjahr 1865 bezweifelte man deshalb selbst in Alexandria, daß an dem Kanal ernsthaft gearbeitet werde. Die Zweifel verstummten erst, als eine internationale, aus hundert Handelskammervertretern bestehende Kommission das fertige Kanalstück von einem Ende bis zum anderen befahren und sich überzeugt hatte, daß an der Vollendung nicht mehr viel fehle.

Said Pascha wurde seit dem Beginn der Kanalarbeiten vom britischen Konsul unablässig bestürmt, er möge dem Unternehmen seine Unterstützung entziehen; und der Vicekönig, der mit den Engländern nicht verderben durfte, mußte nun laviren und thun, als sei ihm der (insgeheim ersehnte) Kanal gleichgiltig geworden. Er sah denn auch die Arbeit am Suezkanal nie aus eigenem Auge. Und als der kaum Ein- und vierzigjährige im Januar 1863 gestorben war, kam auch sein Nachfolger Ismail Pascha in die selbe schiefe Lage: auch er durfte sich sechs Jahre lang niemals persönlich vom Stande der Arbeiten überzeugen; erst 1869, wenige Monate vor der offiziellen Eröffnungsfest, sah sein Auge endlich den Stolz seines Landes. Noch mehrmals hatten die Heer Erfolg. Der Vicekönig, von Abd ul Aziz und den englischen Geschäftsträgern genöthigt, weigerte sich, die übernommene Pflicht zur Gestellung von Arbeitern für den Kanalbau zu erfüllen, und muthete den Franzosen neue, drückende Bedingungen zu, die Lesseps rundweg ablehnte. Schließlich kam es zu dem an gewissen Stellen herbeigewünschten Konflikt zwischen Ismail Pascha und der Suezkanal-Gesellschaft und zu einem Schiedsgericht, dem Louis Napoleon selbst vorsah.

Am siebenzehnten November 1869 wurde der Kanal eröffnet. Die glanzvollen Feiertage vereinten die Welten des Christenthums und des Islams in nie wieder gesehener Innigkeit. Goethes Wort schien Wirklichkeit geworden: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.“ Nur Britanien schloß sich geflissentlich, schmollend, von den Festen aus und that, als habe sich in den Menschheitsbezirken nichts geändert. Doch schon zwei Jahre nach der Eröffnung war unter den Flaggen der den Kanal durchfahrenden Schiffe keine so oft zu sehen wie die englische. So ist's geblieben. Mehr als sechzig Prozent aller im Suezkanal auftauchenden Schiffe zeigen noch heute den Union Jack.

Als man in England erkannte, daß der Suezkanal ein rentables Unternehmen von sicherer Zukunft sei, schlug die Stimmung um. Lesseps wurde 1870 in London wie ein Held und Heiland bejubelt. In der Stille aber ließ D'Israeli, der Premierminister, jede erreichbare Suezkanal-aktie ankaufen; und als 1875 der Khedive Ismail Pascha, einer der Hauptaktionäre, durch seine tolle Verschwendung in finanzielle Nothe gerathen war, kaufte die britische Regierung ihm im November sämtliche Suezkanalaktien, 177602 Stück, im Werth von 4 Millionen Pfund ab und hatte damit die britische Herrschaft über das Kanalunternehmen



gesichert. Der wirthschaftlichen folgte die politische Eroberung: seit 1882 ist England Herr in Egypten und Herr des Suezkanals; das von französischem Genie und zum größten Theil mit französischem Geld geschaffene Werk ist heute in britischem Besiz und der Ertrag des „Schwindelprojekts“ hat in dem bisher ertragreichsten Jahr (1898) den (zum größten Theil englischen) Aktionären 85294769 Francs Rein-  
gewinn geliefert.

## II.

Am dreiundzwanzigsten Dezember 1899 schloß Dr. Georg Siemens, Direktor der Deutschen Bank und Vorsitzender des Verwaltungsrathes der „Société du chemin de fer ottoman d'Anatolie“, in Konstantinopel mit dem türkischen Handelsminister Zihni-Pascha einen Präliminarvertrag, der dieser Bahngesellschaft die Aufgabe zuwies, binnen acht Jahren das Netz der damals in Konia endenden anatolischen Bahnen in Normalspurweite bis an den Persischen Golf zu verlängern. Seit diesem Tag sind elf Jahre vergangen; die „Bagdad-Bahn“ hat aber soeben erst den kilikischen Taurus überschritten und ist von Euphrat und Tigris, gar vom Persischen Golf noch sehr fern. Offenbar hat also der Optimismus, der zum Vertragsabschluß trieb, nicht mit gewissen Hindernissen gerechnet. Von welcher Art mögen sie sein?

Um die anderen europäischen Mächte der Einführung eines neuen türkischen Zolltarifes geneigt zu machen, dessen man bedurfte, um die erforderlichen Garantien für die von der türkischen Regierung zu bewilligenden Kilometergelder zu erhalten, beschloß man in Deutschland, die Bagdadbahn nicht zu einem rein deutschen Unternehmen zu machen, sondern ausländisches Kapital heranzuziehen, ohne jedoch die deutsche Führung zu gefährden. Russische, französische und englische Finanzmänner sollten für das Unternehmen interessirt werden. Der Erfolg war dürftig. Den Russen winkte der Finanzminister ab: dem Russentrachten nach dem Persischen Golf konnte es nur schaden, wenn dort; neben dem britischen und türkischen Mitbewerber, noch ein vierter Interessent auftauchte. Auch witterte man in der geplanten Bahn die Konkurrenz mit den mittelasiatischen und den sibirischen Bahnen und fürchtete obendrein die Schädigung der eigenen Produktion an Getreide, Baumwolle und Petroleum. In Frankreich merkte man's freilich früh: *Tua res agitur!* Die französischen Bahnunternehmungen in Syrien und Palästina mußten beträchtlich an Werth gewinnen, wenn sich ihnen die Möglichkeit eines Anschlusses an einen vom Bosporus herabkommenden Schienenweg bot. Zwar begegnete die Bagdadbahn auch in Frankreich mancher Unfreundlichkeit: unter Delcassé versagte die Regierung im Oktober 1903 die Zulassung der Bagdadbahn-Obligationen zur offiziellen Börsennotiz. Doch wurden diese Schwierigkeiten überwunden; und Frankreich, dessen Finanzwelt 40 Prozent des Gesamtkapitals für die Bagdadbahn aufgebracht hat, ist an der Zukunft dieses Unternehmens heute kaum minder stark interessirt als Deutschland.

In England ähnelte die erste Dezennalerfahrung der von Lesspess



gemachten. Nicht ohne Grund konnte sich der Brite sagen, daß eine vom Bosporus nach Mesopotamien laufende Bahn die österreichischen und deutschen Interessen im Orient mehr fördern werde als die englischen; und obwohl gewichtige Stimmen betonten, daß die Bagdadbahn auch England nützen müsse (schon durch die Möglichkeit, die Post zwischen London und Bombay künftig in acht Tagen zu befördern), behielten die Gegner die Oberhand und gewannen ihrer Ansicht auch die Regierung. Wie man einst den französischen Suezkanal mit allen Mitteln bekämpfte, weil er die Stellung Kapstadts früh oder spät zu schädigen drohte, so suchte man jetzt die deutsche Bagdadbahn zu vereiteln, weil sie dem britischen Suezkanal einen Theil seines Verkehrs entziehen konnte. Aus dem selben Grund, allerdings auch in Folge von strategischen Erwägungen, hat sich ja die britische Regierung seit den achtziger Jahren stets geweigert, einer Verlängerung des russischen Bahnnetzes durch Afghanistan nach Indien zuzustimmen, obwohl damit ein neuer Verkehrsweg von unabsehbarer Bedeutung geschaffen würde. Englands Kapitalisten blieben also dem deutschen Unternehmen fern; nachdem am fünften März 1903 die endgiltige Konzession für den Bahnbau im ganzen Umfang gewährt war, erklärte im April des selben Jahres der Premier Balfour im Unterhaus, England werde sich an dem Bahnbau nicht betheiligen.

Um die nöthigen Kilometergeld-Garantien für die Bahnlinie zu erhalten, von der zunächst nur ein 200 Kilometer langes Stück (Koniah-Bulgurlu) gesichert und in Angriff genommen worden war, hatte Deutschland sich seit Jahren bemüht, eine Erhöhung der türkischen Zolleinnahmen durchzusetzen. Die Mehreinnahmen sollten, laut Zusage der türkischen Regierung, der Bagdadbahn zufließen. Zur Durchführung der Zollreform war aber die Genehmigung der europäischen Mächte nöthig. England widersetzte sich, aus nun verständlichem Grund, Jahre lang dem Reformplan; als es schließlich, im Jahr 1906, die Zustimmung nicht länger weigern konnte, knüpfte es an sie die Bedingung, daß alle Mehreinnahmen in Makedonien zu verwenden seien. Im Oberhaus gaben namhafte Redner (Lord Alcebury, Lord Ripon) ihrer Antipathie gegen das deutsche Unternehmen offenen Ausdruck. Um die Türkei aus der mißlichen Lage zu befreien, die aus zwei einander widersprechenden Zusagen entstanden war, verzichtete Deutschland auf die Erfüllung des Versprechens, die erhöhten Zolleinnahmen zu Kilometergeld-Garantien für die Bagdadbahn zu verwenden. England schien gesiegt zu haben; und bis in den Sommer 1908 stockte der Bahnbau.

Inzwischen waren, durch die im September 1903 möglich gewordene Unifikation der türkischen Staatsschuld, für die Pforte neue, von Jahr zu Jahr wachsende Einnahmen verfügbar geworden (die im Jahr 1907 435 000 Türkische Pfund betrugen). Diese Ueberschüsse ließ Abd ul Hamid der Bagdadbahn zufließen. Und am zweiten Juni 1908 konnte der endgiltige Vertrag unterzeichnet werden, der die Weiterführung der Bagdadbahn bis ins innere Mesopotamien hinein sicherte.



Seitdem glaubt man auch in England an die Zukunft der Bagdadbahn; man hofft wohl sogar auf sie, denn die großartigen englischen Pläne einer Neukultivirung des Zweistromlandes, die mit Zustimmung der türkischen Regierung unter des genialen Sir William Willcocks Leitung ausgeführt werden, müssen den Wunsch nach einer vom Mittelmeer und Bosporus nach Mesopotamien führenden Eisenbahn erwecken. Wird auf die Endstation am Persischen Golf verzichtet oder die deutsche Vorherrschaft beseitigt, dann kann die Bagdadbahn den Briten eben so werthvoll werden wie einst der Suezkanal.

Da mußte also vorgesorgt werden. In dem anglo-russischen Abkommen von 1906 heißt es, der südlichste Theil der Bagdadbahn sei einer internationalen Kontrolle zu unterstellen. Da man aber bezweifeln durfte, ob diese Forderung, wenn sie von den beiden heftigsten Gegnern des Unternehmens gestellt würde, durchzusetzen sei und da ja auch Englands Verkehrsgesellschaften selbst nirgends internationaler Kontrolle unterworfen sind, suchte Britannien sich schnell auch am dereinstigen Endpunkt der Bahn das Uebergewicht zu sichern. Von Jahr zu Jahr befestigt es seine Position am Persischen Golf mehr; und auch die Absicht, Mesopotamien zu einem zweiten Egypten zu machen, wird immer sichtbarer. Der Aufstand des Sultans von Roweit gegen die türkische Regierung (Haeseler's tüchtiger Schüler Pertev Pascha hat ihn erst 1906 erstickt) war, wie 1905 der gefährlichere im Yemen, mit britisch-indischen Waffen und britisch-indischem Geld unterstützt worden. Der 1907 nöthig gewordene Einspruch der Pforte gegen britische Vermessungen im Persischen Golf, die sich allzu nah bis an die arabische Küste dehnten, der merkwürdige Eifer, den England in der mesopotamischen Bewässerungsfrage zeigt, die Erzwingung des Schiffahrtmonopols auf Euphrat und Tigris für die britische Lynch-Gesellschaft, Willcocks' Plan einer Konkurrenzbahn Beirut-Bagdad: das Alles lehrt deutlich, wohin die Reise gehen soll. Und wer noch zweifeln konnte, mußte durch ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung eines Bessern belehrt werden.

Der politisch kluge Abd ul Hamid wollte, daß im südöstlichen Kleinasien die Bagdadlinie der Küste fern bleibe. Wirthschaftlich war zwar die Führung des Schienenweges nach Mersina oder Alexandrette ungleich vortheilhafter als die Durchquerung des schwer zugänglichen Amanus-Gebirges und das Verharren im Hinterland der Küste, die nur durch die von Engländern gebaute Stichbahn Mersina-Udana Anschluß an die Bagdadbahn erhalten sollte. Aber wichtiger waren dem schlauen Sultan die strategischen Vortheile der Bahnführung im Hinterland. Schon Hellmuth von Moltke hat, aus strategischen Erwägungen heraus, gewarnt, eine künftige Bahn vom Bosporus zum Persischen Golf an die Küste heran zu führen, wo sie in politisch erregten oder gar kriegerischen Zeiten durch ein paar Kriegsschiffe strategisch entwerthet oder ganz ausgeschaltet werden könne. Andere Kenner des Landes und der Verhältnisse haben sich Moltkes Urtheil angeschlossen; noch in diesem Jahr hat Graf Schweinitz öffentlich von einer



etwa beabsichtigten Küstenführung der Bagdadbahn abgerathen. Wenige Tage danach genehmigte das türkische Ministerium, daß die Bahn nicht, wie beabsichtigt war, von Adana über Misis, Osmaniye und Bagdsche ins Amanus-Gebirge hinein und weiter nach Biredjif am Euphrat, sondern von Adana an die Küste nach Alexandrette und dann über Aleppo nach dem Euphrat gebaut werde. In Friedenszeiten wird diese Streckenführung sich als sehr einträglich erweisen; aber dieser Vortheil wird mit einer fast völligen strategischen Entwerthung der Bagdadbahn (und auch der Meffabahn) theuer erkauft. Unter Abd ul Hamid wäre dieser Beschluß undenkbar gewesen; er hätte erkannt, daß diese Führung der Trasse die Engländer von vorn herein strategisch zu Herren der Bagdad- und der Meffabahn macht. Um so sicherer, als daß seit 1878 englische Cypern den Golf von Iskenderun und damit die Küstenstrecke der Bagdadbahn beherrscht. Auch die Jungtürken ahnen diese Gefahr, scheinen sie aber in ihrer Tragweite zu unterschätzen und nicht zu bedenken, daß künftige Aufstände in Nemen oder Rowait jetzt nur noch mit des Erregers Erlaubniß niederzuzwingen sein werden.

Nach diesem Erfolg am Golf von Iskenderun kann England den weiteren Fortschritten der Bahn ruhig entgegensetzen; die „Kontrolle“ ist ihm für den Ernstfall ja gewiß. Möglich, daß es einst, wenn die „deutsche“ Bagdadbahn offiziell eröffnet wird, der Feier wieder schmolend fern bleibt (falls es dann solche Maske noch für unentbehrlich hält); vorher und nachher aber dürfte es versuchen, möglichst viele Bagdadbahn-Aktien aufzukaufen, oder, wenn die Statuten unüberwindliche Hindernisse bieten, mit anderen Mitteln den deutschen Vorstoß zu hemmen trachten. Das ist ihm beinahe ja jetzt schon gelungen.

Gedenket an Suez!

In den letzten Monaten wurde in der Presse erzählt, daß Willcocks, an der Durchführbarkeit seiner Wiederbewässerungspläne verzweifelnd, Mesopotamien den Rücken gekehrt habe. Da seine Arbeiten noch in den Anfängen stecken, klang diese Nachricht von vorn herein unglaublich. Willcocks hat ihr denn auch in sehr lebhaftem Ton widersprochen. Er hat der englischen Regierung ferner den Plan unterbreitet, von Mesopotamien aus in gerader Linie eine Eisenbahn nach Damascus zu bauen, von wo die Mittelmeerhäfen Beirut und Haifa erreichbar sind. Darin könnte eine ernste Gefahr für die Bagdadbahn liegen; doch ist nicht zu erwarten, daß die türkische Regierung, auch bei größter Nachgiebigkeit gegen Englands Wünsche, die Genehmigung zum Bau einer solchen Bahn geben wird, die nur Englands politischen Plänen förderlich sein würde, die Bagdadbahn aber, an der die Türkei lebhaft interessirt ist, unter Umständen schwer schädigen könnte. Immerhin sind Ueberraschungen aller Art, wie die bisherige Geschichte der Bagdadbahn gezeigt hat, nicht ausgeschlossen. Was würde Georg von Siemens sagen, wenn er das Zwerggebild sähe, das im Lauf von elf Jahren als Frucht seines groß gedachten Planes entstanden ist!

Friedenau.

Dr. Richard Hennig.





## Das Greifenalter des Augustus. \*)

**S**iberius hatte zu Beginn des Jahres 9, als er sich überzeugt hatte, daß der Aufstand in Pannonien beendet sei und nur noch Dalmatien ihm zu schaffen mache, den Oberbefehl an Germanicus abgegeben und war nach Italien zurückgekehrt, wo nach seinen Erfolgen die Stimmung umgeschlagen war und man ihm zu Ehren großartige Festlichkeiten veranstaltete. Bald sollte sich zeigen, daß der dalmatische Feldzug ein schwierigeres Unternehmen war, als man anfangs geglaubt hatte. In Abwesenheit des Siberius hatten die Soldaten, der vielen Kreuz- und Querzüge überdrüssig, eine Kundgebung gegen die Zauderstrategie des Höchstkommandirenden veranstaltet; sie verlangten, man solle durch eine Entscheidungsschlacht der Sache ein Ende machen. Nun aber besaß Germanicus weder das nöthige Ansehen bei der Truppe noch die rücksichtslose Energie, um die Soldaten im Zaum zu halten. Um Schlimmeres zu verhüten, eilte Siberius nach Dalmatien zurück und errang im Oktober einen vollständigen Sieg über die Dalmaten, durch den der Krieg beendet wurde. Endlich konnte die lang-ersehnte Botschaft in Rom eintreffen: der große Aufstand war niedergeschlagen, Rom hatte noch einmal gesiegt. Man nahm sie mit ungeheurem Jubel auf. Der Senat verlieh durch einen Beschluß dem Augustus den Titel Imperator; Siberius durfte einen Triumph feiern und man errichtete ihm zu Ehren in Pannonien Triumphbogen; dem Germanicus und den anderen Generalen wurden die Insignien des Triumphators verliehen, ihm außerdem das Vorrecht, vor dem gesetzlichen Alter Konsul werden zu können; Drusus, der Sohn des Siberius, erhielt das Recht, an den Sitzungen des Senats theilzunehmen, noch bevor er Senator war, und nach Befleidung der Quaestur die Stellung eines Senators mit praetorischem Rang einzunehmen. Dabei hatte Drusus den Feldzug gar nicht mitgemacht; man wollte eben in der Person des Sohnes dem Vater eine Ehrung erweisen. Aber während der Senat seine Beschlüsse faßte, während das Volk seiner Freude über die glückliche Beendigung des langwierigen Krieges lauten Ausdruck verlieh, fünf Tage nach Eintreffen der Siegesbotschaft aus Illyrien, kam eine furchtbare Schreckenskunde vom Rhein.

Ganz Germanien vom Rhein bis zur Elbe hatte sich erhoben; die jenseits vom Rhein garnisonirenden Legionen waren niedergehauen worden oder in Gefangenschaft gerathen; der legatus des Augustus,

---

\*) Ferreros „Größe und Niedergang Roms“, das hier oft schon erwähnte Werk des italienischen Soziologen, ist der größte Historikererfolg unserer Tage geworden. Der sechste (letzte) Band, dem heute ein Fragment entnommen wird, soll noch im November bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen. Die sorgsame Uebersetzung ist die tüchtige Leistung des Herrn Dr. Kapff. Der deutschen Ausgabe wird ein genauer Index angefügt werden, der allen anderen Ausgaben fehlt.



Publius Quintilius Varus, hatte sich selbst den Tod gegeben, um nicht lebend dem Feind in die Hände zu fallen; der ganze Stab, die Generale und Offiziere waren getötet oder gefangen genommen worden; das Kastell Aliso hatte sich übergeben müssen. Wohl suchte man die ganze Schuld sogleich auf Varus abzuwälzen, aber dem tiefer Blickenden konnte nicht entgehen, daß die wahre Ursache dieser unerwarteten Katastrophe in den inneren Krebschäden zu suchen waren, die das Reich zerfraßen und die Niemand besser erkannte als Tiberius, obwohl er nicht im Stande war, sie zu heilen, und sich sogar zuweilen genöthigt sah, ihnen Zugeständnisse zu machen. Die Schuld lag an der graeco-italischen Civilisation und der römischen Verwaltung, die überall, in Germanien wie in Pannonien, in gleicher Weise die barbarischen Stämme zu verzweifelttem Widerstand aufreizten, und an dem militärischen Niedergang Roms, das die Erhebungen nicht mehr niederzuwerfen vermochte, die in steigendem Maße durch die ganze Entwicklung seiner Expansion hervorgerufen wurden. Publius Quintilius Varus sollte in Germanien die neue Politik durchführen, mit deren Hilfe Tiberius einen festen Untergrund für die römische Herrschaft in diesen weiten Gebieten zu errichten hoffte, und die Wahl, die man getroffen, war nicht so unglücklich ausgefallen, wie es später, als das Unglück geschehen war, hieß. Quintilius Varus hatte während seiner Amtsthätigkeit in Palästina bei dem Aufstand, der nach dem Tode des Herodes ausgebrochen war, Beweise von Muth, Thatkraft und politischem Scharfblick gegeben. Er hatte den Anfang damit gemacht, in Germanien römisches Gesetz und Recht einzuführen; er hatte Alles gethan, um römischen Sitten und dem fremden Handel den Weg zu bahnen; er hatte endlich zum ersten Mal, als Rom für den Krieg in Illyrien und Pannonien Geld brauchte, den Germanen eine Steuer auferlegt. Diese aber hatten sich wohl nach dem Tode des Drusus in die rein formelle Unterwerfung, mit der Augustus sich zufriedengab, geschickt, waren aber aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden, als die nachdrücklichere Romanisirungspolitik des Tiberius sich immer fühlbarer machte und die Centurionen einen Tribut einforderten, der den Weg vom Rhein über die Alpen bis nach Rom finden sollte. Jetzt war es um ihre einstige Freiheit geschehen, um Alles, was ihnen theuer war, sie mußten das Kriegzbeil begraben, das ein Stamm so oft gegen den anderen geschwungen hatte, und ihre alten Sitten und Bräuche waren dem Untergang geweiht. Die Prokonsuln, Centurionen, Kaufleute und die (nicht ohne Grund) ihnen besonders verhaßten Juristen würden jetzt das große Wort führen. Die Erbitterung der Germanen hatten vor Allem die Versuche des Varus, das römische Prozeßverfahren einzuführen, und die Steuererhebung verschuldet. Der pannonische Aufstand blies den unter der Asche glimmenden Funken zum Brande an. Ein vornehmer Cherusier, Arminius, der das römische Bürgerrecht besaß und mit Varus befreundet war, knüpfte mit den germanischen Häuptlingen Unterhandlungen wegen einer allgemeinen



Erhebung an und wandte dabei nach außen die zähe Verstellungskunst an, wie sie der Barbar im Kampf gegen die Civilisation mit so einzigartigem Geschick als Waffe zu gebrauchen pflegt. Wenn Rom sich durch den illyrischen Aufstand einen solchen Schrecken einjagen ließ und so viel Mühe hatte, ihn zu bewältigen, dann konnte ein Ausbruch, der gleichzeitig in Germanien erfolgte, die Römer für immer über den Rhein zurückwerfen. Die Anstifter dieser Verschwörung bereiteten Alles in stiller, rastloser Arbeit vor, ehe sie endlich loschlügen.

Sie konnten nicht hindern, daß Gerüchte davon bis ins Ohr des Varus drangen, der Warnungen erhielt. Vielleicht hätte eine vorsichtige und argwöhnische Natur wie Tiberius diesen Stimmen Gehör geschenkt; aber das Unglück wollte, daß er zu sehr durch den Krieg in Pannonien in Anspruch genommen war, um die Vorgänge in Germanien mit der wünschenswerthen Aufmerksamkeit verfolgen zu können. Quintilius Varus achtete nicht darauf: waren nicht die angeblichen Häupter der Verschwörung seine Freunde, besuchten sie ihn nicht von Zeit zu Zeit in Aliso? Er traf also keinerlei Vorkehrungen und hielt nicht für nöthig, eine Zusammenziehung seiner weithin verstreuten Legionen anzuordnen. Noch am Abend vor dem Ausbruch des Aufstandes speisten Arminius und die anderen Führer der Verschwörung bei dem Prokonsul. Ein paar Tage danach kam die Nachricht, einige in den entlegensten Theilen Germaniens garnisonirende Abtheilungen seien angegriffen worden, und man glaubte im römischen Lager, es nur mit einem jener kleinen Aufstände von örtlicher Bedeutung zu thun zu haben, die von Zeit zu Zeit in Germanien ausbrachen. Die Germanen hatten darauf gerechnet, daß Varus im Besitz solcher Nachricht nach den bedrohten Punkten abmarschiren werde, und hofften, ihn mit seiner Hauptmacht in den Teutoburger Wald locken zu können, wo alle Vorkehrungen zu einem fürchterlichen Blutbad getroffen waren. Allzu vertrauensselig setzte sich denn auch Varus mit seinem Heer, dem Troß, den Weibern und Kindern, die zum Lager gehörten, in Bewegung, im guten Glauben, der Marsch gehe durch Freundesland. Aber mitten in den unermesslichen Wäldern überfielen ihn die Germanen von allen Seiten. Diesmal gelang es dem römischen Heere mit seinen vielen Nichtkombattanten und seinem großen Troß, bei seiner Unkenntniß der Gegend und der raschen Entmuthigung, die unter den Soldaten entstand, nicht, sich aus der Umflammerung des Feindes zu befreien, wie es Caesar so manches Mal geglückt war. Was nicht niedergemacht wurde, fiel in die Gefangenschaft der erbitterten Feinde.

Man hat sich daran gewöhnt, die Niederlage des Varus als eine der „Entscheidungsschlachten“ zu betrachten, von denen man sagen kann, daß sie dem Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben haben. Wäre Varus, so argumentirt man, nicht vernichtet worden, so wären die Lande zwischen Rhein und Elbe römisch geblieben und gleich Gallien dem Schicksal der Romanisirung verfallen. Damit wäre die germanische Nation und germanische Kultur aus dem Buch der Ge-



schichte getilgt worden, wie mit der Niederlage des Vercingetorig die Würfel über die keltische Nation und die keltische Kultur gefallen waren. Dieser Auffassung nach hätte die Schlacht im Teutoburger Wald eben so die Zukunft des Germanenthums gerettet, wie durch die Kämpfe bei Allesia das alte Keltenthum für ewige Zeiten vernichtet wurde. Aber so holzengerade dieser Gedankengang ins Schwarze zu treffen scheint: ganz so einfach lag die Sache in Wirklichkeit doch nicht. Man darf mindestens gelinden Zweifel hegen, ob Rom, wenn es die rechtsrheinischen Lande mehrere Jahrhunderte lang im Besiz behalten hätte, sie eben so leicht zu romanisiren vermocht hätte, wie ihm in Gallien gelungen war. Man braucht zum Vergleich nur an das Schicksal der römischen Civilisirungsversuche in den Donauprovinzen, vornehmlich in Norikum, in Pannonien und Moesien, zu erinnern. Rom hat Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über diese Länder ausgeübt und sie waren den Einwirkungen von Rom, Italien, Griechenland bei der größeren Nähe der Reichshauptstadt mehr ausgesetzt als Germanien: und doch faßte die römische Civilisation dort nicht tief genug Wurzel, um den Stürmen Widerstand leisten zu können, die nach dem Sturz des weströmischen Kaiserthums über Europa hinbrausten. Nur selten werden wir heutzutage in diesen weiten Ländergebieten an Rom und die lange Dauer seiner Herrschaft erinnert. Man muß sich also vor einer Verallgemeinerung hüten und ist nicht ohne Weiteres zu der Annahme berechtigt, daß der Romanisirungsprozeß sich überall eben so rasch und leicht vollzogen hätte wie in Galliens der geographischen Lage entsprechend eigenartigen Verhältnissen.

Jedenfalls darf man die geschichtliche Bedeutung des Ereignisses nicht unterschätzen; der römischen Expansionspolitik, die der Aristokratie die großen militärischen und staatsmännischen Aufgaben stellte, hat es ein jähes Ende bereitet. Wohl eilte Tiberius schleunig an den Rhein, sammelte die noch am Leben Gebliebenen, flößte den verzagten Kriegern neuen Muth ein, verstärkte die Grenzwehr und trug durch sein von ruhiger Sicherheit und stolzem Kraftbewußtsein zeugendes Auftreten viel dazu bei, den ersten Eindruck, den die Niederlage auf den leichtbeweglichen Sinn der Völker jenseits der Alpen ausgeübt hatte, rasch wieder zu verwischen. Aber trotzdem hielt auch er für das Klügste, die von seinem Bruder und ihm selbst eroberten Gebiete wieder preiszugeben. Die Feldzüge in diesen Ländern kosteten mehr, als sie einbrachten; die neuen Steuererhebungen und die Mängel in der Verwaltung gaben immer neuen Anlaß zur Unzufriedenheit; gegen die Selbstsucht der jüngeren Geschlechter war immer schwerer anzukämpfen; die großen Aufstände in Illyrien und Pannonien und die um sich greifende Zersetzung im Heer bildeten eine eindringliche Warnung für Rom, nicht allzu sehr auf seine Stärke zu pochen. Die Niederlage im Teutoburger Wald konnte noch als ein vereinzelter Schicksalsschlag gelten, wie sie immer vorkommen können. Aber als Augustus an die Neubildung der vernichteten Legionen gegangen war, fehlte es



an Freiwilligen, und als er auf dem Zwangswege Aushebungen vornahm, kam es zu zahlreichen Gehorsamsverweigerungen. Das war eine nationale Schmach, in der die Zunahme der antimilitaristischen Gesinnung in Italien deutlich zum Ausdruck kam. Augustus mußte zu den strengen Strafen greifen, die von Alters her auf Fahnenflucht gesetzt waren, den Widerspenstigen zuerst Geldbußen auferlegen und dann die Dezmirung über sie verhängen, wobei immer einer von zehn Schuldigen mit dem Tode bestraft wurde. Und trotzdem mußte er, um die erforderliche Anzahl von Rekruten zusammenzubekommen, seine Zuflucht zu der Hefe der hauptstädtischen Bevölkerung nehmen und selbst Freigelassene als Soldaten einreihen. Wenn man also nicht das Heer durch einseitige Vermehrung der fremden Irregulären internationalisiren und das Gleichgewicht zwischen dem römischen und dem ausländischen Element wahren wollte, so mußte man offen eingestehen, daß man nicht über die genügenden militärischen Kräfte verfügte, um ein Reich zusammenhalten zu können, das bis an die Ufer der Elbe reichte. Endlich war die nachhaltige Wirkung all der Gefahren, Schicksalsschläge und Uengste, unter denen Italien zu leiden gehabt hatte, nicht ausgeblieben. Die Niederlage hatte die Machtstellung des Augustus nicht ernstlich erschüttert. Sein Alter, das Unglück in der Familie, seine Verdienste um das Reich, die ungeheuren von ihm für öffentliche Zwecke verausgabten Summen und schließlich selbst die Gebrechlichkeit seines Alters, die das Gefühl der Furcht vor ihm nicht aufkommen ließ: Alles hatte dazu beigetragen, einen Glorienschein um sein Haupt zu weben und ihn auf eine Höhe zu heben, wo ihn die Kritik der Zeitgenossen nicht zu erreichen vermochte. Als im Jahr 13 seine fünfte Präsidentschaftsperiode zu Ende ging, wurden ihm die Vollmachten auf weitere zehn Jahre verlängert, trotz seiner Gebrechlichkeit und obwohl er nicht mehr laut reden konnte, fast nie mehr im Senat erschien, an keinem Festmahl mehr theilnahm und selbst die Senatoren, Ritter und Verehrer, die ihn aufsuchen wollten, um Unterlassung jeden Besuches gebeten hatte, da solche Empfänge ihn zu sehr ermüdeten.

Aber Augustus war nicht unsterblich; und nichts berechtigte zu der Erwartung, daß auch sein Nachfolger eine Art Immunität genießen werde. So kamen Augustus und Tiberius zu dem Entschluß, auf die Expansion jenseits vom Rhein zu verzichten und Germanien aufzugeben. Gewiß handelten sie unter dem Zwang der Verhältnisse, aber es war doch eine Entscheidung von weittragender Bedeutung, die den Beiden recht schwerfallen mußte. Nach den Berichten der Geschichtsschreiber des Alterthums hätte Augustus auf die Nachricht von der Niederlage des Varus sein Kleid zerrissen, Verzweiflungsschreie ausgestoßen und sich in seinem Schmerz wie ein Rasender geberdet. Wenn man auch zweifeln muß, ob die geschilderten Einzelheiten der Wirklichkeit entsprechen, dürfen wir doch diesen Berichten entnehmen, daß die Niederlage des Varus die schmerzlichste Erfahrung in diesem Leben bedeutete, das so reich an Erfolg wie an Mißgeschick war. Nachdem er



den Zusammenbruch in seiner Familie mit angesehen, in der Zwist, Todesfälle und die Folgen der *lex de adulteriis* so fürchterlich aufgeräumt hatten, mußte der Greis, ehe er seine Augen für immer schloß, noch erleben, daß mit dem Untergang der römischen Herrschaft in Germanien das Werk seiner besten Mannesjahre vernichtet wurde. Er hatte im Jahr 27 vor Christus die hohe Mission auf sich genommen, das Riesenwerk der nationalen Restauration und zugleich der Reformation der Aristokratie, bei dem ihm die ganze Nation mithelfen wollte, durchzuführen, und hatte sein Versprechen vierzig Jahre lang gehalten, obwohl er mit ansehen mußte, wie die Reihen seiner Mitarbeiter sich immer mehr lichteteten und ihr Eifer erlahmte. Vierzig Jahre hatte er darauf verwandt, die alte Aristokratie und das alte Heer neu zu schaffen und den alten Geist unter seinen Mitbürgern zu wecken. Die großen sozialen Gesetze des Jahres 18, deren Krönung die *lex Papia Poppaea* bildete, sollten in den Kreisen der Regirenden jene besonderen Eigenschaften aufs Neue beleben, ohne die sich nicht regiren läßt; und Germanien sollte das große Versuchsfeld sein, auf dem diese Eigenschaften sich entfalten konnten. Dort sollte der Adel zeigen, ob er im Stande war, durch eine militärische und diplomatische Aktion in großem Stil mit dem Ansehen des Führers und seiner Regierung zugleich das eigene vor den Augen der Welt mächtig zu heben und zu fördern. Und was blieb von Alledem noch übrig? Wenn man auch nicht sagen darf, Augustus habe mit seinen Gesetzen nichts erwirkt, so kann man doch behaupten, daß er das Ziel, das er sich gesetzt hatte, nicht erreichte und daß er nach der Niederlage des Varus, als der Verzicht auf Germanien entschieden war, in den letzten fünf Jahren seines Lebens sich keiner Täuschung über das Chimärische des Planes mehr hingeben konnte, an dessen Ausführung er vierzig Jahre seines Lebens gesetzt hatte. Die sozialen Gesetze des Jahres 18 hatten wohl sein Familienglück zu zerstören, nicht aber den alten Geist in den alten Geschlechtern neu zu beleben vermocht; die germanischen Länder mußten wieder aufgegeben werden, an die zwei Jahrzehnte lang so viel Geld und Blut gewandt worden war; alle Organe des alten republikanischen Regime hatten allmählich ihre Lebenskraft eingebüßt, selbst die nothwendigsten, wie der Senat.

Nachdem Augustus im Jahr 13 zum sechsten Mal die Präsidentenwürde übernommen hatte, sah er sich veranlaßt, den Senatsausschuß, den man ihm beigegeben hatte, noch einmal einer Neuorganisation zu unterziehen: an der Stelle der auf ein halbes Jahr gewählten fünfzehn Senatoren sollten künftig zwanzig sitzen, die auf ein ganzes Jahr gewählt waren, und alle Entschlüsse, die er gemeinschaftlich mit Tiberius, mit den designirten Konsuln, mit seinen Adoptivkindern, mit den zwanzig Mitgliedern des *consilium* und allen den Bürgern getroffen, die er zuzuziehen für gut fand, sollten Senatsbeschlüssen gleichgeachtet werden. Dieser Ausweg erwies sich als nothwendig, weil der Senat so schwer zusammenzubringen war und Augustus sonst allein und auf seine eigene Verantwortung das ganze Reich zu



regiren gehabt hätte. Der Gang der Entwicklung ließ sich auch nicht künstlich aufhalten: wenn der Senat lange die treibende Kraft gewesen war, die die Staatsmaschine in Bewegung setzte, so war jetzt nur noch ein lebloses Gerippe an seiner Stelle. Selbst die Stätte der Komitien stand nun, da die Wahlen zur reinen Formsache geworden waren, leer, denn die Wähler blieben aus. Gerade jetzt, wo das Reich mehr Beamte brauchte, muthige und pflichteifrige Männer von berechtigtem Ehrgeiz und unermüdlichem Schaffensdrang, ging die bevorrechtete, zur Regierung des Reiches berufene Aristokratie einem langsamen, freiwilligen Untergang durch Ehelosigkeit und Unfruchtbarkeit der Ehen entgegen: die Illusionen und Leidenschaften waren verslogen, die sonst die Regungen der Selbstsucht in einer herrschenden Klasse betäuben und ihrer Phantasie verlockende Bilder vorgaukeln, so daß sie muthig an die Zukunft glaubt und sich und ihr Werk ihr anvertraut.

Das Zauberwort ist noch nicht gefunden worden und wird niemals gefunden werden, daß eine Klasse, die zu Reichthum und Macht gelangt ist, im Besitz der Spannkraft und Energie erhält, denen sie ihre Erfolge verdankt, wenn sie nicht stets befürchten muß, mit diesen Vorzügen auch diese Macht und diesen Reichthum zu verlieren. Und wiederum wollte es die Ironie des Schicksals, daß gerade der Friede, um dessen Erhaltung sich Augustus so sehr bemüht, zu dem er den Grund gelegt und für den er solide Garantien geschaffen hatte, daß gerade diese heißersehnte Errungenschaft alle seine Versuche, dem alten Staatskörper neues Leben einzuhauchen, vereitelte. Jetzt, da der Friede nach innen und außen gesichert und ihre Machtstellung verbürgt schien, wollte die Aristokratie nicht mehr den Boden durch harte Arbeit für neue Aussaat lockern, sondern nur noch ernten, was die Vorfahren gepflanzt hatten. Mit der Achtung vor der Ueberlieferung war auch die Sorge um die Zukunft geschwunden, und wo die natürlichsten Pflichten vernachlässigt wurden, da mußte sich überall die unverhüllte Selbstsucht vordrängen. Selbst die militärische Katastrophe, die über das Reich in Germanien hereingebrochen war, mißbrauchte man, um gegen die hierdurch geschwächte Stellung der Regierung Sturm zu laufen und die Abschaffung der Erbschaftsteuer zu verlangen. In ganz Italien erhobte man sich abermals für diese Forderung und selbst Drohungen einer gewaltsamen Lösung des Problems wurden laut. Augustus sah ein, daß er nicht nachgeben durfte, wenn er nicht den völligen Ruin der ohnehin schon kranken Finanzen herbeiführen wollte, aber er wagte keinen offenen Widerstand: selbst jetzt, da er schon mit einem Fuß im Grabe stand und die Noth drängte, zog er sich hinter den Senat zurück, verlangte von ihm, er solle eine andere Steuer als Ersatz für die vorgeschlagene ausfindig machen, und verbot dem Drusus und Germanicus, in die Erörterung einzugreifen. Aber man darf diese fast unglaubliche Aengstlichkeit nicht einfach auf die Rechnung des Alters des Augustus und seiner ganzen Charakterveranlagung setzen; sie erklärt sich schließlich auch aus der einzigartigen Entwicklung des höchsten Staatsamtes, das ja zuerst, im Jahr 27, nur ein Provisorium gewesen



war, mit dem man sich aus der heillosen Lage, in die der Staat durch die Bürgerkriege gerathen war, retten wollte. Ein Einzelner, dem nur seine nächsten Verwandten, ein paar Freunde und Senatsmitglieder zur Seite standen, vermochte trotz seinem ungeheuren Vermögen, seiner Autorität und seinen vielfachen ausgedehnten Machtbefugnissen nicht, einer ganzen Nation das verlorene Pflichtgefühl wiedereinzulösen, und konnte nicht für all Das Ersatz schaffen, was im Schwinden begriffen war: die alte nationale Tradition, die Familienzucht, die Ordnung im Verwaltungskörper. Die Regierungsjorgen hatten sich an der obersten Stelle so gehäuft, daß man sich selbst an den schwachen Augustus noch zu klammern trachtete, da man fürchten mußte, wenn er vom Schauplatz abtrete, keinen Ersatz zu finden. Seit dem Aufstand in Illyrien und Pannonien und der Niederlage des Varus war der mehr gefürchtete als geliebte Tiberius der Einzige, der wirklich als Nachfolger in der Präsidentschaft in Betracht kam. Jeder mußte, auch wenn er es nur ungern that, zugeben, daß Tiberius der gründlichste Kenner der germanischen Verhältnisse und daß sein Name bei Germanen wie bei Galliern und Pannoniern gleich gefürchtet war. Nicht so sehr der Umstand, daß ihn Augustus adoptirt hatte, empfahl ihn als dessen Nachfolger, als vielmehr die Rücksichten auf die gallische und germanische Politik. Aber je näher der Tag rückte, der ihm den Lohn für seine lange Arbeit bringen sollte, um so mehr häuften sich die Bedenken, die Tiberius zögern ließen, ein solches Erbe anzutreten. Er war zu stolz und zu fest in seiner Wesensart, um jetzt noch, im Alter von über fünfzig Jahren, irgendeinen der Grundsätze, die er bisher vertreten hatte, aufgeben zu können. Wenn er an die Spitze der Staatsregierung gelangte, mußte er sich als den berufenen Hüter von Zucht und Ueberlieferung fühlen und darin seine vornehmste Aufgabe erblicken, daß er der Selbstsucht seiner Zeitgenossen immer wieder im Sinne der Vorsahren das Gebot der Pflichterfüllung gegen die Gesammtheit und gegen das Reich vor Augen hielt. Aber er hätte weniger Einsicht besitzen müssen, als er thatsächlich besaß, wenn er nicht erkannt hätte, daß die höchste Regierungsgewalt, die seiner harrte, ihn nicht zugleich auch in den Besitz der erforderlichen Machtmittel setzte, mit denen er allein seine Aufgabe richtig durchführen konnte. Wenn schon Augustus, trotz seinem Reichthum, der allgemeinen Verehrung, die ihm erwiesen wurde, seiner an wirklichen oder ihm nur zugeschriebenen Erfolgen reichen Laufbahn, nur mit Mühe und unordentlich genug den Pflichten seines Amtes zu genügen vermochte: wie sollte dann der Erbe all diese Verpflichtungen erfüllen? Er, der über weniger Reichthum und weniger Ansehen verfügte, der so viele Feinde unter dem Adel hatte, den Rittern wegen seines Eintretens für die lex Papia Poppaea ein Dorn im Auge war und von der großen Masse des Volkes mit Mißtrauen betrachtet wurde? Alle inneren Widersprüche, die diese Zeit durchsetzten, gipfelten in dem bedenklichsten, daß der Mann, der nach Maßgabe der Verhältnisse allein als Nachfolger des Augustus in Betracht kam, am Wenigsten Popularität und Ver-



trauen erworben hatte. Darin ist der Grund zu suchen, weshalb er, in der klaren Erkenntniß der hinter dieser glänzenden Stellung lau-  
ernden Gefahren, Bedenken trug, die oberste Stelle im Reich einzu-  
nehmen. Aber wenn er sich weigerte, diesen „monströsen“ Posten, wie  
er ihn selbst nannte, zu übernehmen: wem konnte man dann in einer  
so gefährvollen Lage das Schicksal des Reiches anvertrauen, da vor  
den siegreichen Germanen die Trümmer des römischen Heeres bis zum  
Rhein zurückweichen mußten, da die Niederwerfung von Pannonien  
und Dalmatien noch kaum vollendet, die Finanzkraft erschöpft, Italien  
durch neue Steuererhebungen erbittert war, während zugleich im Heer  
der Geist der Unzufriedenheit und der Auflehnung umging? Konnte  
man doch auch unter der Truppe die Folgen der Niederlage des Varus  
spüren, seit die Soldaten nun laut eine entschiedenere Sprache zu  
führen wagten und von der Regierung, die nach der Katastrophe einen  
schwächeren Stand hatte, leichteren Dienst und höheren Sold verlangten.

Vergeblich hatte sich also Augustus bemüht, die römischen Na-  
tionaltugenden mit den Errungenschaften des Hellenenthumes zu ver-  
schmelzen und eine von einer außerlesenen Aristokratie regirte Muster-  
republik zu schaffen, der man mit Ruhe das Schicksal des Weltreichs  
anvertrauen konnte. Er hatte die Gedanken eines Aristoteles, Cicero,  
Virgil, Horaz verwirklichen wollen und einen politischen Bastard er-  
zeugt, ein Monstrum, vor dessen Bändigung auch der flügste Politiker  
zurückschreckte. Sollte man dieses Gebilde eine entartete Republik oder  
die Frühgeburt einer Monarchie, ein defakantes aristokratisches Re-  
gime oder eine zur Unfruchtbarkeit verdamnte Demokratie heißen?  
Die republikanische Verwaltung, die während der letzten Jahrhunderte  
so viele Wandlungen durchgemacht hatte, war in den vierzig Jahren  
der augustischen Regierung allmählich zur Mumie geworden, deren  
Glieder zwar nicht abgefallen waren, aber auch nicht mehr funktio-  
nirten, weil das rothe Blut in ihnen eingetrocknet war. Das Staats-  
oberhaupt hatte sich vergebens bemüht, ihr Leben einzuhauchen, und  
sah sich schließlich zur Ohnmacht verdammt: die verbrauchten Organe  
konnten sein Denken und Wollen nicht mehr in Thaten umsetzen. Und  
zur selben Zeit war man draußen im Reich unflug genug, dieser ver-  
stümmelten Autorität und greisenhaften Impotenz göttliche Ehren zu  
erweisen. In den letzten zehn Lebensjahren des Augustus fand das  
Beispiel, das Pergamum und Lyon gegeben hatten, in anderen Pro-  
vinzen Nachahmung. Im spanischen Bracara war ihm zur Ehre ein  
Altar errichtet worden, im galatischen Anchyra wurde ihm und der  
Roma ein prächtiger Tempel geweiht, ein prunkvoller Augustuskult  
mit üppigen Volksfesten eingeführt und auch in Narbonne wurde ihm  
auf dem Forum ein Altar gewidmet, vor dem alljährlich am Geburts-  
tag des princeps Opfer dargebracht werden sollten. Aus der ganzen  
Welt strömten Gelübde bewundernder Dankbarkeit dem gebrechlichen  
Greise zu, der selbst wehklagte, daß er für den Staat fast nichts mehr  
zu thun vermöge.

Rom.

Professor Guglielmo Ferrero.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Berlin, den 26. November 1910.

## X Sertuor.

Sechzehnter November. In der Erzabtei der beuronen Benediktiner hat der Kaiser eine Rede gehalten, die zunächst wohl nur für die Kongregation bestimmt war, jetzt aber gedruckt worden ist. In Königsberg soll Wilhelm, ohne zu ahnen, welches Uerger-  
niß aus der im Schloß gehaltenen Rede entstehen werde, gesagt haben: „Der Satz vom ‚Instrument des Herrn‘ wird vielleicht die Pastoren vor den Kopf stoßen; sie werden darin den Versuch sehen, ihre Funktionen für mich in Anspruch zu nehmen.“ Daß die beuronen Rede den Protestantengrimm wecken könne, hat er gewiß nicht erwartet. „Vom Anfang meiner Regierung an war es mir eine besondere Freude, die Benediktiner in ihren Bestrebungen zu unterstützen, da ich beobachtet habe, daß sie nicht nur die Religion aufrecht zu erhalten und zu stärken bestrebt waren, sondern auch als Kulturträger, auf dem Gebiete des Kirchengesanges, von Kunst und Wissenschaft und Anderem, sich hervorgethan haben.“ Dagegen ist nichts zu sagen. Oder leben noch Leute, die leugnen, daß die Kultur den Päpsten und ihrer Klerisei Unerseßliches verdankt, und behaupten, die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, seien insgesamt Tagediebe und geile Böcke gewesen, geblieben? Discite iustitiam moniti! Ohnmächtiger Römerhaß wird zur Landesgefahr. Die Katholikenfraktion hat im Reichstag fünfzig (wenn man ihr die Polen, auf die sie bei jeder wichtigen Abstimmung rechnen kann, zuzählt, gar siebenzig) Sitze mehr als



die stärkste Gruppe der dem Römerglauben Fernen. Wer diese Macht besiegen und nebenbei noch die Ordnung der Gesellschaft wider Sturmangriff sichern will, muß himmlisch oder höllisch stark sein. Gesättigte Westreiche, deren innere Einheit fest geworden und deren Zukunft durch die Wahrung des Friedens, des heute geltenden internationalen Rechtszustandes nicht gefährdet ist, dürfen den Kampf gegen die alte Kirche wagen. Wir dürfen nicht: weil dem Deutschen Reich diese Einheit fehlt, weil es ohne Landzuwachs nicht dauern kann und für die Stunde der Auseinandersetzung mit den Weltreichen in West und Ost um jeden Preis sich die volle Wucht der Stoßkraft erhalten muß. Ob diese Auseinandersetzung mit dem Schwert oder mit der Feder versucht wird: wir müssen stark dazu sein; und stark sind wir nicht, wenn die Munition aus den Staatsarsenalen gegen Katholiken, Polen, Demokraten, Sozialisten verschossen wird. Trachtet nach einem Zustand, der die Schule der Priesterschaft sperrt und die entstaatlichten Kirchen beider Christenbekenntnisse zwingt, sich nur auf die Werbestärke ihrer Lehren noch zu verlassen; aber fordert nicht von dem Kaiser und König, von Kanzlern und Ministern, daß sie jedes freundliche Lob, auch das gerechteste, katholischen Wirkens meiden.

Der thörichte Alerger über die dem Centrum bescherte Adventfreude ließ den seltsamsten Satz der beuronen Rede übersehen. Der Kaiser meint, den Germanen sei der religiöse Sinn angeboren. An die frühe Symbolisirung wohlthätiger und schädlicher Naturkräfte kann er dabei eben so wenig gedacht haben wie an die Dynastien der Asen und Wanen, an Ojauß und Hel, Donar und Uliwa, an das Gewimmel freundlich blickender Götter und unholder Riesen, von denen der Germane, ohne Drang ins Uebersinnliche, greifbaren Nutzen hoffte, greifbaren Schaden fürchtete. Und das Christenthum hat sich kaum irgendwo schwerer durchzusetzen vermocht als in Germanien. Fritigil, die Markomannenfürstin, war längst als Christin gestorben, Chlodowech längst vom Erzbischof Remigius von Reims getauft, von Römern und Arianern die Eroberung des Landes versucht worden: der Heidenwahn haftete zäh in den Hirnen, die an Traumdeutung und Mantik, an Blutregen und Geisterbeschwörung glaubten. Dauernde Wirkung erreichten erst die Missionen der Iren und Angelsachsen; und noch Willibrord, der Nachfolger Wilfrieds von York, hat die Friesen nicht der Hei-



denheit zu entziehen, Pirmin, als Haupt der reichenauer Benediktiner, nur Reime christlichen Gemeindelebens aus der spröden Erde zu locken vermocht. Bonifatius wurde, im achten Jahrhundert, der Gründer der deutschen Kirche; konnte aber nicht hindern, daß unzählige Vorstellungen der alten Glaubenswelt unter dem Schirm der neuen fortlebten, heidnischer Brauch mit christlicher Sitte zu buckeliger Mißform verschmolz, die den Hohn herausfordern mußte. Im achten Jahrhundert, sagt Lamprecht, „war man noch fern von einer innerlichen Annahme des Christenthumes; schon der tolerante Sinn der germanischen Bevölkerungen bis ins zehnte Jahrhundert hinein beweist Das. Und noch viel später rauschten und raunten heilige Bäume den Willen der alten Götter, umhallten prophetische Stimmen und Opfergemurmel die Steinbauten väterlicher Opferstätten, wurden germanische Zaubersprüche gesungen über Feld und Vieh, über Webstuhl und Spinnrocken, über Tagesnahrung und heilkräftige Wurzeln.“ War diesen Kriegern, die mit dem Schwert den Satanas besiegen, den Himmel erstürmen und dort auf ihre Art, fröhlich und stark, weiterleben wollten, wirklich der religiöse Sinn angeboren? Könnte man nicht eher sagen, daß zwischen christlichem Weltfessel und germanischem Thatwillen der Spalt bis heute noch nie völlig geschlossen wurde?

Seltzam ist auch die Wilhelm dem Zweiten immer wiederkehrende Lust, irgendwelche Volkstheile zum Schutz des Christenglaubens auf Zions Schanze zu rufen. Manchmal waren's die preußischen Granden oder Landwirthe, die sich an Sonn- und Feiertagen zu Luthers Papsthaß bekennen; diesmal die Benediktiner, die der Römerglaube mahnt, nicht zu ruhen, bis der letzte Rest lutherischer Saat aus der Erde gejätet ist. „Was ich von Ihnen erwarte, ist, daß Sie in den Bahnen Ihrer Vorfahren weiterarbeiten und mich in meinen Bestrebungen unterstützen, dem Volk die Religion zu erhalten. Dies ist um so wichtiger, als das zwanzigste Jahrhundert Gedanken ausgelöst hat, deren Bekämpfung nur mit Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels siegreich durchgeführt werden kann. Das ist meine feste Ueberzeugung.“ Wer in dem neidenswerthen Glück frommen Glaubens lebt, muß wohl überzeugt sein, daß auch die „vom zwanzigsten Jahrhundert ausgelösten Gedanken“ von dem Himmel und dessen Herrn gewollt sind. Soll man sich diesen Allweisen nun als Einen vorstellen,



der schlimme Gedanken in die Welt setzt und hofft, die Kraft sterblicher Menschen werde sie wieder aus dieser Welt treiben? Daß kann er selbst ja thun, wann es seiner Allmacht beliebt; und aber tausend schwachen Seelen die Gefahr der Vergiftung sparen. Oder als einen Pädagogen, der ohne abschreckendes Beispiel nicht auskommen kann? Der Gedankengang bleibt dunkel. Da, nach christlicher Ueberzeugung, ohne Gottes Willen nichts geschehen kann, muß auch das den Königen und Kaisern Uergerlichste mit diesem Willengeschehen sein. „Jetzt soll die Erde glaubenlos werden, das Mauerwerk alter Ordnung wanken, der Zweifel fortan die Zuberficht, der Wahn einer Wissenschaft demüthige Andacht verdrängen. Dann werden, der Heerschaar zur Wonne, auf den Ruf meiner den Erdbewohnern sichtbaren Instrumente fromme Menschen sich zum Kampfe für die alten Güter reihen und das von der Vernichtung Bedrohte retten.“ Was wäre ein Gott, der so klein dächte, so knifflige Taktik besänne? Die Religion dem Volk zu erhalten, kann nur Gottes Sache sein. Religion erhält sich selbst oder ist verloren. Aufrufe zum Schutz entrinnenden Glaubens haben niemals genügt; den Königen, denen sie nützlich schienen, fast immer, der Religion, die sie ins häßliche Zwielficht einer vom Staate zu Zweckzwecken gewollten Zwangsinstitution rückten, immer geschadet. Gott braucht hienieden keine Garde. Da Sauls Tochter den frommen König David vor der Bundeslade Lobgesänge anstimmen hörte, warder ihr winzig; sah sie in ihm nicht mehr den starken König.

Ob Altar und Thron, wie Wilhelm meint, „zusammengenhören“, ist gerade in Germanien oft streitig gewesen; von dem Tag an, da, im siebenten Jahrhundert deutscher Geschichte, die Männer des Altars dem Thronenden das Vormunds- und Schützerrecht über Witwen, Waisen und Freigelassene bestritten, bis in die neue Zeit, die dem ersten Kanzler die Erinnerung an Uuliz, an den Hader Ugamemnonz mit Kalchas auf die Lippe trieb. Und ob es nützlich wäre, die Refruten, wie der fromme Kaiser wünscht, täglich das Vater Unser beten zu lassen, mag auch Manchen zweifelhaft dünken. Refruten werden nicht für die Stunde gedrillt, in der, wie im Himmel, also auch auf Erden Gottes Reich Wirklichkeit wird; sie sollen auf Kommando töten, dürfen den Nächsten nicht stets lieben wie sich selbst, werden sich schwer entschließen, niemals eines Nächsten Kind oder Magd zu begehren, und soll-



ten drum nicht allzu oft vor die Frage gestellt werden, wie des Dienstes rauhe Vorschrift mit der milden Lehre des Katechismus zu vereinen ist. Auch die Frömmsten (die ein über den Materialistendünkel Hinausgewachsener beneiden, nicht höhnen wird) neigen nachgerade zu der Meinung, daß über Religion, die persönlichste Sache des Christenmenschen, nur selten und leise gesprochen werden sollte. Die stete Mahnung zur Frömmheit verhallt in's Leere.

Jrgendeinen Anlaß zu politischem Einspruch bietet die beurrer Rede nicht. Wer dem Kaiser das Recht wehren will, daß Wirken stiller Mönche zu rühmen, mindert die Möglichkeit, den höchsten Vertreter der Volkheit da zu hemmen, wo das Reichsinteresse ohne Höflingszagheit solche Hemmung verlangt.

Siebenzehnter November. In den Artikeln, die für den neuen Abschnitt der Reichstagssession die Stimmung bereiten möchten, sind drei Wünsche wahrnehmbar. Den „ersten Zusammenstoß“, liest man, werde die Interpellation über die königsberger Rede des Kaisers bringen. Dann hätte der Kanzler Grund zur Freude. Er würde wiederholen, was er in seiner Zeitung gesagt hat, und hätte die Mehrheit des Hohen Hauses für sich. Und dieser Mehrheit könnte das Vergnügen blühen, ihre Gegner zersplittern zu sehen. Der mit der Regierung unzufriedene Opponent muß wünschen, sie so schnell wie möglich in eine Lage zu bringen, in der ihr die Verständigung mit der Mehrheit schwer wird (Lebensmittelpreise; der vom Papst den Geistlichen und Professoren auferlegte Eid; Schiffsahrtzoll); darf nicht wünschen, schon in der ersten Woche sie wieder fest an diese Mehrheit zu binden. Muß denn über die königsberger Rede noch einmal in breiter Ausführlichkeit geschwätzt werden? Was darüber zu sagen war, ist gesagt, ist auch gehört worden. *Occidit miseris crambe repetita magistros.* Ein Juvenalkenner mußte den Tribunen von der Aufwärmung des Rohles abrathen. Das Ergebnis solcher Rednerei ist vorauszu sehen. Herrliche Ausbrüche loyaler Lehnstreue, die Andeutung oder das mannhafte Bekenntniß, daß im November 1908 der Thatbestand nicht richtig dargestellt worden ist, also auch das auf so unzulängliche Beweisaufnahme gestützte Urtheil revidirt werden muß; und im Sinn des Beurtheilten die Gewißheit, daß über den Nutzen und Nachtheil seiner Bethätigung selbst im Parlament jetzt die Mehrheit ganz anders denkt als vor zwei Jahren. Schlaue



Taktiker würden vorziehen, ohne Warnung plötzlich den Kanzler mit der Frage zu überfallen, ob er in puncto „kaiserlicher Zurückhaltung“ der Auffassung seines Vorgängers noch zustimme. Der zweite Wunsch liberaler Männer ersehnt die Abstinenz aller nicht den Deutsch-Konservativen und dem Centrum Angehörigen vom Präsidium. Er ist nicht nur unerfüllbar (denn die Reichspartei kann nicht daran denken, sich von dem Knalleffekt des Erbprinzen zu Hohenlohe schrecken zu lassen), sondern auch unflug. Welcher Gescheite verzichtet freiwillig auf das Recht, im Rath seiner Gegner zu sitzen? Um diesen Sitz und damit die Möglichkeit steter Ingerenz zu erreichen, müßten die neunzig Liberalen sich, sanfte und wilde, verbünden; zu den Gegnern sprechen: „Gerade weil Eure Politik uns nicht gefällt, stehen wir auf unserem Recht, an der Geschäftsführung mitzuwirken; dem Freunde dürften wirs, niemals dem Feinde opfern.“ Anders aber als sonst in Menschenköpfen malt sich im Hirn der Nationalliberalen die politische Pflicht. In der Annahme eines Präsidentsitzes sähen sie ein Symptom der Nachgiebigkeit. Unbelehrbar; nicht ein Fünkchen kräftigen Willens zur Macht; wenn man sie fragt, ob sie ein Reichsamt leiten möchten, werden sie roth: als ob ein Politiker, der den Inhalt seines Willens in die Normen der Gesetzgebung und Verwaltung zu bringen sucht, dadurch in den Mißgeruch des Amtsjägers käme. „Mit solchen Kindern, solchen Karlchen-Mießnick-Tertianern, die immer auf den Wink der Oeffentlichen Meinung warten, kann ich nichts anfangen“, stöhnte schon Bismarck. (Zum Entzücken ist jetzt wieder der hehre Gemüthston, in dem sie den Verdacht abwehren, ihr Wunsch könne nach Parlamentarischer Regierungslangen, ohne die wir doch, wie selbst der von der Leistung des parliamentary government nicht Geblendete merken muß, weder das Elend unseres fruchtlosen Parlamentarismus überwinden noch Geschäftsführer bekommen können, die in reifem Alter einmal, ungebunden, frei, amtslos, erfahren haben, „was das Leben sei.“ Unsere Excellenzen haben, fast ohne Ausnahme, von den Referendarstagen an die Welt nur aus dem Auge des Beamten gesehen und das Empfinden des Regierten nie ganz kennen gelernt. Nach dreijähriger Erfahrung als Privatmann würde sogar Herr Sydow seine Sache besser machen als heute.) Auch die Sozialdemokraten, denen, als der drittstärksten Fraktion, das Zweite Vicepräsidium gebührte, sind immer noch



jungfernhast zimperlich und erglühen in Scham bei der Vorstellung, irgendein Genosse könne im Schloß würdig das Haupt neigen und schweigen; statt, wie englische oder österreichische Sozialisten, der Gefolgschaft triumphirend zu sagen: „Soweit haben wir schon gebracht, daß der Allerhöchste in seinem Haus einen der Unseren empfangen muß!“ Also wird neben einem Erbfüchenmeister und Präsidenten des Königlichen Landesökonomiecollegii und einem Oberlandesgerichtspräsidenten wohl ein Vortragender Rath a. D. dem deutschen Volkshaus vorsitzen. Ueber die internationale („außwärtige“) Politik, liest man schließlich, braucht diesmal nicht viel geredet zu werden. Die Eindeichung der Schwakfluth wäre kein Unglück (nirgendß werden alltäglich so lange Reden gehalten, nirgendß diese Reden so wenig beachtet wie in Berlin); die Verkenntniß falscher Weichenstellung müßte das Unheil beschleunigen. Nur, um der lieben Selbstachtung willen, keine Hymnen, weil Magnaren und Türken von uns Geld genommen haben! Wenn wir ihnen den zehnfachen Betrag gäben (also unserer des Geldes bedürftigen Wirthschaft entzögen), könnten die Herren Edward Grey und Stephan Pichon die Hände reiben. Balkandiplomatie und Musulmanenappell an den fernen Deutschen Kaiser werden uns morgen so wenig nützen, wie gestern uns die traurige Umschmelzung des Herrn Roosevelt genützt hat; werden in Britanien („Flotte und Islam: Das wird zu viel!“) nur das Feuer schüren. Eine der Deutschen Bank Vortheil gewährende Politik frommt nicht stets auch dem Deutschen Reich. Wer die Lust zeigt, den Türken in den Rang einer militärisch starken Großmacht zu helfen, mag sich wahren; muß bereit sein, gegen die Koalition aller christlichen Orientmächte zu fechten und den Fluch der Europäer an sich zu tragen. Warum fordern die Schreiber die Redner nicht lieber auf, den Reichsetat laut zu loben? Der hatß verdient. Herr Vermuth darf sich rühmen, ein Stück ernster, solider Arbeit geliefert zu haben. Pfennigsucherei? Aller Anfang ist schwer. Ueber die Nothwendigkeit, nach der Stärkung des Sparsinnes die Mehrung der Reichseinnahmen (durch distributive Geschäfte, nicht etwa durch neuen Steuerquark) zu erstreben, täuscht sich dieser stramm vorwärts blickende Staatssekretär gewiß nicht. Mit seiner Kargheit, seinem Grundsatz „Keine Ausgabe ohne Deckung“ will er zunächst einmal die Kollegen, deren Denken im Beamtenstaat reifte, die Elemente kaufmännisch sparsamer Verwaltung richtig schätzen lehren.



Achtzehnter November. Der Kronprinz des Deutschen Reiches ist mit seiner Frau nach Asien gereist; will das britische und das niederländische Indien, China und Japan sehen. Je weniger über diese Reise geschrieben wird, desto besser; der fin-  
dische Eifer, ihr in den Bereich hoher und höchster Politik deutende Zwecke zuzuschreiben, hat in London schon den Plan entbunden, den Hindu und Mohammedanern Indiens im nächsten Jahr den Ring und die Queen lebhaftig zu zeigen. Hunnenenkeln, Kampf für die heiligsten Güter, Sanct Michael Germanicus als Strategie im Christenkrieg wider die gelbe Rasse: die Zeiten sind für's Deutsche Reich so lange vorbei wie für des Berlichingers Jugendfreund die des fröhlichen Herzens. Vergeßt aber nicht, daß der Widerhall dieser Reden und Rufe bis zu den Gelben gedrungen ist, und nehmt ihrem megalomanischen Denken jede Möglichkeit des Wahnes, daß ein Sühneprinz ihnen nahe. Dem Reisenden kann die Fahrt sehr nützlich werden; wenn er, der von Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Technik der Heimath noch nicht viel kennt, sich vor den Rechnerfehlern der Leute hütet, die nach flüchtigem Augenschein über Wesen und Werth amerikanischer Industrie urtheilen, ohne sich zu Haus vorher, in Zechen und Hütten, Maschinenfabriken und Elektrizitätswerken, Spinnereien und Farbwaarenbetrieben, umgesehen zu haben. Der junge Herr steht vor einer schwierigen Taktprobe; er muß den schädlichen Schein eines für's Reichsgeschäft Reisenden meiden, Bescheidenheit fürstlicher Würde gesellen und überall, Gaffern und Mißtrauischen, durch ruhige Haltung und schlichte Rede beweisen, daß er nicht gefallen und werben, sondern seinen Gesichtskreis erweitern will. Wärs denn nicht möglich, den Geberdenspähern und Geschichtenträgern, die einzelne Zeitungsbesitzer dem Kronprinzen mitgegeben haben, die Pflicht zu anständiger Schweigsamkeit aufzuzwingen? Die Borddepeschen konnten ernstest Sinn die drahtlose Telegraphie lassen lehren. Muß der deutsche Philister, muß seine eng geschürzte, trippelnde Tochter denn durchaus flink wissen, wann der Prinz einen weißen, wann einen grauen Sportanzug trug, an welchem Abend er sich in ein Tirolerkleid mummte, an welchem Mittag den Tropenhelm aufsetzte, mit welchen Spielen, Späßen, Rundtänzen er die Zeit kürzte? Mußte durch „eigenes Funkentelegramm“ gemeldet werden, daß er „sich zwanglos an Bord bewege“, „mit bestem Appetit



im selben Raum wie die übrigen Passagiere die Mahlzeiten einnehme“ und „einzelne Landleute, darunter auch Ihren Berichtserstatter, mit leutsäliger Ansprache ausgezeichnet“ habe? Eine so widrignach der Gefindestube riechende Reportage müßten die Verleger und Schreiber verbitten, die von der Würde der Presse sonst wundervolle Kunde wissen. Der Kronprinz soll einst Kaiser werden. Durch breit ausgespreitete Berichte über sein vergnügtes Bordleben wird ihm nicht genügt; dem zu gewissenhafter Vorbereitung auf solche Reise die Tage der Wasserfahrt zu kurz sein müßten. Principis obsta; sero medicina paratur. Wer einen Kronprinzen umwedelt und jedes Lächeln und Räuspern der Hoheit zum Ereigniß haucht, darf nicht greinen, wenn der auf den Thron Gelangte sich in ewigem Glanze sieht. Gustav Freytag, die feinste Blüthe am Stamm philistrischer Deutschheit, schüttelte sich erschauernd vor der neuen Gefahr. „Wenn die Fürsten schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, so werden sie sehr früh veranlaßt, sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. Daß sie ausgefahren sind, daß sie in einem Laden Einkäufe gemacht haben, wann sie eine Schaustellung besucht, wen sie zu Tisch geladen, ja, in welchem Rock sie erscheinen, wird Gemeingut der Leser. Und wenn das Volk Jahre lang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat: wie darf es wundernehmen, daß Diese selbst eine große Meinung von Dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, die der Fürst einem Menschen gönnt, Diesen erhebt und glücklich macht, so gehört für den Fürsten eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, damit er nicht eine hohe Meinung von seiner Erhabenheit über Andere erhalte.“ Diese Sätze wurden im Jahr 1888 geschrieben.

Neunzehnter November. Nach der Erfahrung der letzten Jahre muß man sich mit der Gewißheit abfinden, daß Strafprozesse von nicht alltäglichem Umfang in Preußen undurchführbar geworden sind. Meist bringt das Ende der Staatskasse und dem Staatsansehen Verlust. Das Herbstelerbniß in foro war von der heiternden Sorte: ein Prozeß, in dem der Erfolg der Anklagebehörde davon abhing, daß Geschäftsleute öffentlich erklärten, die Furcht vor der Entschleierung ihres kaufmännischen Wandels und ihres Prinzipalgebahrens habe ihnen Ingerate abgepreßt. Jeder



Erwachsene mußte voraussehen, daß Alle, Mann vor Mann, be-  
 theuern würden, sie haben, erstens, nicht das kleinste Fleckchen zu  
 verbergen und, zweitens, nur Gott, sonst aber nichts auf dieser  
 schönen Erde fürchten gelernt. Fazit: der Staat zahlte eine Summe,  
 die ein Jahr lang fünf Richter ernähren könnte. Im Nebelung  
 scheint Schlimmeres zu drohen. In Moabit wird gegen die Leute  
 verhandelt, die thätiger Theilnahme an den moabiter Krawallen  
 beschuldigt sind. Vier Tage vergingen, bis auch nur der Eintritt  
 in die Verhandlung möglich wurde. Die Anklagen (ungefähr drei  
 Duzend) waren zum dicken Bündel verknötet und, nach dem Ini-  
 tialrecht, vor die Strafkammer gebracht worden, die der Staatsan-  
 waltschaft die für diesen Kriminalfall tauglichste schien. Zur Bün-  
 delung rieth gebieterisch die Vernunft; dreißigmal oder noch öfter  
 das Wesentliche einer Beweisaufnahme, die ein Zeugenheer  
 schaaft, zu wiederholen, wäre läppische, freble Vergeudung von  
 Zeit, Kraft, Geld gewesen. Ob bei der Auswahl der Strafkammer  
 die Vereinbarung der zuständigen Gerichte, die unsere Strafpro-  
 zessordnung im Zweiten Abschnitt („Gerichtsstand des Zusammen-  
 hanges“) fordert, versäumt, die sachliche Erwägung durch Per-  
 sonalwünsche gefärbt worden ist? Die Vertheidiger haben be-  
 hauptet; haben den Ankläger laut angeklagt. „Du hast, wider Recht  
 und Brauch, Dir ein Forum ausgesucht, in dem Du auf harte Be-  
 strafung hoffen zu können glaubst.“ Die Gerichtsentscheidung fiel  
 gegen sie. Und wer unbefangenen Auges die Gründe laß, auf  
 die sie ihren Ablehnungsantrag stützten, wurde an den Fall des  
 Mannes erinnert, der, unter der Anklage, unzüchtige Bilder ver-  
 kauft zu haben, den Gerichtsvorsitzenden ablehnte, weil von diesem  
 Direktor bekannt sei, daß er den Verkauf unzüchtiger Bilder für  
 ein streng zu ahndendes Vergehen halte. Glauben die Anwälte  
 ernstlich, irgendein preußischer Richter werde Lummel, die über-  
 führt sind, mit Messern, Steinen, Schußwaffen gegen Schutzmann-  
 schaft und Strifebrecher gewüthet zu haben, mit sanfter Hand an-  
 fassen? Ob die Schuld der Angeklagten klar erwiesen sei: Daß nur  
 war in der Hauptverhandlung zu prüfen. Warß hier aber wirk-  
 lich die einzige Frage, um deren Beantwortung die am Prozeß  
 Betheiligten sich mühten? Der Staatsanwalt möchte beweisen, daß  
 die Sozialdemokratie den Krawall angezettelt habe. Wenn er vom  
 Wesen dieser Partei mehr wüßte oder am Alexanderplatz die Be-



amenten gefragt hätte, denen seit Jahren die Beobachtung der politisch oder gewerkschaftlich Organisirten anvertraut ist, wäre er vor so arger Entgleisung bewahrt geblieben. Der Beweis ist nicht zu führen; schon der Verdacht schnell zu entkräften. Der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei denkt nicht an Aufruhr und Straßenputsche; verdammt sie, ganz aufrichtig, als der Parteisache schädlich, wo sie versucht werden. (Deshalb ist's im Straßenbereich des deutschen Proletariates, daß sein Heil nur von der „Entwicklung“ erhofft, so still wie niemals in vormärzlicher Zeit.) Ein Tessendorff hätte mit dem Begriff „sozialdemokratischer Verhegung“ operirt; Zeitungartikel vorgelegt, die deutlich zeigen konnten, wie in dunkle Hirne die Wuth gegen Arbeitwillige und deren beamtete Schützer gesät ward; und für die zufällig gepackten Opfer der unsaßbaren Heher das Unerkenntniß mildernder Umstände verlangt. Gegen die Schlaueit solcher Taktik durfte der Vertheidiger, der für die Sache seines Mandanten focht, sich nicht sträuben; und mit dem Ergebnis dieses Prozesses konnten draußen die Staatswächter dann freßsen. Jetzt? Die Beweiswünsche des Anklägers bleiben unerfüllt; und der Nebelspalt enthüllt schon den nahen Triumph der Sozialdemokratie. Ihre Parteiregenten und Gewerkschaftsbeamten werden, können, müssen beschwören, daß sie das wüste Treiben weder gewollt noch gebilligt haben; weder als Anstifter noch als Begünstiger sich auch nur vor ihrem Gewissen haftbar fühlen. War die Vereitung solcher Apotheose die Aufgabe der Königlichen Staatsanwaltschaft? Daß diese Angeklagten der Schächerkaste näher sind als wildem Jakobinerthum, mußte ein Assessor wittern.

Der Ankläger wurde früh in die Defensive gedrängt; genöthigt, Haftanträge zurückzunehmen und damit zuzugeben, daß er Menschen sechs Wochen lang ohne zwingenden Grund im Gefängniß gehalten habe. Nicht immer ist's zu vermeiden; müßte bei allen ins Politische schillernden Prozessen aber vermieden werden. Und der Gerichtshof? Dem Vorsitzenden bürdet die Reichsstrafprozeßordnung, die eine cross-examination nicht kennt, Lasten auf, unter denen der Mittelwüchsige erlahmen muß. Statt in thronender Ruhe einem Kreuzverhör zu lauschen, soll er Allumfasser, Allverwalter sein; den Inhalt jeder Aktenrandbemerkung ins Bewußtsein aufgenommen und dem Ergebnis der Voruntersuchung dennoch kein Vorurtheil entnommen haben; die Pflicht des Inquisi-



torß erfüllen und jedem Augenblick doch ein allweiser, unbeirrbarer Herrgott scheinen. Doppelt und dreifach schwer wird die Bürde, wenn auf den Vertheidigerstühlen eine ganze Donnerlegion den Mann mit der Goldlixe belauert. Da ist ein Robenträger vielleicht nur mit dem Amt betraut, von vorn herein die Möglichkeit der Urtheilsrevision zu schaffen; immer neue Beweisangebote zu ersinnen, über die das Kollegium nicht leichten Fußes hinwegschreiten kann, und der Kurialweisheit hübsch verhüllte Fallen zu stellen. Bedenkt sein Nachbar vielleicht nur, daß er, dessen Name heute nicht im Prozeßbericht stand, morgen um jeden Preis, auch um den eines Gerichtsstandals, in der Zeitung sich der p. t. Rundschaff empfehlen müsse. (Hand auf's Herz, messieurs les robins: wie viele Anträge werden nur in dieser Absicht gestellt, wie viele Ordnungsstrafen nur zu diesem Zweck provoziert? Schließlich plagt man sich mit einem Mandat, das nichts Rechtes einbringt, doch nicht Wochen lang, damit die Kollegen Knussemüller und Ephraimsohn Ruhm und Reklame haben; der Rämpe, dessen Verdienste gestern im Stillen blieben, wagt sich weit vor und gewinnt, durch die Erwähnung seines großen Eingriffes, ohne Kostenaufwand mehr als der Mediziner, der in die Zeitung setzen ließ: „Von der Reise zurück!“) Zu ganz schlimmem Spektakel kam's diesmal noch nicht. Der Vorsitzende, der weder als Wibbold noch als Wütherich angestaunt werden will und sich redlich im Dienste der Sache quält, wurde vor den gethürmten Hindernissen aber schon nervös, daß er, gegen den unzweideutigen Wortlaut des hundertachtzigsten Paragraphen im Gerichtsverfassungsgesetz, das Disziplinarrecht der Kammer über die Sitzungsdauer hinaus dehnte, um des lieben Friedens willen mit den Vertheidigern paktiren mußte und bald zu seufzen begann, die Strafprozeßordnung zwinge ihn, Erörterungen zu dulden und Anträgen zuzustimmen, die für die Sache werthlos seien. Ist's aber nöthig, Tage lang Zeugen zu hören, die befunden sollen, ob die Kohlenfirma Ernst Kupfer & Co. gute oder schlechte Löhne gezahlt, einen Schiedsrichterspruch gewünscht oder abgelehnt habe und ob die Schuld an den moabiter Putzsnächten der Arbeiterschaft oder dem Janhagel zuzusprechen sei? Nöthig nur für den Beweis, der die Sozialdemokratie ins Unrecht setzen soll. Unnöthig für einen Gerichtshof, der in der ersten Verhandlungstunde den Entschluß aussprach oder andeutete, jeden Abweg ins Gelände der Politik zu



meiden, von Klassengroll, auch berechtigtem, sich nicht stimmen, verstimmen zu lassen und die Angeklagten, ohne Kenntniß ihrer Parteizugehörigkeit, nach dem Gewicht ihrer erwiesenen That zu richten. Die Verkündung dieses Entschlusses hätte dem Ansehen preußischer Rechtspflege genügt und der Staatspolitik die Sammlung der Ordnungstüken erleichtert. Jetzt sieht Jeder, daß auch in dieser leidigen Angelegenheit der Eifer der Behörden nicht stets von scharfsichtiger Klugheit bedient war. Zuerst das (allen Feinden Deutschlands willkommene) Jammerschauspiel viertägiger Straßenkämpfe zwischen Polizei und Pöbel. Nahm man's leicht, dann konnte man sich, nach Bronsart's Rath, mit den Schläuchen der Feuerwehr begnügen und das Gesindel mit Wasserbeulen und triefenden Kleidern ins Schlafburschenheim schicken. Nahm man's schwer, dann mußte durch ein Militäraufgebot, wenn's nicht anders ging, durch Maschinengewehre, nach höchstens zwölf Stunden die Straßenruhe gesichert sein. Die Furcht vor Oeffentlicher Meinung, die Scheu, in den Ruch der im Schrecken schwelgenden „Reaktion“ zu gerathen, drängte in einen Mittelweg, den keines Sternchens Schimmer erhellte. Was zunächst nur ein frecher Ulf der Zuhälterzunft, der Athletenlehrlinge und der diesen Sippen Affiliirten gewesen war, wurde bald nun dem Aufruhr ähnlich. Mußte ihm ähnlich werden, seit der Mob sah, daß die Staatsgewalt nicht stark genug vertreten sei, um Steinwürfe, Knüppelhiebe, Verwundung durch Flaschen und Scherben abwehren zu können, und seit vorher Unbetheiligten der Unblick schuldlos geschlagener, gefesselter, weggeschleppter Männer und Frauen das Blut in die Schläfen trieb. Wer bedenkt denn im Drang solcher Sensation, daß der Schutzmann, dem von allen Seiten der Schandname „Bluthund“ entgegenellt, den hundert Fäuste umdrohen, der mit Flaschen, Geschirrscherben, Steinen beworfen, mit heißem Wasser begossen wird, Messerflingen blitzen und brave Kameraden aus Schußwunden bluten sieht, blind, ohne Ansehen der Person, dreinschlagen muß und, wenn er nicht im Menschendickicht überrannt werden will, gar nicht fragen darf, ob sein nächster Streich etwa eine von der Neugier herbeigelockte Unschuld treffen könne? Der im Polizeihafte Erwachsene bedenkt's sicher nicht; und mancher Bourgeois wird, wenn's nichts kostet, ungemein sentimental und menschenfreundlich. Ohne Wanfsähe er zum Schutz des eigenen Geldschrankes einen Wall von Leichen



geschichtet; wo sich um Anderer Habe handelt, heischt er sorglichste Scheidung des Guten vom Bösen und behutsamste Achtung der Menschenrechte. „Ordnung muß sein; doch dem unschuldig in einen Auflauf Gelangten darf kein Haar gekrümmt werden.“ An allen Ecken hört man's. Schon wird die arme, geplagte Schutzmannschaft (der nur ahnungslose Thorheit grimmes Zorngefühl gegen sozialdemokratische Arbeiter zutraut) in den Holzkäfig der Unflagebank gepfercht. Die Prügel und Wunden, die sie in's Revieramt trug, zählen nicht; daß sie nicht über den Häuptern wüthender Fleischerknechte das Banner der Humanität in mildem Mondlicht flattern ließ, ist unverzeihlich . . . Für die Staatspolitik wird dieser Prozeß nicht ausmünzbar werden. Die Höhlenmenschheit der Großstädte wird er lehren, daß sie, ohne empfindlichen Verlust (die „Richtigen“ greift der Arm der Gerechtigkeit ja nur selten), Tage lang, Nächte lang einen Indianerkrieg gegen die Hüter der Ordnung führen und dabei noch fette Beute erschnappen kann. Der Sozialdemokratie wird er zum Ehrenzeugniß ihrer Geseßlichkeit. Und die Herren von Dallwitz und Beseler bleiben Minister.

Zwanzigster November. Tolstoi ist tot. Vergeßt, für Stunden wenigstens, Alles, was die Weihestimmung dieses Totensonntags trüben könnte. Die Unwahrhaftigkeit eines Erlebens, daß in sicherem Port nach Stürmen, im wohligen Bewußtsein der Unantastbarkeit nach Martyrien lechzte; die Pose des Bauernheiland's, der, mit seinem Haß aller Wissen schaffenden, Willen stählenden Mächte, die Jünger in noch schwärzere Nacht vergraben hätte, als selbst das Reussenland Jwan's und Paul's sie je auf seinem Riesenleib lasten fühlte; das pfäffische Wesen des Rittelträgers; die sinnlose, doch unheilvolle Art seines allem kräftigen Handeln feindlichen Stopzen-Unarchismus; sein Zetern wider alle civilisirenden, Kulturmöglichkeit erwirkenden Gewalten und wider „die Raubnester, die sich Großmächte nennen“; seine abscheulichen, nicht durch Bildungsmängel zu entschuldigenden Urtheile über die höchste Kunst und die feinsten Künstler; sein Zula-Bayreuth, daß dem fränkischen den Zulauf neidete; das erbärmliche Buch über Shakespear, daß aus der Tobsucht eines im Messiaswahn geifernden Sklaven geboren scheint. Vergeßt heute den Sektenstifter, der dem nach Ehrfurcht langenden Sinn Goethes ein Gräuel, mit der Mirtur aus Laotse's und Rousseaus Tränken ein Ekel gewesen wäre. (Wenn die Europäer nicht so früh aufgehört hätten, die



Traftate deß auß Mitleid Wüthenden zu lesen, war dieser Holzpapierheilige um seinen Weltruhm.) Fegt deß Staubes Spur auß dem Gedächtniß! Der größte Epiker eines Jahrhunderts ist für immer verstummt. „Krieg und Friede“, der Roman russischer Menschheit, wird dem Erinnern lebendig. Peter Besuchow während der Seelenwandlung durch die fromme Einfalt Karatajew's; die Wundfieberzweifel deß Fürsten Andrej Volkonskij, der, über dem austerlicher Schlachtgefild, alle Himmel verhängt sieht; Napoleon, dessen fetten Leib ein Lafai mit dem Schwamm säubert; Alexander Pawlowitsch, der eitle Selbstherrscher, um dessen Zwiebackkrümel vor dem Kreml die tausendköpfige Menge raust; Natafcha Rostow an Volkonskij's letztem Bett. „Anna Karenina“, nach Gogol's „Mantel“ und vor Dostojewskij's „Schuld und Sühne“ das wichtigste, an reifer Nachfrucht reichste Ereigniß russischer Literatur, taucht auß feuchten Nebeln. Anna, im Schneesturm, auf der Nachtfahrt von Moskau nach Peterzburg; morgens, nach dem ersten Traum von der Seligkeit wirbelnder Leidenschaft, auf dem Bahnhofe vor dem korrekten Eheherrn, dessen Ohrlappen ihr plötzlich verlängert scheinen; Nikolai's Tod in der Herberge. Die Fülle der Gesichte blendet den Betrachter. Schlachten, Pferderennen, Audienzen, Sumpsjagden, Schlambäder, Hoffeste: von einem Buonarotti dünkt uns das Gewimmel erzeugt, in dem jede Form und Farbe, jede Regung deß Körpers und der Hirnkräfte von Leben stroht. „Kreuzer-Sonate“, „Macht der Finsterniß“, „Auferstehung“ sind Bilderbücher (im Freskostil mancher Kataombenbilder bepinselte), die das Auge in grausender Bewunderung erblickt; nicht mehr, was die beiden Gesellschaften waren. Weckten auch nicht mehr den selben Widerhall. Als der bürgerliche Roman in einer Zeitschrift erschien, hielten am Newskij-Prospekt, im Bahnwagen und Wirthshaus fremde Menschen einander mit der Frage fest: „Wie, meinen Sie, wird's nun mit Anna Karenina werden?“ Das kam nicht wieder. Und der mächtigste Plastiker deß Erdostens bespie, da sein Arm müde geworden war, selbst das Werkzeug, mit dem er eine in Sehnsucht siechende Menschheit geschaffen hatte.

Ein und zwanzigster November. In Großbritannien soll ein neues Unterhaus gewählt werden; zum zweiten Mal im Lauf eines Jahres. Warum? Die Liberalen haben, nur von der Gnade der Iren und Sozialisten freilich, eine sichere Mehrheit; und die Lords, deren Veto die vorige Wahlprobe erzwang, sind bereit, sich



selbst zu entmachten: wollen ihr Erbrecht auf den Sitz in der Peerskammer opfern und von den Commons beschlossenen Finanzgesetzen nie wieder den Weg sperren. Unter der Führung Roseberns, des Liberalen, haben sie, in einem Gefühl naher Fährniß, daß an die Haltung des Moskowiteradels in den letzten Tagen der Leibeigenschaft erinnert, einstimmig diesen Willen bekannt. Mit ihnen würde selbst dem schwerblütigen Barrister Asquith eine Verständigung leicht möglich. Doch die Liberalen möchten ihr Herrschaftsrecht morgen besser sichern, als sie bisher vermochten; und zu solcher Sicherung scheint ihnen die Gelegenheit günstig. So lange das Geschäft in London schlecht ging, war, mit Chamberlains treuer Kohorte, die ganze City und ein großer Theil der Industrie für Tarifierform und Reichsschutzoll. Seit der Sommer Sonnenwende geht das Geschäft gut und die Gefahr, das Wagniß jähher Abkehr vom Freihandel wird wieder in ängstlichem Gemüth erwogen. Also muß gewählt werden, ehe das Schlagwort der Tarifierform neue Werbekraft gewinnt. Welcher Röder bleibt dann noch den Konservativen? Die Warnung vor der Lockerung des Bandes, das Irland ans Britenreich knüpft. Auch dieser Spuk schreckt die Homeruler nicht mehr. Home Rule all round: so lautet der neue Lockruf. Nicht dem Irland nur, sondern allen Theilen des Weltreiches soll Autonomie gewährt werden; alle sollen, von den Orkneys am Golfstrom bis nach Kapstadt und an den Otago, ihre Bezirksgeschäfte nach eigenem Ermessen führen und nur zur Berathung der allen gemeinsamen Angelegenheiten Vertreter ins londoner Reichsparlament senden. Lebtdrücken das Deutsche Reich nicht, mit Bundesstaaten und Landtagen, behaglich? Dann weicht der Irenalb endlich von der Brust des Leun; und die Konservativen können nur noch hoffen, als Streiter für den Rest der Peersprivilegien zu siegen. Keine bequeme Plattform für eine von der derben Demagogie Lloyd Georges bedrängte Partei. Dem Empire dämmert eine Schicksalsstunde. Werden die Konservativen noch einmal besiegt, dann wird aus dem Oberhaus ein nur dem Auge noch werthvolles Ornament, aus Britanien eine Demokratie ohne Bremsvorrichtung; wird Irland selbständig; die durch Gladstones Homeruleplan bewirkte Union der für die Reichseinheit kämpfenden Whigs mit den Tories zwecklos; müssen die Iren allmählich ins Lager der Schutzöllner abshwenken. Und auf den Gebieten internationaler Politik wird man bald spüren, daß England wieder eine starke Regierung hat.





## Monna Lisa Gioconda.\*)

**L**eonardo sagt in seinem „Traktat von der Malerei“: „Zum Bildnißmalen sollst Du eine eigene Werkstätte haben: einen länglichen viereckigen Hof, zehn Ellen breit und zwanzig lang, mit schwarz gestrichenen Wänden, einem Dachvorsprung über den Wänden und einem zusammenlegbaren Schutzbach aus Leinen gegen die Sonne. Ohne dieses Leinendach darfst Du nur vor der Abenddämmerung oder bei bewölktem Himmel und nebeligem Wetter malen. Denn diese Beleuchtung ist vollkommen.“

Einen solchen Hof hatte er sich im Hause des vornehmen florentiner Bürgers und Kommissarius der Signorie, Ser Piero di Barto Martelli, eines Liebhabers der Mathematik, eines klugen und ihm freundschaftlich gewogenen Mannes, bei dem er wohnte, eingerichtet. Es war das zweite Haus auf der linken Seite der Martelli-Straße, wenn man vom Plaze San-Giovanni zum Palazzo Medici geht.

Es war an einem windstillen, warmen und nebeligen Tag, Ende Frühjahr 1505. Das Sonnenlicht drang trüb durch den feuchten Wolkenschleier, wie durch Wasser, die Schatten waren zart und schmelzend wie Rauch; es war das von Leonardo bevorzugte Licht, von dem er behauptete, daß es dem Frauenantlitz besondere Schönheit verleihe.

„Kommt sie am Ende doch nicht?“ fragte er sich. Er dachte an Die, an deren Bild er nun fast drei Jahre mit einer für ihn ganz ungewöhnlichen Ausdauer malte.

Er machte die Werkstätte zu ihrem Empfang fertig. Giovanni Beltraccio beobachtete im Geheimen seinen Meister und wunderte sich über die beinahe an Ungeduld grenzende Unruhe der Erwartung, die sich des sonst so ruhigen Leonardo bemächtigt hatte.

Leonardo ordnete auf den Wandbrettern die verschiedenen Pinsel, Paletten und Farbtöpfe, auf deren Oberfläche der Leim als helle Kruste erstarrt war, und nahm von dem Bilde, das auf einer verschiebbaren dreibeinigen Staffelei, dem Leggio, stand, die Hülle herab. Er ließ die Fontaine, die er in der Mitte des Hofes eigens für sie eingerichtet hatte, springen; die Wasserstrahlen trafen eine Reihe gläserner Halbfugeln, die dadurch in Drehung versetzt wurden und dabei eine eigenthümliche leise Musik ertönen ließen; auf dem Beet um den Springbrunnen blühten Schwertlilien, ihre Lieblingblumen, die er mit eigener Hand gepflanzt hatte. Er holte einen Korb mit feingeschnittenem Brot für die zahme Hirschkuh herbei, die sich auf dem Hofe herumtrieb und die sie eigenhändig zu füttern pflegte; dann ordnete er den dicken Teppich vor dem Sessel aus glattem, dunklem Eichenholz

\*) Ein Buch von Mereškovskij über die Zeit der Renaissance: da braucht man Europäern kein Wort zur Empfehlung zu sagen. Das Buch (dem hier ein paar kleine Fragmente entnommen werden) trägt den Titel „Leonardo da Vinci“, heißt „Historischer Roman“ und wird bei R. Piper & Co. in München erscheinen.



mit gegitterter Lehne und Armstützen. Auf diesem Teppich, seinem gewohnten Plak, lag und schnurrt bereits ein weißer Kater von seltener Rasse, den er eigens zu ihrer Unterhaltung angeschafft hatte; der Kater stammte aus Asien und hatte Augen von verschiedener Farbe: das rechte war gelb wie ein Topas, das linke blau wie ein Saphir.

Andrea Salaino brachte Noten herbei und begann, seine Viola zu stimmen. Etwas später kam auch der andere Musiker, ein gewisser Altalante, den Leonardo noch in Mailand, am Hofe Moros, kennen gelernt hatte. Besonders gut spielte er die vom Meister erfundene silberne Laute, die die Form eines Pferdeschädels hatte.

Leonardo pflegte in seine Werkstätte die besten Musiker, Sänger, Erzähler, Dichter und die geistreichsten Gesellschafter zu laden, um ihr die Zeit zu vertreiben; denn er wußte, wie langweilig es ist, einem Künstler zu einem Bildniß zu sitzen. Er studirte in ihren Zügen das Spiel der Gedanken und Gefühle, die von Unterhaltung, Erzählungen und Musik hervorgerufen wurden.

In der letzten Zeit veranstaltete er solche Unterhaltungen nur noch selten, denn er wußte, daß sie nicht mehr nöthig waren und daß sie sich auch ohne fremde Gesellschaft nicht langweilen würde. Nur die Musik, die Beide bei der Arbeit anregte, schaffte er nicht ab; denn auch sie arbeitete an ihrem Bildniß mit.

Alles war fertig; sie aber erschien noch immer nicht.

„Kommt sie am Ende doch nicht?“ dachte er sich. „Das Licht und die Schatten sind heute wie auf meinen Wunsch geschaffen. Soll ich sie holen lassen? Sie weiß, daß ich warte; also muß sie kommen.“

Plötzlich lenkte ein leiser Lusthauch den Wasserstrahl der Fontaine zur Seite; die Glaskugeln erklinkten und die Blütenblätter der weißen Schwertlilien neigten sich unter dem auf sie herabfallenden Wasserstaub. Die Hirschkuh reckte ihren schlanken Hals und spitzte die Ohren. Leonardo hob den Kopf und lauschte. Giovanni hörte selbst noch nichts; doch laß er in den Zügen des Meisters, daß sie kam.

Zuerst trat in die Werkstätte mit stiller Verbeugung Schwester Ramilla, eine Konvertitennonne, die bei ihr wohnte und sie jedesmal zum Künstler begleitete. Sie hatte die Eigenschaft, gleichsam unsichtbar zu werden: sie saß immer bescheiden mit ihrem Gebetbuch in der Hand in einer Ecke, hob nie ihren Blick und sprach auch fast nie ein Wort, so daß Leonardo kaum ihre Stimme kannte, obwohl sie schon seit drei Jahren in seine Werkstatt kam.

Gleich nach Camilla erschien auch sie, die hier von Allen erwartet wurde: eine etwa dreißigjährige Frau, in einfacher dunkler Kleidung, mit einem durchsichtigen dunklen Schleier, der bis an die Mitte der Stirne reichte. Es war Monna Lisa Gioconda.

Beltraffio wußte, daß sie eine Neapolitanerin aus einem sehr alten Geschlechte, die Tochter des einst reichen, aber nach der französischen Invasion verarmten Edlen Antonio Gerardini und die Gattin des florentiner Bürgers Francesco del Giocondo sei. Der hatte im



Jahr 1481 die Tochter eines gewissen Mariano Rucellai geheirathet; sie starb nach zwei Jahren. Darauf heirathete er eine gewisse Tommasa Villani, und als auch sie starb, schloß er seine dritte Ehe mit Monna Lisa. Als Leonardo ihr Bildniß malte, war der Künstler fünfzig und ihr Gatte, Messer Giocondo, fünfundvierzig Jahre alt. Messer Giocondo war in das Kollegium der Zwölf Buonomini gewählt worden und sollte bald Prior werden; er war ein Durchschnittsmensch, wie man solche überall und immer findet, weder besonders gut noch besonders schlecht, im Geschäft tüchtig, sparsam und ganz seinem Amt und der Landwirthschaft ergeben. Die schöne junge Frau betrachtete er als einen angemessenen Schmuck für sein Haus. Von der Schönheit Monna Lisas aber verstand er viel weniger als von den Vorzügen einer neuen Rasse sizilianischer Stiere oder von den Vortheilen des Einfuhrzolles auf rohe Schafhäute. Man erzählte sich, sie habe ihn nicht aus Liebe, sondern nach dem Wunsche ihres Vaters geheirathet und sei schon einmal verlobt gewesen; doch habe ihr Bräutigam auf einem Schlachtfelde einen freiwilligen Tod gefunden. Man erzählte sich auch (vielleicht war es aber nur Klatsch) von anderen leidenschaftlich und hartnäckig, doch stets hoffnungslos in sie verliebten Verehrern. Uebrigens konnten böse Zungen, deren es in Florenz genügend gab, ihr nichts Schlechtes nachsagen. Monna Gioconda war stets still und bescheiden, hielt streng auf alle Gebräuche der Kirche, zeichnete sich durch Wohlthätigkeit aus und war eine gute Hausfrau, treue Gattin und ihrer zwölfjährigen Stieftochter Dianora eine wirkliche, zärtliche Mutter.

Das war Alles, was Giovanni von ihr wußte. Doch erschien ihm jene Monna Lisa, die in Leonardos Werkstätte kam, als eine ganz andere Frau.

Obwohl er sie schon seit drei Jahren kannte, bemächtigte sich seiner bei jedem ihrer Besuche ein sonderbares Gefühl: ein Erstaunen, das an Angst grenzte, wie vor einer Gespenstererscheinung; und dies Gefühl schwand nicht mit der Zeit; es wurde vielmehr tiefer und stärker. Er erklärte es sich zuweilen damit, daß er ihr Gesicht schon so oft auf dem Bilde gesehen habe und daß die Kunst des Meisters so groß sei, daß die lebende Monna Lisa ihm weniger lebend erscheine als die gemalte. Doch es mußte wohl auch noch einen anderen Grund haben.

Er wußte, daß Leonardo sie nur bei der Arbeit, also entweder in Gegenwart vieler Geladenen oder mindestens in Gegenwart der sie stets begleitenden Schwester Ramilla, nie aber unter vier Augen sehen konnte. Und doch fühlte Giovanni, daß die Beiden ein Geheimniß hatten, das sie einander verband und von den anderen Menschen trennte. Er wußte auch, daß dieses Geheimniß nicht Liebe war; oder wenigstens nicht Das, was die Menschen Liebe nennen.

Er hatte von Leonardo gehört, daß alle Künstler die Neigung haben, den von ihnen dargestellten Körpern und Gesichtern Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Körper und Gesicht zu verleihen. Der Meister erklärte es damit, daß die menschliche Seele, die ihren Leib selbst bildet,



jedesmal, wenn sie einen neuen Körper erfinden müsse, bestrebt sei, in ihm das von ihr schon einmal Geschaffene zu wiederholen; diese Neigung sei so stark, daß man selbst in Bildnissen durch die äußere Ähnlichkeit mit dem Dargestellten, wenn nicht die Gesichtszüge, so doch die Seele des Künstlers hindurchschimmern sehen könne.

Was sich jetzt vor Giovannis Augen abspielte, war noch erstaunlicher: es schien ihm, daß nicht nur die auf dem Bilde dargestellte, sondern auch die lebende Monna Lisa dem Künstler immer ähnlicher werde, wie man es zuweilen bei Menschen beobachten kann, die viele Jahre zusammenleben. Aber das Schwergewicht dieser immer anwachsenden Ähnlichkeit lag weniger in den Zügen selbst (obwohl ihm auch diese in der letzten Zeit auffiel) als im Ausdruck der Augen und im Lächeln. Mit grenzenlosem Erstaunen erkannte er darin das selbe Lächeln, das er schon beim Ungläubigen Thomas wahrgenommen hatte; dem Thomas, der auf dem Bildwerk Verrocchios seine Finger in die Wunden des Heilands legt und zu dem der junge Leonardo Modell gestanden hatte. Auch bei Mutter Eva vor dem Baum der Erkenntniß auf dem ersten Werk des Meisters, beim Engel der „Fels-grotten-Jungfrau“, bei der Leda mit dem Schwan und bei vielen anderen weiblichen Gesichtern, die der Meister noch vor seiner Bekanntschaft mit Monna Lisa gemalt, modellirt und gezeichnet hatte, fand er das Lächeln wieder. Als hätte der Meister sein Leben lang in allen seinen Schöpfungen die Spiegelung seiner eigenen Schönheit gesucht und sie endlich in den Zügen Giocondas gefunden.

Wenn Giovanni zuweilen dieses Beiden eigene Lächeln längere Zeit beobachtete, überfiel ihn ein unheimliches Gefühl, fast eine Angst, wie vor einem Wunder: die Wirklichkeit schien ihm ein Traum, der Traum Wirklichkeit zu sein, als wäre Monna Lisa kein lebender Mensch und nicht die Gattin des florentiner Bürgers Messer Giocondo, des gewöhnlichsten unter den Sterblichen, sondern ein durch den Willen des Meisters geschaffenes Gespenst, ein Zauberwesen, ein weiblicher Doppelgänger Leonardo's.

Gioconda streichelte ihren Liebling, den weißen Kater, der auf ihren Schoß gesprungen war; unter ihren feinen zarten Fingern knisterten im Felle kaum hörbar unsichtbare Funken.

Leonardo ging an die Arbeit. Plötzlich legte er den Pinsel weg und musterte aufmerksam das Gesicht Monna Lisas: nicht ein Schatten und nicht die geringste Veränderung in diesen Zügen entging ihm.

„Madonna,“ sagte er, „Ihr seid heute durch Etwas beunruhigt?“

Lisa richtete ihren ruhigen Blick auf Leonardo.

„Ja, ein Wenig“, antwortete sie. „Dianora ist nicht ganz wohl und ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Vielleicht seid Ihr müde und habt keine Lust, mir heute zu sitzen? Wollen wir es nicht lieber aufschieben? . . .“

„Nein, es macht nichts. Wäre es denn nicht schade um einen solchen Tag? Seht doch nur, wie zart die Schatten, wie feucht das Licht ist: es ist mein Tag!“



„Ich wußte,“ fügte sie nach einer Weile hinzu, „daß Ihr mich erwartet. Ich wäre schon früher gekommen, aber man hat mich aufgehalten: Madonna Sophonisbe . . .“

„Wer? Ach ja, ich weiß schon: es ist Die mit der Stimme eines Marktweibes, die wie ein Verkäufer von Wohlgerüchen riecht . . .“

Gioconda lächelte. „Madonna Sophonisbe“, fuhr sie fort, „mußte mir durchaus über das gestrige Fest im Palazzo Vecchio bei der durchlauchtigsten Madonna Argentina, der Gattin des Gonfaloniere, Bericht erstatten und mir ausführlich erzählen, was zur Abendtafel gereicht wurde, wie die Damen gekleidet waren und von wem dieser und jener der Hof gemacht worden ist.“

„So ist es! Folglich hat Euch gar nicht die Krankheit Dianoras, sondern das Geschwätz dieser Klatschbase so verstimmt. Wie sonderbar! Habt Ihr schon wahrgenommen, Madonna, daß manchmal irgendein Unsinn, den wir von fremden Menschen hören und der uns nicht angeht, oder eine gewöhnliche menschliche Dummheit oder Abgeschmacktheit ganz plötzlich unsere Seele betrübt und uns mehr verstimmt als ein schweres Leid?“

Sie neigte stumm ihren Kopf: man sah, daß sie längst gewohnt waren, sich fast ohne Worte, durch leiseste Andeutungen zu verständigen.

Er versuchte wieder, zu malen.

„Erzählt mir Etwas“, sagte Monna Lisa.

„Was?“

Sie dachte eine Weile nach und sagte:

„Von dem Reich der Venus.“

Er wußte einige Erzählungen, die sie besonders liebte; es waren zum größten Theil eigene und fremde Erinnerungen, Reiseerlebnisse, Naturbeobachtungen und Vorwürfe zu Bildern. Er erzählte sie fast immer mit den selben einfachen, fast kindlichen Worten zu den Tönen einer leisen Musik.

Leonardo gab ein Zeichen. Und als Andrea Salaino auf seiner Viola und Altalante auf seiner silbernen Laute, die einem Pferdeschädel glich, die Melodie anstimmten, die immer die Erzählung „Von dem Reich der Venus“ begleitete, begann er mit seiner feinen, beinahe weiblichen Stimme im Tonfall eines alten Märchens oder eines Wiegenliedes: „Schiffer, die an der Küste Kilikiens wohnen, behaupten, es sei jenen Seefahrern, denen bestimmt ist, in den Wellen ihren Tod zu finden, zuweilen vergönnt, in den tollsten Stürmen die Insel Chypren, das Reich der Göttin der Liebe, zu schauen. Um die Insel herum toben Sturzwellen, Wasserhosen und Wirbelstürme und viele Schiffe sollen schon an den von den Wellen umtobten Riffen zerschellt sein. Wie viele Seefahrer sind schon in diesem Strudel umgekommen! Auf dem Strand sind noch die elenden Gerippe der Schiffskörper zu sehen; vom Sand halb verschüttet, von Algen umwunden, strecken die einen den Bug, die anderen das Steuertheil empor; die einen zeigen ihre entblößten Spanten, die schauerlich wie Rippen halbverwesten Leichen



aussehen; die anderen Trümmer des Steuers. Ihrer sind so viele, daß man glauben muß, der Jüngste Tag, an dem das Meer alle Schiffe, die es verschlungen, wiedergeben muß, sei schon angebrochen. Ueber der Insel aber blaut ein ewig heiterer Himmel, die Sonne ergießt ihr Licht auf die mit Blumen bewachsenen Hügel und die Luft ist so ruhig, daß die langen Flammenzungen der auf den Tempelstufen stehenden Räuchergefäße eben so steil zum Himmel emporsteigen wie die weißen Säulen und die sich im glatten Wasser eines Sees spiegelnden schwarzen Cypressen. Man hört nur den süßen Gesang der Springbrunnen, die ihr Wasser aus einem Porphyrboden in das andere rieseln lassen. Die im Meer Untergehenden sehen diesen nahen, stillen See; der Wind bringt ihnen den Duft der Myrthenhaine; und je schrecklicher der Sturm tobt, um so tiefer ist die Ruhe im Reiche der Cypris.“ Er schwieg. Die Töne der Viola und der Laute verflangen; und nun trat jene Stille ein, die schöner ist als alle Töne: die Stille nach einer Musik. Nur der auf die gläsernen Halbfugeln fallende Strahl des Springbrunnens sang noch leise.

Von der Musik gleichsam eingelullt, durch die Stille vom wirklichen Leben getrennt, heiter, Allem fremd und nur dem Meister ergeben, sah Monna Lisa ihm gerade in die Augen mit einem Lächeln, so geheimnißvoll wie stilles Wasser, das ganz durchsichtig, aber so tief ist, daß der Blick nie bis an den Grund dringen kann; es war Leonardo's Lächeln.

Wie zwei Spiegel erschienen die Beiden Giovanni, wie Spiegel, die, einander widerstrahlend, sich in die Unendlichkeit vertiefen.

Als Leonardo am nächsten Morgen den Palazzo Vecchio verließ, wo er an der „Schlacht bei Anghiari“ zu arbeiten hatte, blieb er auf dem Platze vor dem David des Michel Angelo stehen. Vor den Thoren des Rathauses von Florenz stand dieser Recke aus weißem Marmor wie ein Wachtposten. Er hob sich scharf gegen den dunklen Hintergrund des schlanken, drohenden Thurmes ab.

Der nackte Jünglingskörper war schwächig. Die Rechte mit der Schleuder hing herab, so daß die Sehnen hervortraten; die vor der Brust erhobene Linke hielt einen Stein. Die Brauen waren zusammengezogen und der Blick wie bei einem Zielenden in die Ferne gerichtet. Die Locken über der niederen Stirn waren in einander verflochten und sahen wie eine Krone aus.

Und Leonardo gedachte der Worte des ersten Buches Samuelis: „David aber sprach zu Saul: Dein Knecht hütete die Schafe seines Vaters und es kam ein Löwe und ein Bär und trug ein Schaf weg von der Heerde. Und ich lief ihm nach und schlug ihn und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tötete ihn. Also hat Dein Knecht geschlagen Beide, den Löwen und den Bären. So soll nun dieser Philister, der Unbeschnittene, sein gleich wie deren einer. Und nahm seinen



Stab in seine Hand und erwählte fünf glatte Steine aus dem Bach und that sie in die Hirtentasche, die er hatte, und in den Sack und nahm die Schleuder in seine Hand und machte sich zu dem Philister. Und der Philister sprach zu David: Bin ich denn ein Hund, daß Du mit einem Stecken zu mir kommst? David aber sprach zu dem Philister: Heutigen Tags wird Dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich Dich schlage und nehme Dein Haupt von Dir und gebe die Leichname des Heeres der Philister heute den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land innewerde, daß Israel einen Gott hat.“

Auf dem Platz, auf dem Savonarola verbrannt worden war, erschien Michel Angelos David als jener Prophet, den Girolamo vergeblich angerufen hatte, als jener Held, den Macchiavelli erwartete.

In dieser Schöpfung seines Nebenbuhlers fühlte Leonardo eine Seele, die vielleicht der seinen glich und ihr zugleich eben so entgegengesetzt war wie das Handeln der Beschaulichkeit, wie die Leidenschaft der Ruhe, wie der Sturm der Stille. Und diese fremde Macht zog ihn an und erregte in ihm Neugier und den Wunsch, ihr näherzutreten, um sie ganz zu erkennen.

In den Bauspeichern des florentiner Domes Maria del Fiore hatte ein ungeheurer, von einem ungeschickten Bildhauer verdorbener weißer Marmorblock gelegen; die besten Meister hatten sich geweigert, ihn zu bearbeiten, da sie ihn für ganz unbrauchbar hielten.

Als Leonardo aus Rom zurückgekehrt war, wurde ihm dieser Block angeboten. Während er aber mit der ihm eigenen Langsamkeit überlegte, maß und rechnete, kam ihm ein anderer Künstler, der um dreiundzwanzig Jahre jüngere Michel Angelo Buonarotti, bei diesem Auftrage zuvor. Er arbeitete nicht nur bei Tag, sondern auch in der Nacht bei Licht und vollendete seinen Recken im Laufe von fünf und zwanzig Monaten. Leonardo aber hatte sechzehn Jahre lang an dem thönernen Koloß, dem Denkmal der Sforza, gearbeitet; er wagte kaum, sich vorzustellen, wie viel Zeit er wohl für die Bearbeitung eines Bildwerkes von der Größe des David gebraucht haben würde.

Die Florentiner erklärten Michel Angelo für einen Nebenbuhler Leonardos in der Bildhauerkunst. Und Buonarotti nahm die Herausforderung ohne jedes Zögern an. Jetzt begann er das Schlachtenbild im Rathssaal, obwohl er bis dahin kaum einen Pinsel in der Hand gehabt hatte; auf diese Weise ließ er sich mit einer Kühnheit, die vielleicht unvernünftig erschien, auch in der Malerei in einen Wettkampf mit Leonardo ein.

Je mehr Sanftmuth und Wohlwollen Leonardo seinem Nebenbuhler entgegenbrachte, desto schonungsloser wurde Buonarottis Haß. Er deutete Leonardos Ruhe als Verachtung. Mit krankhaftem Argwohn ließ er jedem Klatsch sein Ohr, suchte nach einem Vorwand zu Streitigkeiten und benutzte jede Gelegenheit, um den Feind zu verletzen.

Als der David beendet war, luden die Signori die besten floren-



tiner Maler und Bildhauer ein, um über die Frage des Standplatzes für das Kunstwerk zu entscheiden. Leonardo schloß sich der Ansicht des Architekten Giuliano da San Gallo an, der vorschlug, den Recken auf dem Platze der Signoria, unter dem Mittelbogen in der Tiefe der Loggia Orcagna aufzustellen. Als Michel Angelo davon erfuhr, erklärte er, Leonardo wolle den David aus Neid in die dunkelste Ecke so verstecken, daß Niemand ihn sehen könnte und der Marmor niemals von der Sonne beleuchtet würde.

In dem Werkstatthof mit den schwarzen Wänden, wo Leonardo das Portrait der Gioconda malte, fand eines Tages eine der üblichen Versammlungen Statt, an der viele Meister, unter anderen die Brüder Pollaiuoli, der alte Sandro Botticelli, Filippino Lippi und Peruginos Schüler, Lorenzo di Credi, theilnahmen; dabei wurde die Frage aufgeworfen, welche Kunst höher stehe: die Bildhauerei oder die Malerei; ein zu jener Zeit bei den Malern beliebter Streit.

Leonardo hörte schweigend zu. Als man ihn aber mit Fragen bedrängte, sagte er: „Ich halte eine Kunst für desto vollkommener, je weiter sie vom Handwerk entfernt ist.“

Daß ihm eigene zweideutige Lächeln glitt über sein Gesicht, so daß es schwer fiel, zu entscheiden, ob er aufrichtig spreche oder spotte.

„Diese beiden Künste“, fügte er hinzu, „unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von einander, daß die Malerei für den Geist, die Bildhauerei aber für den Körper anstrengender ist. Die in dem groben, harten Stein wie ein Kern eingeschlossene Gestalt wird vom Bildhauer langsam befreit, indem er sie mit Anspannung aller körperlichen Kräfte, bis zur Ermattung, mit Meißel und Hammer aus dem Marmor aushaut; dabei rinnt ihm der Schweiß wie einem Tagelöhner herunter, vermischt sich mit dem Staub und wird Schmutz; sein Gesicht ist beschmiert und wie das eines Bäckers mit weißem Marmormehl bestäubt; seine Kleidung ist mit den Splittern wie mit Schnee bedeckt und sein Haus ist mit Steinen und Staub angefüllt. Der Maler sitzt dagegen in völliger Ruhe und fein gekleidet in der Werkstätte und führt den leichten Pinsel mit den angenehmen Farben. Sein Haus ist hell und rein und mit schönen Bildern geziert; stete Ruhe herrscht darin und bei der Arbeit ergößen ihn Musik, Gespräche oder Bücher; und Alledem kann er lauschen, von keinem Hammerschlag oder sonstigem lästigen Geräusch gestört.“

Leonardos Worte wurden Michel Angelo überbracht, der sie auf sich bezog; er verbarg jedoch seinen Zorn und erwiderte nur, giftig lächelnd: „Messer da Vinci, der uneheliche Sohn einer Gasthofsmagd, mag sich ja in der Rolle eines Müßiggängers und eines verwöhnten Mutterjöhnchens gefallen. Ich aber, der Nachkomme eines alten Geschlechtes, schäme mich meiner Arbeit nicht und ekele mich, wie ein einfacher Tagelöhner, weder vor Schweiß noch vor Schmutz. Was aber die Vorzüge der beiden Künste anbelangt, so ist Das ein sinnloser Streit: alle Künste sind gleich, da sie der selben Quelle entspringen und nach



dem selben Ziel streben. Wenn aber Jemand, der die Malerei für edler als die Bildhauerei erklärt, auch in anderen Dingen, über die er urtheilt, eben so bewandert ist, versteht er vom Malen wohl kaum mehr als meine Küchenmagd.“

Michel Angelo nahm mit fieberhafter Eile das Bild im Rathssaal in Angriff, um den Nebenbuhler einzuholen (was übrigens nicht schwierig war). Er wählte einen Zwischenfall aus dem Pisanischen Krieg: die florentiner Soldaten baden an einem heißen Sommertage im Arno; da wird Alarm geblasen: die Feinde sind da; die Soldaten eilen ans Ufer, steigen aus dem Wasser, wo ihre müden Körper in der Kühle Erquickung suchten, und ziehen, ihrer Pflicht gehorchend, ihre verschwitzten, staubigen Kleider und die von der Sonnengluth erhitzten ehernen Rüstungen und Panzer an. Im Gegensatz zu Leonardos Bild faßte Michel Angelo den Krieg also nicht als ein sinnloses Abschlachten, als „thierischste Dummheit“ auf, sondern als eine muthige That, als eine Erfüllung der ewigen Pflicht, als einen Kampf der Helden für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes.

Dieser Zweikampf zwischen Leonardo und Michel Angelo wurde von den Florentinern mit jener Neugier verfolgt, die der Pöbel allen außergewöhnlichen Schauspielen entgegenbringt. Und da Alles, was der Politik fern stand, ihnen so sad wie ein Gericht ohne Salz und Pfeffer erschien, beeilten sie sich, zu verkünden, Michel Angelo vertrete die Republik gegen die Medici, Leonardo jedoch die Medici gegen die Republik. Und nachdem so der Kampf Allen verständlich geworden war, entbrannte er mit neuer Kraft, wurde aus den Häusern auf die Straßen und Plätze hinausgetragen und selbst Leute, die sich nicht im Geringsten um die Kunst kümmerten, nahmen daran Theil. Die Werke des Leonardo und des Michel Angelo wurden zu Kriegslösungen zweier feindlichen Lager.

Es kam so weit, daß der David eines Nachts von Unbekannten mit Steinen beworfen wurde. Die vornehmen Bürger schrieben diese That dem Volk zu, die Volksführer den vornehmen Bürgern, die Künstler den Schülern des Perugino, der in Florenz vor Kurzem seine Werkstätte eröffnet hatte; Buonarotti erklärte aber in Anwesenheit des Gonfaloniere, die Thaugenichtse, die den David mit Steinen beworfen hatten, seien von Leonardo bestochen worden. Und Viele glaubten es oder gaben wenigstens vor, es zu glauben.

Eines Tages, als Leonardo am Bildniß der Gioconda arbeitete und in der Werkstätte außer Giovanni und Salaino Niemand zugegen war, sagte er zu Monna Lisa mit Bezug auf Michel Angelo: „Mir scheint zuweilen, Alles würde sich ganz von selbst klären und diese ganze dumme Streitigkeit aus der Welt geschafft werden, wenn ich ihn unter vier Augen sprechen könnte: er würde dann begreifen, daß ich nicht sein Feind bin und daß Niemand ihn so lieben könnte wie ich.“

Monna Lisa schüttelte den Kopf: „Ist Dem auch wirklich so, Messer Leonardo? Würde er es denn verstehen?“



„Er würde es verstehen“, rief der Künstler aus; „es ist doch nicht möglich, daß ein solcher Mensch es nicht versteht! Das ganze Unglück liegt ja nur darin, daß er zu schüchtern ist und zu wenig Selbstvertrauen besitzt. Er quält sich, verzehrt sich in Eifersucht und Furcht, weil er sich selbst noch nicht kennt. Das ist ja ein Hirngespinnst, ein Wahnsinn! Ich würde ihm einfach Alles sagen und ihn dadurch sicher beruhigen. Hat er denn Grund, mich zu fürchten? Wißt Ihr, Madonna: als ich neulich seinen Entwurf zu den badenden Kriegern sah, traute ich meinen Augen nicht. Niemand kann sich auch nur eine Vorstellung davon machen, was er ist und was er werden wird. Ich weiß, daß er mir schon jetzt nicht nur gleichkommt, sondern stärker ist als ich.“

Sie richtete auf ihn jenen Blick, in dem sich, wie es schien, Leonardos Blick spiegelte, und lächelte leise und seltsam.

„Messere,“ sprach sie, „erinnert Ihr Euch an jene Stelle in der Heiligen Schrift, wo Gott zum Propheten Elias, der vor dem gottlosen König Ahab auf den Berg Horeb geflohen war, spricht: ‚Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn! Und siehe: der Herr ging vorüber und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, ging vor ihm her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Säuseln; und darin war der Herr. Messer Buonarrotti ist vielleicht stark wie dieser Wind, der vor dem Herrn die Berge zerreißt und die Felsen zerbricht. Doch er besitzt nicht jene Stille, in welcher der Herr ist. Er weiß Das und haßt Euch, weil Ihr eben so stark seid wie er und doch stärker, gleichwie die Stille stärker ist als der Sturm.“

In der Branacci-Kapelle, an der hinter dem Fluß gelegenen alten Kirche Maria del Carmine, sind die berühmten Fresken des Tommaso Masaccio, die eine Art Schule für alle großen Meister Italiens bildeten und die auch Leonardo einst studirt hatte; hier traf er eines Tages einen ihm unbekannten Jüngling, beinahe einen Knaben, der diese Fresken studirte und abzeichnete. Er trug ein mit Farben beschmutztes schwarzes Wams und reine, aber grobe Wäsche, aus im Haus gewebtem Leinen. Er war schlank und biegsam und hatte einen dünnen, ungewöhnlich weißen, zarten und langen Hals, wie ihn bleichsüchtige Mädchen haben; sein länglich rundes, eiförmiges, durchsichtig bleiches Gesicht war von einer gezierten und süßlichen Anmuth und seine großen, schwarzen Augen erinnerten an die der umbrischen Bäuerinnen, die Perugino in seinen Madonnen verewigte; diesen Augen war jedes Denken fremd, sie waren tief und leer wie der Himmel.

Nach einiger Zeit traf Leonardo diesen Jüngling wieder, diesmal im Kloster Maria Novella, im Papstsaal, in dem der Karton zur „Schlacht bei Anghiari“ ausgestellt war. Er studirte und kopirte ihn eben so eifrig wie Masaccios Fresken. Der Jüngling, der Leonardo zu kennen schien, blickte ihn starr an, wagte aber nicht, ihn anzusprechen, obwohl er es sichtlich sehr wünschte.



Als Leonardo Das bemerkte, ging er selbst auf ihn zu. Der junge Mann erklärte ihm hastig, erregt und erröthend, in einer etwas aufdringlichen, aber kindlich naiven, einschmeichelnden Weise, er halte ihn für seinen Lehrer und für den größten Meister Italiens; Michel Angelo sei unwürdig, dem Schöpfer des „Heiligen Abendmahls“ auch nur die Schuhriemen zu lösen.

Leonardo kam mit diesem Jüngling noch einige Mal zusammen, unterhielt sich mit ihm, prüfte seine Zeichnungen, und je mehr er ihn kennen lernte, desto tiefer wurde seine Ueberzeugung, einen künftigen Meister vor sich zu haben.

Er war wie ein Echo für alle Stimmen empfänglich und wie ein Weib jedem Einfluß zugänglich; er ahmte sowohl Perugino als Pinturicchio, bei dem er vor Kurzem in der Bibliothek zu Siena gearbeitet hatte, vor Allem aber Leonardo nach. Trotz dieser Unreife errieth der Meister in ihm eine Frische des Gefühls, wie er sie noch nie gesehen hatte. Am Meisten aber wunderte er sich, daß dieser Knabe, wie zufällig und ohne es selbst zu wollen, in die tiefsten Geheimnisse der Kunst und des Lebens eindrang; er besiegte die größten Schwierigkeiten ohne jede Anstrengung und wie im Spiel. Er erreichte Alles ohne jede Mühe und die Kunst war für ihn scheinbar frei von jenem endlosen Suchen, von der Arbeitpein, der Anstrengung, dem Schwanken und Zweifeln, welche die Qual und den Fluch von Leonardos ganzem Leben bildeten. Und wenn der Meister zu ihm von der Nothwendigkeit eines langsamen und geduldigen Naturstudiums und von den mathematisch genauen Regeln und Gesetzen der Malerei sprach, sah ihn der Jüngling mit seinen großen erstaunten und gedankenlosen Augen an; er langweilte sich offenbar und hörte nur aus Respekt vor dem Lehrer aufmerksam zu.

Einmal entchlüpfte ihm ein Ausspruch, der Leonardo durch seine Tiefe überraschte und beinahe erschreckte: „Ich habe bemerkt, daß man beim Malen gar nicht denken soll: es gelingt dann besser.“

Dieser Knabe schien ihm durch sein ganzes Wesen zu sagen, daß die von ihm erstrebte Einheit, die vollkommene Harmonie zwischen Gefühl und Vernunft, Liebe und Erkenntniß, gar nicht existire und nicht existiren könne.

Die sanfte, sorglose und gedankenlose Klarheit des Knaben erweckte in Leonardo größere Zweifel und größere Furcht für das künftige Schicksal der Kunst und für seine Lebensarbeit als die Empörung und der Haß des Buonarrotti.

„Woher stammst Du, mein Sohn?“ fragte er ihn bei einer der ersten Begegnungen. „Wer ist Dein Vater und wie heißt Du?“

„Ich stamme aus Urbino“, antwortete der Jüngling mit seinem freundlichen, etwas süßlichen Lächeln. „Mein Vater ist der Maler Giovanni Sanzio. Ich heiße Rafael.“

Petersburg.

D m i t r i j M e r e s h k o w s k i j.





## X Protest.

**A**ls benerbter Mensch, als ehrgeiziger Dichter, als natürlicher Vormund und Verkünder der eigenen Produktion protestire ich gegen das Verfahren der Unterdrückung und Knebelung, dessen Opfer seit geraumer Zeit meine Person und meine Kunst ist, rufe ich die Oeffentlichkeit als Zeugin zu einem Vorgang an, der im Bezirke des literarischen und künstlerischen Lebens beisspiellos ist.

Meine Arbeiten, namentlich meine lyrischen und satirischen Gedichte, fanden früher durch die ersten auf Kunst und Satire gestellten Zeitschriften Deutschlands alle Verbreitung, die ein Autor, dem es um Wirken zu thun ist, seinem Werk nur wünschen kann. Meine Verse wurden gern und oft gedruckt; und ich schließe daraus, daß sie gern und von Vielen gelesen wurden. Das ist plötzlich anders geworden. Seit einem Jahr ist mir die Möglichkeit abgeschnitten, meinen Namen in den großen Zeitschriften, denen die Uebermittlung guter Gedichte obliegt, gedruckt zu sehen. Die Manuskripte häufen sich im Schubfach. Denen, die sich im Lauf der Jahre mit meiner Kunst befreundet haben, die sich ihrer noch erinnern und die sie vielleicht vermissen, sei erklärt, daß meine Schaffenskraft nicht erlahmt ist, daß mein dichterisches Talent nicht versiecht ist und daß ich nicht in stolzer Blasirtheit den Redaktionen den Ertrag meiner Thätigkeit vorenthalte. Nein; die Redaktionen haben mir mit einem Schlag, in schweigender Uebereinstimmung und nach allen Regeln des Boykotts, den Zugang zur öffentlichen Tribüne gesperrt.

Man könnte glauben, ich sei unehrenhafter Handlungen, etwa des Plagiaten, überführt worden und danach sei Zeitschriften, die auf Reinlichkeit halten, eine Verbindung mit mir nicht länger zuzumuthen. Die Annahme wäre falsch. Einziger Grund zu dem an mir geübten Verfahren ist die Stellung, die ich als sozial interessirter Mensch im öffentlichen Kampf der Meinungen einnehme.

Meine Einsichten, meine Gefühle, mein Temperament und mein soziales Gewissen haben mich den Aermsten der Gesellschaft, den Ausgestoßenen, den Geächteten und Verlassenen verbündet. Diese Gemeinschaft gab Anlaß zu einem Strafprozeß wegen Geheimbündelei, der im Herbst 1909 mit meiner vorübergehenden Verhaftung begann und im Sommer dieses Jahres in München zur Hauptverhandlung kam. Es gelang mir, nicht nur sämtliche Behauptungen der Anklage, sondern zugleich auch alle im Anschluß an meine propagandistische Thätigkeit von feindlichen Politikern gegen mich erhobenen Verdächtigungen und Verleumdungen privater Natur vor Gericht bündig zu widerlegen. Ich hoffte aber vergebens, nun, nach der Freisprechung, werde die „Oeffentliche Meinung“ mir mit der Achtung begegnen, auf die ich als ehrlicher Verfechter einer ehrlichen Ueberzeugung Anspruch zu haben glaube. Es blieb bei der Besudelung meiner Absichten, meiner Ansichten und meines privaten Lebens, bei der Verpönung meines



Namens um meiner Gesinnung willen. Dieses Verhalten der politischen Presse konnte mich nicht wundern. Es ist in Deutschland nichts Neues, daß die Diskussion von Ideen, statt mit sachlichen Gründen, mit persönlichen Kränkungen geführt wird. Neu aber ist, selbst für Deutschland, die Betheiligung großer literarischer und künstlerischer Zeitschriften an der Unterdrückung der Person und der Arbeit eines Einzelnen. Der Redakteur einer der bekanntesten und größten illustrierten Wochenschriften, deren regelmäßiger Mitarbeiter ich gewesen war, erklärte mir, als ich ihn nach meiner Entlassung aus dem Gefängniß in gewohnter Weise aufsuchte, mit dürrten Worten, daß über mich Gerüchte in Umlauf seien, die eine weitere Verbindung mit mir dem Blatt nicht wünschenswerth erscheinen ließen. Diese Gerüchte stammten aus Verleumdungen, deren Grundlosigkeit mir vor Gericht ausdrücklich bestätigt wurde. Die Redaktion der erwähnten Wochenschrift hat in dieser erwiesenen Thatsache keinen Anlaß gefunden, die frühere Verbindung mit mir wieder herzustellen. Wobei besonders bemerkt werden mag, daß als Tendenz des Blattes von je her der energische Kampf gegen Pruderie und Zelotenthum gepflegt wird. Die übrigen Blätter begnügen sich damit, mir meine Einsendungen mit der größten Geschwindigkeit als „leider ungeeignet“ zurückzugeben.

Es ist keine plumpe Eitelkeit, keine Ueberhebung, sondern es ist das deutliche Bewußtsein von meinem Können als Dichter, das mich behaupten läßt: Eine literarische Zeitschrift mit künstlerischem Anspruch, für die meine Beiträge ungeeignet sind, ist eine schlechte Zeitschrift. Denn ich habe so viel Selbstkritik und so viel Stolz, daß ich einer Redaktion den Abdruck minderwerthiger Verse niemals zumuthen werde. Aber ich sage öffentlich den Redaktionen, die dieser Protest treffen soll, daß die Begründungen, mit denen sie meine Verse ablehnen, Ausflüchte sind und daß ihre Weigerung, meine Beiträge zu drucken, sich nicht gegen meine Produktion, sondern gegen mich persönlich richtet. Was ich denke, fühle, für richtig halte und als meine Meinung verkünde, straft man an meinem künstlerischen Werk.

Und noch schwerer ist die Anklage, die ich erheben muß. Denn es ist nicht die Empörung über meine Gesinnung, nicht die Ueberzeugung von der Gefährlichkeit und Schädlichkeit meiner sozialen Bestrebungen, die diese Blätter veranlaßt, meinen Namen und meine Kunst totzuschweigen: es ist die Angst vor den Vorurtheilen der Menge, die Angst, bei der „Oeffentlichen Meinung“ anzustoßen. Heute trifft's mich; morgen kann es jeden Anderen treffen. Dürfen wir nicht wenigstens auf dem Gebiete der Kunst Parteilosigkeit und Gerechtigkeit fordern? Ich verlange für mich, wie für Jeden, der als Dichter etwas Persönliches zu sagen hat, freie Tribüne und freie Rede!

München.

E r i c h M ü h s a m.

Wir Unterzeichnete schließen uns dem Protest unseres Kollegen Erich Mühsam an. Wir mißbilligen den gegen ihn geübten Boykott und wir verwahren uns dagegen, daß für die Beurtheilung und Ver-



breitung dichterischer Arbeiten andere als rein künstlerische Momente maßgebend sein dürfen. Erich Mühsams dichterische Begabung steht außer Zweifel und wir verlangen für ihn die selben Möglichkeiten, sich zu bethätigen und zu äußern, die uns Anderen gewährt werden.

Hermann Bahr. Heinrich Mann. Thomas Mann.  
Frank Wedekind.

Vier neue Gedichte von Mühsam:

#### Erlebnis.

Es ging von mir zu Dir ein stilles Staunen;  
das strich Dir zart den goldenhellen Scheitel,  
das rastete auf Deiner weichen Haut,  
das glitt um Deinen Mund, auf Deine Hände,  
das war so anders als verliebte Launen,  
so gar nicht heftig und so gar nicht eitel;  
das kannte keinen Anfang und kein Ende:  
ein stilles Staunen nur, das ohne Laut  
das Herz mir in den heißen Blick getrieben.  
Da sagtest Du zu mir: „Ich will Dich lieben.“

Es ging von mir zu Dir ein starkes Glühn,  
ein wilder Strom, der siedete und rauschte,  
ein Auf und Nieder, das die Ufer tauschte,  
ein rothes Glühn von Feuer und von Blut.  
Nie war ich noch so frei und groß und kühn  
und nie so jung und schön und stolz und gut,  
so von Erfülltheit stark und feierlich.  
Da sagtest Du zu mir: „Ich liebe Dich.“

Es ging von Dir zu mir ein süßes Wehn;  
aus Deinen Augen floß ein gütiges Licht,  
von Deinen Händen glänzte alles Schöne.  
Nie hatte ich Dich herrlicher gesehen,  
so wunderbar, so fern, nur Duft und Töne.  
So ging ein Wehn . . . Doch ach: Du sahst mich nicht.  
Mir war ums Herz so schwer, wie wenn Du weinst.  
Da sagtest Du zu mir: „Dich liebt' ich einst.“

#### Bahnfahrt.

Weiter! Weiter! Unermüdblich!  
Westlich, östlich; nördlich, südlich!  
Suche, Seele, suche!  
Suche nur! Kannst doch nichts finden!  
Sonnen strahlen; Sonnen schwinden.  
Fluche, Seele, fluche!  
Nördlich, südlich; westlich, östlich!  
Such' das Glück! Das Glück ist köstlich!



Suche, Seele, suche!  
 Suche, daß die Sterne stieben!  
 Wird Dich doch die Welt nicht lieben!  
 Fluche, Seele, fluche!

Südllich, nördlich; östlich, westlich!  
 Himmel, Erde, schmuck und festlich!  
 Suche, Seele, suche!  
 Schönheit, Freuden, Räusche, Frieden  
 sind Dir, Seele, nicht beschieden.  
 Fluche, Seele, fluche!

Mit dem Fahrschein, bahnbehördlich:  
 Westlich, östlich; südlich, nördlich!  
 Suche, Seele, suche!  
 Siehst Dein Glück vorübertreiben  
 Hinter Schnellzugsfensterscheiben.  
 Fluche, Seele, fluche!

#### A b s c h i e d.

Leicht umwallt von frühen Abenddämpfen  
 neigt sich über mich der Sims von Erlen.  
 Schläfrig muß der Wald mit Thränen kämpfen,  
 die an herbstgescheckten Blättern perlen.  
 Lastend greift mein Blick und zag ins Weite:  
 Sonne muß und Sommer Abschied leiden.  
 Jeder Schattenstreif, durch den ich schreite,  
 hemmt den Fuß und läßt mich trüber scheiden.  
 Gleich Gewichten hängen die Minuten  
 an mir nieder, seit ich Dich verlassen.  
 Wie mein Glück seh' ich den Tag verbluten,  
 seh' der Bäume buntes Laub verblassen.  
 Leise zittert es, berührt vom Winde,  
 wie Dein Haar, als meine wehbeglückten  
 Lippen fromm sich neigten und gelinde  
 einen Kuß auf Deine Stirne drückten.

#### B e g e g n u n g.

Heut hab' ich in ein Herz hineingesehn,  
 daß anders war als andrer Menschen Herzen.  
 Ich sah darin ein gütiges Verstehn  
 und sah ein Leid darin, das anders war  
 als andrer Menschen Angst und trübe Schmerzen,  
 ein Leid, das fern von Erdennöthen lebte . . .  
 Ich hab' — und mein Gefühl war sonderbar —  
 heut eine Hand geküßt, die leise bebte.

München.

E r i c h M ü h s a m.





## X Berliner Banken.

Als die Dresdener Bank im Frühjahr ihr Aktienkapital auf 200 Millionen erhöht und damit das Ziel ihrer Sehnsucht, die Kapitalshöhe der Deutschen Bank, erreicht hatte, glaubte man allgemein, die Deutsche werde nun bald neue Aktien ausgeben. Seit fast fünf Jahren hatte sie es nicht gethan. Und wenn die Summe des Betriebskapitals auch 305 Millionen beträgt, so ist die Distanz zu den fremden Guthaben, die den Kreislauf des Blutes fördern, doch recht groß. 1500 Millionen in Kreditoren und Depositengeldern: damit läßt die Deutsche Bank alle Rivalen weit hinter sich. Die Dresdener Bank, die an Aktienkapital und Reserven 260 Millionen hat, verfügte am dreißigsten September 1910 über 852 Millionen fremden Kapitals; die Diskontogesellschaft, mit 230 Millionen eigenen Betriebskapital, über 567 Millionen. Aber die Machthaber der Deutschen Bank behaupten, daß sie ihr Kapital nicht erhöhen wollen. Vielleicht nur in diesem Jahr nicht, um den Frieden des Bilanzabschlusses nicht zu stören? Auch eine höfliche Rücksicht auf die Reichsbank könnte mitsprechen. Präsident Havenstein hat die Banken ja ersucht, die langfristigen Kredite einzuschränken und sich eine genügende Beweglichkeit der eigenen Mittel zu wahren. Die Reichsbank ist an den Quartalsterminen von einer Wechselfluth bedroht, die aus den Großbanken herandrängt. Auf diesen Appell mag man nicht mit der Ankündigung einer neuen Aktienemission antworten. Wer sein Kapital erhöht, denkt wohl nicht daran, das Kreditgeschäft einzuengen. Im nächsten Jahr verfügt die Reichsbank über die erhöhten Notenkontingente der Novelle zum Bankgesetz, hat also mehr Bewegungsfreiheit. Warum soll man ihr bis dahin die Laune verderben? Dem Beispiel der Deutschen würden bald andere Banken folgen, deren Stammkapital seit Jahren nicht erhöht worden ist. Die Diskontogesellschaft arbeitet seit 1904 mit dem Kommanditkapital von 170 Millionen; die Nationalbank für Deutschland hat ihr Grundkapital im Juni 1905 von 60 auf 80 Millionen erhöht; der Schaaffhausensche Bankverein stieg im August 1906 von 125 auf 145 Millionen. Die Berliner Handelsgesellschaft gab vor zwei Jahren 10 Millionen Mark neuer Antheile aus. Nur die Dresdener und die Darmstädter Bank haben in diesem Jahr ihr Kapital erhöht. Bei der Darmstädterin handelte es sich allerdings nur um einen Austausch eigener Aktien gegen die der Bayerischen Bank für Handel und Industrie. Mit der Möglichkeit eines neuen Bankaktienschubes darf man immerhin also rechnen.

Bis zu dem Tag der Dividendengewißheit dauerts noch vier Monate; die jetzt genannten Ziffern sind nur das Produkt von Vermuthungen. Schon aber weiß man, daß diesmal, weil das Kontokorrent- und Wechseldiskontogeschäft wieder einträglich war, nicht weniger gegeben wird. Der Durchschnittssatz des Privatdiskonts und des amtlichen Wechselzinsfußes ist heute schon über  $\frac{1}{2}$  Prozent höher als in den ersten zehn Monaten des Jahres 1909; und ob die Reichsbank, die den



letzten Jahreswechsel mit 4 Prozent überstand, diesmal mit 5 Prozent über die Schwelle kommt, ist noch fraglich. Auch die Börse war den Banken günstig. Das Publikum blieb dem Effektenhandel treu und ließ die Depositencassen gute Provisionen verdienen. Wenn alle Aktiengesellschaften ihrer Dividende so sicher wären wie die berliner Banken, dann wären die Aussichten der Staatsrenten schlecht.

Als ich hier von dem neuen türkischen Finanzgeschäft sprach, erwähnte ich die Sorge um das französische Geld, das gegen Wechsel und Effekten nach Deutschland gegeben wurde. Die Börse fürchtete, die französischen Banken könnten, aus Aerger über die ihnen entgangene Anleihe, ihre Guthaben zurückziehen. Ganz so schlimm haben die gekränkten Gallier sich nicht gerächt; doch wurde behauptet, der neue Finanzminister Klotz habe dem pariser Bankensyndikat den Wunsch ausgedrückt, die geschäftlichen Beziehungen zur deutschen und österreichischen Finanz zu lockern. Das Gerücht verstimmte zunächst ein Bißchen; aber man wahrte das Gesicht und erklärte, eine solche Drohung könne uns nicht schrecken. Die Guthaben der französischen Finanz seien nicht so beträchtlich (die Schätzungen schwankten zwischen 250 und 100 Millionen Francs), daß ihr Abzug den deutschen Geldmarkt schwächen werde. Diese vernünftige Taktik wirkte: die höflichen Pariser begnügten sich mit dem Entschluß, die türkischen Schakscheine nicht zu beachten. Der internationale Geldverkehr richtet sich eben nicht nach Gefühlen, sondern nach Zinssätzen. Wenn in Paris der Bankdiskont 3, in Berlin und Wien aber 5 Prozent beträgt, wandert das französische Geld ohne Wink über die Grenze. Der Weg über den Kanal ist ihm der liebste; schließlich aber entscheidet der Zinsfuß. Auch London hat jetzt 5 Prozent: also kann man auf der lieben Straße bleiben. Das Geld strömt immer dem höchsten Punkt zu. Der einzige Strom, der bergauf fließt.

Das kurze Geplänkel zwischen Berlin und Paris weckte die Erinnerung an die Jubeltöne, die das erste Bündniß zwischen deutschen und pariser Banken bewirkt hatte. Den Anfang machte die Nationalbank für Deutschland, die Beziehungen zum Crédit Mobilier anknüpfte, dem selben Institut, das die Türkenanleihe durchführen sollte; dann verband die Dresdener Bank sich der Firma J. Allard & Cie. Das scheint schon lange her; heute siehts wieder trüber aus. Die deutsche Finanz konnte sich von den zarten Banden, die zwischen Spree und Seine geknüpft worden waren, nicht hemmen lassen, als sie das Türkengeschäft machen wollte; und das pariser Bankensyndikat hätte die Freundschaftsbände zerrissen, wenn der deutsche Zinsfuß für französisches Geld nicht gerade gut genug wäre. Grundsätze sind wunderschön, so lange sie nichts kosten. Einst galt der Grundsatz, die Banken sollten jede Betheiligung an Terraingeschäften ablehnen; Depositengelder seien nicht bestimmt, die Bodenspekulation zu unterstützen. Heute würde man ausgelacht, wenn man einer Bank solche Enthaltjamkeit zumuthete. Daß es den stärksten Vertretern des Bankenkapitals nicht an Initiative fehlt, ist bekannt; und die Dresdener Bank gilt als besonders betriebsam. Aber



man freut sich doch, wenn mal etwas ungewöhnlich Nettes von diesem Gebiet der Thatsache zu melden ist. Vor zwei Jahren, als die Laurahütte ihr Aktienkapital erhöhte, wurden die Gründerrechte abgelöst, die noch aus der Zeit des älteren Aktienwesens in den Bereich der neuen Gesetzgebung hineinragten. Die sechs Gründer der Laurahütte (Oesterreichische Kreditanstalt, Nationalbank für Deutschland und Geheimer Kommerzienrath Ledermann, Beide als Rechtsnachfolger der Firma Jakob Landau in Breslau, Norddeutsche Bank in Hamburg, L. Behrens & Söhne in Hamburg, Schröder Gebrüder & Co. in Hamburg, G. Bleichröder in Berlin) bekamen die Hälfte der neuen Aktien zu Pari und konnten sie mit einem Aufgeld von 80 Prozent weitergeben. Bevor dieser Pakt fest abgeschlossen war, soll nun die Dresdener Bank als Großaktionärin erschienen sein und erklärt haben, sie werde nur zustimmen, wenn man ihr den siebenten Theil des aus der Abfindung entfallenden Gewinnes, etwa 500 000 Mark, herauszahle. Vor der Generalversammlung, die über die Ablösung der Gründerrechte zu beschließen hatte, und im Geheimen; die übrigen Aktionäre der Laurahütte haben nichts von dem Sondergeschäft erfahren. Die Dresdener Bank hätte also von einem Handel profitirt, der sie gar nicht anging. Als Aktionärin konnte sie die Beseitigung der Gründerrechte annehmen oder ablehnen; ließ sie sich wirklich für die Zustimmung „entschädigen“? Erleichtert wurde ihr diese Aktion durch die Thatsache, daß sie doppelt im Aufsichtsrath der Laurahütte vertreten war. Mit ihrer Forderung waren die sieben Betroffenen gar nicht einverstanden. Das lauteste Veto kam von der Oesterreichischen Kreditanstalt und der Nationalbank. Die Wienerin wurde durch den Chef der Firma Bleichröder, Generalkonsul Dr. von Schwabach, beschwichtigt, die Berlinerin durch die Zusicherung der Aufnahme in den Bankconcern der Laurahütte gewonnen. Die Dresdener Bank konnte also ihre halbe Million einstreichen. Alle Kamellen. Aber Neugierige möchten doch wissen, welchen Besitz die Dresdener Bank als Aktionärin damals vertrat. Waren es nur eigene Aktien oder auch solche aus den Depots der Kundschaft? Zu den Geschäftsbedingungen unserer Banken gehört ja auch eine Vollmacht zur Vertretung der Aktien in den Generalversammlungen. Man unterschreibt, ohne lange nachzudenken, oder meint, in jedem einzelnen Fall besondere Weisung geben zu können. Meist wird die Generalvollmacht und damit den Banken eine starke Waffe zum Kampfe für eigene Wünsche gegeben. So kanns geschehen, daß der Deponent an einer Entscheidung mitwirkt, die er gar nicht gewünscht hat. Daß die Betriebssamkeit der Dresdener Bank hoch eingeschätzt wird, lehrt die Thatsache, daß die Berliner Handelsgesellschaft ihr den Vertrieb der unter den Fittichen Caroli Fürstenberg ans Licht gebrachten Papiere anvertraut. Ein nüchtern ersonnenes Abkommen, das zu nichts verpflichtet, von der Börse aber als eine Abkehr von den fürstenbergischen Prinzipien aufgefaßt wurde. In allen Winkeln des Burgstraßenhauses konnte man hören: „Die Depositencassen sind doch mächtiger als er.“ Ladon.





Berlin, den 3. Dezember 1910.

## X Reichstag.

### Fleischnoth.

Sechs Monate Ferien: in solanger Zeit, sollte man meinen, muß ein beträchtlicher Theil des Hirninhaltes sich erneuen; hat Jeder Muße, Gewesenem nachzudenken und werdendes sorgsam zu wägen. Der Excellente, der ein halbes Jahr lang in der Furcht des Parlamentes stöhnte, kommt endlich zu sich; der vom Volk Abgeordnete geht wieder ins Volk. Neue Landschaft, neues Erleben. Auch ein der Selbsttäuschung Entwachsener möchte nicht zweifeln, daß nach solcher Ruhe und Fütterung die Hirne besser arbeiten werden als in den Tagen faum unterbrochener Iron. Doch der Deutsche Reichstag hat die Hoffnung, die sich regen wollte, rasch ausgerodet; hat uns in vier Tagen gelehrt, daß er unverändert ist. Auf der Estrade und in den Reihen der Volksvertreter die selbe Kurzsicht und Kümmerlichkeit, die vor den Ferien beseufzt ward; auch die selben schlau scheinenden, unwahrhaftigen Kniffe, deren Wirkung sieben Sonnen nicht überdauert. Einen Augenblick durfte man auf einen Stimmungswchsel hoffen, der wenigstens die Strategie der Fraktionen ändern könne: als der von der Reichspartei fürs Vicepräsidium empfohlene Landgerichtsrath die Stimmen der meisten Nationalliberalen einheimste. Da diese Fraktion, dachte Mancher, den vor einem Jahr verkündeten Boykottbefehl aufhebt, muß der Kanzler wohl mit ihr einig geworden sein. Daß auch diese Hoffnung trog, wurde bald fühlbar; und nur allzu schnell dann leidige Gewißheit, daß der Ernsthafte, der das Bedürfniß und die Nothwendigkeit deutscher Politik erkannt hat, aufhören müsse, den Nationalliberalen zu dieser Einigung zu rathen. Sie haben die



Zeit versäumt; jetzt scheint der Kanzler, den sie in die Richtung ihres Willens zwingen konnten, Wünschen hörig, deren Erfüllung die wichtigsten Reichsinteressen widerrathen. In zwei Debatten, deren schädliche Nachwirkung lange zu spüren sein wird, hat sich gezeigt. Und wir dürfen nun nicht klagen, wenn die Haushaltsberathung uns wieder all die alten, verquollenen Möbel, all die eingestaubten Ladenhüter vor's Auge rückt, daß dieser Anblick längst ekelt; wenn wieder vom Segen erhöhter Erbschaftsteuer, vom Fluch indirekten Wahlrechtes, vom schwarzblauen Bloß und von finsterner Reaktion geredet wird. Dürfen nicht einmal darüber staunen.

Zuerst ging's um die Fleischnoth. Giebt's gar nicht, läßt, durch den Mund der Herren Delbrück und von Schorlemer, der Kanzler den Deutschen künden; von Fleischtheuerung dürst Ihr, nicht von Fleischnoth sprechen. Armsälige Silbenstecherei. Wenn ein Lebensmittel den Massen unerschwinglich wird, darf man von Noth reden, mag dieses Lebensmittel den Wohlhabenden auch an allen Ecken erreichbar sein. Noth und Mangel sind nicht Synonyma, (sonst hätte Goethe sie nicht in verschiedener Wesenshülle an Faust's letzte Schöpferstätte geschickt); ein Reich kann unter Kanzlernoth leiden, trotzdem der Stuhl des Kanzlers besetzt ist. Der österreichische Handelsminister Dr. Weißkirchner (den Lueger sich zum Nachfolger wählte) hat sich nicht zu solchen Kunststücken erniedert, als er, einen Tag nach unseren Excellenzen, über die Fleischnoth sprach. Auch er glaubt nicht, daß die Herabsetzung des Viehzolles auf die Dauer den Fleischpreis drücken würde. („Wenn, wie jetzt berichtet wird, in Nord- und Südamerika und Neuseeland ein internationaler Fleischtrust entsteht, dann steckt er am Ende ein, was wir bisher aus dem Zoll einnahmen, und das Publikum hat gar nichts davon.“) Aber er versucht nicht, mit Worten wider die Noth zu streiten, sondern erkennt ihre Bedeutung und kann seinen Landsleuten Hilfe verheißen. Die Viehfrachttarife, in den Hauptstädten auch die Markt- und Schlachtgebühren sind um die Hälfte herabgesetzt, aus Frankreich, Italien, Holland, Dänemark, Bosnien und der Herzegowina Rinder und Schweine hereingelassen und von der Regierung ist dafür gesorgt worden, daß in jedem Monat anderthalb Millionen Pfund argentinischen Fleisches nach Oesterreich kommen. „Darin sieht die Regierung eine vom Interesse der konsumirenden Bevölkerung geforderte Nothstandsmaßregel; und sie wird, wenn die Noth nicht weicht, auf der Bahn solcher



Bewilligungen weitergehen.“ Vielleicht ist's nicht genug; immerhin: Etwas. Die berliner Herren verheißten nichts; sie würden ja helfen, „wenn man ihnen Wege und Mittel zeigte, die gangbar und brauchbar sind. Daß ist leider nicht der Fall.“ Ein Bekenntniß trauriger Ohnmacht. In kurzer Zeit ist der Fleischpreis um fast fünfundzwanzig Prozent gestiegen und die Klage über den Nothstand ist längst nicht mehr auf den Kreis der Uermsten beschränkt. Doch die Regierung kann dagegen nichts thun; kann nur mit Bilanzziffern, deren Werth jeder Puschjobber und jeder Rassenbote kennt, den Klagenden „beweisen“, daß ganz so schlimm, wie sie geschildert werde, die deutsche Wirklichkeit noch nicht sei. Möglich. Würde dadurch die Pflicht zur Linderung beseitigt? Muß eine Noth fortwähren, fortwuchern, weil ein paar Reichspfründner beweisen zu können glauben, daß sie noch nicht ins Unerträgliche gewachsen ist? Ein Arzt von Menschenverstand und Menschengefühl wird einem Leidenden, dessen Schmerz zu ihm emporächzt, nicht sagen: „Ich kann Dir nicht helfen.“ Wird lieber ein unschädliches Mittel verschreiben, das der Kranke für heilkräftig hält. Und wenn alle Vorschläge, die Herr von Schorlemer bemäfelt, unwirksam wären: durch ihre Annahme hätte die Regierung wenigstens den guten Willen zur Hilfeleistung gezeigt. Hat sie's nicht nöthig? Fühlt sie sich, hinter dem Wall ihrer Mehrheit, so sicher, daß sie alle Drohung von draußen belächeln darf? Auch dann noch war das Geständniß thöricht, daß die winzigen Erleichterungen von den süddeutschen Bundesstaaten erzwungen wurden; war's zwiefach thöricht, in dieser Debatte nur Preußen für den Bundesrath reden zu lassen. Und die stolzen Lächler können bald das Entsetzen lernen.

Herr Baasche (der seine Gründe recht pfiffig gruppirt hatte und dessen Rede stärker wirkte als alle anderen) meint, die Herabsetzung des Zolles würde den Stand der Dinge nicht ändern. Wahrscheinlich. Auch wenn der Viehpreis sinkt, bleibt der Fleischpreis meist auf der Höhe, an die der Kommissionär, der Zwischenhändler, der Schlächter sich behaglich gewöhnt hat. Wäre der Freihändlerglaube, daß in den von Zollmauern umringten Ländern das Produkt (des Bodens oder Gewerbes) sich stets um den Betrag des Zolles vertheure, unwiderleglich, dann sähen wir nicht die größten Demokratien dem Schutz Zoll unterthan; hätten die pariser Jakobiner, die fast zehn Jahre herrschen, die Mauern längst abgetragen. Aber hat Herr Baasche, hat Herr von Heydebrand sich



noch nie die Frage vorgelegt, ob es möglich sein werde, die Lebensmittelzölle noch zwanzig Jahre lang auf der heute erreichten Höhe zu halten? Wir haben Theoretiker und Praktiker, Industrielle und Großkaufleute, die nicht auf Cobden's Allweisheit eingeschworen sind, immer wieder gesagt: „Das ist nicht möglich. Deutschlands Entwicklung zum Industrie- und Exportstaat ist zu weit gediehen. Gerade von den Hauptkunden, die, bei dem gesteigerten Wettbewerb, jetzt nicht mehr gezwungen sind, um jeden Preis deutsche Waaren zu kaufen, brächte dieser Tarif uns keinen brauchbaren Handelsvertrag.“ Richtig oder falsch: die Tatsache, daß wichtige Industrien, weil ihre Ausfuhr gehemmt ward, mit beträchtlichen Theilen ihrer Produktion (und Steuerkraft) ausgewandert sind und daß andere, vom deutschen Boden nicht lösbare Industrien, um ihren Exportumfang zu wahren, das Ausland billiger als die Heimath bedienen müssen, weist in eine Zukunft, in der die Häupter der Industrie vielleicht denken werden, der Verzicht auf den Zollschutz vor ausländischer Konkurrenz, die sie durch die Qualität der deutschen Leistung allein abwehren könnten, sei ihnen leichter als die Pflicht, ein Arbeitervolk zu lohnen, das seine Nahrung theuer bezahlt. Wer je ernstlich bedacht hat, was aus Deutschland, aus Preußen gar nach der Entkräftung seiner Landwirthschaft werden müßte, wird diesen Tag nicht herbeisehnen. Doch sein Nahen wird beschleunigt, wenn sich der Glaube festsetzt, die Lebensmittel seien theurer, als sie bei weiserer Vorsorge sein müßten. Den Reden des preußischen Landwirthschaftsministers (der wenigstens diesmal nicht den Eindruck eines Mannes von ungewöhnlichem Format machte) muß der fromme Hörer die Ueberzeugung entnehmen, ringsum sei Alles verseucht und jede Grenzöffnung müsse uns die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche bringen. Merkwürdig. Die wiener Regierung läßt dänische und holländische Rinder ins Land; die londoner hat zwar die Einfuhr lebenden Viehs aus Argentinien verboten, läßt aber auf hundertundsiebenzig Schiffen, die ohne Pause hin und her fahren, gefühltes und gefrorenes Fleisch importiren. Als der von Köln abgeordnete Herr Trimborn die niederländischen Ochsen und Rühе rühmte und erwähnte, wie oft ihre besondere Schönheit Maler von großem Namen zur Darstellung gereizt habe, wurde im Reichstag gelacht. Das konnten nur Leute thun, die Hollands Wiesen und Viehzucht so wenig kennen wie Hollands Thiermalerkunst von Potter bis auf die Brüder Mariß.



Und auch dieses Brachtvieh, daß der fremde Landwirth bestaunt, dräut uns mit der Gefahr der Verpestung? Auch in Holland, sagt Herr von Schorlemer, „kommt immer noch in einzelnen Fällen die Maul- und Klauenseuche vor und ich kann deshalb die Oeffnung dieser Grenze nicht in Aussicht stellen.“ Seinen österreichischen Kollegen schreckt solches Bedenken nicht. Wärs nicht vernünftiger, offenzusagen, daß man die lohnende Verwerthung deutschen Viehs sichern und einen jähen, schädlichen Preiſsturz hindern wolle? Solches Bekenntniß schändet nicht. Bismarck hat in den Schutzolldebatten oft gesagt, eins seiner Ziele sei die Erlangung höherer Preise für Landwirthschaftsprodukte. Nur dürfte man heute nicht vergessen, daß die Wirthschaft des Deutschen Reiches anno 1910 noch andere Bedürfnisse als die im Jahr 1879 empfundenen hat.

Der Arbeiter könnte die (auch von den Agrariern „bedauerlich“ genannte) Vertheuerung wichtiger Lebensmittel tragen, wenn er auf Bier, Branntwein, Tabak verzichtete und dadurch, schon bei mäßiger Gewöhnung, in jeder Woche mindestens anderthalb Mark für den Haushalt ersparte. Er wirds nicht thun; wird die Zumuthung des Verzichtes auf die paar Dinge, die ihm Vergnügen oder Betäubung gewähren, auf der Zunge von Männern mit Millionäreinkommen als höhnische Herausforderung empfinden. Was also wird geschehen? Im März 1884 sagte Bismarck: „Wenn eine Vertheuerung der Lebensmittel eintritt, so ist ganz sicher, daß sie der Arbeiter nicht in letzter Instanz bezahlt. Er bezahlt sie vielleicht das erste Mal; aber die Abwälzung dieser Summe auf den Arbeitgeber und von dem Arbeitgeber auf den Konsumenten ist ganz zweifellos. Ein Betrieb, dessen Arbeiter nicht das zu ihrer üblichen Existenz Nöthige bekommen, kann auf die Dauer nicht fortbestehen.“ Die Industrie muß sich also auf neuen Lohnzuschlag gefaßt machen; ob sie ihn auf den ausländischen Verbraucher abwälzen kann, bleibt fraglich. Nach Kirdorfs Berechnung giebt seine Gesellschaft (Gelsenkirchen) für Arbeiterfürsorge, Steuern, Versicherung ungefähr sechzig Prozent ihres Reingewinnes hin; und die anderen Aktiengesellschaften aufgebürdete Last ist nicht geringer. Ist nicht, mehr als die Maul- und Klauenseuche, zu fürchten, daß so schwer bepactete Kämpfer ins Hintertreffen kommen und daß magere Jahre uns einen Nothstand von unübersehbaren Folgen bringen? Die Verbündeten Regirungen dürfen nicht wähen,



immer nur die Gewinne des deutschen Industriereiches einsäckeln, dessen Lebenswünschen aber die Erfüllung weigern zu können.

Herr von Schorlemer hat einen verständigen (und deshalb grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sagte er, ist als Nahrungsmittel weder unentbehrlich noch unerseßlich. Das kann nur Befangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest an farnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befriedigt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise und im Wirthshaus, daß er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem andern Volk Angehörige, fordert er in neun von zehn Fällen ein Fleischgericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehnlichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr- und schmackhafter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen, Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären billig zu liefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust verweht. (Die Straßenpolizei, die sich um allerlei Winzigkeit kümmert, müßte für die Nase des Steuerzahlers eifriger sorgen; an mancher Ecke, wo neben einem Fleischer ein Käsehändler Kunden herbeiwinkt, ist, besonders im Sommer, die Symphonie der Gerüche kaum noch erträglich.) Die Versuche, Seefische als Massennahrung einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, verstaubender Bassintümpel, drüber unansehnliche Räucherwaare, getrockneter Rabliau, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, deren Schrotinhalt mit Raviarfarbe bepinselt ist: so gehts nicht. Doch lasse ich nicht von dem Glauben, daß hier ein Riesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende Lorbeer leicht zu pflücken wäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der Leistungsfähigkeit und Küstenkenntniß der Hamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochofskijsee, im Golf, den Fang aufkaufen; fischen und sauberen Transport sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste



moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. (Außrangirte oder im Passage-dienst gerade nicht verwendbare Schiffe gäben dann noch eine nette Rente und die Direktoren brauchten nicht thatlos himmelan zu seufzen, wenn selbst die der Dividende fühlbarste Fahrpreisminderung die Auswandererziffer nicht in die Höhe rundet.) Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns nacher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil, wie der Meister, grazile Schlanke ablisten. Nichts unseren muffig veröbenden Markthallen Aehnliches. Große, blitzblanke Marmorbassins. Springbrunnen. Schilf, Rüstengräser, Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weiß dazu gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die Tafelschätze südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen würden und daß Einerlei deutscher Ernährungsrausch wohlthätigem Wechsel weiche? Durch das Gelingen solchen Versuches würde der Fleischnoth sicherer vorgebeugt als durch Zollherabsetzung.

Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachen Auges durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die selbe Entwicklung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu fördern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnenbadgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Späken im Erdgeschoß der Prokenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstrebende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirth, die mit Grammophon, Billard und ehrbar versetzter Kellnerin die noch ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener und Unterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grünfram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes nothige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermietet, grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien, dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt bald nun im Strahlenglanz modischer Ausstattungs wunder. Fenster



und Thüren sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; von Decke und Wand blinken Rachein, die an Alt-Delft erinnern möchten; die Körper der Glühbirnenträger verschlingen sich zu goldfarbigem Gefnäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken, daß alte Zunftzeichen, herausgehängt, inß Schaufenster Bartbinden, Mund- und Haarwasserflaschen, Brillantinebüchsen gestellt und die Phantasie höchstens mit der geheimnißvollen Inschrift „Pariser Artikel“ angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingt wohl schon zu deutsch) hat drei theure Wachsbüsten mit Leonardolächeln und geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang verträumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehr (und meist Alles „auf Kredit“). Vor des Krämerß Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfeln, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die Kolonialwaaren- und Delikateessenhandlung hat eine Straßenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früchten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmaußzubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gasärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete daß Gemisch von Kesselqualm und Blutgeruch, daß über den Holzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlächtereirei und Fleischwaarenhandlung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis inß zarte Blafrosa alle Fleischfarben der Jordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählt, wie viele große Schlächtergeschäfte (mit den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern stehtß eben so) Ihr bei einer Wanderung von Zehnminutendauer findet: und fragt Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung deß entliehenen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an



Feierabenden die der Rundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenpuß: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbduzend großer und kleiner Kommissionäre seinen Theil. Ist's da ein Wunder, wenn all diese Händler noch lauter als ihre Abnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen, der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrer Geschäftsunkosten sparen. Längst haben Mill, Rogers, Roscher, Gide, Leris warnend auf die Ueberzahl der Kleinkaufleute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster der Whitely, Boucicaut, Wanemacher, Siegel & Cooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrer Grundsätze (Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, also weder Wucherzins noch Schuldaußfall, rascher und großer Umsatz, der im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detailistengefribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ist's nicht Wahnsinn, daß zwischen zwei berliner Querstraßen drei Bäcker, Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlerleben fristen? Wäre das Elektrische Licht vom Mittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend getrennten, in der Ueppigkeit ihrer „Aufmachung“ konkurrirenden Betrieben verhöfert würde? Und ist die Ernährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt?

Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Waarenhausbesitzer haben das Bedürfnis erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. Die Lebensmittelabtheilung wird meist, damit die Ausdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch, Käse, Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe, Butter, scharf Geräuchertes im selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, in aller Frühe, oft von Detaillisten der Nachbarschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, lustige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu haben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer gelabt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gemüsehalle, wie das frankfurter Palmenhaus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt.



Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölbe die Bäckerei. In kühlen, heißen Katakomben Milch, Eier, Butter; hinter hermetischem Verschuß Käse, Gewürze, alle stark riechende Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmachhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; kein Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliarden hinwarf); unvermittelter Einkauf vom Produzenten; eigene Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den selben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt der Milchmann, der Bäckerjunge, die Zeitungsfrau; morgens und abends der Schlächtergeselle; der „Kaufmann“ muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Umgegend ein paar feste Kunden hätten, auch die Zeitungdistribuition übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier, zwei Liter abgefahnter Milch, anderthalb Pfund Eibutter, eine Ente, drei Pfund Suppenfleisch, vier kleine Rothkohlköpfe, Roggen- und Weizenbrot wie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Raffee, Nelfen, Kapern, Edamer, Kastanien, Johannisbeermarmelade, Gurke, Essig und einen Napfkuchen ohne Rosinen.“ Ist weniger: schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus . . . Wer wagt's? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendein Wertheim oder Tieß, Emden oder Jandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre der Wandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten.



Daß in solchen Häusern das Fleisch wohlfeiler wäre als noch bei dem nach sechs Seiten tributpflichtigen Kleinmehger, werden auch die Herren Delbrück und von Schorlemer nicht leugnen; aber den Weg vielleicht wieder „nicht gangbar“ finden. Der glatten Geschicklichkeit des Einen, der noch an Provinzspitzensitte erinnernden, zwischen zu steifer Würde und zu leutsälicher Witzelsucht schwankenden Redensart des Anderen fehlt leider jede innere Wärme, jeder ins Volksgemüth klingende Ton. Sie erledigen Alles schnell und sauber, gewissenhaft und verständig. Und Alles ohne Liebe.

### Nebelung.

„Muß denn über die königsberger Rede des Kaisers noch einmal in breiter Ausführlichkeit geschwätzt werden?“ So fragte ich hier vor acht Tagen; und wagte, zu prophezeien, wie das Treffen ausgehen werde. Der Kanzler wird das in seiner Zeitung Gesagte wiederholen und die Mehrheit des Hohen Hauses für sich haben, die Ausbrüche loyaler Lehnstreue leisten und das Vergnügen erleben wird, ihre Gegner zersplittern zu sehen. Fast genau so ist geworden. Fast. Die behende Evolution des sonst nicht leichtfüßigen Herrn von Bethmann konnte Keiner ahnen. Der Kanzler hat sein Wollen nicht auf die Wiederholung des in der Norddeutschen Verkündeten beschränkt, sondern eifern versucht; das Ergebnis der Debatten vom November 1908 umzudeuten und zu beweisen, daß von gerechtem Urtheil kein Satz der königsberger Rede getadelt werden kann. Dabei immer die Oberlehrerfreude an haarscharfen Unterscheidungen. Nicht Fleischnoth, sondern Fleischtheuerung; nicht dem Reichstag gegebene, sondern im Reichsanzeiger veröffentlichte Erklärungen; nicht der Deutsche Kaiser sprach am Pregel, sondern der König von Preußen. Man glaubt, die rothe Tinte zu sehen, die am Hefstrand die Fehler rügte; glaubt, zu fühlen, wie gern magistraler Unwille den interpellirenden Schlingeln, weil sie sich so arg verschrieben haben, eine Strafarbeit aufbrummte; denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt. In dreifacher Gestalt steht der höchste Reichswächter vor des Betrachters Auge: als Philologe, Historiker, Politiker. Der Philologe prüft den vor zwei Jahren im Reichsanzeiger veröffentlichten Text (den er, wirklich in Fleisch und Blut der selbe Mann, als Vertreter des Kanzlers damals dem Bundesrath vorzulegen und zu kommentiren hatte); und übersieht die weitaus wichtigste



Stelle: daß den Kaiser heute noch ehrende Zugeständniß, daß die Interview mit den Briten „großen Schaden“ ins Reich gebracht, in den Hauptpunkten Unrichtiges verbreitet habe und daß kein Kanzler die Verantwortung tragen könnte, wenn, in öffentlich hörbarer Rede und im Privatgespräch, der Kaiser sich fortan nicht die Zurückhaltung auferlege, die für die Einheit der Politik und für die Autorität der Krone unerläßlich ist. Der Historiker behauptet, daß die Hohenzollern das preußische Volk und den preußischen Staat geschaffen haben, deshalb auch jetzt noch aus eigenem Recht in Preußen herrschen und diesen Rechtsanspruch nur auf Gottes Gnade stützen dürfen; und vergißt, wie der erste Preußenkönig zu seiner Krone kam, wie, im Sturm, Preußens Verfassung entstand, was in der Nacht nach dem achtzehnten März 1848 Friedrich Wilhelm der Vierte an seine lieben Berliner schrieb und durch welche Leistung in drei Kriegen und sechzig Friedensjahren das Bussendvolk den Rechtsanspruch seiner Mündigkeit vor Unsechtung gesichert hat. Der Politiker preist, als dem Bundesrath vorsitzender Kanzler, im Deutschen Reichstag die „fast beispiellose Arbeit der großen Hohenzollern“, macht aus einem mit leichter Hand wegzuweisenden Windmondspuß den Gegenstand einer Staatsaktion; und merkt nicht, daß sein scharftiges Wort an mancher schmerzenden Narbe schabt und der um weithin wirksame Lösung verlegenen Schaar das Feldgeschrei liefert. Einen schlimmeren Tag als diesen, der ihm zunächst wohl ein Siegbringer schien, hat der fünfte Kanzler noch nicht erlebt. Seine letzten ernsthaften Verteidiger sind an ihm irr geworden. Aus der Tiefe steigt der Groll bis auf Gipfel. „Dagegen Bülow!“ Ueberall hört man's. Draußen lächeln sie wieder. Und die Sozialdemokraten, die zu einer Dummheit ausgezogen waren, haben die zugkräftigste Wahlparole heimgebracht. „Der Novemberpakt zerfällt! Preußens Volk nur die Stütze der Hohenzollern! Der Mehrer der Kronrenten auf der Schanze des Absolutismus! Das Gottesgnadenthum als Geflügelhut auf der Stange!“ Solche Fanfare wirbt Stimmen; leider. Mußte es sein?

Wozu? Auch der Kaiser könnte so fragen; und über dem rückblickenden Auge von Gram und Menschenverachtung die Stirnfurchen lassen. „Jetzt sind Alle für mich. Die damals kein armes Wort zu meiner Vertheidigung fanden. Weil Alle von mir morgen was wollen; in ihrer Noth mit meinem Namen Geschäfte zu machen hoffen. So war's immer; seit zwanzig Jahren hat Jeder versucht,



wenns schief ging, mich vorzuschieben; schien die Sonne wieder, dann saß Jeder auf hohem Pferd und langweilte mich mit der Be-  
 theuerung seiner Pflicht und Verantwortlichkeit. Nur Einer war  
 anders. Den ertrug meine Jugend nicht... Im November 1908 war  
 das Centrum durch Bülow's Bluff und durch meine Wahlabendrede  
 verärgert und meine Herren Junfer witterten schon die Morgenluft  
 liberaler Regierung; hinc illae irae. Im November 1910 empfehlen  
 sich, im Dunkel vor einer schwierigen Wahlschlacht, Beide zu Gna-  
 den. Wenn ich übermorgen gegen hohen Nahrungszoll und für den  
 Evangelischen Bund spräche: ob ich für Hendeband und Hertling  
 noch der König aus eigenem Recht und von Gottes Gnaden wäre,  
 dessen von Himmelsglanz erleuchtetem Willen auch der Unter-  
 than, dems unbequem wird, sich demüthig beugen muß? Darauf  
 allein kommts schließlich an. Die Reichstagselöhner denken am  
 Ende gar, ich wisse nicht, wie sie im Kämmerchen reden. Von Gottes  
 Gnaden! In dem Entwurf meiner Rede stand die Formel nicht;  
 auch nichts vom Instrument des Herrn und von der Geringschät-  
 zung anderer Meinung. Daß mirs im Manöverjubiläum über die  
 Lippe kam, habe ich mehr bedauert als Bethmann, aus dessen  
 Briefen der sorgenvolle Flügelschlag ausgiebiger Arme hervor-  
 guckte. Nach der marienburger Reparatur konnte man mir Ruhe  
 gönnen. Telegraphirte ich nicht noch am Tag der Interpellation  
 aus Neudeck an Jacobi, den Artilleristen, ich freue mich, daß er  
 'durch Gottes Gnade' das achtzigste Lebensjahr vollenden durfte?  
 Daß, Pauli Wort aus dem Ersten Korintherbrief und das De-  
 muthbekenntniß der in Ephesus um Cyrill geschaarten Bischöfe  
 konnte Bethmann benutzen. Den Schimpfern Einß auf den Schä-  
 del geben und den ganzen Kram als Bagatelle behandeln. Wozu  
 mit der Elle wieder das von König und Volk Geleistete nachmessen  
 und Abgestandenes aufrühren? Ich will nicht von meinem No-  
 vemberwort los und bin kein Object für Barendienste. Underthalb  
 Jahre lang ließ man mich aus dem Gerede; riß sich Jeder wund,  
 der an der Krone das Zünglein wehen wollte; wurde in Nord und  
 Süd nur der Kanzler gescholten. Soll die Geschichte etwa von vorn  
 anfangen und ich mir an allen Höfen nachtuscheln lassen, nur in  
 dieser Voraussicht sei mein Auge auf Theobaldum gefallen? Danke.  
 Rein Daimler bringt mich je wieder von meiner kühlen Firnhöhe.  
 Und wenn von der Wartdreschertenne der Hominingeruch zu Berg  
 steigt, halte ich mir rasch die Nase zu; aus eigenem Recht."





## Heilpädagogien.

**W**ährend einer Beobachtungszeit von etwa dreißig Jahren habe ich mir ein Urtheil über die Seelenzustände nervenschwacher Schulkinder zu bilden vermocht, daß ich nicht als bloßen Wissensstoff ohne Nutzenanwendung mit mir herumtragen will. Dabei handelt sich um ein viel weiter verbreitetes Leiden, als Viele glauben. Wer selbst mit starker Nervenkraft begabt ist und wer seinen Blick nicht geschärft hat für die Beobachtung nervöser Leiden, wer zumal gar keine Gelegenheit zu ausgedehnteren Beobachtungen sucht und deshalb auch nicht findet, Der ist in dieser Frage nicht kompetent. Er ist auch leicht geneigt, die Schwäche der Anderen durch einen Vorwurf von sich abzuweisen und ein freundlicheres Eingehen auf die Noth der Klagenenden als unwürdige Gefühlsduselei zu bespötteln; ist wohl auch der Meinung, daß Nervosität zum großen Theil auf Verweichlichung der Erziehung und auf strafwürdiger Willensschwäche des Zöglings beruhe, und empfiehlt deshalb Rückkehr zur alten robusten Erziehung der Strenge und Abhärtung.

Ein modern denkender Erzieher steht ganz anders zu dieser Frage. Er meint, die Nervosität dürfe den Schulkindern nicht ins Schuldkonto gebucht werden. Sie seien unschuldig daran und wären ohne Ausnahme viel lieber Kinder von unerschütterlicher Kraft. Wenn wir schon nach einer Lösung der Schuldfrage suchen, so kommt der ganze kulturelle Hochbetrieb in Betracht, die überhitzte geistige Arbeit fern von der stärkenden Natur bei der Mehrzahl der Erwerbenden. Um leben zu können, strengen Unzählige ihre Nerven über deren Kraft an und kommen trotzdem erst in späten Lebensjahren zu so gesicherter materieller Existenz, daß sie die Gründung einer eigenen Familie wagen dürfen. Oft kommen wirkliche Verfehlungen der Eltern hinzu (Alkoholismus, sexuelle Ausschweifungen); aber selbst diese Fehler wurzeln vielfach in ungesunden sozialen Verhältnissen und sind auch Folgen einer der Natur entfremdeten, entgleisten Gesellschaftsordnung. Späte Ehemöglichkeit fördert die Prostitution; und wer als Junggeselle kein behagliches Heim hat, begrüßt im Gasthaus sein wahres Asyl.

Doch wie der Arzt, der den Kranken vor sich hat, haben auch wir nicht nach der Schuld, sondern nach den Mitteln zur Rettung zu fragen. Wir sind nicht von so derber Moral, daß wir frischweg erklären: „Na ja, der Bengel ist eben ein Rümmerling und muß tauglicheren Menschen Platz machen; so will's das Gesetz der Auslese.“ Mit solchem Spruch wird sich in der Praxis seiner eigenen



Familie kein Elternpaar zufrieden geben, daß einem zarten Kinde das Leben geschenkt hat. Bei den Menschen kommt es nicht allein und nicht zuerst auf körperliche Kraft an: Kräfte des Geistes, des Gemüthes, des Willens können den Körper meistern. Es wäre interessant, festzustellen, wie große Kulturgüter und Fortschritte gerade solchen Menschen verdankt werden, die als Kinder schwächlich oder krankhaft nervös waren. Man denke nur an Melancthon, Voltaire, Kant, Friedrich von Preußen, Kaiser Wilhelm den Ersten. Wir wissen heute, daß angeborene Schwäche durch geeignete Pflege zum großen Theil überwunden werden kann. Ich habe es an mir selbst und an den mir Nächsten erfahren. Als Zwilling schwach geboren, habe ich in meiner Kindheit alltäglich mein rohes Ei essen und Leberthran trinken müssen und bin durch die rechte Pflege so stark geworden, daß ich als Student schon mit allen Anderen in Arbeit und Vergnügen Schritt halten konnte und seitdem Jahrzehnte lang von Schwäche und Nerven nichts mehr wußte. Mein ältester Sohn war auch sehr zarter Konstitution, aber ich habe Mittel gefunden, aus dem weinerlichen, ängstlichen, anfälligen Kindchen einen Jüngling heranzubilden, der sich an Körper und Geist jetzt mit den stark geborenen Altersgenossen messen kann. Er macht mit dem Rucksack seinen Marsch von zehn Stunden im Gebirge ohne Anzeichen der Ermüdung, hat seinen normalen Schlaf und Hunger und einen gegen das Wetter prächtig abgehärteten Leib. In der Unterprima hat er den zweiten Platz und seine Schulzeugnisse zeigen nur lobende Prädikate. Und den selben Erfolg hatte ich mit dem zweiten Jungen, der mit fünfzehn Jahren zu den besten Schülern der Obersekunda gehört und auch körperlich zu Kraft gediehen ist.

Wie wurde Das erreicht? Zuerst durch die rechte Diätetik der Seele. Die erregbaren Kinder, die vor Schulangst nicht schlafen konnten, wurden der Schule so lange fern gehalten, bis sie der unberechtigten Furcht ledig wurden. Ich habe (Dank der Schule, deren Großmuth mirs erlaubte!) das Unglaubliche möglich gemacht, daß mein Ältester als Zweiter in der Unterprima sitzt, obgleich er erst seit ungefähr vier Jahren eine Schulbank drückt. Er mußte im normalen Verlauf drei Vorschulklassen mit drei Jahren und von Sexta bis Unterprima sieben, im Ganzen zehn Schuljahre haben und hat kaum vier. Das erreichte ich dadurch, daß ich ihn erst in der Quinta anfangen ließ und jeden Sommer von Ostern oder Juni an ins Gebirge schickte, wo er meist ohne jeden Unterricht durch Privatfleiß und durch den lebendigen Verkehr mit geistig angeregten Menschen seine normale Entwicklung auch im Geistigen



fand. Und das Selbe gelang mit dem Zweiten, der in Sexta begann, seitdem fast in jedem Jahr ein halbes der Schule fern blieb und seine nervöse Schwäche beinahe völlig abgelegt hat.

Zahlreich sind die Briefe und Besuche von Eltern, die in ernstester Sorge um das Leben ihrer nervösen Kinder meinen Rath eingeholt haben. Selten konnte ich ihnen so dienen, wie ich wollte. Noch fehlt es an Schulen, wo die schwachen und fränklichen Kinder in rechter Rücksicht auf ihre Schwäche erzogen und unterrichtet werden. In den großen Klassen mit ihrem nothwendigen Fabrikbetrieb verkümmern sie und leben jammervolle Tage. Die Schule erklärt mit Recht, daß sie zu schwachen Kindern in Rücksicht auf die nun einmal vorgeschriebenen Lehr- und Bildungsziele und in Rücksicht auf die Starken, Gesunden und deshalb mit Recht Bevorzugten nicht gerecht werden könne. Sie weist die Kinder, die eine normale Behandlung nicht vertragen, in Privatschulen, Landerziehungsheime und Sanatorien. Vielen wird dadurch geholfen; nicht allen. Auch in solchen Anstalten herrscht der Normal-Lehrplan mit den streng abgemessenen Klassenzielen; und wo Gleiches erreicht werden soll, werden im Wesentlichen auch gleiche Anstrengungen zu machen sein. Oft schadet sogar ein übertriebener Körperkultus den Nerven, die Ruhe brauchen oder doch nur gemäßigte und sorgsam zugemessene körperliche Bewegung. In den Sanatorien aber, wo die Kinder all Dies finden, fehlt es meist wieder an der rechten geistigen Kost. Unter Erwachsenen fühlen sich die Kinder zurückgesetzt und vernachlässigt, eingeengt und eingeschüchtert, namentlich aber gelangweilt. Sie wissen nicht, was sie mit dem endlos scheinenden Tag anfangen sollen, und leiden unter der Angst, daß sie immer mehr hinter ihren Altersgenossen in der Schule zurückbleiben. Diese Angst stört den Heilprozeß und verschuldet oft, daß die Patienten, in innerer Unruhe und Ungeduld, die Heilung nicht abwarten und mit den ersten, leichten Erfolgen schon zufrieden sind. Die zu früh in die Schule Zurückgekehrten erliegen dann bald wieder den alten Zuständen, schleppen so ihr Leiden von Klasse zu Klasse und erreichen die oberste mit einem für das ganze Leben untauglichen Körper. Das sind die unglücklichen Schwächlinge, die dann im öffentlichen Leben so leicht erliegen und die erschreckend wachsende Menge der Kandidaten für Irrenanstalten und für den Selbstmord bilden oder, wenn es nicht zum Aeußersten kommt, mit Sorgen und Schmerzen hoffnungslos und freudlos hinvegetiren.

Tausende solcher Kinder wachsen in unseren Großstädten auf und ihre Zahl wird zunehmen, je mehr die Großstädte wachsen und die gesunden Verhältnisse aus dem Leben der Miethkasernen-



bewohner schwinden. Wir wissen, daß in weitem Umkreis um Berlin schon von der Bauspekulation für solche Miethkasernen der Bauungsplan fertig vorliegt und polizeiliche Genehmigung hat, der zwölf Millionen Einwohnern Unterkunft geben soll. Man versuche einmal, sich klar zu machen, was diese Thatsache für die Zukunft der deutschen Jugend bedeutet!

Eine weitblickende Erziehungsreform wird das Bemühen aufgeben, mit untauglichem Werkzeug an den Lehrplänen zu basteln; sie wird Einrichtungen schaffen, die eine Aufzucht lebensstüchtiger Menschen ermöglichen und verbürgen. Die armen Kinder, die als Opfer ungesunder Zustände schon mit gebrochener Kraft ins Leben treten, müssen mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt, ihrer Natur gemäß behandelt und entwickelt werden. Wir brauchen Schulen und Asyle für das Heer der schwachen, nervösen Kinder, die in der Normalschule zerrieben werden und ungerecht leiden, weil ihre Nervenschwäche als moralischer Mangel unter Strafe gestellt wird; die meisten angeblich oder thatsächlich ungezogenen, zerstreuten, trägen, unlustigen und unwilligen Schulkinder sind krank. Statt sie anzuspornen durch Versprechungen, Tadel und Strafen, statt sie durch Nachhilfestunden noch mehr zu belasten und deshalb noch kränker zu machen, sollte man sie als Kranke behandeln.

„Was sollen wir thun?“ So fragen mich die mit Recht bekümmerten und doch hilflosen Eltern.

Meine Antwort lautet: „Helft uns Heilpädagogien schaffen!“ Anstalten, die sich gerade solcher schwachen Kinder annehmen und ihr ganzes Wirken nach den Bedürfnissen dieser Kinder einrichten; Sanatorium und Erziehungshaus sind, wo es zuerst und vor Allem darauf abgesehen ist, die Kinder gesund und tüchtig zu machen, und wo neben dem erfahrenen Jugendbildner ein erprobter Nervenarzt waltet; Anstalten, die dem Schwächling eine Heimath geben, die gerade diesen auch im Gemüth schwachen und allen Einflüssen zugänglichen Kindern unentbehrlich ist; Anstalten, in denen sie, dem zu harten Zwang der öffentlichen Schule, dem zu hitzigen Wettkampf mit besser begabten oder leistungsfähigeren Kindern entrückt, Zeit, Ruhe und Stimmung finden, sich auf ihre eigene Natur und deren Gaben zu besinnen; Anstalten, die auf Berechtigungsscheine verzichten, sich aber den Ehrgeiz wahren, die der öffentlichen Schule auf längere oder kürzere Dauer entnommenen Kinder so in ihrem ganzen Wesen zu festigen, daß sie dann ohne beträchtliche Einbuße an Zeit wieder in den Wettkampf mit den gesunden Schülern eintreten können. Alles hängt an der rechten Oekonomie der Kräfte. Meine schwachen Knaben haben in vier bis fünf Schuljahren er-



reicht, was sonst neun erfordert. Durch rechte Ausnutzung der Lebensenergie konnte die Hälfte Schulzeit gespart werden.

Ich hätte Lust, einen Versuch mit einem solchen Heilpädagogium in der Nähe von Berlin zu wagen; die rechten Männer zur Mitarbeit sind auch schon gewonnen. Ist die Zeit dafür schon reif? Die Antwort auf diese Frage kann ich selbst nicht geben; sie muß von außen her kommen. Eltern und Pfleger, die für das Lebensglück schwacher Kinder hängen, Menschenfreunde, die helfen wollen, die Lebenskraft unseres Volkes zu steigern, mögen sich mir verbünden. Dann wird sich erweisen, ob aus einem richtigen Gedanken bald auch die rettende Tat erwachsen soll.

Steglich, Arndtstr. 35. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



### Alfred de Musset. \*)

In der Geschichte der Menschheit giebt es einige Bevorzugte, die ein gütiges Geschick, vom Zauberglanz ewiger Jugend umstrahlt, in die Ewigkeit eingehen ließ. Raffael, Giorgione, Watteau, Mozart, Schubert, Chopin, André Chénier, Lord Byron, Shelley, Keats, Aubrey Beardsley: sie Alle sind in der Blüthe ihrer Jahre dahingegangen, ohne daß der Vollendung ihres Schaffens Etwas zu fehlen scheint. Ja, es ist, als ob aus ihren Werken nur eine noch heißere Gluth hervorleuchte, die sie dem Herzen der Nachwelt besonders theuer macht, wie wir das Andenken eines jung verstorbenen Bruders zugleich als Erinnerung an unsere eigene Jugend inniger hegen und ehren.

Zu diesen ewig jugendlichen Geistern gehört auch Alfred de Musset, obwohl ihn der Tod erst als Siebenundvierzigjährigen von der Last seines Lebensrestes erlöst hat. Denn in einem Alter, in dem Andere noch die Hochschule besuchen, gab er sein erstes Buch heraus und fast Alles, was seinen Namen unsterblich gemacht, ist

---

\*) Der Dichter ist am elften Dezember 1810 geboren worden.



von ihm zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr geschaffen worden. Seine Frühreise war erstaunlich, aber sie trug den Keim des frühen Todes in sich; und wie sie ihn zwang, in der kurzen Frist von zehn Jahren Jugend, Kraft und Genie in berausgender Fülle zu verschwenden und wie ein edler Kenner das Leben zu durchrasen, so ließ sie ihn nachher ermattet und kraftlos am Wege liegen, in Betäubung und schweigend das Ende erwarten. Nachdem aber das franke und ruhelose Herz zu schlagen aufgehört, hat das Schicksal im Antlitz des Toten die Falten geglättet, auf die bleiche Stirn den Schimmer immerwährender Jugend gesetzt und seine schönsten Dichtungen mit goldenen Lettern in das Ewige Buch der Kunst eingetragen.

In Frankreich sind noch heute die Meinungen nicht geklärt, wem der Lorber des ersten lyrischen Dichters zu reichen ist, ob Lamartine, Victor Hugo oder Alfred de Musset. Für die gebildete Welt außerhalb seines Heimathlandes ist die Frage beantwortet. Mögen Lamartine und Victor Hugo auch große französische Dichter sein: Alfred de Musset hat die Schranken der Nationalität überwunden, er ist in die Weltliteratur eingegangen und sein goldumfranztes Haupt ruht zu Füßen der wenigen Ganzgroßen im Reich der Dichtung.

Und seltsam genug: er ist viel französischer als seine beiden Mitstreiter. Lamartines elegische Weiche und Hugos Wortpracht und rauschende Fülle, die an prunkhafte Barockbilder mit stürmisch gebauschten Vorhängen und flatternden Fahnen aus der Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs erinnert, sind im Grunde gar nicht französisch oder stellen doch nur eine Seite der französischen Art dar. Das eigentlich Gallische, das Warmblütige, Großherzige, das, aus innerer Vornehmheit geboren, oft kühn, ja, verwegen über die Lippen springt, im letzten Augenblick aber gemildert durch eine geistreiche, lächelnde Wendung, die wie eine blinkende Degenflinge sich ehrfurchtvoll neigt: gerade Das ist die Eigenart Alfreds de Musset. Und er kommt geraden Weges aus der Blüthezeit französischer Lyrik, der Zeit Ronsards und Joachims du Bellay, gleichsam als ob Boileau, Corneille und Racine nicht gelebt hätten (Erscheinungen, die man, mit Ausnahme Molières, sich aus der französischen Literatur wegdenken könnte, ohne daß ihr wesentlich französischer Charakter eine Einbuße erleiden müßte). Und es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß die Vorahnin Mussets jene Cassandra Salviati war, an die Ronsard zehn Jahre hindurch seine schönsten Gedichte gerichtet hat, und noch mehr, daß er in direkter Linie von den Du Bellay-Langen abstammte, die Vettern



des gleichnamigen Dichters waren. Ein reizendes Madrigal Ronfards lautet:

Si c'est aymer, Madame, et de jour et de nuit  
Resver, songer, penser le moyen de vous plaire,  
Oublier toute chose et ne vouloir rien faire  
Qu'adorer et servir la beauté qui me nuit,

Si c'est aymer, de suivre un bonheur qui me fuit,  
De me perdre moy-mesme et d'estre solitaire,  
Souffrir beaucoup de mal, beaucoup craindre et me taire,  
Pleurer, crier mercy, et m'en voir esconduit,

Si c'est aymer, de vivre en vous plus qu'en moy-mesme  
Cacher d'un front joyeux une langueur extrême,  
Sentir au fond de l'âme un combat inégal,  
Chaud, froid comme la fièvre amoureuse me traite,

Honteux, parlant à vous, de confesser mon mal:  
Si cela c'est aymer, furieux je vous ayme,  
Je vous ayme; et sçay bien que mon mal est fatal:  
Le cœur le dit assez, mais la langue est muette.

Und Musset ruft seiner Ninon zu:

J'aime, et je sais répondre avec indifférence;  
J'aime, et rien ne le dit; j'aime, et seul je le sais;  
Et mon secret m'est cher, et chère ma souffrance;  
Et j'ai fait le serment d'aimer sans espérance  
Mais non pas sans bonheur, je vous vois: c'est assez.

Sollte man glauben, daß zwischen diesen beiden Gedichten zweieinhalb Jahrhunderte liegen, und fühlt man nicht deutlich die Verwandtschaft des Tons und der Grundstimmung? Es ist befremdlich, beinahe unverständlich, daß ein Volt von der hohen Kultur des französischen sich von einem im Grunde so hölzernen, poesielosen Mann wie Boileau in seinem Werk „L'Art poétique“ einfach diese Dichter aus der Literaturgeschichte wegstreichen und damit den Strom abdämmen ließ, der noch Leben und Kraft zeigen konnte. Fast zwei Jahrhunderte schwieg die wahre französische Poesie. Erst in André Chénier erwachte sie plötzlich wieder. Da war es nun kein Wunder, daß die Reaktion, die mit Victor Hugo einsetzte, zumal in der politisch schwächlichen Zeit, die dem Sturz Napoleons folgte, nach hallenden Worten, nach langtönenden, reichen Reimen, nach glühenden Farben und glänzenden Bildern griff, um sich von dem Schweigen zu erholen, um die Hörer aufzurütteln und ihnen mit lauter Stimme zuzurufen, daß wieder französische Dichter erstanden seien. Und in den Kreis, der sich als



Cénacle um Victor Hugo scharte, trat nun plötzlich der siebenzehnjährige Alfred de Musset mit dem zögernden Geständniß, daß auch er Verse mache. Mit zwanzig Jahren veröffentlichte er sein erstes Buch, die „Contes d'Espagne et d'Italie“. Spanien und Italien: Das waren die Länder, nach denen die französische Jugend romantisch sehnsuchtvoll hinüberblickte. Da gab es Farben, Abenteuer, dunkeläugige Frauen mit rasch aufglühenden Herzen und Sinnen, Degen und Stilete. Und in diesem farbig überreizten, sinnlich entflammten Stil waren auch die Gedichte und kurzathmigen Dramen Musset's geschrieben, der danach als vollgiltiges Mitglied in das Cénacle aufgenommen wurde. Sehr bald aber machte sich doch bemerkbar, daß er nicht in die Fußstapfen Hugos trat, sondern seine eigenen Wege ging, deren Anfänge der literarisch scharfsäugige Sainte-Beuve schon in seinen ersten Gedichten wahrgenommen hatte. Gegenüber der farbenprächtigen, bilderreichen Art Hugos war er von gesuchter Einfachheit; er verschmähte die sogenannten reichen Reime, gewann aber dadurch an Eindringlichkeit und Schärfe des Ausdrucks. Und er besaß Herz und besonders Geist und ließ sie, nicht nur tönendes Pathos, sprechen. Zugleich fing er an, erst leise, dann lauter, die Bestrebungen der Romantiker zu persifliren, bis er mit der „Ballade à la Lune“, in der er sich nicht scheute, dieses Symbol aller Romantik mit einer geschwellenen Spinne zu vergleichen, alle künstlerischen Beziehungen zu ihnen löste. Damit war sein literarischer Ruhm einstweilen beendet. Victor Hugo wandte sich von ihm ab, für die Feinheit seines an Ronsard und die Plejade anklingenden einfachen Stils hatte oder zeigte man kein Verständniß und viele „gebildete“ Leute, die seine Ballade an den Mond ernsthaft genommen oder auch nur von ihr gehört hatten, haben von ihm erst mehr erfahren, als der Dichter verstummt war und seine Stücke auf der Bühne erschienen. Die wahre Anerkennung hat er erst nach seinem Tode gefunden, wie es bei großen Begabungen, außer in der kulturell hoch entwickelten Renaissancezeit, fast immer üblich gewesen ist.

Als Dreiundzwanzigjähriger veröffentlichte er dann sein zweites Buch „Un Spectacle dans un Fauteuil“, in dem die Abkehr vom Romantismus vollzogen war, daß aber, wie von einem Jüngling, der noch nichts erlebt hatte, zu erwarten war, trotz einer überraschenden Begabung für die Form und funkelndem Geist noch viel Unreifes brachte. Immerhin stehen in dem Gedicht „Namouna“ die Strophen über Don Juan, die in der französischen Literatur unsterblich geworden sind.

Raum aber war sein Buch erschienen, als er die Bekanntschaft



der Frau machte, die ihn nach kurzer Zeit in Venedig kaltblütig an seinem Krankenbett betrog. Diese Täuschung reifte ihn zum Mann, und als er nach schweren inneren Kämpfen die Leidenschaft besiegt hatte und wieder zur Feder griff, da war alles Unfertige in ihm überwunden, wie Schlacken vom Edelmetall abgefallen. Mit einem Schlag war er nun der große Dichter, dessen Verse, die mit seinem Herzblut geschrieben waren, von tiefer, lange nachhallender Empfindung zitterten. Meisterwerk folgte nun auf Meisterwerk. Nach kurzen Zwischenräumen schrieb er sein Medicäer drama „Lorenzaccio“, den Roman „La Confession d'un enfant du siècle“, die Komödien „Le Chandelier“ und „Un Caprice“, das Proverbz „Il ne faut jurer de rien“, dem dann später noch das Proverbz „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée“ und das Drama „Carmosine“ folgten. Zugleich schuf er die Gedichte, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, die Nuits de Mai, de Décembre, d'Août und d'Octobre, „Lucie“, die „Lettre à Lamartine“, die Stanzas an die Malibran, an Ninon, „L'Espoir en Dieu“ und später „Le Souvenir“ und „Après une lecture“.

Sein dichterisches Genie schaltete nun mit souveräner Sicherheit; für jede Nuance der Empfindung stand ihm der zarteste Ausdruck zu Gebot, seine Verse hatten einen weichen und süßen Klang, wie die französische Dichtkunst ihn vorher nicht gekannt und nachher, trotz Verlaine und den belgischen Dichtern, in dieser Reinheit nicht wieder erreicht hat. Und diese Gedichte eben weisen ihm die einzigartige Stellung an, die er in der Literatur aller Völker einnimmt und die ihn weit über alle nationalen Vergleiche hinaushebt. Es ist eine Schönheit des Wortes und der Empfindung darin, die ihresgleichen nicht hat, und auf manche paßt das Wort, das er seiner Muse in der „Mainacht“ in den Mund legt:

Les plus désespérés sont les chants les plus beaux.  
Et j'en sais d'immortels qui sont de purs sanglots.

Er fühlte sich nun im Vollbesitz seiner Dichterkraft; und nie ist das Wesen des lyrischen Dichters zu innigerem Ausdruck gekommen als in den unübersetzbaren Versen aus dem Gedicht „Après une lecture“, die man kennen muß, um diesen dichterischen Genius voll zu würdigen:

Celui qui ne sait pas, quand la brise étouffée  
Soupire au fond des bois son tendre et long chagrin,  
Sortir seul au hasard, chantant quelque refrain,  
Plus fou qu'Ophélia de romarin coiffée,  
Plus étourdi qu'un page amoureux d'une fée,  
Sur son chapeau cassé jouant du tambourin;



Celui qui ne voit pas, dans l'aurore empourprée,  
Flotter, les bras ouverts, une ombre idolâtrée;  
Celui qui ne sent pas, quand tout est endormi,  
Quelque chose qui l'aime errer autour de lui;  
Celui qui n'entend pas une voix éplorée  
Murmurer dans la source et l'appeler ami;

Celui qui n'a pas l'âme à tout jamais aimante,  
Qui n'a pas pour tout bien, pour unique bonheur,  
De venir lentement poser son front rêveur  
Sur un front jeune et frais, à la tresse odorante,  
Et de sentir ainsi d'une tête charmante  
La vie et la beauté descendre dans son cœur;

Celui qui ne sait pas, durant les nuits brûlantes  
Qui font pâlir d'amour l'étoile de Vénus,  
Se lever en sursaut, sans raison, les pieds nus,  
Marcher, prier, pleurer des larmes ruisselantes,  
Et devant l'infini joindre des mains tremblantes,  
Le cœur plein de pitié pour des maux inconnus;

Que celui-là rature et barbouille à son aise;  
Il peut, tant qu'il voudra, rimer à tour de bras,  
Ravauder l'oripeau qu'on appelle antithèse  
Et s'en aller ainsi jusqu'au Père-Lachaise,  
Trainant à ses talons tous les sots d'ici-bas;  
Grand homme, si l'on veut; mais poète, non pas.

Seelisch Barteree als die vorletzte Szene aus „Le Chandelier“ und die beiden letzten Szenen von „Carmosine“ ist in keiner Dichtung zu finden. Und Mussets Novellen „Emmeline“ und „Le fils du Titien“ stellen sich an die Spitze aller Meisterwerke gleicher Art, wie Turgeniew und Henke neidlos anerkannt haben. Auch hier ist es eben nicht allein der Dichter, der das Wunder vollbringt; der Mensch mit dem vollen, heißen Herzen findet, ohne sie zu suchen, immer die Töne, die unmittelbar wieder zu Herzen gehen und dem Leser in dem Dichter einen Freund und Begleiter fürs Leben schaffen. Wer einmal den tiefen Reiz dieser Dichtungen empfunden hat, kehrt immer wieder zu ihnen zurück, um von Neuem den warmen Hauch zu spüren, der ihnen entströmt und mit seltsamem Zauber das Herz umfängt. Mit wenigen Ausnahmen hat man bei anderen Dichtern doch immer das Gefühl des Erdichteten, während hier die Seele unmittelbar zur Seele spricht und man der Wahrheit durch einen leichten, dunklen Schleier ins unergründliche Auge zu blicken meint. Diese Empfindung ist es, die den sonst nicht leicht überquellenden Taine trieb, am Schluß seiner Geschichte der englischen



Literatur (und zwar eigentlich ohne zwingenden Anlaß) Musset dem Engländer Tennyson gegenüber zu stellen und die schönsten Worte zu sprechen, die über ihn gesagt worden sind und die in dem Satz gipfeln: „Celui-là au moins n'a jamais menti“, im Munde Sainet ein Lob von besonderer Tiefe. Seltsam genug: die Mitwelt hat diesen Poeten in seiner künstlerischen Reise kaum bemerkt. Wie Heinrich Heine erwähnt, wußte die Welt, in der er lebte, wenig von ihm, obwohl der Herausgeber der „Revue des deux Mondes“, Buloz, der früh genug diesen Genius würdigte, in seiner Zeitschrift fast Alles von ihm zum Abdruck brachte. Als diese ewigen Gedichte als „Poésies nouvelles“ gesammelt 1840 erschienen, blieben sie unbeachtet. Und ihr Verfasser war damals erst dreißig Jahre alt.

Ob diese Vernachlässigung nicht dazu beigetragen haben mag, den Dichtermund so früh verstummen zu lassen?

Erst als in seinen letzten Lebensjahren die aus Rußland heimgekehrte Schauspielerin Frau Allan-Despréaux in seinem Stück „Un Caprice“ einen großen Erfolg errang und nun auch die besten seiner Bühnenwerke in das ständige Repertoire aufgenommen wurden, erst da wurde sein Name bekannter. Zu spät für ihn; dieser Erfolg konnte ihn nicht mehr zu Neuem anregen. Seine Aufnahme in die Académie Française konnte es natürlich noch weniger. Und als er in der Nacht nach dem ersten Maitag des Jahres 1857 die Augen für immer schloß, hatte er seit einer Reihe von Jahren nichts von Bedeutung mehr geschrieben. Nur in der 1850 erschienenen „Carmosine“ hatte er noch einmal den ganzen Zauber seiner Seelenkunst aufleuchten lassen und Gestalten von einem inneren Adel geschaffen, die wie durch einen Silberschleier von der Welt der Wirklichkeit geschieden sind. In ihnen ist das Gefühl lebendig, das dem Dichter einst — als Variante zum Andréa del Sarto — die an sprachlicher Schönheit die Originalfassung übertreffenden Worte eingegeben hat:

Les poètes se sont trompés; ce n'est pas l'Esprit du mal qui est l'ange déchu, — c'est celui de l'amour, qui après le grand œuvre ne voulut pas quitter la terre, et tandis que ses frères remontaient au ciel, laissa tomber ses ailes d'or au pied de la beauté qu'il avait créée.“

Zu den Füßen der Schönheit hat auch er gekniet, der Engel hat ihm den süßesten Sang auf die Lippen geküßt und unter dem Schutze seiner silbernen Flügel hat er, trotz Allem und Allem, gestanden, sein Leben lang.

Hamburg.

Theodor Guse.







## Bei Tolstois.

Bei meiner Ankunft in Jasnaja Poljana fand ich die Gräfin Sofia Andrejewna Tolstoi in heftigen Schmerzen. Sie schrie laut und riß sich Alles vom Leibe. Die agonieähnlichen Schmerzen waren weder durch heiße Umschläge noch durch Cocain oder Atropin zu lindern. Die Kranke schrie Tag und Nacht. Im Haus war Alles fassunglos. Aus den wenigen Worten, die ich mit dem Grafen Tolstoi wechselte, gewann ich die Ueberzeugung, daß er keine Hoffnung mehr habe und den Tod der Kranken als unvermeidlich ansehe.

Ich ging in das Krankenzimmer, um die Gräfin zu untersuchen, sah aber bald, daß es während dieser Schmerzen unmöglich sei. Ich forderte Morphium, spritzte ein Viertelgramm ein und legte Eis auf die Geschwulst am Unterleib. Die Kranke wurde ein Wenig ruhiger.

Nach der Besichtigung neigte ich zu der Annahme, daß eine ulcerirende Cyste vorhanden sei, die eine Operation nöthig mache, und wandte mich an Tolstois Sohn Andrej mit der Bitte, ein Telegramm wegzuschicken, das meine Assistenten aus Moskau herbeirief.

Neben dem Krankenzimmer richtete Dr. Tschekan einen Raum für die Operation her. Dem Mann und den Kindern sagte ich, meine Diagnose sei zwar nicht ganz sicher; ich halte aber für wahrscheinlich, daß sich eine ulcerirende und zerfallende Cyste gebildet habe. Dann erklärte ich Tolstoi den Vorgang im Körper.

Er sagte: „Das ist interessant. Ja, ja, so muß es wohl zugehen.“

Ich kehrte mit Dr. Polilow in mein Zimmer zurück und wir besprachen die bevorstehende Operation. Dabei erwogen wir alle in Betracht kommenden Umstände: die ungenügende Desinfection und das schlechte Licht des Raumes; etwa denkbare Komplikationen: Peritonitis, Perforation; das erschöpfte Nervensystem der Kranken; ihr Alter; außerdem ihre soziale Stellung und Bekanntheit; das Interesse, das nicht nur Rußland, sondern auch das Ausland an der Kranken hatte; die Wirkung der Operation auf Tolstois Leben und Thätigkeit; die ungeheure Verantwortung, die ich auf mich nahm. Dabei wiederholte ich, daß ich, nach so ungenügender Untersuchung, meiner Diagnose nicht absolut sicher sei und daß vielleicht einer der Kollegen mich eines Besseren belehren könne. Für jeden Fall mußten wir einen angesehenen Zeugen alles Geschehens vor wie während der Operation haben. Dr. Polilow schlug ein Konsilium vor. Nach einer Wendung zum Günstigen konnte die Gräfin vielleicht in ein moskauer Krankenhaus geschafft werden. Ich bat den Grafen Andrej zu mir, theilte ihm meinen Entschluß mit und forderte ihn auf, mit dem Vater alles Nöthige zu besprechen. Wir beschlossen, Professor Phenomenow aus Petersburg herbeizurufen.

Andrej sprach mit seinem Vater und kam dann mit seiner Schwester Maria und deren Gatten, dem Fürsten Obolenskij zurück. Sie sagten, ihr Vater und sie Alle seien gegen unseren Vorschlag. Sie vertrauten



mir und glaubten nicht, daß eine neue Konsultation nothwendig sei. Ich wiederholte mein Anerbieten und rieth, das Gutachten einer unbetheiligten Autorität nicht gering zu schätzen. „Meine Diagnose ist nicht sicher. Vielleicht treten neue Umstände ein, die eine Operation überflüssig machen. Auf diese Weise vermeiden wir, was Ihnen so schrecklich vorkommt.“ Schließlich stimmten sie zu und das Telegramm an Professor Phenomenow ging ab. Nach unserer Berechnung konnte er in der Nacht nach dem Freitag eintreffen und Sonnabend früh die Entscheidung fallen.

Am Freitag verschlimmerte sich der Zustand der Kranken. Die Schmerzen wichen nicht, die Temperatur stieg und drohende Symptome einer Peritonitis wurden merkbar. Wir verbrachten die Zeit in gedrückter Stimmung.

Um sieben Uhr abends kamen meine Assistenten Gaitschman und Uitin aus Moskau mit den nothwendigen Instrumenten und Verbandzeug. Mir wurde etwas leichter zu Muth; ich fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Die drohende Perforation, die jede Minute eintreten konnte, traf uns jetzt nicht mehr unvorbereitet.

Inzwischen kam von Phenomenow die Antwort, daß er Sonnabend früh eintreffen werde. Die Assistenten gingen an die Vorbereitung zur Operation; Alles war in regster Thätigkeit.

Etwas leichteren Herzens legte ich mich schlafen, obwohl der Zustand der Kranken sich allmählich verschlimmerte. Als ich um sechs Uhr erwachte, erfuhr ich, daß Professor Phenomenow noch nicht gekommen sei. Das Befinden der Kranken war seit dem Abend nicht verändert.

Ich untersuchte mit den anderen Aerzten die Gräfin und fand, daß die Operation jetzt unbedingt nothwendig und nicht mehr aufzuschieben sei. Wenn der Darm sich nicht bald leerte, wurde die Operation (durch die Blähung) unmöglich und der Tod der Gräfin gewiß.

Die Aerzte stimmten meiner Auffassung zu. Ich benachrichtigte die Familie. Um neun Uhr morgens machten wir Versuche, die keinen Erfolg hatten. Da sagte ich zu den Kindern: „Wenn die Kranke nicht sofort operirt wird, stirbt sie. Und so wichtig die Mitwirkung des Kollegen Phenomenow mir wäre, bin ich doch gezwungen, unverzüglich zur Operation zu schreiten.“

Die Kranke klagte während der ganzen Zeit, daß sie mit diesen entsetzlichen Schmerzen nicht weiter leben könne. „Also zerschneiden Sie mich!“ sagte sie.

Ich ging zu Solstoi und sagte ihm, die Operation müsse sofort vorgenommen werden.

Er antwortete: „Ich sehe den Zustand meiner Frau mit trüben Augen an; sie ist gefährlich krank. Der große feierliche Augenblick des Todes naht, der versöhnend auf uns wirkt. Wir müssen uns dem Willen Gottes fügen. Ich bin gegen eine Einmischung, weil sie den erhabenen Todesakt stört. Wir Alle müssen heute, morgen, vielleicht in fünf Jahren sterben. Ich verstehe, daß Sie nicht anders handeln



können. Ich schalte mich ganz und gar aus; bin weder dafür noch dagegen. Da versammeln sich die Kinder; auch mein ältester Sohn Sergej kommt. Die mögen entscheiden. Außerdem müssen Sie natürlich die Kranke fragen. Wenn sie nichts dagegen hat, thun Sie, was Sie wollen.“

Ich sagte: „Vielleicht ist die Operation nicht nöthig. Aber zeigen Sie mir ein Mittel, das die Kranke von ihren Schmerzen befreit. Ich weiß kein anderes Mittel als die Operation.“

Tolstoi erwiderte: „Schmerzen sind nothwendig; sie bereiten uns auf den großen Augenblick des Sterbens vor.“

Ich sagte: „Lassen wir diese Auseinandersetzung. Ich bin nicht hergekommen, um Sie zu überzeugen, sondern ich wollte Ihnen meine Meinung sagen, die nun zum definitiven Entschluß geworden ist. Ich gehe zur Kranken und frage sie. Und bitte Sie, das Selbe zu thun.“

Tolstoi ging fort und kam mit dem Bescheid zurück, die Kranke sei mit der Operation einverstanden. Auch die Kinder erklärten nun die Operation für nothwendig. Tolstoi hatte ihnen das Selbe gesagt wie mir.

Die Kranke wünschte, von den Angehörigen Abschied zu nehmen, nachdem sie gewaschen und angekleidet war. Das geschah. Auch das Gesinde kam und nahm weinend Abschied. Dann rief die Kranke ihre Tochter Maria zu sich und bat um Papier und Bleistift, um sich von dem abwesenden Sohn Lew zu verabschieden.

11 Uhr 40 Minuten: Wir beginnen, noch im Schlafzimmer, mit der Narkose. 12 Uhr 8: die Kranke wird in den Nebenraum gebracht. 12 Uhr 17: sie ist noch nicht bewußtlos. 12 Uhr 32: der Bauchschnitt wird gemacht. Bei der Oeffnung des Bauchfells trafen wir ein vergrößertes Omentum; nachdem die Eingeweide auseinandergeschoben waren, konnte man die Cyste (Geschwulst) sehen. Da sie dünnwandig und mit serumartiger Flüssigkeit gefüllt war, vergrößerte ich den Bauchschnitt, um zu vermeiden, daß sie innerhalb der Bauchhöhle plake. Die Cyste wurde dann leicht herausgezogen. Die Operation dauerte ungefähr sechszundzwanzig Minuten. Die Narkose verlief günstig: keine Cyanose, kein verringerter Puls. Neigung zu Erbrechen. Nicht der kleinste Blutverlust.

Als die Bauchwunde vernäht war, ließ ich der Familie sagen, die Operation sei beendet. Alle Gegenstände wurden aus dem Operationezimmer entfernt und der Raum gereinigt. Ich war tüchtig in Schweiß gerathen und bat um irgendein Kleidungsstück. Die Tochter Maria brachte mir den Schlafrock des Vaters. Ich zog ihn an und ging in das frühere Schlafzimmer, um der Familie die entfernte Cyste zu zeigen.

Beim Verlassen des Zimmers traf ich Tolstoi. Er war blaß und finster, schien aber ruhig, fast gleichgültig. Sein Blick fiel auf meine Hand und er fragte ganz gelassen: „Sind Sie fertig? Das da haben Sie entfernt?“

Ich ging nach unten, um mich umzukleiden. Alle Kinder Tolstois kamen zu mir, unterhielten sich fröhlich und fragten nach dem Verlauf der Operation.



Nach dem Umzug ging ich wieder nach oben ins Eßzimmer, wo ich mit Dr. Gaitschman das Protokoll aufsehte.

Das Frühstück verlief in lebhaftem Geplauder. Tolstoi erschien nicht. Als er mir dann aber begegnete, sagte er, er habe wenig Hoffnung auf einen guten Ausgang, da die Kranke weiter über Schmerzen klagte und behauptete, sie leide genau so wie vor der Operation. Es sei, als ob ihr Leib auseinandergerissen würde.

Außer Tolstoi durfte Niemand die Kranke sehen. Er meinte: „Haben Sie die Operation nicht vergebens gemacht?“ Ich antwortete: „Der Zustand ist bedenklich, aber sicher besser als vor der Operation.“

Danach fuhr ich ins Freie und traf bei meiner Rückkehr bereits einen festlich gedeckten Tisch. Man wartete auf Professor Phenomenow. Er kam vor Acht.

Bei Tisch saß ich neben Tolstoi; mir gegenüber Phenomenow. Das Gespräch betraf allgemeine Angelegenheiten, nicht die Gesundheit der Gräfin. Tolstoi war ernst, aß aber mit seinem gewöhnlichen Appetit und bemühte sich, dem neuen Gast liebenswürdig zu scheinen.

Nach Tisch gingen Professor Phenomenow, die Assistenten, zwei Söhne Tolstois und ich in mein Zimmer. Hier wurde die Krankheitsgeschichte durchgenommen. Dann besuchten wir die Kranke. Phenomenow fand ihren Zustand für den ersten Tag befriedigend; er hätte, den Umständen nach, schlimmer sein können. Auf die Frage eines Sohnes, wie die Sache nun weiter verlaufen werde, erwiderte er, morgen könne man mit größerer Gewißheit darüber sprechen. Das Selbe wiederholte er dem alten Grafen.

Beim Abendthee wars, in Gegenwart des Hausherrn, ziemlich lebhaft. Um zehn Uhr sahen wir noch einmal nach der Kranken und gingen dann schlafen.

In der Sonntagsfrühe hatte sich der Zustand der Kranken sichtlich gebessert. Phenomenow brachte der Familie diese gute Botschaft. Tolstoi blieb ruhig, schien aber sehr erfreut; er trug den Kopf höher und sah zuversichtlicher drein.

Nachdem wir jede Möglichkeit besprochen hatten, nahm Professor Phenomenow von Allen Abschied und erhielt von Tolstoi zum Andenken eine seiner letzten Schriften mit Widmung.

Vier Tage nach der Operation, als die Kranke außer Gefahr war, verließ ich Tolstois Haus und fuhr nach Anapa. Vorher hatte ich mir ausbedungen, daß mir über den Zustand der Kranken täglich Bericht erstattet werde, damit ich im Nothfall rechtzeitig zurückkehren könne. (Aber der Zustand der Gräfin blieb gut.) Als ich Tolstoi Lebewohl sagte, war er allein in seinem Arbeitszimmer, trug sein gewöhnliches Morgenkleid und las. Er war finster und empfing mich einsilbig. Ich schilderte ihm den Zustand der Kranken und sagte, daß die ärztliche Pflicht mich zur Abreise zwingt. Er wußte, daß ich telegraphisch nach Moskau zur Konsultation gerufen worden war. Er blieb schweigend sitzen; stand auch nicht auf, als ich Abschied nahm, sondern wandte sich



halb um, reichte mir die Hand und murmelte ein höfliches Wort in den Bart. Sein Verhalten bedrückte mich; offenbar war er unzufrieden. Doch hatte weder ich noch einer der Assistenten Grund zu solcher Unzufriedenheit gegeben. Am Ende war seine Verdrossenheit der Uebermüdung zuzuschreiben.

In ihm hatte ein heftiger Kampf getobt. Die eine Hälfte seines Wesens sollte ihm genommen, die Einheit seines ganzen Lebens zerstört werden. Eines Tages sagte er zu der Kranken: „Nun liegst Du im Bett, gehst nicht umher und ich höre Deine Schritte nicht in den Zimmern. Da kann ich gar nicht recht lesen und schreiben.“ Und als er sie nach der Operation besuchte, sprach rührende Zärtlichkeit aus dem Blick und der Stimme, wenn er eine scherzhafte Bemerkung machte.

In sein stilles, gleichmäßiges Leben war etwas Fremdes, Feindsäliges eingedrungen. Eine Menge fremder Leute, die das ganze Haus auf den Kopf stellten und Alle nöthigten, nur an die Operation zu denken und über sie zu sprechen. Dabei hörte man immer und überall das Stöhnen und Schreien der Kranken. Ein schweres Verhängniß brach über das Haus herein und bedrückte Alle. Tolstoi blieb den Kindern fern; er ging in den Park und betete. Was mochte in dieser Einsamkeit seine Seele erlebt haben? Daß ein Mißgefühl zurückblieb und sich gegen den Hauptschuldigen, den Operateur, richtete, ist begreiflich.

Einen Monat danach war ich wieder in Jasnaja Poljana; sah die freundlichen, anhänglichen Kinder, die Gräfin und den gastfreien Hausherrn. Tolstoi empfing mich mit bezaubernder Liebenswürdigkeit; ganz wie ein Gentleman. Seine Redeweise war bescheiden, gewählt und ungemein freundlich. Ich sah den jungen Tolstoi vor mir. Der Unterschied zwischen diesem und dem alten (aus der Abschiedsstunde) war so groß, daß ich mir sagte: „So wie jetzt wird er sich Dir nie wieder zeigen. Aber diesen letzten Eindruck von Tolstoi kann Dir Niemand nehmen. Der bleibt Dein.“

Petersburg. Professor Wassilij Feodorow Snegirew.



## Theuerung.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Wir erleben eine Hungerrevolte nach der anderen; aber keine von der gefährlichen Sorte. Statt Pulver, Blei und Säbel giebt's Petitionen, Interpellationen, Diskussionen. Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Die Klage über die Theuerung der Lebensmittel schlängelt sich nun seit drei Jahren durch die Gespräche ernsthafter Leute. In Deutschland und in Oesterreich hat die Gefährdung der Fleischnahrung die Betroffenen aufgerüttelt. Vor dem Tempel des Reichsrathes in Wien wurden die Fahnen des Aufruhrs aufgepflanzt. Das Volk rief nach dem Blut



argentinischer Rinder. Und siehe: die Einfuhr argentinischen Fleisches wurde erleichtert. Aber die Quantitäten, die zum Verkauf kamen, waren leider zu klein, um den Hunger Aller zu stillen. Im oberösterreichischen Landtag, in dem Parlament der Bauern, wurde beschlossen, die Regierung zur Prüfung der Frage aufzufordern, ob die Grenze für ausländisches Vieh und Fleisch zu öffnen, die Zoll- und Handelspolitik zu revidiren sei. Eine Fanfare also aus Trompeten, die Agrarier an den Mund gesetzt hatten. Der Reichsrath muß den Bericht des Ausschusses über die Theuerungsfrage im Plenum behandeln. (Das „Fortwursteln“ wäre in diesem Fall innig zu wünschen; denn an Wurst fehlt's ja gerade.) Die Wiener haben mehr Temperament als die Weststädter an der Spree. Die Agitation wurde dort mit größerer Verbe betrieben als im kühlen Norden. Der Deutsche Reichstag hatte sich gleich nach den Ferien mit der Sache zu beschäftigen. Die Sozialdemokraten wollten wissen, was der Reichskanzler gegen die Lebensmitteltheuerung zu thun gedenke; die Konservativen gaben zu, daß eine „bedauerliche Vertheuerung des Fleisches in vielen Städten eingetreten“ sei, und fragten, was der Reichskanzler vorschlagen werde, um die Steigerung der Kleinhandelspreise in den Städten zu hemmen, ohne den Wunsch nach vermehrter Vieheinfuhr zu erfüllen. Die Interpellationen wurden vom Staatssekretär Dr. Delbrück und vom preußischen Landwirthschaftsminister Freiherrn von Schorlemer beantwortet; und aus Allem, was vorgebracht wurde, hörte man nur das Nein. Die Regierung ist nicht in „der Lage“, irgendetwas zu thun. Die Maßregeln zum Schutz der inländischen Viehzucht müssen bleiben. Der Einschleppung von Viehseuchen muß um jeden Preis vorgebeugt werden. Die Minister erklärten, daß an die Oeffnung der Grenzen nicht zu denken sei; auch dürfe man nicht von einer Fleischnoth, sondern höchstens von einer Theuerung einzelner Fleischsorten sprechen. Der Herr Landwirthschaftsminister gewährte den nach Fleisch Hungernden den Trost, daß Fleisch nicht das einzige, nicht ein unbedingt nothwendiges Nahrungsmittel sei. Man könne die Fleischnahrung zum größten Theil ersetzen. Die Vegetarier werden damit einverstanden sein.

Alles Petitioniren und Interpelliren ist fruchtlos geblieben. Vielleicht irrt also das Volk und es giebt gar keine Theuerung. Doch im Süden denken auch die Regierungen anders als im Norden. Bayern hat die Zulassung französischen Viehs durchgesetzt. Die bayerische Regierung hatte vom Bundesrath freilich mehr gewünscht: Zulassung der Einfuhr lebender Schweine aus Oesterreich, Erleichterung der Vieheinfuhr aus Dänemark, Aufhebung der Zölle auf Mais und Futtergerste, Ermäßigung der Frachten für Futtermittel; aber nur der erste Wunsch wurde erfüllt. Aus Furcht vor den Agrariern? Deutsche Viehhändler haben das beste Vieh auf dem pariser Markt aufgekauft. Die Preise gingen in die Höhe, weil nicht genug Vieh da war, um den Bedarf zu decken. Daß man an der Seine nicht gern die feinsten Rinder nach Bayern, Württemberg, Baden verkaufen sieht, ist erklärlich. Die



pariser Fleischer wünschen ein Ausfuhrverbot oder mindestens einen hohen Ausfuhrzoll. Da sieht man den circulus vitiosus. Die Länder sind bei der Versorgung mit Fleisch auf einander angewiesen. Dänemark, Frankreich, Oesterreich-Ungarn produziren mehr Vieh als Deutschland, das die stärkste Bevölkerungszunahme (900 000 Menschen im Jahr), also den am Schnellsten wachsenden Bedarf hat. Ginge es im Staatsleben nach der Vernunft, so müßte Alles geschehen, um die Ergebnisse der Viehzucht zu steigern, und jedes Futtermittel von Zoll frei bleiben, damit die Viehhaltung nicht zu theuer wird. Ist das Rohmaterial theuer, so ist auch das Produkt. Bei uns wurde der Maiszoll seit dem Jahr 1906 fast verdoppelt (auf 3 Mark für den Doppelcentner); der Gerstenzoll ging von 2 auf 1,30 Mark zurück. Die Folge ist eine Minderung der Maiseinfuhr von  $11\frac{1}{2}$  auf  $6\frac{1}{2}$  Millionen Doppelcentner (seit 1905/06) und eine Zunahme des Imports von Futtergerste von 19 auf 25 Millionen Doppelcentner. Das Plus hier kann das Minus dort nicht ausgleichen; denn Mais ist durch Gerste in der Viehfütterung nicht zu ersetzen. Das Wachsthum der Bevölkerung verlangt eine reichlichere Versorgung mit Lebensmitteln; ein Plus von 50 Millionen Kilo Fleisch im Jahr ist nicht zu hoch gerechnet. Dazu die Milch von 50 000 Rühen mehr. Wird dieses Bedürfniß gedeckt? Die Frage sollte man erst nach ernster Prüfung beantworten.

In den ersten neun Monaten des Jahres 1910 wurden an Fleisch und Fleischwaaren rund 19 Millionen Kilo in das deutsche Zollgebiet eingeführt. 500 000 Kilo weniger als in den selben Monaten des Jahres 1909. Die Einfuhr von frischem Rindfleisch aus Dänemark und den Niederlanden (den Hauptbezugsquellen) war größer, der Import von Schweinefleisch dagegen wesentlich niedriger. Diese Ziffern lehren, wie es mit der Deckung des Bedarfs steht. Und der Viehauftrieb auf den Schlachtmärkten? In den ersten neun Monaten des Jahres 1910 war (nach der Statistik über den Viehverkehr an den vierzig wichtigsten Schlachtwiehmärkten Deutschlands) eine Steigerung (im Angebot von Rindern, Kälbern, Schafen und Schweinen) von  $8\frac{1}{2}$  Prozent gegen das Vorjahr zu verzeichnen; und im ersten Halbjahr 1910 hat der gesamte Fleischvorrath 12,98 Millionen Doppelcentner, 230 000 mehr als im ersten Semester 1909, betragen. Darunter sind 165 320 Doppelcentner Pferdefleisch (163 424 Doppelcentner), die abgezogen werden müssen, wenn von Fleischnahrung im landläufigen Sinn gesprochen wird. Bleiben also 61 604 Doppelcentner (6,16 Millionen Kilo) mehr als im ersten halben Jahr 1909. Erforderlich ist, im richtigen Verhältniß zur Bevölkerungszunahme (auf halbe Jahr gerechnet), ein Plus von 25 Millionen Kilo. Die Einfuhr ergab, wie ich sagte, in den ersten neun Monaten 500 000 Kilo weniger. Das wären im halben Jahr vielleicht 300 000 Kilo. Der Vorrath war um 6,16 Millionen größer; so bleibt ein Plus von höchstens 6 Millionen Kilo. An der Menge, die zu fordern war, haben im ersten Semester 1910 also rund 19 Millionen Kilo gefehlt. Ob man dieses Resultat als ausreichendes Zeugniß für



eine Fleischnoth ansehen will oder nicht: darüber scheint im Deutschen Reichstag nur noch das Parteiinteresse zu entscheiden.

Die Steigerung der Preise wird auch von den Staatsministern nicht geleugnet, sondern „als wahr unterstellt“. Das Statistische Amt der Stadt Dresden hat einige Ziffern ermittelt. Im Durchschnitt kosteten Fleisch und Fleischwaaren 1899 1,89, im Jahr 1909 aber 2,20 Mark pro Kilogramm. Die Steigerung beträgt 16,2 Prozent. Vollmilch ging um 14, Magermilch um 16½, Molkereibutter um 12,9, Weizenmehl um 30,7, Roggenmehl um 21 bis 23, Brot um 13 bis 15 Prozent (die größte Preissteigerung bei der schlechtesten Sorte!) in die Höhe. In dem Jahrzehnt, um das es sich handelt, sind auch die Löhne besser geworden, so daß ein Theil der gesteigerten Kosten des Lebens durch die vermehrten Einnahmen gedeckt war. Was aber bedeutet eine Zunahme von 55 Pfennigen im durchschnittlichen Tagesverdienst gegen die unbestreitbare Vertheuerung von Fleisch und Brot? Auf der einen Seite ein Plus von 18½, auf der anderen ein Aufschlag von fast 32 Prozent! Der Landwirtschaftsminister hat festgestellt, daß für das Jahr 1910 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 30 Kilo Fleisch kommen werden; also ganze achtzig Gramm täglich. Und trotzdem waren die Ziffern der Jahre 1909 und 1908 noch höher. Sicher ist ja, daß die Fleischpreise nicht den Viehpreisen entsprachen. Fleisch bleibt theuer, auch wenn der Viehpreis sinkt. Das erklärt sich durch die Einwirkung eines „kommerziellen“ Umstandes, mit dem die Landwirthe nichts zu thun haben. Rinderfilet kostet im Laden 1,80 bis 2 Mark, auf dem Markt 1,20 bis 1,40 Mark. Kalbschnitzel bekommt man im Waarenhaus für 1,60 Mark, während man im Laden 2 Mark fürs Pfund bezahlen muß. Die Waarenhäuser bieten alle Sorten Fleisch zu Preisen an, die niedriger sind als die der Schlächterläden. Die Fleischer sind über die „Schmutzkonkurrenz“ der Waarenhäuser empört; aber über ihren Beschwerden steht doch wohl das Interesse des Konsumenten, für das in der „Ramschbude“ besser gesorgt wird als im Spezialgeschäft. Auch eine Preisermäßigung im Engroßverkehr färbt noch lange nicht auf den letzten Preis ab. Der ist durch so viele Zwischenglieder vom Ausgangspunkt entfernt, daß eine Bewegung, die dort beginnt, schon von langer Dauer sein muß, wenn ihre Ausläufer bis ans Ende reichen sollen. Wie beim Fleisch, ist, zum Beispiel, auch bei der Butter. Der Großhandelspreis für Butter Erster Sorte betrug im Oktober 243 Mark für den Doppelcentner gegen 270 Mark im Oktober 1909. Das bedeutet einen Rückgang um 11½ Prozent. Im Kleinhandel war das Verhältniß 2,66 gegen 2,72 Mark fürs Kilo; seit dem Vorjahr also nur eine Ermäßigung um 2¼ Prozent.

Daß die Agrarier die „großkapitalistischen Tendenzen“ für die Theuerung verantwortlich machen, ist leicht zu begreifen. Der Unterschied zwischen Vieh- und Fleischpreisen und manches unvorsichtige Wort haben ihnen die Berechtigung zu ihrer Ansicht geliefert. Als dieser Tage die Sperre über den berliner Schlachthof (wegen des Aus-





Berlin, den 10. Dezember 1910.

## Von Gottes Gnaden.

Paulus, der mit Drohen und Morden so lange wider die Jünger des Herrn geschraubet hatte, ward auf dem Wege gen Damascus vom Licht des Himmels umleuchtet, von Jesu Stimme gerufen und in der Stadt dann, nachdem es ihm, unter der Hand des Ananias, wie Schuppen vom Auge gefallen war, zum Christglauben befehrt. Dieser Erleuchtung dachte er, der nun Paulus hieß, da er, am elften Sonntag nach Trinitatis, aus Philippi an die Korinther schrieb: „Unter den Aposteln bin ich der geringste und, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe, des Apostelnamens im Grunde unwürdig. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade hat sich an mir nicht vergebens bemüht; viel mehr denn alle anderen habe ich gearbeitet. Dennoch ist nicht mir das Erreichte zu danken, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ In der selben Epistel sprach er: „Ihr seid Gottes Acker und Baugrund und wir sind Gottes Mitarbeiter. Als ein weiser Baumeister habe ich, der von Gottes Gnade ist, für den Grund gesorgt, auf dem ein Anderer bauen soll. Ein Jeglicher aber sehe zu, wie er darauf baue.“ In diesen Sätzen bekennt fromme Demuth: Der gnädige Wille des Höchsten hat mein Leben erleuchtet und aus dem Dunkel des Irrwahnes mir Blindem den Weg in die Klarheit gewiesen. Vierhundert Jahre nach der Zeit des Ersten Sendschreibens an die Korinther, als Nestorius von Konstantinopel das menschliche vom göttlichen Wesen Christi scheiden wollte und sein Widersacher, Cyrillus von Alexandria, um die irdische Abkunft des vergotteten Menschensohnes zu heiligen, die Anbetung der Jungfrau Maria als neuen Kult heischte, wurde nach Ephesus ein Konzil einbe-



rufen: und in dieser Stadt, wo Herostratus einst (in der Stunde, die dem Makedonen Alexander das Leben gab) den Artemistem-  
 pel angezündet, wo dertarsische Heidenmissionar Paulus der jun-  
 gen Christenheit die stärkste Gemeinde erworben hatte, kam, in den  
 heißen Tagen des cyrillischen Sieges über die Nestorianer, auch  
 Pauli bescheidenes Wort zu neuer Ehre. Die versammelten Bi-  
 schöfe beschloßen, die Formel *dei gratia* vor ihre Titel zu setzen, als  
 ein sichtbares Zeichen der Demuth, die sich von Gottes Gnade  
 abhängig fühlt. Seit dann dem Bischof von Rom, als dem Nach-  
 folger des Apostels, auf dessen Felsenfestigkeit Jesus die Ge-  
 meinde gebaut hatte, so viel Macht zugewachsen war, daß er sich  
 Christi Statthalter auf Erden nennen durfte, schien ihm die For-  
 mel zu eng. *Dei et Apostolicae Sedis gratia*: so sollte sie fortan lauten.  
 Sollte den Bischöfen einprägen, daß sie, um ihres Sitzes sicher zu  
 sein, zu Gottes Gnade auch die des Papstes sich erhalten müssen.  
 Von den Trägern geistlicher Würde übernahmen die Karlinge,  
 die in dem Bischof Arnulph von Metz ihren Ahnherrn ehrten und  
 von der Legende die Stammtafel mit den Namen aquitanischer  
 und brabantischer Heiligen schmücken ließen, die ephesische For-  
 mel. Wohl erst nach Pippins Krönung und der Gründung des  
 Kirchenstaates, die dem Patrimonium Petri die Stützen und Ge-  
 fahren weltlicher Macht schuf. Mochte Karl in seiner Lernbegierde  
 mit Alkuin und Einhard, Angilbert und Theodulf wie mit im Rang  
 Gleichen, wie mit Freunden der Freund verkehren und oft gar als  
 dankbarer Schüler zu ihrer Lehrweisheit aufblicken: das Bewußt-  
 sein erhöhender, über den Troß hebender Weihe blieb in ihm le-  
 bendig; und der kräftigste Vertreter kaiserlicher Theokratie, den  
 die Reichsnothwendigkeit trieb, die Kirche in seinen Dienst zu zwin-  
 gen, durfte, ohne Mißverstand fürchten zu müssen, von sich sagen,  
 daß er durch Gottes Gnade Oberhaupt des Imperiums gewor-  
 den sei. Die Zumuthung, vor dem Sterblichen auf dem römischen  
 Apostelsitz sich zu beugen, hat mit unwiderstehlicher Wucht dann  
 Otto der Große abgewehrt, als er Johann den Zwölften der Un-  
 zucht und Simonie, des Meineids und Tempelraubes anklagen  
 und von Petri Stuhl stoßen ließ und obendrein die Römer durch  
 Eidswur verpflichtete, nie wieder ohne seine Zustimmung einen  
 Papst zu wählen. Der Gewaltige, der Leo dem Achten, dem Mann  
 seines Vertrauens, mit eiserner Faust wieder den Weg auf die  
 Sella gebahnt, den Gegenpapst Benedikt aus Rom in den deutschen



Nordengeschleppt und den diesem Usurpator anhangenden Stadtpräfekten mit den Haaren ans Reiterdenkmal des Marcus Aurelius geknüpft, auf einem Esel nackt durch die Silberstadt gepeitscht und dann aus deren Mauern verbannt hatte, war Herr auch über Rom; war nun jedem Papst überthan. Von Gottes Gnaden. Doch erst ein langes Halbjahrtausend nach Ottos Tod in Memleben kam die Formel überall in Gebrauch, wo ein Herrscher unumschränkt über das Leben und die Habe ihm Unterthaner gebot. Dann erst gewöhnte die Christenheit sich in den Anblick, in die Vorstellung eines Kaisers oder Königs, der laut künden läßt, er habe seine Krone, ohne Mitwirkung irdisch Gezeugter, von Gott empfangen und sei für sein (durch kein Gesetz je gebundenes, durch keine Schranke begrenztes) Handeln nur dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde verantwortlich. Leicht konnte da geschehen, daß aus dem Wort der Demuth ein Wort des Hochmuthes wurde und in Fürstenhirne sich der stolze Wahn einnistete, mit dem Goldreis habe auch eine besondere Kraft, eine den Gefrönten vorbehaltenene göttliche Weihe sich um ihre Schläfen geschmiegt und die Empfänger solcher Gnade seien über den gemeinen Haufen erhaben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Walten eines im Unermessenen thronenden Geistes schrumpfte oft allzu schnell und wich dem Wonnebewußtsein, in einem großen oder kleinen Erdenwinkel, als ein von Gottes Gnade Auserwählter, des höchsten Weltwillens Vertreter, Verkünder zu sein. Die Sätze des Korintherbriefes schwanden fast spurlos aus dem Gedächtniß. Wem frommte nun noch die Erinnerung? Paulus hatte geschrieben, nur durch die Gnade Gottes sei ihm, dem geringsten, unwürdigsten aller Apostel, beschieden gewesen, Gutes und Großes sogar zu vollbringen. Mancher König und Kaiser sprach: In mir wirkt, aus mir redet Gott, dessen Gnade mich krönte, und an Rechte und Sitten, an Wollen und Wünschen des Gehudels da unten knüpft mich drum keiner Pflicht fesselndes Band; da eine Euch unhörbare Stimme mir das Nothwendige, das Nützliche ins Ohr raunt, weiß ich allein, was morgen geschehen und wie meines Reiches Ordnung, um dafür geeignet zu werden, beschaffen sein muß.

„Le premier qui fut roi fut un soldat heureux.“ Als nach diesem Vers in Voltaires „Mérope“, die in Lyon, mit Talma und der Raucourt, vor italienischen Gästen aufgeführt wurde, ein Klatschgetos dem Ersten Consul gehuldigt hatte, ließ Bonaparte den auch



für die Theaterpolitik verantwortlichen Grafen Chaptal von Chanteloup kommen und fragte ihn, weshalb er gerade dieses Stück für die Festvorstellung gewählt habe. Weil, war die Antwort, die honer Schauspieler nur diese Tragoedie rasch herausbringen konnten. „Dann wär's besser gewesen, ein paar Tage zu warten. Ich will nicht, daß man dieses Stück spiele; weder hier noch in Paris. Ein vom Glück begünstigter Soldat wurde der erste König! Welchen Sinn hat diese populäre Redensart? Wer sich bis auf die Höhe des Thrones zu heben vermag, ist der erste Mann seines Jahrhunderts. Da soll man nicht von Glück schwätzen; nur von Verdienst auf der einen, von Dankbarkeit auf der anderen Seite kann die Rede sein.“ Diese Abneigung von dem Brauch, das Königsrecht auf Kriegsglück und Gewalt zu stützen, war auch bei denen zu spüren, die den Machtsitz auf glatter gebahntem Weg erreicht hatten als der Artillerist aus Ajaccio. Sehr früh auch der Drang, das Herrschergeschlecht einer Götterreihe zu verknüpfen. Große Menschen galten der griechisch-römischen Mythologie oft als Göttersöhne (Alexander, Platon, Pythagoras); und aus der altjüdischen, in die Legende von Jungfrauenempfangniß fortwirkenden Ueberlieferung wissen wir, wie gern in der Welt dieser Vorstellung der Menschenantheil an der Zeugung wichtiger Männer eingeschränkt und ihr Ursprung göttlicher Mitwirkung zugesprochen wurde. Isaak und Joseph, Samuel und Simson: der Ueberragende war das Kind greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter, war, wie Jesus, vielleicht gar der Sohn einer vom Manne nie berührten Jungfrau; und die Phantasie der Volkheit konnte träumen, die besondere Wesensart solcher Männer, die, nach dem Plan einer Vorsehung, ihrem Stamm Großes erwirken sollten, sei göttlicher, nicht menschlicher Zeugerkraft zu danken. Konnte sich mit dem Gedanken trösten: Weil ihn ein Gott schuf, wuchs er höher als wir armem Menschenamen Entsprossenen. Und da der König stets aller sterblichen Menschen größter scheinen mußte, war in allen Zeiten und Zonen das Mühen fühlbar, ihm im Glauben die Weihe göttlicher Abkunft zu sichern. „Wie dürfte er über uns herrschen und seiner Brust, seinem Hirn das Recht zur Vorschrift unserer Lebensordnung entnehmen, wenn er nicht aus anderem Stoff gefügt wäre als wir?“ Die Könige von Hellaß sahen in Zeus ihren Ahnherrn; Romulus, den ersten Römerkönig, hat, nach uralter Sage, Mars im Schoß der Vestalin Rea Silvia gezeugt; und im Germanen-



mythos ist Wotan der Stammvater der Heerkönige. War jungen Völkern, deren Fühlen noch dumpf, deren Denkvermögen noch winzig war, denn zuzumuthen, dem Rath fühler Vernunft zu folgen und aus freiem Willen sich dem Wink eines ihnen Gleichen zu beugen, weil er geeignet sei, ihren nationalen Wünschen die Erfüllung zu bescheren? Wo sie gehorchen sollten, mußten sie einen Hauch göttlichen Odems wittern; ihr König durfte nicht ein Mensch wie andere Menschen sein. Und diesem König, der oft als Eroberer ins Land gekommen war, konnte die Berufung auf das immer verhaßte Recht des Siegers nicht behagen; wenn er ohne hemmende Schranke herrschen, die Gesetze nach Belieben aufheben oder ändern, nach Bedürfniß oder Willfür über die Habe der Unterthanen verfügen und selbst von Gefränkten und Beraubten als in der Glorie Thronender angebetet sein wollte, brauchte er einen stärkeren Rechtsanspruch, der doch milder schien und die Gemüther nicht zum Zorn aufreizte. Deshalb war die ephesische Formel ihm willkommen. Die paßte noch in die Vorstellung der Zeit des Byzantinischen Roder, des dantischen Traumes von der Weltmonarchie und der Ubiquität des Kaiseradlers, des bedenkenlos gläubigen Satzes: „Den König müßt Ihr als Einen denken, der in seines Herzens Schrein alle Rechte gespeichert hat.“ Der Zustand genügte dem Bedürfniß; und war drum erträglich. Die Völker hatten in der vom Himmelsglanz umleuchteten Krone einen der Anbetungwürdigen Gegenstand und die Könige konnten das Recht auf schrankenlose Gewalt aus dem übersinnlichen Ursprung ihres Herrscherberufes ableiten. Jahrhunderte gehen und kommen; und in willenlos frommer Demuth dulden in Ost und West die Völker den sanften oder harten Druck der Hand eines Imperator oder Basileus, Kaisers oder Königs von Gottes Gnaden. Noch im sechzehnten Jahrhundert der Christenzeit sagt William Barclay (in dem Traktat *De regno et regali potestate adversus monarchomachos*), die Monarchie sei das irdischem Blick sichtbare Abbild des göttlichen Regimentes; nur von Gott, der die Völker höchstens einmal als Werkzeug zum Thronbau benutze, habe der König seine Krone und sei drum, so lange er nicht wider Gottes Gebot handle, unantastbar und noch als ein Ungerechter, als der ärgste Tyrann dem Urtheil und der Rache des Volkes entrückt; denn ihm habe, als dem einzig von Gott zur Herrschaft Berufenen, das Volk sich mit all seinen Rechten und Sitten, seinem Besiz und seiner Kraft, mit



Städten und Fleckern, Land und Wasser unterworfen und damit auf jede Möglichkeit verzichtet, die einmal hingegebenen Rechte und Gewalten je wieder zurückzufordern; als ein Theil oder Abglanz göttlicher Majestät sei die Gewalt des Königs weder an Recht noch an Brauch, weder an Volkswünsche noch an den Rath Edler gebunden und jeder Versuch, sie zu fesseln oder ihrem Willen den Weg zu sperren, als freble Auflehnung wider die göttliche Weltordnung anzusehen. Und der in Frankreich lebende und lehrende Schotte wurde bald von dem Italiener Albericus Gentiliß noch übertrumpft, der den König gegen den unwürdigen Verdacht, der Hüter des Gemeinwohles zu sein, verwahrt und ihm das Recht zuschreibt, jeder launischen Regung die unlösliche Fesselkraft des Gesetzes zu geben. Freilich nur einem König, der auf der Erde keinen Herrn über sich anerkennt und auch in Sachen des Glaubens, ohne des Papstes oder gar eines anderen Kirchenfürsten zu achten, das entscheidende Wort spricht. „Ein König im wahrsten Sinne des Wortes ist nur, wer sich in keiner Angelegenheit, geistlichen oder weltlichen, auch nicht in der allergeringsten, dem Richterpruch eines Anderen unterordnet. Der König steht nur unter Gott und ward allein berufen, auch die älteste Gesetztafel nach eigenem Ermessen auszulegen. Was dem König paßt, ist Gesetz. Er ist ein auf Erden wandelnder Gott und seine Macht reicht weiter als die in vorchristlicher Zeit dem Vater über das Kind, dem Herrn über den Sklaven anvertraute.“ Ungefähr eben so denkt Hobbes, der in dem Buch „De cive“ den Unterthanen verpflichtet, auch ungerechtem, vom Gesetz unzweideutig verbotenem Befehl der Obrigkeit blind und stumm zu gehorchen, dem König die Befugniß vorbehält, den Sinn der Heiligen Schrift zu deuten und die Glaubenssagung vorzuschreiben, den Besitz des Bürgers von der Willkür des Herrschers begrenzen, mehren und mindern läßt und als ein Vorrecht der Königsmacht verkündet, im ganzen Umkreis ihres Waltens mit alle Unterthanen bindender Kraft die Normen der Sitte und Sittlichkeit zu bestimmen, Ehre und Schmach zu prägen.

Ungefähr wie die Lehre Barclays und der Stuartvertheidiger Gentiliß und Salmasius klang diese Rede. Nur glomm in Thomas Hobbes kein Fünfchen mystischen Glaubens. Der Mann, der das Wort vom Krieg Aller gegen Alle sprach und die Behauptung, der Zweck könne jedes Mittel heiligen, nicht scheute, war den Römern näher als dem Galiläer und benutzte die Re-



igion nur als Werkzeug zur Festigung der Staatsallgewalt. Mit Macchiavelli, dem beredtesten Anwalt des Absolutismus, hätte er sich verständigt; auch mit dem Doktor Luther, der rieth, wider Vernunft und Wissen, wenns die Obrigkeit befehle, zu glauben, die Addition von Fünf und Zwei ergebe Acht. Nicht so leicht mit Bossuet; der Bischof von Meaux wäre ihm allzu christlich und daneben allzu kritisch gewesen. „Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, handelt der König: deshalb ist seine Person, als eines Statthalters Gottes, heilig; ist sie vom höchsten Herrn selbst gesalbt und auserwählt, hienieden den Willen der göttlichen Majestät zu vollstrecken. Der Friede jedes Gemeinwesens ist bedroht und das Staatsgefüge in Lebensgefahr, wenn das Volk sich das Recht zuspricht, aus irgendeinem Grunde sich in Empörung gegen den König zu wenden. Denn in dem König lebt der ganze Staat.“ (Tout l'État est en lui: das Wort steht in der Schrift „Politique tirée des propres paroles de l'Écriture Sainte“. Daß Ludwig der Vierzehnte nie gesagt hat: „L'État c'est moi“, scheint heute fast gewiß; daß erß nicht im April 1655, als gehorsamer Schüler Mazarins, der damals noch „der Staat“ war, gesagt haben könne, hat schon Journier erwiesen. Doch hätte der Satz nur mit der Deutlichkeit eines Entschüchterten ausgedrückt, was jeder Absolutist empfinden mußte. Und unter den Reden Napoleons fand ich eine, in der, noch 1813, der Kaiser zu den in die Gesetzgeberversammlung Abgeordneten spricht: „Wer mich angreift, greift den Leib der Nation an. Was ist ein Thron? Ein mit Sammet überzogenes Holzgestell. In der Sprache der Politik bin ich der Thron. Nur ich bin der Vertreter des Volkes. Ich bin der Staat.“) Solche Sätze Bossuets hätten dem englischen Materialisten, der den „Leviathan“ schuf, nicht gefallen; doch auch das Rügerecht und den Einspruch ins Monarchenamt hätte er dem genialisch eifernden Kronprinzenenerzieher nicht eingeräumt. Der sah, beinahe noch aus dem Auge eines Augustinus oder Tertullian, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes stehende Majestät des allchristlichsten Königs; und schrieb dennoch: „Etwas vom Wesen der Gottheit lebt in dem König und flößt den Völkern Furcht ein. Aber vergeßt nicht, Ihr Götter aus Fleisch und Blut, aus Staub und Schmutz, daß Ihr eines Tages sterben werdet wie andere Menschen! Nur für eine kurze Zeitspanne trennt die Größe die Glieder



des Menschheitkörpers; daß allen gewisse Ende stellt die Gleichheit wieder her. Weil den Königen alle Gewalt von oben kommt, schulden sie Gott Rechenschaft und dürfen die Gewalt, die er ihnen gab, nicht nach willkürlicher Laune anwenden. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die vom Himmel stammende Macht zum Bösen gebrauchten. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so gestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Wer von Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Wie der König die Hand vom Blut Unschuldiger rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wunden schlägt als das Schwert. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißt es im Ecclesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbeschworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, spricht der Prediger Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viele Worte macht und keins davon hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen: so steht es unter den Sprüchen Salomos, des von David gezeugeten Königs; und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauern beraubte Stadt. Durch unbedachte, verwegene Rede hat mancher König Unruhe gestiftet. Drum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellet Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe!“ Der Erzieher, der so zu seinem Zögling, zum Dauphin von Frankreich zu sprechen wagt, ist weit von dem Glauben an die Allmacht und Allweisheit, Allgegenwart und Allwissenheit der Könige. Ist, all in seiner Frommheit, dem Bracton, der die Möglichkeit sah, der Statthalter Gottes könne sich in einen Satanspriester wandeln, näher als dem ungläubigen Thomas aus Malmesbury. Mit hartem Wort rügt er die Willkürherrschaft; und tritt für den Absolutismus als Kämpfer nur ein, weil ihm die



Völker noch gottmenschlicher Führung bedürftig, noch nicht reif für die Aufgabe scheinen, ihres Schicksals Ring selbst zu schmieden.

Wie sie bald danach, auf der Ungelninsel zuerst, dann im Frankenreich, reisten und, im stolzen Bewußtsein der Mündigkeit, aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre langten, ist auch auf diesen Blättern oft erzählt worden. Der asiatisch-egyptische Spuk zerflattert; und der Wirbelwind, der über den Narmekanal ins Reich des Heiligen Louis weht, fegt des Dunstes letzte Schwaden in den Wolkenfehricht. Just in den Ländern, wo einfältiger Glaube einst der Hand des Königs die Kraft zur Heilung von jeglicher Siechthumsform zugetraut hat, richtet man nun die Könige, köpft die unter dem Auge der höchsten Himmelsmacht Gefrönten und schließt mit denen, die der erwachsene Volkswille leben läßt, Verträge, in denen die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau abgegrenzt werden. Der Begriff der Monarchie bildet sich um; paßt sich neuer Nothwendigkeit an. Wer König heißen will, braucht nicht mehr, wie Saul in Israel, der an Körpermaß Längste, nicht, wie Herodots Aethiopierkönig, jedem Blick als der Kräftigste erkennbar, braucht auch nicht von der Weissagung einer Sybille als Weltmonarch, Erlöser und Friedenbringer empfohlen zu sein. Gewissenhafte Haushalter und tüchtige Geschäftsführer werden gesucht. Ein Volk, das die Stuarts oder die Lilienlouis erlebt hat, wäre nicht von dem Bilde des Normannenherzogs zu blenden, der, als Sohn Roberts, des Teufels der Normandie, und einer Kürschnerstochter, im raschesten Ritt den Bogen zu spannen vermag, dessen Sehne der Griff eines britischen Edlen, auch eines mit beiden Beinen auf festem Grund stehenden, niemals noch vom Bügel zum Schaft herabzog. Kriegerkunst, dem Eroberer unentbehrlich, scheint an dem Erhalter, Verwalter des Staates kaum noch wichtig. Die heroische Zeit des Königsgedankens ist überlebt. Auch der Machtsstreit mit der Kirche längst schon entschieden. Seit der erste Papst Gelasius an Anastasios Dikoroß, den Basileus von Byzanz, geschrieben hatte: „Weil am Tag des Jüngsten Gerichtes die Nachfolger Petri auch vom Wirken der Könige Rechenschaft zu geben haben, lebt in der Priestergewalt höhere Bedeutung, heiligere als in irgendeiner Königsmacht“, war der Primat unter den Trägern geistlicher und weltlicher Gewalt streitig gewesen. Durchs ganze Mittelalter hin. Nun war die Saat der Reformatoren auch in Römerland aufgegangen. In dem Ent-



schluß des zweiten Calixtus, von der Stunde des Wormser Konkordates an dem Kaiser das Recht zur Belehnung der Bischöfe mit Reichsgut und Kirchenregalien zu gewähren, hätte der kleinste Territorialherr jetzt nicht mehr ein ausreichendes Zugeständniß der Kurie gesehen. Am hellen Tag wenigstens öffnet sich dem von Rom her in den Bereich weltlichen Regimentes vordrängenden Einfluß fortan kein Schleußenthor. Der Priester, der dem Akt der Krönung die im Volksempfinden nachhallende Weihe giebt, ist noch willkommen. Doch mancher König betont schon laut, daß er die Krone nicht von einem Papst oder anderen Fremden empfangen, sondern „aus eigenem Recht“ auf's Haupt gesetzt habe. Von Gottes Gnaden? Die alte Formel hatte so gute Dienste geleistet; wozu sie ohne Zwang opfern? Sie puzte den Titel des Kaisers, den der Pfalzgraf vor seines Gerichtes Schranke lud und dem in der Wahlkapitulation, für den Fall schuldvollen Fehles, die Absetzung angekündet worden war. Wie im Patrimonialstaat, dem ins Weite gedehnten Erbgut einer Familie, so hatte sie auch in der Lehensmonarchie gegolten, die auf Eide gegründet, durch Eidbruch zu lösen war. Der Kluge bewahrt Ehrwürdiges, bis er's fahren lassen muß. Auch der hinter das Goldgitter eines Vertrages gezwängte König mag sagen: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

Doch soll er, der Solches spricht, an den demüthigen Apostel Paulus denken, nicht an Karl Stuart und den Sonnenkönig. Woher nähme eine Europa, deren Antlitz von Zweifelsorge durchfurcht, von schlimmer Erfahrung verrunzelt ist, je noch Monarchen, wenn, nach dem Wort des Aristoteles, nur Einer, der, wie ein Gott die Menschheit, alle Mitlebenden überragt, des Königtums würdig wäre, nur, nach dem Prahlruf des Korin, der erste Mann seines Jahrhunderts den Thron besteigen dürfte? Rückfälle in den Brauch der Wahlmonarchie findet der Europas Leib umkreisende Blick heute ja höchstens noch auf den von Asiens Sonne gewärmten Flächen der Ostflanke. Dahin holt man aus Sigmaringen, Kopenhagen, Koburg einen Prinzen, aus Potsdam einen Offizier, aus Genf einen grauen Verschwörer: und führt ihn zum Fürsten. (Weil er Halbgott und Hero's scheint? Nein: weil er nützliche Familienbeziehungen hat oder im Wahlland Anhang zu werben wußte.) Der Westen weicht, wenn er nicht zur Republik abschwenkt, nicht von der Erbmonarchie, die alt und schon dadurch den Meisten heilig ist und zwar selbst den Untüchtigsten auf den Thron hebt,



aber durch tausend Gefühlserinnerungen, durch die Gemeinschaft langen Erlebens, guten und schlimmen, gesichert wird und für alle Zeit den Wettbewerb um die höchste Staatsstelle mit seiner ruhelosen Wirrniss und ekeligen Massenvergiftung ausschließt. Das Ziel aller Kämpfe für Volksrecht und Verfassung war, den monarchischen Staaten einen Zustand zu sichern, der dem König jede Möglichkeit zu nützlichem Wirken läßt und ihm jede Möglichkeit nimmt, dem Lande zu schaden. Nun mag der vom Zufall der Geburt (oder des Todes) mit dem Erbrecht Beschenkte herrschen. Die Namen, oft nur die Namensziffern wechseln; der König, der zur Regierung berechtigte Sohn der Dynastie, kann niemals sterben. Und wenn die Dynastie ausstürbe: wer vermag sich vorzustellen, daß statt eines Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach dann ein aus landfremdem Haus gewählter Mann in Oesterreich, Preußen, Bayern die Krone trüge? Die Tage solcher Wahlmöglichkeit scheinen für immer dahin. Weil sie allzu deutlich offenbaren würde, daß der so Gewählte nicht von Gottes, sondern von Volkes Gnade ist? Diese Offenbarung könnte dem Wahn, der sich „Zeitgeist“ dünkt, nur schmeicheln. In der Frühe des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Joseph de Maistre: „Ich bin es, der die Könige einsetzt: also steht geschrieben. Und diese (nicht etwa als Redensart oder Rhetorenbild eines Predigers zu nehmende) einfache und leicht faßliche Wahrheit gilt auch für die Gebiete der Politik. Gott setzt die Könige ein; er pflanzt die königlichen Geschlechter, läßt sie in einem Gewölke, das ihren Ursprung verhüllt, reifen und erst hervortreten, wenn Ruhm und Ehre sie krönt. Der Mensch kann wohl da als Werkzeug nutzbar werden, wo einem souverainen Fürsten die Macht genommen, wo diese geraubte Macht einem schon vorher Gefürsteten übertragen wird, niemals aber souveraines Fürstenrecht verleihen. Noch sahen wir keine Dynastie, deren plebejischer Ursprung sich nachweisen ließ; der Tag, an dem dieser Nachweis gelingen könnte, begönne einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte.“ Als Sardiniens Vertreter am Hof des Zaren schrieb der fromme Bruder des Zimmerreisenden Xavier diese Sätze. Das Buch, das sie ans Licht bringen sollte („Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines“), erschien erst 1810 in Petersburg: fast sechs Jahre nach der Krönung des kaiserlichen Plebejers, dessen Geschwister sich bald auf den Thronen großer und kleiner Reiche räkelten. Dämmerte der Monarchie nun der letzte Mor-



gen? Sie lebt noch; sieht gar nicht schwindstüchtig aus. Nur Lacetiens Brut wohnt nicht mehr im Kronrecht. Rühler als der späte Verkünder des theokratischen Absolutismus hat der Wirthschaftshistoriker Wilhelm Roscher die Entwicklungsmöglichkeiten beurtheilt, da er schrieb, nur eine in den Tagen kindhafter Volkseinfalt gegründete Erbmonarchie könne dauern: denn ohne Herzenzhang, ohne ein religiöser Andacht ähnliches Massengefühl, wie es nur auf niedriger Kulturstufe keime, sei die willige, völlige Hingebung an ein Fürstenhaus und dessen schwache oder verächtliche Sprossen undenkbar. Das Haus Bonaparte zerfiel. Napoleon? Das Genie herrscht wirklich aus eigenem Recht. Und der Mann, der als Reiter, „ruhig auf einem wilden Roß“, gemalt sein wollte, vor einer Büste Alexanders des Großen aufbrüllte, der Makedone sei kleiner als er gewesen, und eben so laut bestritt, daß sein Sohn ihn, das Geschöpf der Zeit, ersetzen könne, sprach in Mailand dennoch, als er die Eisenkrone Karls des Großen auf den Schädel gestülpt hatte: „Weh Dem, der danach greift! Gott gab sie mir.“

Deutschen Fürsten hatte Fritz von Preußen, ehe es noch zu Grenzregulirung und Konstitution kam, den Imperatorenwahn auszutreiben versucht. „Der König muß sich an die Stelle des armen Mannes setzen und sich fragen, was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste der ihm Unterthanen, und als Erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben. Könige sind Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht. Wer immer regirt hat, ist, wie ein Gott, an den Weihrauch gewöhnt und müßte verschmachten, wenn ihm das Lob versagt bliebe. Der König nennt sich zwar ‚Wir‘, ist aber nicht etwa vielfach da. Wie der Herrgott während der Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen.“ Das war einmal Preußenstil. Auf den Sohn des gekrönten Korporals folgt ein dicker Lüdrian und Wunderfucher, dann ein unföniglich kleinmüthiger Herr, den Nord und Schill, Stein, Scharnhorst, Gneisenau zur befreienden, rettenden That zwingen mußten. Friedrich Wilhelm der Vierte: „Keiner Macht



der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, daß natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regierung Rechenschaft schuldig.“ Sieben Jahre später, im Zorn über die widerspenstigen Unterthanen: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.“ Acht Monate danach: „Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesst das Geschehene! Eure liebevolle Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen.“ Der König von Gottes Gnaden muß unter die Urkunde des „konstitutionellen Verhältnisses“ seinen Namen setzen; vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen; wird zur Zielscheibe giftigen Böbelspottes. Das Ministerium ist zu feierlicher Anerkennung der Revolution gezwungen, „als einer, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Umsturz aller staatlichen Verhältnisse, die konstitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht die Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest.“ (Hansemann.) In der Preussischen Nationalversammlung sagt Lothar Bucher: „Das ganze Gebäude des Absolutismus, so sorgfältig gezimmert, so voll künstlicher Dunkelheit, anscheinend so unerschütterlich gegründet, es ist vor dem Frühlingshauch einer Märznacht über den Haufen gefallen.“ Wird die Frage erörtert, ob man die ephesische Formel erhalten oder abschaffen solle, und auf die Aenderung des Titularrechtssatzes schließlich nur verzichtet, weil (wie ein Minister zu bedenken empfiehlt) dem Christenglauben Jeder, der Geringste selbst, von Gottes Gnaden sei. Das war die Antwort auf die Reden, die der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen im Ersten Vereinigten Landtag gehalten hatte. „Die preussischen Monarchen waren nicht von Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitz einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volk verliehen haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Für mich sind die Worte ‚von Gottes Gnaden‘, welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten



daß Szepter, daß ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen.“ Der so sprach, ließ sich durch Revolution und Konstitution nicht im Glauben wandeln. Im März 1849 ruft er: „Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung: er ist es gerade recht!“ Und sagt im Herbst des selben Jahres: „Die preußische Krone darf sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unseren dessen tragenden Mittelpfeiler erkenne.“ Er hat noch bereut; hat noch gesehen, daß Victoria die fette Frauenhand über das Erdenrund rechte und in ihrem Weltreich Alles in Allem war. Nicht verantwortlich und dennoch ungemein mächtig; nicht, wie in heidnischer Zeit mancher Skandinavenkönig, in Staatsnoth den zornigen Göttern als willkommenes Opfer bestimmt, sondern, wie (nach Diodors Bericht) alte Egypterherrscher, als Quell alles Guten gepriesen und von der Schuld an allen Uebeln, die sicher nur von gewissenlosen oder dummen Räthen bewirkt waren, vor dem Richtstuhl der Volksgemeinde entbürdet. Auch von der Kuppel aus, merkte er, läßt sich ein Haus leiten; und hätte weder dem Elferauschuß der Konservativen Partei, der dem König von Gottes Gnaden größere Zurückhaltung empfahl, noch Herrn von Heydebrand widersprochen, der 1908, am Tag Luthers und Schillers, im Reichshause sagte: „Man muß ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken und von Unmuth handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch Niemand gezweifelt hat.“ Der in Friedrichsruh Vereinsamte, dem der Schoßrock des Deichhauptmannes nicht mehr paßte, hätte die Warnung dick unterstrichen; nicht zaudernd bedacht, ob Bossuet, dem schon ehrfurchtloses Gemurr Todssünde schien, so laute Rüge eines Herrscherwandels billigen könnte; und der Frage nach der heute noch erhoffbaren Lebensdauer der alten Formel vielleicht die Antwort gefunden: „Die hält wohl noch eine Weile, wenn sie nur an den höchsten Hoffeiertagen, wie Krone und Purpur, Szepter und Schwert, den in den Dom oder Weißen Saal Zugelassenen gezeigt wird, und bricht erst unter der Hand, die darauf pocht.“





## Spanische Volkswirtschaft.

Die *Cosas de España* sind nicht so unverständlich, wie sie dem Unkundigen scheinen. Man bedenke nur, daß das Land von 711 bis über die Eroberung Granadas (1492) hinaus in dem Zustande gewesen ist wie das übrige südwestliche und mittlere Europa in der Zeit der Völkerwanderung, indem zuerst die Mauren erobernd bis über die Pyrenäen vordrangen, dann die keltiberisch-gothischen Christen ihr Gebiet in siebenhundertjährigen Kämpfen zurückeroberten und es, die Mohammedaner „befehend“ oder vertreibend, auf Neue besiedelten. Dann litt das Land noch mehr als hundert Jahre lang unter den feindlichen Einfällen und der Seeräuberei der Sarazenen. Aus der Geschichte der Zoraide im *Don Quixote* (für die Cervantes seiner eigenen Gefangenschaft in Algier 1575 bis 1580 Stoff und Farbe entlehnt hat) erfahren wir, wie groß die Zahl der christlichen Gefangenen im Mohrenlande und wie hart ihr Loos war, ferner, daß die Küstenbevölkerung in beständiger Angst vor Einfällen der Sarazenen lebte und daß zum Schutz vor solchen eine *caballeria de la costa* organisirt war. Da auf beiden Seiten, der christlichen wie der maurischen, mit der Nationalität eng die Religion verknüpft war, mußte der mehr als achthundertjährige Kriegszustand die Religiosität zum fanatischen Haß der Andersgläubigen steigern und es war sehr natürlich, daß man bekehrten Mauren nicht traute, vielmehr in ihnen heimliche Verbündete der Landesfeinde sah. Die Gefahr einer Wiedereroberung Spaniens durch die Mohammedaner erschien um so weniger ausgeschlossen, da zur selben Zeit die Türken von Südosten her die Christenheit bedrohten; B. A. Huber hat in dieser Gefahr einen durchschlagenden Beweggrund für die Einsetzung der Inquisition erkannt. Darum galt der Name „alter Christ“ für einen Ehrentitel, denn nur bei Christen von altgothischem Stamme glaubte man die Echtheit und Festigkeit des Glaubens und die Treue gegen das Vaterland nicht bezweifeln zu dürfen. Die schöne Dorothea, die der Pfarrer, der Barbier und Cardenio in der Einöde finden, wo *Don Quixote* Buße tut, erzählt rühmend, daß ihre Eltern nicht nur reich, sondern auch alte Christen seien, und zwar seien ihre Ahnen *tan rancios* (so vom hohen Alter ranzig), daß sie, obwohl bäuerlichen Standes, sich zu den *Hildagos*, ja, zu den *Caballeros* rechnen dürften, besonders da sie ganz frei seien von jeder Mischung mit dem Blut einer schlechteren Rasse. (Der Rassenbiologe Woltmann hat hervorgehoben, daß alle Schönheiten, die Cervantes beschreibt, Goldhaar haben.)



So erklären sich der Rittersinn und der Fanatismus der Spanier auf die natürlichste Weise, und wenn diese beiden Eigenschaften für sich allein schon ein Volk wenig für die gewerbliche Konkurrenz geeignet machen, so haben die selben Schicksale, die einen solchen Volkscharakter erzeugten, auch noch andere Hindernisse des Volkswohlstandes geschaffen. Dr. Rudolf Leonhard hat diese Hindernisse beschrieben in seinem, nach zweimaligem längeren Aufenthalt in Spanien verfaßten Buch: „Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter Karl dem Dritten.“ Ich wußte schon aus den spanischen Studien des Franzosen Desdeviseß du Désert (er ist Professor der Universität Clermont-Ferrand), daß sich die Regierung der spanischen Bourbonen im achtzehnten Jahrhundert, so unbedeutend und unfähig Diese auch für ihre Person sein mochten, durch regen Reformeifer ausgezeichnet hat; besonders Karl der Dritte hatte Glück in der Wahl seiner Minister. Obwohl man damals vom Zeitalter des elektrischen Telegraphen noch sehr weit entfernt war, pflanzten sich doch geistige Strömungen rasch durch die ganze Kulturwelt fort, und wie in England, Schottland und Frankreich, wie an den Höfen von Berlin und Wien, wimmelte es auch in Spanien, daß ja durch die Dynastie in lebhaften Verkehr mit Paris geraten war, wie Leonhard sich ausdrückt, von Amateurlandwirthen und Salonökonomen. Gemeinnützige Gesellschaften wurden gegründet, Reformpläne im Sinne der Physiokraten entworfen, unzählige Schriften verfaßt, Enqueten veranstaltet und auch nicht wenige Gesetze und Verordnungen erlassen, die leider meist unwirksam blieben, weil die Reformthätigkeit an der Uebermacht des historisch Gewordenen scheiterte. Aber wie die Uebelstände geworden sind: Das vermag Leonhard dank der Masse von Urkundenmaterial, das der Reformeifer aufgehäuft hat, genau anzugeben. Grundübel waren die Bodenvertheilung, die Vinkulirung des Grundbesitzes und die Privilegien; und wie diese entstanden waren, soll hier wenigstens kurz angedeutet werden.

Die Reconquista war das Werk der Könige, der weltlichen und der geistlichen Großen und der Ritterorden, die „gewissermaßen das spanische Wesen in Reinkultur darstellen“ und denen ähnliche Körperschaften auf der feindlichen Seite gegenüberstanden; beide, die christlichen wie die mohammedanischen geistlich-kriegerischen Orden, setzten sich die Aufgabe, die Grenze zu bewachen und den Krieg in Feindes Land zu tragen. Obwohl nun die Rechtsfiktion herrschte, daß das ganze Land dem Könige gehöre, vermochte Dieser doch sein Obereigenthum nicht durchzusetzen; was die Ritterorden, was die einzelnen weltlichen Großen und die meist dem



Adel entsprossenen Kirchenfürsten (Haudegen von der Art jenes Christian von Mainz, der im Dienste des Rothbarts mit seiner Keule der Schrecken der Italiener ward und den uns Friedrich von Raumer und Gregorovius so anschaulich geschildert haben) erobert hatten, Daß blieb ihnen als freies Eigenthum; und das Königland wurde nach Feudalrecht zu Lehen vergeben. Beides wäre nicht so schlimm gewesen, wenn nicht die Adelsgüter durch einen Prozeß, den man bei Leonhard nachlesen mag, zum größten Theil in Majorate verwandelt und damit dem Grundstückverkehr entzogen worden wären. Was die Kirche, was die Ritterorden gewannen, blieb natürlich unter allen Umständen Tote Hand; und das Ergebnis war, daß im Jahr 1812 von den 55 000 000 Fanegadas (à 48 Ar) bebauten Landes der Adel 38 306 700, der Klerus 9 093 400, Bürgerliche nur 17 559 900 besaßen. Und auch dieser viel zu kleine Antheil der nichtadeligen Laienbevölkerung war noch unzweckmäßig vertheilt. In der Zeit der Kriege waren die Bauern genöthigt gewesen, sich in befestigten Ortschaften zusammenzudrängen, so daß die Wohnungen meistens von den Aedern weit entfernt waren. Und zu der schlechten Bodenvertheilung kam die ungerechte Lastenvertheilung; nicht allein waren die privilegierten Stände beinahe steuerfrei, sondern in den Gemeinden verstand es eine Minderheit, eine bürgerlich-bäuerliche Aristokratie, alle Lasten auf die Aermern abzuwälzen, wobei ihnen der Politikaftergeist zu Statten kam, der, wie Leonhard hervorhebt, auch den Italienern und den Neugriechen (Die haben ihn von den alten Hellenen geerbt) eigen ist; jeder noch so kleine Ort hat sein Kaffeehaus, in dem die Honoratioren den Tag mit der Berathung des Gemeinwohls, also mit Ränken gegen die nicht zur Vetterchaft Gehörigen, totschlagen. Durch diese Verhältnisse und andere von Leonhard angeführte Umstände wird dem Kleinbauer, dem Tagelöhner jede Hoffnung auf eine gesicherte anständige Existenz abgeschnitten und die Ausichtslosigkeit hat ihn faul gemacht. Zu all diesen Uebeln kam noch die auch aus der Zeit der Eroberung stammende Mesta. So heißt die Körperschaft der großen Schafzüchter; wie der englischen, so ist auch der spanischen Landwirthschaft das Wollschaf (in anderer Weise allerdings) verhängnißvoll geworden. Im Winter gehen die Schafe (Stallfütterung kennt man nicht) auf der rauhen kastilischen Hochebene zu Grunde. Deshalb pflegten die Hirten im Herbst mit ihren Heerden in das mildere Estremadura hinabzuwandern, das nach der Vertreibung der Mauren beinahe menschenleer war. Aus der Gewohnheit wurde ein Recht, das den mit der Zeit sich mehrenden Bewohnern der genannten Provinz die Verwandlung von Weide-



land in Gärten und Acker unmöglich machte oder wenigstens erschwerte und eine unnatürliche Trennung der Viehzucht vom Ackerbau zur Folge hatte. Nach und nach breitete sich diese privilegierte Körperschaft über ganz Spanien aus. So erdrückten Staatssteuern und Privilegien den Bauer und die landwirthschaftlichen Arbeiter (am Höchsten stieg deren Elend im schönen Andalusien), während sich, wie Leonhard bemerkt, Handel und Gewerbe, so weit es in diesem Agrarlande emporkam, dem Druck zu entziehen wußten.

Des Schadens, den der kirchliche Besitz anrichtete, muß noch besonders gedacht werden. Daß er viel zu groß war, ist aus den angegebenen Zahlen ohne Weiteres zu ersehen. Und neben dem Grundbesitz mehrte sich der mobile Besitz stetig, weil das blindgläubige bigotte Volk jeden sich anbietenden Anlaß, wie besonders Landplagen, zu Schenkungen an die Geistlichkeit benützte, diese aber, trotz dem anti-industriellen Volksscharakter, im schlechtesten Sinne des Wortes höchst industriell war. Bei der großen Enquete unter Karl dem Dritten berichtete unter Anderem der königliche Intendant der Provinz Burgoß, die Bauern seien elende Sklaven der Kirche und der Majoratsherren. Die geistlichen und die weltlichen Grundbesitzer beschränkten sich darauf, die Pachtrente einzutreiben, ohne sich um die Lage der Pächter zu kümmern und ohne an Meliorationen zu denken. Daneben wirke die unzweckmäßige Wohlthätigkeit des Welt- und Ordensklerus verderblich, die nicht allein die Spanier an Müßiggang und Bettel gewöhne, sondern Schaaren von Vagabunden aus dem Ausland herbeilocke, die sich unter dem Vorwande von Wallfahrten von den Geistlichen Bettellizenzen ausstellen ließen. In den einzelnen Ortschaften kauften sich die Wohlhabenden Mitgliedskarten klösterlicher Genossenschaften, wodurch sie Laienbrüder und von Kommunallasten befreit würden, was die auf den Schultern der Aermsten liegende Last vergrößere. Nach anderen Berichten bewirthschafteten die Klöster nicht allein ihren großen Grundbesitz selbst, statt ihn in Parzellen zu verpachten und so zahlreichen Familien die Grundlage einer Existenz zu gewähren, sondern sie pachteten und kauften auch noch Grundstücke hinzu und verminderten so die Zahl der kleinen Wirths, trieben auch wucherischen und Gewinn bringenden Getreidehandel. Ein Reisender erzählt: „In dem Orte Baldemoro kauften die Jesuiten etwa die Hälfte aller Stellen auf; diese Hälfte wurde steuerfrei. Die andere Hälfte war nun nicht mehr im Stande, die ganze unverminderte Steuersumme aufzubringen, sie wurde ruinirt, wanderte aus und der Ort verödete.“ Daß die Spanier und ihre Geistlichen, daß die Grundbesitzverhältnisse so geworden sind, wie sie



sind, ist die Wirkung eines historischen Processes, für den einzelne Personen nicht verantwortlich gemacht werden können. Aber unsere Zeit hat Einsicht in die verderblichen Wirkungen solcher Prozesse und empfindet die Pflicht, diese Wirkungen durch Reformen zu bekämpfen; wie sollte sie nicht, da sogar die spanischen Staatsmänner vor anderthalb Jahrhunderten (Karl III. regirte von 1759 bis 1788) so viel Einsicht und Pflichtgefühl gehabt haben! Heißt es der Römischen Kurie zu viel zumuthen, wenn man auch von ihr diese Einsicht und dieses Pflichtgefühl fordert? Aber hat man jemals von dort etwas Anderes vernommen als Vertheidigung jedes Privilegs der Kleriker und Verwünschung Aller, die im Interesse des Volkswohls schädliche Privilegien bekämpfen und Reformen anstreben, wie gerade in diesen Tagen wieder? Die dogmatischen Hirnspinnste, um deren willen zankfüchtige Theologen einen unfehlbaren Richter in Glaubenssachen brauchen, sind das Gleichgiltigste und Werthloseste von der Welt; kein verständiger Mensch unserer Zeit kümmert sich darum. Aber hier haben wir es mit einer Angelegenheit zu thun, die nicht allein das Wohl der Völker, sondern den Kern der geoffenbarten Religion betrifft. Wenn irgendetwas klar, unzweideutig und zweifellos in der Bibel ausgesprochen dasteht, so ist es die Lehre, daß das Streben nach Reichthum verwerflich, solches Streben auf Kosten der Gerechtigkeit und der Armen doppelt verwerflich ist. Die Seligpreisung der Armen, die werththätige Nächstenliebe (die natürlich nicht in der Weise zu üben ist, daß man den Leuten, die man elend gemacht hat, Bettelsuppen reicht), das Weh über die Reichen, die ungerecht Besizenden: Das sind die Grundtöne nicht allein der Bergpredigt, sondern der gesamten Propheten- und Apostellehre vom Deuteronomium, von Amos und Jesaja an bis zum Jakobusbrief. „Weh Euch, die Ihr Haus an Haus, Acker an Acker reiht! Wollt Ihr denn allein wohnen im Lande?“ (Jesaja 5, 8), Das scheint geradezu gegen den spanischen Adel und Klerus geschrieben zu sein. Woraus zu ersehen ist, daß, mag auch die Institution des Primates vorübergehend nothwendig gewesen und selbst heute noch in mancher Beziehung nützlich sein, der Geist, der die Römische Kurie beseelt, ein durchaus ungöttlicher, widerchristlicher Geist ist. Dieser widerchristliche Geist hat im dreizehnten Jahrhundert von ihr Besiz genommen und ist zum ersten Mal in Bonifaz dem Achten offenbar geworden. Die spanischen Liberalen haben also Recht mit der Verurtheilung des Klerikalismus. Nur ist leider von ihnen eine wirkliche Reform nicht zu erhoffen, denn sie treiben, wie auch Leonhard hervorhebt, gleich ihren Gegnern nur selbstsüchtige Beutepolitik; und gesetzliche Aenderun-



gen ändern nicht den Geist des Volkes: „Die politische Aufhebung der Vinfulationen hat nicht zur Auftheilung des Großgrundbesizes und zur Aenderung der Wirthschaftsweise geführt; trotz dem Firniß einer Verfassung und Verwaltung nach französischem Muster blieb die feudale Gesinnung, die Bodenbesiz für den einzigen vornehmen ansieht, bestehen.“ Den spanischen Geist in Dem, was ihm Verderbliches anhaftet, zu ändern, wäre nun recht eigentlich die Aufgabe der Geistlichkeit; gerade in Spanien, wo ihr das Volk blindgläubig ergeben ist, vermöchte sie es. Und wenn die spanischen Geistlichen durch eigene Kraft aus ihrer nationalen Haut nicht herauskönnen, wäre die Römische Kurie verpflichtet, ihnen herauszuhelfen. Und sie wäre dazu im Stande, wenn sie, was sie ihrer Idee nach sein soll, der Mittelpunkt der Katholizität, des Geisteslebens der Christenheit, der Extrakt der edelsten seelischen Säfte der Menschheit wäre. Nicht der Unfehlbarkeit bedürfte sie hierzu, keiner übernatürlichen Gabe; nicht einmal des spezifisch christlichen, des Propheten- und Apostelgeistes; jene Rechtschaffenheit, Humanität, Pflichttreue, Liebe zum Volke und nüchterne Verständigkeit, durch die sich die Besten unter den Hohenzollern und ihre protestantischen Rathgeber ausgezeichnet haben, würden genügen.

Leonhards Buch erschließt nicht nur die Kenntniß spanischer Dinge, sondern vertieft und erweitert die volkswirtschaftlichen Einsichten (zum Beispiel: in die richtige Methode innerer Kolonisation) im Allgemeinen. Auch die Geschichte der deutschen Siedlungen in der Sierra Morena wird darin erzählt.

Meisse.

Karl Jentsch.



## Herostatismus.\*)

In der antiken Geschichte finden wir einen Bericht über Herostatos. Er äscherte im Jahr 356 vor Christus den Tempel der Artemis zu Ephesos ein, um seinem Namen durch diesen Frevel Unsterblichkeit zu sichern.

Ich möchte die etwas paradoxe Behauptung wagen, daß Herostatos sein Ziel auch dann erreicht haben würde, wenn er niemals gelebt hätte. Denn er ist keine Individualität, sondern ein Typus. Und so dankt er seinen Nachruhm auch nicht dem spezifischen Gepräge seiner

---

\*) Ein Essay aus dem Band „Lebensfragen“, den der wiener Privatdozent Dr. Ewald bei Hirzel in Leipzig erscheinen läßt.



That: er dankt sie lediglich der symbolischen, generellen Bedeutung ihrer Motivation.

Was eine Individualität ist, muß aus der unmittelbaren Wirklichkeit geschöpft und empfangen werden; der Typus hingegen läßt sich konstruiren. Denn ihm fehlt das Kennzeichen der echten Persönlichkeit: die Einzigkeit und Originalität. Dafür eignet ihm das Merkmal der Allgemeinheit; er kann sich in den verschiedenartigsten Exemplaren verkörpern. Aus dem selben Grunde muß er nicht in plastischer Anschaulichkeit ergriffen und erlebt werden, sondern er löst sich allmählich aus einer Summe heterogener Erlebnisse ab. Würde Herostat niemals auf Erden gewelt haben, die gehäuften Erfahrungen der Menschheit hätten sich einmal zu einer Gestalt verdichtet, die seine Züge trägt. Denn der Typus, den er vertritt, ist ein sehr prägnanter und bedeutsamer. Es ist der Typus des sterilen Menschen, der, außer Stande, seinen Namen durch eine positive Schöpfung zu verewigen, nach dem Werkzeug der Zerstörung greift, um von der Mitwelt bemerkt und von der Nachwelt nicht vergessen zu werden.

Wir können dem Problem aber eine noch prinzipiellere Wendung geben, wenn wir hier nur auf den seltsamen Zusammenhang unser Augenmerk richten, der zwischen der Bedeutung, die Einer seiner Person zu schenken sucht, und der Sünde besteht, deren er sich hierzu als eines wirksamen Mittels bedient. Dieser Zusammenhang läßt sich schlechtweg als der Reiz des Lasters bezeichnen.

Wendet man dagegen ein, es sei kein Gefühl der Sympathie, sondern des Abscheus, das die Gestalt des Herostat in uns auslöst, so vergißt man, daß sie einen Superlativ, ein Extrem bezeichnet und deshalb nicht unmittelbar zum Maßstab des ganzen Problems dienen kann. Es handelt sich hier um die steilste Höhenlage des Affektes, die seine wahre Natur eher zu verdunkeln als aufzuhellen geeignet ist. Denn die Leidenschaft wird zur Frage, wenn sie alle festen Grenzen überschreitet; und dann ist es schwer oder sogar unmöglich, ihre echten und ursprünglichen Züge wiederzufinden. Deshalb muß man auch hier immerhin noch den Typus von der Individualität, den Herostatismus von Herostat unterscheiden. Und wenn wir den Herostatismus definiren sollen, dann werden wir mit Nothwendigkeit zu dem Ergebnis zurückgeführt: daß es in ihm auf den reizvollen Effekt des Bösen und Verbrecherischen abgesehen ist. Innerhalb dieses weiteren Rahmens kommt dem Phänomen aber eine tiefere Bedeutung zu. Es läßt uns einen Blick in die Psychologie des Individuums und in die Psychologie der Gesellschaft werfen.

Sicherlich ist es ein oberflächliches Urtheil, welches in Tugenden und Lastern konventionelle Begriffe erblickt, deren Prägestock lediglich der soziale Nutzen bildet. Der tiefere Gehalt Dessen, was als gut und böse bezeichnet, was als gut und böse empfunden wird, hat seine Wurzeln im Urgrund des Persönlichen. Eben deshalb aber darf die Frage danach, wie sich diese Werthe unter dem Druck gesellschaftlicher Wir-



kungen und Wechselwirkungen modifiziren und umgestalten, nicht unbeantwortet bleiben. An sich wäre ja die Erscheinung des Herostrat mit einigen Randglossen abgethan; aber gerade ihre Beziehung zum individuellen und sozialen Werthgefühl zwingt uns, länger bei ihr zu verweilen.

Wenn wir nämlich die Art ins Auge fassen, in der sich die menschliche Gesellschaft zu den moralischen Phänomenen verhält, in der sie auf Tugenden und Laster reagirt, so drängt sich uns eine seltsame Paradoxie auf. Zunächst liegt es schon im Begriff der Tugend, sich Anerkennung zu erzwingen, und es ist mit vollem Recht darauf hingewiesen worden, daß sie ihr auch dort nicht vorenthalten wird, wo das Laster waltet. Was einen Menschen erst endgiltig zum Schurken stempelt, ist nicht so sehr das Maß der von ihm verübten Schandthaten wie das Erlöschen der instinktiven, inneren Achtung vor dem Guten und Bornehmen. Ein solcher Mensch, der für die moralischen Phänomene kein Organ der Aufnahme mehr besitzt, der an dem erhabenen Schauspiel der Aufopferung und Hingabe kalt und verständnißlos vorbeigeht, er macht, mag er auch für seine Person im Buchstaben des Gesetzes leben, einen schrecklicheren Eindruck auf uns als ein Verbrecher, der das Werk der Gerechtigkeit noch zu fassen und zu achten, wenn auch nicht mehr zu befolgen vermag. Daneben hat aber das Laster eine spezifische Anziehungskraft, welche der Tugend fremd ist. Man muß nur einen Blick auf die Sphäre sozialer Wechselwirkungen werfen, um sich hiervon zu überzeugen. In jedem Menschen giebt es zwei Seiten, in denen sich ihm sein eigenes Selbst darstellt: beide lassen sich allerdings nur künstlich isoliren, da sie fortwährend ineinandergreifen. Die eine können wir bildlich die konkave Seite nennen: hier erfaßt sich der Mensch von innen heraus in unmittelbarer Selbstbetrachtung. Die andere können wir als die konvexe Seite bezeichnen: hier erlebt sich der Mensch gleichsam von außen her, im Medium der Mitwelt, als einen Reflex des Eindruckes, den seine Individualität auf die anderen Menschen macht. Beide Seiten werden nicht immer zur Deckung gelangen. Wenige Menschen sind eben so, wie sie erscheinen und wirken. Und wohl noch weniger Menschen wollen eben so wirken und erscheinen, wie sie sind. An dies Verhältniß ließen sich zahlreiche Betrachtungen psychologischen und charakterologischen Inhaltes knüpfen. Ganz im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß der konkaven Seite Das entspricht, was wir den Stolz, der konvexen Seite dagegen, was wir die Eitelkeit nennen. Denn wie der Stolz das unmittelbare innere Bewußtsein des Eigenwerthes zum Ausdruck bringt, so geht die Eitelkeit auf die äußere, körperliche oder geistige Erscheinungsform, die sich dem anderen Menschen mittheilt; sie will sich im Bewußtsein der Mitwelt spiegeln.

Und nun kehre ich mit der Bemerkung zu meinem Thema zurück, daß namentlich dies zuletzt definirte Verhalten, das sich gleichsam an der konvexen Krümmungsfläche des Charakters entwickelt, einen unber-



kennbaren Hang verräth, sich des Lasters oder wenigstens einer leiseren Abtönung des Lasterhaften als eines wirksamen Reizmittels zu bedienen. Wer einen starken Eindruck in der Gesellschaft machen will, wird sich wohlweislich hüten, den strengen Tugendbold zu mimen, dessen Richtschnur das abstrakte Sittengesetz ist. Mag er auch in Wahrheit dieser Art sich nähern: er wird bestrebt sein, nach außen den Schein des Gegentheils zu wecken und die willkürlichen Windungen und Wendungen seines Temperaments in ihrer schroffen, ja, sogar ungezügelter Rücksichtslosigkeit deutlicher zur Schau zu tragen als die gerade Linie des moralischen Gehorsams. Und der Erfolg giebt ihm Recht. Ein Mensch, der nichts ist und nichts sein will als ein Mandatar des Pflichtbewußtseins, wird leicht als pedantisch und langweilig empfunden. Man schätzt ihn, aber man belächelt ihn immer auch ein Wenig. Und in diesem Verhalten liegt unverkennbar ein Tropfen Mißachtung. „Ein guter Mensch!“ Wie oft bedient man sich dieser Charakteristik, wenn es darauf ankommt, die geistige Minderwerthigkeit des Besprochenen stilvoll zu umschreiben. Güte und Dummheit werden hier in die engste Nachbarschaft gerückt. Und was ein naiver Sinn für Tugend ansah, wird schließlich als die Ohnmacht des Lasters demaskirt. Der Zusammenhang ist nicht schwer aufzufinden. Man darf nicht vergessen, daß der Maßstab des Werthes ursprünglich mehr den praktischen als den theoretischen Rücksichten entnommen wurde. Der Güte ist aber mit der Dummheit wenigstens Dies gemeinsam, daß Beide sich in ihren Wirkungen verhältnißmäßig leicht vorausberechnen lassen, daß ihnen ein hoher Grad von Durchsichtigkeit innewohnt. Wer sich betrügen und mißbrauchen läßt, ist entweder zu anständig oder zu dumm, um die Kombinationen des Gegners zu durchschauen und zu durchkreuzen. Und so ist es nicht zu verwundern, wenn der Alltagsverstand, der die Ursache allein an der Wirkung und am Erfolg mißt, Beide mit einander identifizirt. Es muß auch zugegeben werden, daß dieser Identifizirung der objektive Sachverhalt in einem Punkt entgegenkommt, den ich schon angedeutet habe. Restlos gute und restlos dumme Menschen sind im Allgemeinen durch die Einfachheit ihres Wesens charakterisirt. Komplizirte Naturen dagegen sind niemals völlig vom Bösen frei; wenn sie es auch nur als eine schwebende Möglichkeit in sich tragen.

Wie deutlich sich dieser Zusammenhang zwischen Güte und Dummheit im Urtheil der Gesellschaft spiegelt, dafür läßt sich ein indirektes historisches Beispiel vorbringen: Nießsches Kritik der Moral. Nießsche war so völlig von der Ueberzeugung durchdrungen, hinter aller offiziellen Lobrednerei auf die Tugend berge sich ein verschmitztes und perfides Lächeln über die geistige Armuth Derer, die sich dem verherrlichten Ideale rückhaltlos hingeben, daß er hierauf seinen wuchtigen Angriff gegen die Sklavenmoral gründete. Die sittliche Erziehung gehe allein darauf hinaus, die starke Individualität unschädlich zu machen, um sie desto besser dupiren zu können. Mag sich diese Theorie auch



in ein unhaltbares Extrem verirren: sie entbehrt gerade in dem entscheidenden Argument nicht der Berechtigung. Das wird noch klarer, wenn wir das Sondergebiet des sozialen Lebens betreten, das sich um die erotischen Affekte verbreitet. Es ist eine der anziehendsten, in ihrer vollen Bedeutung noch lange nicht gewürdigten Aufgaben der Psychologie, die Charakterzüge zu erkunden, durch die das eine Geschlecht im anderen Sympathien zu wecken bestrebt ist. Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß (in Uebereinstimmung mit unserer bisherigen Analyse) es selten die Güte und Tugendhaftigkeit ist, die, namentlich von der Seite des Mannes, stärkere Neigungen einflößt. Um sich in einen Menschen verlieben zu können, muß er Einem irgendwie interessant und originell erscheinen. Auf den Mann wirkt die weibliche Koketterie, die sich zwar mit einem bestimmten Grade von Sittsamkeit verträgt, selber aber nichts weniger ist als ein Ausdruck der Sittsamkeit. Die Frau bevorzugt wiederum starke und rücksichtslose Naturen unter den Männern und der Verführer, den sie innerlich am Meisten fürchtet, übt den mächtigsten Reiz auf sie aus. Dagegen bezweifle ich, daß Häuslichkeit und Pflichtbewußtsein jemals leidenschaftliche Affekte geweckt haben. Der größte Zauber strömt von jenen geheimnißvollen, unsagbaren Menschen aus, deren Begierden stark genug sind, eine Welt in Brand zu setzen und sich nirgends in feste, klare Grenzen bannen zu lassen: Menschen wie Alkibiades, wie Kleopatra. Sie sind nicht zu enträthseln; deshalb müssen sie immer von Neuem und immer glühender geliebt werden, mögen sie auch Verbrechen auf Verbrechen häufen.

Mit diesem Bilde, das sich leicht in die größten Perspektiven rücken ließe, stimmt auch der Aspekt des Alltags überein. Wer den Verkehr zwischen den Geschlechtern jemals beobachtet hat, weiß, daß die meisten Männer, mögen sie auch herzlich unbedeutend und gewöhnlich sein, Alles aufbieten, sich originell zu geben und interessant zu machen. Und als das unfehlbarste Mittel gilt hier: sich mit Laster (nicht etwa mit Tugenden) zu schminken.

Da die Beispiele hier leicht zu greifen sind, sehe ich von weiteren Belegen ab und gehe sogleich zur Erklärung dieses Phänomens über. Die Analyse des erotischen Empfindens verräth sein Geheimniß. Das Laster wird als Symptom einer stärkeren Individualität empfunden. Die Erotik ist aber immer und ausnahmslos ein individualisirender Affekt. Sie gravitirt daher nach der Seite der stärksten Anziehung und zieht häufig das Böse dem Guten vor, wenn in jenem das persönliche Moment deutlicher zur Abhebung kommt. Daß diese Bedingung aber oft erfüllt ist, läßt sich leicht begreifen. Im Laster liegt immer eine freiwillige Isolirung und Opposition, ein Sich-Stemmen gegen die Autorität, eine Herausforderung der Oeffentlichen Meinung. Die Tugend aber erscheint im selben Maß als farblos, in dem sie sich als Aeußerung des sozialen Gesamtwillens fundgiebt. So kann es nicht Staunen erregen, daß die bohrende Skepsis des Analytikers in ihr schließlich nichts mehr sehen wollte als eine Konventionmünze, die der



Gemeinnutzen geprägt hat, daß sie in der tugendhaften Veranlagung weniger ein Resultat der Erziehung als ein Resultat der Züchtung, weniger den Ausdruck der Freiheit und Aktivität als den einer langen Übung und Gewöhnung, weniger eine positive Eigenschaft als eine Abstumpfung des Widerstandes, eine Technik des Verzichtes erblickte. Damit ein Mensch die Bewunderung der Menge und die Zuneigung der Einzelnen erregt, muß er durch irgendein Merkmal auffallen, das ihn von den anderen unterscheidet. Das Pflichtbewußtsein scheint zunächst ein nivellirendes Prinzip zu sein; es läßt die persönliche Antheilnahme hinter die sachliche Leistung zurücktreten. Daher der Reiz der Sünde: sie bietet dem Individuum rein durch sich selbst Gelegenheit, Eigenwillen zu verrathen.

Allerdings muß eine Einschränkung gemacht werden: wenn das Laster eine gesellschaftliche und erotische Wirkung üben soll, darf es des Schwunges, des großen Zuges nicht entbehren. Die Gemeinheit, die dadurch charakterisirt erscheint, daß ihr der Sinn für alle weiten Dimensionen und Perspektiven, aber auch das Verständniß für die intimen Nuancen und Differenzen abgeht, wirkt, auch auf gemeine Naturen, stets abstoßend. Dem Herostatismus eignet denn auch in der That ein imponirender Zug, der ihn hassenswerth, nicht aber verächtlich erscheinen läßt. Es ist die Freude an der Zerstörung: etwas Furchtbare, doch nicht etwas Gemeines, wie die Freude am Verkleinern.

Eben diese Wendung des Empfindens aber, die an das Laster die Forderung der Bornehmheit knüpfen möchte, klärt uns zugleich über die innere Paradoxie einer solchen Werthungart auf. Der Unterschied zwischen einer schwachen und einer starken Individualität entspricht so wenig dem zwischen einem guten und einem bösen Menschen, daß uns eine genaue Analyse sogar vom Gegentheil überzeugen muß. Es giebt bestimmte Tugenden, auf die gerade das erotische Empfinden nicht Verzicht leisten kann, Tugenden wie Muth, Ehrgefühl und Festigkeit. Sie sind deshalb so unentbehrlich, weil sie zugleich Bedingungen und Ausdrucksmittel einer stärkeren Persönlichkeit darstellen. Was hier aber besonders einleuchtend hervortritt, ist das Wesen aller wahren und echten Tugend überhaupt. Die Unterordnung mag manchmal, auch wo sie freiwillig geübt wird, ein Zeichen von Schwäche sein. Hingabe und Opfermuth sind dagegen stets Beweise einer ungebrochenen und großen Individualität. Und sie bieten zugleich die höchste Vollendung Dessen, was als vornehm bezeichnet werden darf: ein Prädikat, welches das Laster, auf seine letzten Voraussetzungen geprüft, niemals beanspruchen kann. Denn allem Bösen haftet ein Rest von Inkonsequenz und Feigheit an, der schließlich darin zu Tage tritt, daß der Schuldige die Last der Verantwortung unablässig von sich abzuwälzen sucht, da er sich den Wirkungen seines Handelns nicht gewachsen weiß. Wir können Dies vielleicht in ein Bild fassen: das Laster kann Farbe haben (und dann sprechen wir von glänzenden Lastern); aber es hat niemals Linie, mag auch der äußere Anschein ein solche vor-



täuschen. Doch sogar Das, was ihm seinen bestrickenden Glanz leiht, entspringt in Wahrheit nicht aus ihm selber, sondern aus der Tugend, die ihm dann insgeheim zur Folie dient. Wenn wir, wie nicht geleugnet werden kann, an einem Menschen vor Allem seine Fehler lieben, so geschieht es nicht aus einem perversen und dämonischen Instinkt, vielmehr gerade aus dem entgegengesetzten Grunde. Wir lieben ihn dann, weil er stark genug ist, um den zerstörenden Mächten des Bösen, denen er sich doch nicht entzieht, Widerstand zu leisten. Nicht, daß er sündigt, zieht uns zu ihm hin, sondern, daß er sündigen darf, ohne die ursprüngliche Reinheit und Größe seines Wesens zu verdunkeln. Ist Faust, der am Wahnsinn und am Tod seiner Geliebten, ihrer Mutter, ihres Bruders die Schuld trägt, kein schwerer „Sünder“? Oder Hamlet, der Mörder des Polonius und der Ophelia? Und dennoch schweben Beide als hehre Lichtgestalten vor uns, von denen jeder trübende Schatten gewichen ist. Aber auch einem Macbeth entziehen wir unsere Sympathien nicht, weil seine Frevler sich vom Untergrunde einer starken, heldenhaften und, wie sein Verhältniß zu Lady Macbeth beweist, zart empfindenden Seele abheben, die nichts von den Schrecken beweist, welche ein ruchloser, durch die entfesselten Mächte des Schicksals aufgepeitschter Ehrgeiz in nächtigen Gräueltthaten häuft. Und wenn schließlich sogar an einem Richard dem Dritten Züge sind, die unsere Bewunderung erwecken und uns mitreißen, so ist dieser Anziehungspunkt offenbar nicht in dem Umstande zu suchen, daß er lahm und bucklig, daß er böse, grausam, perfid, verlogen und falsch ist, nicht in dem Register von Häßlichkeiten und Schlechtigkeiten, mit dem er selbst sich brüstet, sondern in dem großen Wurse seines Willens, seiner Energie und Entschlossenheit, seiner bestrickenden Redegewalt und Geistesstärke. Wir bewundern die Züge, von denen wir annehmen müssen, daß sie in Verbindung mit anderen, besseren Charaktereigenschaften und Motiven segensreiche Wirkung hätten üben müssen.

Die Anziehungskraft des Lasters ist demnach (ähnlich wie die Mißachtung der Tugend) nur eine Art perspektivischer Täuschung. Nicht sie lieben wir, sondern die starke Persönlichkeit, die, nicht durch sie, sondern trotz ihr, sich zu bewahren und zu bewähren vermag: eben so wie wir nicht die Tugend schmähen, sondern die individuellen Bedingungen, unter denen sie geübt wird, wenn wir sie als Schwäche, Mangel an Leidenschaft, Trägheit bezeichnen. Die Größe des Lasters ist, dem Licht der Planeten vergleichbar, ein insgeheim von dem unwandelbaren Gestirn der Tugend entliehener Glanz. Und wo die Tugend nicht Ausdruck einer starken Persönlichkeit ist, verdient sie gar nicht mehr, Tugend genannt zu werden, denn von ihr geht weder Wärme noch Licht aus und sie vermag daher auch dem Laster nicht mehr davon mitzutheilen.

Wien.

Dr. Oskar Wald.



## Der freie Verkehr.

Die Börse in den Begriff des Amtlichen zu bringen, ist nicht leicht. Börsenspekulation und Bureaukratismus: dazwischen liegt mindestens eine Welt. Der Kurszettel trägt den Vermerk „amtlich“; der Staatskommissar, der den Verkehr zu überwachen hat, ist ein Beamter; die Kursmakler sind vereidet und haben eine Art von Beamtenqualität; das Börsengesetz ordnet von Amtes wegen die Handelsnormen. Trotz Alledem bleibt die Börse eine private Veranstaltung der Kaufmannschaft. Der aus inkorporirten Kaufleuten bestehende Börsenvorstand hat über die Zulassung von Personen zum Besuch der Börse zu entscheiden. Und die Zulassungsstelle, die auch kein öffentliches Amt ist, erlaubt oder verbietet die Einführung von Papieren in den Börsenhandel. Ohne Börsenbesucher und Börsenpapiere gäbe es keine Börse. Immer wieder aber sucht das „Amtliche“ sich auch hier Geltung zu schaffen. Seit Jahr und Tag wird die Börse von den Trieben des Publikums öfter als von dem Treiben der gewerblichen „Kurskuppler“ in Bewegung gebracht. Die Zeiten sind hart und fordern vom Einzelnen, daß er sein Kapital munter halte. Aber die Behörde glaubt, Unerfahrene warnen zu müssen; sie möchte den Unterschied zwischen dem amtlich beglaubigten Geschäft und dem nicht offiziellen Handel mit Bogenlampen beleuchten. Die Trennung mag gut sein; kann aber an der Grenze der Verkehr gänzlich gehindert werden? Nein. Auch der „freie Verkehr“ vollzieht sich in den Börsenräumen; ist oft sogar der Mittelpunkt des Handels, während an den Maklerschranken kaum ein paar Bankvertreter zu sehen sind. Für den Gesetzgeber ist der „freie Verkehr“ nur ein Auswuchs des legalen Börsenhandels und, in seiner Winkelexistenz, amtlichen Schutzes nicht würdig. Von Amtes wegen darf der Preis von Papieren, die nicht zum Börsenhandel zugelassen sind, nicht festgestellt werden; solche Papiere dürfen nicht von den Börseneinrichtungen profitiren noch durch die Veröffentlichung oder Verbreitung von Kurszetteln („Preislisten“) gefördert werden. Wer diesen Verboten zuwiderhandelt, wird bestraft. Und das Verbot gilt auch für Papiere, die zwar zum Börsenhandel, nicht aber zum Terminhandel zugelassen sind. Das muß man im Gedächtniß behalten: auch über Papiere, denen zwar der Eintritt in den Börsenhandel, nicht aber der in's Termingeschäft gestattet ist, darf keine Kursnotiz veröffentlicht werden. Warum? „Ich warne Neugierige.“

Das vorige Börsengesetz hatte den Terminhandel in Bergwerk- und Industrieaktien verboten. Der Kassaverkehr allein genügte aber nicht und so entstanden Ersatzformen für das Zeitgeschäft. Die Notiz über solche Geschäfte durfte nicht veröffentlicht werden; wenigstens nicht in der Form einer Preisliste. Das geschah trotzdem täglich. Die Kurse der damals im freien Verkehr umlaufenden Montanaktien (Laura, Bochumer, Gelsenkirchener, Harpener, Dortmunder, Hibernia) standen, tabellarisch geordnet, am Ende des Kurszettels; und Niemand



find daran Etwas auszusetzen. Meist handelte sich ja um sehr starke und angesehenen Gesellschaften. Das neue Börsengesetz erlaubte den Terminhandel wieder, hob aber die Polizeivorschriften gegen die Obdachlosen nicht auf. Allmählich ist so gegen alle Papiere, die nicht zum Börsen- und Terminhandel zugelassen sind, eine mißtrauische Feindseligkeit entstanden; und schließlich wurde gegen die öffentliche Notirung solcher Papiere das Gericht angerufen. Die Kletterkunststücke der Aktie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika waren lange die Hauptattraktion der Börse. Bis der Kurs ins Rutschen kam und die Aktie 1200 Prozent ihres „Werthes“ verlor. Sie gehört nicht zu den privilegierten Papieren; die Shares der South West Africa Company gehören dazu: und trotzdem haben die Leute, die vor einem Jahr den Share zu 190 kauften, jetzt einen Verlust von 25 Prozent zu buchen. Die Legitimität allein thut also, wie man sieht, auch nicht.

In den Zeitungen stehen täglich Berichte über die Ergebnisse des Geschäftes in Kolonialantheilen und bei jedem Papier werden doppelte Kurse genannt: ein Preis (Brief), zu dem die Stücke angeboten waren; und ein Preis (Geld), zu dem Nachfrage merkbar wurde. Dadurch unterscheiden sich die Notizen von den Einheitskursen des offiziellen Zettels; sie stehen auch nicht auf einer vollständigen Liste, sondern in dem vom Handelsredakteur bearbeiteten Text. Wird durch solche Publikation gegen das Gesetz gesündigt? Die Aktien der South West Africa Company werden von dem Verbot nicht getroffen, weil sie in jeder Beziehung „offiziell“ sind. Die Anthelle der Otavagesellschaft sind zum Börsen-, nicht aber zum Terminhandel zugelassen. Auf diesen Punkt hat das Reichsgericht mit rügender Miene hingewiesen. Der Staatskommissar für die berliner Börse war gegen den Berliner Lokal-Anzeiger vorgegangen, weil dieses Blatt die Kurse von Kolonial- und Kaliwerthen veröffentlicht hatte, die unter das erwähnte Verbot des Börsengesetzes fallen. Die Erste Instanz sprach die Angeklagten frei, ohne sich auf eine Definition des Begriffes Kurszettel einzulassen. Die Frage, ob die Zusammenstellung der paar Notizen im redaktionellen Theil als Preisliste im Sinn des Börsengesetzes anzusehen sei, wurde gar nicht erörtert. Das Urtheil stützte sich auf die als richtig angenommene Behauptung, daß Kolonialpapiere zum großen Theil nicht „an der Börse“, sondern von Kontor zu Kontor umgesetzt werden. Da Paragraph 43 des Börsengesetzes von Geschäften spricht, die „an der Börse“ abgeschlossen wurden, so schienen Preisangaben über draußen erledigte Geschäfte dem Gericht nicht strafbar. Der Staatsanwalt rief das Reichsgericht zur Nachprüfung des Urtheils auf und hatte Erfolg. Die Entscheidung Erster Instanz wurde aufgehoben und die Sache an die Strafkammer zurückverwiesen. Der höchste Gerichtshof sagt, wenn in Otaviantheilen ein „börsenmäßiger“ Terminhandel bestehe, dürfe der dabei erzielte Preis nicht veröffentlicht werden. Entscheidend sei, daß das Termingeschäft zu einem Preis abgeschlossen wurde, wie er sich „in Folge des Zusammentreffens und Zusammen-



wirkens von Börsenbesuchern an der Börse zu bilden pflegt“. Wie dieser Preis für das Papier im einzelnen Fall ermittelt werde, sei gleichgiltig. Fraglich blieb also nur, ob in Otaviantheilen Ultimogeschäfte vorgekommen sind, bei denen sich die Benutzung der Börseneinrichtungen nachweisen läßt. Die Ultimospekulation in diesen Antheilen ist nicht verboten, wenn sie sich ohne jede Beziehung zur Börse vollzieht. Wie will man Das aber nachweisen? Praktisch wird die Nothwendigkeit solchen Nachweises eben nur, wenn die Resultate der Umsätze, also die festgestellten Preise, veröffentlicht werden.

Ist auch eine Mittheilung der Redaktion als ein Theil einer „Preisliste“ anzusehen, dann darf über den Preis der Papiere, die von den Börseneinrichtungen ausgeschlossen sind, künftig überhaupt nichts veröffentlicht werden als etwa die private Anzeige einer Bankfirma, zu welchen Preisen sie selbst die „Werthe ohne Börsennotiz“ ankauft oder abgibt. Mit solchen Veröffentlichungen kann aber Unfug getrieben werden. Ist wirklich nöthig, dem vernünftigen Ermessen der Handelspresse so enge Schranken zu setzen? Wer Kolonialpapiere besitzt, will aus seiner Zeitung erfahren, welchen Preis sie haben. Die großen Handelsblätter sind in Uebereinstimmung zu dem Entschluß gekommen, die Preisveränderungen der im freien Verkehr umlaufenden Papiere mitzutheilen. Das scheint ihnen ein Theil der Pflicht, Erkenntniß zu verbreiten. Was sie veröffentlichen, ist keine Preisliste, kein Kurszettel. Wer es dafür ausgiebt und die Urheber bestraft wissen will, klebt am Buchstaben und mißachtet ein Wirthschaftsbedürfniß. Natürlich will er (der Herr Ankläger) nicht Bestrafungen durchdrücken, sondern ein Praejudiz (wörtlich auf Deutsch: Vorurtheil) schaffen, das schädliche Kursnotirungen hindern könne. Sind sie in unserem Fall aber schädlich? Wem wird durch die öffentliche Angabe des für Papiere, mit denen vor Aller Augen täglich gehandelt wird, gezahlten Preises denn geschadet? Der Vertreter des Fiskus möchte von diesen in seinem Sinn „wilden“ Geschäften dadurch abschrecken, daß er den von ihnen Angelockten die Möglichkeit nimmt, täglich aus ihrem Blatt bequem den Kursstand ihrer Papiere kennen zu lernen. Vernichten oder auch nur zurückdrängen wird er damit das „illegitime“ Geschäft nicht. Dessen Hauptmacher brauchen nicht erst die Abendzeitung abzuwarten, um zu hören, welche Preise im freien Verkehr mittags bezahlt worden sind. Im freien Verkehr: nach dem neuesten Erlebniß klingt das Wort wie Hohn. Mir scheint, die Regirenden müßten wählen. Scheint ihnen diese Geschäftsart schädlich, dann müssen sie das Recht fordern, sie zu beseitigen. Können und wollen sie aber das Geschäft selbst dulden, dann dürfen sie es auch nicht chicaniren. Was ein Kurszettel ist, weiß heute schon der einfache Mann auf der Straße. Und keine Autorität wird den Glauben schaffen, daß eine vereinzelte Mittheilung der Redaktion der Notiz auf einem vollständigen, kommentarlosen Kurszettel gleichzuachten und, als ihr gleichwerthig, zu pönen ist. L a d o n.





## Drei Briefe.

**S**in Kenner des Bagdadbahngebietes schreibt mir:

Die „Zukunft“ hat neulich über „Suez und Bagdad“ einen Artikel des Herrn Dr. Richard Hennig veröffentlicht, der zwischen Suezkanal und Bagdadbahn eine Parallele zieht. Diese Parallele ist ganz richtig gezeichnet, so weit sie die Entstehungsgeschichte und die Zielrichtung beider Wege und die finanziellen und politischen Kämpfe um und gegen ihre Durchführung veranschaulicht. Die Skizzirung der Bagdadbahn irrt aber in der wichtigsten Linie. Diesen Irrthum möchte ich corrigiren. Ich kann es auf Grund des Augenscheins, den ich vom Bagdadbahngebiet bei einer Studienreise quer durch Türkisch-Asien gewonnen habe, und der meine Eindrücke bestätigenden Konferenzen mit den verantwortlichen Staatsmännern und Finanzleuten in Konstantinopel und Berlin. Danach steht jetzt unverrückbar fest, daß die Bagdadbahn vom kilikischen Taurusgebirge aus über Adana landeinwärts auf Aleppo zu gebaut wird (nicht der Küste entlang nach Alexandrette hin). Damit hat die militärisch-strategische Richtung in Konstantinopel über die kaufmännisch-wirthschaftliche Berechnung in Berlin gesiegt. Die Küstentrace (Adana-Alexandrette) hätte die Bagdadbahn und den Meßtabahnanschluß in ihrem Mittelstück für die Kanonen der (englischen) Kriegsschiffe erreichbar gemacht. Die Inlandstrace (Adana-Aleppo) entgeht dieser Gefahr. Die Küstenbahn (Adana-Alexandrette) wäre aber billiger und leichter zu bauen gewesen, besonders von dem guten und geschützten Hafen von Alexandrette aus, und sie hätte eine sichere Rentabilität verbürgt, weil sie mit dem heute schon nicht geringen Verkehr und Ertrag des kilikischen Kanaan rechnen konnte. Die Inlandsbahn (Adana-Aleppo) dagegen hat im Amanusgebirge sehr schwierige Strecken zu überwinden, welche die Baukosten eines Kilometers bis auf eine Million vertheuern, und sie hat öde Steinsteppen zu durchziehen, die wenig Fruchtbarkeit noch Gewinn versprechen; sie muß außerdem ihr Material von der schlechten, weil ungeschützten Rhebe von Mersina aus verfrachten, wo erst in der letzten Woche mehrere Maschinen dem offenen Meer zum Opfer gefallen sind. Eine deutsch-türkische Studienkommission hat lange versucht, die Nachtheile jeder dieser beiden Tracen zu vermeiden und die Vortheile beider Linien zu vereinigen: die wirthschaftlich aussichtreiche Küstenbahn sollte auch die politische Bedeutung der Inlandsbahn dadurch erhalten, daß sie gegen den Golf von Alexandrette, gegen feindliche Kriegsschiffe des vorgelegerten (englischen) Cypern durch Sperrforts und Minenanlagen gedeckt werden sollte. Diese Maskirung sollte der Küstenlinie die strategische Sicherheit der Inlandstrace verleihen und verbürgen. Die Entscheidung ist aber schließlich anders gefallen. Das bedauert die Deutsche Bank heute noch; sie ist davon überzeugt, daß das deutsche Kapital und die türkischen Wirthschaftsinteressen mit der Küstenbahn besser gefahren wären, und sie fürchtet eine Enttäuschung von dem Ertrag der Inlands-



bahn, für die (was den Leitern der Deutschen Bank charakteristisch scheint) auch der anglophile Großwesir Riamil Pascha eingetreten ist. Das jungtürkische Kriegsministerium unter Mahmut Scheffet Paschas Leitung hat aber, ganz wie die vorsichtige panislamische Diplomatie des alten Sultans Abd ul Hamid, den strategischen Werth der Bagdadbahn über alle anderen Berechnungen gestellt. Auch die englische Lynch-Compagnie hat ihren Wunsch nach einem mesopotamischen Schiffahrt-monopol nicht durchgesetzt, weil das jungtürkische Regime die damit verbundene politische Gefahr einer englischen Invasion erkannt hat und vermeiden will. Diese beiden englischen Gegenschläge gegen die Bagdadbahn sind zunächst abgewehrt worden; andere werden folgen. Wir dürfen aber hoffen, daß die Leitung unserer internationalen Politik den englischen Bluff gewachsen sein wird. Die deutsch-englische Antithese kann sich über Bagdad zu einer verständigen Synthese entwickeln; freilich auf einer anderen Basis, als England heute noch wünscht.

Heilbronn.

Chefredakteur Dr. E. J ä d h.

\* \* \*

Aus dem Pharmakologischen Institut in Halle schrieb mir der Leiter:  
Hochgeehrter Herr Harden, gestatten Sie mir die Bitte, zu dem Artikel von Dr. Georg Rothe über Radioaktivität des Menschen eine kleine sachliche Berichtigung liefern zu dürfen. Bei der sonst durchaus richtigen Wiedergabe meiner Versuche schreibt Dr. Rothe, ich habe auch gewisse Leuchtwirkungen am menschlichen Körper festgestellt, sei aber den Beweis dafür schuldig geblieben, daß sie thatsächlich Ausflüsse der elektrischen und magnetischen Eigenschaften der Haut sind. In meinen „Studien über Hautelektrizität“ sage ich aber ausdrücklich: „Mir selbst ist übrigens bisher nicht gelungen, an den eigenen Fingerspitzen Strahlen zu beobachten, auch nicht durch Vermittelung des Leuchtschirmes.“ In Dem, was ich über Leuchterscheinungen mittheilte, habe ich nur die Beobachtungen Anderer verzeichnet und allerdings keinen Beweis dafür zu liefern vermocht, daß diese Erscheinungen, wo sie sicher beobachtet worden sind, mit elektrischen oder magnetischen Bewegungsvorgängen in unmittelbarem Zusammenhang stehen. In ausgezeichneter Hochachtung Geheimrath Professor Dr. E r i c h H a r n a d

\* \* \*

In Sachen Ehrlich-Hara 606:

Vor längerer Zeit erlaubten wir uns, Ihnen einen Brief zu senden, in dem wir Ihre Aufmerksamkeit auf das neue Syphilismittel von Ehrlich lenkten und unter kurzer Begründung vor kritikloser Begeisterung für dieses Mittel warnten. Sie lehnten die Veröffentlichung des Briefes ab, da Ihnen die Angelegenheit nicht ausreichend geklärt erschien. Heute, nachdem vier Monate verstrichen sind, dürfte diese Klärung erreicht sein. Wir können, mit einer gewissen Genugthuung, darauf hinweisen, daß der Verlauf der Prüfung des neuen Mittels uns Recht gegeben hat. Wir brauchen von unseren damals ausgesprochenen



Sähen nichts zurückzunehmen; von allen Seiten kommen jetzt Warnungen besonnener Praktiker vor allzu ausschweifender Hoffnung auf das neue Mittel. Sollte es nun nicht an der Zeit sein, an einer Stelle, die von Vielen nicht nur gesehen, sondern auch geschätzt wird, zu versuchen, die Lehre daraus zu ziehen, wie nervös heutzutage neu auftauchende medizinische Probleme von dem überwiegenden Theil der Aertzewelt behandelt werden? Sollte es nicht von Nutzen sein, wenn beim Hinweis darauf, wie viel kritiflose Begeisterung hierbei nutzlos verpufft wurde, den Einen oder Anderen von den Vielen, die immer dabei sein müssen, um ja nicht zu spät zu kommen, leise Beschämung beschliche? Und könnte nicht dadurch am Besten Aehnlichem vorgebeugt werden? Der Warnungsruf Einzelner kann nicht an Stärke den einer einflußreichen Zeitschrift erreichen. Wir bemerken, daß wir uns bisher in keiner Weise literarisch für oder gegen das neue Mittel engagirt haben. Es ist uns lediglich um eine sachliche, aber nachdrückliche Warnung von solcher Behandlung wichtiger therapeutischer Fragen zu thun. Wir würden es daher dankbar begrüßen, wenn Sie in Ihrer Zeitschrift unsere Zeilen in Ihnen passend erscheinender Form veröffentlichen. In vorzüglicher Ergebenheit Dr. med. E r i c h S t e f f e n, Dr. S t e i n b r e c h e r. Gewiß wäre solche generelle Warnung nützlich; und ich werde Einem, der sie gut zu begründen vermag, das Wort nicht weigern. Für ein gerecht wägendes Urtheil über Ehrlich's neues Mittel scheint mirs aber noch immer zu früh. Zuerst hat die etwas geräuschvolle Ankündigung (an der nicht der Finder schuld zu sein braucht), hat auch die Möglichkeit kommerzieller Ausbeutung verstimmt. Dann kamen die Sage der Hymnen; und schließlich die Monate der Enttäuschung. So ist's fast jedesmal, wenn ein vorher unbekanntes „Heilmittel“ ans Licht gebracht worden ist. Jetzt hört der Laie, das Mittel sei werthvoll, dürfe aber nicht überschätzt und für unfehlbar gehalten werden. Auch nichts Neues. Die Hoffnung, die Syphilis werde, unter der Einwirkung des Zaubersaftes 606, bis übermorgen vom Erdrund verschwinden, haben nur Thoren und von der Lustseuche Heimgesuchte gehegt. Wir müssen zufrieden und dankbar sein, wenn die Heilung Luetischer durch Ehrlich's Finderthat in manchem Fall erleichtert wird. Und von den Aertzten fordern, daß sie auch in der ersten Therapeutenfreude kaltes Blut bewahren und unzulänglich erprobte Präparate mit gewissenhafter Vorsicht anwenden; auch wenn die Patienten impatient werden und gierig große Dosen des besonderen Saftes verlangen. Alles Andere: Wirthschaft, Horatio! Da ein neues Mittel irgendeiner Privatfirma oder Aktiengesellschaft die Möglichkeit großen Gewinnes und erhöhter Dividende bietet, dürfen nüchtern ins Leben Blickende sich nicht wundern, wenn jeder Finderthat dieser Sorte ein Lärm folgt, der dürre Hoffnung nähren und in den Winkeln selbst, wo lange bleiche Verzweiflung hockte, zahlungsfähige Kundschaft werben kann.





Berlin, den 17. Dezember 1910.

## Spektakel.

Republikaner.

Aus dem grauen Jammer einer Reichshaushaltsberathung, in der Tage lang nicht das kleinste Fünkchen eines vorwärts weisenden Gedankens aufglimmt und die, weil sie nur den hundertmal beschnüffelten und beleckten Brei als Nahrung bietet, keinen Hungernden zu sättigen vermag, flieht der Sinn gern in die Jugendzeit des deutschen Parlamentarismus; aus der Futter- und Schoppenstätte der Leute von Mittelmaß zurück in die frankfurter Paulskirche, in die Jakob Grimm und Friedrich Dahlmann, Uhland und Jordan, Arndt und Jahn, Mathy und Waiz, Döllinger und Vincke, aus Süd und Nord die besten Männer zu dem Versuch abgeordnet waren, den Deutschen ein Reich und eine Verfassung zu schaffen. Der Versuch mißlang; und mußte, weil die Einung der deutschen Stämme durch Parlamentsbeschlüsse nicht haltbar zu sichern war, mißlingen, selbst wenn auf Preußens Thron ein fester Königswille saß. Diese Nationalversammlung hat in ihrem kurzen Leben aber gezeigt, daß auch in Deutschland ein Parlament möglich ist, von dem das Auge der Gebildeten sich nicht hoffnungslos abzuwenden braucht. Im Ton ruhiger Würde, die den anders Denkenden nicht einen schlechten Kerl und Landesverräther schimpft, erörtern Patrioten die Frage, ob aus Deutschland eine Republik werden könne oder eine Monarchie werden müsse. Ernst Moritz Arndt spricht: „Wir können keine große, allgemeine Republik haben, wir dürfen sie nicht haben nach unserer ganzen Sinnesart, nach unserer Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit: aber Republiken von aller Art, wenn sie stehen können und



überhaupt menschlich sind, die können wir haben und vertragen.“

Friedrich Dahlmann: „Ich bin kein Verächter der Volkssouverainetät; ich ehre den Grundgedanken, der in diesem Wort liegt, wenn ich auch das Wort selbst nicht eben leidenschaftlich liebe. Die Kraft der Selbstbestimmung eines Volkes soll so weit wie irgend möglich gefördert werden. Aber ich wünschte gar sehr, daß die Begeisterung der Herren für die Volkssouverainetät in die Begeisterung für den Staat überginge, der das Heil des Volkes und der Regierung gemeinsam in sich begreift.“

Wilhelm Jordan: „Wir sind vor den Thronen stehen geblieben, weil wir in der demokratischen Monarchie die für eine ins Mannesalter der Reife gelangte Gesellschaft passendste Staatsform sehen.“

Gabriel Riesser: „Eine republikanische Spitze der Staatspyramide, eine wirkliche Gewalt, vom Volk oder von dessen Vertretern gewählt, und unter dieser Gewalt erbliche Fürsten: Das ist ein Wahnsinn.“

Friedrich Bassermann: „Mir ist jeder Weg, auf dem Deutschland Einheit und Kraft findet, lieber als Prinzipienstreite, lieber als Worte. Ich glaube, wir Deutsche sollten endlich anfangen, Praktiker zu werden, und nicht noch länger Theoretiker bleiben.“

Fürst Felix Lichnowski: „Ich gehöre nicht zu Denen, welche die Republik als einen Jugendtraum geliebt haben. Wenn durch Gottes Willen die vierunddreißig deutschen Souveraine und ihre Familien von dieser Erde hinweggenommen würden, so, bin ich überzeugt, würde man sich vereinen und neue an die Spitze dieses Landes stellen, wenn auch nicht in so großer Anzahl.“

Karl Mathy: „Wenn ich die Schmeicheleien höre, die jetzt so oft der Masse gemacht werden, so möchte ich eine solche Schmeichelei nicht minder unwürdig finden als das Knien vor dem Thron eines gekrönten Hauptes.“

Friedrich Ludwig Jahn: „Wie ein Rutscher auf dem Boock ist, ein Lotse am Steuer, ein Lenker auf dem Feuerwagen der Eisenbahn, ein Koch am Herd und ein Arzt am Krankenbett, so wünsche ich einen Kaiser für Deutschland.“

Gustav Rümelin: „Wir wollen einen preussischen Erbkaiser eben darum, weil wir nicht preussisch werden wollen. Wir wollen uns ganz hingeben; aber wir verlangen das Selbe auch von Preußen: wir verlangen, daß es seinen staatlichen Organismus als ein fügsames Glied in die deutsche Verfassung einreibe, daß es uns in Berlin nicht den Doppelgänger eines Reichstages hinstelle, daß es nicht die Stellung und Gliederung einer



Großmacht fortbehalte. Diese Forderung können wir aber nur stellen, wenn die Verbindung keine zeitliche, sondern eine unauflöbliche ist.“ Ludwig Uhland: „Ich erkläre mich für die periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. Der unverantwortliche, erbliche Monarch ist ein personifizirter Begriff der einheitlichen und stetigen Staatsgewalt, ein allegorisches Wesen, eine Fiktion des Regirens, keine erweisliche Wahrheit. Da er nicht vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, sondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen ist, so müssen für den richtigen Gebrauch dieser Gewalt verantwortliche Räte eintreten. Unter dieser Bevormundung kann ein selbständiger Charakter schwer gedeihen; und wenn solche Charaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung eines lebenden Gemäldes hervorbrechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß. Eine mächtige Volkshebung muß sich aus ihrem eigenen Geist die ihr angemessene Form schaffen. Ist denn unsere politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens ausgegangen? Nein: unbestritten von der demokratischen. Die Wurzel also ist demokratisch; der Wipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Wipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden nicht für das erbliche Kaiserthum stimmen; solcher Verzicht auf Ihr Wahlrecht steht in Widerspruch zu dem Geist, durch den Sie hierher gerufen sind. Die Revolution und ein Erbkaiser: Das ist ein Jüngling mit grauen Haaren. Retten Sie das Wahlrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volkmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren: es wird über Deutschland kein Haupt leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.“ Georg Freiherr von Vincke: „Die Bedeutung der konstitutionellen Monarchie hat sich in England gezeigt. Wir erinnern uns, daß Georg der Dritte geisteskrank war, daß er das Parlament mit ‚Mylords und Wasserschnepfen‘ anredete und deshalb unter Kuratel gestellt werden mußte: und selbst solche Zustände haben den Konstitutionalismus nicht zu Fall zu bringen vermocht und noch heute singt der Engländer mit Begeisterung: God save the King! Ich bin der



Ansicht, daß jede konstitutionelle Monarchie eine republikanische Beimischung haben muß; aber ich glaube auch, daß man die Monarchie stark machen muß, um dem Ueberfluthen dieses republikanischen Elementes einen Damm entgegenzusetzen.“ Schüler: „Ein persönlicher, sichtbarer, bleibender Repräsentant der Staatsidee und der Volkseinheit, dessen Würde von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, giebt einen Mittelpunkt, an den der sinnliche Mensch sich leichter anflammt als an die abstrakte Idee.“ Simon: „In dem Grundsatz der erblichen Monarchie liegen mehr Reime der Trägheit als in allen Bettlern der Welt. Dadurch wird anerkannt, daß in der Spitze die Verdienstlosigkeit, die erlaubte Untüchtigkeit und Erschlaffung, ohne alle Verpflichtung zur Arbeit, sitzen dürfe.“ Welcker: „Bei uns siegt die Republik nicht eher, als bis sich das Königthum selbst vernichtet hat, nicht eher, als bis die unglückseligen Zeiten wiederkehren, die Erzbischof Hinkmar von Reims aus den Tagen Ludwigs des Frommen und seiner Söhne berichtet. Erst wenn an die deutschen Fürsten, weil sie in dem fürs Vaterland Nothwendigen nicht zusammenstimmen, kein Glaube mehr ist, wird in Deutschland die Republik siegen.“ Karl Vogt: „Konstitutionelle Regirungen sind weiter nichts als Anstalten zur Fortsetzung, zur Verewigung der Bureaucratie. Das preußische Erbkaiferthum wird uns den Streit zwischen deutscher und preußischer Versammlung bringen und der Absolutismus wird sich dahin flüchten, wo er den besten Boden findet, nach Preußen, um von dort aus die Wirksamkeit des anderen gesetzgebenden Körpers zu paralyisiren.“ Waiz: „Ich bin viel zu sehr Doktrinär und Freund der Geschichte, als daß ich die republikanische Regirungsform an sich verwerfen oder mißachten könnte; aber Das, was wir in Europa neuerdings als republikanisch kennen gelernt haben, erscheint meinem Auge durchaus nicht als ein Zustand strotzender Gesundheit, sondern als ein Symptom von Krankheit und Auflösung.“

Ist das Deutsche Reich, das schließlich doch nicht, wie Uhland geglaubt hatte, „von der demokratischen Seite her“, sondern aus dem Pulverdampf dreier unter dynastischer Führung siegreich durchgeführten Kriege kam, eine Monarchie geworden? „Den Namen Deutscher Kaiser führt der König von Preußen“, der, nach dem elften Artikel der Reichsverfassung, Präsident des Ewigen Bundes ist. Nicht Monarch, nicht Souverain; nur nach einem Angriff



auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten nicht an die Zustimmung des Bundesrathes gebunden. Souverain ist das Reich, in dessen Namen das Recht gesprochen, der Krieg erklärt, der Friede, jedes Bündniß und jeder Vertrag geschlossen, jeder Gesandte beglaubigt und empfangen wird. Monarchien sahen, von der Ussyrerzeit bis in die Tage Nikolaß von Montenegro, anders aus. Als Chlodwig Hohenlohe, der eine Weile den Kanzler im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes vertrat, in einer an den Botschafter Prinzen Reuß nach Wien geschickten Depesche die Fortschrittspartei republikanischer Gesinnung beschuldigt hatte, schrieb Lagarde: „Jeder, der die Verfassungsurkunde des Deutschen Reiches als ein letztes Wort ansieht, ist Republikaner. Wir haben eine Republik noch nicht dagewesener Art, aber wir haben eine Republik und rechtlich ist der Kaiser ihr Präsident.“ Der junge Bismarck hat sich einen diplomatischen Republikanern genannt; der alternde hat Karl Schurz versichert, daß er in der Theorie den Republikanern sehr nah sei; der entlassene hat öffentlich erzählt, wie oft er aus dem Munde von Standesgenossen bittere und geringschätzige Urtheile über Monarchen und deren Handeln gehört habe. Jetzt, dreißig Jahre nach Chlodwigs Depesche, einundsechzig Jahre nach den Verfassungsdebatten in der Paulskirche, redet der höchste Reichsbeamte, als sei die Grundmauer Deutschlands bedroht, weil ein Abgeordneter gesagt hat: „Wir Sozialdemokraten sind Republikaner.“ Das wußten wir nicht seit gestern. Das ist, von schrilleren Stimmen und im Ton heißerer Leidenschaft, hundertmal durchs Reich gerufen worden. Wem hat's geschadet? Keinem Kaiser, König, Herzog auch nur eine Stunde vergällt. Denn noch ist, in vier Jahrzehnten, nicht einmal der winzigste Versuch zur Aenderung der Reichsform gemacht worden. In Frankreich und Portugal leben Monarchisten, in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Norwegen, Italien, Spanien Republikaner. Darüber mögen Kinder nachts greinen. Erwachsene wissen, daß nur die Kaiser unser Kaiserthum gefährden könnten und daß von allen deutschen Sorgen die um die Reichsform die allergeringste ist. King Edward soll, in munterer Laune, seinen Enkel einst Gästen aus Frankreich als „den letzten Britenkönig“ vorgestellt haben. Mit der Möglichkeit einer Evolution, die von den heute noch brauchbaren Ueberbleibseln alter Königsgewalt wegdrängt, müssen, auch in ernsterer Stimmung,



alle Monarchen rechnen. Doch alle auf deutschem Boden lebenden dürfen mit ziemlicher Zuversicht in die nahe Zukunft schauen, wenn sie bedenken, daß ein jedem Auge sichtbarer, jedem Ohr hörbarer Herrscher nicht leben kann wie ein hinter Burpurwolken im Elfenbeinthurm thronender, den nur an Nationalfeiertagen der Blick der Menge am Fenster der goldenen Sänfte erhascht, und wenn sie morgens und abends sich des Rathes erinnern, den Nikolai Pawlowitsch, Monomachos und Zar aller Reussen, ihnen in dem Sak hinterließ: „Wir Fürsten müssen alles Erdenfliche thun, um für die ungeheuren Vorrechte unserer Stellung vom Volk Verzeihung zu erlangen.“ Daß sanftmüthigem Wunsch oder wilder Gewalt morgen gelingen könne, den gekrönten Bundesstaatschäuptern, die, in Waldeck wie in Preußen, noch recht ruhig im Besitzrecht wohnen, einen Präsidenten überzuordnen, glaubt kein Wacher. Keiner sollte aber auch glauben, in Deutschland (wo fünf Viertelmillionen Menschen in Republiken leben) werde der Teutonenzorn prasselnd auflockern, weil eine Partei, um das Gesicht zu wahren, ihr Bekenntniß zum Republikanerideal wiederholt. Ist nicht fläglich, daß 1910 in Berlin bezetert wird, was 1849 in Frankfurt gelassen erwogen wurde? Müssen stolze Denker sich dieses Wandels nicht schämen?

### Excellenzen.

Im langwierigen Lauf der Haushaltsberathung, die wie eine aufgewärmte Schüssel schmeckte, gab es nur ein Neues: den Erfolg des Reichsschatzsekretärs. Das Schatzamt galt stets als das undankbarste im Reich; sein Inhaber war der Türkenkopf, um den aus allen Budenflinten die Bleiklumpchen knatterten. Herr Vermuth wurde von der Mehrheit bejubelt und hörte auch aus dem Lager ihrer Gegner kaum eine leise Rüge. Nach seiner sachlichen, knappen, pudlosen Rede wußte im Hohen Haus Jeder: Dieses Amt ist so gut geleitet, wie wirs nur wünschen konnten. War auch die Steuerlitanei vor Ernsthaften nicht mehr wiederholbar. Da die von den Fraktionen der Konservativen und des Centrums im Jahr 1909 bewilligten Steuern den nächsten Reichsbedarf gedeckt, weder Produzenten noch Händlern die Schwungkraft gelähmt und dem Verbraucherheer die Lebensbehaftigkeit nicht geschmälert haben: worüber soll man fortan noch feilen und flennen? Mit der Thatsache, daß die Erbschaftsteuer nicht auf überlebende Ehegatten und auf



Waisen ausgedehnt wurde, wird das deutsche Volk sich allgemach wohl ohne Grausen abfinden; gegen diese Ausdehnung hatten ein paar Jahre zuvor ja auch die Minister Bülow und Rheinbaben, der nationalliberale Abgeordnete Paasche und Richter's Erben sich heftig gewehrt. Die Meinung zu ändern, war ihr Recht; nicht, die im alten Urtheil Beharrenden Schelme und Räuber zu schelten. Die Ziffern des Herrn Vermuth haben eine Legende durchlöchert, die noch über die Stichwahlzeit hinaus dauern sollte. Und der Mann fängt erst an; kann nun erst, im Besitz von Vertrauen und Autorität, zeigen, was er als Finder und Schöpfer vermag. Wenn er den Bundesstaaten die Möglichkeit beträchtlicher Ersparniß (durch Interessengemeinschaft der großen, Verwaltungsfusion der kleinen) zeigt, die Einheit der deutschen Steuersysteme vorbereiten hilft und dem Reich dadurch große Einnahmen schafft, daß er ihm die dauernde Distribution wichtiger Industriestoffe (Elektrizität, Kohle, Petroleum) sichert, wird die Geschichte ihn als einen Reichsbretter rühmen. Von der Steuerfuche ist nicht mehr genug heimzubringen. Das Reich muß sich (nicht als Produzent, nur als Vertheiler) nach einträglichen Geschäften umsehen. Die es nicht selbst machen, sondern in Pacht geben soll und deren Verstaatlichung keinen der jetzt thätigen Distributeurs zu schädigen braucht.

Der Erwähnung werth ist noch, daß mindestens zwei Drittel des Hohen Hauses zur Annahme der neuen Militärvorlage bereit waren, ehe der Kriegsminister zu einer (nicht gerade überwältigenden) Empfehlung den Mund aufgethan hatte. Warum stöhnen die Herren auf der Estrade gar so laut und klagen über Verkennung und Ungebühr? Leichter kann's eine Regierung, die, als Gesamtheit, noch nichts geleistet hat, doch wirklich nicht haben. Leidliche Finanzen und für alles der Reichsmacht zu Land und zu Wasser Nothwendige eine übers Bedürfniß große Mehrheit.

Erstes Auftreten zweier Staatssekretäre im Reichstag. Herr von Lindequist sichert sich durch ein Lobliedchen auf die Excellenz Dernburg's (der ungeduldig jetzt auf die Erlaubniß wartet, dem Kaiser über Ostasien zu berichten) den Beifall der harmlosen Leute, die den zweiten Großen Bernhard, trotz seiner schroffen Abkehr von dem ersten, trotz der aus der Tiefe seines treuen Royalistenherzens erwachsenen Verdammung des Novembersturmes, noch immer als den Märtyrer ungestümen Freiheitsehnsens bewundern. Recht



pfiffig; doch keine Ueberraschung von Einem, der gewöhnt ward, die Vorgänger zu preisen, deren Politik er im wichtigsten Punkt zu ändern berufen ist. Auch von dem Unermeßlichen, der sogar dem Handkoffer, als echter Demokrat, den Excellenztitel aufpinseln ließ (und dennoch, wenn er an Rückkehr dächte, im Kolonialamt eben so wenig eine Mehrheit fände wie in der Darmstädter Bank), weicht Herr von Lindequist da ab, wo der Hauptfrage (Negerkolonie oder Europäersiedlung?) die Antwort zu suchen ist. Im Uebrigen: nett, bescheiden, „sympathisch“; ob er sein Amt, das jetzt fast desorganisiert scheint, in den Zustand genügender Leistungsfähigkeit bringen kann, wird sich bald zeigen. Kann er's nicht, so vermag es gewiß mühelos Herr von Rechenberg. Der überschätzt die Kolonien nicht, kennt ihre Völker wie Einer, der mit ihnen erwuchs, ist ein Organisator von unbeugsamer Willenskraft und würde, mit seinem süddeutschen Kaltblut, recht gut neben Herrn von Riederlen passen. Auch der Schwabe ist in der neuen Würde Debutant; und kann, als er sein kurzes Sprüchlein gesagt hat, dem Werth Oeffentlicher Meinung nachsinnen. Vor zwei Jahren wurde hier gefragt: „Mußte man Herrn von Riederlen, den an Praktikerbegabung und an Jägerwitterung reichsten unserer Diplomaten, wie einen Tölpel begrohlen, weil er eine häßliche Weste trug, der Schwabenmundart sich nicht entwöhnt hat und sich in die undankbare Pflicht locken ließ, in der Debatte über die Gespräche des Kaisers das Auswärtige Amt zu vertheidigen, dessen Arbeit er seit vierzehn Jahren doch aus dem Auge verlor?“ Damals hielt man den Vertreter des gehätschelten Herrn von Schoen für abgethan; zitterte selbst Holstein für den Freund, dessen Berufung dem schon Kränkenden fast die alte Frische wiedergegeben hatte. Im Reichstag, hieß es, ist er unmöglich; erbarmungslos, wie niemals ein Zufallskommissar, ausgelacht worden; für immer erledigt. Doch der wackere Schwabe forcht sich nit. Trotz der Farbenblindheit stimmt er die Kleidungsstücke jetzt secundum ordinem zu einander; spricht aber noch wie ein mit Spägle Aufgepöppelter. Und wird von den selben Abgeordneten, die ihn höhnten, umjauchzt. Weiler ein hohes Ziel zeigt? Nein: weil er Furcht nicht zu kennen scheint, deutsche Interessen nicht in schüchternen Zagheit dem Feind preisgiebt und wie Einer redet, der weiß, was er will. Lorber ist billig geworden.

Ist endlich sogar dem Kanzler erreichbar, den die Volksgunst



bisher nicht verwöhnt hat. Der entbündet den Staatssekretär von der Pflicht, ausführlich über das internationale Geschäft zu sprechen; will selbst das Errungene dem Parlament vor's Auge rücken. Erstens: Dank, lieber Uehrenthal und San Giuliano, weil Ihr so freundlich über unsere Beziehungen gesprochen habt; Dank, lieber San Giuliano und Uehrenthal. (Dank vom Deutschen Reich, weil die Minister zweier schwächeren, ihm seit Jahrzehnten verbündeten Staaten gesagt haben, daß sie das Bündniß nicht lockern wollen. Unbescheidenheit darf der Gerechte unserer Politik nicht mehr nachsagen.) Zweitens: Daß die Türkei aus deutschen Bankfassen Geld bekommen hat, findet die Kaiserliche Regierung erfreulich. (Nicht minder erfreulich findet's Herr Pichon, der, mit der Ersten Hypothek in der Tasche, Anderen das ermüdende Pumpvergnügen gönnen darf. Wenn's in die großen Summen geht, muß doch wieder die pariser Here dran, die sich inzwischen für die Strapaze der Russenanleihe ausruht.) Drittens: Mit Großbritannien wollen wir einen zwanglosen und vertrauensvollen Gedankenaustausch über politische und wirthschaftliche Interessen; nicht einen Vertrag, der die Flottenziffern festlegt. „Die Pourparlers waren von freundschaftlichem Geist getragen.“ (Schaffen uns aber nicht die Thatsache vom Hals, daß England, weil es durch unseren Flottenbau gezwungen ist, für seine Seewehr mehr Geld auszugeben, als ihm sonst nöthig schiene, uns auf allen Seiten Schwierigkeit zu häufen und zu lähmen sucht). Viertens: Als der Zar in Potsdam war, ist „konstatirt worden, daß Deutschland und Rußland ein gleichmäßiges Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo im nahen Orient haben und daher keinerlei Politik, von welcher Seite sie auch kommen möge, unterstützen werden, die auf eine Störung dieses Zustandes gerichtet wäre“. (Wer's glaubt, wird selig. Rußland wünscht eine schwache, Deutschland eine starke Türkei. Für Rußland ist die Orientalische Frage heute die Meerengenfrage und jeder zurechnungsfähige Minister des Zaren wird jede Politik, von welcher Seite sie auch kommen möge, fördern, die den status quo ändert, Oesterreich's Einfluß in die Südslavengebiete dämmt und den Russen den Weg aus dem Schwarzen ins Mittelländische Meer öffnet.) In Nordpersien hat Rußland eine privilegierte Stellung, die ihm das Recht auf alle Konzessionen zu Eisenbahn-, Telegraphen- und Weganlagen giebt; doch wird es unseren Handel



nicht hindern und die Anschlußlinie der Bagdadbahn erleichtern. (Die Bagdadbahn soll am Euphrat einen transkaspischen Strang erhalten, in den die russische Ausfuhr münden kann. Wir helfen den Russen also an den Persischen Golf und auf die kürzeste Straße nach Indien. Mit dem Versprechen, den deutschen Handel, der auf Staatskonzessionen verzichten muß, nicht zu hindern, ist dieser Dienst nicht allzu theuer bezahlt.) „Beide Regierungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten.“ (Daß ist nicht neu. Schon in Swinemünde hat Nikolai Alexandrowitsch zum Deutschen Kaiser gesagt: „Auf der Seite Deiner Feinde wirst Du mich niemals finden.“ Da Rußland für's Erste keinen Krieg führen kann, ist der Verzicht auf „aggressive Spitzen“ ihm kein Opfer, der Verzicht Deutschlands aber ein beträchtlicher Gewinn. Wenn zwei Männer, deren einer gesund und stark ist, deren anderer siech im Spital liegt, sich verpflichten, nicht gegen einander zu sechten, macht der Lazarus ein gutes Geschäft. Rußland ist den Briten und Franzosen befreundet, den Oesterreichern noch verfeindet; wer glaubt, „daß alte vertrauensvolle Verhältnisse“ sei wiederzufinden, während wir im Orient Oesterreich und die Türkei zu stärken trachten, ist um die Einfalt seines kindlichen Gemüthes zu beneiden.) Diese Errungenschaften sind nicht der Rede werth. Werden im Reichstag aber als „höchstbedeutsame Erklärungen“ gebucht. Da ist Alles brünstiger Bewunderung voll, weil eine Großmacht, die über vier Millionen Bayonnettes und eine starke Flotte gebietet, nicht auf Schritt und Tritt geärgert und belästigt wird. Die Haltung ist, die Allure besser geworden. Doch immer noch muß man, wie vor dreiundfünfzig Jahren Bismarck, fragen: „Können Sie mir ein Ziel nennen, daß unsere Politik sich vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus? Und glauben Sie, daß bei den Leitern eines der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist?“ Noch immer seufzen: „Um so weiter zu vegetiren, dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht. Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Umboß, wenn wir nichts thun, um Hammer



zu werden.“ Eine Jahresausgabe von dreizehnhundert Millionen Mark müßte dem Reich kräftigeren Nährstoff einhandeln, als die vom Kanzler ausgespreiteten Naschwaaren ihm bieten.

Der Reichstag (und mancher des langen Haders müde Redakteur) bestaunt sie; darf sich dabei aber nicht die Volksstimme wähnen. „Unsere inneren Verhältnisse leiden unter ihren eigenen Fehlern kaum mehr als unter dem peinlichen und allgemeinen Gefühl unseres Verlustes an Ansehen im Ausland und der gänzlich passiven Rolle unserer Politik. Wir sind eine eitle Nation; es ist uns schon empfindlich, wenn wir nicht renommieren können, und von einer Regierung, die uns nach außen hin Bedeutung giebt, lassen wir uns, selbst im Beutel, viel gefallen.“ Auch diese Sätze aus Bismarcks zornigem Lenzbrief an Gerlach klingen wieder, als wären sie gestern geschrieben. Vielleicht hat sie Herr von Bethmann gelesen und deshalb die vier Punkte illuminirt. Kann, mit offiziöser Nachhilfe, der Glaube geschaffen werden, daß Deutschland draußen vorwärts kommt, dann sinken drinnen wohl bald die Nebel. Die Hoffnung auf andere Stimmungsmittel scheint fast schon geschwunden. Zwar ruft der Kanzler die Bürgerfraktionen zu gemeinsamer Arbeit an der Reichsversicherungordnung, dem Gesetz über die Staatsangehörigkeit, der Strafprozeßordnung, dem Strafgesetzbuch und der Verfassung für Elsaß-Lothringen. Glaubt aber sicher selbst nicht, daß von so dürrer Boden ein Ernteglück zu holen ist. Mit etwas festerer Zuversicht mag er auf die Wirksamkeit des Rufes bauen, der den Sozialdemokraten grimmigen Krieg ankündigt. Doch warum die Kriegserklärung? Wozu die dem Ansehen Deutschlands schädliche Aufbausung der sozialdemokratischen Gefahr, die Jahrzehnte lang mit viel schlimmeren Schrecken drohte und das Reich dennoch niemals auch nur für Tage entkräftet hat? Mancher wird in solchem Mühen die Taktik der Verzweiflung erkennen; wenn gar nichts gelingen will und das Bürgerheer weder durch Trommelschlag noch durch Lockpfeifen unter eine Fahne zu sammeln ist, kann nur das Rothe Gespenst die Haufen zusammenscheuchen. Wer heute noch solchen Versuch wagt, wird ihn rasch bereuen lernen. Durch furchtlosen Spott (in seinen besten Stunden traf Fürst Bülow den Ton), nicht durch die gellende Ankündigung einer Hauptschlacht (zu der, *faute de combattants*, doch niemals kommt) kann ein Regierender der Sozialdemokratie schaden. „Ein Glück, daß wir die



Leute haben! Ihr Geschimpf und Geheß ist oft häßlich; am Ende nicht ärger als das der gerade radikalsten Partei. Aber sie blasen nicht zum Aufruhr; wollen, aus gutem Grund, keinen. Wir haben weniger Böbelputzche als irgendeine uns bekannte Zeit. Die Kritik der Genossen ist in acht von zehn Fällen nützlich. Und wenn sie so stark würden, daß sie dem Reich das zum Leben Nothwendige versagen könnten, müßten sie es ihm morgen gewähren: weil ihr Anhang darauf bestünde. Alle Staaten Europas ertragen sie; wir haben nicht Muße noch Lust zu fruchtlosen Kämpfen, die hinter Preußens Grenze schon keinen deutschen Menschen mehr freuen. "Diese Tonart hört man heute aus dem Munde der Reichen. Herr von Bethmann war allzu lange in sein Museum gebannt und sah die Welt, wie durch ein Fernglas, nur von Weitem. Er weiß nicht, daß die Schaar, die vor der Sozialdemokratie Angst hat, geschrumpft ist. Und überschreit sich im ungewohnten Lärm des Applauses. Er möchte endlich „beliebt werden“, irgendwo sich ins Volksgemüth verankern; und kann's noch: denn der Deutsche schätzt, mager noch so oft gegen die Bureaucratie pfauchen, den Beamten, der nur steifer Beamter ist, das Knäuel seiner Standesvorurtheile zu verbergen trachtet und banale Wahrheit, wie einen mühsam selbst ergrabenen Schatz, auf den Markt der Menge schleppt. Nur muß der Schwerfällige, dem keine Sonne natürliches Feuer einsengte, kein Humor das Blut je in Tanzrhythmen trieb, sich mit gedoppelter Aufmerksamkeit vor einem falschen Schritt hüten. „Wenn die Sozialdemokraten wieder zu brüllen anfangen, können die Bourgeois am Stichwahltag nicht für sie stimmen.“ Die Rechnung konnte richtig sein; war's aber in der Stunde nicht mehr, wo der Kanzler den Bezirk des moabiter Prozesses betrat und behauptete, die moralische Mitschuld der Sozialdemokratie (nicht: ihrer Presse) an dem Aufruhr sei erwiesen. Die will die von Ministerialbefehlen abhängige Staatsanwaltschaft erweisen (nur weil sie, in einem Nachtrag zur Anklageschrift, diese Absicht entschleiert hat, kann der Gerichtshof die ins Politische zielenden Anträge der Vertheidiger nicht ablehnen); der Ministerpräsident und Kanzler darf ihr dabei nicht vom Parlament aus helfen. Der Begriff moralischer Mitschuld ist nicht leicht zu fassen. Daß die Sozialdemokratie den Aufruhr nicht gewollt hat, weiß auch der Feind, der ihr Wesen kennt. Gekreden? Ein Frucht verheißender Schöpfergedanke des Reichskanzlers hätte Duzende übertönt.





## Das gefährliche Alter.

### I. Entdeckung oder Erfindung?

„Das gefährliche Alter“: das neue Buch von Karin Michaelis. Tagebuchaufzeichnungen. Eine haute nouveauté in der Gedankenwelt. Saisonensation. Das Weib auf Entdeckungswegen. Frau Cury hat das Radium mitentdeckt; Karin Michaelis entdeckt ein tiefes Weibmysterium. Ihre Entdeckung (oder Erfindung?) hat in Dänemark einen Sturm der Entrüstung bewirkt.

Wie? Entrüstung und Karin Michaelis? Die Dichtungen, geschaffen von zermalmender Süße, wie aus verwundeter Brust eine sterbende Nachtigal singt! Ja: die Selbe. Mir scheint, der Titel des Buches ist mitschuldig. Der falsche Titel. Das heißt hier: die Generalisirung oder Uebertragung der physisch-psychisch abnormen Beschaffenheit einzelner Frauen auf das ganze Geschlecht. Hätte der Titel (fern sei mir der Gedanke, „Leiden einer Mannstollen“ oder „Das Weib, vom Teufel geritten“ vorzuschlagen) etwa gelautet: „Weibliche Spezialitäten“, so wären die Wogen der Empörung weniger hoch gegangen. Vielleicht hätte das Buch sogar Psychiatern und Psycho-Physiologen ein werthvolles Kapitel für ihr Fachgebiet geliefert; und der Leser hätte sich an der Erzählungskunst, an reizvollen Stilwendungen und Einfällen des Buches erfreut. Aber so . . .

Elsie Lindtner hat zweiundzwanzig Jahre in, wie es schien, befriedigender Ehe mit Richard gelebt. Eigentlich zwar mag sie ihn nicht; doch ist er (so schreibt sie) „lange Jahre hindurch der Herr ihrer Sinne gewesen“. Plötzlich, in ihrem zweiundvierzigsten Jahr, fühlt sie den unbezwingbaren Drang, sich von ihm zu trennen; nicht nur von ihm: überhaupt von der Welt. Wie das verwundete Thier sich ins Dickicht verkriecht, so flieht sie in klösterliche Stille; zwei Bedienerinnen sind ihre einzige Gesellschaft. Die hohe Hecke, die den Garten einschließt, erinnert an Dornröschen. Ach, auch Elsie wartet auf den Ruß Eines, der sie erlösen soll. Ihr Prinz ist Jörgen Malthé. Mitten im Walde hat er ihr die weiße kleine Villa mit dem Glasdach über ihrem Bett gebaut. Ein poetischer Einfall, nachts die Sterne sehen zu wollen (obwohl man da meistens schläft). Und das Motiv ihrer Weltflucht? Furcht vor sich selbst, Furcht und Scham vor der Welt, die errathen könnte, was einzumauern Elsie entschlossen ist.

Und Das ist die gruselige Entdeckung (oder Erfindung?) und wird zur fixen Idee: Die Frau ist von ihrem vierzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr erotisch entartet. Plötzliche Feuersbrünste,



wie vom Blitz entfach, brechen bei ihr aus. Sie unterliegt gleichsam einer zweiten Pubertät; um das vulgärste Wort zu gebrauchen: sie verfällt der Mannstollheit. Und nicht etwa diese oder jene Frau oder eine Gruppe von Frauen wird von dieser Tarentel gestochen, von Delirien der Sinnlichkeit geschüttelt, nein: das Weib schlechthin; auch die Frauen, die niemals vorher, weder im Geist noch im Fleisch, sinnlich gesündigt hatten. Hat das Weib die zehn Jahre im Zuchthaus der Sinne abgemacht, so klingt die Erotik ab. Es ist, als wäre sie nicht gewesen.

Nicht geliebte Kinder, nicht ein trefflicher Gatte, nicht eine außerlesene soziale Stellung retten das Weib aus dieser Noth des Leibes und der Liebe. Auch Lili, Elsie's Freundin und Cousine, die unantastbar ist, reines Gold, schlachtet die Dichterin in ihre fixe Idee ein. Im dreiundvierzigsten Jahr verläßt sie Haus und Familie, um „der Krankheit ihrer Jahre“ den Tribut zu zollen. Solches (wir lesen, starr vor Staunen) ist der Frauen, dieser „gottgewollten“ Patientinnen der Menschheit, unentrinnbares Schicksal, auf Lateinisch Fatum, auf Türkisch Rismet.

Hier liegt nicht etwa eine Verwechslung mit den Wechseljahren der Frau vor, einer Zeitperiode, die, von Ausnahmen abgesehen, gerade da erst einsetzt (um das fünfzigste Jahr herum), wonach Karin Michaelis der franke Erotismus der Vierzigerin erlischt. Die körperlichen, manchmal auch seelischen Störungen, die das Aufhören der Menstruation in vielen Fällen zur Folge hat, haben nicht das Geringste mit Erotik zu thun.

Schwarz, rabenschwarz malt hier eine Frau die Frauen, alle, insbesondere die reifen Herlein, die nicht nur am ersten Mai, sondern lange Jahre auf dem Blockberg ihre vulkanischen Johannistriebe austrafen.

Elsie wünscht ein Asyl für die Opfer der Uebergangsjahre. „Auf alle Fälle wäre ihr in diesen Jahren mit einer vollständigen Absperrung von dem anderen Geschlecht gedient.“ „Wenn Männer ahnten, wie es in uns Frauen aussieht, wenn wir über die Vierzig hinaus sind, sie würden uns fliehen wie die Pest oder uns niederschlagen wie tolle Hunde.“ „Wir sind Alle, wenn wir lieben, wie Magna Wellmann“ (eine Mitfranke). Von Magna aber sagt sie: „Sie hätte den ganzen Ruhm ihres Mannes für eine Nacht glühender Liebe hingegeben.“ Und an einer anderen Stelle: „Könnten Frauen sich neue Jugend erkaufen, indem sie das Herzblut ihrer Kinder tränken, so würden viele Mordthaten im Geheimen begangen werden.“ (Hast Du Worte?) „Eine Frau würde eher Blutschande begehen als einem Mann ihre geheimen Gedanken ausliefern.“



So unsauber, so pervers wäre, was wir denken und fühlen? „Wir“: nicht Diese oder Jene unter uns, sondern wir Alle, Alle. Sind die Weiber denn in Sodom und Gomorrha zu Haus und nur die Männer in Urfadien geboren?

Wenn Frauen ihre Gedanken oft dem Manne (nicht verbergen, aber) verschweigen, so geschieht es, weil sie wissen, daß ihr inneres Leben ihm höchst uninteressant ist; nur was an ihnen genüßlich und amüsant ist, interessirt ihn.

So alt ich bin: nie noch bin ich gesunden, geschlechtlich normalen Frauen begegnet, die, obwohl von ihren Gatten befriedigt, plötzlich, wie aus heiterem Himmel, in ihrem vierzigsten Jahr von wilder Sinnlichkeit angesprungen wurden. Diese Furien der Erotik, Aphrodites Mob, sind Sonderfälle. Das sind nicht „wir“.

Gewiß: ich weiß von Frauen, die nicht nur bis in die vierziger Jahre hinein, sondern weit darüber hinaus, bis ins Greisenalter, der Minne pflegen. Das sind die Frauen, die die Natur mit einem feurigen Temperament, mit überschüssiger Vitalität ausgestattetete. George Sand verzichtete erst im sechzigsten Lebensjahr auf galante Abenteuer. Allein bei diesen grandes amoureuses waren die späten Gluthen doch nur eine Fortsetzung der süßen Gewohnheit früherer Jahre; ihnen war die erotische Bethätigung eine Rette ohne Ende.

Uebrigens: ist es denn so unnatürlich, daß eine Frau in den vierziger Jahren noch erotisch fühlt und auf die Erfüllung ihrer Wünsche hofft? Daß die Männer sich diesen Ansprüchen gegenüber intolerant verhalten, habe ich nicht wahrgenommen. Ich kenne unter den Vierzigerinnen Frauen von wunderbarer Schönheit, die den Männern die Köpfe verdrehen. Doch hat Das nichts mit der Entdeckung des gefährlichen Alters zu thun.

Leser, die in der Erwartung pikanter Erotizmen das Buch in die Hand nehmen, werden gründlich enttäuscht sein. Keine Brunst der Sinne, keine Entzückungen der Wollust, nicht selige Schauer schöpferischen Wollens werden da entschleiert. Nichts findet man als eine gänzlich unberauschte Schilderung sexuellen Nothdurft, einer Liebe au naturel. Bekennt doch die Heldin selbst: „Mein Körper bedarf wohl einer Umarmung. Ich entbehre Richard, nicht den Mann, den Freund, sondern den Liebhaber, ich entbehre das Eine: die Müdigkeit nach dem Genuß.“ Sie liebt Jörgen Malthé; ihre Sinne lieben ihn, der ihr sonst fremd ist. Wie ein Vampir würde sie ihn aussaugen. Elsieß Gier nach Liebe steigert sich schließlich zum Heißhunger. Uneingedenk ihres Klostersgelübdes, bietet sie sich eines Tages mit Haut und Haaren Herrn Malthé an.



Er naht. Aber kommen, sie sehen und nicht mehr lieben ist Einß. In der Noth frißt der Teibel Fliegen, denkt sie (der Franzose hat dafür das hier, trotz der männlichen Prägung, besser passende Sprichwort: Faute de mieux on couche avec sa femme); und schmeichelt sich ihrem ungeliebten Richard, dem Verfloßenen, wieder an. Der aber hat sich schon anderweitig versehen.

Recht geschieht ihr; denn Elsie ist eine Canaille; oder, auf Deutsch: ein Biest.

Karin Michaelis, wie konntest Du! Wie konntest Du! Büße es ab, das Verbrechen Deines „Wir“. Dichte wieder, wie Du schon gedichtet hast, so schön, so hold, so rein. Aber erdichte nicht psychische und physiologische Naturgesetze. Von den hohen Gipfeln, die nur starker Geister Athem nicht hemmen, steige nieder zu den lieblichen Thälern, wo in Fülle Dir der Lorber blüht. Nun hast Du ihn Dir in Brennesseln verwandelt. Als ein Stern am Himmel der Literatur warst Du aufgegangen. „Das gefährliche Alter“ ist ein Unstern. Laß ihn erbleichen in den Morgenröthen kommender Dichtungen.

Denn wir lieben Dich, Karin Michaelis.

Hedwig Dohm.

## II. Mann und Weib.

**T**agebuch-Bekenntnisse einer hübschen hysterischen Frau, die sich, nach scheinbar glücklicher Ehe, nah der Silberhochzeit scheiden läßt; vor dem Trieb zu einem jüngeren Manne flieht sie in die Einsamkeit, wo in grübelnder, oft widerlicher Beobachtung der eigenen und der Geschlechtsphäre anderer Frauen ihr Witz sich erschöpft. Das ist ungefähr der Inhalt des neusten Buches von Karin Michaelis: „Das gefährliche Alter“.

Ein Verdacht wird wach. Gilt es, die Grenze des pikanten Jahrzehntes hinauszuschieben? La femme de quarante ans? Läßt diese Grenze sich weiter rücken? „Sieh mich an mit Deinen Menschenaugen. Allzu lange schon warst Du mein Weib.“ (Dehmel.) Die neue Deutung, die alle galanten Abenteuer der alten Ninon de l'Enclos als Jünglingspott hinstellt, wirkt überzeugend.

Frauen sollten den Reiz ihres Alters haben, wie jede Jahreszeit ihre Wohlthaten spendet. Uebrigens, les vieilles mesdames oder les vieux messieurs: jugendlich betonte Erotik macht auch den alten Mann lächerlich.

Eine Naturnothwendigkeit befiehlt freilich nicht, daß der Vulkan in den vierziger Jahren erlösche (hier giebt es keine Gesetze). Doch man verlangt mit gutem Recht, daß späte Flammen



bruches der Maul- und Klauenseuche) verhängt wurde, hörte man Bedenken: eine radikale Abschächtung der vorhandenen paar tausend Rinder werde die Großschlächter schädigen, deren Fleischkammern ganz voll seien. Solcher Einwand nimmt sich im Lärm über Fleischnoth und Theuerung allerdings seltsam aus. Die Entwicklung der Lebensmittelpreise in den Vereinigten Staaten hat ja bewiesen, wie auch in diesem Bezirk die Saktik des Kapitals mitwirkt. Die Vereinigten Staaten könnten eine Bevölkerung ernähren, die doppelt so groß wäre wie die jetzt in der Union lebende. Aber die Preise gingen, trotz dem Reichtum an Vieh und Weizen, in die Höhe, weil die Armour, Patten und Genossen die Hand auf den Schlachthäusern und den Weizenelevatoren haben. Die Großspekulanten waren an der Theuerung schuld. Die dauerte, bis die Bäcker von Chicago und die Fleischer von New York zum Sturm gegen die Brot- und Fleischwucherer bliesen. Die Preise senkten sich vor den Fahnen der hungernden Nation. Seit der Theuerung des Jahres 1909 sind alle Lebensmittel billiger geworden: Weizen, Schweinefleisch, Schmalz, Eier, Zucker. Jetzt sollen die Vankees die Absicht haben, der Welt ein Fleischmonopol, einen Fleischhandels-trust aufzuzwingen. Der nordamerikanische Trust will seinen Ring um Argentinien, Australien und Neuseeland legen und sich damit die Hauptstraßen zum Weltmarkt sichern. Die Armour, Swift, Nelson Morris & Co. haben aus Chicago ein Weltreich der Schweine gemacht. Nun wollen sie die Rinderheerden des La Plata und die Schafe Australiens dem Schweinestaat angliedern, um der Erde den Fleischpreis diktiren zu können. Daß die ersten Nachrichten über den neuen Trustplan in die Tage der parlamentarischen Abschächtung der Fleischnoth fielen, hätte ein Omen sein können. Vielleicht ein gutes für die Leute, deren idealer Lebenszweck die Negoziirung des Bedürfnisses nach Fleischnahrung bildet. Was in den „Fleischrepubliken“ Südamerikas produziert wird, wäre ausreichend, um die Erde von der Sorge der Theuerung zu befreien. Aber die Schranken an den Grenzen sind geschlossen, um die Gesundheit von Mensch, Vieh und Hauptkasse zu schützen. Wird der Bogen nicht zu straff gespannt? Die Getreidezölle haben zur Vertiefung des Mißverhältnisses zwischen Gefordertem und Möglichem beigetragen. Mag man immerhin die Gegner des Schutzzolles für agrarische Produkte als Verfechter einer rückständigen Theorie verlachen: Thatsache ist, daß der Weltpreis um den Zollbetrag niedriger ist als der Inlandspreis plus Fracht und Zoll, woraus hervorgeht, daß der einheimische Konsument, nicht der fremde Lieferant den Zoll zu tragen hat. Die Zölle auf Roggen, Weizen und Hafer haben, wie festgestellt worden ist, in den Jahren 1907/09 dem Deutschen Reich 281 Millionen Mark gebracht. Die Preiserhöhungen aber, die durch die Zölle bewirkt waren, betrugen  $2\frac{3}{4}$  Milliarden; nach dem Abzug des Betrages, der in die Reichskasse floß, bleiben also fast  $2\frac{1}{2}$  Milliarden, die in private Kassen strömten. Wo diese Geldbehälter zu suchen sind, ist wohl nicht schwer zu errathen.



Die Regierung denkt nicht an Zollerniedrigungen. Wie eifrig sie die heiligsten Güter der Nation bewacht, hat ihre Antwort auf die Frage nach Mitteln gegen die Theuerung gezeigt. Als ob die Zusicherung, daß die deutsche Landwirthschaft sich Mühe gebe, die Viehzucht zu heben, auch nur ein Milligramm mehr Fleisch auf den Tisch des Arbeiters brächte! Der Reichskanzler läßt erklären: „Es giebt keine Fleischnoth.“ Aber aus allen Winkeln des Reiches werden Boten entsandt, um die Regierung zu bewegen, der Noth zu steuern. „Es giebt keine allgemeine Theuerung.“ Beweis: der Fleischkonsum im Deutschen Reich ist „nur“ um 3400 Gramm pro Kopf seit Ende 1909 zurückgegangen; und der Verbrauch von Hundefleisch hat zugenommen. Die Grenzsclagbäume bleiben geschlossen; offen aber bleibt die Frage, wie der Konsument sich gegen die hohen Preise schützen könne. Die Amerikaner haben mit Strikes versucht und die Trustleute zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber im gesitteten Mitteleuropa kann Solches nicht geschehen. Daß sich die Kaufkraft des Volkes an den Schwierigkeiten des Lebensunterhaltes abwehrt, wird gering geachtet: die Privatwirthschaft ist noch immer Alles, die Volkswirthschaft nichts. L a d o n.



## An die deutschen Bischöfe.

Ein motu proprio entstandener Erlaß des Papstes fordert von Geistlichen, Kandidaten, Professoren, Bisthumsbeamten einen Eid, der sie verpflichtet, jede Umwandlung des Geistes, den man jetzt den „modernistischen“ nennt, als eine Glaubensgefahr abzuwehren. Diese Forderung hat aus dem Gewissen des frommen Altkatholiken Karl Jentsch den hier folgenden Appell hervorgerufen.

**I**n den Grundwahrheiten des ursprünglichen katholischen Glaubens halte auch ich fest; aber das neuscholastische Dogmensystem mit seinen ausgesprochenen und unausgesprochenen Konsequenzen kann ohne modernistische Vorbehalte, Einschränkungen und Deutungen kein denkender, kein fühlender Mensch annehmen. Wie hoch schätzen Sie, Hochwürdigste Herren, die Zahl der Denkenden und Fühlenden in Ihrem Klerus? Wie hoch demnach die Zahl der Meineide, die Sie durch Abnahme des Antimodernisteneides erzwingen würden? Wie hoch die Zahl der übrigen „Todsünden“, etwa der unwürdigen Kommunionen, die nach römischer Kasuistik jeder dieser Meineide gebären würde? Für diese vielhunderttausend „Todsünden“, untheologisch gesprochen: für diese Gewissensfolter und Charakterverderbniß Ihrer besten Geistlichen (oder sind vielleicht die nicht denkenden, fühllosen die besten?) würden Sie die Verantwortung zu tragen haben.

Meisse.

Karl Jentsch.

---

Gerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



nach innen schlagen. Junge Jugend kleidet Gefunkel und Geprassel. Vom Lebensherbst heischt Geschmack und Beruf das Cachet, die Schweigsamkeit. Unter dem fallenden Laub mag die Gluth sich bergen. Still und tief. Abendheiligthum. Welt und Werk gehöre der reife Tag.

Trotz dem Vergreifen im Gegenstand (tragisch genommener Burleskenstoff) liegt ein Abglanz von der feinen, rührenden Dichtung „Das Kind“ auch auf diesem Buch der Frau Karin Michaelis. Nur: neben echte Unmuth trat die Manier. Werthet das Buch als Splitter der Zeitliteratur oder als Beitrag zur Psychologie der Hysterischen (Thorßchlußpanik, Klimakterium); macht aber nicht Menschheit-, nicht Frauengeschichte daraus. Wenn stille Bücher, Bücher, die still sein sollten, ausgetrommelt werden, ist's immer peinlich. Und hier: Marktgeschrei an der Schwelle der Nervenanstalt. Wie widersinnig! Ueberreiztheiten, aufgebauscht zu Wesenselementen. Verirrspiegel, die Mann und Weib toll und thöricht zeigen, als Röntgenapparate angepriesen. Foul is fair and fair is foul; fiebrige Finger umzittern den tiefsten Lebensinhalt, zerren die Beziehung der Geschlechter in stickige Krankenatmosphäre. Der Gesunde muß sich ihrer erwehren.

Ueber die Gefährdung der Frauen zwischen Vierzig und Fünfzig werden eindringende Untersuchungen der Wirkung von Geschlecht, Alter, Familienstand auf Selbstmord- und Irrenstatistik redlicher aussagen als Geständnisse. Allgemein wächst mit dem Alter der Selbstmordhang; beim Mann ohne Unterbrechung; beim Weib ebbt er zwischen Fünfundzwanzig und Vierzig, den Jahren erfüllten Frauendaseins; von Vierzig ab steigt stetig auch der Verhältnißantheil der Selbstmörderinnen, ist aber jenseits von der Jahrhunderthälfte höher als im „gefährlichen Alter“. Dunkler als das Klimakterium scheint der Witwenschleier (die Zahl überlebender Gattinnen ist zum Erschrecken groß) das Frauengemüth zu umschatten.

Aus kritischen Stadien kann niemals glaubhafte Runde kommen. In der Färbung des „gefährlichen Alters“, wie Karin Michaelis es malt, erscheint alle Erotik, auch die blühender Jugend, entweicht, jede Zweieinigkeit der Gatten verneint und zerrissen; sogar die Mutterschaft hat ihre Kraft und Machtfülle eingebüßt.

Bleibt das Weib als Brennpunkt einsam verzehrender Geschlechtlichkeit; ein Nervenbündel sonder Seelenzug zum Manne; antheillos seinem Wollen und Wirken: das Weib, das den Mann für Sinne und Gaukelspiel braucht.

Die Patientin der Michaelis ist aber nicht nur in den Wech-



selbjahren, sondern auch stark hysterisch. Es giebt verschiedene Formen der Hysterie. Allen gemeinsam ist schrankenlose Ichsucht, der Mangel an echtem, allseitigem Welt-, Natur- und Kunstempfinden; Symptome, die im Fall Elsie Lindtner bis zur Uebelkeit sich aufdrängen. Alle widrigen Tüfteleien ergeben schließlich in neuem Aufpuß das alte Cliché der unverstandenen Frau, deren Leere und Unwahrheit nur von ihrer Unmaßung überboten wird. „Männer sind ja eben so unwissend in Bezug auf die Art und Ursache und die Bedeutung des Lächelns, wie sie es in Bezug auf alles Andere sind, was die Frau betrifft, nicht einmal das Geschlechtsleben ausgenommen.“ „Männer können überhaupt nicht lächeln.“ Die Blasphemirung des Lächelns: Das ist die große Sünde des Buches. Im Schwefellicht müßigen Sinnirens stellt es dies Widerspiel feinsten Menschenkultur zum „Freimaurerzeichen“ verbogener Weib-Erotik, der die feinsten Essenzen von Roger & Gallet nicht den Verwesunghauch nehmen.

Ich gestehe meine Unzulänglichkeit. Ich habe Frauen jeden Alters, jeder Art gut gekannt und ihr Vertrauen besessen. Doch dieses besondere Lächeln habe ich nicht gesehen oder nicht begriffen. Und nie laß ich mehr Inhalt: Stolz, Troß, Spott in Wehmuth sich lösend, abgründig Leid, gipfelhohes Glück als in dem Lächeln des Freundes, der meiner Seele Heimath war.

Glaubt Ihr, daß je ein Weib der Morna Lisa Lächeln verstanden hätte, wie es Leonardo verstand? Das Lächeln, von dem Mereschowskij sagt: „Es war Leonardos Lächeln.“ „Wie zwei Spiegel erschienen die Beiden, wie Spiegel, die einander widerstrahlen, sich in die Unendlichkeit vertiefen.“

Die Idee der Gegensätzlichkeit der Geschlechter, wie sie die Kultur von Jahrhunderten pflanzte, ist nicht Kampf, sondern Synthese. Stets erneutes Finden der im Raum getrennt einander Suchenden. Ist der Wille zur Einheit. Das letzte Ineinander auch im Seelischen ist undenkbar, wo mit der Ungleichheit des Geschlechtes die Möglichkeit der Ergänzung fehlt. Wie jedoch in aller Wirklichkeit vollendetes Gebilde selten ist, sei es die untadlige Rose, sei es die restlos schöne Menschengestalt, so erscheint auch die Synthese „Mann und Weib“ in unzähligen Abweichungen; durch tausend Tücken gekreuzt, verblaßt, verzerrt, herabgezogen.

Allein in der Idee der Zweieinigkeit und ihren Ausstrahlungen, in dem ewig wechselnden, schillernden Ungefähr der Erfüllung wurzelt das Geheimniß persönlicher Schicksale, wurzelt die Gesundheit der Völker.

H e l e n e S i m o n.



## Orientlehre.\*)

Ueber den Theorien von Rassen und Kulturen ist in unserer Zeit das alte Wissen vernachlässigt worden, daß der Orient eine natürliche, in seinen Werthen und Werken geäußerte Einheit bildet: daß über seinen Volksgliedern sich eine Gemeinsamkeit erhebt, die ihn von Schicksal und Schöpfung des Abendlandes in unbedingter Klarheit sondert. Die genetische Erklärung dafür hat ihre Begründung natürlich in den verschiedenen Bedingungen nicht bloß im Raum, sondern auch in der Zeit, da ja die im Geistigen bestimmende Epoche des Orients einem anderen Menschheitsmoment zugehört als die des Abendlandes. Hier ist die Einheit des Orients nur andeutend zu erweisen an einer Erscheinung, die freilich unter allen die wesentliche ist: an der Erscheinung der Lehre.

In seinem Urzustand ist der morgenländische Geist, was aller Geist im Urzustand ist: Magie. Das ist sein Wesen, daß er der mit tausendfacher Drohung einstürmenden Ungebundenheit der Natur mit seiner Gebundenheit entgegentritt, der bindende, also magische Gewalt innewohnt. Geregelter Wort, geordnete Bewegung, Zauberspruch und Zaubergeste zwingen das dämonische Element in Regel und Ordnung. Alle primitive Technik und alle primitive Organisation sind Magie; Werkzeug und Wehr, Sprache und Spiel, Brauch und Bund entspringen magischer Absicht und dienen in ihrer Urzeit magischem Sinn, aus dem sich ihr Eigenleben erst allmählich herauslöst und verselbständigt.

Diese Herauslösung und Verselbständigung vollzieht sich im Orient sehr viel langsamer als im Abendland. Im Abendland hat das Magische nur in der Volksreligiosität, in der sich die undifferenzierte Ganzheit des Lebens bewahrt hat, lebendige Dauer; auf allen anderen Gebieten ist die Lösung schnell und vollständig. Im Orient ist sie langsam und unvollständig: an den Produkten der Scheidung haftet noch lange der magische Charakter. So verharret die Kunst des Orients vielfach auch nach Erlangung der bildnerischen Freiheit und Macht noch in der magischen Intention, wogegen ihr im Abendland die Erreichung dieser Höhe das Eigenrecht und den Eigenzweck verleiht.

Unter den drei Grundmächten, in denen sich der weiße Geist des Morgenlandes (von dem gestaltenden Geist sehe ich hier ab) aufbaut und von denen der Occident nur zwei (sie seien Wissenschaft und Gesetz genannt) schöpferisch besitzt, ist es die dritte (sie sei die Lehre genannt), die sich vom magischen Urboden vollständig zu lösen vermag. Es scheint mir zum Verständniß des Orients nöthig, diese Grundmächte in aller Deutlichkeit von einander abzuheben.

Die „Wissenschaft“ umfaßt alle Kunde von einem Sein, irdischem

---

\*) Aus dem Nachwort zu den „Reden und Gleichnissen des Eschurang-Ese“, von deren Gedankenreichthum neulich hier eine Probe gegeben wurde und denen eine große Schaar ernster Freunde zu wünschen ist.



und himmlischem, die niemals und nirgends von einander geschieden sind, sondern sich zur Welt des Seins zusammenschließen, die der Gegenstand der Wissenschaft ist. Das „Gesetz“ umfaßt alles Gebot eines Sollens, menschlichen und göttlichen, die niemals und nirgends von einander geschieden sind, sondern sich zur Welt des Sollens zusammenschließen, die der Gegenstand des Gesetzes ist. Wissenschaft und Gesetz gehören stets zu einander, so daß das Sein sich am Sollen bewährt, das Sollen am Sein sich begründet. Der wachsende Zwiespalt zwischen Sein und Sollen, Wissenschaft und Gesetz, der die Seelengeschichte des Occidentals charakterisirt, ist dem Orient fremd. Zu Wissenschaft und Gesetz tritt als die dritte Grundmacht des morgenländischen Geistes die Lehre. Sie umfaßt keine Gegenstände, denn sie hat nur einen Gegenstand, sich selber: das Eine, das noththut. Sie steht jenseits von Sein und Sollen, von Kunde und Gebot; sie weiß nur Eins zu sagen: das Nothwendige, das verwirklicht wird im wahrhaften Leben. Das Nothwendige ist keineswegs ein Sein und der Kunde zugänglich; es wird nicht vorgefunden, weder auf Erden noch im Himmel, sondern besessen und gelebt. Das wahrhafte Leben ist keineswegs ein Sollen und dem Gebote unterthan; es wird nicht übernommen, weder von Menschen noch von Gott, sondern es kann nur aus sich erfüllt werden und ist ganz und gar nichts Anderes als Erfüllung. Wissenschaft steht auf der Zweiheit von Forderung und That; die Lehre steht ganz und gar auf der Einheit des Einen, das noththut.

Man darf immerhin den Sinn, den die Worte Sein und Sollen in Wissenschaft und Gesetz haben, von Grund aus umwandeln und das Nothwendige als ein Sein bezeichnen, das keiner Kunde zugänglich ist, das wahrhafte Leben als ein Sollen, das keinem Gebote unterthan ist, und die Lehre dann als eine Synthese von Sein und Sollen. Aber man darf, wenn man es thut, diese Rede, die für Wissenschaft und Gesetz ein Widersinn ist, nicht dadurch eitel und nichtig und präsentabel machen, daß man Kunde und Gebot durch eine „innere“ Kunde, durch ein „inneres“ Gebot ersetzt, mit denen die Lehre zu schaffen habe. Diese Phrasen einer hergebrachten gläubig-aufklärerischen Rhetorik sind nichts als wirrer Trug. Der dialektische Gegensatz von Innen und Außen kann nur zur symbolischen Verdeutlichung des Erlebnisses dienen, nicht aber dazu, die Lehre in ihrer Art von den anderen Grundmächten des Geistes abzuheben. Nicht Das ist das Eigenthümliche der Lehre, daß sie sich mit der Innerlichkeit befaßt oder von ihr Maß und Recht empfinde; es wäre unsinnig, Wissenschaft und Gesetz um die gar nicht von der äußeren zu sondernde „innere Kunde“, um das gar nicht von dem äußeren zu sondernde „innere Gebot“ schmälern zu wollen. Vielmehr ist Dies das Eigenthümliche der Lehre, daß sie nicht auf Vielfaches und Einzelnes, sondern auf das Eine geht und daß sie daher weder ein Glauben noch ein Handeln fordert, die Beide in der Vielheit und Einzelheit wurzeln, daß sie überhaupt nichts fordert, sondern sich verkündet. Dieser wesenhafte Unterschied der Lehre von Wissenschaft



und Gesetz zeigt sich auch im Historischen. Die Lehre bildet sich unabhängig von Wissenschaft und Gesetz, bis sie in einem centralen Menschenleben ihre reine Erfüllung findet. Erst im Niedergang, der bald nach dieser Erfüllung beginnt, vermischt sich die Lehre mit Elementen der Wissenschaft und des Gesetzes. Aus solcher Vermischung entsteht eine Religion: ein Produkt des Verfalls, der Kontamination und Zersetzung, in dem Runde, Gebot und das Nothwendige zu einem widerspruchsvollen und wirksamen Ganzen verschweigt sind. Nun wird so Glauben wie Handeln gefordert: das Eine ist verschwunden.

Lehre und Religion, Beide sind nicht Theilmächte, wie Wissenschaft und Gesetz, sondern repräsentiren die Ganzheit des Lebens. Aber in der Lehre sind alle Gegensätze der Ganzheit in dem Einen aufgehoben wie die sieben Farben im weißen Licht; in der Religion sind sie zur Gemeinschaft verbunden wie die sieben Farben im Regenbogen. Die Magie, die Wissenschaft und Gesetz umrandete, die Lehre aber nicht anrühren konnte, ergreift Besitz von der Religion. Ihre bindende Gewalt bindet die auseinanderstrebenden Elemente zum schillernden Zauberwirbel, der die Zeiten beherrscht.

Zwischen der Lehre und der Religion, von der einen zur anderen führend, stehen Gleichniß und Mythos. Beide schließen sich an das centrale Menschenleben, in dem die Lehre ihre reinste Erfüllung gefunden hat: das Gleichniß als das Wort dieses Menschen selber, der Mythos als der Niederschlag seines Lebens in dem Bewußtsein der Zeit. Dem gemäß scheint das Gleichniß noch ganz auf der Seite der Lehre, der Mythos schon ganz auf der Seite der Religion zu stehen. Dennoch tragen Beide die Vermittelung in sich. Dies ist aus dem Wesen der Lehre zu verstehen, wenn sie in ihrem Verhältniß zu den Menschen betrachtet wird.

Die Lehre hat nur einen Gegenstand: das Nothwendige. Es wird verwirklicht im wahrhaften Leben. Vom Menschen aus gesehen, bedeutet diese Verwirklichung nichts Anderes als die Einheit. Das ist aber nicht, wie es scheinen mag, eine abstrakte Bestimmung, sondern die allerlebendigste. Denn die Einheit, die gemeint ist, ist ja nicht die zusammenfassende Einheit einer Welt oder einer Erkenntniß, nicht die gesetzte Einheit eines Gottes oder des Geistes oder des Seins oder irgendeines gedachten oder gefühlten oder gewollten Dinges, sondern sie ist die Einheit dieses Menschenlebens und dieser Menschenseele, die sich in sich selber erfüllt, Deines Lebens und Deiner Seele Einheit, Du von der Lehre Ergriffener. Das wahrhafte Leben ist das geeinte Leben.

Es giebt aber, wie es zweierlei Güte und zweierlei Weisheit giebt, elementare und gewonnene, so auch zweierlei Einheit im Menschen, an der sich die Lehre als deren Weihung bewähren und verwirklichen kann: die Einheit der Einfältigen und die Einheit der Eingewordenen. In der Zeit ihrer Bildung spricht die Lehre nur zu den Eingewordenen. Aber sobald der centrale Mensch erscheint, dessen gewonnene Einheit die Reinheit und die schlichte Kraft der elemen-



taren hat, muß er die Einfältigen suchen, seine armen Brüder im Geist, daß ihre tiefe Einheit, die all ihre Sünden und Narrheiten im Schoße hegt, sich über Sünde und Narrheit heilige. Und er spricht zu ihnen in der Sprache, die sie hören können: im Gleichniß. Und wenn er stirbt, ist ihnen sein Leben zum Gleichniß geworden. Ein Leben aber, das zum Gleichniß wurde, heißt Mythos. Das Gleichniß ist die Einstellung des Absoluten in die Welt der Dinge. Der Mythos ist die Einstellung der Dinge in die Welt des Absoluten.

Auch schon so lange die Lehre nur zu den Eingewordenen spricht, kann sie des Gleichnisses nicht entrathen. Denn die nackte Einheit ist stumm. Nur aus den Dingen, Vorgängen und Beziehungen kann sie Sprache gewinnen: es giebt keine Menschensprache jenseits von den Dingen, Vorgängen und Beziehungen. Wie die Lehre zu den Dingen kommt, kommt sie zum Gleichniß. So lange jedoch die Lehre nur zu den Eingewordenen spricht, ist das Gleichniß nur ein Glas, durch das man das Licht von einem Farbensaum umrahmt schaut. Aber sobald die Lehre durch ihren centralen Menschen zu den Einfältigen zu reden beginnt, wird das Gleichniß zum Prisma. So leitet die Erfüllung zur Aufhebung hinüber und im Gleichniß des Meisters ruht schon keimend aller Riten Rausch und aller Dogmen Wahnsinn.

Und hinwieder wird auch das Leben des centralen Menschen nicht im Spiegelglas, sondern im Prisma aufgefangen: es wird mythisirt. Mythos heißt nicht: die Gestirne auf die Erde herabbringen und in Menschengestalt auf ihr wandeln lassen, sondern die beseligende Menschengestalt wird in ihm zum Himmel erhoben und Mond und Sonne, Orion und die Plejaden dienen nur dazu, sie zu schmücken. Mythos ist auch nicht ein Ding von dort und ehedem, sondern eine Funktion von heute und ewig, von dieser Stadt, in der ich schreibe, und allen Orten des Menschen. Eine ewige Funktion der Seele: die Einstellung des Erlebten in den bald mehr triebhaft, bald mehr gedankenhaft, aber auch vom Dumpfsten noch irgendwie empfundenen Weltprozeß, in die Magie des Daseins. Je stärker die Spannung und Intensität des Erlebens, je größer die erlebte Gestalt, das erlebte Ereigniß, desto zwingender die Mythen bildende Gewalt. Wo die höchste Gestalt, der Held und Heiland, das erhabenste Ereigniß, sein dargelebtes Leben, und die mächtigste Spannung, die der erschütterten Einfältigen, zusammentreffen, entsteht der Mythos, der alle Zukunft zwingt. So geht der Weg zur Aufhebung weiter, denn im Mythos des Heilands ruht schon keimend das Bekenntniß zum kleinen Wunder und der Mißbrauch der Wahrheit von Heil und Erlösung.

Die Aufhebung vollzieht sich in der Religion und sie vollendet sich in der perpetuirten Gewaltthat, die sich Religion nennt und die Religiosität in Fesseln hält. Immer wieder erwacht in den Seelen der Religiösen die Inbrunst nach der Freiheit: nach der Lehre; immer wieder wird Reformation, wird Wiederbringung, Erneuerung der Lehre gewagt; immer wieder muß sie mißlingen, muß die glühende Bewegung,



statt in die Lehre, in eine Mischung von Wissenschaft und Gesetz, die sogenannte geläuterte Religion münden. Denn die Lehre kann nicht wiedergebracht, nicht erneut werden. Ewig die eine, muß sie doch ewig von Neuem beginnen. In dieser Bahn vollzieht sich die Geschichte der höchsten Erscheinung morgenländischen Geistes.

Der Weg der Lehre ist nicht der zur Ausbildung einer Erkenntniß, sondern der zur reinen Erfüllung in einem centralen Menschenleben. Das ist an den drei Erscheinungen der Lehre, die uns in hinlänglicher Dokumentation überliefert sind, mit größerer oder geringerer Klarheit zu gewahren.

Diese drei Erscheinungen sind: die chinesische Tao-Lehre, die indische Erlösungslehre, die jüdisch-urchristliche Lehre vom Reich Gottes. Auch dieser Erscheinungen Dokumentation reicht nicht hin, um ihren Weg ganz zu überschauen. So wissen wir von der werdenden jüdisch-urchristlichen Lehre Einiges von den Lebensgemeinschaften, die sie trugen, von den (anscheinend von den Redaktoren des Kanons absichtlich oder unabsichtlich mißverstandenen) Rechabitern (Jeremias 35) bis zu den Essäern, auf deren uralte Tradition sicherlich trotz allen Uebertreibungen mit Recht hingewiesen wird; aber sehr wenig von den Worten dieses irdischen Judenthums, die wir nur dürftig aus späten Quellen erschließen oder errathen können. Hinwieder sind uns in den Schriften der Tao-Lehre Sprüche der „Alten“ überliefert, die uns die lange Vorexistenz der Lehre verbürgen, und diese wird auch durch Aeußerungen von gegnerischer Seite bestätigt; aber von den Lebensformen, in denen sie sich fortpflanzte, haben wir nur ganz unzulängliche Nachricht. Nicht einmal das indische Schriftthum, von allen das unvergleichlich größte, bietet eine vollständige Anschauung des Zusammenhanges.

Immerhin genügt das Material, um zu zeigen, wie sich die Lehre unabhängig von Wissenschaft und Gesetz bildet und wie sie sich im centralen Menschen erfüllt, der Wissenschaft und Gesetz ohne Kampf, lediglich durch die Lehre und das Leben überwindet. So überwindet Buddha die vedische Wissenschaft mit der Aufhebung der „Ansicht“, die dem Vollendeten nicht zustehe, im „Pfad“, und das brahmanische Gesetz mit der Aufhebung der Kasten im Orden. So überwindet Lao-Tse die offizielle Weisheit durch die Lehre vom „Nichtsein“, die offizielle Tugend durch die Lehre vom „Nichtthun“.

Und auch Dies können wir an den Erscheinungen der Lehre sehen, daß der centrale Mensch der Lehre kein neues Element zubringt, sondern sie erfüllt. „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern, zu erfüllen.“ So sagt auch Lao-Tse von sich, er habe nur das Unerkannte der Vorzeit zu erfüllen. „Die in der Vorzeit Meister geworden sind, die Lauteren, die Geistigen, die Tiefen, die Durchdringenden, in ihrer Tiefe konnten sie nicht erkannt werden. Weil sie nicht erkannt werden können, will ich sie kenntlich machen.“ Und so habe er auch die Ahnung des Einen, die im Wort des Volkes ruht, zu erfüllen. Er führt etwa



den Spruch an: „Gewaltthätige erreichen nicht ihren natürlichen Tod“ und fügt hinzu: „Was die Anderen lehren, lehre ich auch: ich will daraus einen Vatergrund der Lehre machen.“ Dies entspricht den Worten der Bergpredigt „Ich aber sage Euch“; denn Gewalt ist schon an sich für Lao-Tse das Tote, das Leblose in der Welt, weil sie das Saotose ist. Erfüllen bedeutet hier wie dort: ein Ueberliefertes aus dem Bedingten ins Unbedingte heben.

Der centrale Mensch bringt der Lehre kein neues Element zu, sondern erfüllt sie. Das heißt: er hebt sie zugleich aus dem Unerkann-ten ins Erkannte und aus dem Bedingten ins Unbedingte.

In ihrer höchsten Wahrheit erweist sich diese Unbedingtheit des Erfüllenden, welche die Welt der Bedingten wider ihn setzt, erweist sich diese seine Kraft der Erfüllung in seinem Leben. In unvergleichbar höherem Maße noch als vom großen Herrscher, vom großen Künstler und vom großen Philosophen gilt von ihm, daß alles Zerstreute, Flüchtige und Fragmentarische in ihm zur Einheit zusammenwächst; sein Leben ist diese Einheit. Der Herrscher hat seine Völkergestaltung, der Künstler hat sein Werk, der Philosoph hat seine Ideologie; der Erfüllende hat nichts als sein Leben. Seine Worte sind Stücke dieses Lebens, jedes Vollstrecker und Urheber, jedes vom Schicksal einge-sprochen und vom Schicksal aufgefangen, das Heer der Stimmen durch diesen Menschenleib ins Endgiltige wandelnd, die schwache Regung vieler Toten in ihm zur Macht gebunden, er das Kreuzesholz der Lehre, Erfüllung und Aufhebung, Heil und Untergang. Darum giebt es Logia, die kein Zweifel anzutasten vermag und die sich, durch die Geschlechter schreitend, auch ohne Schrift unvermischt erhalten kraft der Schicksals-prägung und der elementaren Einzigkeit der erfüllenden Rede. Denn der Erfüllende, der aus Allem gebunden ist und doch aus dem Nichts kommt, ist der einzige Mensch. Obgleich alles Suchen ihn begehrte und alle Einfuhr ihn ahnte, wird er, wenn er erscheint, von Wenigen er-kannt; und diese Wenigen sind wohl gar nicht von Denen, die ihn ahn-ten und begehrten: so groß ist seine Einzigkeit, so unoriginell, so un-scheinbar, so ganz und gar die letzte Echtheit des Menschenthums.

Am Sichtbarsten ist Dies an Jesus, an dem das Zeugniß, wie es scheint, durch den Tod, das einzige Absolute, das der Mensch herzu-geben hat, vollendet worden ist. Ihm zunächst steht Buddha. Lao-Tses Leben bietet sich am Wenigsten dar. Das liegt daran, daß es eben das Leben seiner Lehre, ein verborgenes Leben war. In dem kargen Bericht des Geschichtschreibers ist Alles darüber gesagt; von seinem Leben: „Seine Lehre war die Verborgenheit des Selbst: namenlos zu werden, war Das, wonach er strebte“; und von seinem Tode: „Niemand weiß, wo er geendet hat: Lao-Tse war ein verborgener Weiser.“

Wie das Leben Lao-Tses, so ist auch seine Lehre die verborgenste, denn sie ist die gleichnißloseste.

Dienackte Einheit ist stumm. Sobald die Einheit aus Grund und Ziel eines ausgeordneten, in das wortlose Wunder versunkenen Menschen-



thums zur Lehre wird, sobald sich in diesem Manne das Wort bewegt (in der Stunde der Stille, vor Tag, wo noch kein Du ist als das Ich und die einsame Rede im Dunkel den Abgrund hinüber und herüber mißt), ist die Einheit schon vom Gleichniß berührt. Der Mensch redet seine Worte, wie der Logos die Menschen redet: sie sind nicht mehr reine Einheit, es ist schon die Vielheit, das Gleichniß darin. Aber wie die Vielheit der Menschen, so lange sie Kinder sind, noch an die Einheit gebunden ist und das Gleichniß nur auf ihnen ruht wie das Lächeln auf ihren Lippen, so ist die Rede des Ausgesonderten in der Stunde der Stille nur erst vom Gleichniß berührt wie von einem Lächeln. Und wie die Vielheit der Menschen, wenn sie erwachsen und selber Kinder zeugen sollen, sich von der Einheit löst und das Gleichniß in ihnen strömt wie das Blut in ihren Adern, so ist die Rede des Erfüllenden, wenn er zu den Menschen geht, vom Gleichniß durchflossen wie vom Blut.

Wie aber zwischen Kindheit und Mannheit die Zeit der Jugend steht (Das ist die Tragoedie, die sich unmerklich versöhnt, bis sie verschwunden ist), so steht zwischen Einsamkeit und Predigt die Zeit des Ueberganges, die sich freilich nicht unmerklich versöhnt, sondern sich entscheidet. Buddha nennt sie die Zeit der Versuchung. Er spricht zum Versucher: „Nicht eher werde ich, o Böser, ins Nirwana eingehen, bis nicht dieser mein unsträflicher Wandel gediehen sein wird und zur Blüthe gekommen, weithin verbreitet, bei Vielen zu finden, reich entfaltet, so daß er von den Menschen schön geoffenbart ist.“ In dieser Zeit ist das Gleichniß nicht mehr das Lächeln, noch nicht das Blut; es ist noch auf dem Geist, schon in dem Geist, wie der Traum. Wie die Jugend im Traum steht, so steht der Uebergang im Traum.

Es giebt jedoch ein Leben, in dem der Uebergang nicht von der Einsamkeit zur Predigt führt, sondern von der Einsamkeit der Frage zur Einsamkeit der Fülle, von der Einsamkeit des Abgrundes zur Einsamkeit des Meeres. Das ist das verborgene Leben. „Ich bin vergessen wie das Meer“, sagt Lao-Tse.

Ich glaube, daß dieser Mensch, wie die anderen Menschen, versucht wird. Und wie die anderen geht er nicht ins Nirwana ein, aber er geht auch nicht zu den Menschen; er geht in die Verborgenheit. Die Verborgenheit soll ihm seine Kinder gebären. „Der seine Helle kennt, sich in sein Dunkel hüllt“, so nennt ihn Lao-Tse.

Was ist diesem Menschen die Predigt? „Der Himmel redet nicht und weiß doch Antwort zu finden.“ Was ist ihm die Mannheit? „Der seine Mannheit liebt, an seiner Wahrheit hält, Der ist das Strombett aller Welt.“ Wie ein Brüten ist sein Ruhen in der Verborgenheit. „Er kann das Vogelweibchen sein.“

Dieser Mensch redet nicht zu sich und nicht zu den Menschen, sondern in die Verborgenheit. Wiewohl er selbst nicht auf dem Wege zu den Menschen ist, so ist doch sein Wort nothwendiger Weise auf dem Wege zum Gleichniß; er ist nicht im Uebergang, aber sein Wort ist das



Wort des Ueberganges geblieben: das Bild. Seine Rede ist nicht eine volle Gleichnißrede wie die Buddhas oder Jesu, sondern eine Bilderrede. Sie gleicht einem Jüngling, der sich noch nicht von der Einheit zum Gleichniß gelöst hat wie der Mann, der nicht mehr an die Einheit gebunden ist wie das Kind. Aber Das wäre ein Jüngling, wie wir ihn etwa in Hölderlins Gedichten ahnen: der nicht das über sich Hinausstrebende des Traumes und der Tragoedie hat, sondern nur die seherische Fülle der Jugend, ins Unbedingte und Ewige gefehrt, wo der Traum zur Mantik und die Tragoedie zum Mysterium geworden ist.

Verborgtheit ist die Geschichte von Lao-Tses Rede. Mag die Predigt von Benares, mag die Bergpredigt noch so mythisirt sein: daß dem Mythos eine große Wahrheit zu Grunde lag, ist unverkennbar. In Lao-Tses Leben ist nichts, was Diesem entspräche. Seiner Rede, dem Buch, merkt man überall an, daß es gar nicht war, was wir Rede nennen, sondern nur wie das Rauschen des Meeres aus seiner Fülle, wenn ein leichter Wind es berührt. In dem fargen Bericht des Geschichtschreibers ist auch Dies mitgetheilt oder dargestellt. Lao-Tse geht in seine letzte Verborgtheit; er verläßt das Land, in dem er gewohnt hat. Er erreicht den Grenzpaß. Der Befehlshaber des Grenzpasses spricht zu ihm: „Ich sehe, daß Du in die Verborgtheit gehst. Wolle doch ein Buch für mich schreiben, ehe Du gehst.“ Darauf schreibt Lao-Tse ein Buch in zwei Abtheilungen. Das ist das Buch von Tao und der Tugend, in fünftausend und etlichen Worten. Dann geht er. Und unmittelbar daran schließt sich in dem Bericht, was ich früher anführte: „Niemand weiß, wo er geendet hat.“ Nachricht oder Sinnbild, gleichviel: Dies ist die Wahrheit über Lao-Tses Rede. „Die es wissen, reden es nicht; Die es reden, wissen es nicht“, heißt es in seinem Buch. Seine Rede ist nur wie das Rauschen des Meeres aus seiner Fülle.

Die Lehre Lao-Tses ist bildhaft, aber gleichnißlos, wofern wir an das vollständige Gleichniß denken, das vom Bilde zur Erzählung wurde. So übergab er sie der Zeit. Hunderte von Jahren vergingen darüber, da kam die Lehre an Einen, der (sicherlich, wie alle großen Dichter, vieles Volksgleichniß in sich sammelnd) ihr Gleichniß dichtete. Dieser hieß Tschuang-Tse. Nicht also wie in der Lehre Jesu und Buddhas ist das Gleichniß in der Tao-Lehre das unmittelbare, im centralen Menschen erwachsene Wort der Erfüllung, sondern es ist die Dichtung Eines, dem die Lehre schon in ihrer Erfüllung übergeben war.

Zerfallen ist die Erscheinung der Tao-Lehre in das erste Wort, das der nackten Einheit so nah steht wie kein anderes Wort der Menschenwelt, und in das zweite Wort, in dem die Einheit so reiche und zärtliche Gewandung trägt wie in keinem anderen Wort der Lehre, sondern allein in den großen Gedichten der Menschenwelt. Beide aber zusammen erst geben uns die vollkommene Gestalt der Lehre in ihrer reinsten Erscheinung: wie sie Tao, „die Bahn“, Grund und Sinn des geeinten Lebens, als den Allgrund und Allsinn verkündet.

Zehlendorf.

Dr. Martin Buber.





## Selbstanzeigen.

**Der Zwiebelfisch.** Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen. Hyperion-Verlag Hans von Weber, München. 50 Pfennige.

Mit diesem Heft schließt der erste Jahrgang ab und deutet durch mannichfache Erweiterung zugleich das Programm des zweiten an, der sich nicht mehr ausschließlich mit Büchern, sondern gelegentlich auch mit anderen Erscheinungen unserer Kultur und Unkultur leicht und fröhlich, doch nie unsachlich beschäftigen soll. Die Feder meines bisherigen Mitarbeiters Dr. Franz Blei ward durch eine andere ersetzt, die einstweilen nur mit Chiffre zeichnet, dem Kenner aber ihre Persönlichkeit leicht verräth. Verantwortlich für die Redaktion ist allein der unterzeichnete Herausgeber. Ich meine, als Verleger einer Zeitschrift, die in der Hauptsache meine Ansichten über den heutigen Stand unserer Buchkultur vertreten soll, mich nicht hinter dem Rücken meiner Mitarbeiter verstecken zu sollen, etwa weil ein Verleger als Redakteur etwas Ungewöhnliches sei oder wegen des möglichen Vorwurfs, mich treibe nicht Begeisterung für die Sache, sondern „Konkurrenzneid“. Witze werden in diesem Heft nicht produziert, aber die Komik des Geschmacklosen, Dummten und Vulgären schimmert zwanglos aus den Artikeln und Artikelchen hervor, die gewisse hilflose Bestrebungen auf künstlerischem Gebiet zum Thema nehmen. So erörtert der erste Aufsatz „Werth und Gewand“ den drolligen Kontrast, der entsteht, wenn äußere Kunstmittel inneren Unwerth verdecken sollen; so legt die Geschichte des Autographenfabrikanten Gerstenbergk dar, wie plumpe Fälscherpraktiken die philologische Welt Jahre lang in Althem halten können. Einige Besprechungen neuer schöner Ausgaben durften in dieser Zeitschrift für Bücherliebhaber nicht fehlen.

München.

Hans von Weber.



**Saitenspiel.** Karl Schnabel in Berlin.

Ist Das in mir, was meine Laute singt?

Aus einem Springquell weht ein Gluck mich an,  
Aus einem Blau, aus einem Athemzug  
Des Frühlings, aus dem Zittern meiner Blumen  
Am Fenster, — und ich grüße es und weiß  
Von ihm so wenig wie von meinen Ahnen,  
Die längst schon Erde sind, so wenig wie  
Von Blumen oder von dem Wind im Park.



Und doch: ich bins! Ich bins! Es ist in mir!  
 Ich weiß es; und die Landschaft mit dem Monde  
 Ist auch in mir und auch das Lied der Lerche  
 Und Morgenthau und Blüthenglanz der Bäume  
 Und Alles, Alles! Aber was aus mir  
 Hinwegströmt in die Saiten meiner Laute,  
 Ist holder, als ich bin, und reicher auch —  
 Und dennoch, dennoch: angefüllt mit Vielem,  
 Was niemals in mir war, was mir so fremd  
 Und unbegriffen ist wie Morgenthau  
 Oder der Mond auf Dächern oder Blumen  
 Oder das Lied der Lerche in der Früh.

H a n s B e t h g e.



Marl Bierjung. Naturgeschichte eines Pennälers. Leipzig, in  
 Staackmanns Verlag.

Ich hatte schon einige Bände Gedichte und Novellen geschrieben, ohne der Unsterblichkeit näher zu kommen. Alle meine hohen Werke blieben herrlich wie am ersten Tag und wurden (nicht wahr, lieber Leser?) wenig gelesen, denn sie litten an einem großen Fehler ihres inneren Wesens: sie waren nicht „humoristisch“. Im Zeitalter zwischen Charleys Tante und der Lustigen Witwe Etwas herauszugeben, das nicht „fidel“ war, erscheint allerdings als das Hirnrissigste, was sich Einer vorzustellen vermag. Dies bemerkten sehr richtig auch all meine Gönner und Freunde, und da vom Bemerkten zur Bemerkung nur ein lächerlich kleiner Schritt ist, sagte man mir bald, es gebe nur ein Mittel, meinem Dichterroß literarisch und finanziell auf die Beine zu helfen: das Oeffnen der „humoristischen Ader“. Offenbar eine Roßkur. Mancher Gaul hält sie aus, mancher nicht. Dem meinen ist sie vortrefflich bekommen. Er befindet sich seitdem (wie der Trainer mittheilt) wesentlich besser. Und das Produkt dieses Aderlasses ist die Pennälergeschichte. Unter uns: ich habe sie mir nicht schwer gemacht. Meine Jugend hatte so viele Lausbübereien erlebt, daß ich mich ihrer nur zu erinnern brauchte. Manchem werden sie wie seine eigenen erscheinen. „Und Das ist der Humor davon“, würde Pistol sagen. Ich glaube daher, theurer Leser, daß Du sie lieben wirst. Weil sie echt sind. Der Moralist wird sie nicht für erzieherisch halten: und ich gebe ihm Recht darin. „Der Lausbub als Erzieher“ war nicht das Ideal, das mir vor-  
 schwebte. Sondern ihr Zweck war einfach, einmal den jungen frechen Dachs zu malen, der wir sind, wenn wir uns von der Sexta zur Sekunda in die Höhe wimmeln. Ihn zu malen ohne Schminken und Schmeicheln. Einen Typ. Ich denke, daß mirs gelungen und daß deshalb auch dieses Buch ein gutes Buch ist. Mit kleinen Eselsohren.

München.

U. D e N o r a.





## Die Große Berliner.

In der londoner Guildhall stehen zwei riesige Steinbilder, die das bibeltkundige Volk Gog und Magog nannte. Die Standbilder sollen, nach der Sage, den Sieg eines Sachsen über einen Riesen von Cornwallis darstellen. Gog und Magog sind auch in Berlin. Zwei Riesen, die, schlau und gewaltthätig zugleich, um den Preis des Siegers ringen. Gog ist die Große Berliner Straßenbahn und Magog die Stadt Berlin. Hundert Millionen Mark Aktienkapital gegen ein Regiment über mehr als zwei Millionen Menschen. Seit zwölf Jahren wird Krieg geführt, mit Finessen, Prozessen, leider meist ohne Politessen. Jetzt hat der Magistrat sich in einer Denkschrift zur Sache geäußert und mit diesem Anklageakt haben sich die berliner Stadtverordneten beschäftigt. Oberbürgermeister Rirschner gehört nicht zu den Optimisten. Was er zur Empfehlung der Magistratsvorlage sprach, klang beinahe wie eine Grabrede. Fast zwei Drittel des gesamten Verkehrs der Metropole werden von der Großen Berliner Straßenbahn kontrollirt; und da sie im Besitz einer ihr vom Wohlwollen des Verkehrsministeriums bis Ende 1949 gewährten Konzession ist, hat sie eine sehr starke Stellung. Man kann diesen gewaltigen Zähler aus keinem Verkehrsexempel mehr streichen. Das ist der Kummer des Stadtreiments, dessen Haupt, in reuiger Zerknirschung, die Unzulänglichkeit der magistralen Erkenntniß zugab. Herr Rirschner gestand (offen und ehrlich, wie er sagte), daß die Verkehrsschmerzen aus der Schwierigkeit eines noch nicht gelösten Problems stammen. Sollen städtische Unternehmungen, die dem Publikum dienen, privaten Erwerbsgesellschaften überlassen oder in städtische Regie genommen werden? Das ist das Problem. Andere Städte (München, Dresden, Frankfurt a. M., Nürnberg, Düsseldorf) haben es gelöst (ob mit oder ohne beträchtlichen Nutzen, kommt hier nicht in Frage); nur die „intelligenteste“ Stadt Mitteleuropas konnte sich bis zu der Tiefe solcher Erkenntniß noch nicht durcharbeiten. Die überlegt immer ein Bißchen lange; mag sich nun um das Tempelhofer Feld, um den Waldgürtel, um die Straßenbahn handeln. Und während sie überlegt, handeln die Anderen; während sie über einem halb und halb vereinbarten Plan brütet, erreicht der Partner ihrer Hoffnung, daß allerlei Vortheile durchschlüpfen, die seine Position bei späteren Verhandlungen stärken. Die berliner Verkehrsgeschichte kann davon manches Stücklein erzählen. Die schöneberger Untergrundbahn (allenfalls noch die Verlängerung der Untergrundbahn nach dem Spittelmarkt) ist die einzige positive Leistung, die in den letzten Jahren dem Verkehr in Groß-Berlin beschert wurde. (Wenn man nicht die Schukmannstrumpeten auf dem Potsdamer Platz hinzurechnen will.) Alles Uebrige ist mehr Entwurf als Hoffnung. Nun aber soll Ernst gemacht werden; die versprochenen städtischen Schnellbahnen kommen und die Nord-Südbahn (vom Belle-Alliance-



Platz nach der Seestraße) wird den Reigen eröffnen. Und der Friede mit der Großen Berliner? Der liegt fürs Erste noch in dickem Nebel.

Aus dem Rathhaus dröhnt die Posaune: „Die Große Berliner hat die Verlängerung ihrer Konzession hinter dem Rücken, also ohne Mitwirkung der städtischen Behörden erlangt und will sie nun gegen die Stadt Berlin nach Kräften ausbeuten; sie hat versucht, durch diese Verlängerung sich selbst die Erfüllung ihrer kontraktlichen Verpflichtungen gegen die Stadt unmöglich zu machen.“ Die Antwort lautet: „Qui suo jure utitur, neminem laedit.“ So leitet man keine Friedensverhandlungen ein. Der Chef der Großen Berliner, Ministerialdirektor a. D. Mische, ist ein kluger und nüchterner Praktiker, der für die Taktik des Geschäftsmannes die Erfahrung des Beamten ausnützt. So ist er den Vätern dieser Stadt kein sanfter Geschäftsfreund, sondern ein unbequemer Kontrahent geworden. Und er hat mächtige Bundesgenossen. In manchen Ministerialbureaux liebt man Berlin, das Riesenwarenhaus mit den osteuropäischen Alluren, nicht gerade zärtlich; man bringt wohl sein Geschäftchen ins Reine, sagt sonst aber: „Daumen drauf, so oft es geht“. Die Große Berliner hat durch ihren Generaldirektor verkündet, daß sie es niemals an Entgegenkommen fehlen ließ; die Darstellung der Verhältnisse durch den Herrn Oberbürgermeister und die steten Angriffe auf die Straßenbahn seien aber der Verständigung nicht förderlich. Der Kampf, der seinesgleichen höchstens in den Riesenmetropolen der Vereinigten Staaten hat, entstand aus der überraschend schnellen Entwicklung des berliner Verkehrs, der einem Monopol geradezu entgegentrieb. Es war also ganz natürlich, daß das erste große Unternehmen, das sich die Bewältigung des berliner Verkehrs zur Aufgabe gestellt hatte, nach diesem Monopol langte. Das erste Vierteljahrhundert im Leben der Großen Berliner verlief friedlich. Am achten November 1871 wurde sie gegründet. Damals gab es in Berlin 3424 Droschken Zweiter, 286 Droschken Erster Klasse, 18 Pferdebahnwagen, 306 Shorwagen und Kremser und 132 Omnibus. Das Aktienkapital der Gesellschaft betrug 1,50 Millionen (heute 100,08 Millionen), die Länge der Gleise im ersten Betriebsjahr 12,24 Kilometer (Ende 1909: 527 Kilometer); befördert wurden im ersten Jahr 700 000 Personen (1909: 396 Millionen). An Löhnen und Gehältern wurden im ersten Jahr 709 Thaler bezahlt (1909: 12½ Millionen Mark). Als die Große Berliner anfing, gab es noch kein Groß-Berlin. Damals war die Einwohnerzahl noch nicht bis zur ersten Million gestiegen; heute wohnen auf dem Boden von Groß-Berlin beinahe vier Millionen Menschen. Die Straßenbahn hat aus Berlins raschem Wachsthum Flug Nutzen gezogen; sie hat aber auch die räumliche Verschmelzung Berlins mit den Nachbarstädten erleichtert. Die ersten Verträge mit der Stadt gaben keinen Anlaß zum Streit. Offenbar war der Magistrat damals von der Möglichkeit überzeugt, die Straßenbahnen in eigene Verwaltung übernehmen zu können; denn noch bis ins Jahr 1897 überschritt die Konzession der Großen Berliner nicht die Grenze des Jahres 1910. Man kann sich kaum noch vorstellen, daß die



Stadt Berlin einmal die Aussicht hatte, am ersten Januar 1911 selbständig über ihre Straßenbahn zu herrschen. Und eben so wenig hätte selbst ein Mißtrauischer jemals geglaubt, die Zeit könne kommen, wo die Straßenbahngesellschaft versuchen und erreichen werde, in den Vororten Waffen zum Kampf gegen die Haupt- und Residenzstadt zu finden.

Das Unglück begann mit dem Vertrag vom Jahr 1898, der die Zustimmung der Stadt zur Benutzung ihrer Straßen bis zum Anfang des Jahres 1920 dehnte. In diesem Vertrag wurde festgesetzt, daß nach Ablauf der Konzession der Bahnkörper mit allem Zubehör und alle von der Gesellschaft erworbenen und benutzten Patente unentgeltlich in den Besitz der Stadt übergehen. Die Große Berliner wahrte ihr Recht (wie Ministerialdirektor Mücke sagt) und suchte ihr Fundament zu kräftigen. Auf dem von dem famosen Kleinbahngesetz bereiteten Boden schloß sie fast mit allen Vorortgemeinden Verträge, deren Dauer weit über den letzten Dezembertag des Jahres 1919 hinausreichte. Damit wurde Berlin zum „Ding an sich“ gemacht, dem die Zufuhr von und nach draußen abgeschnitten werden sollte. Der Hauptstadt konnte es nun gehen wie dem Eichhörnchen im Drehkäfig: viel Bewegung und kein Vorwärtskommen; denn städtische Straßenbahnen im Citybezirk wären ein lächerlicher Torso, wenn sie keinen Anschluß an die Vororte hätten. Und die Bestimmung über diese „organische Fortpflanzung“ sicherte sich, in unübertroffener Schlaueit, die Große Berliner. Qui suo jure utitur, neminem laedit. Und die Große Berliner ist nun einmal eine Erwerbsgesellschaft, die zusieht, wo sie bleibt. Den Hauptschlag aber gab sie der Stadt, als sie sich vom Ministerium der Öffentlichen Arbeiten die staatliche Konzession bis zum einunddreißigsten Dezember 1949 holte. Nun gab es plötzlich zwei Endfristen, getrennt durch eine Kluft von „nur“ dreißig Jahren. Die städtische Konzession war entmaterialisiert worden; sie blieb als Schemen zurück, der kaum noch vergnügten Gemüthern Trost spenden kann. Die Ueberlassung der Straßen endet mit dem Jahr 1919; die staatliche Konzession läuft bis Ultimo 1949. Ein unmöglicher Zustand. Seit der casus belli einmal gegeben war, wurde der Ton der Auseinandersetzungen recht unfreundlich. Streitfragen entschieden die Gerichte. So im Konflikt wegen der Verlängerung der Untergrundbahn bis an den Spittelmarkt. Da blieb die Stadt in drei Instanzen Siegerin; und die Kosten der Unterhaltung beliefen sich auf mehr als eine halbe Million. Dann kamen zwei schiedsgerichtliche Sprüche, von denen einer die Stadt ins Mark traf. Er bestimmte, daß sie der Großen Berliner Straßenbahn den Schaden voll zu ersetzen habe, der ihr durch die städtischen Linien zugefügt werde. Dadurch wurde der Bau neuer Schnell- und Straßenbahnen gehemmt. Eine weitere Folge des Streites war die Einleitung des Ergänzungsverfahrens, die auf Antrag der Großen Berliner Straßenbahn und der Berlin-Charlottenburger Straßenbahn erfolgte. Damit soll die Zustimmung Berlins zur Verlängerung der Konzession erzwungen werden. Der Antrag wurde begründet mit den bekannten Tunnelprojekten der Großen Berliner zur Entlastung des Verkehrs auf dem



Potsdamer und Leipziger Platz, in der Leipziger Straße, in der Straße Unter den Linden und in einem Theil der Charlottenburger Chaussee. Die Kosten würden 88 Millionen Mark betragen; und die Amortisation einer so erheblichen Summe setzt natürlich eine angemessene Verlängerung der Konzession voraus. Der Minister der Oeffentlichen Arbeiten ist den Tunnelplänen nicht abgeneigt. Er will die Beschaffung der nothwendigen Verkehrserleichterungen nicht ad calendas graecas verschoben sehen; und wenn die Stadt keine brauchbaren Vorschläge machen kann, so gewinnt eben die Große Berliner das Rennen. Im Ergänzungsverfahren ist noch keine Entscheidung gefallen. Der Minister schrieb aber in den ersten Novembertagen an den Magistrat einen Brief, der um Auskunft über die Tunnelprojekte ersucht und „mit Interesse von der Mittheilung Kenntniß nimmt“, daß der Magistrat hoffe, die zwischen der Stadt und der Straßenbahn schwebenden Streitfragen durch gütliches Uebereinkommen zu erledigen. Ist auf solche Einigung zu hoffen? Trotz den grimmigen Reden wäre sie möglich.

Zweifelloß hat es die Stadt Berlin mit einem Gegner von Qualität zu thun. Die Große Berliner ist nicht nur ein Verkehrsunternehmen größten Stils, sondern auch eine Finanzgesellschaft, hinter der eine starke Gruppe der berliner Bankwelt steht. Berlin ist am Gewinn der Aktiengesellschaft Große Berliner Straßenbahn betheiligt. Die Stadt erhält die Hälfte des Gewinnes nach Abzug von 7 Prozent auf sämtliche Aktien. Sie macht nun der Gesellschaft den Vorwurf, daß sie die Dividende absichtlich gedrückt habe, um ihr den Gewinnantheil zu schmälern. Während die Große Berliner in den Jahren 1884 bis 1900 niemals weniger als  $10\frac{1}{2}$  Prozent (im Durchschnitt  $12\frac{1}{2}$  Prozent) Dividende bezahlt hat, ist sie seitdem nicht über  $8\frac{1}{4}$  Prozent hinausgekommen. Das Aktienkapital beträgt seit sechs Jahren 100 082 400 Mark; da die Gesamteinnahmen sich Jahr vor Jahr um  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Millionen Mark vermehrten, konnte die Dividende wohl etwas höher steigen. Die Beschwerde der Stadt erscheint also nicht unbegründet. Sie sagt ferner, durch die Art der Geldbeschaffung (Erhöhung des Grundkapitals statt einer Anleihe) sei ihr Gewinnantheil wiederum geschmälert worden. Beweis: die Emissionen der Jahre 1898, 1899, 1901 und 1904 brachten die neuen Aktien zu dem niedrigen Kurs von 103 Prozent heraus. Dabei senkte sich der Kurs der alten Aktien während dieser Zeit niemals unter 193 und stieg bis zu 480 Prozent. Unter solchen Umständen würde keine Aktiengesellschaft daran denken, mit neuen Papieren dicht am Parikurs zu bleiben, wenn sie nicht eine bestimmte Absicht damit verbände. Die soll eben gewesen sein, die Stadt leer ausgehen zu lassen und die Dividendenchance durch Ausdehnung des Aktienkapitals zu verengen. Bei Schuldverschreibungen hätte man nur mit einer Vermehrung der Zinsenlast um einen bestimmten, relativ niedrigen Betrag zu rechnen gehabt. Durch den Wegfall des Aktienagios kamen auch die Reserven zu kurz, die sonst die volle Summe des Aufgelbes erhalten hätten. So mußte die Stadt annehmen, daß den Verwaltern der Großen Berliner Alles daran gelegen sei, das Fett



rechtzeitig abzuschöpfen und dem Magistrat später nur die dünne Brühe zu überlassen. Jedenfalls haben Alle, die zum Finanzconcern der Großen Berliner gehören, sammt den Aktionären, die im Besitz eines Bezugsrechtes waren, bei den Emissionen ein sehr gutes Geschäft gemacht. Im Busen der enttäuschten Berolina aber sammelte sich bitterer Groll; und oft genug ist er zu überlautem Ausdruck gekommen.

Eins ist ja sicher: irgendwann einmal muß die Große Berliner in den Besitz der Stadt übergehen. Und die Gesellschaft hat ihren Betrieb nur bis Ende 1919 unbestreitbar gesichert. Was dann kommt, weiß noch Niemand. Vom ersten Januar 1920 ab wird es nicht sehr friedlich zugehen, denn die Stadt kann auf den Vertrag des Jahres 1898 pochen, der ihr den Bahnkörper nebst Zubehör sichert. Dieses Abkommen kann ohne Zustimmung der Stadt nicht geändert werden. Die Große Berliner muß also mit diesem Umstand rechnen. Soll die Stadt die Bahn kaufen? Dagegen ist nicht nur die Gesellschaft, die einen sehr hohen Preis (250 Prozent für die Aktie) fordert, sondern auch eine starke Partei im Stadthaus. Der Magistrat hat in seiner Denkschrift drei Möglichkeiten einer Verständigung gezeigt: Ankauf der Aktien zu 200 Prozent oder Umtausch gegen Stadtoptionen mit 8 Prozent Verzinsung (im Jahr 1907 hatte die Stadt 160 Prozent mit  $6\frac{1}{2}$  Prozent Zinsen geboten); Verlängerung des Vertrages bis Ende 1949 unter bestimmten Zugeständnissen an die Stadt (Erhöhung der Bruttoabgabe, Unzulässigkeit von Erweiterungen, Konkurrenzfreiheit der Stadt, Bestimmung über die Art der Kapitalbeschaffung); Kaufangebot verbunden mit Pachtvertrag; die Stadt Berlin oder der zu gründende „Zweckverband“ (das Wort schon ist strafbar) kauft das Unternehmen der Großen Berliner Straßenbahn zum Preis von 180 Millionen Mark und verpachtet den Betrieb an die Gesellschaft bis Ende 1919. Ohne Kompromiß wird's kaum noch gehen; und dazu ist Nummer Zwei der „Möglichkeiten“ erdacht. Wenn der berühmte „Zwangverband Groß-Berlin“ zu Stande kommt, werden die Angelegenheiten des Verkehrs künftig gemeinsam von Berlin und den Vororten bearbeitet. Die Große Berliner hätte also in Zukunft mit einer „kompakten Majorität“ zu rechnen und könnte die Nachbarstädte nicht mehr gegen Berlin ausspielen. Das wird sie schließlich bedenken und sich einem annehmbaren Handel nicht mehr abgeneigt zeigen. Unheilsspropheten sagen freilich, auch diesmal werde der Aufwand nutzlos verthan sein. Die neuen Schnellbahnen brauchten die Große Berliner fürs Erste noch nicht zu schrecken. Sie könne sich also Zeit lassen. Werden die Finsterlinge Recht behalten und aus dem langen Kampf nur der Börse Beutestücke zufallen? Das müßte jeder gute Berliner bedauern. Trotz allem Geschimpf, das sich (der Unbefangene weiß nicht recht, wie und warum) eingebürgert hat, bleibt doch wahr, daß, im Großen und Ganzen, die Gesellschaft, die in ihren Anfängen Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft hieß, unter beträchtlichen Schwierigkeiten sich der über alles Erwarten raschen Entwicklung angepaßt und Gutes geleistet hat. Nach einem vergleichenden Blick auf die staatliche Stadt-



bahn dürfte man sagen: Großartiges. Und es wird Leute geben, die nicht sicher sind, ob unter städtischer Regie, in Berlin, die Leistung sich auf dieser Höhe halten würde. Eine Verständigung muß möglich sein; gerade weil die Straßenbahn einen klugen Kopf hat. Denn auch an diese Wahrheit müßten sich die Herren im berliner Rathhaus allmählich gewöhnen: Mit Klugen kann ein Kluger, der das Fürchten nicht lernte, mit besserer Aussicht verhandeln als mit eigensinnigen Dummköpfen. Die stete Wiederholung der Klage, daß sie mit schlauen und flinken Leuten zu verhandeln habe, setzt die Vertretung der Reichshauptstadt doch allzu tief herab. Jeder andere Geschäftsmann hält den Zustand, über den hier geklagt wird, für einen, auf den er sich von vorn herein gefaßt machen mußte, und ist zufrieden, wenn er nicht mit störrischen Eseln zu thun hat. In Berlin? Heute ist der Rämmerer verreist, morgen die Versammlung der Stadtverordneten, wegen der Ferienzeit, nicht zu erreichen: und die Behörde oder Gesellschaft, die man sich als Gegenkontrahenten wünscht, ist so ungefällig, nicht zu warten, bis die würdigen Rathsherren mit ihren Vorbereitungen fertig sind. Dieser Verhältnisse muß man sich auch bewußt werden, ehe man dem oft erwähnten „Problem“ die Lösung sucht. Städtischer oder privater Betrieb? Wer Geschäfte machen will, muß sich den Geschäftsitten anpassen und mit der Gewißheit rechnen, daß auf der anderen Seite keinen Augenblick gezaudert wird, alle Puppen tanzen zu lassen. Ist die zu solcher Bereitschaft nöthige Organisation, solche Möglichkeit schneller Mobilmachung den Vätern unserer guten Stadt unerreichbar, dann werden sie immer wieder ins Hintertreffen gerathen; dann sollten sie aber auch den Gedanken an eigene Regie großer Verkehrsbetriebe aufgeben und die Objekte nach der Erwerbung und unter Wahrung der städtischen Aufsichtrechte bewährten Betriebsgesellschaften verpachten.

L a d o n.



## Ein Brief.

**V**erehrter Herr Harden, Sie hatten die Güte, sich für die Proben der drei Einakter zu interessiren, die ich neulich in der Gesellschaft „Pan“ aufführen ließ. Sie haben die freudige und uneigennützige Arbeit gesehen, die geleistet wurde. So werden Sie mir hoffentlich erlauben, vor der großen Oeffentlichkeit der „Zukunft“ Andeutungen zu dementiren, die in einer Theaterzeitschrift gewagt wurden. Ich habe diese Aufführung nicht „zugelassen“, sondern gewünscht und nach Kräften unterstützt. Hätten meine Szenen auch nur das Verdienst, der Frau Silla Durieux zu einer ihrer glänzendsten Schöpfungen verholfen zu haben, die Bühne dürfte sich nicht über mich beklagen. Jedenfalls fühle ich tiefe Dankbarkeit für die große Schauspielerin, die meinen Charakteren die ganze Leidenschaft ihrer Kunst geliehen hat.

München.

H e i n r i c h M a n n.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Berlin, den 24. Dezember 1910.

## Paulus.

Nero herrscht über Rom. Bald vier Jahre schon; und gilt der Menge noch als ein gütiger Caesar. Der Zwanzigjährige, der den Stiefbruder und die Mutter Agrippina getötet hat, dünkt sich im Arm der Poppaea Sabina einen Dichter, weil sein von Wein und Bier trunkener Sinn ein flink ins Ohr schlüpfendes Liedchen erlläut, und spielt vor dem Haufen der Freunde den vom Staatsgeschäft stolz abgewandten Künstler, den Sehnsucht ins lustige Reich der Musen ruft. Seneca und Burrus regiren; und geben mit der milden Vernunft ihres Wesens dem Imperium, bis an die fernste Grenze den Beschlüssen der Römerverwaltung die Farbe. Da wird, im Juliusmonat des Jahres 58, der Militärtribun Klaudius Lysias, der in Jerusalem den Prefurator vertritt, durch den Widerhall eines Volksauflaufes aus der behaglichen Ruhe seiner Thurmresidenz gestört. Was giebt's denn schon wieder? Lange still zu sitzen, scheint diesen Asiaten unmöglich. Raum sind zwei Jahre verstrichen, seit aus Egypten der Jude herkam, der das Nahen des Gottesreiches verkündete, der Menge Wunder vorgaukelte und dreißigtausend Menschen in die Wüste verführte; sind wir, sprach er, erst auf des Delberges Gipfel, dann sinken, vom bloßen Hall unserer heiligen Worte, Jerusalems Mauern. Felix, der Prefurator, mußte schließlich die Heeresmacht gegen den Lügenbold in Bewegung setzen. Der beim Anblick der Kohorte feig entfloh. Seitdem haben wir hier oft genug mit Magiern, Sektenstiftern, Volksaufwieglern zu thun gehabt. Was giebt's denn jetzt schon wieder? Ist der Egyptianer zu neuer Zettelung etwa



zurückgekehrt? Nein. Dieser ist kleiner, sieht älter aus und muß, da er Griechisch spricht, dem Quell des Wissens näher gewesen sein; wird auch nicht von Bewunderung, sondern von Wuth umheult. Gelbe Fäuste durchfuchteln die Luft, röthlich-feuchte Augäpfel scheinen aus ihrer Höhle zu quellen, Zähne knirschen und über die vom Zorn entfärbte Lippe sprüht Geißer; hier streut Einer Staub vor seine Füße, dort zerrt ein Graukopf mit zitternder Hand an seinem Kleid, bis es reißt, schwingt ein noch Aelterer seines Gewandes Fegen wie eine Fahne. Den Tempel Jahwes hat ein Abtrünniger geschändet; ein Judensohn, der das Gesetz Israels brechen heißt und durch den Ruf zu Gözenopfer und Hurerei mit Heidenweibern den Frommen neues Uergerniß giebt. Dem die Beschneidung nicht mehr Pflicht scheint, der allen Strenggläubigen Zions ein Gräuel ist und sich dennoch erdreistet hat, ins reine Heiligthum des Tempels sich mit seiner schmutzigen Seele einzunisten. Zwar hat Jakobus, das Haupt der Judenchristenheit, ihn, um den Bericht über die Heidenmission und das im Bereich der jungen Kirchen gesammelte Geld entgegenzunehmen, in seinem Haus empfangen; ihm aber nicht gehehlt, daß er des Römmlings Mißachtung der gottgefälligen Werke verwerfe und der bloßen Rechtfertigung durch den Glauben nicht traue, und ihn ermahnt, vor allem Volk die angezweifelte Glaubensreinheit dadurch zu beweisen, daß er auf seine Kosten vier Bettler säubern und scheeren lasse und mit ihnen sich in harter Bußzeit läutere. Nur dadurch sei der Verdacht zu entkräften, er könne, ein Jude, dem mosaischen Gesetz untreu geworden sein. Der Fremde hat sich gefügt; hat, mit geschorenem Haupt, bei kärglicher Speise, fünf Tage, fünf Nächte mit den zerlumpten Bußgefährten verwacht. Der Heuchler! Als ob sein Wandel in Asien nicht ruchbar geworden wäre, nicht jeder Jude wüßte, wie oft Dieser das ehrwürdige Gesetz brach, dem Gebot Mose ungehorsam war und offen aussprach, alle äußere Heiligung sei sinnlos und ohne Wirkung! Mag die Gemeinde des Jakobus sich mit dem Mummenschanz begnügen, den der Eingeschüchterte ihr bietet: die Judenheit alten Schlages kanns nicht. Kann nicht im Tempel Einen dulden, der an die Korinther geschrieben hat: „Trotzdem ich von Jedermanns Herrschaft frei bin, habe ich selbst doch, auf daß ich recht viele Seelengewinne, jeder mich zum Knecht gemacht. Um die Juden zu gewinnen, habe ich mich ihnen als einen Juden



gegeben; den Schwachen als einen Schwachen; den unter dem Gesetz wie den ohne Gesetz Lebenden als Einen ihrer Glaubensart.“ Der also eingesteht, daß er sich verstellt hat, um Seelen zu fangen. Jagt ihn aus dem Tempel, den schon sein Athem besudelt! Die Jüdenchristen schützen ihn nicht; trösten ihr frommes, doch dem Fremdlingfeindliches Gemüth mit der Zuversicht, daß den geweihten Raum niemals Menschenblut neken, den Sünder selbst die Rache nicht bis in den Tempelfrieden verfolgen darf. Schon aber haben Wüthende ihn aus der Jammerecke der Bettler ins Freie geschleift und hinter ihm die Leviten hastig die Tempelpforten geschlossen. Schon droht ihm aus der tobenden, tobsüchtigen Rotte mit dürrem Finger der Tod. Da heischt ihn Rom's Macht für sich; auf den Armen seiner Soldaten läßt Klaudius Lysias den der rasenden Schaar Entrissenen in den Antoniathurm tragen, der, an der Nordwestecke des Tempels, dem Tribunen und seiner Kohorte als Wohnstatt eingeräumt ist. Auf der engen Treppe wendet der Gefangene, der zu dem Römer Griechisch gesprochen hat, das Auge, befreit sich aus den derben Griffen der Mannschaft, bedeutet mit dem Wink der frei gewordenen Hand den aus der Tiefe Emporheulenden, daß er zu ihnen reden wolle, und erzählt dann, in der ihnen verständlichen Hebräersprache, seines Erlebens Geschichte. Nero herrscht über Rom. Noch aber waltet milde Vernunft bis an die fernste Grenze des Reiches. Rom erlaubt dem Gefangenen, zu seinen Volksgenossen zu sprechen. Die aber schreien, brüllen, feuchen: „Tötet ihn! Reißt den frechen Gesetzesfeind in Stücke!“

Dieses schwarze, gedunsene Kerlchen, denkt Lysias während des Geheules, muß doch wohl ein übler Gesell sein; zum raschen Geständniß seiner Schandthat werden nur Ruthenstreiche ihn ermuntern. Schon steht der Kleine am Pfahl; schon heben die Soldaten den Arm und warten auf des Centurios Weisung. Da ruft der Ungebundene: „Civis Romanus sum!“ Redet wieder mit einer anderen Zunge. Römischer Bürger? Der Tribun horcht auf. Diese Würde hat er, der in Südosteuropa geboren ward, mühsam, durch Geld und Gunst, spät sich erworben; von Cicero und Verres hat er kaum je gehört, weiß aber, daß selbst im Barbarenlande das Bürgerrecht Manchen vor Mißhandlung bewahrt hat und daß jede grundlose Untastung dieses Rechtes in Rom's Bereich streng gestraft wird. Wozu sich einer Rüge aussetzen? Römersinn vermag



sich im Zank und Stank dieser Judensippe ja niemals zurechtzufinden. Die Hohe Priesterschaft und der Sanhedrin sollen richten. Jochanan ben Nedabai, der Hohepriester und, als ein Enkel Hannan's, trotz seiner Schlemmerneigung ein von der Ehrfurcht angestaunter Großer in Israel, läßt den Entketteten vor sein Angesicht führen. Läßt ihn, nach dem ersten unbedachten Wort, auf den frechen Mund schlagen. Der Gezüchtigte braust auf; duckt sich aber schnell, da er vernimmt, daß er vor dem Haupt der Priesterschaft stehe. „Wenn ich's gewußt hätte, Brüder, wäre meine Rede sanfter gewesen; denn Mose's hat uns verboten, den Obersten unseres Volkes zu lästern.“ Der Schlaue hat bald erwittert, daß seine Richter nicht eines Sinnes sind, und stützt sich auf die Pharisäerwuth gegen die Sadduzäer. „Ich bin Pharisäer, wie mein Vater war, und werde verfolgt, weil ich an die Auferstehung der Toten glaube.“ Nun hat er im Rund Vertheidiger. Muß Jeder denn, der, wider die Sadduzäerlehre, an Auferstehung, Engel und Geister glaubt, als ein Verbrecher vor dem Richter stehen? Die Parteien hadern in Fieberhize. Da die Sadduzäer aber stärker sind und das Leben des Ungeschuldigten bedrohen, läßt Klaudius Lysias ihn wieder in den Thurm abführen. Was macht man mit diesem Unbequemen? Vierzig finster blickende Fromme haben sich einander verschworen, nicht Speise noch Trank mit der Lippe zu berühren, so lange der Gesetzesverächter im Licht athmet; wenn er zum zweiten Verhör vor Jochanan gebracht wird, wollen sie unterwegs die Wache überfallen und den Gefangenen töten. Der Tribun, dem der Plan verrathen wird, beschließt, um der Sache ledig zu werden und in seinem Amtsbezirk die Ruhe zu wahren, den lästigen Juden nach Caesarea zu schicken; dort mag der Prefurator das Urtheil finden. Im Dunkel setzt sich, in der neunten Abendstunde, der Zug in Bewegung; zweihundert Fußsoldaten, zweihundert Frumentarier, siebenzig Reiter. Gegen solche Menge werden die Juden nichts wagen. Auf halbem Weg, bei der Stadt Antipatris, kehrt das Fußvolk um; nur die Reiter bringen den Gefangenen nach Caesarea. Dort hat ihm, im Haus des Philippus, vor zwei Wochen der Prophet Agab verkündet, in Jerusalem werde er von den Juden gefesselt und in die Hand der Römer gegeben werden. Durfte den Frommen die Kunde schrecken? „Ich bin bereit“, sprach er zu den Gefährten, „in Jerusalem für Jesu Namen zu sterben.“



Nun steht er vor dem Statthalter des Kaisers. „Wie heißest und woher stammst Du?“ „Paulus; aus Tarsos in Kilikien.“ Den Namen Dessen, der sich zu den Aposteln zählt, hat Felix nie gehört; weiß kaum noch, daß unter Pilatus einst ein Jude gekreuzigt wurde, in dem ein Häuflein den Heiland sah. Der Mann der Drusilla, Schwager des Herodes Agrippa und Bruder des am Hof mächtigen Pallas hat andere Sorgen; will sich rasch bereichern (wenns nicht anders geht, durch offene Räuberei), die gefährlichen Feinde meucheln und im Besitz einer der Allmacht nahen Herrschgewalt sein Leben genießen. Paulus? Wieder solche langweilige Judengeschichte. Wenn die Ankläger eingetroffen sind, wollen wir weiter darüber reden; einstweilen mag der kilikische Jude, weil der Tribun ihn für schuldlos hält, im Palast des Großen Herodes hausen. Am vierten Tag nach Pauli Ankunft kommts zur Verhandlung. Um einer wirksamen Vertretung der Anklage sicher zu sein, hat Johanan den Advokaten Tertullus mitgebracht. Der umwedelt den Prokurator und zieht Paulus, den er einen Rebellen und den Kopf der stets zu neuer Sünde lockenden nazarenischen Schlange nennt, frevler Tempelschändung, die nach dem Gesetz Jahwes hart gestraft werden müsse. „Ich habe in Jerusalem niemals gepredigt, habe den Frieden des Tempels nicht gestört und lebe in dem Glauben an das vom mosaischen Gesetz und von den Propheten Befohlene; der einzige Vorwurf, der mich trifft, ist die Angabe, daß ich an die Auferstehung glaube. Glauben aber etwa nicht auch Juden daran?“ Also spricht Paulus. Hat er den Prokurator überzeugt oder ward dem müden Genüßling die Sache nur zu langweilig? Felix schickt die Ankläger heim, läßt den Angeklagten entfesseln und erlaubt ihm, seine Freunde bei sich zu sehen. In der custodia libera sieht und hört ihn auch Drusilla. Der Jude, denkt Felix, hat von seinen Missionarreisen einen Haufen Geldes mitgebracht; am Ende kauft er sich mit einer anständigen Summe los. Er sträubt sich? Dann mag er hier sitzen, bis er grau wird. Doch Felix fällt in Ungnade und Porcius Festus, sein Nachfolger, erklärt sich bereit, Paulus, der nun seit zwei Jahren als Staatsgefangener in Caesarea lebt, nach Jerusalem zurückzusenden, damit er sich vor den herrschenden Sadduzäern selbst vertheidigen und das Gericht endlich zum Spruch kommen könne. Der Apostel widerspricht. Vielleicht ahnt er, daß ihm auf der Reifestrecke ein Hinterhalt droht; auch



zieht längst ihn des Herzens Neigung nach Rom. Er appellirt an den Kaiser. Das ist das Recht jedes römischen Bürgers; jeder kann durch solchen Appell überall das provinziale Gerichtsverfahren enden. Der Prefurator hat nur noch für sicheres Geleit nach Rom zu sorgen. Als der Befehl schon gegeben ist, kommt Herodes Agrippa der Zweite mit seiner Schwester Berenike, die das Haus (und, flüstern Manche, das Bett) mit ihm theilt, nach Caesarea. Festus erzählt ihnen von seinem Gefangenen. „Im Grunde liegt nichts gegen ihn vor als die Thatsache, daß er glaubt, ein gewisser Jesus, der hingerichtet worden ist, sei von den Toten auferstanden.“ Diesen Paulus, spricht der Gast, wünsche ich schon lange zu hören. Er hört ihn. Kommt mit der Schwester und mit großem Gefolge in den Gerichtssaal, wo die Stadthäupter und die Spizen der Garnison um den Prefurator geschaart sind. Paulus redet; behutsam und klug, wie immer in solcher Lage. Er sei dem Gesetz treu, den Propheten gehorsam; und der Glaube an die Auferstehung unterscheide ihn nicht von anderen Juden; denn geschrieben stehe, daß der Christus hienieden leiden müsse, doch als Erster auch von den Toten erstehen werde. Festus schilt ihn scherzend einen irren Schwärmer. Herodes aber sagt lächelnd: „Du wirst mich noch ins Christenthum überreden!“ Und Paulus antwortet weltmännisch: „Möchtet Ihr Alle, die hier versammelt seid, eines Tages mir gleichen; nur nicht auch, wie ich jetzt, Ketten tragen.“ Den Gästen gefällt er. Ist offenbar kein wüster Verbrecher. Wenn er nicht an den Kaiser appellirt hätte, könnte man ihn laufen lassen. Aber er zieht den Appell nicht zurück. Schade. Der Centurio der Kohorte Prima Augusta Italica soll ihn, nebst anderen Sträflingen, über Adramyttion nach Rom geleiten.

In die Enge des in Myra gemietheten Schiffes sind zweihundertsechszundsiebenzig Menschen gepfercht; und die Aequinoctialstürme umbrausen die stöhnenden Planken. Das Schiff muß behend laviren und an der kretischen Küste sich dennoch in einen Nothhafen bergen. Erst im Oktober geht's weiter. Doch der wüthende Sturm schüttelt und wirbelt das starken Widerstandes unfähige Fahrzeug mit nimmer ermüdender Wildheit durch die Wellenthäler, über die weißen Wogengipfel. Bei Tag und bei Nacht nicht eine ruhige Stunde. Schon ist jedes irgend entbehrliche Geräth über Bord geworfen und das Deck von Allem, was splintern und brechen könnte, geräumt. Schon zittert Jeder, auch von der Mannschaft,



für sein Leben. Paul nur ist aufrecht. Vor der Abfahrt hat er, der die See sammt ihren Herbstlaunen kennt, schlimme Stunden vorausgesagt. Doch er wird Rom sehen. Daß weiß er. Und mit ihm wird Alles, was sich auf dem Schiff jetzt in Angst und in Krankheit windet, aus der Noth gerettet werden. In der vierzehnten Nacht fühlt man plötzlich, daß der Kiel in festem Grund steckt. Ein Riff? Nein: eine Landzunge. Noch wagt Keiner, auf Rettung zu hoffen. Schmutzig und hungrig fauert die verängstete Menschheit in den Ecken. Mählich belebt sie die Zuversicht des Apostels. Der betet, als der Tag aus feuchtem Feuerdunst steigt, vor Aller Blicken; bricht dann das Brot und mahnt die Gefährten, wie er zu thun, auf daß Leibeschwachheit nicht das Werk der Rettung versage. Wenige Stunden noch: und der letzte Mann klettert vom Schiffsbord auf Malta's gastlichen Strand. Hier gebietet Rom. Freundliche Menschen eilen herbei und bereiten, die Gestrandeten rasch zu wärmen, ein großes Feuer. Paulus hilft ihnen; faßt mit der Hand, die Reifig auflieft, eine Giftschlange, die schnell seine Finger umzüngelt. Gewiß ist dieser Sträfling ein Mörder, den Nemesis nun, weil ihn der Sturm nicht ins Meer schlang, in Viperngestalt verfolgt. Doch siehe: seine Hand schwillt nicht; ruhig schürt er, lächelnd sogar, das Feuer. Kein Mörder: ein verkappter Gott; sicher Einer, der Wunder wirken kann. Die wirken. Heilt auf dem Meierhof des Publius durch die bloße Kraft seiner Hand den Vater des Wirthes von langwierigem Fieber; und wird seitdem von dichten Schaaren der Insulaner um Hilfe angefleht und ringsum als Chaumaturg bestaunt. Unter drei Monden. Dann lichtet das Alexandriner Schiff „Rastor und Pollux“ die Anker; und über Syrakus und Reggio geht's nach Puteoli. Langsam dringt das Gerücht von Pauli Nahen inzwischen nach Rom. An die römischen Christen hat er aus Korinth durch Phoebe den Brief geschickt, der mit dem Wort neuer Zuversicht schloß: „Dem ewigen, alleinweisen Gott sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit! Amen.“ In Rom lebt ihm eine treue Gemeinde. Im Märzmonat des Jahres 61 schreitet er auf der Appischen Straße durch die Porta Capena in die Stadt der sieben Hügel. So hat er schon in den Tagen der Heidenmission geträumt. In Ketten kommt er, für den auferstandenen Heiland zu zeugen.

Kommt, als ein ins Martyrium Strebender, zur rechten Stunde. „Auch in Rom wirst Du, wie in Jerusalem, für mich zeu-



gen; sei drum, Paule, getrost!“ So hat, im Antonianthurm, des Heilands Stimme zu ihm gesprochen. Nun ist er, endlich, in Rom. Aus der Gewalt des Centurios übernimmt ihn Burrus, der noch praefectus praetorio ist, als Gefangenen des Kaisers; giebt ihm einen Praetorianer als Wächter, läßt seinem Verkehr aber alle erwünschte Freiheit. An eine Gerichtsverhandlung ist einstweilen nicht zu denken. Paulus sitzt in einer geräumigen, reinlichen Zelle und wird nicht gehindert, jedem nach seiner Lehre Lüftern das Reich Gottes und die Herrlichkeit des Christus zu predigen. Freudigen Herzens lebt er dem Lehramt; und die Zahl Derer, die Trost und Erleuchtung von ihm erflehen, schwillt mit den Monden. Rom ist ein Pestherd geworden; der mannichfach begabte, doch im Tiefsten verlogene und böse Romoediant, der, seit er sich der Zucht entrafst hat, den Reichsregenten und Allumfasser mimt, verseucht, mit seinem heute hier, morgen dort thronenden Lummelgepräng, die an den Hof zugelassene Gesellschaft. Vom Kopf her stinkt der Fisch. Jeder neue Tag bringt neue Kunde von wüster Ausschweifung, Verwandtenmord, Blutschande und Männerpaarung. Nicht weit vom Palast aber, im Bezirk des Praetorianerlagers, haust Einer, der alles Unreine von sich weist; wohnt, Jahre lang, in sittsamer Freundschaft und mahnt in bunter, nie bildlos grauer Rede zu keuschem Wandel im Licht des Geistes. Ist es ein Wunder, daß aus der geknechteten, in ihrer Würde geschändeten Menschheit Mancher sich zu ihm stiehlt und sogar Theile der Oberschicht bis an die Thür seines Kämmerleins gleiten? Als ein Wunder gilt's. Sehet, was noch in Ketten Dieser vermag! Der Caesar, der seine Frau getötet, Poppaea zur Kaiserin gemacht, dem ausgepichten Schurken Tigellinus das Amt des Burrus anvertraut und seinen Lehrer Seneca aus dem Staatsgeschäft weggeekelt hat, hört von dem Treiben; achtet zunächst aber kaum drauf. Wieder ein Jude, der die Sehne seiner einbildnerischen Kraft überspannt hat. Ganz gut, wenn's da unten brodel. An dem Tag, der die Feldzeichen des Imperiums ostwärts trägt, können wir diesen hitzigen Eifer zur Propaganda brauchen. Nur aus der sadduzäischen Judenheit, deren Zorn sich gegen den Lebenden niemals entrüstet, droht dem Apostel ernste Gefahr. Schreckt den Tapferen aber nicht; aus den Banden ruft er den Philippem zu: „Ist mein Blut zur Feuchtung Eures Glaubensopfers bestimmt, so will ich jauchzen; und jauchzen sollt Ihr dann Alle mit



mir.“ Er ist glücklich. Im Gefängniß hat ihn die Liebe der Philipper gesucht und aus Lydiens Schatzkammer dem Darbenden reichlich gespendet. „Seid heiter und zeigtet allen Menschen Euch lind: denn schon naht der Heiland!“ In solcher Stimmung findet ihn Petrus, der ihn seit dem antiochischen Ritualstreit nicht sah und in Rom nun die Judenchristen hüten soll. Der nie, auch nicht im heißen Wirbel der Bekenntnißfehde, aufhören kann, den Genius des vom Gesetz Abtrünnigen zärtlich zu bewundern; doch staunend nun vor dem Glimmerlicht steht, aus dem die Gestalt des von Caesar's Hand Gefesselten sich nicht völlig lösen will. Ist dieser früh gealterte Fünfziger, dem das Missionarsleben nicht Mühsal noch Beschwerde je sparte, im Innersten wirklich so heiter, wie er scheinen möchte? Ist er, der den Kolossern klagt, daß er unter den vom Gesetz der Beschneidung Gebundenen keinen brauchbaren Gehilfen suchen könne, der milden Weisheit Dessen, der Jedem einst in dem einmal als wohnlich erkannten Lehrgebäude zu bleiben rieth, nicht noch ferner fast, als der auf dem Weg nach Damascus vom Christglauben Erleuchtete dem blind altem Wahn anhangenden Schüler Gamaliel's war? Zwischen Helle und Finsterniß scheint er hin und her gerissen; wie die Geisterschlacht seiner Vision zwischen himmlischer Klarheit und dem Dunkel des Höllenpfuhles schwankt. Noch sitzt Satanas auf dem Erdenthron und vergiftet (bis in die säuberlich geglätteten und besprengten Prunkstraßen Rom's könnt Ihr's riechen) mit seinem Schwefelodem alle Quellen. Ringsum aber feimt in nächtiger Stille eines neuen Heiles Lenz. Daß auf Golgatha's Höhe über die Kreuzesbalken sickernde Blut hat alle Sünde gesühnt, alle Kreatur dem Herrn des Himmels versöhnt und in Purpurschrift der Menschheit Menschenfrieden verheißen. Denn Der da dem Speer seine Flanke bot, war Gottes Sohn, des Unsichtbaren sichtbares Ebenbild, aller Gottheit Runder und Inbegriff. Und wie er sich bequemt hat, mit uns zu wandeln, so ersteht er uns wieder aus dem Staub; ist vielleicht, noch un gesehen, schon unter uns. Sputet Euch drum, in Euren Herzen ihm die Wohnstatt zu bereiten, und räumt alles Gerümpel aus seinem Weg. Wähnt Ihr, er komme, zu fragen, ob Ihr dem Gesetz gehorsam seid, daß seines Mundes Hauch, wie welches Plunderlaub, weggeweht hat? Die am Gesetz Hastenden fürchtet Satanas nicht; läßt sie, Ihr seht's, frei durch sein Reich schreiten. In Ketten schmachtet nur, wer Leib und Seele dem Herrn verlobt hat.



Ward zwischen Paulus und Petrus in Rom das gelockerte Band wieder, zu festerem Zusammenhalt, straffer geknüpft? Stand Paul, wie das Datum des zweiten Briefes an Timotheum vermuthen lassen möchte, vor Nero? Wurde er freigesprochen, durfte endlich am Tiber predigen und ging dann nach Hispanien, wie er sich in Korinth gewünscht hatte, auf daß, nach dem Wort des Matthaeus, allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werde? Wir wissen es nicht. Das Blutmeer, das im Sommer des Jahres 64 den tollen Kaiser von dem Verdacht der Massenbrandstiftung reinspülen sollte, hat auch die Spur vom letzten Erleben der beiden Apostel weggeschwemmt, die als Führer feindlicher Parteien einander liebten und deren Häupter die Legende aus unbeleuchteter Zeit in eines Strahlenfranzes Gewinde vereint hat.

Peter ist Papst geworden. Nie aber hätte der Fischer von Genesareth sich in die Glorie des höchsten Hirtenamtes zu kleiden vermocht, wenn von Paul ihm nicht der steile Weg gebahnt worden wäre. Dieser ward zum Entbinder der Weltreligion. Wer fischen will, muß ein Netz haben; und erst der Weber aus Tarsoß hat einß gefügt, dessen Maschendichte an allen Küsten, unter allen Himmeln erprobt werden konnte. Der Pharisäersohn aus dem Stamm Benjamin hat die Grobweberei nur gelernt, damit ihn, der auf ein Erbtheil nicht rechnen darf, im Nothfall das Handwerk nähren könne. Der Vater (im Stolz auf die Abkunft, die das Vermögen ersetzen muß, ein jüdischer Junker) will seinen Saul als Rabbi sehen und zwingt schon den Knaben in den strengen Dienst des Gesetzes. Das Werk dieser Erziehung lobt den Meister. Der kleine, fette, ungelenke Tappßlernt sich unter Menschen bewegen; der fränkende Jüngling erträgt Ungemach, daß einen stärker Geborenen brechen könnte; der winzige Kopf über stämmigen Schultern, der auf Stirn und Wangen mehr Haare hat als auf der Schädeldecke und in seiner Häßlichkeit den ersten Blick abschreckt, leuchtet in schönende Verklärung auf, wenn die schwere Zunge zu schnellem Lauf gespornt ist; der linksch Schüchterne wird ein Redner, der, wie ein Feuerstrom, die Widerstrebenden selbst mit sich reißt. Sein Griechisch, auch den Muth zu freier Betrachtung weltlicher Dinge hat er wohl in Gamaliels Schule gelernt; das Beste aber gab ihm, des Lebens ernstes Führen, gewiß das Vaterhaus. Während er in Jerusalem auf der Schulbank saß, wurde Jesus gerichtet, gekreuzigt. Saul



sieht nichts davon. Ein Reher und Glaubensstörer: für so Ver-  
 ruchte ist keine Strafe zu hart. Erst den Mannbaren treibt des  
 Blutes wirrer Drang ins Allgemeine. Stephanus hat das alte  
 Geraun wiederholt, Jesus sei der Messias gewesen, hat, ein  
 Kirchendiener, die Priesterschaft und die Gemeinde geschmäht  
 und ist deshalb verhaftet und vor den Sanhedrin geladen worden;  
 da lästert er die Ueberlieferung, schilt die Priester harte Köpfe,  
 unbeschnittene Herzen, blutrünstige Brecher der Gesetzestafeln und  
 droht ihnen, der Christus werde bald wiederkehren und den Tempel  
 zerstören. Der Frevler wird vor das Stadthor gezerrt und ge-  
 steinigt. Die Ohrenzeugen, deren Hand, nach der Vorschrift im  
 Deuteronomium, den ersten Stein werfen mußte, entgürten sich  
 und legen ihre Kleider vor Sauls Füße, der verzückten Blickes  
 auf das löbliche Thun der Strafvollstrecker starrt. Und nun im Eifer  
 der Reherverfolgung nicht mehr zu zügeln ist. Weh Jedem, den er  
 sündig oder nur in der Pflicht säumig findet! Männer und Weiber  
 läßt er peitschen, prangern, in Kerkergrüfte werfen; nur so, sprudelt's  
 von seiner Lippe, wird man mit den Zweiflern, Spöttern, Haar-  
 spaltern fertig. Auch in Damascus, hat der mit Drohen und Mor-  
 den wider die Jünger des Herrn Schnaubende gehört, soll solche  
 Rotte Unterschluß gefunden haben; deren Rädelshführer wird  
 das Haupt der syrischen Chouannerie, wenn ihm der Hohepriester  
 Theophil ein Beglaubigungsschreiben mitgiebt, geknebelt vor die  
 Aeltesten in Israel führen. Tod allen Christen! Tod Allen, die  
 aus dem reinen Frieden des sinaischen Gesetzes ins Weitere stre-  
 ben. Fromme Leidenschaft hikt das Blut des Vierundzwanzig-  
 jährigen, der über den Jordan hin der Ausführung des Rächer-  
 planes entgegenschreitet. Wie war der Abfall so vieler tüchtigen  
 Gemeindeglieder möglich geworden? Von welcher Wesensart  
 mag Der wohl gewesen sein, der eine so breite Schaar aus der  
 festen Glaubensburg lockte und dessen fortwirkendes Beispiel  
 heute noch Hunderte stählt, ihm zu Ehre ohne Murren die ärgste  
 Pein auf sich zu nehmen? Saul lechzt, den großen Verführer zu  
 sehen. Mittagsgluth dröhnt vom Himmel. Vor dem entzündeten  
 Auge ballen die durchsonnten Staubkörnchen sich zu blutrothen  
 Nebel. In den müden Schläfen pocht die Hast des Wanderns wie  
 eines Schmiedes dampfender Hammer. Und wie ein bleierner Reif,  
 in den jeder Pulsschlag einen von Ledflammen gespizten Nagel.



einbohrt, preßt sich um das Hirn. Springt aus wolkenlosem Himmel der Blick, wie aus gülden gepanzertem Glaubensschrein plötzlich der Zweifel? Ein Leuchten, dessen jähes Aufzucken den Christenhenker wie einen Krampfs Angriff auf die Erde streckt. Einer mächtigen Stimme milder Hall: „Warum, Saule, verfolgest Du mich? Scheide Dich von dem unklugen Versuch, wider den Stachel zu lecken!“ Und auf des Zitternden Frage, was der Herr ihm zu thun befehle, die Antwort: „In der Stadt Damaskus wird Dir kund werden, was Deine Arbeit sein soll.“ Da liegt sie; unter den verschneiten Greisenfurchen des Hermon ein in Jugendlust und Blüthenpracht jubelndes Eden. Das Paradies, das den Messias herbergen durfte. Saul hat ihn gesehen, gehört; ist, im jähen Glackern des Himmelslichtes, des Menschenfischers Beute geworden. An der Hand seiner Reisegefährten tastet der Fiebernde sich durch die Gärten der Vorstadt, durchs Thor. Liegt drei Tage lang, ohne Speise und Trunk, in Juda's Haus. Wird von Ananias, dem Obersten der damaskischen Christengemeinde, durch den sanften Druck der Handflächen von allem Schmerzgefühl befreit. Wie Schuppen fällt's ihm vom Auge. Nun kann er stehen und gehen, essen und trinken. Meldet sich zur Taufe und predigt drei Jahre hindurch: „Jesus von Nazareth ist Gottes Sohn!“ Was soll er in Jerusalem? Die Hohnrede Derer dulden, die ihn als Unbeter des einst Verfolgten erspähten? Mit neuer Lehre des Glaubens Wurzelschoß düngen? Welche Schule soll Dem noch frommen, den der Herr selbst aus der Finsterniß in die Helle rief und so werthvoll befand, daß er, diesen Einen zur Umkehr zu stimmen, von des Vaters Seite herniederstieg? Solcher bedarf fortan keiner Weisung; kann von irdischen Meistern nichts mehr empfangen. Sah er nicht, wie Jakobus und Rephas, wie die Zwölf und die Fünfhundert, wie das magdalische Weib, den Messias? Sah ihn (so prahlt er) mit des Leibes Auge? Wer dieser höchsten Gnade gewürdigt ward, darf sich in des Glaubens Kindheit schon zu den Aposteln zählen.

Die damaskischen Christen haben zuerst wohl mißtrauisch auf den Tarser geschaut, der, sie zu vertilgen, geschickt war und an Eifer für die Sache des Heilands nun die Emsigsten übertraf. Doch währte das Mißtrauen gewiß nicht lange. Daß Paulus nicht mit eines Heuchlers Zunge rede, mußte ein Tauber selbst merken. Wie Gewitterleuchten vor dem Schlag, so flammt's, ehe das Wort der Lippen=



wölbungentrennt, aus der schmalen Augenhöhle. Einer, der nicht lau zu sein vermag; fast nie sich unter den Siedegrad dämonischer Wesensart fühlt. Jähzornig, reizbar, hochfahrend, wo Beträchtliches nicht auf dem Spiel steht. Im Drang jeder Jährniß aber sofort Herr seiner Sinne. Trotz der Schwachheit des Leibes (die der geschäftigen Phantasie schlimmer scheint, als die Leistung des Zähen sie erweist) Einer, der kann, was er will. Keusch und auf seine Keuschheit leicht allzu stolz. Ganz der umschlungenen Sache hingegeben; der Gehilfin gleich, die sich, ohne die Möglichkeit zu anderem Fühlen und Denken, als ein weicher, wärmender Teppich unter den liebsten Mann spreitet. Mit dem früh verfetteten Rumpf, dem Glaskopf, der Stumpfnase eines Zwerges doch der Stärkste, wo immer er stehe. Und mit angeborenen und angewöhnten Mängeln der feinsten Weltmannskunst fähig und ganz allein, ohne irgendeinen Helfer, ganz aus eigener Kraft der Schöpfer und Ausgestalter christlicher Diplomatie. Die hat ihm, in zwei Jahrzehnten missionarischer Arbeit, über alle Menschenhoffnung reiche Ernte in die Scheuer gebracht (freilich auch grimmen Judenhaß eingetragen). Die braucht er, der internationales Wirken ertrachtet und für Völker und Fürsten drum den rechten Ton treffen muß.

Platoniker, Kolonialapostel, Epileptiker, Hellenist: der Sohn des tarsischen Pharisäers bleibt der Entbinder der Weltreligion; in Glimpf und Schimpf der gewaltigste Schöpfergeist aller Christengeschichte; der einzige, dessen Hirnesßsaat in's Weite sprießt. Mögen Wichte, die mit der Nachäffung eines in Nebelstreifen zerrinnenden Urchristenthumes billigen Heiligenschein zu erlisten streben, ihn des Verrathes am Kruzifixus zeihen oder gar den Mörder des Heilandes schelten: Keiner that für den Christus, was für ihn Paulus that. Bis in den Tag von Damaskus war die Christenheit nicht viel mehr als eine kleine syrische Sekte, die ihres Stifter's Lehre mit zerfließendem Leim an die zerbeulten, vom Wurmfraß morschen Bretter der Schriftlade kleben, den neuen Wein mit seinem starken Jugendduft in den alten, dumpfig riechenden Schlauch sperren, als Judaeochristen sich in beider Bünde Gesetz schmiegen und dem bekehrten Heiden noch mit dem schon rostenden Messer das praeputium weg schneiden wollte. Daß war, als Saul zum Paulus wurde. Als er dem Blick entschwand, war die Heerde des guten Hirten über die Alte Welt verbreitet; die Grundmauer einer Uni-



versalfirche geschichtet und fest vermörtelt; ein System geschaffen, daß von den Höhen hellenischer Geisteskultur ins schwüle Jammerthal unfreier, in Trübsal und Brest verkrüppelter Menschheit die Brücke schlug. Wer weiß, ob die weithin reichende Pranke des in Rom gekrönten wilden Thieres nicht die spärlichen Saatkörner aus Syriens Scholle gescharrt und einem Buddha oder Mohammed das Recht aufgespart hätte, die Vorhut des Menschenheeres in den Ring eines Glaubens zu schmieden? Die weltfremde Frommheit der im Engsten betriebsamen Jünger konnte die auf die Tenne gehäufte Seelenbrotfrucht nicht schirmen. Noch als Apostel blieb Jeglicher von ihnen kleiner Leute Kind, daß sich stümpernd in Botschafterwürde zu brüsten versucht. Ein Grab konnten sie tünchen; nicht aus Gräbern Lebenssaft in den Acker sammeln. Dem Täufer mußte der Erlöser, dem religiösen das politische Genie folgen; und wie Johannis hagerer Finger auf Jesus weist, so wählt und weckt sich der Nazarener zum Walter seiner großen Sache den tarsischen Wildling. Der hat das unjüdisch gleichmüthige Lächeln des Eklestastes, des Allverstehers, Allbezweiflers Salomo, niemals gelernt, daß dem Essäerschüler aus Galilaea bei Mann und Weib, Jung und Alt Liebe warb. Der lächelt nur, wenn die Grimasse ihm Vortheil verheißt. Ein harter Mann; und in keinem Zug den noch dem Menschenscheuen in härenem Gewand ähnlich, der mit der Wurfschaukel dräute. Ein Politiker. Der Wichtigkeit kleiner Dinge bewußt und weltlichem Längen so nah, daß kein Synedrialdünkel ihn abhält, über Puz und Tand der Christenfrauen ausführlich zu schreiben. Das hohe Ziel aber stets vor dem erwachten Auge. Aus dem engen Glaubensverließ einer Sekte, die der Welt ihrer lichtlosen Vorstellung keine Zukunft erhofft, kaum eine wünscht, soll die weiträumige basilica domus werden, in der eine in kühner Willenskraft strotzende Menschheit sich, je nach dem Bedürfniß der Gruppen, behaglich einrichten kann. Also fortan keinen Gesetzeszwang, dessen Joch die freien Völker des Westens schrecken mußte; weder Beschneidungspflicht noch ein Judenrecht, das über die Heidenheit hebt. Vor dem Stuhl des Himmelsherrn sind Alle gleich; und Allen ist Gottes Gnade erreichbar. Gottes; Paulus erst weiht den Sohn des Menschen, den Auflöser alter Bande, den Erlöser von alter Erbschmach, zum vollbürtigen Gottesprossen. Denn ohne neuen Gott, ahnt er, dauert kein neuer Glaube.





## Leben. \*)

Um die Grundbegriffe der Naturwissenschaften steht es, was die Wortgeschichte betrifft, ganz anders als um die Grundbegriffe der Philosophie; diese, von den Griechen aus metaphysischen Phantasien gebildet oder aus den Vorstellungen noch älterer Völker übernommen, treten uns mit dem scheinbar reichsten Inhalte oft schon zu Beginn der historischen Zeit einer abendländischen Philosophieentwicklung entgegen, können und müssen beim Uebergang zu jüngeren Völkern übersetzt werden, wandeln von Jahrhundert zu Jahrhundert ihren geistigen Inhalt, haben aber im Ganzen und Großen die Tendenz, unter dem Einfluß der Wissenschaft und neuerdings der Erkenntnistheorie in ihrem Vorstellungsgehalte präziser und dadurch ärmer zu werden; die Grundbegriffe der empirischen Wissenschaften dagegen mußten sich jedem Volk aufdrängen, gehörten sehr früh der vorwissenschaftlichen Gemeinsprache an (man denke an Begriffe wie: Körper, schwer, Kraft, Licht, Bewegung, Leben) und wurden in ihrem Vorstellungsgehalt um so reicher, je mehr die Wissenschaft ihre Beobachtungen häufte. Dazu macht Curtius einmal (Grundzüge der griechischen Etymologie) die ansprechende Bemerkung, daß der älteste Wortbestand wahrscheinlich unsere Allgemeinbegriffe gar nicht gekannt habe. „Jahrtausende lang mußte der Mensch die einzelnen Thiere zu bezeichnen, ehe er einen Ausdruck fand, welcher alle Thiere insgesamt umfaßte. Zu einem Wort für Thier im Unterschied vom Menschen hat es die griechische Sprache erst zu Platons Zeit gebracht und das Wort ζῷον, das, wie animal, alle lebenden Wesen umfaßt, ist nachhomerisch.“ Es wäre den Griechen kaum eingefallen, Begriffe wie Leben in einem Wörterbuch der Philosophie zu definiren; sie ahnten ja noch gar nicht, daß just die schwierigsten Probleme sich hinter den Allgemeinbegriffen der Gemeinsprache verbergen. Wo sie dennoch hinter alltäglichen Worten (sein, Bewegung) tiefe Probleme suchten, da hatten sie die Wörter vorher metaphysisch umgedeutet.

Wie fern dem Wissen des Alterthums und des Mittelalters das Problem des Lebens lag, erkennen wir vielleicht am Besten

---

\*) Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“, von dem soeben (bei Georg Müller) die dreizehnte Lieferung erschienen ist, war in diesem Jahr ein Quell seiner Freude. Noch einmal sei es, ehe das Jahr schwindet, durch den Abdruck eines für seinen Geist zeugenden Bruchstückes ernstlich Allen empfohlen, denen für so männlich trozige und fröhliche Werke eines Erkenntnissuchers der Sinn offen ist.



darauß, daß man damals bei den Definitionen immer zunächst an die Thiere dachte, trotzdem die Pflanzen (wie wir aus Ammonioß erfahren haben) schon gelegentlich als Lebewesen (das deutsche Wort findet sich schon bei Fischart) anerkannt wurden. Auch Aristoteles spricht den Pflanzen nicht alles Leben ab; aber bei seiner bekannten Definition des Lebens (De Anima II, 1: ζῶν τε καὶ λεγόμεν δι' αὐτοῦ τροφήν τε καὶ αὐξήσιν καὶ φθίσιν) mag er, wenn man die Kenntnisse seiner Zeit erwägt, nur an die Thiere gedacht haben, so gut die Worte auch heute auf alle Lebewesen zu passen scheinen. Aus eigener Kraft sich zu ernähren, zu wachsen (das Vergehen stimmt nicht recht): Das war immer das Geheimniß des Lebens; und Thomas glaubte gewiß ganz im Sinn seines Aristoteles zu definiren, da er die Bewegung aus eigener Kraft zum Kennzeichen des Lebens machte: *nomen vitae ex hoc sumptum videtur, quod aliquid a seipso potest moveri*. Ein gemeinsames Kennzeichen des Thierlebens und des Pflanzenlebens ausdrücklich zu suchen, war dem Mittelalter noch keine Aufgabe. Die Frage nach der Beseeltheit oder Unbeseeltheit der Thiere schien bereits wichtig, aus theologischen Gründen; an die Ausdehnung des Seelenbegriffes auf die Pflanzen dachte man noch nicht. Und die Klasse der Lebewesen, die noch nicht Pflanzen und noch nicht Thiere sind, war noch nicht entdeckt; das Mikroskop war ja noch nicht erfunden. Die Gruppe der Protisten hatte also vorher noch nicht beobachtet werden können. Man sollte aber glauben, daß man rein begrifflich zu der Frage gelangen mußte, was das gemeinsame Kennzeichen einer lebendigen Pflanze und eines lebendigen Thieres sei, auch bevor man Lebewesen kennen lernte, von denen Niemand sagen konnte, ob sie Pflanzen oder Thiere seien.

Nun ist sehr beachtenswerth, daß die Entdeckung der Protisten uns in der Frage nach dem Wesen des Lebens durchaus nicht gefördert hat; und wir müssen bescheidenlich eingestehen, daß wir dem Lebensbegriff gegenüber fast eben solche Kinder geblieben sind, wie die Griechen waren. Wir haben nämlich, wie hypnotisirt von dem Entwicklungsgedanken, die neue Frage nach dem Entstehen des Lebens zu beantworten gesucht und die alte Frage nach dem Wesen des Lebens einstweilen zurückgestellt. Wie verkehrt ein solches Beginnen war, werden wir einsehen, wenn wir uns des falschen Lärms erinnern, den Du Bois-Reymond vor bald vierzig Jahren durch sein schwülstiges Ignorabimus in der deutschen Gelehrtenwelt erregte. Der 1872 gehaltene Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“, der der Naturwissenschaft für alle Zeiten die Möglichkeit absprach, das Wesen von Materie und



Kraft und das Wesen der Empfindung zu erkennen, wird insofern in der menschlichen Geistesgeschichte stets citirt werden müssen, als er in seiner Absicht eine ehrliche Bankroterklärung der mechanischen oder materialistischen Weltanschauung war; in seiner unglücklichen Fassung jedoch, die sich zur Genüge aus des Verfassers Neigung zu feierlichen Phrasen erklärt, war der Vortrag zu gleicher Zeit ein Versuch, im Namen der Erkenntnistheorie eine betrügerische Crida anzumelden. Auf den Widersinn des Schlagwortes Ignorabimus habe ich bereits in meiner „Kritik der Sprache“ hingewiesen; an dieser Stelle möchte ich nun schärfer als bisher die Bornirtheit aufzeigen, mit welcher Du Bois-Reymond da ein Ende des menschlichen Denkens erblickte, wo sein eigenes, an den Materialisten geschultes Denken zu Ende gekommen war. Möchte eigentlich nur einen Einwurf wiederholen und genauer fassen, den bald nach dem Bekanntwerden des Vortrages der theologische Fachmann und naturwissenschaftliche Autodidakt Strauß gegen die Beweisführung des berliner Physiologen erhoben hat. Du Bois-Reymond, der Akademiker, spricht ein Wenig von oben herunter von Straußens „Außeinandersetzungen zweiter Hand“; Strauß war aber in philosophischen Fragen (und um solche handelte es sich) neben Du Bois-Reymond weitaus der stärkere Geist und der gründlichere Kenner.

Strauß bemerkte, daß eigentlich drei Räthsel in dem einen Welträthsel verborgen seien: das Entstehen des Lebendigen aus dem Leblosen, des Empfindenden aus dem Empfindungslosen, des Vernünftigen aus dem Vernunftlosen. Du Bois-Reymond habe nun das erste und das dritte dieser Räthsel für lösbar erklärt, die Entstehung des Lebens und die Entstehung der Vernunft, habe aber ohne Angabe der Gründe das zweite Räthsel allein, die Entstehung der Empfindung, für unlösbar erklärt. „Ich gestehe, mir könnte noch eher einleuchten, wenn mir Einer sagte: Un-erklärlich ist und bleibt A, nämlich das Leben; ist aber einmal Das gegeben, so folgt von selber, Das heißt: mittelst natürlicher Entwicklung, B und C, nämlich Empfinden und Denken. Oder meinetwegen auch umgekehrt: A und B lassen sich noch begreifen, aber an C, am Selbstbewußtsein, reißt unser Verstandniß ab. Beides, wie gesagt, erschiene mir noch annehmlicher, als daß gerade die mittlere Station allein die unpassirbare sein soll.“ In dem bitteren „Nachwort als Vorwort“ zu seinem (in der kritischen Hälfte) nicht nach Gebühr geschätzten „Alten und neuen Glauben“ hat Strauß diesen Gedanken ausgesprochen, gegen welchen sich dann Du Bois-Reymond umsonst mit tönendem Periodenbau wehrte.



Der ganze Streit scheint zu einem scholastischen Wortgezänk hinunterzusinken, wenn wir wirklich nur danach fragen, welches von den drei Räthseln das schwierigere sei: das des Lebens, das der Empfindung oder das des Denkens. Wir kommen aber doch einen kleinen Schritt weiter, sobald wir durch solche Fragestellung zu der Erkenntniß gelangen, daß die drei Fragen zwei völlig verschiedenen Forschungsgebieten angehören. Darüber waren Strauß und Du Bois-Reymond im Grunde einig, daß die Bewußtseinserscheinung des Denkens sich an die Bewußtseinserscheinung der Empfindung anknüpfen lasse; nur war ihnen Beiden eben nicht klar, daß Empfindung und Denken, Beide, der Bewußtseinswelt angehören, der psychologischen Welt, der inneren Welt; daß dagegen die Erscheinung des Lebens immer noch, bis auf einen geringen Rest, der äußeren Welt angehöre. Leben läßt sich überall auch objektiv beobachten, Empfindung und Denken nur subjektiv. Es war also zwischen Du Bois-Reymond und Strauß wirklich nur ein Wortstreit vorhanden, als sie (wie ich es jetzt ausdrücken möchte) nicht darüber einig werden konnten, ob die psychologische Erklärung des Physiologischen schwieriger sei oder die physiologische Erklärung des Psychologischen. Erklären hieß damals noch allgemein und heißt heute noch bei fast allen Forschern: auf Ursachen als auf zureichende Gründe zurückführen. Also sagte Du Bois-Reymond mit scheinbarem Recht: Die Ursachen, aus welchen bestimmte Atomgruppen nicht nur äußerlich wachsen, sondern durch Aufnahme assimilirbarer Stoffe, diese Ursachen werden wir noch einmal erforschen, denn es handelt sich dabei objektiv doch nur wieder um chemische Veränderungen eines Stoffes in einen anderen; niemals aber werden wir erforschen können, wie eine Empfindung entsteht, denn es handelt sich dabei um die Verwandlung eines objektiven Stoffes in eine subjektive Bewußtseinsthatsache. Mit scheinbar noch besserem Recht antwortete Strauß: Die Lebenserscheinungen an sich sind schon unerklärlich genug; der lebendige Stoff, der bei der Nahrungsaufnahme einen Wahlaß ausführt, überschreitet dabei schon die Grenzen der Physik; in jedem Lebendigen ist etwas Psychologisches verborgen.

Man sieht: Du Bois-Reymond ging von der Naturwissenschaft aus und hielt darum die Schwelle des offenbar Psychologischen für unpassirbar; Strauß ging von den Geisteswissenschaften aus, war weniger wortabergläubig und erblickte das Psychologische schon unter der Schwelle des Lebens.

Lassen wir uns von der kindlichen Frage nach der größeren oder geringeren Schwierigkeit der Räthsel nicht mehr irr machen.



Wir haben angefangen, daß ewige Forschen nach den Ursachen als den zureichenden Gründen für eine Verirrung des Menscheingeistes zu halten; an die Stelle des uralten Kausalismus sucht sich der Konditionismus zu setzen, welcher nur noch nach den Bedingungen einer beobachteten Erscheinung fragt. Das Beste an der neuen Formulierung der unveränderlichen Aufgaben ist wohl, daß es nun keine Grade der Unerklärlichkeit mehr geben wird. Wir kennen die Ursachen, aus denen ein Körper fällt, einem Körper Bewegung mitgetheilt wird, aus Bewegung Wärme und Licht entsteht, wir kennen die Ursachen der chemischen Affinitäten eben so wenig, wie wir die Ursachen der Lebenserscheinungen kennen, wie wir die Ursachen der Bewußtseinserscheinungen kennen. Wir wären schon froh, wenn wir Etwas ausmachen könnten über die Bedingungen, unter denen die uns objektiv so wohl bekannten Erscheinungen des Lebens auftreten. Wir wären sogar schon froh, wenn wir die Veränderungen, die das gemeinsame Kennzeichen des Pflanzenlebens und des Thierlebens sind, mit einem klar definirten Worte von den Veränderungen der toten Natur, von den sogenannten mechanischen Veränderungen, unterscheiden könnten. Ein Wort haben wir. Wir nennen die Ursachen (um die alte Bezeichnung beizubehalten) derjenigen Bewegungen, die die Lebenserscheinungen ausmachen, zum Unterschiede von den Ursachen der mechanischen Bewegungen: Reize. Es fragt sich nur, ob wir uns bei diesem Wort etwas Klares vorstellen können.

Da hätten wir also endlich ein Kennzeichen des thierischen Lebens; und wenn wir nun geschickt genug sind, gefundene Begriffe auf andere Verhältnisse zu übertragen, so können wir in den Reizen auch die Bedingungen oder Ursachen des pflanzlichen Lebens erblicken; denn darauf kommt es wirklich nicht an, daß wir von den Leitungen in den Pflanzen so viel weniger wissen als von den Nervenbahnen in den Thieren; hat man doch von der Reizbarkeit oder der Irritabilität der Thiere als von ihrer auszeichnenden Eigenschaft schon zu einer Zeit gesprochen, als man die Nerven der Thiere nur sehr ungenau kannte. Wir können also ohne Zwang sagen, daß die Reizbarkeit oder die Reaktion auf Reize die spezifische Eigenschaft der Organismen sei. Und man hat es oft gesagt. Da stünde demnach einer Definition des Lebens nichts mehr im Wege.

Nicht ganz einwandfrei ist freilich der Gebrauch des Wortes Reiz; das Substantiv ist ein junges Wort, welches sich in der jungen Wissenschaft der Psychologie erst im achtzehnten Jahrhunderte langsam einbürgerte. Hören wir aber genauer hin, als die



Verfasser von Wörterbüchern sonst vermögen, so vernehmen wir bald, daß unter Reiz eigentlich alle drei Erscheinungen des Prozesses verstanden werden können, welcher das organische Leben kennzeichnet; 1. die äußere Veränderung, welche die organische Reaktion hervorruft; 2. der Vorgang der Reizung oder der geheimnißvolle Uebergang von der äußeren Veränderung zu der inneren Empfindung; aber auch 3. die Empfindung selbst, was dazu geführt hat, daß man für die Reize, die das erste Stadium bezeichnen sollen, den Ausdruck Reizmittel pleonastisch erfinden mußte. Doch haben sich die Psychologen schweigend geeinigt, gerade diese Reizmittel eindeutig Reize zu benennen und das Leben als eine Reaktion auf Reize von der toten Natur zu unterscheiden, die nur Wirkungen von Ursachen kennt.

Ich behaupte nun, daß diese Erklärung des Lebens ein Schulbeispiel für die Cirkelerklärung genannt zu werden verdiente; eine Cirkeldefinition, wenn die Erklärung eine Definition sein wollte. Es scheint mir wichtig, den versteckten Cirkel aufzuzeigen.

Wenn wir nämlich keine Rücksicht nehmen auf die sogenannten physiologischen Reize (auf die peripheren wie die centralen), von deren Bedingungen wir wenig wissen, die aber doch wahrscheinlich auch wieder auf chemische Veränderungen in den Organen zurückgehen, so sind uns alle Reize anderswoher als mechanische, chemische, elektrische Bewegungen bekannt, als Bewegungen eines Stoffes oder als Aetherbewegungen. Alle diese Reize gehören also der toten Natur an und haben an sich mit dem Leben nichts zu schaffen. Wenn Schallwellen von einer Felswand reflektiren, Lichtwellen von einem Spiegel, wenn Natrium das Wasser zersetzt, wenn ein elektrischer Strom das Selbe thut, so sprechen wir nicht von Reizwirkungen; wir sprechen von Reizwirkungen erst dann, wenn unsere Organe auf Schallwellen durch Gehörempfindungen, auf Lichtwellen durch Lichtempfindungen reagiren, wenn die größere oder geringere Menge des entbundenen Sauerstoffes unsere Athmungorgane beeinflusst. Was wir Reize nennen, sind Vorgänge der sogenannten toten Natur, die erst dadurch zu Reizen werden, daß die Reizbarkeit eines Organismus spezifisch antwortet. Ich will gar nicht so weit gehen, daran zu erinnern, daß vom Standpunkte des erkenntnistheoretischen Idealismus nur die Antworten der menschlichen Organe gewiß sind, daß die äußeren Reize erst aus menschlichen Empfindungen erschlossen werden; ich will nicht darauf eingehen, weil dieser erkenntnistheoretische Idealismus, wenn konsequent durchgeführt, mit einem konsequenten Sensualismus beinahe übereinstimmt. Ich will auch den Grenzfall



nicht wieder bemühen, daß Wachsen der Kristalle; obgleich es sehr nah läge, daß Wachsen des Kristalls in seiner Mutterlauge, wobei er doch eine Nahrungswahl vollzieht und auch Ausbesserung seiner Wunden vornimmt, den Reizwirkungen von Organismen gleichzusetzen. Mir kommt es hier nur darauf an, den Circle aufzuzeigen: man erklärt das Wesen des Lebens durch Reizwirkungen und kann das Wesen der Reize einzig und allein durch eine Eigenschaft der Lebewesen erklären, durch ihre sogenannte Reizbarkeit.

Auf eine solche Tautologie aber laufen alle Definitionen des Lebens hinaus, welche im Kampf um den Vitalismus seit Jahrhunderten von Ärzten und von Philosophen versucht worden sind. Das Leben ist ein Problem für sich und kann, so verlockend es wäre, auf andere Probleme nicht zurückgeführt werden. Ich vermute, daß ich mich gerade durch diese Skepsis prinzipiell zu der Lehre des Vitalismus bekenne; nur darf man unter Vitalismus nicht den ältern Animismus verstehen; nur darf man, weil das Leben als ein Problem für sich erkannt worden ist, nicht jede Lebenserscheinung durch besondere Lebensgeister oder Seelen, durch einen Archeus (Paracelsus) oder Blas (van Helmont) erklären wollen. Dieser ältere Vitalismus, wie er eigentlich auch von dem einst so einflußreichen Stahl (1660 bis 1734) gelehrt worden ist, war so dumm nicht, wie seine veraltete Sprache scheinen läßt; auch die zur Erklärung der Lebenserscheinungen erfundene Lebenskraft war so dumm nicht, wie die heutigen Physiologen glauben. Wir müssen nur an einem einzigen Punkt eine Korrektur üben, an einem Punkt aber, den die heutigen Forscher gar nicht zu bemerken pflegen. Wir müssen auch in diesem Zusammenhang den Begriff der Ursache revidiren. Der alte Vitalismus war eine Art von Animismus, wie gesagt. Wie die Psychologie bis auf die letzten Jahre den Fehler machte, in dem Scheinbegriff der Seele eine Ursache der psychischen Erscheinungen zu suchen, statt etwa nur die Summe aller psychischen Erscheinungen unter dem Wort Seele zu begreifen, genau so erfand man die Lebenskraft als eine vermeintliche Ursache der Lebenserscheinungen, statt zu sagen: Das Leben in allen seinen Erscheinungen ist ein Problem für sich, das Leben ist eine besondere Kraft neben anderen Kräften, die wir nicht mehr Ursachen, sondern Summenworte nennen wollen.

Einer der letzten bedeutenden und bewußten Vitalisten war noch um die Jahrhundertwende von 1800 der geniale Physiologe und Anatom Bichat, der mit der Schule von Montpellier und gegen die überall siegreichen Materialisten einen fundamentalen Gegensatz zwischen vitalen Eigenschaften und par excellence phy-



sischen Eigenschaften behauptete. Er sah im Leben nur den Kampf der vitalen Eigenschaften gegen die physischen; wenn die letzteren triumphiren, so sage man, daß der Tod eingetreten sei. Und so definirt er das Leben: „La vie est l'ensemble des fonctions qui résistent à la mort.“ Ich brauche wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, daß auch hier eine schlimme Cirkelerklärung vorliegt; der Tod, die Negation des Lebens, wird zu einem bewirkenden Faktor gemacht; von den beiden Korrelatbegriffen Tod und Leben wird jeweilig der eine zur Erklärung des anderen benutzt.

In neuerer Zeit hat ein anderer französischer Physiologe, der fühne Claude Bernard, der auf seinem Gebiet sogar sprachkritische Regungen hatte, an Bichat angeknüpft, ist aber zu einem entgegengesetzten Standpunkt und zu einer entgegengesetzten Definition gelangt. „La vie, c'est la mort, la destruction des tissus, ou bien nous dirions avec Buffon: La vie est un minotaure, elle dévore l'organisme.“ Bernard weiß aber ganz genau, daß er keine Definition geboten hat; es gebe Begriffe, die man ohne Definition verstehe, die uns eher Vorstellungen als Einsichten vermitteln. So kommt Bernard in seinem Kampf gegen die Lebenskraft zu einer Ausdrucksweise, aus welcher die deutschen Streiter für und gegen den Vitalismus leider nichts gelernt haben. Er sagt: Die chemischen Verbindungen bei der Organisation und der Nahrungsaufnahme äußern sich so, als ob die chemischen Kräfte durch eine höhere treibende Kraft beherrscht würden. Wieder begegnen wir dem bescheidenen Worte der Resignation, dem Wort „als ob“.

Auch in Deutschland war der bedeutendste Physiologe des neunzehnten Jahrhunderts, Johannes Müller, bis zu seinem Ende ein überzeugter Vitalist gewesen. Auf seinen Schultern standen die Männer, welche zuerst das Schema der Zelle und dann die wirkliche Zelle entdeckten, welche in dem Rauschzustande, der jeder Entdeckung zu folgen pflegt, nun ganz gewiß alle Räthsel des Lebens gelöst zu haben glaubten und eifrig den Vitalismus sammt der Lebenskraft aus ihrer Vorstellungswelt oder doch aus ihrem Wörterbuch hinauswarfen, als mystische oder metaphysische Begriffe. Schwann und Virchow glaubten, dem Vitalismus und der Lebenskraft das Zünglein geläutet zu haben; Du Bois-Reymond folgt mit der Grandezza Cines, der vorausgeht. Aber wenige Jahre nach Bernards Tod erhob in Deutschland ein moderner Vitalismus wieder sein Haupt, leider unter dem verschämten Namen Neo-Vitalismus. Außer Rindfleisch, dem Lehrer der Pathologischen Anatomie, trat besonders Bunge, der Meister der Physiologischen Chemie, für die alte bescheidene Lehre ein, daß das Lebensproblem



durch die mechanistische Weltanschauung nicht erklärt werde. Bunge berief sich schon auf die erkenntnistheoretische Thatsache, daß wir Sinnesorgane nur für die Außenwelt haben und nicht für die Innenwelt, daß wir darum in der Innenwelt nichts wahrnehmen können, als was wir in der Außenwelt erfahren haben; er hätte auch sagen können: Unsere wissenschaftliche Sprache ist nur nach der Außenwelt orientirt und kann uns darum in der Innenwelt nicht orientiren. Du Bois-Reymond bekämpfte diesen Neo-Vitalismus in seiner Weise; er gestand zu, daß er mit so tiefen Sätzen wie denen von Bunge einen Sinn nicht verbinden könnte, und berief sich darauf, daß Bunge nicht den Lehrauftrag für Physiologie besitze, also über das Lebensproblem nicht mitzusprechen hat; sonst begnügte sich Du Bois-Reymond mit schön geformten Plattheiten, welche mich an die schlichtere Platttheit erinnern, die ich gar in einem Vortrag Virchow's aus dem Jahr 1858 („Ueber die mechanische Auffassung des Lebens“) fand: „Will man sich nicht in unklare und willkürliche Träumereien vertiefen, so muß man den Begriff des Lebens allein an die lebendigen Wesen knüpfen.“

Es wäre natürlich ungerecht, wollte man den großen Aerzten und dem Monumental-Journalisten Du Bois nicht mildernde Umstände zuerkennen; sie fühlten sich als Nachkömmlinge der Befreier vom kirchlichen Dogmatismus, der namentlich auch eine vorurtheillose Physiologie nicht aufkommen lassen wollte. Die mechanistische Weltanschauung war ihnen Glaubenssache; im Neo-Vitalismus witterten sie Metaphysik, Mystik, Reaktion, Reaktion in politischem Sinne. Die Aussichtslosigkeit des Kampfes gegen den Vitalismus, also gegen die Lehre, daß das Leben ein Problem für sich sei, möchte ich noch durch eine verwegene Phantasie anschaulich machen.

Daß die mechanischen und chemischen Kräfte allein nicht Ursachen der Lebenserscheinungen sein können: Das dürfte, nachdem der Materialismus nicht mehr dogmatische Glaubenssache ist, jetzt allgemein zugegeben werden; die Frage war sprachlich und logisch falsch gestellt worden. Eine Möglichkeit aber scheint der Zukunft noch aufgespart. Vielleicht besteht der thierische Körper nicht nur aus vierzehn oder sonst einer Zahl der bekannten Elemente; vielleicht setzt er sich außer aus diesen wohlbekannten Elementen auch noch aus bisher unbekannten vitalen, also lebenartig auf Reize wirkenden Elementen zusammen. Die letzten Jahre haben so viele Ueberraschungen gebracht, haben so viele den Sinnen fast un wahrnehmbare Elemente entdecken lassen, daß solcher Gedanke wohl denkbar wäre. Dann würden die Materialisten sicherlich trium-



phiren und das Leben aus dem Vorkommen von „lebenerzeugenden“ Stoffen erklären. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß das Problem dann nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben wäre. Die Wissenschaft stünde vor der alten Aufgabe, auszusprechen, wodurch sich die neuen Lebens Elemente von den lieben alten Elementen unterscheiden.

... Wir haben bisher nach dem Sinn des Wortes „Leben“ gefragt, nach der Bedeutung eines Grundbegriffes der wissenschaftlichen Biologie; eine der Philosophie würdigere Aufgabe wird es scheinen, in ganz anderer Weise nach dem Sinn des Lebens zu fragen. Die Mode, solche Fragen an das Schicksal zu stellen, kehrt ja immer wieder; vor hundert Jahren lautete der Titel solcher Bücher „Bestimmung des Menschen“; heute lautet er „Sinn und Werth des Lebens.“

Ich schicke einige Worte voraus über Wortgeschichte und Sinn der gebrauchten Ausdrücke. Sinn, doch wohl gewiß aus dem lateinischen *sensus* entlehnt, trotzdem das Deutsche Wörterbuch und Hermann Paul die Entlehnung leugnen, besaß schon im alten Sprachgebrauch die Nuance Bedeutung; man suchte den Sinn eines Wortes, eines Satzes, eines Gesetzes festzustellen, verstand also unter Sinn den geistigen Inhalt einer sprachlichen Form; wie schon die Lateiner den *sensus* dem *sonus nominis* gegenübergestellt hatten. So entspricht es uraltem Sprachgebrauch, nach dem Sinn des Wortes Leben zu fragen. Ein Wort hat keinen Werth, wenn man nicht einen bestimmten Sinn mit ihm verbindet. Wenn nun beneidenswerthe Moralisten über den Sinn des Lebens philosophiren, so legen sie dem Wort Sinn ahnunglos eine andere Bedeutung unter, die freilich nicht ganz neu ist, aber dennoch in solchem Zusammenhang nicht genau zu erklären; etwa: Absicht, Tendenz, Zweck. Man braucht die Titel solcher Bücher nur in vollständige Fragen aufzulösen, um die kindliche Unbescheidenheit der Fragen zu bemerken: Welche Absicht hatte Gott dabei, als er die Lebewesen erschuf? Welchen Zweck oder welchen Werth hat das Leben für das Individuum oder für die Menschheit?

Man achte darauf, daß in solchen Büchertiteln auch das Wort „Leben“ in einem anderen Sinn genommen wird, als wir es bisher untersucht haben. Die alte Unklarheit der beiden griechischen Synonyme meldet sich wieder. Wir haben bisher von der *ζωή* gesprochen; wer nach dem Sinn des Lebens fragt, kümmert sich nicht mehr um das Zoologische im Menschen, sondern gewissermaßen um das Biographische. Welchen Werth hat die Reihenfolge meiner Erlebnisse für mich oder für die Welt, mein *βίος*, meine erlebte Biographie? Man hat vielleicht noch gar nicht be-



merkt, auf welchem einem anthropocentrischen Standpunkt solche Fragen stehen. Die Thiere, die Pflanzen können nach dem Zweck ihres Daseins, nach dem Sinn ihres Lebens nicht fragen, weil sie keine fragende Sprache besitzen. Aber auch der Mensch, das fragende Thier, fragt ja nicht nach dem Sinn des Thierlebens, nicht nach dem Sinn des Pflanzenlebens. Nur nach dem Sinn des Menschenlebens fragt er, wie er von je her nach den Zwecken gefragt hat, die Thiere und Pflanzen für ihn haben könnten. Erst seit der anthropocentrische Standpunkt im Prinzip wenigstens fallen gelassen worden ist, handelt es sich in der Biologie, die seitdem erst möglich wurde, nicht mehr um Zwecke für den Menschen, sondern um Zwecke der Organe für die Lebewesen selbst. Auf diesem Weg ist dann Darwin zu seiner gewaltigen Hypothese gelangt, die auch die außermenschliche Zweckmäßigkeit der Organe aus der Evolution erklärte, aus Anpassung und Vererbung als aus vermeintlich zureichenden Gründen: aus natürlichen Ursachen. Der Begriff Zweckmäßigkeit erhielt durch diese Lehre eine neue Bedeutung. Nur die Organe waren zweckmäßig, aber nicht im Sinn eines Nutzens für den Menschen, auch nicht in dem Sinn, daß ein menschenähnlicher Schöpfer die Zwecke gesetzt hätte, sondern so, daß die Organe durch Evolution zweckmäßig, also nützlich oder werthvoll oder unentbehrlich geworden waren für die Besitzer der Organe, die Individuen, oder vielmehr für die Arten dieser Individuen. Es wäre verkehrt gewesen, in diesem Sinn nach dem Zwecke der Thier- und Pflanzenindividuen selbst zu fragen.

Ueber den Sinn des Lebens zu streiten, über den Werth des menschlichen Daseins, überlasse ich gern den Optimisten und Pessimisten, die ja entweder die Absichten Gottes besser kennen als ich oder in der Lage sind, zwischen den Werthen des Seins und des Nichtseins nationalökonomische Vergleiche anzustellen. Die lebendigen Menschen lassen sich gern Etwas über den Sinn des Lebens erzählen; die Kinder, sie hören es gerne.

Wollte ich mich aber für eine Weile auf den Standpunkt des Darwinismus stellen, so könnte ich doch einige Richtlinien geben, um etwas Ernsthaftes über den Zweck des Lebens, Das heißt: über den Zweck der Lebensentwicklung, für (ja, wofür?) . . . zu sagen. Ich meine, der Sinn oder der Zweck des Lebens scheint der zu sein, daß das Gedächtniß, welches in der unorganischen Welt so leicht gestört werden kann, sich in den Organismen zu einer viel stabileren Formenergie concentriren könne. Drei Stufen des concentrirten Gedächtnisses wären da zu beobachten. Die lebendigen Formen selbst sind Produkte eines Reimgedächtnisses, welches sich dann in den Thieren und im Menschen besondere Nervenorgane



für ein noch höher potenzirtes Gedächtniß bildet. Diese Lebensformen haben das treueste Gedächtniß für die Vergangenheit.

Die Sinnesorgane der Thiere und Menschen haben ein Gedächtniß für die Gegenwart, das die unorganische Welt nicht kennt; sie merken und ordnen durch unverständlich komplizirte Apparate die Schwingungen der Außenwelt zu Ton- und Lichtempfindungen und stellen so, durch die Lebensformen, eine Beziehung zur Umwelt her, die wir das Bewußtsein nennen. Auf die Zukunft gar weist das Gedächtniß für Empfindungen und Erfahrungen hin, wofür wir die Bezeichnung Denken haben.

*Herrng!* So hätte ich mit einer kleinen Konstruktion den Sinn oder den Zweck der organischen Welt gedeutet und hätte zugleich die drei Räthsel, über deren Schwierigkeit Du Bois-Reymond und Strauß stritten, auf das eine tiefe Räthsel des Gedächtnisses zurückgeführt. Leben, Empfinden und Denken erscheinen so, als die drei Entwicklungsstufen, die Reihenfolge, in der die Natur durch Organe des Gedächtnisses Geschöpfe hervorbringt, die in den Formen stabiler sind als das Unorganische, die für die Aufgabe der Selbsterhaltung besser und immer besser eingerichtet sind. Das Leben setzt sich selbst durch Vererbung gleicher Eigenschaften und Formen in einer Art von Unsterblichkeit fort und überwindet die Vergangenheit durch das Formgedächtniß des Reims. Die Organe der Empfindung machen das Individuum, dessen Leben sich bis zu diesen Organen entwickelt hat, zum Herrn der Gegenwart, da es jetzt erst (was der lebenden Pflanze und den sogenannten niederen Thieren noch nicht möglich war) die Umwelt deuten, in die subjektive Bildersprache der Empfindung übersetzen, Nahrung erjagen, Schädlichkeiten fliehen kann; wobei das so weit entwickelte Thierindividuum durch Vererbung der geschärften Sinnesqualitäten noch mehr als durch Vererbung der Formen von der Vergangenheit lebt. Das Organ des Denkens endlich häuft zu dem Schatz der ererbten Formen und Sinne (oder Erfahrungsmöglichkeiten) auch noch die Erfahrungen selbst, aller subjektiv interessanten, schließlich auch der objektiv (wissenschaftlich) interessanten Erfahrungen und vermag so, der Vergangenheit bewußt, der Gegenwart noch besser angepaßt, sogar Einiges für die Zukunft vorzuführen. Wie das Leben aus dem Reim, so erwachsen aus dem Leben die Empfindung und das Denken.

Ich habe diese Entwicklungsgeschichte des Denkens eben eine Konstruktion genannt, eine kleine, und mit diesem Wort gesagt, was sich gegen solche Begriffsbauwerke sagen läßt. Ich habe mich absichtlich so überaus kurz gefaßt; mein Versuch hat nur geringen Werth, wenn nicht ein Physiologe der Zukunft, ein Newton der



Lebenserscheinungen, Kants ersehnter Newton des Grasshalmes, durch Versuche verifiziren kann, was ich für die ungefähre Wahrheit halte. Und ich habe das Lebensproblem nicht gelöst, es nur durch Zurückführung von Leben, Empfinden und Denken auf das Gedächtniß zurückgeschoben, bis zu der Zeit, da Jemand das Räthsel des Gedächtnisses zu lösen vermag.

Trotz solcher Resignation möchte ich behaupten, daß beide Begriffe, Leben und Gedächtniß, durch diese Konfrontation an Klarheit Etwas gewonnen haben. Das Leben ist, wie gesagt, durch das Prinzip der Aktivität von der unorganischen Welt unterschieden worden; wir aber haben längst gelernt, daß das Gedächtniß aktiv sei, immer eine Thätigkeit, nichts außer und neben dieser Thätigkeit. Wir haben gelernt, daß auch das Vergessen keine Negation sei, vielmehr eine andere und sehr wichtige Thätigkeit, daß das Verwechseln von Gleichheit und Ähnlichkeit, also das Vergessen der genauen Züge einer Vorstellung, eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses sei; darum besteht eine nahe Analogie zwischen der Arbeit des unbewußten Formgedächtnisses der Zellen, das nicht gleiche, sondern ähnliche Gestalten einer Art macht, und der Arbeit des Gehirngedächtnisses, das nicht aus gleichen, sondern aus ähnlichen Vorstellungen Begriffe bildet. So könnte man verführt werden, den Analogieschluß zu ziehen, daß auch das räthselvolle Gedächtniß eine Art der Formenergie sei oder genannt werden könne, wie das Leben.

Aber ich kehre zu meiner Resignation zurück. Ich habe mich für eine Weile, wie ausgemacht wurde, auf den Standpunkt des Darwinismus gestellt und alle Bedenken vergessen, um diese Begriffearchitektur aufbauen zu können. Ich fürchte aber, daß die verschiedenen Thätigkeiten des Lebens und des Gedächtnisses in der uns unbekannten Wirklichkeit der sprachlich ausgedrückten Analogie nicht völlig entsprechen; wahrscheinlich arbeitet das Gehirngedächtniß etwas anders als das unbewußte Gedächtniß der Organismen; wahrscheinlich arbeitet das Gedächtniß der Organismen wieder etwas anders als das Gedächtniß der sogenannten toten Natur, das wir dann so falsch wie möglich das Gesetz der Trägheit nennen. Und ich wüßte nicht zu sagen, ob eine Ausdehnung des Trägheitsbegriffes auf das Gehirngedächtniß richtiger wäre oder die hier versuchte Ausdehnung des Gedächtnißbegriffes auf die Empfindung, das Leben und auf das Gesetz der Trägheit. *Amica critice linguae, sed magis amica veritas*, lieb ist mir die Kritik der Sprache, noch lieber die Wahrheit, die wir freilich so wenig kennen wie irgendeine andere Freundin.

Meersburg.

F r i k M a u t h n e r.



## Die Bankenbibel.

Vor fünf Jahren veröffentlichte der Geheime Justizrath Professor Dr. Jakob Rießer eine Sammlung von Vorträgen unter dem Titel „Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken mit besonderer Rücksicht auf die Konzentrationbestrebungen“. Ein Jahr danach wurde der 280 Seiten starke Band neu aufgelegt, in etwas erweiterter Form. Jetzt hat er 700 Seiten, in Lexikonformat, und imponirt schon durch seine Dicke. Ein Denker unter den Wissenden der Finanz zog die letzten Konsequenzen aus seinen Erlebnissen, filtrirte sie und legt sie nun der staunenden Mitwelt vor. Frage: „Kann ein Professor einen Bankmann lehren?“ Antwort: „Ja, wenn der Bankmann ein Professor ist.“ Die Bankleute werden die ihnen in Schüsseln gebotene Schlagjahne gern schlucken. Mich, der zu den Armsälzigsten im Geist gehört, zwingt Opus 3 des verehrten Hansabund-Präsidenten, nach höflicher Verbeugung vor seinem Fleiß, zu einigen Randbemerkungen.

Leicht ist's nicht, die Naturgeschichte der deutschen Großbanken, im Zusammenhang mit der Entwicklung der Gesamtwirthschaft in Deutschland, zu schreiben. Herr Jakob Rießer ist kein gewöhnlicher Mensch, ist ein Mann von Verdiensten; aber er konnte sich neben Bernhard Dernburg, dem Robusten, nicht behaupten. Das spricht gegen ihn. Denn da unterlag nicht der Professor, sondern der Bankdirektor Rießer. *Tempi passati*. Heute haben wir's mit dem Ordentlichen Professor an der Universität Berlin zu thun, der ein „grundlegendes“ Werk veröffentlicht hat. Ein Lebenswerk. Das Fazit aus Erfahrung und Studium vieler Jahre. Dennoch fehlt ihm ein Wichtiges: die abgeklärte Ruhe. Der Sehende und Wissende, der über dem Stoff steht, scheut kleinliche Polemik. Er sieht den höheren Willen über den Ereignissen des Tages und schildert dessen Wirken. Herr Rießer tummelt sich wacker auf ebener Erde; schwingt seine Keule und läßt sie schmetternd auf den Schädel des schreibenden Bankbeamten a. D. niederfaulen; hell tönt seine eifernde und scheltende Stimme. Ein Prophet oder ein Magister? Der wohlgezogene Kulturmensch sieht Prügelsszenen ungern zu; und Geheimrath Rießer schwingt die Ruthe gar zu lange. Was kümmert's den Leser, wie ein ganz Anderer, der weder Geheimrath noch Professor ist, über Banken und Bankdirektoren denkt? Er will die Weisheit des Herrn Rießer haben; die hat er mit sechzehn Mark (ohne Einband) bezahlt. Alles Andere ist ihm in diesem großen Augenblick gleichgiltig.

Wie steht's um die Großbanken? Zunächst: es giebt ihrer nur noch sechs; trotzdem keine zusammengebrochen ist. Nationalbank und Kommerzbank leben noch. In der zweiten Auflage trugen sie auch noch den stolzen Titel „Großbanken“; nun aber sind sie zu gewöhnlichen Banken degradirt worden, weil einzelne Provinznickel ihnen über den Kopf wuchsen. Hinter der Berliner Handelsgesellschaft hört fortan die Größe auf. Die dritte Auflage bringt eingehende Charakteristiken der sechs wirklichen Großbanken. Ein interessantes Schauspiel: zu sehen,



wie ein ehemaliger Kollege über die „Anderen“ urtheilt. Ueber die Deutsche Bank hören wir: Ihre Leitung zeichnete sich „von Anfang an dadurch aus, daß sie mit klarem Blick die Forderungen nicht nur des Tages, sondern auch einer weiteren Zukunft vorausgesehen und ihnen im Voraus durch geeignete Maßnahmen Rechnung getragen hat. Daher zeigt denn auch die Bank das Bild eines sicheren, ruhigen und stetigen Fortschrittes“. Die Diskontogesellschaft darf mit Recht von sich sagen, daß „das geringe Verhältniß der Mißerfolge zu der Fülle der Unternehmungen in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein rühmliches Zeugniß für die solide Behandlung der Finanzgeschäfte in dieser Periode bleiben wird“. Geheimrath Rießer nennt dieses den deutschen Banken in der Jubiläumsschrift der Diskontogesellschaft gespendete Lob „durchaus berechtigt“ und sagt, die Bank des Herrn Schöller dürfe davon „einen guten Theil für sich selbst beanspruchen“. Einen Theil; denn Dortmunder Union, Bochumer Bergwerk, der selige Popp und die Venezuelabahn sind immerhin dunkle Punkte. Die Dresdener Bank hat „in Folge der besonderen Rührigkeit und Gewandtheit ihrer Leitung überaus rasch verstanden, sich sowohl unter den Großbanken wie in weiten Kreisen des Publikums eine feste und besondere Stellung zu verschaffen“. Worin die Besonderheit besteht, wird nicht verrathen. Ist auch nicht nöthig, da man weiß. Daß Rießer die Darmstädter Bank liebt, ist nicht mehr als billig. Wer möchte sein eigenes Nest beschmutzen? Aber der Groll über manche Enttäuschung läßt sich nicht ganz zurückdrängen. „Die Darmstädter Bank hat sowohl in der ersten wie in der zweiten Epoche (hier nur mit geringen Ausnahmen) sich besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie sowohl ihre Liquidität wie das Prinzip der Risikovertheilung auf das Sorgfältigste wahrte und mitunter lieber auf Geschäfte verzichtete, wenn daraus eine Gefahr für ihre Liquidität entstehen konnte.“ Beim Schaaffhausenschen Bankverein wird die Scheidung von der Dresdener Bank nur kurz erwähnt. In der zweiten Auflage des Werkes war die Gemeinschaft als eine „glückliche Ergänzung des gegenseitigen Geschäftsbetriebes“ gepriesen worden. Daß diese „glückliche Ergänzung“ vor der dritten Auflage zu einer unerträglichen Reibung führte, war ein unangenehmer Zufall. Im Uebrigen hat der Bankverein „einen sehr bedeutenden Einfluß auf die deutsche Industrie genommen und, gleichsam als spezielles Fachinstitut auf diesem Gebiet, auch eine einflußreiche Sonderstellung unter den deutschen Großbanken erworben“. Karl Fürstenberg erscheint in der Glorie. „Die hervorragende Stellung, die sich die Berliner Handelsgesellschaft unter den berliner Großbanken errungen hat, beweist schlagend die Richtigkeit der alten Erfahrung, daß für das Schicksal von Banken, eben so wie für sonstige kaufmännische und industrielle Unternehmungen, in erster Linie die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, die Energie und der weite Blick ihrer Leiter entscheidend ist.“ Sechs Musterhüter, die dem lieben Lehrer Freude machen. Vielleicht erfährt man gelegentlich, wer zum primus omnium bestimmt wurde. Aber



waren solche Censuren nöthig? Gehören sie in ein Buch, das mit großen Ansprüchen vor den Leser tritt? Ähnliches liest man ja an jedem Wochenschluß. Und für „objektiv“ hielt man diesen Autor stets.

Herr Rießer spricht auch sehr wohlwollend über die Einzelgeschäfte der Banken. Er nimmt die Depositenkassen gegen den Vorwurf in Schutz, daß sie die Kundschaft zur Börsenspekulation verlocken. So aufdringlich und plump wie die Unimirbankiers arbeiten die Depositenkassen natürlich nicht. Aber ihre Beziehungen zur Kundschaft sind doch nicht ganz harmlos. Geheimrath Rießer selbst sagt: Die Banken rechneten damit, daß „ihre Depositeneinleger insbesondere bei ihren Kapitalanlagen, also im börsenmäßigen Kommissionsgeschäft, sich an sie wenden würden. Diese Rechnung hat sich auch in der Regel als ebenso richtig erwiesen wie die weitere Erwartung, daß die Kunden der Depositenkassen nach und nach auch im Emissionsgeschäft der Centralen zu dauernden, in ihrer Vermögenslage und Solvenz genau bekannten, also zuverlässigen Abnehmern der von den Banken emittirten Effekten werden würden.“ Wozu dann erst die Abwehr des Unimirverdachtes? Bei der „Gewinnung“ solventer und zuverlässiger Abnehmer der im Eigenbau hervorgebrachten Effekten wirds wohl ohne freundliches Zureden nicht immer zugehen. Die Banken brauchen sich ihrer Sitten nicht zu schämen, sondern können, ohne Scheu, sagen: „Wir nehmen, wo wir Etwas kriegen können; denn wir sind auf Geldverdienen angewiesen.“ Nur, um Gottes willen, kein Pathos!

Vom Depositengeschäft hält Rießer viel; er meint, daß die „Stetigkeit der Dividende mit der Zunahme des Depositengeschäftes wächst, obwohl auch dieses von der Zunahme des Kontokorrentgeschäftes beeinflusst wird. Die Höhe der Dividende pflegt mit der Ausdehnung des Laufenden Geschäftes und speziell des Kontokorrentgeschäftes zu wachsen“. (Leider läßt der Stil des Buches die Volubilität vermissen, die an dem Autor sonst zu bewundern ist. Blumige Phrasen sind von Uebel; aber die deutsche Sprache ist reich genug, um einige Abwechslung zu ermöglichen.) Das Ergebnis des Bankenjahres 1909 giebt dem Herrn Geheimrath nicht Recht; die Dividenden wären ohne Effekten- und Börsenspekulation weder stetig geblieben noch gar höher gestiegen. Ueber die Technik des Emissionsgeschäftes steht geschrieben: „Eine rein willkürliche Bestimmung des Emissionspreises ist fast niemals denkbar; vielmehr sind die Grenzen, innerhalb deren überhaupt eine freie Bestimmung des Emissionspreises erfolgen kann, recht eng gezogen.“ Aber, Herr Geheimrath, wie konnten Sie Solches von sich geben! Man stelle sich vor, wie ein Emissionspreis entsteht. Ist die Gesellschaft neu, so hat sie ein Probejahr durchzumachen, bevor ihr erlaubt ist, an die Entscheidung der Zulassungsstelle zu appelliren. Den besten Befähigungsnachweis erbringt natürlich eine anständige Dividende; das „Freiwilligenjahr“ muß so sein, daß es sich sehen lassen kann. Wo es nicht von selbst geht, wird nachgeholfen (Schulbeispiel: Metallindustrie Schönebeck A. G.). Dann wird der Emissionspreis ge-



macht; ist da eine „willkürliche Bestimmung des Emissionskurses fast niemals denkbar“? Sind dem Herrn Geheimrath die (nicht seltenen) Fälle unbekannt, in denen der Zeichnungspreis für ein neues Papier mit Absicht niedrig angesetzt wird, damit bei der Einführung an die Börse ein möglichst hoher „erster Kurs“ zu erzielen sei? Oder (bei Geschäften ohne öffentliche Zeichnung) Fälle, wo die Voranmeldungen auf das neue „Stück“ die Emissionsfirma „überrascht“ und ihr eine genügende Vorbereitung auf den ersten Käuferanprall an der Börse unmöglich gemacht haben? Dann steigt der „erste Kurs“ oft so hoch, daß er gestrichen werden muß. Das ist natürlich nur Zufall; von Willkür keine Spur. Auch die Prospekte bergen natürlich nur lautere Wahrheit. „Die zum Zweck der Emissionen veröffentlichten Prospekte haben fast durchweg, entsprechend den gesetzlichen Vorschriften, die für die Beurtheilung des inneren Werthes der emittirten Papiere entscheidenden Angaben enthalten. Auch haben sie von jeder unwürdigen Reklame Abstand genommen, die übrigens auch die Zulassungstellen nicht durchgehen lassen würden.“ Daß die Keuschheit und Wahrheit der Prospekte hier als eine Thatsache hingestellt wird, die einfach zu glauben ist, wirkt verblüffend. Wie entstanden aber die Regreßprozesse, die gegen Emissionshäuser angestrengt wurden, weil der Prospekt die Zeichner getäuscht hatte? Im Angesicht solcher Thatsachen sollte man nicht behaupten: „Die Prospekte haben nur die reine Wahrheit gesagt, nichts hinzugefügt und nichts verschwiegen.“

Geheimrath Rießer kennt den Werth der „Persönlichkeit“. „Mit dem Wachsthum der Unternehmungen und dem Untergang so vieler bedeutenden Privatbankgeschäfte wird es immer schwerer werden, Persönlichkeiten zu finden, die den für solche Stellungen nothwendigen weiten Blick, starke Initiative und Energie und jene organisatorische Befähigung besitzen, der Deutschlands große Unternehmungen im Handel, in der Industrie und im Bankwesen so überaus viel verdanken.“ Das ist eine *laudatio actorum*, die uns den Blick in die Zukunft durch Thränen der Sorge verschleiert. Weh den Banken, wenn es nicht mehr gelingt, starke Persönlichkeiten zu finden! Doch der Herr Geheimrath giebt's auch billiger. Auf Seite 589 sind die Ansprüche schon wesentlich bescheidener als auf Seite 581. Nämlich: „Vor Allem aber wird die Zukunft des deutschen Bankwesens von der Frage abhängen, ob auch in der Folge an der Spitze unserer großen Banken, wie Dies bisher in der Regel der Fall war, vorsichtige Leiter stehen werden, die ganz genau wissen, daß man den Bogen nicht überspannen darf und daß man nicht ohne Gefahr lange mit überhitzten Kesseln fahren kann.“ Das klingt doch nicht mehr so gefährlich. Vorsichtige Leute wird's immer geben. Genieß brauchens ja nicht zu sein... Etwas mehr Ruhe und Nüchternheit im Urtheil hätte dem Buch genützt. Immerhin ist's lesenswerth. Und wer Freude an der Statistik hat, kommt auf seine Rechnung. Denn an Fleiß hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. *Adon.*





## Zwei Briefe.

**I**m dritten September 1910 hat Herr Dr. Jakob Fromer hier erzählt, wie er von Genossen seines Glaubens verdächtigt und an der Ausführung seines Planes, endlich für Deutschland eine den Geboten der Textkritik genügende Salmudausgabe zu schaffen, gehindert werde. Man verschrte ihn als einen Ignoranten, der ein so gewaltiges Unternehmen nicht wagen dürfe. Jetzt haben die Professoren Dr. Theodor Nöldke und Dr. Friedrich Delitzsch ihm Briefe geschrieben und ihn ermächtigt, sie in der „Zukunft“ zu veröffentlichen. Hier sind sie:

Straßburg i. E., 6. 12. 10.

Sehr geehrter Herr Doktor, es thut mir sehr leid, daß sich die gute Aussicht auf kräftige Unterstützung Ihres wissenschaftlichen Unternehmens, die sich Ihnen vor einiger Zeit bot, nicht verwirklicht hat. Immerhin hoffe ich, daß sich noch wohlhabende Männer finden werden, die aus Interesse für die Wissenschaft Ihnen zu Hilfe kommen. Es wäre doch jammer schade, wenn Sie Ihr Werk nicht veröffentlichen könnten, weil „die Mittel“ fehlten, und der Wissenschaft so die Ergebnisse Ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Arbeit entgehen müßten. Ich denke aber, wie gesagt, immer noch, daß Sie schließlich wohlwollende Förderer finden und Ihren Plan ausführen werden, und meine, daß ich vielleicht noch selbst, wenn auch nicht die Vollendung (Das wäre bei meinen Jahren zu viel verlangt), so doch wenigstens den Anfang Ihres Salmudwerkes erleben werde. Mit bestem Gruß Ihr ergebener

Th. Nöldke.

Halensee-Berlin, 12. 12. 10.

Sehr geehrter Herr Doktor, ich schließe mich den von dem Meister der semitischen Philologie in seinem Schreiben vom Sechsten dieses Monats kundgegebenen Hoffnungen und Wünschen vollkommen an. Möchte die Verunglimpfung eines ernstern Forschers, der ja doch nur in charaktervoller Weise ausgesprochen, wozu seine Ueberzeugung ihn trieb, nun ein Ende haben! Und möchten alle Freunde des jüdischen Schriftthums dazu beitragen, daß das von Ihnen begonnene große Salmudwerk, das großen Nutzen zu bringen verheißt, mit voller Arbeitskraft und ohne Unterbrechung von Ihnen fortgesetzt und stetig seiner Vollendung entgegengeführt werden könne! Besten Gruß

Delitzsch.

Der von Deutschlands ersten Orientalisten als ernstest, für das schwere Werk gerüsteter Forscher Anerkannte braucht sich um das Geschrei des Hasses nun nicht mehr zu bekümmern. Ich glaube auch, daß sich ihm für eine Arbeit, der Gelehrte vom Ansehen Nöldkes und Delitzchs solche Hoffnung entgegenbringen, ein leistungsfähiger Verleger anbieten wird. Täuscht diese Erwartung, dann muß versucht werden, dem Aufklärung verheißenden Werk auf anderem Weg ins Leben zu helfen. Der Mann, der Jahre lang für seine Ueberzeugung litt, darf nicht vereinsamt bleiben. Das begonnene Werk genügt dem Anspruch der Sachverständigsten und muß drum vollendet werden.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



ie DuKunft  
Herausgeber:  
Maximilian Harden.  
Dremndstebenzigster Band.  
Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
1910,



Inhalt.  
Allgemeine Elektrizitäts-Ges.  
s. Elektrotrust.  
Alter, das gefährliche s. Ent-  
deckung oder Erfindung.  
Augustus, das Greisenalter des 262  
Babeuf, Camille s. Urb lock.  
Bagdad-Bahn s. Suez, s. a.  
Briefe 368  
Banken, berliner 302  
Banke, s. Götterdämme-  
rung.  
Bankenbibel, die 432  
Berglehne?, Ioseph 88  
Beuroner Rede des Kaisers s.  
Sextuor.  
Bischöfe, an die deutschen ... 338  
Bismarcks Kreis, in 55  
Börse, die s. Verkehr, der  
freie, s. a. Götterdämme-  
rung.  
Briand, Aristide s. Urb lock.  
Brief, ein  
Briefe, drei 363  
Briefe, zwei 436  
Bülow-Briefe 113  
Cook, Dr. s. Entdecker-Hum-  
bug.  
Diurnale 237  
Ehrlich-Hata 606 s. Briefe . .369  
Eisenbahnerstrike inFrankreich  
s. Urbl^ck.  
Elektrotrust 25  
Englisches Parlament s. Sex-  
tuor.  
Entdecker-Humbug 75  
Entdeckung oder Erfindung? . 383  
Erinnerungen an Karl Marx 80  
Europa, das galante s. Roma-  
nisches Rokoko.  
Excellcnzen s. Spektakel.  
Felten-Lahmeyer s. Elektro-  
trust.  
Fleischnoth s. Reichstag, s. a.  
Theuerung.  
Fontane, der alte 1  
Fürstenberg, Karl s. Götter-  
dämmerung.  
Geburt, die ... 22  
Gedichte 300  
Gleichnisse des Tschuang-Tse 122  
s. a. Orientlehre.  
Götterdämmerung 130  
Große Berliner, die 399  
Hedin, Sven s. Entdecker-  
Humbug.  
Heilpädagogien 318  
Herostratismus 358  
Homosexualität, die, im neuen  
Strafgesetzbuch 147  
Hypothekenschuldner s.  
Zwangsversteigerung.  
Iames, William 186  
Kaiserreden s. Sextuor.  
König Oedipus 205  
Königsberger Rede des Kaisers  
s. Reichstag, s. a. Sex-  
tuor.  
Kronprinzen-Reise nach Asien  
s. Sextuor.  
Laurahütte s. Montanelegie.



Leben Ä19  
Lebensmittel-Centralen s.  
Reichstag.  
Liberalismus in Preußen s.  
Memento.  
Mann und Weib 386  
Manuel, König v. Portugal s.  
Revolution.  
Marses Werk, Einleitung in  
das 19«  
Marx, Karls.Er inner un gen.  
Memento 103  
Moabiter Krawalle s. Moritz  
und Rina, s. <r. Sextuor.  
Mohammedanische Kunst . . 2«8  
Monna Lisa Gioconda, ... 287  
Montanelegie 233  
Moritz und Rina 33  
Mühsam, Erich s. Protest.  
Musset, Alfred de 322  
Ninon und ihr Sohn .... 153  
Noordtvijk aan Zee s. Moritz  
und Rina.  
Oedipus s. König.  
Orientlehre . . .389  
Osmanentaktik 201  
Oesterreich s. Diurnale.  
Paulus 403  
Pearys.Entdecker-Humbug.  
Persien 137  
Portugal s. Revolution.  
Preußen s. Moritz und  
Rina. K ^ ^' i  
Protest 298  
Radioaktivität des Menschen  
s. Briefe 369  
Reichsbank s. Götterdämme-  
rung.  
Reichstag 303  
s. a. Spektakel.  
Republikaner s. Spektakel.  
Revolution? 69  
Revolution in Frankreich 1793  
s. Urblock.  
Romanisches Rokoko 226  
Roms, Größe und Niedergang  
s. Augustus.  
Roosevelt, Theodore s. Diur-  
nale.  
Schwatzhaftigkeit, über die. . 28  
Selbstanzeigen ..... 137,397  
Sextuor 271  
Spanische Volkswirthschaft. . 333  
Spektakel . . 371  
Strafprozesse f. Sextuor.  
Straßenbahn f. Große Ber-  
liner.  
Suez und Bagdad 233  
Tempelhof . 63  
f. a. Götterdämmerung.  
Theuerung 333  
Tolstois, bei 329  
s. a. Sextuor.  
Tschnang-Tse s. Gleichnisse.  
Türkische Anleihen f. Osma-  
nentaktik,  
Urblock, der 171  
Verkehr, der freie 365  
Volkswirthschaft s. Spianische.  
Von Gottes Gnaden 339  
Weltanschauung und Zeitan-  
schauung 163  
Wissen nnd Wissenschaft. . . 91  
Zar, der, in Potsdam s. Diur-  
nale.  
Zwangsversteigerung 99



Berlin, dc,, 1. Oktober 191«.

^/ Der alte Fontane.

neuer Band von Briefen Theodor Fontanes ist erschienen, Ms etwas ganz Entzückendes. Wir haben nun die beiden Bände der Familienbriefe und zwei mit Briefen an seine Freunde. Sind noch mehr da? Man soll sie herausgeben! Und zwar meine ich namentlich solche Aeuserungen, die ..us späten Tagen stammen, Briefe des alten Fontane; denn die des mittleren und jungen sind im Vergleich damit unbedeutend. Scheint es nicht, daß er alt, sehr alt werden mußte, um ganz er selbst zu werden? Wie es geborene Jünglinge giebt, die sich früh erfüllen und nicht reifen, geschweige denn altern, ohne sich selbst zu überleben, so giebt es offenbar Naturen, denen das Greisenalter das einzig gemäße ist, klassische Greise, sozusagen, berufen, die idealen Vorzüge dieser Lebensstufe, als Milde, Güte, Gerechtigkeit, Humor und verschlagene Weisheit, kurz, jene höhere Wiederkehr kindlicher Ungebundenheit und Unschuld, der Menschheit aufs Vollkommenste vor Augen zu führen. Zu Diesen gehörte er; und es sieht aus, als habe er Das gewußt und es eilig gehabt, alt zu werden, um recht lange alt zu sein. 1856, mit siebenunddreißig Jahren, schreibt er an seine Frau: „Daran, daß ich anfangs, an Musik Gefallen zu finden, merk' ich deutlich, daß ich alt werde. Musik und die schönen Linien einer Statue fangen an, mir wohlzutun; Die Sinne werden feiner und die erste Regel des Genusses lautet: Nur keine Anstrengung! In der Jugend ist das Alles anders." Drei« undzwanzig Jahre später schreibt er an seinen Verleger Hertz: „Ich fange erst an. Nichts liegt hinter mir, Alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit Neunundfünfzig als ein ‚ganz kleiner Doktor‘ dazustehen." Vierzig Jahre später giebt er sein Meisterwerk . . . Man betrachte seine Bildnisse: das jugendliche im ersten



Die Zukunft.

Bande der Briefe an seine Freunde etwa neben der späten Profil-aufnahme, die den Nachlaßband schmückt. Man vergleiche das blasse, kränklich-schwärmerische und ein Bischen fade Antlitz von dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich drein-schauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß Überbusch-ten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man es auf gewissen Altherren-Portraits des achtzehnten lahrhun-derts findet, — und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen Vollkommenheit stand.

Dies Bild zeigt den Fontane der Werke und Briefe, den alten Briest, den alten Stechlin, es zeigt den unsterblichen Fontane. Der sterbliche, nach Allem, was man hört, war mangelhafter und hat die Leute wohl oft enttäuscht. Er ist Siebenzig, als er zu seiner Tochter von der Kraft und Frische spricht, die zum Vergnügen viel mehr noch als zum Arbeiten gehöre, und gesteht, datz die Frage: „Was soll der Unsinn?“ ganz und gar von ihm Besitz zu nehmen drohe. Aber er bildet sich wohl nur ein, daß er jener Art Frische je recht eigentlich theilhaft gewesen ist, und er hat wohl nur vergessen, daß der mißmuthige Quietismus der „berühmten Frage“ ihn mehr oder weniger zu allen Zeiten besessen hat. „Um sich hier zu amüsiren,“ schreibt er, siebenunddreißigjährig, aus Paris, „bedarf es gewisser guter und schlechter Eigenschaften, die ich beide nicht habe. Zunächst muß man Französisch können; und Das ist eine große Tugend, die ich nicht habe. Außerdem muß man Libertin sein, Hazard spielen, Mädchen nachlaufen, Rendezvous verabreden, türkischen Tabak rauchen, das Billardqueue zu hand-haben wissen und so weiter. Wer von Alledem nichts hat und weiß, Der ist ein verlorenes Subjekt und thut gut, seine Koffer zu packen, wenn er sich den Schwindel angesehen und seine Kunst-visiten im Louvre und in Versailles beendet hat.“ Das ist eine etwas grämliche Aeüßerung für einen Mann in der Blüthe der Jahre, der zum ersten Mal Paris auf sich wirken läßt. Aber es ist die Aeüßerung einer geistig beladenen, von der Verpflichtung zur Produktion absorbirten Existenz, die sich zum Vergnügen noth-wendig übellaunig und widerwillig verhält; und es ist namentlich die Aeüßerung einer zwar dauerhaften und Zu späten Meister-leistungen bestimmten, aber nervös gequälten Konstitution, für welche die Iugend kein angemessener Zustand war und die zur Harmonie eigentlich erst im Alter gelangen konnte, wo weder wir selbst noch die Anderen „Frische“ von uns verlangen und wo die Frage: „Was soll der Unsinn?“ zu einer natürlichen, menschlich erlaubten und darum sympathischen Grundstimmung wird.



Der alte Fontane.

Seine nervöse Verfassung muß eine gewisse Aehnlichkeit mit der Wagners gehabt haben, der freilich munter bis zur Albernheit sein konnte, in dessen langem, ergiebigem Schöpferleben das Gefühl des Wohlseins aber eine Ausnahme gewesen zu sein scheint; der, konstipirt, melancholisch, schlaflos, allgemein gepeinigt, sich mit dreißig Jahren in einem Zustand befindet, daß er sich oft niedersetzt, um eine Viertelstunde lang zu weinen; der vor der Beendung des „Tannhäuser“ zu sterben fürchtet und mit fünfunddreißig Jahren sich für zu alt hält, um die Ausführung des Nibelungenplanes zu unternehmen; der fortwährend erschöpft, jeden Augenblick „fertig“ ist, mit Vierzig „täglich an den Tod denkt“ und mit fast Siebenzig den „Parsifal“ schreiben wird. Der Temperamentsunterschied ist groß und bei Fontane ist Alles kühler, gemäßigter. Aber seine Briefe geben Kunde von seiner raschen Erschöpfbarkeit, seiner inneren Gehetztheit; und offenbar hat er nicht geglaubt, es zu hohen Jahren zu bringen. Wenn er mit siebenunddreißig sich altern fühlt, so sieht er sich mit siebenundfünfzig am Ziel. Er hat „nun alles Irdische erreicht: geliebt, geheirathet, Nachkommenschaft erzielt, zwei Orden gekriegt und in den Brockhaus gekommen. Es fehlt nur noch Zweierlei: Geheimer Rath und Tod. Des Einen bin ich sicher, auf den Anderen verzicht' ich allenfalls.“ Zwei Jahre später hat er im Theater einen Aerger, „im Grunde genommen nur eine Bagatelle; und doch war mir eine Viertelstunde lang zu Muth, als müßt' ich auf dem Platze bleiben; das Herz schlug mir krankhaft und um die Hüften herum hatt' ich einen heftigen Schmerz ... Nervös war ich immer, aber doch nicht so. And dann sag' ich mir wieder: was will man denn noch? Das Leben liegt hinter Einem und die meisten Achtundfünfziger sind noch ganz anders ramponirt.“ Er ist ramponirt, das Leben liegt hinter ihm; und was er noch zu geben haben wird, sind lediglich achtzehn Bände, von denen bis zu „Effi Briest“ hinauf einer immer besser ist als der andere.

In einem Brief aus den siebenziger Jahren sucht er während einer ehelichen Verstimmung seine nervöse Gereiztheit und Verdrießlichkeit seiner Frau gegenüber zu entschuldigen. „Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann,“ schreibt er, „oder das Gefühl des Mißlungens habe, so bedrückt Das mein Gemüth und aus bedrücktem Gemüth heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und lebenswürdig sein.“ Aber er hat wohl zu Denen gehört, deren Lebensleistung ins Heidenmäßige wächst, weil sie nie von der Stelle zu kommen meinen; die das Vollkommene erreichen, weil sie ewig das Gefühl des Mißlungens haben; und so lebenswürdig sein: Briefe sind, so habe ich noch Keinen getroffen, der ihn persönlich



Die Zukunft,  
gekannt und ihn quick, elastisch und liebenswürdig gefunden hätte.  
Man erinnert sich seiner als eines „pimpligen“ alten Herrn, dem  
von überströmender Schaffenslust nicht eben viel anzumerken war.  
Eine Dame, die seine Bekanntschaft in einem Badeort gemacht  
hatte, erzählte mir, daß er ihr auf die Frage, wie es heute mit  
seiner Arbeit gegangen sei, geantwortet habe: „Gott, schlecht. Ich  
habe da in der Laube gesessen und anderthalb Stunden lang fiel  
mir nichts ein. Und als es gerade anfang, ein Bischen zu druppeln,  
da kamen ja die Kinder und machten Lärm; und da war es denn  
für heute vorbei.“ Die Dame äußerte sich in abschätzigem Sinn  
über diese Art von Dichterthum. Wenn Einer schon angeblich  
Talent habe, meinte sie, und die Schriftstellern als Beruf betreibe,  
dann sei ein solches Geständnis; doch einfach blamabel. Wahr-  
scheinlich hätte der Alte ihr halbwegs zugestimmt; denn er war be-  
scheiden, dachte würdig, aber nicht groß von sich; und obgleich er  
nach Jahrgang und Ausrüstung ein Mitglied des europäischen  
Heroengeschlechts war, zu welchem Bismarck, Moltke und Wil-  
helm der Erste, Helmholtz, Wagner, Menzel, Zola, Ibsen und  
Tolstoi gehörten, so war er doch ganz ohne die feierliche Wesens-  
überspannung, die Ewigkeitoptik auf sich selbst, die Großmanns-  
sucht, welche das zarte Geschlecht von 1870 entnervt.  
Das Wort „druppeln“ findet sich schon in einem Brief aus den  
fünfziger Jahren: „Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr  
als tausend Andere, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große  
und keine reiche Dichternatur. Es druppelt nur so.“ Und wie hier,  
so ist überall seine Art, von sich selbst zu sprechen, ohne unsym-  
pathische Demuth, aber still, schlicht bis zur Resignation und auf  
den Ton gestimmt, in dem, Dezember 1885, auf der Treppe von  
Sanssouci der gespenstische Alte am Krückstock sich über den Stand  
des deutschen Dichters verlauten ließ:  
„Und sein Metier?“  
„Schriftsteller, Majestät. Ich mache Verse!“  
Der König lächelte: „Nun hör' Er, Herr,  
Ich wills ihm glauben; Keiner ist der Thor,  
Sich dieses Zeichens ohne Noth zu rühmen,  
Dergleichen sagt nur, wer es sagen muß,  
Der Spott ist sicher, zweifelhaft das Andere.  
?«sts sllsinkmcZ! ...“  
Die Briefe sagen Das irgendwo in Prosa: „Es ist immer  
das selbe Lied: wer durchaus Schriftsteller werden muß, Der werd'  
es; er wird schließlich in dem Gefühl, an der ihm einzig passenden  
Stelle zu stehen, auch sein Trost, ja, fein Glück finden. Aber wer  
nicht ganz dafür geboren ist, Der bleibe davon.“ Das ist ein



Der alte Fontane.

3

Stammbuchspruch für junge Leute, die kommen und wissen wollen, ob sie „Talent“ haben, für all Die vom Schlage des armen Wechsler, der Juli 93 begraben wurde und über den Fontane an Rodenberg schrieb: „Solche Existenzen machen immer einen tragischen Eindruck auf mich, aber die Empfindung ist nicht rein. Es mischt sich so viel Anderes mit hinein: ‚Warum blieb der Schöps nicht hinter seinem Ladentisch?‘ und so weiter. Es klingt hart, besonders aus dem Munde Eines, der selber hinter dem Ladentisch gestanden. Und doch hab' ich Recht.“ Der so nüchtern Gesinnte muß, trotz dem „Drippeln“, seines Berufes im Innern sehr sicher gewesen sein, da er den Ladentisch der Roseschen Apotheke verließ. Oder hat ers gemacht wie wir Alle, die wir, auf Glück oder Untergang, ja, gleichgiltig gegen Beides, einst irgendeine Art Ladentisch verließen und uns dem Geist und dem Wort ergaben, wie junge Leute früher zum Kalbfell schworen, aus Indolenz, Leichtsinn und bürgerlicher Unmöglichkeit? Er wußte jedenfalls, daß, „anch als er schon Etwas war, ja, auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tete marschirte“, sehr Viele über ihn dachten und sprachen wie er über den armen Wechsler.

Sein Leben, sein glanzloses, bedrücktes Leben, ist in den Briefen beiläufig skizzirt. „Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mirs dabei mit einer gewissen Naturnothwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Nothwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnothwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im Ganzen genommen, darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgesetzt gewesen bin . . . Daß ich das Alles gleichgiltig hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andererseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht sehr darunter gelitten. Und Das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für Thatsächlichkeiten gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ichs fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt: nach außen hin; in meinem Gemüthe nicht.“ Und dann spricht er von den etablirten Mächten und Thatsächlichkeiten, die es in Preußen, wie überall, giebt und denen er sich unterwarf, auch als sie, sehr spät, ganz gegen das Ende, sich ihm gnädig zu zeigen begannen. Er wird Doktor, er bekommt



Die Zukunft.

einen Orden; und er findet: „Man kriegt die Orden für Andere . . . Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung . . ., so bedeutete mir solche Auszeichnung so gut wie nichts. Angesichts der That-sache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann Etwas gilt, wenn man ‚staatlich approbirt‘ ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Werth: man wird respektvoller angerückt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich Eingereiht‘ hat.“ Goethe hat sich gegen Eckermann ähnlich über Orden und Titel geäußert („sie halten manchen Stoß ab“) und es steckt in diesem schlichten Raisonement viel deutsche Denk-art, viel bismärckischer Realismus und kantische Unterscheidung von reiner und praktischer Vernunft. In seinem Gemüth wußte er sich nicht nur unabhängig von den „etablirten Mächten“, sondern hielt es für thöricht, mit der Menschheit überhaupt, mit Beifall, Zustimmung, Ehren zu rechnen, als ob damit Etwas gethan wäre. „Wir müssen,“ sagt er, „vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem Bethätigen unser selbst finden“; und was etwa noch den Reichthum betrifft, so ging seine Geringschätzung dieses Glücksmittels gelegentlich bis zum Mitleid. „Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen: je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Thun verleidet.“ Immerhin: sein Verhältnis; zum Reichthum großen Stils war Neidlosigkeit, nicht Verachtung, und wenn er für seine Person wohl dem Satze Silvio Pellicos zustimmte, daß jene Lage, die zwischen Arm und Reich in der Mitte liegt und also die Kenntnis; beider Zustände leichter macht, am Geeignetsten ist, das Gemüth der Menschen zu bilden, so nöthigte doch sein Dichtersinn für Größe ihm, ähnlich wie es bei Heine den Rothschilds gegenüber der Fall war, für großartigen Reichthum ästhetische Bewunderung ab. „Wirklicher Reichthum,“ schreibt er an seine Tochter, „imponirt mir oder erfreut mich wenigstens, seine Erscheinungsformen sind mir im höchsten Maße sympathisch und ich lebe gern inmitten von Menschen, die fünftausend Grubenarbeiter beschäftigen, Fabrikstädte gründen und Expeditionen aussenden zur Kolonisirung von Afrika. Große Schiffsrheder, die Flotten



Der alte Fontane.

7

bemannen, Tunnel» und Kanalbauer, die Welttheile verbinden, Zeitungsfürsten und Lisenbahnkönige sind meiner Huldigungen sicher. Ich will nichts von ihnen, aber sie schaffen und wirken zu sehen, thut mir wohl; alles Große hat von Jugend auf einen Zauber für mich gehabt, ich unterwerfe mich neidlos." Was er verachtete, war die bourgeoise „Sechserwirthschaft", die sich besser dünkte als seine Armuth. „Ein Stück Brot," sagte er, „ist nie Sechserwirthschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und Baiser-Torte, wenn die Wirthin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrissen zu haben, ist sechserhaft in sich und doppelt durch die Gesinnung, die es begleitet." Man hat ihn einen Philister gescholten; und er selbst hat sich gelegentlich so genannt. Aber er war durchdrungen von der Trivialität alles Mittleren und sah in der Armuth, wenn nicht die Bedingung, so doch eine Begünstigung ungebunden schauender Künstlerfreiheit. „Blick' ich zurück," schreibt er 1883 aus Norderney, „so hat mein Leben hier viel Aehnlichkeit mit dem, das ich vor einunddreißig Jahren in London führte. Bewundernd ging ich vom Hyde-Park nach Regents-Park, entzückt stand ich auf Richmond-Hill und sah den ma^ tree blühen; die Luft, die ich athmete, die Reichthumsbilder, die ich sah, Alles that mir wohl, aber ich ging doch wie ein Fremder oder als ein nicht zu voller und ganzer Theilnahme Berechtigter durch all die Herrlichkeiten hin. Immer blos Zaungast. Und so ist es hier wieder. Zum Glück balancirt der Himmel Alles und die Blinden sehen mit ihren Fingerspitzen. Die Dinge beobachten, gilt mir beinah , mehr, als sie besitzen, und so hat man schließlich seinen Glück- und Freudeertrag wie anscheinend Bevorzugtere."

Dennoch: wie obsolet, wie altfränkisch muthet dies äußerlich kleinbürgerliche und enge Leben in seiner pauveren Loyalität uns Heutige an! Die Zeiten haben sich gewandelt, die Mächte der Gesittung, die man die „destruktiven" nennt, sind in so siegreichem Pormarsch gegen die „etablirten", die Rangstellung der Kunst, die Geltung des Geistes haben sich in dem Grade erhöht, daß eine Unterwürfigkeit wie die Fontanes uns fast kümmerlich dünkt. Was sind uns Orden und Titel? Wer wünscht sie sich, um respektvoller angekuckt zu werden? Das soziale Befinden des Geistesmenschen, des nicht „Eingereihten", hat sich in sichtbarster Weise gebessert. „Keiner ist der Thor, sich dieses Zeichens ohne Roth zu rühmen?" In München ward kürzlich ein Hochstapler gefangen, der sich ins Fremdenbuch eines noblen Hotels als „Schriftsteller" eingetragen hatte. Wir können nicht mehr verlangen ...



S

Die Zukunft.

Aber Fontanes Bescheidenheit wurzelte tiefer als im Sozialen, sie war ein Ergebnis; jener letzten Künstlerskepsis, die sich gegen Kunst und Künstlerthum selber richtet und von der man sagen kann, daß alle Künstleranständigkeit in ihr beruht. Es ist sehr erheiternd, aber doch nicht ohne einen Anflug von Koketterie, wenn er an seinem siebenzigsten Geburtstag die Leute sagen läßt: „Und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studirt“, — oder wenn er sich weigert, zur Einweihung des Goethe- und Schillerarchivs nach Weimar zu kommen, weil er dort allzu sehr Gefahr laufe, mit einem lateinischen „oder selbst griechischen“ Citat wie mit Du auf Du angeredet zu werden, wobei er immer das Gefühl habe: „Erde, thu' dich auf!“ Aber es kommt aus seiner Tiefe, wenn er, mit neunundsiebenzig Jahren, an einen Kritiker schreibt: „Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis darauf, daß ich Anderen zu Leibe rücke, mir selbst aber auch. Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhafte anzusehen: ^nou comesc in suck ^ quesuonable sKape'." Es hing mit seinem Bürgersinn für Zucht und Ordnung zusammen, mehr aber noch mit jenem redlichen Rationalismus, von dem die Feierlichen, die Priester und Schwindler unter den Künstlern nichts wissen wollen, wenn er die Fragwürdigkeit des Typus Künstler, dieser Kreuzung aus Lucifer und Elown, wie außer ihm vielleicht nur noch Einer empfand. Man beachte die ungeduldige Vehemenz des Ausdrucks in folgender Kritik der Romanfiguren Spielhagens: „Immer die Vorstellung, daß ein Dichter, ein Maler oder überhaupt ein Künstler etwas Besonderes sei, während die ganze Gesellschaft (und so war es immer) auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die Meisten übergelegt werden müßten. Von dieser Regel gieht es nur sehr wenig Ausnahmen, Scott, zum Beispiel; aber Byron ist schon wieder entsetzlich. Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und Fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig. Schon die bloßen Redensarten, Meine Kunst ist mir heilig' (namentlich bei Schauspielerinnen), bringen mich um." Magda Schwarze war damals wohl noch auf dem Konservatorium. Aber klingt die Aeüßerung nicht genau wie ein Citat aus der „Fröhlichen Wissenschaft"? Und zu dem selben Gedankenkreis gehören die Rubeck-Betrachtungen des Sechzigers über den Gegensatz von Kunst und Leben und den Vorrang, die Ueberlegenheit des ungenialen und



Der alte Fontane,

9

liebenswürdigen Lebens. „Ach," schreibt er, „wie bevorzugt sind doch Lieutenants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die minderen aus der Familie Don Iuan und wie nehm' ich Alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zu Gunsten lyrischer Dichtung und zu Ungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Sreude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar, heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichterthum zuzuschreiben." Und als man ihn nicht versteht, sucht er sich zu erklären: „Es ist eine Lieblingbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgültigkeit von Kunst>Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persifflirend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen, denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zu-fallen. Als junger Mensch dacht' ich gerade entgegengesetzt. Hübsch-heit war nichts. Talent, Genie war Alles."

So ist es in der Ordnung. Das Recht auf Ironisirung des Geistes und der „Literatur" (eine Manier heutzutage, mit welcher von Unbefugten ein widerwärtiger Mißbrauch getrieben wird) will erst erworben sein durch große Leistungen; Künstlerskepsis gegen Kunst und Künstlertum wird ehrenhaft erst, wenn sie mit jener künstlerischen Frömmigkeit, jenem Kunstfleiß verbunden ist, den Fontane, ein echter Nordmensch hierin, beinahe mit dem Genie identifizierte. „Gaben", lautet ein Distichon an Adolf Menzel: „Gaben, wer hätte sie nicht, — Talente, Spielzeug für Kinder! Nur der Ernst macht den Mann, nur der Fleiß das Genie." ^Und Dem entspricht die Briefstelle: „Es giebt heutzutage keine bloßen -Talente- mehr. Zum Wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vorAllem auch Talent, gleich hinter-her aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas Anderes als Massen-produktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spaziren gegangen als der Letztere, hat aber als Künstler Äoch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in denSinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort."



Die Zukunft.

Bildung, Einsicht, Geschmack und Fleiß: man sieht, dieser Nördliche, der vom Märker doch wohl noch mehr hatte als vom Gascogner, war nicht auf den Rausch, sondern auf Erkenntnitz gestellt, auf jenes Wissen um Ideal. das übrigens den großen Epochen der Dichtkunst eigenthümlich ist. Er citirt Goethe: „Die Produktion eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntnitz.“ Und er fügt hinzu: „Furchtbar richtig. Man kann auch ohne Kritik mal was Gutes schreiben, ja, vielleicht etwas so Gutes, wie man später mit Kritik nie wieder zu Stande bringt. Das Alles soll nicht bestritten werden. Aber Das sind dann die -Geschenke der Götter', die, weil es Göttergeschenke sind, sehr selten kommen. Einmal im Jahr; und das Jahr hat 363 Tage. Für die verbleibenden 3M entscheidet die Kritik, daß Maß der Erkenntniß. In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis; dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus der selben Zeit mich beständig genirt und erröthen macht.“ „Meine ganze Produktion“, gesteht er ein ander Mal, „ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt. Ein Zufall hat es so gefügt, daß ich diese ganze Novelle mit halber und viertel Kraft geschrieben habe. Dennoch wird ihr Das schließlich Niemand ansehen.“ Dergleichen Bemerkungen und Bekenntnisse über das eigene Schaffen sind überall in den Briefen zu finden. Sie regen an durch ihre Echtheit, ihre unmittelbare Erlebtheit und gewähren Einblick in die Werkstatt eines geistreichen und leidenschaftlichen Künstlers.

Er spricht da etwa von den kleinen Hilfen und Stützen bei der Produktion, die den Künstler darüber hinwegtäuschen müssen, daß eigentlich Alles dem Nichts und der eigenen Brust abzugewinnen ist: „Man braucht das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben Einem liegt, und aus diesem Bewußtsein heraus produziert man dann. Wie oft habe ich schon gehört: .Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben/ Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Scene.“ Oder er spricht, gelegentlich der nicht verbrannten Briefe, die Effi verraten, vom Trivialen und Gesuchten, wobei er das Triviale mit Entschiedenheit für das kleinere Uebel erklärt. Oder er verwahrt sich auf die lebhafteste und lehrreichste Art gegen stilistische Korrekturen, die ein Redakteur an dem Manuskript von „Ellernklipp“ vornehmen zu müssen geglaubt hatte. „Ich opfere Ihnen“, so schreibt er, „meine ‚Punktums‘, aber meine ‚Unds‘, wo sie massenhaft auftreten, müssen Sie mir lassen. Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattfchreibern,



Der alte Fontane.

11

die für Alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also: ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwingt, sondern umgekehrt einer, der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. And so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind und dann wieder andere, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den ‚Unds‘. Wollt' ich Alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Anbequemung und Rücksicht auf den Stofs. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je mehr sancta simplicitas, desto mehr ‚und‘. ‚Und‘ ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren.“ Die populäre Eindringlichkeit dieser Belehrung, „in Anbequemung und Rücksicht“, ist sehr erheiternd. Der Stil der Sache, das den Gegenstand-reden-lassen war aber eine von Fontanes artistischen Lieblingideen und in seiner ausgezeichneten Keller-Kritik kommt er in anspruchsvollerer Weise darauf zurück. Keller, sagt er, sei im Grunde ein Märchenerzähler: er erzähle nicht aus einem bestimmten Jahrhundert, kaum aus einem bestimmten Lande, gewiß nicht aus ständisch gegliederten und deshalb sprachlich verschiedenen Verhältnissen heraus, sondern habe für seine Darstellung eine im Wesentlichen sich gleich bleibende Märchensprache, an der alte und neue Zeit, Vornehm und Gering gleichmäßig partizipieren. Alles Historische, meint er, komme zu kurz, auch in Geschichten, die sich, wie „Dietegen“, keineswegs als Märchen, sondern als historische Sitten- und Zustandsbilder geben. Und der Grund? Es sei der, daß dem Schweizer, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstlerthums unerachtet, Eins fehle: Stil. Freilich, was sei Stil? „Versteht man darunter“, sagt Fontane, „die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntniß in dem Buffonschen >le style c'est l'Komme‘ gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von ‚Stil‘ ist antiquirt und an ihre Stelle ist etwa die folgende, mir richtiger erscheinende Definition getreten: .Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, Das heißt: je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenschaften und Angewöhnungen des Künstlers/ Ist Dies richtig (und ich halt' es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit als von Stil sprechen. Er giebt eben All und Jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten Ton, der mal paßt und mal nicht



Die Zukunft.

paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhol' es, aller« größte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt kein suum cui<sup>ue</sup>, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.‘ Er» barmunglos überlieferter die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton." Sonderbar! Es ist Fontane persönlich, der hier spricht; aber man überlese etwa die fünf letzten dieser Fontane-Sätze noch einmal auf ihren Ton und Rhythmus hin (es ist hier nicht vom Inhalt die Rede) und man frage sich, ob man ihnen, so persönlich fontanisch sie sind, nicht sehr wohl in einem Fontaneschen Roman-Dialog begegnen könnte. Plaudern nicht Rex und Czako so mit ihrem Freunde Stechlin, wobei man gern die Frage dahinstellt, ob preußische Lieutenants je so anmuthigen Geistes gewesen sind? Die Wahrheit zu sagen, so trifft der Einwand, den Fontane gegen Keller erhebt, wenn es ein Einwand ist, ihn selber nicht weniger oder kaum weniger als Diesen. Auch er hat die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert; und wer möchte es anders wünschen? Der Einwand ist kein Einwand und Fontanes naturalistisch beeinflusste Stil-Theorie ist nicht auf der Höhe seiner Praxis. Zwar trägt jeder Stoff seinen Stil in sich und der Manierist taugt so wenig wie der Glattschreiber. Aber jene stilistische Mimicry, die einen Schriftsteller befähigt, jede Wendung seines Vortrags mit der Atmosphäre der Welt zu erfüllen, die er darstellt, schließt die Einheit und geprägte Eigenart der stilistischen Persönlichkeit keineswegs aus. Richard Wagner hat, wie jeder Künstler, der diesen Namen verdient, nie zweimal das Selbe gemacht und ist in jedem seiner Werke stilistisch vollkommen ein Anderer. Das hindert nicht, daß er an einer einzigen Zeile, einem einzigen Takt aus irgendeinem seiner Werke als ganz er selbst zu erkennen ist. Die Sache ist die, daß der Künstler zwar nicht selber redet, sondern die Dinge reden läßt, daß er sie aber auf seine persönliche Art reden läßt. Und nochmals: wer möchte wünschen, daß Fontane es anders gehalten hätte? Es ist etwas unbedingt Zauberhaftes um seinen Stil und namentlich um den seiner alten Tage, wie er uns in den Briefen der achtziger und neunziger Jahre wieder entgegentritt. Mir persönlich wenigstens sei das Bekenntniß erlaubt, daß kein Schriftsteller der Vergangenheit oder Gegenwart mir die Sympathie und Dankbarkeit, dies unmittelbare und instinktmäßige Entzücken, diese unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung erweckt, die ich bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogfetzchen von ihm empfinde. Diese bei aller behaglichen Breite so leichte, so lichte Prosa hat mit ihrer heimlichen Neigung zum Balladesken, ihren



Der alte Fontane.

13

zugleich mundgerechten und versmäßigen Abbreviaturen etwas be»  
quem Gehobenes, sie besitzt, bei scheinbarer Lässigkeit, eine Haltung  
und Behältlichkeit, eine innere Form, wie sie wohl nur nach langer  
poetischer Uebung denkbar ist, sie steht in der That der Poesie viel  
näher, als ihre unfeierliche Anspruchslosigkeit wahrhaben möchte,  
sie hat poetisches Gewissen, poetische Bedürfnisse, sie ist angesichts  
der Poesie geschrieben, und wie seine Greisenverse, die doch so kon-  
zentriert und vollkommen sind, daß man sie sofort auswendig weiß,  
stilistisch seiner Prosa immer näher kommen, so ist es das Merk»  
würdige, daß seine Prosa sich in dem selben Maße sublimiert, in  
welchem sie (Erlaubniß für das Wort!) verbummelt. Man hat ihn  
oft einen „Causéur“ genannt und er selbst hat es gethan. Jedoch die  
Wahrheit ist, daß er ein Sänger war, auch wenn er zu klöhnen  
schien, und sein Causeurthum, das nach „Effi Briest“ in einer dich»  
terisch wohl eigentlich bedenklichen Weise überhand nahm, besteht  
in einer Verflüchtigung des Stofflichen, die bis zu dem Grade geht,  
daß schließlich fast nichts als ein artistisches Spiel von Ton und  
Geist übrig bleibt. War Das Verfall? Er selbst scheint es dafür  
gehalten zu haben. „Das Buch,“ schreibt er über „Poggenpuhls“,  
„ist kein Roman und hat keinen Inhalt. Das ‚Wie‘ muß für das  
‚Was eintreten, — mir kann nichts Lieberes gesagt werden. Na»  
türlich darf eine Literatur nicht auf dem Geschmack ganz, ganz alter  
Herren aufgebaut werden. Aber so nebenher geht es.“ Eine Auf-  
fassung, die ihm wohl ansteht, nicht eben so wohl aber uns Anderen  
ziemen würde. Wenn unsere erzählende Literatur etwas mehr von  
diesem Geschmack eines ganz, ganz alten Heroen beeinflusst worden  
wäre, so hätten wir heute im deutschen Roman mehr Kunst und  
weniger Philisterei. Und das Bemerkenswerthe ist, daß dieser Ver-  
greisung» und Auflösungsprozeß den Plan der „Likedeeler“ zeitigt.  
„Ich will einen neuen Roman schreiben,“ heißt es am sech-  
zehnten März 1895, „(ob er fertig wird, ist gleichgiltig), einen ganz,  
famosen Roman, der von Allem abweicht, was ich bisher geschrie-  
ben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, ob-  
schon Manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik ‚Ekkehard  
oder Mhnen‘ zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, in-  
dem er eine Aussöhnung sein soll zwischen meinem ältestem und ro-  
mantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten  
Romanschreiberei. Den ‚Hosen des Herrn von Bredow‘ käme diese  
Mischung am Nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die ‚Hosen‘,  
wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein  
Roman als phantastische und groteske Tragoedie gedacht ist. Er  
heißt ‚Die Likedeeler‘ (Likedealer, Gleichtheiler, damalige, denn es  
spielt Anna 1W0, Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor



Die Zukunft.  
und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störte»  
beker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook on inasse  
hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt  
noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht Alles an mir  
vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder  
werden. Aber eh es Dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit  
lang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben..."  
Und dann fragt er nach Schriften, nach Büchern und erklärt seinen  
Mut selbst zu Archivalischem...

Wären die „Likedeeler" geschrieben worden, so besäßen wir  
heute den historischen Roman von höchstem poetischen Rang, den  
Frankreich in „SalambS", Belgien im „Ulenspiegel" besitzt. Es  
sollte nicht sein. War die Zeit noch nicht erfüllt? Mehrmals, bis  
in den Juli, ist noch von dem Plane, den Studien die Rede. Dann  
breitet sich Schweigen darüber.

Dies lautlose Versinken einer so neuen und hohen, so klar er-  
schauten Aufgabe, dies stille Absterben einer begeisternden, Un-  
sterblichkeit verheißenden Konzeption giebt zu denken. Müdigkeit  
allein ist kein Grund zu solchem Verzicht. Es war ihm ja gleich»  
giltig, ob er fertig wurde. Besorgte er, mit diesem Unternehmen  
die Beschränkung zu durchbrechen, deren nach seiner Einsicht die  
Menschennatur, und seine Natur im Besonderen, bedurfte, um das  
Pollmaß ihrer Kraft zur Erscheinung zu bringen? „Wir bedürfen  
eines kleinen Kreises, um groß zu sein." „Wer sich überschätzt, ist  
klein." „Mir würde der Weitsprung nicht gelingen." Ruhig und  
mit sontanischer Skepsis gesehen: der Likedeeler-Plan war ein  
Plan des Ehrgeizes, der als solcher erkannt und verworfen wurde.  
Fontane war lange in der Beschränkung groß, im Bürgerlichen  
sublim, war lange als Romanschreiber ein heimlicher Sänger ge-  
wesen. Ein paar späte Monate träumte er davon, zu scheinen, was  
er immer gewesen war. Dann schämte er sich wohl seiner Hoffahrt,  
fand es wohl gar ridikül, auf einmal die alten Knochen zum Weit-  
sprung zusammenzuraffen und entsagte schweigend einem Werk,  
das für ihn etwas weniger Neues und Abweichendes bedeutete,  
als er anfangs geglaubt hatte. Der Fall ist typischer, als er das  
Ansehen hat. Anlagen und Bedürfnisse vornehmer Natur, die  
lange unscheinbaren und bürgerlichen Gegenständen zu Gut ka-  
men, sie innerlich edel machten und für den Kenner weit über ihre  
Sphäre erhöhten, sollen schließlich, angewandt auf einen „wür-  
digen" Stoff, auch blöden Augen sich in ihrem Adel offenbaren.  
Aber es fehlt der Reiz des Gegensatzes, der gewohnte Zauber der  
Heimlichkeit fehlt; und ein Werk kommt nicht zu Stande, das eine



Der alte Fontane.

IS

Konsequenz sein sollte und das sich in höherem Sinne als über» flüssig erweist.

Vielleicht war es gar der Aerger, der die phantastische Prosa-Ballade der Likedeeler konzipierte, der Aerger über das grobe Un-Verständnis; , dem seine Natur bis ans Ende ausgesetzt blieb. „Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt und bildet meine eigenste füdfranzösische Natur. Und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Lade-stock im Rücken. O Du himmlischer Vater!" War Fontane ein Romantiker? Sein Besuch in Bayreuth, 1889, mißlingt vollkommen. Nur aus physischen Gründen: Gegen Ende der „Ouverture" wird ihm schlecht und er giebt Fersengeld. Aber man darf glauben, daß ihm nicht schlecht geworden wäre, wenn der „Parsifal" ihm Etwas zu sagen gehabt hätte, und die amüsante Art, in der er von der „Strapaze" erzählt, macht deutlich, daß Tempelkunst und heiliges Theater sein Fall nicht war. War er ein Romantiker? Im deutschen Sinn gewiß nicht. Seine Romantik ist romanischer Herkunft, eine Cyrano de Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. Auch schauerliche Motive, auch Tower und Richtblock, als Sühne für heiße Verfehlungen, kommen darin vor. Aber ihr Grundwesen ist Rationalismus, ist heiterer Geist und freie Sinnlichkeit, und was vollkommen fehlt, ist das ahndevoll Musikalische, das brünstig Metaphysische, die trübe Tiefe. Was fehlt, ist ferner, bei aller Lust am Historischen, der reaktionäre Zug, der Haß gegen „diese Zeit". Iene tapfere Modernität zeichnete TheodorFontane aus, die heute, im Gegensatz zum Heiligen Stefan, etwa Richard Dehme! vertritt. Es gehört zu den Widersprüchen dieses ungebundenen und auf nichts eingeschworenen Geistes, der alle Dinge in seinem Leben von mindestens zwei Seiten gesehen hat, wenn er sich eines Tages mit erstaunlicher Entschiedenheit gegen das preußische Deutschland erklärt und Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar die Plätze nennt, daran man sich erfreuen könne. Bezeichnender für ihn ist sicher die Briefstelle, wo er von dem berlinischen, residenzlichen, großstädtischen Publikum spricht, das ihm wichtiger und sympathischer sei als die marlittgesäugte Strickstrumpfmadame in Sachsen und Thüringen; oder die andere, wo von Sittlichkeit die Rede ist und, wie bei Nietzsche „Wartburg" und „höhere Tochter", der „kleine sächsisch-thüringische Stil" und seine moralische Krähwinkelei verspottet wird. Damals ist er Siebenzig, und er wird immer jünger. Die „Re-



Die Zukunft.

Volution der Literatur" findet ihn auf der Höhe und er dichtet den heiteren Spruch von den Alten, deren larmoyanten Unentbehrlichkeitsdünkel er nicht versteht, und von den Jungen, die den Tag und die Stunde haben, die die Szene beherrschen und die nun „dran" sind. Um das Jahr 80 fallen, wie es sich gehört, aufsässige Bemerkungen gegen die Klassiker. „Denn wir nehmen unsern Klassikern gegenüber eine höchst befangene Stellung ein, wenn auch nur darin, daß wir auch aus dem Langweiligen und Mittelmäßigen durchaus Etwas machen wollen und literarisch eben so gut ‚Idolatrie' treiben wie politisch." Selbst gegen Schiller, der doch bis dahin „Nummer Eins" war, kann man ihn einen Augenblick in Ausfallstellung sehen. Der Halbfremde erkennt das Schillerthum als etwas Halbfremdes im Vergleich mit dem nationalen und volksthümlichen Geist Bürgers. Das Epigonthum gar, Alles „was zwischen Dreißig und Siebenzig geschrieben wurde", „ist mausetot". „Die Schönrednerei kommt nicht wieder auf." Und während freilich die kleinen Schreier und Tumultuanten ihm verdrießlich sind, begrüßt der Fünfundsiebenzigjährige Hauptmanns „Weber" als „vorzüglich", „epochemachend", „ein Prachtstück der deutschen Literatur".

Unter seinen Bemerkungen über große moderne Erscheinungen ist wundervoll fontanisch die über Strindberg. Mehr als ein Instinkt in ihm, sein Sinn für Diskretion, Takt, Sauberkeit, Liebenswürdigkeit und bürgerlichen Anstand, mußte gegen dies unsympathische Genie revoltiren wie gegen den unseligen Stauffer, von dem er sagt: „Solche Genies sollten gar nicht existiren, und wenn das Geniethum so was fordert, so bin ich für Leineweber." Die „Beichte eines Thoren" entlockt ihm zunächst den Satz: „Wer solch Buch schreiben, aus Rache schreiben kann, ist natürlich ein Schofelinski." Allein sofort fügt er hinzu: „Es bleibt aber andererseits wahr, daß man die wichtigsten Aufschlüsse, Bekenntnisse, Handlungen immer oder doch fast immer den fragwürdigsten Personen zu verdanken hat. Revolutionen gehen zum großen Theil von Gesindel, Va ban^ue.Spielern oder Verrückten aus; und was wären wir ohne Revolutionen!" Man höre den Philister, den stocksteifen Ordnungsmann! Er fragt rhetorisch, was wir ohne Revolutionen wären! Und Das ist nicht nur eine Laune. Am Stoff der Likedeeler reizt ihn „die sozialdemokratische Modernität". An seinen englischen Freund James Morris schreibt der Mann der märkischen Gedichte, der Mann der märkischen Geschichte wörtlich: „Alles Interesse ruht beim Vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar und Adel und Klerus sind altbacken, immer das Selbe. Die neue, bessere



Der alte Fontane,  
1?

Welt fängt erst beim Vierten Stande an. Man würde Das sagen, auch wenn es sich bloß erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht. Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen thatsächlich überholt. Alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen Alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege." Das stammt aus dem Jahr 96. Achtzehn Jahre früher hatte er an seine Frau geschrieben: „Massen sind immer nur durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten worden und der Versuch, es ohne diese großen Weltprofosse leisten zu wollen, ist als gescheitert anzusehen. Man dachte, in ‚Bildung‘ den Ersatz gefunden zu haben, und glorifizierte den Schulzwang‘ und die Militärpflicht‘. Jetzt haben wir den Salat. In Beiden hat sich der Staat, ja, mehr denn Das ‚die Gesellschaft‘, eine Ruthe aufgebunden: der Schulzwang hat alle Welt lesen gelehrt und mit dem Halbbildungsdünkel den letzten Rest von Autorität begraben; die Militärpflicht hat jeden schießen gelehrt und die wüste Masse zu Arbeiterbataillonen organisirt." Diese Einsicht, heute zum Gemeinplatz geworden, war das Erlebnis; der siebenziger Jahre und die Briefstelle erinnert, wie manche andere, an Nietzsche, der höhnisch fragte: „Mit einem Worte: was will man? Will man Sklaven so ist man ein Narr, wenn man sich Herren erzieht." Zwischen dieser Anschauungsweise und dem unbedingten Enthusiasmus des alten Fontane für den „Vierten Stand“ liegt gewiß eine Entwicklung, liegt das Bewußtwerden seiner Modernität, sein wundervolles Hineinwachsen in Jugend und Zukunft. Aber eben so gewiß ist, daß er der Mann war, in dem beide Anschauungen, die konservative und die revolutionäre, neben einander bestehen konnten; denn seine politische Psyche war künstlerisch kompliziert, war in einem sublimen Sinn unzuverlässig; und ganz im Grunde hat er sich kaum gewundert, daß an seinem „Fünfundsiebenzigsten“ nicht die Stechow, Bredow und Rochow, sondern der andere, der seelisch fragwürdige, der „fast schon prähistorische“ Adel zu ihm kam. Diese Kompliziertheit war mehr als der „mangelnde Sinn für Feierlichkeit“ (der aber vielleicht das Selbe ist) daran schuld, daß Fontane „es nicht weit brachte“, daß der Dichter des Alten Derffling, des Alten Dessauer, des Alten Zieten und der berliner Einzugs-carmina nicht offiziell, nicht Adlerritter und Hofgänger werden konnte, wie Adolf Menzel. Unstreitig fällt beim Bildenden Künstler, beim hohen Handwerker das Geistige und Problematisch: mehr als beim Schriftsteller mit dem Technischen zusammen; nichts



Die Zukunft.  
hindert in seinem Falle die Herrschenden, das Stoffliche für die Gesinnung zu nehmen, und nichts hindert ihn, den geistig Stummen, Harmlosen und Unverantwortlichen, sich ihre Ordensmäntel und Adelstitel mit guter Miene gefallen zu lassen. Ein großer Maler kann offiziell werden, ein großer Schriftsteller niemals. Denn Alles, worin der Rang, Reiz und Wert seiner Persönlichkeit beruht, die geistige Nuance, die artiknlirte Problematik, die der»antwortungsvolle Ungebundenheit, muß ihn in den Augen der Herrschenden als gesinnunguntüchtig und verdächtig erscheinen lassen. Vom amtlichen Preußen ist nicht zu verlangen, daß es den patriotischen Sänger für voll nimmt, der eines Tages den Borussismus für die niedrigste aller je dagewesenen Kulturformen erklärt. Verantwortungsvolle Ungebundenheit: vielleicht hätte er sich das Wort zur Bezeichnung seines politischen Verhältnisses gefallen lassen. Im Jahr 87 soll er wählen. „Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen ‚Eilenden‘ an die Wahlurne citiren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so komplizirt, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann.“ Im Jahr 90 ist er frivoler: „Und nun breche ich auf, um nach vielen, vielen Jahren zum ersten Mal wieder einen Stimmzettel in die Urne zu thun; welchen? Ich habe es in meiner Verlegenheit durch Knöpfeabzählen festgestellt. Nur Der, der nichts weiß, weiß es ganz bestimmt...“  
Ein unsicherer Kantonist. Hat er nicht als Theaterkritiker einmal gestanden, eigentlich könne er immer gerade so gut das Gegentheil sagen? Er liebt den Adel „menschlich und novellistisch“, aber politisch ist er ihm „doch zu sehr gegen den Strich“; und er hat sich gewöhnen müssen, seine „schließlich als Untergrund immer noch Vorhande Adelsvorliebe mit Soup?on behandelt zu sehen“, weil er das Lied allzu sehr „nach seiner Fassung und nicht nach einem ihm vorgelegten Notenblatt blase“. Er liebt die Juden, „zieht sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor“ und hat „auch unserm von mir aufrichtig geliebten Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Iudenschaft vermittelt wird.“ Aber von den Juden regirt sein will er nicht, ist überhaupt nicht liberal und äußert sich aus dem patriarchalischen Idyll Neubrandenburgs höchst wegwerfend über „Freiheitparagraphen“. Man hält den „Wanderer“ wohl für einen Verherrlicher der Mark? Er bedankt sich. „Ich habe sagen wollen und wirklich gesagt: Mnder,, so schlimm, wie Ihr es macht, ist es nicht; und dazu war ich berechtigt; aber es ist Thorheit, aus diesen Büchern herauslesen zu



Der alte Fontane,  
19

wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht." Damit ist freilich, trotz Goßler und der „Einreihung“, amtlich nichts anzufangen. Aber zuletzt ist auch Dies nur die Reserve eines Augenblicks, eine Distanzierung der zarten Per» sönlichkeit von dem unholden Stoff. Was die „Wanderungen.“ eigentlich besagen wollen, ist an einer anderen Briefstelle in starken Worten ausgedrückt: Kritisch, heißt es dort, müsse hervorgehoben werden, „wie man nicht bloß Mark und Märker daraus kennen, sondern auch, aller Ruppigkeit und Unansstehlichkeit unbeschadet, unter der Borführung dieser Pflichttrampel und Dienstknüppel einsehen lernt, daß diese letzte Nummer Deutschlands berufen war, seine erste zu werden.“ Das ist die Selbstentäußerung des Schönheitmenschen, die sich willig darein findet, daß im Staatenleben nicht Verfeinerung und musische Anmuth, sondern Tüchtigkeit und rauhe Zucht die Träger historischer Sendung sind.

Er hat Bismarck mehrmals besungen; in den Briefen spricht er von ihm; und ich weiß nicht, woraus, ob aus Sang oder Wort, man mehr über Bismarck sowohl wie über Fontane erfährt. Die Gestalt des deutschen Kanzlers ist hier mit einem skeptischen, ja, gehässigen Psychologenauge gesehen: sehr groß und sehr fragwürdig. Das Recht auf Zweifel erkennt der Alte den Lungen freilich nicht zu. „Die Studenten,“ schreibt er am Bismarcktag des Jahres 95, „müssen begeistert sein; Das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Für alte Knöpfe liegt es anders oder wenigstens komplizirter. Diese Mischung von Uebermensch und Schlauberger, vonStaatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer, vonHeros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen..." Er war zu loyal, um der Legitimität gegenüber die Partei des Genies ergreifen zu können: „Ich stehe in der ganzen Geschichte von Anfang an auf Kaisers Seite . . . Bismarck ist der größte Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein ‚Prinzip‘ hat ihn schließlich gestürzt, besiegt, das selbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er nie gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königthums (eine wohlverdiente Macht) war stärker als sein Genie und seine Mogelei. Er hat die größte Aehnlichkeit mit dem schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräther. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weiter geht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätsthräne. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor

2»



Die Zukunft.

ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vortheilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch." Und er war nicht Pessimist und Cyniker genug, war, um mit Montaigne zu unterscheiden, in seinem Herzen zu sehr für das „Ehrenhafte" gegen das „Nützliche", um dem Macchiavellismus des Reichsgründers unbedingt zuzubeln zu können. „Er ist die denkbar interessanteste Figur. Ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dies vollendete Schlaubergerthum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andere Helden blicken. Dem Zweckdienlichen Alles unterordnen, ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt." Das Zweckdienliche ein furchtbarer Standpunkt: Das ist etwas Neues, Nachbismarckisches, ist etwas über „Reich" und „Realpolitik" hinaus. Ganz ähnlich, wie Fontane über Bismarck spricht, sprach Voltaire, der Zukunftsbürger, über Karl den Großen; und fast sicher ist heute schon, daß die politische Geistigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts der wohlwollenden Expansivität des achtzehnten verwandter sein wird als der düster-ungläubigen Brutalität des neunzehnten. Fontane hatte in sich viel achtzehntes Jahrhundert und an der Wende des neunzehnten, ein hoher Siebziger für seine Person, spricht er Worte, die ganz und gar dem zwanzigsten angehören. „Mit Schrecken sehe ich die .englischen Rüstungen', und daß das so weit- und lebenskluge England schließlich auch in diesen modernen Unsinn verfällt. Die Kultur, die dadurch geschützt werden soll, geht darin unter. Alle Staaten müssen erst wieder den Muth kriegen, vor dem Besiegtwerden nicht zu erschrecken. Es schadet einem Volk nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden; oft trifft das Gegentheil zu," . . . „Die Konquistadorenzeit, wo zwanzig Räuber, weil sie Knallbüchsen hatten, viel gesittetere Leute zu Paaren trieben und die Könige dieser besseren Leute auf den Rost legten, diese brutale Zeit ist vorbei, und gerechtere Tage brechen an. Die ganze Kolonisationpolitik ist ein Blödsinn: .Bleibe zu Hause und nähre Dich redlich.' Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest. Bis jetzt konnte man sich, wenn man auf England sah, daran aufrichten, daß es wenigstens ein Volk in Europa gab, das noch an ein anderes Ideal als an eine Million Soldaten' glaubte. Wenn England sich dieses kolossalen Vorzugs, der gleichbedeutend ist mit gesundem Menschenverstand, freiwillig begiebt und nun auch anfängt, jedem Menschen eine Flinte in die Hand zu zwingen, so steigt es von der Höhe herab, die es bis heute innehatte. Die Menschheit hat zu natürlichen Zu-



Der alte Fontane,

21

ständen zurückzukehren. Das aber, womit am Ehesten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus." Man traut seinen Ohren nicht. Ist es der Verherrliche? kriege«rischen Preußenadels, der Mann der Ouitzows und Itzenplitze, der spricht? Eins seiner letzten politischen Worte, ganz spät, aus sei»dem Todesjahr, gilt der bürgerlichen Revolution, die sich inDeutschland nur halbwegs verwirklicht hat und an deren Beendigung er glaubte. „Scharmützel" nennt er den achtzehnten März und fügt hinzu: „Unsere Enkel werden erst die wirkliche Schlacht zu schlagen haben." „Unsere Enkel": Das sind unsere Kinder; und mit ihnen war das Herz des alten Fontane. Jeder außerordentliche Geist muß in seiner politischen Theilnahme komplizirt und unzuverlässig er»scheinen, denn die Widersprüche, zu denen die Tagesdebatte ihn drängt, finden ihre Aussöhnung undAuflösung erst in der Zukunft. Das Schauspiel, das der alte Fontane bietet, dies Schauspiel einer Bergreisung, die künstlerisch, geistig, menschlich eine Verjüngung ist, einer zweiten und eigentlichen Jugend und Reife im hohen Alter, besitzt in der Geistesgeschichte nicht leicht ein Gegenstück. Die Zeit, die sich verjüngte, als er die Schwelle des Greisenalters überschritt, war diesem Werdegange günstig. Aber durch das untaugliche und verbitterte Zurückbleiben seiner Altersgenossen wird doch das Individuelle seines Falles hervorgehoben. „Ich bin mit den Jahren jünger geworden," schrieb der achtundzwanzigjährige Lüngling an einen Freund, „und die Lebenslust, die eigentlich ein Erbtheil der Jugend ist, scheint in mir zu wachsen, je länger der abgewickelte Faden wird." Das ist eine frühe Erkenntniß seiner vitalen Eigenart. Er war geboren, um der „alte Fontane" zu werden, der leben wird; die ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens waren, beinahe bewußt, nur eine Vorbereitung auf die zwei späten, gütévoll skeptisch im wachsenden Schatten des letzten Rätsels verbrachten; und sein Leben scheint zu lehren, daß erst Todesreife wahre Lebensreife ist. Immer freier, immer weiser reifte diese seltene und liebenswürdige Natur dem Empfange der letzten Antwort entgegen; und im Nachlaß des Verewigten fand man den schönen Spruch:

„Leben; wohl Dem, dem es spendet

Freude, Kinder, täglich Brot,

Doch das Beste, was es sendet,

Ist das Wissen, das es sendet,

Ist der Ausgang, ist der Tod."

München. Thomas Mann.

«SÄ»



Die Zukunft.

Die Geburt.

ch weiß nicht, warum es unbedingt nöthig war, daß sie in unsere kleine Stadt kamen. Vielleicht mußten sie den Friedensrichter aufsuchen, der damals, vor der Nachmittagsaudienz, am frühen Morgen Rathschläge ertheilte. Einerlei: sie kamen am Vorabend an, um am nächsten Tag wegen ihrer Angelegenheiten bald auf zu sein. Der Mann, der Iosef hieß und bei den Zimmerleuten arbeitete, hatte nicht weggehen wollen, ehe sein Tagewerk vollbracht war. Nun geschah, was immer geschieht, wenn man Eile hat: es gab an jenem Tage mehr Arbeit als gewöhnlich und Iosef konnte seinen Meister erst sehr spät verlassen. Obendrein mußte er seine Frau mitnehmen. Vielleicht hatten sie auch beim Notar zu thun. Sie mußte da sein, um ihre Unterschrift zu geben. Sie hieß Marie. Es war ärgerlich, sie diese Reise machen zu lassen, denn ihr Schoß war gesegnet. Und gar im Winter! Sie hatten kein Glück. Schlag Neun kamen sie in unserer Stadt an. Fast Alles schlief schon, nicht viele Lichter sah man hinter den Fensterladen der Häuser, Sie hatten kein Glück: da sie an eine Thür klopfen und Einen stören mußten, um Auskunft zu erhalten, verfielen sie auf die Thür der Bouteau, die in der Gegend allgemein verhaßt waren. Es hieß, der Mann habe den Tod seiner Mutter verschuldet. Der nahm sich nicht einmal die Mühe, zu hören, was die Reisenden von ihm verlangten. Roh antwortete er ihnen und erklärte, er vergebe keine Schlafstellen, aber links sei eine Pächter«, in die sie gehen könnten. Lärmend schloß er die Thür und sie hörten genau, wie er zu seiner Frau sagte: „Das ist ein Strolch mit seiner Strolchin!"

Als mans später erfuhr, war Alles entrüstet. Die armen Leute!

Wenn sie weiter oben oder weiter unten an eine Thür geklopft hätten, würden sie brave Menschen gefunden haben, die sich in Stücke zerrissen hätten, um ihnen eine Herberge zu verschaffen. Eine traurige Meinung mußten sie von den Bewohnern der Stadt haben! Und sie waren nicht ganz ohne Geld. Sie hätten gern das Nöthige angewendet, um in einem Bett zu schlafen. Traurig machten sie sich auf den Weg. Sie klopften an keine andere Thür mehr; versuchten gar nicht erst, eine Herberge zu entdecken. Ioses war nicht einmal ärgerlich. Da er sehr weit draußenauf dem Land arbeitete, konnte er nicht jeden Abend nach Haus kommen; hatte also schon oft auf dem Heu in den Scheunen der Pächtereien geschlafen. Da hat mans warm, wenn man versteht, sich ein Lager herzurichten. Aber die arme Marie, die ihre Nächte immer im Bett zugebracht hatte, war den Thränen nah. Umsonst sagte Iosef: „Du wirst sehen, ich werde Dirs schon zurecht machen. Und Du wirst dann gut schlafen, weil Du müde bist."

Die Pächterei, die sie aufsuchten, wurde damals von Vater Renon geleitet. Der behandelte Landstreicher, wie England in der Zeit der Attentate die Anarchisten behandelt hatte. Er gewährte ihnen freien Eintritt in seine Scheune. Nie war ihm Etwas geschehen. In den an-



Die Geburt.

23

deren Pächtereien gabs manchmal Brandstiftungen aus Rache. Ihm hatte noch nie Einer Ernstliches angethan. Oft genug sah er morgens einen Landstreicher vom Heuschober heruntersteigen. Der machte ihm einen Kratzfuß und Vater Renon fragte ihn scherzend, ob er wohl geruht habe.

Aber Iosef und Marie hatten wieder Unglück: in der Pächterei schlief Alles, als sie im Hof anlangten. Nur mit großer Mühe konnten sie die Thür zur Scheuer finden. Schließlich irrten sie noch und traten in den Stall. Schon wollten sie weg und weitergehen. Aber Iosef besann sich und sagte: „Wir haben es im Stall besser; denn hier ist's viel wärmer. Und um auf den Heuboden zu gelangen, müßte man eine Leiter hinaufklettern. Man sieht kaum noch und Du könntest fallen.“ Im Stall war ein Verschlag, in dem Vater Renon gewöhnlich seinen Stier festband. Aber in diesem Jahr war der Stier verkauft worden. Der Verschlag war frei. Ohne lange Umstände richteten sich Marie und Iosef dort ein; ohne zu ahnen, daß sie den Platz des Stieres einnahmen. Sie bereiteten sich zwei Strohlagen: eine als Matratze und die andere als Decke. Sie waren gar nicht so übel dran und sparten außerdem ihr Geld.

Marie schlief sogleich ein. Iosef konnte nicht schlafen und begann, nachzudenken. Er ging sein ganzes Leben durch. Er war fünfzig Jahre alt, hatte die erste Frau verloren und sich wieder verheiratet. Die zweite Frau ist viel jünger als er. Sie war eine Waise; er hatte sie gekannt, als sie ganz klein war; ihr Vater und er hatten am selben Tage geheirathet. Sie stand nun ganz allein in der Welt. Er brauchte ein Wesen, das ihm die Wirthschaft führte, und hatte drum die gute kleine Fran geheirathet, die nicht zänkisch, nicht kokett, sehr aufmerksam und sehr ernst war. Nun sollten sie ein Kind bekommen.

Früher, als Iosef erwarten konnte. Als er schläfrig geworden war, wurde er jäh aufgeschreckt. Marie hatte sich auf ihre Ellbogen gestützt und rief ihn: „Iosef, mir ist übel!“

„Das kommt, weil Du von dem vielen Gehen müde bist.“

Das wars aber nicht. Man konnte sich nicht lange über die Art der Schmerzen täuschen, die Marie peinigten. Du lieber Gott: zu unpaßlicherer Zeit konnte es wahrhaftig nicht kommen! Alles war ja vorbedacht; sogar das Geld für die Hebamme zurückgelegt. Aber sie hatten gemeint, einen Monat werde es wohl noch dauern; und nun fiels gerade auf den Tag, den sie nicht in ihrem Heim verlebten.

Marie litt furchtbar. Der Mann mußte sie immer wieder er-muthigen. Schließlich wars überstanden. Im Dunkel: denn Iosef hatte kein Streichholz mitgenommen. Gegen Mitternacht ließ das Kind den ersten Schrei hören. Ein Knabe oder ein Mädchen? Während der Frage geschah Etwas, das man nachher sehr komisch fand: die Thiere zogen an ihren Ketten. Vielleicht glaubten sie, der Herr habe einen neuen Stier gekauft.

Im Finstern tappte Iosef hin und her und besorgte ohne Wasser



Die Zukunft.

die erste Reinigung des Kindes. Ihm schien es ein Knabe. Das sagte er Marien. Die aber hörte ihn nicht; denn sie war nach der großen Anstrengung gleich wieder eingeschlafen. Iosef hüllte das Kleine in seinen Paletot und mußte nun frieren.

Wie lang die Nacht war! Er wagte nicht, Menschen zu rufen.

Die konnten ihn für einen Dieb halten und erschießen. Bis fünf Uhr wartete er; jetzt, dachte er, müssen Leute kommen, um die Thiere zu striegeln. Wirklich: da kam eine Magd mit einer Laterne. Das Kind erwachte und weinte. Die Magd wagte nicht, hinzusehen. Von Furcht gepackt, floh sie mit ihrem Licht, Das fehlte noch!

Volle fünf Minuten vergingen, bis der Pächter mit einem Knecht, jeder mit einer Heugabel zur Vertheidigung in der Hand, herbeikam. Da sahen sie nun die Bescherung. Iosef erhob sich respektvoll und erklärte ihnen Alles. Sie legten ihre Heugabeln fort.

„So was ist mir noch nicht vorgekommen“, sagte der sünsundsechzigjährige Vater Renon. „Arme Leute! Man ist doch kein Heide! Hättet uns rufen sollen!“

Der Landmann ist kein besserer Mensch als der Städter; aber er kennt das Elend genauer. Man trug Marie ins Haus und legte sie in das Bett der Mutter Renon (weils das beste war). Iosef entschuldigte sich; er wolle nicht unbequem werden. Und Marie mußte ja min» Kestens acht Tage lang liegen, Mutter Renon sagte: „Armes Würmchen! Unsinn: sie bleibt in meinem Bett; fürs Erste ist sie ja nicht zu transportiren.“

Iosef fragte: „Und wo werden Sie selbst schlafen?“

Sie antwortete lachend: „Bei Vater Renon; da können wir unsere Ehe erneuern!“

Diese Geburt war ein Ereigniß. In den nächsten Tagen wollten alle Anwohner den in einem Stall geborenen Knaben sehen. Es war ein prächtiges Kind; schon am ersten Tag öffnete es seine Aeuglein. Man konnte glauben, daß es lache. Es war stark und konnte, so verständig, wies war, für einen Lungen von sechs Monaten gelten. Draußen schneite es. Man konnte die Thiere nicht auf die Weide führen. Alle Hirten aus der Umgebung kamen herbei. Sie brachten Schafmilch: für den Fall, daß die Mutter nicht gleich nähren könne. Schafmilch ist nahrhafter als Kuhmilch. Ein Hirt schenkte dem Kleinen, ein schönes, warmes Schaffell als Bettdecke.

An den folgenden Tagen kamen die Leute aus der Stadt. Bürger, die für alle Kuriositäten Zeit und Laune haben. Sie brachten allerlei unnütze Sachen mit: ein kleines Halsband, Eau de Cologne und Aehnliches. Weil man im Winter die Fenster nicht öffnen, das Zimmer nicht lüften dürfe, hatte Einer Armenisches Papier herbeigeschleppt, das die Luft gesünder macht und mit Wohlgeruch füllt. Das einzige, was unser Paar brauchte, gab von Allen nicht Einer: ein Zwanzigfrancstück. Paris, C h a r l e s - L o u i s P h i l i p p e.



Elektrotrust.

^Elektrotrust.

ZWWan könnte von einem oiroulus vitiosus der Industrie sprechen. Erst Kapital in produktive Thätigkeit umgesetzt und dann wirds nöthig, wieder mit Hilfe des Kapitals den Ueberschwang der Produktion, zu hemmen. Besonders sichtbar wird dieser Kreislauf auf dem Gebiet der Elektrotechnik. Auf dem am Weitesten vorgeschobenen Posten der technischen Arbeit hat sich das Auge auf einen Horizont eingestellt, der beinahe im Nebel hinter den Grenzen des Marktes liegt. So kam es, daß um die Wahrung der Rentabilität in diesem Bundesstaat des Industriereiches die schwersten Kämpfe geführt werden mußten. Das Betriebskapital sah sich zu Annexionen gezwungen. Je mehr die Konkurrenz den Bilanzen zu schaffen machte, desto rücksichtsloser mußten die Konkurrenten bekriegt werden. Und der Kampf ist nicht leicht; denn die Verwerthung des elektrischen Stromes hat mit einer großen Anzahl von Fabrikaten zu rechnen. Dynamos, Motoren, Kabel, Lampen; dazu die Hilfgewerbe und Rohmaterialien: all Das bedingt eine überall durchgeführte Decentralisation und einen außergewöhnlich hohen Wettbewerbkoeffizienten. Jede Industrie, die auf die Herstellung von Massenartikeln angewiesen ist, muß von vorn herein auf ein richtiges Monopol verzichten. An ein Monopol, wie es etwa das Kohlensyndikat hat, denkt auch Geheimrath Emil Rathenau sicher nicht. Aber klugeStrategen der Elektrotechnik müssen streben, Produktionstätten aus einer Umgebung zu entfernen, die sie nicht zu voller Entfaltung kommen läßt, und in eine Atmosphäre zu versetzen, in der sie den höchsten Grad der Ergiebigkeit erreichen. Manches Werk, das allein nicht zu ausreichender Verzinsung gelangt, wird in einem von weiter und weiser Voraussicht geleiteten Concern schnell rentabel. Der Generaldirektor der AEG gehört zu den Unternehmern, die sich die richtige Distanz zum Wirthschaftkapital und zu dessen Bedürfnissen gewahrt haben. Ein genialer, von unermüdlichem Fleiß bedienter Kopf, der früher als andere erkennt, wie durch vernünftige Arbeitmethoden und Konzentrationen eine Kraftvergeudung vermieden werden kann. Diese Erkenntniß hat ihn auch zu der neusten Aktion geführt, die nicht ohne Mißtrauen aufgenommen wurde. Die AEG erhöht ihr Aktienkapital um 30 Millionen, um einen zweiten Ring um den Felten-Lahmeyer-Concern zu legen. Das geschieht in der ausgesprochenen Absicht, „eine lästige Konkurrenz zu beseitigen, einen neuen Stützpunkt in Süddeutschland zu erlangen und auf dem Gebiet des Seekabelwesens die Führung zu übernehmen/' Um dieses Ziel zn erreichen, wird ein Kapital von 85 bis 90 Millionen in Bewegung gebracht. Die AEG-Aktie hat einen Kurs von 284 und wandelt die Nominalsumme von 30 Millionen in den fast dreifachen Betrag. Die Börse war der That vorausgeeilt. Vor lahr und Tag schon begann die Kletterei der gewichtigsten deutschen Elektroaktie, Im lahr 1907 hatte sich der Kurs bis auf 180 gesenkt; das lahr 1908 brachte eine Spannung von 196 zu 229; 1909 von 235 zu 271; 1910 bis 284. In



2«

Die Zukunft.

dieser Zeit stieg die Dividende von 11 auf 13 Prozent. Das Betriebsjahr 1909/10 wird wohl 14 Prozent bringen; aber eine dem Kurs angemessene Verzinsung ist damit noch nicht erreicht. Beweis genug, daß die Aktie mit Erwartungen und Kombinationen der Börse belastet wurde, die nun zunächst einmal durch die Erhöhung des Aktienkapitals saldiert werden sollen. Daß sie wirklich wären, kann man, nach dem Ausdruck der Börsengefühle, nicht behaupten. Vielleicht ist das Bezugsrecht der neuen Aktien (zu 210) nicht reizvoll genug. Man hatte noch mehr erwartet. Das Geschäft mit Lahmeyer ist zu nüchtern und logisch; zu sehr auf arithmetische Grundlage gestellt, um den Börsenromantikern zu genügen. Ihnen bleibt die Hoffnung, daß noch irgendwas Wunderbares nachkommen werde.

Die AEG wird künftig ein Stammkapital von 130 Millionen und ein Arbeitskapital von 160 Millionen haben. In der Industrie ragen nur noch Krupp und Gelsenkirchen über sie hinaus. Zwei Jahre vor der Saekularwende war das Aktienkapital erst mit 25 Millionen beziffert. Das Wachstum allein könnte Staunen erregen. Noch mehr die Konsequenz der Dividendenkurve nach der Caesur vor neun Jahren. Und die Börsenschätzung der AEG-Aktie giebt einen Begriff von der Ziffer, die hinter dem Nominalbetrag des Grundkapitals steckt. Nach der neusten Gebietserweiterung von Deutsch-Luxemburg hieß es: „Wird die Gesellschaft im Stande sein, das hohe Aktienkapital gut zu verzinsen?“ Der AEG hat kein Ernsthafter solche Frage gestellt; jedem scheint die Bejahung sicher. Trotzdem es keine ganz leichte Sache ist, die Summe, die als Dividende gezahlt werden soll, um 30 Prozent zu erhöhen. Nur wer so gesund ist wie die AEG, kann gewiß sein, daß ihm auch so Schweres gelingen wird. Dabei übernimmt die AEG ein Werk, das bisher nicht gut rentierte: das Dynamowerk der Felten- und Guillaume(Lahmeyer)-Gesellschaft in Frankfurt. Die übernahm das Werk, als sie sich, im Jahr 1905, den Fabrikationbetrieb der Elektrizitätsgesellschaft vorm. W. Lahmeyer L Co. angliederte. Die Felten-gesellschaft hatte das Karlswerk in Mülheim. Das ist ihr Stammwerk, das gute Dividenden ergab. Das Dynamowerk in Frankfurt aber schmälerte die Ergiebigkeit des Gesamtunternehmens und dadurch seine Dividenden. Die Abtrennung dieses Theiles soll der Feltengesellschaft die frühere Rentabilität zurückgeben, der AEG aber die Möglichkeit einer rationellen Ausnützung des Dynamowerkes bieten. Dieses Werk ist, technisch und seiner Leistungsfähigkeit nach, ein nicht zu unterschätzender Rival der großen Elektrizitätsgesellschaften und die AEG konnte mit Recht von der Beseitigung einer „lästigen Konkurrenz" sprechen. Zugleich gewinnt sie einen Stützpunkt in Süddeutschland, Für die Felten-Gesellschaft bedeutet die Transaktion eine rsst. tutio in integrum, aus der sich werthvolle Lehren ziehen lassen. Bündnisse zweier Gesellschaften sind nur dann Vortheilhaft, wenn die größere die kleinere voll auszunützen vermag. Die Felten-Guillaume-Gesellschaft war auf ziemlich schmaler Grundlage errichtet, trotzdem ihre Leistungen im Sonderbereich (Draht und Kabel) zu den besten gehör»



Elektrotrust.

27

ten. Die Vereinigung mit Lahmeyer wurde nicht zu einer organischen Verbindung; und die Operation war kaum noch lange hinauszuschieben. Der neuste Eingriff der AEG erinnerte an die Abtrennung der Union-Elektrizität-Gesellschaft von der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. Auch die UEG war ihrem Concern zur Last geworden. Jetzt soll der Felten-Lahmeyer»Bund seine Selbständigkeit verlieren. Dazu hätte die Abtrennung eines einzelnen Werkes nicht genügt. Die AEG stellte also die Bedingung: einen Posten Aktien vom Kapital der Felben-Gesellschaft als Zugabe. Durch die Eingliederung der Lahmeyer-Gesellschaft in die Züricher Elektrobank (die Finanzierungsgesellschaft der AEG) sind 16 Millionen Mark des Aktienkapitals von 55 Millionen der Felten-Guilleaumewerke in die Gewalt der AEG gekommen. Nun will sie, gegen 10 Millionen ihrer Aktien, noch 16 Millionen Felten-Aktien eintauschen. Dann hat sie 32 Millionen und damit die Majorität im Felten-Concern.

Mit ästhetischem Behagen darf man die Sicherheit der Linienführung in der neuen Transaktion auf sich wirken lassen. Abtrennung des Dynamowerkes, Sanirung des Feltenconcerns, Beteiligung an den Chancen dieses geheilten Unternehmens, Gewinnung eines Konkurrenten als Mitwirkenden an der Kräftigung der eigenen Rentabilität, Ausnützung der Verbindungen des Feltenconcerns mit Kabelgesellschaften, Verbindung des Kabelwerkes der AEG mit dem Kabelwerk (Karlswerk in Mülheim) der Feltengesellschaft. Vor solchem Grundriß eines stolzen Bauplanes müßte jede Kritik Halt machen. Sie läßt sich nur deshalb nicht zum Schweigen bringen, weil die rein technische Begründung und Rechtfertigung der Aktion auf einen Effektenhandel gestellt ist. Die AEG füllt ihr Portefeuille mit neuen Aktien: den Papieren des in eine Aktiengesellschaft umzugießenden Dynamowerkes und den Feltenwerthen. Da ein Aktienaustausch stattfindet, so ergibt sich eine Art Inzucht. Eine Gesellschaft ist von der Rentabilität der anderen abhängig; und bei beiden Unternehmen spielt der Aktienkurs und die durch ihn normirte Höhe der Stillen Reserven eine Rolle. Wenn das Dynamowerk schlechte Geschäfte macht, spürt mans in der Bilanz der AEG. Daß eine Elektrizitätsgesellschaft modernsten Kalibers ihren Ertrag allein aus der Fabrikation zieht, ist undenkbar. Die Organisation der größten Betriebe fordert eine „Zwillingmaschine“ von Technik und Finanz. Gegen dieses Doppelwesen mit kritischen Waffen zu kämpfen, ist Zeit- und Kraftvergeudung. Man hat sich mit dieser Erscheinung abzufinden wie mit jedem Kitsch.»

Neben dem Concern der AEG giebts nun noch Siemens-Schuckert und die Bergmannwerke. Man könnte sagen, daß die AEG die Siemensleute vorwärts treibt; also thatsächlich schon die Führung hat. Me Verwalter der Siemensgesellschaft deuten selbst an, daß ihr Handeln von dem der Rivalin abhängt. Planen auch die Herren am Askaniischen Platz eine Expansion? Die Börse glaubts schon lange. Ob mit 'Recht oder mit Unrecht: bis zum Elektrotrust ists nicht mehr weit.

L a d o n.



der schwersten und hartnäckigsten Krankheiten, deren Kur die Philosophie übernimmt, ist die Geschwätzigkeit; denn der Unter«  
richt, als das einzige Mittel dagegen, läßt sich nur bei Solchen ge-  
brauchen, die hören; Schwätzer aber hören keinen Menschen an, son-  
dern reden immer. Dies Unvermögen, zu hören, ist also das erste Uebel,  
das sich der Geschwätzigkeit gesellt. Es ist gleichsam eine selbstgewählte  
Taubheit, da die Menschen, wie mich dünkt, die Natur tadeln, weil  
sie ihnen zwei Ohren und nur eine Zunge gegeben hat. Wenn also  
Euripides sehr schicklich zu einem unverständigen Zuhörer gesagt hat:  
„Nie kann ich füllen Dich, Du bist ja bodenlos! In Thoren schüttet  
man vergebens weisen Rath“, so kann man mit noch größerem Recht  
zu oder vielmehr von dem Schwätzer sagen: „Nie kann ich füllen Dich,  
Du nimmst von mir nichts an! In Thoren schüttet man vergebens  
weisen Rath.“ Ia, vergebens würde man sogar mit weisem Rath einen  
Menschen überschütten, der redet, wenn Andere nicht hören, und nicht  
hört, wenn Andere reden. Denn sollte er auch einmal Etwas anhören  
und seine Redseligkeit gleichsam Ebbe haben, so wird er doch Dieses  
schnell in reichlicherem Maße zurückgeben.

In Olympia ist eine Halle, die eine Stimme vielmal zurückwirft  
und deshalb die siebenstimmige genannt wird. So schallt auch die Ge-  
schwätzigkeit, wenn nur die geringste Rede an sie stößt, gleich von allen  
Seiten wider. „Sie rührt der Seele nie berührte Saiten.“ Fast sollte  
man also glauben, daß bei solchen Leuten die Kanäle des Gehörs nicht  
in die Seele, sondern in die Zunge gehen, weshalb denn auch die Er-  
mahnungen und Vorstellungen, die bei anderen Menschen liegen blei-  
ben, nur bei Schwätzern wieder herausfließen. Daher kommt es dann,  
daß sie, wie Töpfe, leer an Verstand, aber voll Klang herumgehen.  
Doch kann man, um ja nichts unversucht zu lassen, zum Schwätzer  
sagen: „Ach, schweige doch, mein Sohn! Gar manchen Vortheil schafft  
Das Schweigen Dir;“ und zwei der größten und wichtigsten Vortheile:  
daß man hört und wieder gehört wird. Keiner von beiden wird den  
Schwätzern zu Theil; sie haben vielmehr den Verdruß, Das, was sie  
sehnlich wünschen, entbehren zu müssen. Bei anderen Krankheiten der  
Seele, bei der Habsucht, beim Ehrgeiz, bei der Wollust, kann Einem  
doch noch sein Wunsch erfüllt werden; für Schwätzer aber ist das  
Traurigste, daß sie nichts mehr wünschen, als Zuhörer zu haben, und  
doch keine finden. Jeder flieht vor ihnen. Wenn Freunde beisammen-  
sitzen oder mit einander spaziren und sehen einen solchen Menschen  
auf sich zukommen, so ist das Beste, was sie thun können, daß sie un-  
verzüglich aufbrechen, Wenn in einer Gesellschaft ein plötzliches Schwei-  
\*) Der münchener Verlag Georg Müller, dem wir schon so man-  
ches werthvolle Buch verdanken, läßt (in sehr hübscher Ausstattung)  
einen neuen deutschen Plutarch erscheinen. Ein paar Bruchstücke aus  
dem Zweiten Band sollen den Appetit auf diese nützliche Gabe reizen.



Ueber die Schwatzhafteigkeit.  
gen entsteht, so pflegt man zu sagen, Merkur sei hineingekommen;\*)  
eben so hören auch Alle zugleich auf, zu reden, sobald ein Schwätzer bei  
einem Gastmahl oder bei einer Versammlung guter Freunde erscheint,  
um ihm ja keine Veranlassung zum Plaudern zu geben. Oeffnet er  
aber von selbst den Mund, so eilen Alle noch vor dem Sturm davon,  
gleich Schiffern, die beim Tosen des Nords um das Vorgebirge vor  
der Bewegung des Meers und dem Erbrechen sich fürchten. Daher  
kommt es denn, daß Schwätzer bei Gastmahlen allen übrigen Gästen  
höchst beschwerlich sind und Niemand sie gern auf Reisen zu Wasser  
und zu Land als Gefährten haben mag. Denn sie hängen sich überall  
an, zupfen den Anderen am Kleid oder am Bart und geben ihm wohl  
auch derbe Rippenstöße. In solchen Fällen sind die Füße wahrhaftig  
die schätzbarste Sache, wie Archilochus und wie selbst der weise Aristo-  
teles sagt. Dieser wurde nämlich einst von einem Schwätzer sehr belästigt  
und mit allerlei abgeschmackten Erzählungen ganz betäubt. Da nun  
der Redselige mehrmals fragte: „Ist Das nicht wunderbar?" versetzte  
Aristoteles: „Das ist eben nicht wunderbar, wohl aber, daß ein Mensch,  
der gesunde Füße hat, Solches aushalten kann." Einem anderen  
Thoren von dieser Art, der nach vielem Geschwätz zu ihm sagte: „Bin  
ich Dir etwa, Philosoph, mit meinem Plaudern zur Last gewesen?"  
antwortete er: „Durchaus nicht; denn ich habe nicht darauf geachtet."  
Wenn auch Schwätzer sich endlich mit Gewalt zum Reden drängen, so  
läßt die Seele nur die Ohren von außen her überschütten, sie selbst  
aber beschäftigt sich inzwischen mit anderen Gedanken und Betrach-  
tungen. Daher finden Schwätzer nicht leicht Zuhörer, die auf sie Achtung  
geben oder ihnen Glauben beimessen. Wer in der Liebe ausschweift,  
sagt man, dessen Same ist zur Zeugung untauglich; so ist auch die Rede  
der Schwätzer unvollkommen und unfruchtbar.  
Dennoch hat die Natur keins von unseren Gliedern so sorgsam  
eingeschlossen und gleichsam verpalisadirt wie die Zunge, indem die  
Zähne wie eine Schutzwehr um sie herum gesetzt sind, damit wir, wenn  
sie etwa den verschwiegenen Zügen,\*\*) die die Vernunft inwendig regirt,  
nicht folgen noch sich zurückziehen will, durch blutige Bisse deren Un-  
mäßigkeit Einhalt thun können. Nicht von unverschlossenen Vorraths-  
kammern oder Häusern sagt Euripides,\*\*\*) daß Unglück ihr Ende sei,  
sondern nur von einem unverschlossenen und ungezähmten Munde,  
\*) Dieses Sprichwort hatte vermuthlich seinen Ursprung daher,  
daß man für billig hielt, in Gegenwart Merkurs, als des Gottes der  
Beredsamkeit, zu schweigen und ihm gleichsam aus Ehrfurcht das Rede-  
privileg zu überlassen.  
\*\*) Eine Anspielung auf die Stelle im Fünften Buch der Iliade,  
Vers 226, wo siMlosis gewöhnlich durch zierlich, so prächtig, daß man  
vor Verwunderung verstummt, erklärt wird. Plutarch scheint mehr auf  
die Herleitung von sixsin, das Schweigen, Rücksicht zu nehmen; des-  
halb habe ich es durch Verschweigen übersetzt,  
\*\*\*) In der Tragödie der Baccchantinnen, Vers 385,



Die Zukunft.

In der That: wer ein Haus ohne Thür oder einen Beutel ohne Band als unnütz und unbrauchbar für den Besitzer betrachtet und dennoch einen unverschlossenen Mund ohne Thür hat, aus welchem sich beständig, so wie aus dem Schwarzen Meer, Fluthen ergießen, Der muß sicher die Rede für die werthloseste Sache halten. Daher finden solche Leute nirgends Glauben, wonach doch jede Rede strebt. Denn der eigentliche Zweck der Rede ist, bei den Zuhörern Glauben hervorzu- bringen; Schwätzern aber glaubt man selbst dann nicht, wenn sie wirk- lich die Wahrheit sagen. Wie Weizen, der lange in einem Gefäß ver- schlossen wird, zwar in Ansehung des Maßes sich vermehrt, aber an Güte und Brauchbarkeit verliert, eben so bekommt auch die Rede im Mund eines Schwätzers einen großen Zusatz von Unwahrheit.

Jeder sittsame und schamhafte Mensch wird sich vor dem Be- trinken hüten. Denn der Zorn geht nur, wie Einige sagen, der Raserei zur Seite, aber die Trunkenheit wohnt gar mit ihr in einem Haus; sie ist eine wahre Raserei, die zwar ihrer Dauer nach geringer, aber, weil sie eine freie Wahl des Menschen voraussetzt, desto größer und gefährlicher ist. Doch findet man bei der Trunkenheit nichts so tadelns- würdig als das Uebermaß und die Unbestimmtheit im Reden. Der be- thörende Wein ist es, „welcher den Weisesten oft anreizt zum lauten Gesange, ihn zum herzlichen Lachen und Gaukeltanze verleitet".\*) Dies geht indessen noch immer an, weil Lachen und Tanzen nicht so ganz zu verwerfen ist; aber was nun folgt: „Und manch Wort ihm entlockt, das besser wäre verschwiegen": Das ist das Schlimmste und Gefähr- lichste. Vielleicht hat hier der Dichter, um gleichsam die unter den Philosophen aufgeworfene Frage zu entscheiden, zwischen Rausch und Trunkenheit einen Unterschied machen wollen, so daß er dem Rausch Fröhlichkeit, der Trunkenheit aber fades Gewäsch zuschreibt. Denn, wie es im Sprichwort heißt, was der Nüchterne im Herzen hat, Das hat der Trunkene auf der Zunge.

Bias wurde einst bei einem Gastmahl, wo er sehr wenig sprach, von einem Schwätzer als ein Thor verspottet. „Wie?" fragte er, „kann auch ein Thor beim Wein schweigen?" Ein Bürger bewirthete in Athen einst königliche Gesandte und ließ sich ihrem Verlangen gemäß angelegen sein, einige Philosophen mit in die Gesellschaft zu ziehen. Alle nahmen an der Unterredung Theil und Jeder gab das Seine da- zu; nur Zeno saß still. Die Fremden wandten sich daher freundschaft- lich an ihn, tranken ihm zu und fragten: „Nun, Zeno, was sollen wir denn von Dir dem König sagen?" „Sonst nichts," erwiderte er, „als daß in Athen ein Greis ist, der beim Wein schweigen kann." Wenn die Philosophen die Trunkenheit beschreiben wollen, so sagen sie, sie sei ein leeres, vom Wein erzeugtes Geschwätz. Dadurch wird also das Trinken keineswegs getadelt, wenn Trinken und Schweigen mit ein- ander verbunden sind; aber thörichtes, sinnloses Plaudern macht selbst das Trinken zur Trunkenheit.

\*) Aus dem Vierzehnten Buch der Odyssee, Vers 463 ff.



Ueber die Schwatzhafteigkeit.

3!

Inzwischen macht doch der Trunkene nur beim Wein unnützes Gewäsch; aber der Schwätzer plaudert überall, auf dem Markt, im Theater, beim Spazirengehen, bei Tag und bei Nacht. Heilt er etwa einen Kranken, so ist er beschwerlicher als die Krankheit selbst; fährt er mit zu Schiff, so ist er widriger als die Seekrankheit; macht er Lob» sprüche, so ist er lästiger als der Tadler. Man wird lieber mit Schurken, die ihrer Zunge Meister sind, umgehen wollen als mit Schwätzern, wenn sie auch das beste Herz haben. Lysias\*) hatte für einen Mann, der in einen Prozeß verwickelt war, eine Rede verfertigt und sie ihm gegeben. Dieser las sie nun mehrmals durch, kam dann zu Lysias und klagte ihm, als er sie zum ersten Mal durchgelesen, sei sie ihm sehr vortrefflich vorgekommen, aber beim zweiten und dritten Mal schien sie ihm sehr matt und unwirksam zu sein. Nicht wahr, versetzte Lysias lachend, Du willst die Rede nur einmal vor dem Richter halten? Und nun bedenke man, wie groß, wie einnehmend die Beredsamkeit des Lysias gewesen ist. Ich wenigstens sage ohne Bedenken von ihm, daß er vorzüglich die Gunst der violenlockigen Musen besessen habe.\*\*)

Unter Allem, was zu Homers Lobe gesagt wird, ist nichts begründeter als Dieses, daß er vor anderen Dichtern den Ekel des Lesers zu besiegen weiß, daß er immer neu und gleichsam unerschöpflich ist, Vergnügen zu machen. Trotzdem sagt er an'einer Stelle von sich selbst: „Es ist mir zuwider, einmal erzählte Dinge von Neuem zu wiederholen.“ Er fürchtet also den einer Erzählung gleichsam auflauernden Ekel, und um ihn zu vermeiden, führt er das Gehör immer von einer Geschichte zur anderen und beugt durch Neuheit der Sättigung vor. Schwätzer hingegen betäuben durch ihre Wiederholungen die Ohren, die sie, wie ausgewischte Schreibtafeln, immer aufs Neue besudeln. Für dergleichen Leute nun mag die erste Erinnerung sein, daß es sich mit der Rede eben so verhält wie mit dem Wein. Wenn man Einen mit Gewalt zwingt, den zum Vergnügen und zu gesellschaftlichen Freuden erfundenen Wein im Uebermaß zu trinken, so verur» sacht man dadurch gemeiniglich Mißbehagen und Trunkenheit; eben so kann man auch die Rede, das angenehmste und festeste Band der menschlichen Gesellschaft, durch einen übertriebenen und allzu häufigen Gebrauch gänzlich verhaßt und zur gesellschaftlichen Verbindung untauglich machen, so daß nun eben die Sache, wodurch man entweder Anderen Vergnügen oder sich selbst Bewunderung und Liebe verschaffen will, nichts als Mißvergnügen, Verspottung und Widerwillen

\*) Ein athenischer Redner, der im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt lebte und wegen seiner reinen und fließenden Beredsamkeit bewundert wurde. Von seinen Reden sind nicht mehr als vierunddreißig auf unsere Zeiten gekommen,

\*\*) So nennt Pindar die Musen in der Ersten pythischen Siegeshymne.



Die Zukunft.

hervorbringt. Einem, der mit dem Gürtel der Venus\*) Alle, die seinen Umgang suchen, verscheucht oder von sich treibt, ist gewiß diese Göttin nicht hold; wer aber durch die Rede Andere beleidigt und sich verhaßt macht, muß den Musen und den Künsten ganz abgeneigt sein.

Unter den übrigen Leidenschaften und Krankheiten der Seele sind einige gefährlich, andere hassenswürdig, noch andere lächerlich. Bei der Schwatzhaftigkeit trifft dies Alles zusammen. Schwätzer werden bei ihren alltäglichen Erzählungen verspottet, wegen der bösen Nach«richten, die sie oft bringen, gehaßt und kommen sogar in Lebensgefahr, weil sie keine Geheimnisse bei sich behalten können. Daher sah man einst den Anacharsis,\*\*) als er nach einem Gastmahl beim Solon eingeschlafen war, die linke Hand über die Schamtheile, die rechte aber über den Mund halten. Er glaubte also wohl, und mit allem Recht, daß die Zunge eines stärkeren Zügels bedürfe. In der That: es wird Mühe kosten, so viele Menschen aufzufinden, die sich durch Ausschweifungen in der Wollust unglücklich gemacht haben, wie schon Städte, ja, ganze Reiche durch verrathene Geheimnisse zerstört worden sind. Sylla belagerte die Stadt Athen, hatte aber keine Zeit, lange dabei zu verweilen, da Mithridates Asiens sich bemächtigt und Marius' Partei in Rom wieder die Oberhand bekommen hatte. Inzwischen hörten seine Kundschafter einige Alte in einer Barbierstube\*\*\*) darüber sprechen, daß das Heptachalkonf) nicht gehörig bewacht werde und man also besorgen müsse, daß die Stadt von der Seite leicht erobert werden könnte; und davon gaben sie dann dem Sylla sogleich Nachricht. Dieser führte nun seine Armee ohne Verzug herbei und drang um Mitternacht in die Stadt ein, die er zwar nicht ganz zerstörte, aber doch so mit Mord und Blutvergießen erfüllte, daß der Kerameikus von rothem Saft trofs. Er war über die Athener mehr ihrer Reden als ihrer Handlungen wegen aufgebracht. Denn sie waren auf die Mauer gestiegen, hatten ihn und die Metella beschimpft und unter Anderem zum Spott gerufen: „Sylla sieht der Maulbeer' ähnlich, die mit Mehl bestreuet ist."ff) Durch diese und andere Spöttereien zogen sie sich, wie

\*) Von diesem Gürtel giebt Homer die Beschreibung:

„Alle Zauber waren in diesem Gürtel versammelt:

Liebeschmachtende Sehnsucht und freundlich füße Gespräche,

Bitten, welche sogar das Herz des Weisen beschleichen.

\*\*) Er war der Sohn eines skythischen Königs, legte sich aber in

Griechenland auf die Philosophie.

\*\*\*) Die Barbierstuben waren in Athen Sammelplätze, wo müßige

Leute zusammenkamen, um mit einander zu kannegießern.

f) Heptachalkon und Kerameikus waren gewisse Theile der Stadt

Athen. Das Erste lag an der Ostseite der Stadt, nicht weit von der

Akropolis oder Festung.

ff) In dem Leben des Sylla meldet Plutarch, daß dessen Gesicht eine ungewöhnliche feurige Rothe gehabt habe und diese mit weißlichen Schuppen oder Mehl gleichsam überstreut gewesen sei. Daher die spöt--



Ueber die Schwatzhaftigkeit.

33

Plato sagt, für Worte, für die leichteste Sache aus der Welt, die schwerste Strafe zu.

Eines einzigen Mannes Geschwätzigkeit hinderte, daß Rom von Neros Tyrannei befreit wurde. \*) Es kam nur noch auf eine einzige Nacht an, so wäre dieser Wütherich aus dem Wege geräumt worden, wozu schon Alles in Bereitschaft war. Doch der Mann, der ihn um» bringen sollte, sah im Hingehen auf das Theater an der Thür einen der Gebundenen, \*\*) der eben im Begriff war, vor Nero geführt zu werden, und sein Schicksal beklagte. Sogleich ging er auf ihn zu und sagte ihm heimlich ins Ohr: „Bete nur, mein Freund, daß der heutige Tag vorübergehe; morgen wirst Du mir schon danken.“ Iener nahm begierig den ihm gegebenen Wink auf, und da er, wie ich glaube, dachte: „Thoren nur pflegen die unsicheren Dinge für sichere zu nehmen,“ zog er die gewissere Rettung der gerechteren vor und entdeckte dem Nero die Rede dieses Mannes. Man zog den Verdächtigen sogleich ein und brauchte Martern, Feuer und Geißeln, um ihn zum Bekenntniß zu zwingen; aber standhaft leugnete er auf der Folter, was er ohne Folter freiwillig entdeckt hatte. Zeno, der Philosoph, \*\*\*) biß sich die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht, damit nicht der Körper, auch wider seinen Willen, durch die Martern gezwungen, das Geheimniß entdecken könne. So trug auch Leäna für ihre Verschwiegenheit einen herrlichen Lohn davon. Sie war eine Freundin der Harmodius und Aristogeiton und nahm, als Weib, durch Hoffnungen an der Verschwörung gegen die Tyrannen Antheil. s) Denn sie war durch den lieblichen Becher des Amor berauscht und um dieses Gottes willen in die Geheimnisse mit eingeweiht worden. Nachdem die Männer bei dem fehlgeschlagenen Versuch umgekommen waren, wurde sie auf die Folter gespannt und sollte die übrigen Verschworenen angeben. Aber sie entdeckte nicht das Geringste, sondern hielt alle Martern standhaft aus und zeigte, daß die Liebe zu ihr jenen Männern keineswegs zur Schande gereicht habe. Ihr zu Ehren stellten die Athener eine eherne Löwin ff) tische Vergleichung mit einer Maulbeere. Metella war die Gemahlin des Sylla, Tochter des Q. Metellus Numidicus.

\*) Der Ausgang dieser Verschwörung, an deren Spitze C. Piso stand, wird von Tacitus (Annsl. 15, 48fs.) erzählt.

\*\*) Sind vielleicht hier unter den Gebundenen die Leute zu verstehen, die zum Kampf mit den wilden Thieren bestimmt waren?

\*\*\*) Dieser Zeno war aus Elea oder Velia, einer Stadt im unteren Italien gebürtig, wovon er gewöhnlich Eleates heißt, um ihn von dem Stifter der stoischen Sekte zu unterscheiden. Er lebte um die vierundneunzigste Olympiade. Der Tyrann, gegen den er sich mit Anderen verschworen hatte, hieß Nearchus oder, nach Einigen, Diomedon. Siehe Diogenes Laert., Buch 9, Kapitel 5.

f) Diese Tyrannen waren Hipparchus und Hippias, die ihrem Vater Pisistratus in der Herrschaft über Athen gefolgt waren. Siehe Thukydides, Buch 6, Kapitel 54 fs.,

ff) Der griechische Name Leäna bedeutet eine Löwin.



### 34 Die Zukunft.

ohne Zunge an das Thor der Akropolis, wobei sie durch den Muth dieses Thieres Leänas unbesiegte Standhaftigkeit und durch den Mangel der Zunge ihre Treue und Verschwiegenheit andeuten wollten. Und gewiß: die Entdeckung eines Geheimnisses ist noch nie so nützlich gewesen wie schon gar oft die Verschweigung. Es ist noch immer Zeit, eine verschwiegene Sache an den Mann zu bringen; aber was einmal gesagt worden, kann nun nicht mehr verschwiegen werden. Es ist nun schon bekannt und unter den Leuten verbreitet. Aus dieser Ursache haben wir im Reden die Menschen, im Schweigen aber die Götter zu Lehrmeistern, weil uns bei den Einweihungen und Mysterien das Stillschweigen zur Pflicht gemacht wird. Beim Homer ist Odysseus, der beredteste Mann, als der verschwiegenste dargestellt, eben so auch sein Sohn, seine Gemahlin und seine Amme. Die Amme hört man sagen: „Fest wie ein Eisen und Stein will ich das Geheimniß bewahren. " Odysseus selbst, indem er neben der Penelope sitzt, „fühlt im innersten Herzen den Gram der weinenden Gattin. Dennoch standen die Augen wie Horn ihm oder wie Eisen unbewegt in den Wimpern." So sehr waren alle Theile seines Körpers zur Enthaltbarkeit geübt. Alles war der Vernunft unterthan und gehorsam, die den Augen befahl, nicht zu weinen, der Junge, nicht zu reden, dem Herzen, nicht zu pochen oder zu bellen, „und sein festes, duldendes Herz hielt aus im Gehorsam", so daß die Vernunft sogar über die unwillkürlichen Bewegungen herrschte und den Odem sowohl als das Blut sich gehorsam und unterwürfig gemacht hatte. Von gleicher Art waren auch die meisten seiner Gefährten. Denn daß sie sich von dem Cyklopen fort-schleppen und wider den Boden schmettern ließen, ohne den Odysseus zu verrathen, oder das im Feuer gehärtete nnd zur Ausstechung des Auges bereitete Instrument entdeckten, ja, daß sie sich lieber fressen ließen, als Etwas von dem Geheimniß offenbaren: Das ist doch wahr» lich der höchste Grad von Treue und Verschwiegenheit. Als dem Pittakus von dem Egypterkönig Amasis ein Opferthier zugeschickt und der Auftrag gegeben wurde, das beste und das schlech» teste Stück herauszuschneiden, schnitt er nur die Zunge heraus und sandte sie dem König. Mit Recht: denn kein anderes Stück des Leibes vermag so viel Gutes und so viel Schlimmes anzurichten. Wer zum rechten König erzogen werden soll, Der muß vor allen anderen Dingen das Schweigen lernen; dann erst mag man ihn reden lehren. Da den Antigonus sein Sohn fragte, wann er aufbrachen solle, antwortete der große König: „Fürchtest Du etwa, allein die Dromete nicht zu hören?" Seine Absicht war dabei nicht etwa, dem Nachfolger ein Geheimniß vorzuenthalten: vielmehr wollte er ihn warnen, wichtige Entscheidung vorschnell herbeizuführen. Und als man den alten Metellus fragte, wann das Heer ausrücken werde, gab er zur Antwort: „Wenn, ich glauben könnte, mein Hemd wisse davon, würde ichs sofort ausziehen und ins Feuer werfen." Plutarch.

Herausgeber und verantwortlicher «cdakt.ur: Maximilian Hxroen in Berlin, — Verlag der Zukimst in Berltn, — Douck von P«ü S >».,r!el> <» m, b H, i,i Berlin,



Berlin, den 8. Oktober 191«. V Moritz und Rina. Kressin, Michael 1910. Hor-Em»Heb! A^ieß so nicht der ehrenwerthePharao,dessen ausgewickelteMu-mie mir durchaus zumuthenwolltest? Nngefahrso. Mindestens anderthalb Jahrtausende vor unserem Heiland. Kohlschwarz, mitzerbröckeltem Brustkorb und eingedrücktem Nasenbein; wie ein steinaltes Gretchen überläuft mich heute noch, wenn dran denke. Mußte aber, als irgendwo las, »das preußische Lunkerthum habe nur noch den Raritätenwerth eines gut mumifizirten Leichnams aus praehistorischer Zeit". Niedlich? Gehörst quanä meme, von Geburt wegen, dazu. Kannst nix machen, Kaiserliche Hoheit, wie der arme Ferdinand sagte, als schon schwach im Kopf unter der Krone war; niz: und wenn Du noch so modern strampelst. Mitgehangen; weil die Wiege im Lunkerhause stand. Aber süß, solche Sachen vierzig Jahre nach Sedan etc. pp. zu lesen, wo von Bismarck, Moltke,Roon, BlumenthalbiszumkleinstenFahnenjunker herunterunsereKlassengenossen(nenntmansheutenichtso?Siehst, wie mich modernisire) doch keine ganz schlechte Figur machten. Seitdem auch nicht im hintersten Treffen. Hilft nicht. Werden behandelt, als ob Ehre und Reputation längst verloren hätten. Täglich. Kann mich kaum noch ärgern; komme mir selbst manchmalschonwie was in Balsam und Kalk Eingemummeltes vor, das nicht mehr in die Welt paßt, und frage nur, wie lange wir bei dieser Wirtschaft bis ans Ende floriren werden. Jedenfalls: noch nicht dagewesen. Neulich hat der stettiner MaltzanEiniges gegen die Zeitungsippe gesagt (nicht gerade sehr geschickt und wirksam placirt); gleich prasselte die Flamme aus allen Papierdächern. Nnd den Leuten war doch nur Nnreife und Respektlosigkeit vor-



3tt

Die Zukunft.

geworfen worden. Daß man uns Ausbeuter, Bettler, Staats-schmarotze? und Schlimmeres schimpft, verdient natürlich nicht den leisesten Tadel. Bogelfrei. Selbst Adolf sieht endlich ein. Ams gleich zu bekennen: da wächst eine Art von Trost. Einst der Rötheste der Rothen; jetzt auf dem Weg nach Damaskus. „Das Geschrei wird mir zu dumm. Bedrohte Freiheit, gefährdete Menschenrechte, geknechtetes Bürgerthum in Stadt und Land: Alles Grobblech voM billigsten Klempner. Welche Schandthaten sind unserenLeuten denn eigentlich aufs Kerbholz zu setzen? Könnten heller sein und die Zeichen derZeit früher erkennen. Aber wolfs-schluchtreife Scheusale, weil sie Witwen nnd Waisen (nicht etwa bloshre)nichteetra besteuern, unserPreußen.denReichsrückhalt, nicht zur reinen Demokratie machen und ein paarMarkstücke auf die Talonchen packen wollten? Blödsinn mit Kapernsauce. Das Ewig-Kindische zieht uns herab." So tröpfelts nun. Manna für meinendürstendenGaumen.DieRedereisüddeutscherDemokraten und eines pariser Schwadroneurs hat ihn zum Entzücken wild gemacht; als ob alle gutenInstinkte desBlutes wieder erwacht wären. Was aber kann der Einzelne? Noch dazu auf entlegener Klitsche! AuchhatderHerrMajorRückfälle,die meineHoffnungmitMehl-thau bekleckern. Den ärgsten, wie Dir vorstellen kannst, nach der königsberger Rede. Dann Ludwig von Bayern und schließlich sogar diejungePrinzessinVictoriaLuise. Ein böserTag! „Fehlte noch, daß die kleinenPrinzessinnen insRhethorische rutschen. Schon dieBerpuppung inNniformen unzeitgemäß: nirgends mehr Sitte und, selbst bei bescheidenen Symptomen der Weiblichkeit, ein übler Anblick. (Worin er mal Recht hat. Wenn ich eine von unseren Ersten Damen, jung oder alt, in den Waffenrock gepreßt sehe, mit dem Helm auf der Modefrisurund dem Gurt über strammem Fisch-bein, schüttle, schon vor dem Bilde, das greise Haupt. Schlechtes Theater. Ist seitTrianon denKönigsfamilien nie gutbekommen.) Wollen die Herrschaften nicht merken, daß sie nicht an dieRampe gehören undRuhe die erste Fürstenpflicht ist?" And so weiter im alten Tezt. Als ich, nicht aus des Herzens tiefster Tiefe, nur, um acte äe presence zu machen, widersprach, kam er mir mitTreitschke, gegen den wehrlos bin. Fünfter Band: „In sorgloser Heiterkeit, ganz unanthunlich, wie die Holländer sagen, schritt er durch das Leben; kraft derWeihe seines königlichenAmtes, kraftseincrper-sönlichenBegabung glaubte er,alleWeltweit zuübersehen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, blieb er



Moritz und Rina.

37

doch ein Selbstherrscher im vollen Sinn. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räthe ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen; und dann schien es wohl eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglas, bis sich endlich mit einem Mal zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plan mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz Allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch. Aller Menschenkenntniß bar, zeigte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Rathgeber, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu setzen oder sie durch unmögliche Zumuthungen rasch zu vernutzen. In Allem abweichend von der unzugänglichen Schüchternheit des Vaters, liebte er, Jedermanns Meinung zu befragen; in der Unterhaltung hörte er freimüthigen Widerspruch gern, ja, er schien ihn durch kecke Behauptungen fast herauszufordern. Wenn er gewinnen wollte, dann entfaltete er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und verschmähte selbst die kleinen weiblichen Künste des Schmollens nicht. Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhoben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten. In jedem erklärten politischen Gegner sah er einen persönlichen Feind." Packt Einen höllisch, wenn man des vom Vater Gehörten denkt. Nur Das nicht, heutzutage, noch einmal! Mußt nicht etwa von Turteltaubenhaftem träumen; gemeinsamer Lecture, innig gesellt und so was. Keine Spur. Solche Lese-früchte werden mir in Zettelchen zugeschoben und mit keiner Silbe während des Mündlichen erwähnt. Das sich aufs Allernothwendigste beschränkt. Mehr nur, als die Kinder hier waren. Bist im Bild; weißt, daß Miezens Brut, die recht schmalbäckig-berlinisch ankam, sich in den fünf Wochen famos herausgemacht hat (siehe reizenden Komplimentirbrief Deiner Lotte über Mastkunst) und daß der Marine-Eidam, weil kein Heil sieht, durchaus das Dienstliche segnen will. Hoffst, ihn umzustimmen? Trotzdem ich verstehe, daß unter jetzigen Umständen, ohne Aussicht, daß mal Ernst wird, Kriegerspiel eine ziemlich freudlose Geschichte ist, wäre mir, Miezens wegen, Abschied nicht willkommen. Eher bei meinem Jungen, der ja ähnliche Nmsattelwünsche hat (und allerlei Mysteriöses aus Kaisermanöver schrieb; der arme Mackensen scheint eklig her-engefallen zusein). Der Besuch des jungen Volkes war mir wieder



Die Zukunft.

eine Wohlthat. Da auch erträgliches Wetter. Sonst jammervoll. Erst über den Asten ein Bischen Bratsonne. Der Herrgott hats dennoch leidlich gemacht und die Nachbarschaft (unsere paar Are zählen kaum) ist nicht unzufrieden. Aber zu lachen gabs selten; und wenn wir den Logirbesuch hinausführten, hörte er nur Knirschen und ingrimmige Rede. Neberall die selbe Stimmung. Großer Sieg der Rothen in Sicht, alles Alte, Ehrwürdige, Bewährte verschrien, das gute Wort „Preußisch“ fast zum Ekelnamen geworden und Keiner weiß, woher die Besserung kommen soll. Begeisterung? Wofür denn? Sogar Zeppelin hat insotraumiger Weise enttäuscht, wie nicht mal der spöttische Herr im Hansaviertel voraussah. Motordefekt oder Brand; ein Kahn nach dem anderen. Daß auf diesem Weg nichts zu holen sein wird, ist klar (wenn noch so viel von »unglücklichen Zufällen« geschwatz wird); die anständigsten Leute schämen sich ihres Enthusiasmus von dannemals, lachen über das Gerede von Nordpolfahrten und sind nun erst recht schwer für Nationales warm zu kriegen. Denke manchmal, man krieche schon zu lange mit. Ein Segen, daß man seinen Glauben hat; und den alten Pastor, der Anchristliches nicht wuchern läßt. „Schicket Euch in die Zeit!“ Versteht sich. Auch in Stoppeln und Wind. Aber leicht wird solche Schickung nicht. Alte Knochen spüren: Herbst! Drinnen wie draußen. Muß es denn sein? Jeden Morgen habe ich, wenn im Bett aufgesetzt hatte, gehofft: Heute muß gute Post kommen. Nichteine. Ob wir das Ding, das früher auswärtige Politik hieß, überhaupt noch haben, ist mir Klobrühe; zu merken ist nichts (womit dem vergnügten Schwaben in der Wilhelmstraße keinen Vorwurf machen will). Mit England auf dem alten unfruchtbaren Fleck, die Poussirerei mit Frankreich bringt nichts ein und den Zaren läßt man morgens wie ein Wunderthier anstarren und abends von Versammlungsgesinde wie einen Verbrecher mißhandeln. Das beste Mittel, ihn kopfscheu zu machen und unsere Feinde drüben zu stärken. Herr Radolin, der edle Pole, untersteht sich, laut zu schelten, weil seine Dienste, deren Werth er sehr hoch schätzt, nicht mehr beansprucht werden; und hat noch heute nicht die Antwort, die ihm gebührt. Leider. Hollweg ist mir nachgerade ein Räthsel. Was will er? Was kann er? Iederschlägt, sticht, bespeit ihn: und er sitzt still auf seinem Stühlchen. Ob er wirklich glaubt, mit achtbarer Passivität auskommen zu können, und nie geahnt hat, daß nur »kräftige Initiative« (Adolf) ihn noch auf den Damm bringen kann? Ihn und uns; ich wenigstens weiß nicht, was werden soll,



Moritz und Rina.

39

wenn ein neues Weilchen so weiter vegetiren. Sechster Kanzler? Noch nicht erfunden. Alles früher Genannte, Wedel, Goltz, der be-  
thuliche Trachenberge?, unmöglich, Marschall verbraucht und Ki-  
derlen doch wohl zu schlau, um das Rennen überhaupt erst aufzu-  
nehmen. HierbehaupteteneulichEiner, der geradenWeges von der  
Spree kam, S.M. denke an Schorlemer. Nnzweifelhaft katholisch  
und doch nicht Centrum sans pkrase; achtbarer Landwirth und doch  
nichtBund überAlles. Willmirnichtin denKopf. Schon der Name  
paßtnicht indieFirma. Wennwirklichsoslau, wieinFamilie re»  
nommirt, läßt dieHand davon. AugustEulenburg.ders schließ-  
lich noch am Besten könnte, wird, in seinem Alter, nicht mehr wollen,  
gilt auch am Hof als unentbehrlich und war schon für London ja  
nicht loszueisen. Doppelt nöthig also, daß der Amtsinhaber sich  
Ansehen verschafft. Wird aber höchste Eisenbahnzeit. Der Zustand  
up to äste ist neu. Tag vor TagDiskreditirung des Kanzlers, der  
sich nicht rührt, und ein Gestöhn, als lebten wir mindestens unter  
dem spanischen Philipp. „Reaktion“. Möchte endlich erfahren,  
was mir daruntervorzustellen habe. Mancher lernts nie? Stimmt.  
Hell genug, um zu sehen, wiemittags derHase läuft, ist man aber  
noch; auch nach der Entwöhnung vom eigentlich Politischen. Nnd  
wenn ich bei Alt und Jung mißmuthige Mienen sehe, möchte ich  
dreinschlagen. Keiner thuts. Selbst in unserenReihenAlles viel  
zu schlaff und flau.Brauchten nicht jedeNiedertracht einzustecken  
und erst nachher, unter Brüdern, die Faust zu ballen. Sind wir  
denn Angeklagte? Meinem evangelischen Gemüth (seit so ent-  
setzlich viel von Religion geredet und für den Heiland, ders gar  
nicht nöthig hat, mit der Zunge gefochtenwird, kriegt ein sauberer  
Christenmensch nurschwernoch einBekenntnißwortüber die Lippe)  
paßt die Intimität mit dem Centrum auch nicht. Kann aber, da  
unter Bismarck schon einmal gewesen, nicht Todsünde sein; und  
scheint, bei genauem Hinsehen, nur das Protestantenbewußtsein  
vor Juden und Iudengenossen zu kränken. So lutherfest wie die  
ZeitungmacherinBerlinundAmgegend sindunsere Eingesessenen  
doch wohl noch: und schlafen ruhig und werden von ihren Scelen-  
hirtennichtindieEckegestellt. Was von dem „ganz unpolitischen,  
nur religiösen Papst“, den Ihr auf Bülow's Bürgschaft Kredit  
gabet, zu erwarten ist, fühlt längst freilich der Blindeste mit dem  
Krückstock. Mehr Politik als je; und von welcher Sorte! Wer  
aber rührt sich? Kein Bein. Alles bleibt friedlich im Mausloch.  
„Hätt' ich ein Wämmslein und Hosen undHut!“ Meinst, dafür



Die Zukunft.  
sei es einBischen zu spät? Stimmt; viel sogar. Denke auch nicht etwa an Konkurrenz mit der Crippen-Dame und Aehnlichem; nur eben: Mann sein. Mitreden können. Weil von Euch Allen (scheint meinem alten Schädel)Keiner die richtige Lippe riZkirt. Sind auf den Zähnen alleHaare ausgegangen? Wenn nur derMob (Magdeburg ist eine schöne Gegend) von der Leber weg redet, wollen wir lieber gleich die Reichsbude schließen.  
Wien? Was man so imBlättchen «schwungvoll" nennt; und persönlich wohl ein Erfolg, der ihm, nach bitterer Enttäuschung, vontzerzen zu gönnen ist. Erstens aberschwärmtDeineSchwester nun mal nicht für Spektakel und Paradeaufmarsch „in schimmern-der Wehr" (Schießen oder Schweigen: bleibt ihre Parole) und zweitens erwartet sie von da unten nichts Rechtes. Interessante Völkerschaften. Eine halbeStunde östlich von Sacher riechts schon nach Orient; da passe ich. Kann nicht mit und werde, inprotestantisch-agrarischerRnwissenheit,niebegreifenlernen,daßunserWeizen unterm Halbmond blühen soll. „ Los" (wie derBerliner schnoddert) ist ja genug; allerlei Portemonnaiepolitisches im Gange. Das große Herrenreiten um den Habsburger Hut nannte esAdolf heute, wo wir den baumlangen Dietrich zum Sonntagsgänschen hatten, und orakelte, noch beim Kaffee in der Veranda, über die neuen Finanzmethoden der Kriegführung. Mir einigermaßen schleierhaft. Jedenfalls: wer schon so lange mitläuft wie Nnsereins, macht sich nicht viel daraus, wie sich auf dem Balkan die sogenannten Mächte „gruppiren". Alles schon dagewesen (wie Döring in irgendeiner Iudenrolle sagte); gehüpft wie gesprungen. Mir sind die jungenTürken noch größere Ekels als die alten. Nnd bis auf Weiteres erwarte stets, daß Ferdinand, der Bulgare und Hauptkerl, den S.M. leider froissirt hat, bei hohem Spiel auf die richtige Karte setzt., Natürlich hat ers mit seinen Hammeldieben nicht leicht. Giebt aber nicht nach. Und hinter Allem, was über seine Müdigkeit undRücktrittsabstcht in derZeitung steht,wittert die alte Nase nur die Vorbereitung zu neuem Coup.  
In der guten und treuen Hauptstadt des theuren Reiches (frage mal den ja wohl echt bürgerlichen Herrn Wermuth, wie theuer)habtIhr also die richtige Revolution mit allen Chicanen? Endlich; weißt, wielange voraussagte. Mußte so kommen. Bewaffnete Haufen, Revolverkämpfe, Verwundete: wird namentlich draußen sehr angenehm wirken. Daß es jetzt Keiner gewesen sein will, auch rothe Gesellschaft alle Mitschuld leugnet, versteht sich am



Moritz und Rina.  
Rande. Ist immer so. Wahr bleibt trotzdem, daß die Leute andert-  
halb Jahre lang bis zur Tollheit verhetzt worden sind. Glauben  
sie, daß wir in so erbärmlichen, schändlichen, ungeheuerlichen Zu-  
ständen leben, wie jeder Tag auch in den, so zu sagen, liberalen  
Zeitungen steht, und daß der arme Teufel ausgesogen und ge-  
knechtet wird, dann kann selbst ich ihnen nicht verdenken, wenn sie  
wild werden und Teller und Tassen zerschmeißen. Nur die Quitt-  
ung, auf die wir gefaßt sein mußten. Ein Segen noch, daß Jagow  
nicht angekränkt ist und (vielleicht erst nach nach zu langem Zau-  
dern) befohlen hat, keinen Pardon zu geben. Vissings Rezept hätte  
schneller gewirkt. Der wußte, was man gegen solches Fieber or-  
diniren muß. Gehts nicht über alle Akazien, daß die Bande, bis  
ties ins angeblich Nationale hinein, zu brüllen anfängt, weil ein  
Kommandirender fürdenNothfall einer Pöbelrottung vorgesorgt  
hat? Kommt nicht dazu, hieß es immer; unsere Herren Genossen  
sind zahm und setzen sich Salven nicht ausv Deshalb in und bei  
Magdeburg das Wehgeschrei, als der Corpsbefehl ans Licht kam.  
»Lauter gute Bürger." Auch die Moabiter mit ihrem heidnisch  
frechen Gerase? Da habt Ihr den Salat. Dein weiser Schwager  
rechnet auf gute Nachwirkung; Moabitmüsse, mehr noch als Mag-  
deburg, den Verständigen die Augen öffnen. Ich habe zu hoffen  
aufgehört. Aber wenn die p. t. Bourgeois, die was zu verlieren  
haben, jetzt nicht merken, wohin wir kutschiren, und ihren Zeitungen  
einenRuck ins anständig Patriotische geben, sind sie wirklich werth,  
scunmt ihrem berühmten «Welthandel" zu Grunde zu gehen. Die  
liebe Lotte hat von dem Spektakel hoffentlich nichts gemerkt. Ja  
ganz dicht bei Euch! Nnd das Haus ohne Herrn.  
Keine Ahnung, wo diesmal den ramponirten Reckenleib ab-  
spülst. Bin aber zu Lammsgeduld nachgerade gedrillt und grolle  
nicht, auch wenn das Herz mir bricht. Weiß nur, daß Lottchen im  
Nest hockt; derwürdigeErbherrsich also,injedeinSinncun am«re,  
„ausleben" kann. Innigstes Beileid! Am Ende legt der Land-  
briefträger die fällige Epistel erst auf meinen Sarg. Kränze und  
andere Trauerkundgebungen höflich verbeten. Ist ja Mode. Trotz-  
dem in unserer Ecke ziemlich böses Blut, daß (nach Bildern und  
Berichten) um die Schwester der Kaiserin nur I. M. und Kron-  
prinzens Trauer trugen, während nach Onkel Eduards Tode die  
gewohnteTrachtvonernstem Schwarz cle riZueurwar. Stand Der,  
nach allem Angethanen, dem Herzen näher? Müßte vermieden  
werden. Schon der Gedanke, die Ignorirung des Tr^uerfalles



Die Zukunft.  
könne das weibliche Familiengefühl verletzen, ist schädlich. Bist nun aber fürs Aeüßerste gedeckt. Nicht einmal wegen des hellgrau Karrirten würde mich im Grab umdrehen. Nur eineBitte: Nimm Dich desSchwagers an! BeiImporten, besseremBurgunderund Borchardtfutter würde er mir allzu bald folgen. IViauvailL Zenre? Hast Recht; warum aber löstest mich verbauern und schickst nicht, vomLido oder ausBiarritz (billiger giebst es gewiß nicht),wenigstens einen Den kzettel? O lieb', so lang Du lieben kannst! (Aber, bitte, nicht schwungvoll!) Nnd, zurAbwechselung, nach unzähligen anmuthigen Objekten für anderthalb Stunden auch mal die gräßlich reizlos anständige Rina.  
Noordwijk aan Zee, am Tag von Wartenburg, 1910.  
Liebste Grollerin! Mevrouw!

Meine Sehnsucht hatte die Freude geahnt. Dennoch kam sie; unerfleht, wie immer, am Willigsten. Zu meinem Glück war der Ofen (hier heißt er Kachel, ist aber von Eisen und hält nicht lange vor) geheizt; der Ergebenste wäre sonst erfroren. Morgens und nach Sonnenuntergang nordsibirische Kälte. Macht nichts: über alle Hoffnung schön! Noch bei Iammerwetter; und endlich auch von beseligender Leere. DenkstDu daran? Als ich zum ersten Mal das Oranierlied hörte, warst ja mein Reisekumpan; und den Pharao, an dessen Mumie der ahnungvolle Engel mich das Gruseln lehren will, sahen wir gemeinsam in der guten WolldeckenstadtLeiden. I^nZ aZo. And ich brachte die winzigsten Erwartungen mit. Puppenländchen, hatte man mir gesagt; und, versteht sich, wieder Engadin oder Lido Palace empfohlen. Danke für Backobst; Liftboys und Frack, Busenetalage und Schenkel in Lockspitzen kann bei den heimischen Pedalen (Gerson Bleichröder) haben. Will draußen nicht gerade Loden mit Seelengestank, aber ä mon sise sein, wie die berliner Börsenmadame sagte, wenn sie, ganz in Korylopsi sgetunkt,denmittlerenAbendpaquinvorritt. KeineSpur hiervonBäderhaftem, weder Kapelle noch anderes Kurplaisir; und diepaarSwells, die anwindigenAbenden mitHäubchenjungfern undSolchen,dieesscheinenwollten,einTänzchenwagten,seitzehn Tagen völlig verduftet. Himmlisch. Nicht so hart und friesenepifch wildwiediesylterHerbstheimath; dochvielreicherund nobler. Die Dünenthäler mitBlumen durchstickt; dieHügel mit diskretemBrombcccrrbehang. Wiesen und Vieh, daß einer Pommerin die Augen übergehen müßten. Das Bad selbst (wenn mans so nennen darf)



Moritz und Rina.

43

ohne jeden Budenzauber und Saucengeruch. Ansässige Weiblichkeit sehrvornehminihren vielen Bauschröcken und die Männer (fast die ganze Jugend fischt jetzt auf der See) in ihrer Art ganze Kerle. MancherMuschelfischerhechtsich,aufseinemRömerwagen, wie ein Wasserkantenmars vom Horizont ab. Von dem Luftton, demMeer könnte nur stammeln.Im blauenSpiegelstaat,ingrauen, braunen, gelben Schleiern, mit grünlich funkelnden Kämmchen, violettem Trauerpomp oder unter der Sturmpeitsche aus Schaumbergen aufstöhnend: herrlicher sahichesnie. Garnichts Puppenhaftes. Eine Küste, die noch von der Heroenzeit träumt. And das Land, wo große Maler wachsen mußten: weil Luft und Licht, wie unsereSprache amWerkdeutscherDichter, still zurBildgestaltung mitwirken. Schon zu viel hiervon. (King Claudius? Adolf hat den Shakespeare im Kopf.) Kennst meine alte Liebe. Weißtaberauch, daß am Nordmeer pünktlich in süßen Stumpfsinn versinke. (Aeber Respektabilität meines Wandels auch nur einWort zu verlieren, wäre unter aller Würde; übrigens das bescheidenste Abenteuer frühestens im Bereich des scheveninger Blinkfeuers zu haben, dem ich, wie allen Carousselplätzen, fern bleibe.) An Zeitungen und Briefen eher Aeberfluß als Mangel. Interesse? Ob wir wieder Ostwind mit glatterSee und eisig glitzerndem Himmelsschmuck bekommen oder morgen in weißer Brandung baden werden. Alles Andere summt wie aus einer fremden Welt her. Höchst erholsam; aber (aber?) nicht zu Politischem stimmend. Hast selbst erlebt, wie komisch klein die „Ereignisse“ scheinen, wenn man sie mit einiger Verspätung erfährt; siehe Excellenz Goethe über nachgeholte Zeitunglecture. Darfst also nichts postuliren. Denn das Handwerk, ohne fanatische Hingegebenheit Lesbares schreiben zu können,lernt Dein Bruder auf seine alten Tage nicht mehr. Nur in Ekstase gehts manchmal noch halbwegs. Nimmst mit Briefkastenstil vorlieb? AmHimmel ist geschäftige Bewegung. Denke nichtanAviatik (für die wir mehr thun müßten) noch gar an die Zeppeline (fürdie wir zu viel gethan haben, die, wenn erst rationell verbessert, eines Tages aber nützlichen Omnibus dienst leisten können, auch für Kolonialtruppentransporte vielleicht brauchbar werden). An die höchste Politik. EinGequirl von Nachrichten und Gerüchten, das verwirren soll und wirklich auch geübten Augen die Sehweite zu kürzen scheint. Dir, die aufjedes Wort Ottos des Einzigen schwörst, ist alles Balkanische Hekuba. Seit vorgestern aber derPivot des Diplomatenaufmarsches. Eigentlich schon länger: seit Rußland



Die Zukunft.  
mit den Japanerhieben nach Europa zurückgekehrt ist. Kanns da  
satt werden? DerTürke sitzt vor der Schüssel. Oesterreich-Ungarn  
verdaut seinen saftigenFetzen. Italien blickt gierig ostwärts. Und  
Eduard, dessenFettpolsterhändchen dieHappen so geschicktzu ver-  
theilen wußte, ist nicht mehr.Sagte ich derScheltenden nicht oft,man  
werde den Subtilen an allen Ecken und Enden vermissen? Voilä!  
Keiner, dersoschlau treibt und bremst, Geschäftekonstruirt und ab-  
wickelt.Iswolskij hat ansehnlicheRoutine.ist aber bis an dieSchläfe  
mitEitelkeithypothekenbelastetund,nachdemHalbdutzendSchlap»  
pen, ziemlich tiefunterPari. DieBrüderCambon.die jetzt insFeuer  
mußten, sind sachlicher,kühler,präziser; doch nicht, wasBismarck  
erste Nummern nannte. Der brave Herr Pichon sieht nur von  
Weitem wie Staatsmännlichkeit aus. Bleibt Sir Arthur Nicol-  
son, unser intimer Feind, der in Algesiras und Petersburg gut  
gearbeitet, aber bisher nicht die Möglichkeit gehabt hat, cle cionner  
sa mesure. Unsicher, ob er schon die Orientdrähte lenkt. Kein  
schweres Spiel. Dein Unvergleichlicher hat Recht; nicht nur im-  
mer, sondern auch diesmal. Türken und Russen brauchen Geld.  
Das in beträchtlichen Mengen auf die Dauer ohne die Fran-  
zosen nicht zu haben ist. Ein Taschenpalmerston könnte aus sol-  
cher Situation Etwas machen, wenn er Paris so am Schnürchen  
hätte, wie Eduards überlebende Commis es noch haben. Nur:  
die nachhamidischen Türken sind zu dumm. Glauben, sie könnten  
Frankreichs Millionen umschlingen, wenn sie vorher bei uns  
Kriegsschiffe kaufen und austuten, sie seien entschlossen, mit dem  
sogenannten Dreibund bancie K pari zu machen. Oualifizierte Nö-  
thigung. Sie haltens für feine Diplomatie. Auf unseren Privat-  
werften siehts so öde aus, daß ich, trotz Tirpitz und tzoltzendorff  
(die natürlich dagegen waren), sogar Nassautypen nach Konstan-  
tinopel verkauft hätte. Warum nicht? Wir sind ja friedlich bis in  
die Pechhütte, übermorgen gehts noch nicht los und die Schiff-  
bauer könnten lachen. Doch Alles, verstehtsich, ohne Trara, Reden  
undGoltzfeiern. Cliche: «Ein gutes Geschäft, dessen Abschluß den  
Engländern zugleich beweist, daß wirnichtanUeberfall, Angriffs-  
krieg und ähnlichen Unsinn denken; wer uns den Plan eines  
Türkenbündnisses zutraut,sollte seinOberftübchen frisch möbliren."  
Durch plumpe Erpressungsversuche ist aus Paris nichts zu holen.  
Das wird in der ville-lumiere feiner gefingert. Den Milliarden  
noch mehr in denBalkan nachwerfen, damitDeutschlandmoderne  
"ähnebauenund irgendein neugebackenerPaschamitseinen Roß-



Moritz und Rina.  
schweifen durchs Brandenburger Thor stolziren kann? Erst die Waare: dann das Geld. Mit Versprechungen hat auch Herr Kosuth als Handelsminister gewinkt. Fazit: Bahnscherereien und Petroleumärger mit Oesterreich-Angarn. So reden die Franzosen; wollen die sachte Abkehr von Deutschland mindestens vorbereitet sehen, ehe sie fürTürken und Magyaren den Beutelöffnen. Einstweilen läßtleder sich Erfolge zuschreiben. Das ist billig undmacht, keine Flecks. Vor der Nebernahme der Anleihen (gegen die Kowzews Leute, vor der Russenkonversion, auch Marktbedenken haben) ist Alles nur Kaffeesatzdeutung. Die )eune lurquie nimmt sich ungeheuer ernst. KeinWunder, da sämtliche Groß- und M ittelmächte thun, als seien sie von der Haltbarkeit des europäisch angepinselten Osmanenreiches überzeugt, während jede doch nur auszurechnen trachtet, wie lange der blutige Schwindel noch dauern könne. Neberschlage dieOrientalia ein Weilchen, ms mie; verlierst nichts von Belang. Alle erreichbaren Wässerchen werden getrübt und Iswolskij giebt seinem Aeффchen Zucker (Konferenzen mit den in München, Wien, Madonna Di Campiglio treulich vereinten Botschaftern Cartwright und Crozier; Irrwischfahrten durch Europas bessere Hälfte; Triumphbriefe, die Privaten beiderlei Geschlechtes von der nahen Rache an Deutschland und Oesterreich vorplaudern). Wird er sanft in eine Legatenstellung abgeschoben, dann bedeutets, daß Oesterreich Verständigung wünscht. Geschieht esheutenicht,sogeschiehtesdochinZukunft. Englandmußjederin den Orient vordringenden Macht die höchsten Preise bieten. Muß; und kann. Braucht ein kaunitzisches Oesterreich, das mit den Westmächten paktirt. Deshalb ging Rosebery (jetzt nicht in Amt, also höchst ungewöhnliche Wahl) als Kingherold nach Wien und zu uns kam Roberts erst spät und nach beinahe unhöflichenAmwegen. Neberall kleine Mittelchen. Nirgends Einer von sehenswerthem Format. And immer wieder das selbe Gegaukel. Kommt San Giuliano: unlösbare Freundschaft mitItalien. Rosebery: wiekönnte zwischen Oesterreich und England je dauernde Feindschaft entstehen? Wilhelm: Deutschland über Alles! Ganz wie bei uns. Mir einRäthsel, daßActeurs und Zuschauer denKramnoch vertragen; daß nicht endlich mal Einer zusammenzählt, wie oft von Neujahr bis Weihnacht irgendein als unzerbrechlich Angepriesenes gekittet wird. Aber wer blind sein will, sieht den nächsten Laternenpfahl nicht; und Einen, dem Taubheit Spaß macht, pfeift selbst Patzkes gespitztes Mündchen nicht in den Stall zurück. Li-



Die Zukunft.  
manowa-Petroleum, Südbahnärger, Türken» und Magyaren-  
anleihe: das Alles zeigt doch verdammt deutlich, wie fest die entente  
à trois noch ist. Daß wir den Angarn aus der Geldklemme halfen,  
war schließlich wohl kaum zu vermeiden; braucht man aber nicht  
als Verbindung von Angenehmem mit Nützlichem auszusprechen.  
Sollen wir etwa auch der Türkei noch pumpen? Auf die Länge  
reichs nicht; Anleihelieferung kann nicht unsere Sache sein, wenn  
industriell und kommerziell auf der Höhe bleiben wollen. Jetzt  
siehts ja aus, als ob die enormen Kerlchen in Konstantinopelmürr  
genug wären, um nachzugeben und vor der öanque Ottomane Ko-  
tau zu machen. Würde für die drei Entente-Mächte ein Triumph,  
an dem Sir Ernest Cassel (recht verständig und, schon vor seiner  
loblichen Stiftung, mit leisem Eifer um gute Stimmung bemüht)  
gewiß nicht ohne Verdienst (auch in der Neutralbedeutung des  
Wortes). Dem Bonvivant Kiderlen darfst nicht Anrecht thun.  
Ist nicht müßig. Daß in Bukarest (wo Rosen, diplomatisch und  
persönlich, schlecht am Platz ist) Eduard nicht ans Ziel kam, und  
noch jetzt Alles leidlich läuft, ist dem Schwaben zu danken. Der auch,  
aus der Holsteinzeit, die Intimität mit dem feinen Paul Schwa-  
bach hat und die Nngarnsache deichseln konnte. Nur mit allzu lau-  
ten Posaunenstößen in der Nachfolge des geschätzten Vortänzers  
empfangen und schon unter Bismarck der Prestigegier verdächtig.  
Möchte nicht lange im Applausvorschuß sitzen und trachtet drum  
vielleicht ein Bischen zu ungeduldig nach sichtbarem Erfolg. Tür-  
ken, Südslaven, Rumänen, Magyaren, denkt er, haben gesehen,  
daß die drei feierlich versöhnten Mächte, wenns ernst wird, nicht  
marschieren lassen, sondern vor dem bewaffneten Willen Deutsch-  
lands und Oesterreichs zurückweichen. Diese Konjunktur sucht er  
auszunützen. Ganz schön. Aber die großen Interessen bleiben un-  
verändert; und was für die bosnische Bagatelle nicht riskirt wurde,  
müßte um höheren Einsatz doch gewagt werden. Neber Italiens  
Haltung und Absicht giebt's nur in der Kinderstube noch Illusionen.  
Fragt sich also nur, wann Franz Ferdinand und Aehrenthal finden  
werden, daß ihnen das Hemd näher ist als der Rock. (Dein Fer-  
dinand, der Bulgare, wickelt sich hoffentlich noch einmal heraus.  
Seine Leute sind wüthend, weil er nicht, so lange Zeit war, los-  
geschlagen und die Makedonengeschichte ins Reine gebracht hat;  
stellen sich solche Aktionen einfacher vor, als sie sind. Nnd die Bul-  
garen wuth. mit der sie ja noch ein altes Suppenhühnchen zurupfen  
haben, hat die Rumänenherzen für die türkischen Wünsche gepflügt.



Moritz und Rina.

Sobald inStambul irgendwas Stabiles zu fassen ist, kommtFer-  
dinand aus der Tinte; wenn er nicht vorher weggeputscht wird.  
Mit einem Schuß Battenbergersprit, der das Soldatenmousseux  
erzeugt, wäre dieses beträchtliche Politikertalent in breiterer As-  
siette. Höchst betrübend, daß man sich bei uns nicht höflicher um  
ihn kümmert. EinTaps in Sofia: und in derBalkankiste hört das  
Geknatter überhaupt nicht mehr aus.) Stete Sorge vor dem Ge-  
rede, daß wir den Wienern allzu emsig die Cour machen. Ver-  
tragen sie nicht; glauben nachgerade, in jeder schwierigen Markt-  
lage unsere vierMillionenBayonnettes in Zahlung gebenzu dür-  
fen (der angetraute Finanzmann erklärt denTerminus). Nnd an-  
derswo wirds als Schwachheit gedeutet. Die Pumphilfe beinahe  
wieder, wie der in Rohnstock erschmeichelte Handelsvertrag, Bar-  
bares Kontribut. Der Verbündete fordert, was er in jedem Augen-  
blick braucht; verbittet sich Schiffahrtabgaben und Enteignung in  
Posen (mit beiden Verzichten wäre Dein entarteter Bruder übr-  
gens einverstanden) und holt einen Haufen Geld aus dem Nach-  
barland. Va bene; darf aber nicht übertrieben werden. Was wir  
von Oesterreich verlangen, ist nur: Rückendeckung in Europa. Da-  
für ists mitdemBündnißvertrag anständig bezahlt. In «nenwlibus  
sind dieWünsche nicht mehr sobequemvereinbarwieindenTagen  
Bismarcks und derBinnenmarktindustrie.Ist auch Alles chaotisch,  
bis wir zu einem festen Verhältniß mit England gekommen sind.  
Daß nicht zu erreichen, wie oben, mit elegischem Aufblick gen  
Himmel, immer wieder gesagt wird, werde nie glauben lernen.  
Natürlich nicht bloße Verständigung über die Flottenziffer; zu  
spät. (Weil höchstens auf solche Absicht hofft, hat der Barrister  
Asquith in seinenReden behutsam gemogelt.) PolitischerVertrag  
mit Hörnern und Klauen. Simpel genug ist die Rechnung. Kein  
Anderer kann England aus seinen Verlegenheiten (Indien,  
Egypten, Japanerbündniß, Budget) befreien. KeinAnderer kann  
so viel bieten. Die Hoffnung, uns kleinzukriegen, hat kurzsichtige  
Augen. Selbst wenn wir ganz allein bleiben: die siebenzig Mil-  
lionen Menschen, die wir bald nach 1915 haben werden, könnten  
dem Britenleun das Leben eklig verleiden. Jahrzehnte gefährlicher  
Beunruhigung würde das Weltclearinghouse nicht überdauern.  
Oft erörtert. Beim Vertragsabschluß könnten wir viel zusagen,  
wenn wir viel bekämen. Sogar über den Tarif wäre eine Einigung  
denkbar; braucht Britanien nicht ins Beresfordische Drcad-  
noughtszubauen,sokannsichsmiterträglichenZollsätzenbegnügen



W Die Zukunft.

und sich mit seinen Hauptkolonien vernünftig einrichten. Das liberale Kabinet kämpft um sein Leben und seit Gladstone, dem glorreichen Reichsverderber, steht alles annäherndWighistische in dem Ruf, das Internationale jämmerlich zu verprudeln. Bringen die Leute jetzt einen Vertrag, der Britanien und Deutschland verbündet, den englischen Besitzstand garantirt, den Marineetat ins Erträgliche kürzt und gestattet, die schlimmste Noth zu lindern, dann stehen sie, nach dem einen Schlag, größer da als die Erben D'Israelis. Daß sie alle anderen Verträge übermorgeu kündigen, fordert kein Gescheiter; können ruhig weiterlaufen: sind unschädlich, sobald die politische Vernunft das feste Schutz- und Trutzbündniß der Germanenvormächte durchgesetzt hat. Aber offiziell verhandeln, durch den besten Mann, der zu haben ist, und nicht in die kindische Sitte der Versöhnungsversuche zurückfallen. Ob Prinz Heinrich beim King beliebt ist und ob George schneller als sein Papa nach Berlin gondelt: daraus mache ich mir gar nichts. Nur aus ernsthaftem Geschäftsabschluß. Wir kommen nicht vom Fleck,wenn allein odermitunsicherenKantonistengegenfeindliche Entente-Mächteanzugehensuchen; und müssen immer auf nöthigende Abrüstungsvorschläge der Koalirten gefaßt sein. Sicher ist die Wahrung unserer Weltinteressen nur mit maritim mächtigen Bundesgenossen. Was an dieses Ziel führen kann, muß versucht werden. Citissime. Denn Deutschland wird ungeduldig. Kannst es ihm verdenken? Ich eben so wenig wie den Dir affilierten Kriegern, daß sie keine Lust mehr haben, zu Land und zu Wasser noch mitzumachen. Das Ansinnen, kreuzfidel oder mindestens zufrieden zu sein, weils nicht Ohrfeigen hagelt, kommt aus beschämender Nnterschätzung des deutschenWesens und der deutschen Nationalpflicht. Daß die Landsmannschaft nicht zufrieden ist, nehme ich als erfreuliches Symptom kräftigen Willens zum Leben; kein Grund, darob zu flennen. Nnser Malheur ist, seitzweiJahrzehnten, daßdieGeschäftsführernicht wissen, welche kolossal starke Firma sie vertreten. Kiderlen ahnts: und läßt deshalb die Puppen in anderem Tempo tanzen als Richthofen, Tschirschky oder gar die Nonvaleur Schoen je wagte. (Auch dem gewandten und geistigpolyglottenBülow bliebDeutschland immer unheimisch und, bei pflichtgemäßer Zuneigung etc. pp., ein Bischen unheimlich; hielte fonst das Phaiakendasein in Villa Malta nicht aus. Nie von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er im Großen wollen dürfeundungeheureKräftehintersichhabe: daher



Moritz und Rina.

«9

die Jammerbilanz im Internationalen.)Vielleicht nur etwas klein-  
staatlich eng und zu schnell geneigt, die eigene Leistung (Beispiel:  
Magyarenanleihe) dickzu unterstreichen. Das Volk fühlt sich und  
möchte drum endlich Thaten sehen; Ungefähr wie meine ReINETTE,  
wenn sie morgens ihrUnverwelkliches aus den Kissen hebt. »Gute  
Post? Nicht eine." Dauert nachgerade zu lange. Daß man Quark  
breittritt und Winzigkeiten (Opferung Delcasses und Iswolskijs)  
alsRiesenerfolge servirt,nützt jedesmal nur für die Frist einesFlie-  
genlebens. Nahrhaftes oderAusmünzbares? Giebts nicht. Nnd  
wenn jetzt das Plänchen gelänge, in Südosteuropa Türken und  
Rumänen zu ködern, wärs wiedernur für anderthalb Bierminuten  
ein Bombenerfolg. Zwanzig Jahre (in denen nicht nur Ameri-  
ka, England, Frankreich, Italien, Oesterreich, sondern, per salcZo,  
sogar Rußland gute Geschäfte gemacht hat) haben uns nichts  
eingebracht. Daher der zähe Groll. Daher das eingewurzelte  
Mißtrauen in alle Kapaunenverheißung und der Flackerärger  
über die Rednerei. Daß ein dramatisches Temperament, nach  
fast zwei Jahren ängstlicher Zurückhaltung, im Wirbel eines die  
kühnste Hoffnung übersteigenden Paradejubels, wieder mal ex-  
plodirt, ist am Ende weder unbegreiflich noch fürchterlich. Stets  
ein neues Räthsel mir nur die Spiegelung des Geschehenen  
im Geist Seiner Majestät. Das war beinahe ohne Ausnahme  
Alles, doch ganz anders. Da wurde, auch an deutschen Höfen,  
nicht mit Phrasen, sondern stramm mit Bestechung gewirkt und  
ohne reichlichen Exportpreußischen (und welfischen) Goldes, ohne  
LeibrentenzusicherungundIesuitenintervention hätte deralteWil-  
helm den Kaisertitel („ Charakter-Major") nicht erlangt. Hat Hinz-  
peter dem Zögling von Alledem nichts erzählt und schließlich gar  
Tauroggen, das Datum offener, freilich nöthiger Rebellion Vorcks  
gegen denKönig undKriegsherrn.als einen Ehrentag derDynastie  
dargestellt?Nichtminderräthselhaft,daß dermannichfach begabte  
Herr überhaupt glauben kann, durch Reden nützen zu können; soll-  
te Ballin, Gwinner, Rathenau, Fürstenberg fragen, ob ihnen je-  
mals der Gedanke gekommen sei, aus öffentlichen Reden könne  
ihrer Gesellschaft Vorthail erwachsen. Er fühlt, daß Etwas gesche-  
henmüsse, und verwechselt erstens Wort und That,zweitens Erfolg  
und Wirkung. Die (hastRecht, Preußenseeel) auch in Wien nicht  
ersprießlich. Höchstens für die Christlich-Sozialen, denen es, ohne  
Lueger, schlecht zu gehen anfängt, und fürAehrenthal.dermit dem  
Blick auf dieschimmernde Wehr", in West und Ost die Gebote hin-



SO  
Die Zukunft.  
auftreiben kann. Habsburg wird sich über wiener Glanzleistungen eines Hohenzollern nie freuen; und wo, „Heil!“ gerufen wird, riechts nach Schoenerer und im Erzhaus mehr als die Pest gefurchtetem Alldeutschthum. Die Gottesgnadenrede nebst marienburger Eil« botenkorrektur natürlich viel schlimmer. Würde aufhören, wenn ein Gewichtiger dem Herrn rund heraus sagte, daß alles Reden heute, auch wohlerwogenes, von Nebel ist, und, ohne Zimperlichkeit, die Verschlechterung der kaiserlichen Position nachwiese: vor KönigsbergHollweg, seitdemS.M. in allenSchießbuden dasScheibenziel. Der Kronprinz, den Deine Liste vergaß, hat wenigstens abgelesen und sich einen schlechten Redner genannt. Wer den Vater einen guten nennt, setzt ihn, als Deutschen Kaiser, herab. Olle Kamellen. Also nur noch ein Wort über Deine ehrenwerthen Parteigenossen. Die sind viel zu hell, um sich über den Werth und die Wirkung solcher Reden zu täuschen; stellen sich aber, wenns in den Kram paßt, entzückt, verpönen, trotz Vorstandserklärung und tzeydebrands Rede von 1908, jede Kritik und krebse munter mit der Allerhöchsten Person. Nee, Liebeken, da kann mein Tanzbein a. D. nicht mit; könnte auch kein Junker von altem Schrot. Heuchelei, die obendrein noch das Vaterland schädigt, ist mir einfach zum Speien. Maltzan mußte sofort fpedirt werden. Oberpräsidenten haben sich weder als Monarchenschützer aufzuspielen noch durch Kollektivkränkung der Presse dem Minister das Handwerk zu erschweren. Schleunige Abhalfterung hätte auch weithin gezeigt, daß S.M. solche Paladine nichtwünscht; erZogenützt. Takt,Augenmaß,Entschlußfähigkeit: noch vor dem Silvestertag säßen Kaiser und Kanzler wieder warm im Volksvertrauen. Irgendwasmüssensieabermithbringen. Zeigen, daß sie nicht nur in der Luft gefuchelt haben. Die Situation hat noch jetzt ein Dutzend Schwerter, die für uns brauchbar wären. Wenn alle müßig in der Scheide bleiben, ists aus. Will rasch, so weitvonhiermöglich.denKleinkram erledigen. Manöver lehrreicher als sonst und im Taktischen meist sehr befriedigend. Moltke war wirklich krank; Mandelentzündung und Fiebertückfall. Daß, statt des zur Vertretung berufenen Quartiermeisters oder Schlieffens, dem in der Armee noch viel anhängt, Goltz die Leitung bekam, mußte auffallen; sollte wohl für die Türken, um die sich leiderAUes zu drehen scheint(alteHoffnung,durchIslam, der in Indien und am Suezkanal schwierig werden kann, England einzuschüchtern), Colmars Kredit erhöhen. Kein bedauerlicherEin-



Moritz "uich Rhna.  
griff dos Kriegsherrn und keine wesentlicheAbweichungvvnMolt«  
kesDisposition. Die große Neberraschung, weniger der Sieg des  
kaltblütig forschen Kluck über Mackensen (der ein ganz tüchtiger  
Mann, aber viel zurasch avancirt ist und diesmal, mit demvonAu-  
gustLentzegedrill,tenCorps,soböseFehlermächte,däßeinderGna?  
dcnsonneFernererplötzlichabgesägtwordenwgre),alsdssErgebz-  
nißderLuftkundschaft,DerMiilärballonmußtehoch genugsteigen,  
umuutreffbarzusein..aufsolcherHöhewarnunaber fürsErsteeine  
Scheinstellung nicht von einer ernsthaft zu behauptenden zu unter«  
scheiden: und da ein Paar Meldungenüber den feindlichen Auf?  
marsch sich alsfalsch erwiesen, gabs Enttäuschung. Thutnichts: al«  
ler Anfang ist schwer und die Franzosen haben auch nicht nur zu  
lachen. Militärvorlage, andcrschvnlangegeдокtert wird,sollver-  
nünftig sein. Hoffentlich nicht zu knapp; felvst Mermuth, der als  
Schatzsekretär seine eigenenForderungen aus derNnteOaatszeU  
ohne Wimpernzucken ablehnt und die Ressortleiterchis chuR.Blut  
zwickt, muß einsehen, daß danicht geknausert werden darf.? Gedan-  
kengang führt recta ins rothe Lager. Magdeburg aher wirklich nicht  
der Rede werth. Immer die selbe Geschichte (jetzt nur die Füh-  
rung der Opposition tapferer als anno Dresden und der junge  
Frank an Klugheit und Muth dem mattherzigen Vollmar weit  
überlegen)und immer nur die Mahnung nöchig: gefährlich wirds  
fürIndustrie und Imperium erst, wenn die Marxisten, die auf die  
Evolution warten, den Leuten Platz gemacht haben, die mitreAren  
undzunächstmaldenWegderenglischenGewerkschaftengehenwol-  
len.DaßdieBürgerlichenjedenTratschundStankderSozialistcnso  
ausführlich bereden, ist einunfaßbarevFehler. Das muß sichjafür  
denNabel desErdballes halten. Nur bei uns möglich.wo man auch  
dem Todfeind, um die Regirung zu ärgern, seine Stimme giebt.  
„Vater wird schön spucken, wenn ich mir dieHände erfriere; in die  
Taschen stecke ich sie nicht: warum kauft er mir keine Handschuhe?"  
Das Kapitel von der politischen Reife deutscher Nation. Wenn  
mich aufs Kanzlerrathen überhaupt einließe, würde an Rhein-  
babben eher als an Schorlemer denken. Aber brotlose Kunst; und  
vor der Wahlzeit wieder zu wechseln, könnte nur Einer rathen,  
der ein unabgenutztes Genie in petto hätte. Nichts Neues in Sicht;  
für den armen Stemrich, der auf Nrlaub zehn Kilo verloren hat  
und jetzt von Milch vegetirt, wahrscheinlich der Orient-Zimmer-  
mann, mit dem Kiderlen gern arbeitet, der aber den Posten nicht  
auf die Hardingestufe heben wird. Radolin: völlig cl'scccorcl. Die



S2

Die Zukunft.

sekreten Dienste, die er 1888, als Vermittler zwischen Mutter und Sohn, geleistet hat, dürften ihn heute nichtMehr immunisiren. Von je hersteril; in der letztenZeit behielterkaumnoch einenNamenim Gedächtniß und war ohne Lancken hiflos. Pariser Botschaft doch keineGreisenpfründe:DasLoblied,dasMonsieurPichonihmsang, lehrt dieLeistung dieses Reichsvertreters richtig schätzen. Viel zu lange geduldet worden. Nach der Klage über verfrühte Entlassung (obendrein im Ausland) hätte Bismarck ihm, ssng crier ^sre, den Kragen umgedreht. Bethmannversäumtdiebesten Gelegenheiten; der Ruf rauhbeiniger Brutalität hätte ihn, weil der Artikel jetzt, nach dem Süßholzgerafpel, lebhaft verlangt wird, derOeffentlichen Meinung empfohlen. ?«verett«!MoabitausderFernenichtzube-Artheilen; nach Lottens Andeutungen (kennst ihre vorsichtige Art) ziemlich ernst. Und die Rückwirkung aufs Ausland im Superlativ ungünstig. Wir haben, schwatzend und schreibend, ja allmählich erreicht, daß wir draußen dicht neben Rußland rangiren. Bar-barenland mit Eichenlaub und Schwertern; das Volk geknutet und geknechtet. Bis gestern galts für gut geknechtet. Heute: die Kette ist gelockert und wird bald, wie Zunder, zerfallen. „Preußen erwacht zur Freiheit.“ Las noch Anmuthigeres. Die Weihnacht-bescherungsfreude, die ich in der Presse der Westmächte spüre, macht mir die Sache wichtig. Keine Ahnung, ob die Polizei ungeschickt oder täppisch, die organisirte Arbeiterschaft betheiligt oder, wie sonst überall in Deutschland, Putschgegnerin war. Sehe deutlich aber Hoffnung keimen. Da hört der Kleinkram aus.

DasAusland sieht inPreußen einen Wikingerstaat, eine für den besonderen Zweck des Erobererkrieges geschaffene Organisa-tion, die dem Einzelnen nur ein winzigesMaß vonFreiheit gönnen dars. Stimmt ungefähr. Friedrich Wilhelm, Fritz und Bismarck mußten Alles an Schlagkraft und Disziplinirung setzen. Wer nach Preußen kommt, merkt schnell, schon auf der Eisenbahn, daß hier ein schärferer Wind weht als sonstwo in Europa; daß Unterord-nung Gewohnheit geworden ist und nichts sich zu ändern braucht, wenn morgen mobil gemacht wird. Dem Fremden ein Gräuel. Auch dem Preußen, der nicht mehr auf Wikingerthaten und Wi- kmgerbeute hofft. EineWeile dachten die lieben Nachbarn: „De-mokratisirung Preußens brächtediedeutscheWirthschaftzu schnell auf uns unbequeme Höhe; also müssen wir froh sein, wenn die Mauern der Zwingburg stehen bleiben.“ Die haben der Industrie, dcmHandel, derFinanzaberdenWegnicht gesperrt. Jetzt heißt:



Moritz und Rina.

53

„Demokratisirung bedeutet Schwächung der Stoßgewalt; machts der Borusse sich mollig, dann stört er nicht unseren Schlaf.“ Da, ms mie, steckt der Haken, an den wir eine Laterne mit gut getränktem Dochthängen müssen,auf daß sich dasDunkelerhelle.FastAllem, was Ihr über Iunkerschimpf und Verhetzung stöhnt, kann ich zustimmen; schüttle mich, wo von »schwarzblauem Block" und Aehnlichem höre oder lese. Schon Deine Jette aber sagte, als ihr einziges Töchterlein in die Wochen gekommen war, weislich: »Allens muß doch seine Ursache haben!" Glaubst Du, mit Herrn Bassermann, daß Nnmuth, wie ein Spätherbstgewitter, durch Deutschlands Seele geht, weil Fleisch, Bier, Streichhölzer theurer geworden sind und Witwen und Waisen von ihrem Erbtheil nicht erhöhte Steuer zu zahlen haben? Ich auch nicht; ebenso wenig aber, daß einzig und allein die widerwärtige Preßhetze an dem Wirrwar schuld ist. Preußen, sprach Dein Heiliger Otto, ist wie eine wollene Jacke: kratzt, hält aber warm. Ganz er. Hält eine kratzige Jacke aber nicht mehr warm, dann wünscht Jeder sie sich vom Leib. Drei Viertel aller Einrichtungen, die Preußen noch hat und seit 70 den zum (hoffen wir, lieberLeser!) EwigenBund vereinten Stämmen der reiner Deutschen sacht aufzwang, sind für den Kriegsfall, für Erobererexpansion berechnet; von der Verfassung bis zum Landrath, Kavalleriejunker und bramsigen Schaffner. Wollen wir friedlich in unserem Eckchen klöhnen und, während alle Anderen sich behaglich den Bauch arrondiren, mit ergebenstem Dank über jeden Nasenstüber quittiren, dann wird aus Ehrwürdigem lästiger Plunder. Kennst ja unsere Geschichte. Nach Fritzens Tod bis zum Befreiungskrieg, dann wieder, mit ganz kurzen Pausen, bis Düppel dieser Mißmuth und Neigung ins Demokratische. Erinnerst Dich, wie unbeschäftigte Offiziere auf offener Straße geschimpft wurden? Preußen ist nur erträglich, wenn esAequivalente bietet; wenn es durch seine Leistung beweist, daß es sein muß, wie es ist. Wird zum grotesken Aergerniß, wenn es, in der altenMontur,Friedensquäkerei und Kulturvolk mimen will. Feldwebel als Cotillonkommandeur. Daher der Grimm; Steuern, Fleischpreis, Wahlgesetz würden, wie anderes Kreuz auch, getragen. Möchten wir nette Schwerenöther sein, kultivirteUnd lackirteMitteleuropäer: auch gut; dann aber den alten Korporalsrock endlich vomLeib! d'eÄä prenöre ou ä Isisser. Ich binnichtfürdenKostümwechsel; überzeugt,daßwirdieWaffe noch brauchen, noch.ehe es zu spät wird,allerleiBeträchtliches damit aus



Die Zukunft.  
dem Feuer holen müssen.und deshalb nicht aufMassenrechte und  
ScIbsthcrschaft des fouverainen Volkes erpicht, älii sliucl (Adolf  
spricht die totesten Sprachen).Manmuß sich nur verständigen. Soll  
oder kann die preußische Spitze nicht mehr stechen, dann verliertsie  
auf dem deutschenMarkt ihrenWerth.Vierziglahre Friede,zwölf»  
hundert Millionen jährlich für Heer und Flotte, kein Machtzu-  
wachs, Tag vorTag, durch Wort und Rückzug aus der Gefahr, die  
BetheuerunA daß man keiner Bäckerwanze ans Leben wolle, und  
die Erhaltung von Institutionen und Privilegien, die nur für den  
(nicht alsAusnahme vorgesehenen)Kriegsfall gedacht waren: Das  
schmeckt AlIdeutschland natürlich nicht., Die Liberalen, träumts,  
werden besfer für uns kochen. Die waren ja noch nie in der Küche;  
konntn sich also nicht blamiren. (Laßt sie, Liebe und Getreue, end-  
lich herein: in Landrathsämter, Präsidien und, zweiDutzend mit  
einem Schub, Herrenhaus. Die einzige Möglichkeit, zu erweisen,  
daß auch siv Wasser zur Staatssauce nehmen.) Reaktion? Blöd-  
sinn. Nicht um eines Kindernagels Breite weniger Freiheit als  
in Bülows Tagen, die uns die Gloirc von Algesiras und die  
widernatürliche Paarung des sittsamenBürgers mit dem adeligen  
„Räuber" schenkten (und in die Herr Bassermann sichdeshalbzu-  
rücksehnt). Nur, leider, auch keine Aktion; nicht eine Thai, die  
Preußens Nothwendigkeit einleuchten läßt. Warte nur ^ der Sü-  
den wird, sogar in den Centrumsprovinzen, schwer fürkostspielige  
Neubewaffnung und Heeresstärkung zu haben sein. Meinst etwa,  
daß die Japaner jauchzen würden, wenn sie in drückender Rü»  
stung seit Shimonoseki nie einen fetten Bissen bekommen hätten?  
Für diesmal muß ichs unterbrechen. Seit zwanzig Stunden  
ein Sturm, daß alleFenster klirren, Balkenächzen,Beschlägeklap-  
pern. Ein Gedröhn, wie fünf Minuten vor Weltuntergang. Nnd  
einGepfeifund Gesurr, als säße man in einem brennendenHaus.  
Das Schauspiel, graugelb gebäumte Wassermassen, der ganze  
Strand unterSchaum, dertollstenWundervoll. Aber dieNerven  
halten nicht mehr. Schwesterlein fein sitzt im Warmen. Den Eidam  
bringe ich in Ordnung; den Jungen in größte Industrie. Der Ge-  
bieter bedarf keinesStabes; weise und reich: viel fürEinen, dem  
der Herrgott, als Rabbatt, solches Weib an die Seite legte (Par-  
don!). Schlafe ruhig. Hast ja das Neidenswertheste: den Glauben.  
Zu dem auch die Zuversicht gehört, daß Borussien das Endziel der  
Weltschöpfung war. Geduld, Trautste! Nach jedemNnwetter schien  
bisher wieder dieSonne. Morgen? Das ist, weil er den Kadaver  
ins Salz tauchen möchte, hier die Hauptsorge Deines Moritz.



In Bismarcks Kreis, 36

In Bismarcks Kreis.")

^n Berlin eingetroffen und in dem Hause 75/76 der Wilhelmstraßc vorgestellt, suchte ich Herrn von Keudell auf, der in einem seitdem verschwundenen Nachbarhaus, der Nummer 7S, drei finstere, unbequem aussehende Stuben bewohnte. Das Gespräch setzte mit einer Bemerkung ein, die der Vertraute des Ministers über das Verhalten Rußlands und seiner Presse zu der neusten deutschen Entwicklung machte. Ich glaubte, widersprechen zu dürfen, und that Das so nachdrücklich, daß Keudell sich zur Rechtfertigung seiner Meinung auf eine Korrespondenz der „Kreuz»Zeitung" berief, in der die Summe neuster russischer Aeüßerungen über die deutsche Tagesangelegenheit gezogen worden sei. Das bot erwünschte Gelegenheit, auf die Mängel deutscher Zeitungberichte über Rußland näher einzugehen und dem Herrn Legation-Rath zu sagen, daß zuverlässige Analysen russischer publizistischer Erzeugnisse in unserer Presse eben so selten zu finden seien wie richtige Beurtheilungen der Bedeutung und Stellung der maßgebenden russischen Organe und Parteien. Ich erklärte, daß die bezüglichen Mittheilungen viel zu selten und zusammenhanglos gegeben würden, um dem Gegenstand einigermaßen gerecht zu werden. Der mit russischen Verhältnissen bekannte Leser habe den Eindruck, daß die Berichte über den Inhalt Dessen, was in Petersburg und in Moskau geschrieben und gedruckt worden^ vielfach den Eindruck bestellter und nach der Bestellung eingerichteter Arbeit machten. Wer die Besteller seien, wisse ich nicht und wüßten wahrscheinlich auch die Redakteure der deutschen Blätter nicht, wenigstens nicht immer. Die Auswahl der reproduzierten Artikel scheine auf Zufall zu beruhen, bei Auswahl und Verarbeitung aber Machten sich Tendenzen geltend, die mit der Sache selbst nichts zu thun hätten, Die Einen berichteten fast ausschließlich über Feindseligkeiten der russischen Publizisten und ihrer Hintermänner; Andere suchten wiederum die gegen uns gerichteten Angriffe zu bemänteln nnd zum Besten zu wenden; genau unterrichtet seien der Regel nach weder die Einen noch die Anderen. Ich dürfe hinzufügen, Das s«i nicht nur meine Meinung, sondern durchweg die meiner bestunterrichteten Freunde, ja, der Russen selbst, die nicht selten über die „Unschuld" ihrer deutschen nnd französischen Kollegen spöttelten. Iedenfalls sei man in Petersburg über Stimmungen und Aeüßerungen der berliner und der pariser Presse besser informirt als umgekehrt.

Herr von Keudell hörte aufmerksam zu, erkundete, ob ich der russischen Sprache mächtig sei, forderte mich auf, an einem der nächsten Tage wiederzukommen, und fragte schließlich, ob ich bei dem „Chef" schon Besuch gemacht habe. Als ich die bezüglichen Antworten gegeben hatte, sagte er: „Wahrscheinlich bin ich morgen abends bei der Gräfin. Ich \*) Bruchstücke aus den „Lebenserinnerungen", die Eckardts Sohn Felix, der Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten, im ehrwürdigen Verlag von S. Hirzel in Leipzig erscheinen läßt.



SS

Die Zukunft.

werde zu vermitteln suchen, daß Sie eingeladen werden. Vielleicht findet sich da Gelegenheit, auf den Gegenstand unserer Unterhaltung weiter einzugehen." Damit schieden wir. Als ich abends in meinen Gasthof zurückkehrte, fand ich die verheißene Abendeinladung Bismarcks. In dem mir bekannten Salon war diesmal eine größere Gesellschaft um den Theetisch versammelt. Zur Rechten des Hausherrn, der auf dem Sofa Platz genommen hatte, den bekannten dunkelblauen Uniformrock trug und hübscher aussah, als ich ihn mir gedacht hatte, saß ein alter Herr, der, so viel ich verstand, von Arnim hieß, als Verwandler des Hauses kurzweg „Onkel Alexander" genannt wurde und mit dem Graf Bismarck in eine Unterhaltung über den ostpreußischen Nothstand vertieft war. Zur Linken Bismarcks hatte eine junge Dame ihren Platz, mit der der älteste Sohn des Kanzlers, damals hoffnungsvoller Primaner, beschäftigt zu sein schien. Der Typus der Schönen, die ihrem jugendlichen Verehrer an Alter und Welterfahrung sichtlich überlegen war, ließ auf eine Slavin, mindestens auf eine Nichtdeutsche schließen. Dem Hausherrn gegenüber saß die Gräfin vor dem Theeapparat, den sie selbst bediente; rings um den Tisch hatte eine Anzahl jüngerer Personen Platz genommen, darunter der Abgeordnete Herr Eugen von der Marwitz, Legation-Rath Graf Hermann Arnim und ein englischer Legation-Sekretär, der der jugendlichen Tochter des Hauses, der Gräfin Marie, seine Huldigungen darbrachte. Noch hatte ich mich nicht recht umgesehen, als ich in dem Nachbar des Herrn von Arnim die wohlbekannte Figur des populärsten aller jemals in Riga thätig gewesenen russischen Machthaber, unseres ehemaligen Generalgouverneurs, des Fürsten Suwarow, erkannte. Herr von Keudell hatte bedauerlicher Weise absagen lassen. Nach Erledigung der Begrüßungs- und Vorstellungförmlichkeiten wandte ich mich an Suwarow, der durch seine Harthörigkeit von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen war, ziemlich mißmuthig dasaß und an ihn gerichtete Worte beinahe regelmäßig mit einem ärgerlichen „Zs suis sourä, pario? pws Ksut!" beantwortete. Suwarow hatte Riga bald nach meiner dortigen Niederlassung verlassen und mich höchstens ein oder zwei Mal gesehen. Als ich mich nannte, begrüßte der alte Herr mich aber mit der Liebenswürdigkeit, die ihm in seltenem Maße zu Gebote stand und von der er meinen Landsleuten gegenüber regelmäßig Gebrauch machte: „Asis commsnt ä«no! Vous vous nomms? LoKsrät? Mss-vous Is äireotsur <Is la Rigasche Zeitung? OK, z'si bis« o«uuu votrs psrs, votrs Lsmills und (fuhr er deutsch fort) Sie selbst sind ja ein Freund meines Freundes Oettingen. Sie haben ja auch meinen lieben, unvergeßlichen Freund Poorten gekannt; im vorigen Jahre ist er gestorben." Bei der Nennung dieses Namens, der ihn an vergangene Zeiten und an die unvergleichliche Popularität erinnerte, die er in Riga zu erwerben gewußt, liefen dem weichmüthigen Fürsten die Thränen über die Backen. Burchard Poorten, der Censor der „Rigaschen Zeitung", ein in einem alten Thurm des herrenmeisterlichen Schlosses hausender origineller alter Mann, der seine Gäste am Liebsten im bloßen Hemd empfang und uns Redakteure



In Bismarcks Kreis.  
mit „stark geschliffenem" spanischen Rohr um den Tisch jagte, wenn wir  
nns unehrerbietige Scherze über seine censorialen Wahrsprüche er»  
laubten, war Suwarows besonderer Günstling gewesen und hatte das  
Vertrauen des vom göttinger Corpsstudenten zum Generalgouverneur  
gewordenen, burschikos gebliebenen Fürsten durch die Rücksichtslosigkeit  
seiner Wahrheitliebe und die Possierlichkeit seiner Formen in unge-  
wöhnlichem Maße erworben. Mit verständnißvoller Miene gab ich  
meinem Antheil an dem Tode dieses pudeltreuen Vertreters der russi-  
scheu Censur den entsprechenden Ausdruck. Die Unterhaltung mit dem  
vortrefflichen Fürsten hätte ich fortgesetzt, wenn Das ohne Störung der  
übrigen Gesellschaft ausführbar gewesen wäre. Bismarck, der sich einen  
Augenblick hatte unterbrechen lassen, nahm das Gespräch mit Herrn  
von Arnim wieder auf, um sich mit unverhohlenem Aerger über Preß-  
angriffe gegen den von ihm besonders geschätzten, anderen Leuten höchst  
unliebsamen, weil reaktionären Regirungspräsidenten Maurach zu be»  
klagen. Ohne Rücksichten auf Krankheiten und Todesfälle im eigenen  
Hause habe Maurach außerordentlich zweckmäßige Maßregeln gegen  
den Nothstand getroffen und eine aufopfernde Thätigkeit entwickelt, die  
ihm mit schreiendem Undank gelohnt wurde. Während der Fortsetzung  
der diesem Gegenstand gewidmeten Aeüßerungen hatten Suwarow und  
dessen Tochter (die auf dem Sofa sitzende junge Dame) sich erhoben,  
um Abschied zu nehmen und (wie sie sagten) noch an dem selben Abend  
die Heimreise nach Petersburg anzutreten. „Ottochen", fragte die Grä-  
fin, als die russischen Gäste das Zimmer verlassen hatten, „was ist dieser  
General Suwarow eigentlich?" „Er ist Etwas, das es bei uns leider  
nicht giebt", lautete die Antwort; „er ist mit dreißigtausend Rubeln  
jährlich zur Disposition gestellt." Am dieses Scherzwort knüpften sich  
Neckereien gegen den Grafen Herbert, der von der erfahrenen peters-  
burger Schönen eine erste Lektion im Hofmachen erhalten haben sollte;  
dann aber wandte das Gespräch sich anderen Gegenständen zu. Der  
Anfang entging mir, weil ich einige von der Gräfin gestellte Fragen  
über Suwarow, dessen Verhältniß zu Herrn von Oettingen und so weiter  
zu beantworten hatte und wahrscheinlich eingehender als nöthig beant-  
wortete. Als ich wieder aufmerken konnte, hörte ich den „Onkel Alex-  
ander" in ernstem Ton Klagen über die schweren Opfer vorbringen, die  
„wir Konservativen" der Regirung und der im Zuge begriffenen neuen  
Ordnung der deutschen Dinge bringen müßten und die „uns" um so  
schwerer ankämen, als es dabei nicht ohne Verletzung geheiligter Prin-  
zipien abgehe. „Von was für Prinzipien reden Sie, Onkel Alexander?"  
fragte Bismarck, „und welche Opfer haben Sie mir denn eigentlich ge-  
bracht?" Der alte Herr erwiderte, die Prinzipien, die er meine, seien  
die des Wiener Kongresses und von den gebrachten Opfern wolle er nur  
eins, die Entlassung „unseres würdigen B , der jetzt so schlecht be-  
handelt wird", erwähnen. „Sie reden von den Prinzipien des Wiener  
Kongresses", fuhr Bismarck lebhaft auf; „was waren denn da für Prin-  
zipien? Die revolutionärsten von der Welt! Länder und Völker wur-  
den auf diesem.Kongreß wie alte Hosen und Röcke zerschnitten, ans



Die Zukunft.

denen der südische Händler neue Kleider machen will. Wir sind bei den Annexionen, die wir 18SS vornehmen mußten, unvergleichlich konservativer verfahren, als damals in Wien geschehen war, wo man in Wahrheit gar keinen Prinzipien gefolgt ist. Und was Ihren B.... anlangt, so kann ich Ihnen nur sagen, daß dieser gute Konservative ein schlechter Kerl ist. Er hat «us purer Feigheit die Flinte ins Korn geworfen, als es das Vorgehen gegen Oesterreich galt, Und dabei hat er schamlos gelogen! B ist der größte Lügner, den ich kenne. " „Nein, Otto", unterbrach die Gräfin, „P.... war ein noch größerer Lügner als B "Bismarck aber fuhr in der begonnenen Auseinandersetzung weiter fort. „Sie reden von Opfern, die Sie, die Konservativen, mir gebracht haben, und nennen dabei einen Menschen wie B , der immer noch dem Vorstand Ihrer Partei angehört. Die Sache liegt umgekehrt: ich habe Ihnen die schwersten Opfer gebracht und bringe noch fortwährend solche Opfer. Rücksichten auf Sie verwickeln mich immer wieder in Schwierigkeiten, die ich mit den verständigsten Leuten der übrigen Parteien habe und die ich mir sonst sparen könnte. Und dafür wird mir von Ihnen mit schwarzem Undank gelohnt. Jetzt, zum Beispiel, wo die prinzipiell und praktisch höchst wichtige Angelegenheit des hannoverschen Provinzialfonds vorliegt, ist die Konservative Partei drauf und dran, gegen mich zu stimmen."

Hier darf eingeschaltet werden, daß die Frage, ob den Ständen der annektirten Provinz Hannover die selbständige Verwaltung ihres Provinzialvermögens und der aus ihm erhaltenen Anstalten, Wegeanlagen und fo weiter belassen werden solle, damals zur Diskussion im Preußischen Landtag stand. NochamTagzuvor hatte ich b ei einem Besuch, den ich Georg von Vincke machte, von ihm sagen hören, die hannoversche Geschichte sei die „Veranlassung zu parlamentarischen Verschiebungen geworden, wie wir sie bisher in Preußen noch nicht erlebt haben". Während die Hannoveraner aller Parteien aus der Forderung ausgedehnter Selbstverwaltung einmüthig nnd dringend bestanden, sie für eine eon. öitio sms qua non für Aussöhnung mit der neuen Ordnung erklärten und dabei von den Vertretern der übrigen neuen Provinzen und der Mehrzahl einsichtiger Anhänger der nationalen Sache lebhaft unterstützt wurden, stieß der bezüglichliche Regirungsvorschlag in beiden Häusern des Landtags auf den entschiedenen Widerspruch des Altpreußenthums. Konservative und liberale Vertreter der neun alten Provinzen sollten von solcher „Bevorzugung" der „ohnehin überreichlich begünstigten" neuen Landestheile nichts wissen. Besonders laut und nachdrücklich protestirte Georg von Vincke, der gefeierte Führer der Altliberalen. In seinem Eifer für die Erhaltung der „altpreußischen Traditionen" ließ der berühmte Westfale sich in der Folge gar herbei, einen von mir geschriebenen Aufsatz, „Der hannoverscheProvinzialfonds und die deutsche Frage", in einer an die „Grenzboten" gerichteten, sechs Seiten langen Zuschrift ausführlich zu widerlegen. , , ,!

Auf Dinge, die von der Heerstraße altpreußisch-konservativer Routine so weit ablagen wie die Fragen der hannoverschen Selbstverwal-



In Bismarcks Kreis.

SU

itung, schien Herr von Arnim sich nicht einlassen zu wollen. Statt seiner ergriff jetzt der Abgeordnete von der Marwitz das Wort, der, bisher neben dem Grafen Hermann Arnim schweigsam dagesessen hatte. „Ich muß Dir sagen, lieber Bismarck“, hob er mit einiger Befangenheit an, „ich muß Dir aufrichtig sagen, daß wir Konservativen Dir in dieser Sache nicht zu folgen vermögen. Solche Abweichungen von der erprobten altpreußischen Ordnung können unsere Sache nicht sein, wo die neuen Verhältnisse ohnehin immer wieder Störungen verursachen. Ich glaube, daß der größte Theil unserer Fraktion in beiden Häusern dagegen stimmen wird; und Du wirst Dich darüber nicht wundern können.“ „Und ich“, fuhr Bismarck heftig heraus, „ich sage Dir: Wenn Ihr mir diese wichtige Sache verderbt, so sollt Ihr eine Kreisordnung bekommen, die so aussehen wird, als wäre sie von lauter Kreisrichtern gemacht worden.“ Herr von der Marwitz stutzte: „Du sagst Das wohl, lieber Bismarck“, lautete sein im Ton der Begütigung vorgetragener Einwurf, „aber thun wirst Du es nicht.“ „So!“ fuhr der mehr und mehr in Feuer gekommene Minister auf^ „Da kennt Ihr mich schlecht. Im Jahr 66 haben die Oesterreicher auch gesagt: Schießen wird der Bismarck nicht, — Das thut er doch nicht! Nun, habe ich geschossen?“ Daß und warum auf dieses unvergleichliche Argument die Antwort ausblieb, braucht nicht erst gesagt zu werden. Den Wortlaut von Bismarcks weiteren Ausführungen vermag ich nicht wiederzugeben, weil sie zu rasch und zu überstürzt vorgetragen wurden, als daß eine spätere Niederschrift mit der nöthigen Genauigkeit hätte vorgenommen werden können. Der Sinn ging ungefähr dahin, daß freie Bewegung und schonungsvolle Behandlung der neuen Provinzen sowohl für deren Zusammenwachsen mit dem preußischen Staat als für den gedeihlichen Fortgang des Einigungswerkes unerläßliche Bedingungen seien. In dem Katechismus der Kreuzzeitungspartei stand von Dingen, die jenseits der schwarzweißen Pfähle lagen, im Jahr 1868 noch nichts geschrieben. Den anwesenden Worthaltern der Doktrin von der „Solidarität aller konservativen Interessen“ blieb darum nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Herr von Arnim, dem man die Ermüdung ansah, verhielt sich (meines Erinnerns) stumm, Marwitz aber legte ein Bekenntniß ab, das nach Form und Inhalt bemerkenswerth genug war, um in der Erinnerung haften zu bleiben. „Lieber Bismarck, Du weißt, daß wir Landleute sind, die einen Kuhschwanz vom Pferdeschwanz wohl zu unterscheiden wissen; auf Deine große Politik und Alles, was mit ihr zusammenhängt, verstehen wir uns dagegen nicht. Wenn an dieser hannoverschen Geschichte wirklich so viel gelegen ist, wie Du sagst, so giebt es unserer Meinung nach nur ein Mittel, um mit ihr fertig zu werden. Auf dem nächsten Hofball muß Majestät dem Einen oder dem Anderen von uns sagen, sie wünsche entschieden, daß wir für den hannoverschen Provinzialfonds stimmen. So wird sich vielleicht die Sache inachen lassen.“ Bismarck ließ sich diesen staatsmännischen Wandel seines Gastfreundes gefallen und sagte mit sichtlich wiederkehrender guter Laune: „Majestät hat bereits auf dem vorigen Hofball in diesem



Die Zukunft.

Sinn gesprochen, wenn auch nicht mit Glück. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde der König der Meinung war, Bethusy-Huc gehöre zu den Gegnern der Sache, während Dieser und die übrigen Freikonservativen in Wirklichkeit auf meiner Seite stehen. Majestät geht also auf den Bethusy zu und sagt: .Lieber Graf, Sie haben sich sonst immer als patriotischen und einsichtigen Mann bewährt und jetzt sind Sie Gegner des hannoverschen Provinzialfonds, der durchaus nothwendig ist. Ich habe Das zu meinem lebhaften Bedauern gehört.' .Majestät', wendet Bethusy betroffen ein, .Majestät wollen mir allergnädigst gestatten, zu sagen'... .Mein lieber Bethusy', antwortet Majestät, .ich gestatte nichts! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie haben Unrecht und ich bedauere, wie ich Ihnen gesagt, lebhaft, daß Sie in dieser Frage Gegner meiner Regierung sind.' Und damit läßt der König den begossenen Bethusy stehen und setzt die Runde durch den Saal fort."

Mitternacht war längst vorüber, als die an diese Erzählung'geknüpften Erörterungen ihr Ende nahmen. „Onkel Alexander" nahm den Hut und wir Uebrigen mußten dem Beispiel des venerablen Greises folgen. Während wir im Borzimmer die Ueberröcke anlegten, wandte Herr von der Marwitz sich an einen der beiden anwesenden jüngeren Herren, um zu fragen, ob Niemand Lust habe, noch mit ihm ins Kolosseum (oder ein anderes gleichwerthiges „Lokal") zu gehen, wo es heute wieder „famos" sein werde. Graf Arnim und der Engländer lehnten ab; an mich war die ehrenvolle Aufforderung nicht ergangen. Auf die beiden Fragen, die mich auf dem Heimweg vornehmlich beschäftigten, habe ich die gehörige Antwort bis heute nicht gefunden. Warum sind die bequemen und ansprechenden Geselligkeitsformen, die der Erste der Deutschen für sein Haus angenommen hat, der Mehrzahl deutscher Häuser fremd geblieben, obgleich sie für die Gebildeten der meisten übrigen Länder die herkömmlichen geworden sind? Und (fragte ich weiter) wie ist die intime und gewohnte Gesellschaft dieses ersten Deutschen zu erklären, während die geistigen Führer der Nation diesem Haus entweder fremd bleiben oder nur zu außerordentlichen Gelegenheiten einmal dorthin gezogen werden? „Oslouls? moi ys", wie Diderot zu sagen pflegte, wenn er in der geschüttelten Wasserflasche Blasen auftauchen sah, deren Zahl und Umfang Niemand zu berechnen vermochte. Am nächsten Tag suchte ich Herrn von Keudell auf, und zwar in seiner (Ecke des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmstraße belegenen), Amtsstube. Unser Auswärtiges Amt war damals so schlecht logirt, daß , seine Räume über mehrere, von einander getrennte Häuser vertheilt waren und daß das kleine Zimmer, in dem der einflußreichste Rath, Minister und Botschafter empfang, nur ein noch kleineres Vorzimmer besaß, in dem allein für einige Stühle und ein ziemlich schäbiges Sofa Platz war. Mehr als einmal habe ich in diesem Raum hochgestellte Ausländer, unter Anderen den damaligen italienischen Botschafter Grafen de Launay, getroffen, die hier warten mußten, wenn Herr von Keudell in Anspruch genommen war. Wenig besser sah es (beiläufig bemerkt) in dem Hauptgebäude aus, dessen unter der Kanzler-

-



In Bismarcks Kreis.

wohnung belegene Zimmer mit Spanischen Wänden verstellt waren, um ihren Insassen Einzelgelasse zu bieten. Unmittelbar nach meinem Erscheinen kam Keudell auf den Gegenstand unseres letzten Gesprächs zurück. Er hatte feststellen lassen, daß meine Angaben über den letzten, dem Norddeutschen Bund gewidmeten Artikel des Blattes „Oslos“ richtig seien, und trat jetzt mit einem Borschlag hervor, den ich nicht geahnt und nicht erwartet hatte. Bei der Wichtigkeit, hie es habe, über die moskauer und petersburger Preßstimmen zuverlässig und fortlaufend, unterrichtet zu sein, und angesichts der Unmöglichkeit, diese Instruktion aus den Tageszeitungen zu erlangen, werde zweckmäßig sein, besondere Veranstaltung dafür zu treffen. Er schlage mir vor, diese Mühewaltung zu übernehmen und allwöchentlich eine möglichst gedrängte Zusammenfassung der auf die auswärtige Politik bezüglichen wichtigen Publikationen sämtlicher größeren russischen Journale für das Auswärtige Amt auszuarbeiten. Ueber das Honorar werde sich reden lassen, wenn, er die (übrigens nicht zweifelhafte) Zustimmung des Bundeskanzlers erlangt haben werde. Die Arbeit war mir zu genau bekannt, als daß sie mir Schwierigkeit bereiten konnte, und über ihre Unerquicklichkeit half das Bewußtsein hinweg, nicht für den gleichgiltigen Zeitungsleser, sondern für den urtheilsfähigsten Mann in Europa thätig sein zu dürfen. Keudell schlug mir weiter vor, noch einige Tage in Berlin zu bleiben, damit er Gelegenheit nehmen könne, mich seinem Chef in czuäliwte qus vorzustellen. Meine Zustimmung verstand sich bon selbst; und ich wurde auf einen der nächsten Tage wieder bestellt. Die Sache zog sich aber weiter und immer weiter hinaus, und als die Woche zu Ende ging, ohne daß die passende Gelegenheit sich gefunden hatte, war ich thöricht genug, der Sehnsucht nach Frau und Kindern nachzugeben, abzureisen und die in Aussicht genommene Borstellung auf einen späteren Besuch zu verschieben. Daß die diesmal versäumte Gelegenheit erst fünfzehn Jahre später wiederkehren würde, hatte ich nicht vorausgesehen. Nie werde ich das Gesicht vergessen, das Lothar Bucher mir zeigte, als ich ihm diese Iugendthorheit in späteren Jahren bekannte.

An meinem mit Herrn von Keudell vereinbarten Abkommen wurde dadurch nichts geändert. Die Berichte über den Hauptinhalt der russischen Zeitungen wurden wöchentlich erstattet und in der Folge auf die größten Monatsschriften Moskaus, Petersburgs und schließlich der russisch-galizischen Presse ausgedehnt. In den siebenziger Jahren abbestellt, mußte die Arbeit während der Zeit des russisch-türkischen Krieges und der folgenden Ereignisse wieder aufgenommen werden. Daß die Art der Behandlung des Stoffes eine zweckmäßige gewesen, wurde mir nicht nur durch diese periodische Erneuerung des Auftrages, sondern auch durch eine zufällige Einsicht in die betreffenden Akten bestätigt, die mir viele Jahre später einmal gegönnt war. Der Reichskanzler hatte die mitunter ziemlich umfangreichen Berichte regelmäßig gelesen und mit Randbemerkungen versehen, die erkennen ließen, daß sie nicht tadelswürdig befunden worden waren. Keudells Rath, mich möglichst des selben Abschreibers zu bedienen, „weil der



Die Zukunft.

Chef ungewohnte Handschriften nicht gern lese", wurde nach Kräften befolgt. Der erste Abschreiber, dessen Dienste ich in Anspruch nahm, war ein armer Teufel, der längere Zeit in Moskau gelebt und als Kopist für Katkow gearbeitet hatte. Dem Inhalt seiner Skripturen wußte er mit einem gewissen Verständnis; zu folgen, da ihm die viel-jährigen polemischen Auseinandersetzungen zwischen dem Herausgeber der „Moskauischen Zeitung" und den Redakteuren der „Rigaschen Zeitung" bekannt geworden waren.

Ich hatte die Wartetage, von denen die Rede war, zu Besuchen bei Bunsen, Wehrenpfennig und dem ehemaligen Kultusminister von Bethmann-Hollweg benutzt. Bunsen hatte auch diesmal die Freundlichkeit, mich mit einigen seiner Freunde bekannt zu machen. Er führte mich auf die Kneipe der Nationalliberalen Partei, deren linkem Flügel er sich angeschlossen hatte. In diesen Bier und Cigarren athmenden, wenig behaglichen Räumen wurde ich den Herren von Forckenbeck, General Stavenhagen, von Hennig und Lasker vorgestellt; Herr von Bennigsen, den ich erst sehr viel später näher kennen lernte, war an diesem Abend in eine lebhaftes Verhandlung mit dem bekannten konservativen Parteiführer von Blankenburg vertieft, den eine außerordentliche Mission in das nationalliberale Lager geführt haben mochte; schwarzer Anzug und weiße Binde des nahen Freundes der Grafen Bismarck und Roon ließen darauf schließen, daß er aus einer Gesellschaft kam, in der kein Bier getrunken worden war. Lasker stand damals auf der Höhe seines parlamentarischen Einflusses und wurde insbesondere von den Juden unter seinen Verehrern wie ein höheres Wesen behandelt. Noch liegt mir der ehrfurchtvoll einschmeichelnde Ton im Ohr, mit dem ihm H. B. Oppenheim die Mittagseinladung eines Verwandten vortrug. Die Privatverhältnisse des merkwürdigen Mannes, dem Noblesse der Gesinnung und ungewöhnlicher Scharfsinn zum Ruf eines Staatsmannes verholfen hatten, waren die denkbar bescheidensten. Er bekleidete die mäßig bezahlte Stelle eines Syndikus bei einem städtischen Hypothekeninstitut, wohnte in drei kleinen Stuben eines Dritten Stockes und lebte so ausschließlich seinen Studien, daß er Einladungen höchst selten annahm. Wie Oppenheim erzählte, verließ sein berühmter Freund jede Gesellschaft vor zehn Uhr, um pünktlich morgens um fünf Uhr hinter den Büchern sein zu können. Daß die Huldigungen seiner Freunde den bei aller Anspruchslosigkeit mit einer starken Dosis Eitelkeit behafteten Mann nicht um alles Gleichgewicht gebracht hatten, stellte der moralischen Gesundheit und Widerstandskraft Laskers ein günstiges Zeugniß aus. Gleich anderen hervorragenden Rednern ein durchaus mäßiger Schriftsteller, mußte er sich gefallen lassen, daß man ihm Beiträge zu Revuen und Zeitschriften abpreßte, in denen er seine Gedanken über weibliche Erziehung und andere außerhalb seiner Sphäre liegende Dinge ausführlich zu Markte trug. Der gute, sein Leben lang kritiklos gebliebene Auerbach beging die wahrhaft unglaubliche Thorheit, den unscheinbaren, kleinen Herrn zu Bekenntnissen über sein „Liebesleben" zu be-



Tempelhos.

stimmen, welche allein durch rechtzeitige Zurückziehung vom Büchermarkt vor dem Hohngelächter der gegnerischen Parteien gerettet werden konnten. Ich habe das „Erlebnisse einer Mannesseele“ überschriebene, von Auerbach bevorwortete Büchlein lange besessen; den Inhalt bildete die ausführlich erzählte Geschichte der drei Körbe, die der (nicht genannte, aber genau charakterisirte) Verfasser sich geholt hatte und deren einer ihm von der Tochter Gottfrieds Kinkel gereicht worden war. Daß die Unterhaltung mit Männern dieses Schlages immer Etwas eintrug, braucht nicht erst gesagt zu werden. Desto öder erschien der Verkehr mit dem Gros der Partei, auf welche der Fremde in erster Reihe hingewiesen war. Das Treiben vieler dieser Landboten machte den Eindruck eines geschäftigen Müßigganges von vollendeter Trivialität. Die Stelle ernsthafter Erörterungen vertraten Stunden lang fortgesetzte Kneipengespräche und Kneipenwitze schlechtesten Tones. Besonders verletzend berührten mich die Roheiten, in denen diese Männer einander überboten, sobald auf Kirche und Religion die Rede kam und zu Schaustellungen des abgeschmacktesten „Aufklärichts“ Veranlassung genommen werden konnte.

Unvergleichlich anziehender als diese liberalen Kneipenexistenzen war der Verkehr in den Häusern der mir näher bekannt gewordenen Abgeordneten Bunsen und Wehrenpfennig. Bei Wehrenpfennig war man sicher, stets ein freundliches Gesicht und ein anziehendes Gespräch zu finden, an dem die Herrin des Hauses (Wehrenpfennigs erste Frau) lebhaften Antheil nahm. Wehrenpfennig, der zur Zeit der Neuen Aera das literarische Bureau des Staatsministeriums geleitet hatte und jetzt im Verein mit Treitschke die Preußischen Jahrbücher redigirte, wurde mir zu einer Quelle politischer und publizistischer Belehrung, zu der ich mit immer gleicher Dankbarkeit zurückkehrte. Gingen unsere Anschauungen auch schon damals in Bezug auf kirchliche und soziale Probleme manchmal auseinander, so waren wir über den Hauptpunkt, die Nothwendigkeit energischer Zusammenfassung aller Kräfte um die bismärckische Fahne, völlig gleicher Meinung. Zu Bunsens Bekannten gehörte auch der würdige Bethmann-Hollweg, in dessen Haus ich schon als Student verkehrt hatte. Der Kultusminister der Neuen Aera war zum alten Herrn geworden, der der Politik längst den Rücken gewendet, aus den Tagen seiner ministeriellen Thätigkeit aber eine Abneigung gegen Herrn von Bismarck herübergenommen hatte, die bei jeder Berührung mit der neuen Ordnung deutscher und preußischer Dinge zu unverhohlenem Ausdruck kam.

Julius von Eckard t.

Tempelhof.

^Ainst saßen Templer und Iohanniter vor den Thoren Berlins in Tempelhof, Rixdorf, Mariendorf und Marienfelde. Am Bartholomäustag des Jahres 1435 kam es zu einem blutigen Konflikt, den die Historienbücher die „Tempelhofische Fehde“ nennen. Die Berliner



Die Zukunft.

behaupteten, daß die Ordensleute sich einer Grenzverletzung schuldig gemacht hätten. Unter der Asche glomm damals schon lange der Haß der Tempelhofer gegen die Bürger von Berlin und Cölln. Rasch loderte nun die Wuth zu heller Flamme empor. Die Ritter riefen ihre Hörigen zu bewaffneter Fehde gegen die frechen Berliner; und bei Nacht sollte die Stadt überfallen werden. Der Komthur Nickel von Colditz führte die Schaaren der Kriegsleute aus den Ordensdörfern. Die Berliner «ber schliefen nicht. Sie ließen die Tempelhofer herankommen und überfielen sie dann, geführt von Sigmund von Rathenow, dem Bürgermeister von Cölln. Die Ordensritter mit ihren Söldnern und Bauern wurden geschlagen und wandten sich in wilder Flucht gen Tempelhof. Die Berliner schnitten ihnen jedoch den Weg ab und rieben sie fast völlig aus. Das war das Ende der Iohanniterherrlichkeit vor den Mauern Berlins. Die alte Zwietracht zwischen den beiden Gemeinden hat die Jahrhunderte überdauert. Die Geschichte von der „Tempelhofischen Fehde“ lebt jetzt wieder aus. Nur sind die Iohanniter von Grundstückspekulanten abgelöst worden. Um eine Grenzverletzung gehts diesmal nicht. Wohl aber um eine Grenzfrage. Das TempelhoferFeld, der breite Streifen, der zwischen den Grenzen Berlins und Tempelhof liegt, ist von beiden Parteien begehrt worden. Die Tempelhofer trugen den Sieg davon; denn der Besitzer des Feldes, der Militär» fiskus, war der Ansicht, daß das ausgedehnte Gelände in den Bereich der Gemeinde Tempelhof gehöre. Der Streit um das Feld, der nun entschieden ist, könnte aus dem fünfzehnten Jahrhundert überliefert sein. Es war im Grunde ein Kampf zwischen Rittern und Bürgern; denn die Tempelhofer hätten nicht gesiegt, wenn der Fiskus ihnen nicht Sekundantendienste geleistet hätte. Berlin sollte fühlen, daß es «ine Macht giebt, die seine Großstadtansprüche nicht anerkennt. Die Zwerge sind Feinde des Riesen; und die Vororte blicken mit Neid auf die Entwicklung des Centrums, das ihnen erst ins Leben hals. Sie sind ein Stück des großen Organismus, der ihnen die Existenzbedingungen verschaffte; aber sie möchten von dieser Herkunft nichts wissen. Das ist die eine Gegnerschaft. Die zweite, gefährlichere, wird durch die Staatsgewalt repräsentirt. Bei ihr ist die Kommune Berlin, mit ihren „selbstherrlichen“ Gelüsten, noch weniger beliebt. An Beispielen, die dieses Verhältnis illustriren, fehlt es nicht. Die Geschichte der berliner Straßenbahn ist noch nicht vergessen. Die Vorbedingungen im Ringen um den Besitz des Tempelhofer Feldes standen also gegen Berlin, ob» wohl der Verkäufer des Terrains, die Militärbehörde, nicht um ein Iota weniger bekommen hätte, wenn er, statt auf Tempelhofs Offerte, auf das Angebot Berlins eingegangen wäre. Der Handel wurde in solcher Heimlichkeit durchgeführt, daß ein öffentlicher Protest gegen das Geschäft erst laut wurde, als der Pakt schon geschlossen war. Einen Tag vor der Genehmigung des Verkaufs durch den Teltower Kreisausschuß war die erste und einzige Protestversammlung in Tempelhof; da wurde von der „agratischen Faust“ gesprochen, die Berlin am Kragen hält. Der Kampfprud gegen die Ausbeuter Tempelhofs mußte verhallen,denn



Tempelhos. 65

,man hatte es mit einem tsit aveompli zu thun. Erst nach der Abstimmung im Kreistag wurde der Protest eines Theiles der tempelhofer Bürgerschaft zur Kenntniß der Versammlung gebracht. Der Landrath war von der Wirkungslosigkeit dieses Widerspruches so tief durchdrungen, daß er nicht für nöthig hielt, die Probe aufs Exempel zu machen. Nickel von Colditz ist gerächt. Die Berliner sind von den Landfassen, die im ehemaligen Bereich der Templer und Iohanniter hausen, geschlagen worden. Daß eine Dorfgemeinde mit 18000 Einwohnern über die fünftgrößte Stadt der Erde den Sieg davontrug, ist ein groteskes Zwischenspiel, aber nicht das Ende. Berlin kann warten. An die Opposition der Tempelhofer ist es ja gewöhnt. Schon vor sechs Jahren (nicht zum ersten Mal übrigens) hatte Berlin mit Tempelhof, wegen der Eingemeindung des Feldes, in Unterhandlungen gestanden. Auf höhere Weisung wurden die Konferenzen plötzlich abgebrochen) angeblich, weil das Ministerium entdeckt hatte, daß ein „kommunales Interesse“ für den Uebergang des Tempelhofer Feldes in den Bezirk der Gemeinde Berlin nicht vorhanden sei. Das sollte wohl heißen: „Berlin ist groß genug. Die Regirung hat keinen Grund, die Ausdehnung der ihr unsympathischen Stadt zu fördern. Wichtiger ist, die Bororte zu begünstigen, um das Centrum rechtzeitig in einen Städtering zu schließen, der es einengt.“ DasTempelhoferFeld wurdevoretwa achtzig Jahren durch den Fiskus angekauft, der für den Morgen durchschnittlich 30 bis 49 Thaler bezahlte. Das macht auf die Quadratruthe höchstens etwa 85 Pfennige. Heute bekommt der Staat für die Quadratruthe nicht weniger als 720 Mark. Ist Das ein „verdienter“ oder «in „unverdienter“ Werthzuwachs? Da der Fiskus nichts gethan hat, um den Werth des Feldes zu heben, so ist der Werthzuwachs charakterisirt. Auf wessen Einfluß also ist er zurückzuführen? Etwa auf den der Dorfgemeinde Tempelhof? Natürlich giebts nur eine Antwort auf die Frage: Berlin. Die Quelle allen Werthzuwachses im Umkreis von dreißig Kilometern. Das „Ungeheuer“ Berlin, dem der Fiskus so gern die Krallen stützen möchte, ist die Leben spendende Kraft für den Boden auf Meilen im Umkreis. Es hat das Tempelhofer Feld vom Paradeplatz zum wirtschaftlichen Werthobjekt gemacht; es hat die begehrlichen Augen der Grundstückspekulanten auf die Vorzüge des Platzes gelenkt: und wurde trotzdem wie ein lästiger Bettler beiSeite geschoben, als es sich darum handelte, die Chancen des Feldes zu negoziiren. Der ,groteske Vorgang wäre seiner stärksten Wirkung beraubt, wenn er neben dem fiskalischen und dem kommunalen Aufdruck nicht auch noch den Stempel der Grundstückspekulation trüge. Durch die Verbindung privater Unternehmer mit den Faktoren des Staates und der Gemeinde wird aus der Aktion eine Transaktion; und das „Geschäft“ bringt natürlich eine neue Nuance in die Sache, Der tempelhofer Handel setzt sich also aus drei Theilen zusammen: Verkauf des Tempelhofer Feldes durch den Militärfiskus; Sieg Tempelhofs über Berlin; Ueberleitung des Handels in den Bereich eines privaten Konsortiums (Deutsche Bank, Dresdener Bank, Berlinische Bodengesellschaft). Daß



Die Zukunft.

die Militärbehörde sich den Vortheil des Feldwerthes nutzbar machte ist ihr am Ende nicht zu verübeln. Den westlichen Theil des Terrains, de>5 100000 Quadratruthen umfaßt (es ist die kleinere Hälfte), hat sie für 72 Millionen Mark verkauft. Kein schlechtes Geschäft, wenn man bedenkt, daß nichts in den Besitz hineingesteckt wurde außer dem ursprünglichen Kaufpreis, der sehr klein war. Aber es fragt sich, ob der Fiskus nicht einen niedrigeren Preis fordern konnte, um die Verwerthung des Terrains nach den Prinzipien des modernen Städte» buues zu ermöglichen. In erster Linie: keine Miethkasernen, die den „Steinmenschen" der Millionenstadt das ärgste Loch aufzwingen. Wer kann, entflieht dem fünfstöckigen Käfig, um sich freundlicheren Unterschlupf zu suchen. Was einmal da ist, läßt sich natürlich nicht beseitigen; aber die Neubauten sollen von dem veralteten Dogma abweichen. Man dachte nun, auf dem Tempelhofer Feld würde eine Gartenstadt entstehen, die als Exempel dienen könne. Nie bot sich einem Gemeinwesen von mehr als zwei Millionen Bewohnern günstigere Gelegenheit zur praktischen Betheiligung an der Wohnreform. Und nun sind die Erwartungen auch da wieder enttäuscht worden. Das von dem erwähnten Komplex übrig bleibende „Nettobauland" wird sicher nicht zu Preisen verkauft, die eine large Ausnützung gestatten. DieOuadrat» ruthe, die dem Fiskus mit 720 Mark bezahlt wird, soll mit 1250 Mark im Durchschnitt verkauft werden. Dieser Preis geht über die Sätze hinaus, die in den an das Feld direkt grenzenden Straßen, gelten. Damit ist die Nothwendigkeit gegeben, daß auf dem Gebiet Miethkasernen errichtet werden, die ängstlich am Raum knausern. Fünf Stock nach vorn, sechs Etagen im Hinterhaus. Vb Iemand Lust hat, sich in eine solche Kasernenftadt einzusperren, wenn er nicht unbedingt dazu gezwungen ist? An solchen Wohnungen ist in Berlin kein Mangel: vierzigtausend stehen leer. Wer sein Haus füllen will, muß dafür sorgen, daß der Miether mehr findet, als er in den verlassenen Großstadthäusern hat. Was soll nun mit der neuen „Stadt Tempelhof" werden, wenn sie sich als Kasernopolis aufthut? Die Riesensumme, die dem neuen Baugrund zugeführt wird, bedroht ihn mit der Gefahr der Sterilität. Berlin hatte andere Pläne mit der Bebauung des Tempelhofer Feldes. Unter seiner Regie wäre auch das Geschäft also wohl anders angefaßt worden. Die Gemeinde Tempelhof hat eben eine sehr wichtige Größe aus ihrer Rechnung weggelassen: ihr Verhältniß zu Berlin. Tempelhof ohne Berlin ist nicht viel; aber Berlin ohne Tempelhof bleibt, was es ist. Wenn Berlin den neuen tempelhofer Bezirk aus seinen Schnellbahnprojekten entfernt, so ist ihm abermals eine Chance genommen. Denn Miethkasernen und schlechte Verbindung: Das ist gehäufte Abschreckung. Die Straßenbahn ist etwas sehr Schönes; aber sie genügt für die hinter der Peripherie Wohnenden nicht mehr. Deshalb werden die Gegenden bevorzugt, die die besten Verkehrsmittel haben. Die Schnellbahn, die den Norden mit dem Süden verbinden soll, ist längst geplant. Unter den veränderten Verhältnissen aber wird Berlin sich hüten, die Linie in Tempelhof auslaufen zu lassen. Einer



Tempelhof,  
67

von den Finanzmatadoren, die an dem Geschäft betheiligt sind, meinte stolz: „Auf die Untergrundbahn pfeifen wir. Uns genügt die Straßenbahn. Die ist für den neuen Stadttheil völlig ausreichend.“ Natürlich; bis es zum Klappen kommt, ist die hohe Finanz aus dem Engagement 'raus. Der kanns wirklich Kroinsutum sein, ob man in zehn oder in zwanzig Minuten von der Friedrichstraße bis nach Tempelhof fährt. Die Grundstückspekulation darf bei solchen Unternehmungen nicht zu kurz kommen. AufTempelhofaberliegt dieHand eines derTüchtigsten seines Berufes: des Herrn Kommerzienraths Georg Haberland. Das ist der Heilmann des Nordens. Ein Unternehmer von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, der im Grundstückhandel Erstaunliches leistet. Die Stadt Schöneberg kann ein Lied davon singen. Georg Haberland, Stadtverordneter von Berlin, war der Hauptmanager des tempelhofer Geschäftes. Man sagt, daß die ganze Transaktion sein Werk sei. Für einen Vertreter der Stadt Berlin ist die Leistung nicht übel, wenn man auch zugeben muß, daß die kühle Auffassung der That in den Kreisen der von Tempelhof an die Wand gedrückten berliner Partei einigermaßen berechtigt erscheint. Schließlich erwartet man doch von einem Auserwählten Berlins, daß er nicht mit der Konkurrenz gehe. Herr Haberland wird also Direktor der neu zu errichtenden „Tempelhofer Feld-Aktiengesellschaft für Grundstückverwerthung“. Und hat sein Stadtverordnetenmandat zurückgegeben. Nach der überwältigenden Architektonik des Bayerischen Platzes in Wilmersdorf darf man sich also auf ähnliche Entladungen künstlerischen Gefühls auf tempelhofer Gelände gefaßt machen. Die neue Aktiengesellschaft gehört zur Deutschen Bank, neben der die Herrn Haberland und der BerlinischenBodengesellschaft nahestehende Dresdener Bank als Stütze des neuen Unternehmens in Betracht kommt. Da Kommerzienrath Haberland bereits Direktor der Berlinischen Bodengesellschaft, der Bodengesellschaft Kurfürstendamm und der Terraingesellschaft Berlin-Südwesten ist, so wird er, mit dem neuen Posten, vierspännig fahren. Es wäre ein Wunder, wenn er da nicht schnell vom Fleck käme. Die Deutsche Bank wird die erforderliche Finanzoperation durchführen. Mit ihr stand die Gemeinde Tempelhof seit zwei Jahren in Unterhandlung, Der Kauspreis von 72 Millionen Mark ist, im Zeitraum von zwanzig Jahren, in einzelnen Raten zu zahlen; und die Deutsche Bank hat die Verpflichtung übernommen, diese Zahlungen zu leisten. Sie hat überhaupt der Gemeinde Tempelhof alle Lasten abgenommen, die durch die Uebernahme und Verwerthung des Feldes entstehen, und sich zur Herrin über das Ganze gemacht. Es ist das erste Mal, daß die Deutsche Bank in dieser Weise praktische Kommunalpolitik treibt. Sie muß für Kanalisation und Straßenaufsicht sorgen, was sie bisher doch nur im eigenen Haus zu thun hatte. Als ihr Organ wird die erwähnte Aktiengesellschaft fungiren, an deren Spitze Herr Haberland tritt. Das Kapital des neuen Grundstückunternehmens wird 20 Millionen betragen. Die Gemeinde Tempelhof hat an dem Verkauf des Geländes eine Gewinnbetheiligung von 15 Prozent. Außerdem ist sie mit einem Kapital von



«8

Die Zukunft.

einer halben Million an der neuen Aktiengesellschaft beteiligt, das ihr die Deutsche Bank mit 4 Prozent zur Verfügung stellt. Die Ge»  
meinde Tempelhof tritt, nach dem Abkommen mit der Deutschen Bank, in den Hintergrund. Was bei dem Geschäft für sie herauskommt, ob insbesondere die Erwartungen, die in den Ertrag der Umsatzsteuer und den Zuzug steuerkräftiger Miether gesetzt werden, sich erfüllen, wird die Zukunft lehren. Die Banken und die Grundstücksgesellschaft werden bei dem Unternehmen nicht zu kurz kommen. Bekanntlich beißen die Hunde erst den Letzten: in solchen Fällen meist den Hauseigen-  
thümer. Uebrigens läßt die Deutsche Bank den Kreis Teltow für den Kaufpreis Bürgschaft leisten. Dafür erhält der Kreis eine Sicherung-  
Hypothek, für die die Deutsche Bank eine Ausfallbürgschaft bis zu 23 Prozent übernimmt. Wichtig ist, daß auch der Kreis in das Engage-  
ment mit hineingezogen wurde, obwohl seine Leistungsfähigkeit durch den Bau des Teltowkanals schon stark belastet ist. Eine Rückerinne»  
rung an die Hoffnungen, welche die angeblichen Chancen des Kanals weckten, und der Vergleich dieser Erwartungen mit dem Resultat könnte den Glauben an ein böses Omen nähren. Was versprach man sich von der Teltow-Boden- und der Teltow-Kanalterrain-Aktienge-  
sellschaft! Und was ist daraus geworden? Teltower Bodenaktien wur-  
den, im Januar 1906, mit 112, Teltower Kanal, im Juli 1905, mit 105 Prozent zur Zeichnung aufgelegt. Die ersten stehen heute 19^; die zweiten SZ'/s Prozent. Vielleicht sind damit die Fehlschläge erschöpft und die im Kreis Teltow ruhenden Grundstückchancen werden nun besser gedeihen. Deshalb bleibt doch wahr, daß die Aufstellung eines so schwerfälligen Apparates, wie des bei der Verwerthung des Tem-  
pelhofer Feldes angewandten, das Geschäft an sich schon zu einem ungewöhnlichen macht. Nur um den Widerstand gegen Berlin und das Herausdrängen der ganzen Aktion aus der geraden Bahn glaub-  
haft zu machen, ist das kunstvolle Finanz» und Garantiegerüst nöthig gewesen. Wer davor steht, staunt über die Komplizirtheit des Baues und wundert sich über die „Fortschritte" in der Finanztechnik einer so kleinen Kommune. Vielleicht wird sich Ritter Nickel von Colditz doch im Grabe herumdrehen; denn von solchen Finessen hat er nichts geahnt.

In Düsseldorf wurde neulich über den Städtebau gesprochen.

Der Geheimrath Dr. Freund aus dem Reichsamt des Innern hielt einen Vortrag über die moderne Entwicklung der städtischen Boden-  
politik, Er redete auch über das Zusammenarbeiten von Kommunen und privater Erwerbsthätigkeit. Die Kommune lerne bei solcher Ver-  
einigung von dem Kaufmann den geschäftsmännischen Geist, während der Kaufmann sich an die Kautelen der Gemeindeverwaltung gewöhne. Läßt sich unter diesen Lehrsatz etwa der Fall Tempelhof subsumiren? Und weiter: durch eine Verbindung von Kommune und Privatbetrieb könne zwar Spekulation getrieben werden; aber es sei besser, daß die  
Stadtspkulire.alsdaßderprivateUnternehmer denGewinn ganz allein in die Tasche stecke. Wie stehts damit im Fall Tempelhof? U. A. w. g.  
L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher R.dalteur: Maximilian Karden in Berlin. —  
P.rlag d^r Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « Garl,b <S m b g in Berlin.



Berlin, den 15. Oktober 191«.

Revolution?

Mk?ieder ist ein Monarch (von Gottes Gnade?) weggejagt worden. Das geschieht jetzt ein Bischen oft. Nach dem armen Maximilian von Mexiko wurde Louis Napoleon, sanfter, spedirt; von den Häusern Toskana, Hannover, Nassau, Hessen-Cassel ist die Firstkrone abgebröckelt; Dom Pedro mußte aus Brasilien, Alezander aus Bulgarien, Milan aus Serbien, Oskar aus Norwegen, Abb ul Hamid aus dem Vildizbereich wandern; und nun haben die wegen ihrer Höflichkeit berühmten Portugiesen die Allergläubigste Majestät Manuels (der sich immernochdenHerrn von Indien, Persien, Arabien, Aethiopien und Guinea nennen ließ) aus dem Land getrieben. Männer von grundverschiedener Wesensart stehen auf der Liste; die lehrt, daß eine vor der Enthronung schützende Regirungform noch nicht erfunden ward. Die EinrichtnngendemBedürfnißanpassen.nichtüberdieVermögensgrenze hinaus spekuliren, den Willen zu stetiger Härte stählen, bescheiden verschwinden lernen und den Kreis der an FürstentherrschaftInteressirten vonMond zu Mond weiten: von anderen Rezepten ist wenig zu hoffen. Ob der kleine Manuel konservativ oder liberal sein, die Landsleute knechten oder als Menschenrechtsinhaber achten wollte, weiß heute wohl kaum ein Europäerhäuflein. Vielen Portugiesen war er langweilig; noch ein König, der sich nicht ums Land kümmert, nur sein Vergnügen besinnt, als Regent auf fromme, als Männchen auf hübsche Damen hört und für unbelehrbar gehalten wird, weil er, vor dessen Auge Vater und Bruder von Mördershand fielen, die Last der seinem Amt eingewurzelten Verantwortlichkeit gar nicht zu empfinden scheint. GuteKonjunkturfür eine furchtloseMinderheit,derenSehnen nach der Machtkrippe drängt. Die lissaboner Republikaner hatten den ersten Streich fast so schlau vorbereitet wie die Rebellen von Stambulund Saloniki,die Erdenke? des nouveau jeu. Schienenwegund

7



Die Zukunft.

Drahtleitung gesperrt, in Heerund Marine Freundschaft geworben und nur den Zuverlässigsten das Geheimniß entschleiert. Die Allergläubigste Majestät sitzt mit dem Präsidenten von Brasilien beim Prunkmahl und freut sich des jungen Lebens. Ein paar Stunden danach wird aus Kanonen und Flinten geschossen; schichten Leichen sich um den Palast; rufen helle und heisere Stimmen der Republik Geburtstagsgruß und Glückwunsch in die Wiege. Warum nicht? Die Republik verspricht dem Volk ja das Blau vom Himmel undist zunächstschon willkommen, weil sie „mal etwas Anderes" bringt. Statt eines im Galaputz der Kinderstube entlaufenen Vergnüglingsspielt nun ein steifer liberaler Professor Staatsoberhaupt. Einer, der sich beröhmt, für die Freiheit (mit Zunge und Feder) gekämpft und dem Positivismus (Comtes) den Einzug ins Hidalgoreich erleichtert zu haben, und sich drum zuNnermeßlichemauserwähltdünkelt.Deraber(jauchztderMann auf derStraße) in jedemFall billiger sein wird als ein lüderlicher Koburg-Braganzaunddenman, wenns schiefeht, laut ein Rindvieh schelten darf. König, Minister, Hofschranzen waren so wachsam wie Duncans Kämmerlinge; hatten nicht einmal für kluge Führung der treuen Regimenter vorgesorgt, deren Mannschaft wie eine erschreckte Hammelschaar auf die Schlachtbank taumelte. Als wieder Mittag war, fuhr der Präsident von Brasilien nicht mehr mitDomManuel, sondern mitHerrnTheophilBraga durch dieStraßen der Hauptstadt; dampfte der König mit seiner Mama nach Gibraltar; fanden die Leute, die sich bis zum Sonnenuntergang bereit erklärt hatten, für die Monarchie den letzten Blutstropfen zu verspritzen, daß der mündige Wille eines freien Volkes respektirt werden müsse; überlegten drinnen und draußen die dem Namen des Königs vereideten Beamten, wie ihnen gelingen könne, ihre unersetzbare Kraft dem Dienst der Republik zu erhalten. Nnd wer in der europäischen Presse einBischaufWürde hielt, sprach alsoDaß diese absolutistisch-klerikale Mißwirthschaft nicht dauernkönnedatte jederfreiheitlichGesinnte vorausgesehen." Solche Sachen werden heutzutage mit der nettsten Flinkheit gemacht. In Palast und Klub.Kaserne und Presse.Wir sahenden türkischen Militärbevollmächtigten, der in Berlin Nrlaub nahm, um zu der Absetzung seines höchsten Kriegsherrn mitzuwirken, und nach vollbrachter That auf seinen Posten zurückkehrte. Jetzt werden wir Gesandte Seiner Allergläubigsten Majestät sehen, die nach der Ehre lechzen, als Vertreter der Republik in einem Auswärtigen Amt empfangen zu werden. (Ob gescheite Monarchen der Anblick nicht in trübe Gedanken scheucht?) Wir hatten die Interview mit der Odaliske und dem Obereunuchen. Jetzt hal-



Revolution?

71

ten wir bei der «Freundin des entthronten Königs". Man muß sich zu helfen wissen. Als aus dem Bereich des sizilischen Erdbebens kein Sterbenswort über die Straße von Messina hallte, lasen wir dennoch lange Schilderungen (die den Berichten über daskalifornischeLeben entnommen und, mutatis mutariciis.denvonMeyer undBrockhaus festgestelltenVerhältnissen dergutenStadtMessina appetirt worden waren). Jetzt hieß es wieder: Schienenweg und Drahtleitung gesperrt; nicht eineSilbe sickertdurch.Doch von dem faustischen Qualgefühl, daß wir nichts wissen können, läßt derZeitungsmacher neusten Schlages sich nicht schier das Herz verbrennen. Wirkönnen nicht wissen?Wir müssen!Denhat einportugiesischer Diplomat empfangen; ihm, „ mitgewinnenderLiebenswürdigkeit", erzählt, daß er bisher nicht die allerwinzigste Nachricht aus der Heimath erhalten habe, gerade deshalb aber glauben müsse, daß an den Nnheilsgerüchten etwas Wahres sei. Sechzig Zeilen. Ein Anderer ist einembewährtenRevolutionär insHaus gefallen, der denGast„mit strahlender Miene und herzlichem Händedruck" begrüßt und versichert, daß auch er zwar natürlich noch ohne jede Nachricht sei, die Morgenröthe der Republik aber längst nahen sehe. «Portugal wird zu neuer Blüthe gedeihen, wenn es von Tyrannendruck und Pfaffenschmach erlöst ist, und mit seiner nationalen Kraft das Staunen der Welt wecken. Das Bündniß der lateinischen Republiken, denen wir wahrscheinlich morgen schon Spanien zuzählen können, wird unwiderstehlich sein." Das wirrste Gefasel; aber: hundert Zeilen. Schnell noch allen Schwatz, den Depeschenagenten aus Kneipwinkeln herangeschleppt haben, in die Letternscheune gespeichert: schon fünf Biertelseiten. (Vorn steht noch immer, daß die Hidalgos kein Wort über die Grenze lassen.) Da kommt, als die Maschine schon zu rotiren anfängt, noch das Beste. Wer, hat ein Pfiffikus sich gefragt, interessirt heute und morgen unsere Leser am Meisten? Der weggejagte König. Wer vermag über den Jüngling was Rechtes zu erzählen? Das Mägdlein, das sein Arm zärtlich umfing. Die angenehme Dame (in Paris, wo man gekrönte Gäste nicht nur mit Kommißduft und «tneatre pare» bewirthet, sondern sie vor und nach den Prunkmahlen in Ruhe was Gutes schmausen läßt, ward sie dem männernden König als Erzieherin zugeführt) ward rasch gefunden. Name: Gaby Deslys. Stand: Tingeltangelstern. Besondere Kennzeichen: Sehr dicke Brauen, sehr breiter Mund, sehr tiefes Gemüth. Sie weiß nicht, wo ihr König weilt, nicht, ob er die Kronenoch tragen darf, und kannnicht fassen, warum sogar Manuels Gesandter vor ihren ungestümen Fragen nur die



Die Zukunft.

Achseln hob. Interview? Niemals! „Ich habe mich stets gehütet, mit dem Namen des Königs sür mich Reklame zu machen. In einer Revue, die ihn dem Publikum zeigte, sollte ich mich selbst spielen; trotzdem die Rolle mir viel Geld eingebracht hätte, habe ich die Zumuthung empört abgelehnt. Was halfs? Eine Kollegin spielte Gaby Deslys. Kann ich dafür, daß französische Zeitungen mich Gaby die Zweite, die ungekrönte Königin von Portugal, nannten? Ich habe Alles dementirt; auch die Meldung, der König wolle mich heirathen. Das wurde im (Zi> 81a8 anerkannt; dastand, ich wolle von meinem Thron im großen Reich der Kunst nicht auf den des portugiesischen Kleinstaates herniedersteigen. Nur keine Reklame! Der König hat mich, in Paris und in Lissabon, in der huldvollsten Weise ausgezeichnet; auch seiner Mutter vorgestellt. Ein guter Junge; sehr begabt, sehr fromm und dreier fremden Sprachen kundig. Seine Mutter, eine Frau von der edelsten Herzensgüte, ist ihm die beste Freundin und Beratherin. Nichtswürdig ist die Behauptung, der König habe für mich große Summen ausgegeben; was er mir geschenkt hat, könnte ein schlichter Bürger leisten, ohne sein Budget in Unordnung zu bringen. Nie habe ich mich zuder Absichterniedert, ihn auszubeuten; habs auch nicht nöthig: meine Gage ist vielleicht höher als seine Krondotation. Wenn ich ihn in Sicherheit weiß, werde ich beruhigt sein. Im Gründe ist die Entthronung ein Glück für den jungen Mann: jetzt erst kann er sorgenlos leben und braucht nicht mehr vor Mordanschlägen zuzittern.“ Sahman reinerem Gemüth je Weisheitgepaart? Nndseufztnicht in jedem dankbaren Tzerzen das Bedauern, daß dieser Frauenkronen nicht viel mehr noch abgefragt ward? Neber Aviatik und Ehrlich-Hata, Klerikalismus und schwarzblauen Block hätte Gaby gewiß manches kräftige Wörtlein zu sagen gehabt. Kann nachgeholt werden. Einstweilen gabs zwei Spalten und wurde in mindestens fünfhundert Zeitungen nachgedruckt; auch, versteht sich, in solchen, die über Sensationensucht zeteren, wenn der Nachbar eine fettere Ente in der Pfanne hat, und die Standeswürde ins dreimal glühende Licht des Schwarzkünstlers heben. Solche Sachen werden heutzutage mit der nettsten Flinkheit gemacht. Grenzsperr und Grabeschweigen? Das war einmal. Wir erfahren Alles. Mag der Bahnverkehr stocken. der Draht zerschnitten sein: Alles. Eine Neberschrift, die vier Kolumnen ein Leuchthürmchen aufsetzt; drunter, was jeder „eigene Korrespondent“ auf seiner Kelle bot. Wir habens herrlich weit gebracht. Nnd müßten der Lilien-Gaby, die dazu mithalf, ein Markstcindenkmal setzen. Ihr freundliches Nrtheil über Manuelistfastvereinsamtgeblie-



Revolution?

ben. Als der Zwanzigjährige, über des Vaters, desBrudersLeiche hinweg, auf den Thron gestiegen war, glich er im Letternbilde dem holdestenLüngling; wurden alle erreichbarenEhrenqualitäten auf seinen Scheitel gehäuft. Ganz anderenWesens.hieß es, ist er, als König und Kronprinz waren; ernst und gerecht, mild und doch von feurigem Kultursehnen durchleuchtet. Heute? Berliner Lokal-An?zeiger: «Zweifellos war der jungeKönigderLagenichtgewachsen und neben der allgemeinen politischen Nnzufriedenheit bot sein Privatleben und dasmehrererMitgliederdesköniglichentzauses zur Kritik Veranlassung." („Zweifellosnoch am viertenOktober-tag wars »die Lage" nicht. Nnd hat ein gekröntes Kerlchen, das sich in London und Paris mit Theatermädchen amusirt, dadurch das Recht auf den Thron verwirkt?) Berliner Tageblatt: «Seit langen Jahren fah man dieses Ereigniß kommen. Und seitdem blutigen ersten Februar 1908, an dem König Carlos unh sein äl-ztesterSohn ermordet wurden, war dasGeschickderDynastieBvas ganza besiegelt. Der junge und unreife König Manuel mußte von vorn herein als untauglich angesehen werden, dem monarchischen Gedanken im portugiesischen Volk wieder Leben einzuflößen. Diesem jungen Mann fehlte Alles, um ein Schiff in sturmbe-, wegter Zeit sicher zu steuern." Da hat er sein Fett. (Am Schluß desArtikels gehts ihm noch schlimmer; da steht: „Wenn die Na»tionalliberale Partei sich nicht auf die Notwendigkeit besinnt, zu-nächst einmal den Einfluß derAgrarier und Klerikalenzu brechen, dann kann sie einpacken wie König Manuel." Gemeint istdie Na-tionalliberale Partei Preußens. Daß Manuel Zeit zum Einpacken hatte, wird Mancher eb^en so bezweifeln wie die Möglichkeit, „Ein-fluß zu brechen.") Konnte ein nicht für den Thron Erzogener in einemLand siecher Wirthschaft und zuchtloser Schacherpolitik von 1908 bis 1910 irgendwie Beträchtliches schaffen? Nein. Kannten wir den Prinzen, kennen den König Manuel? Nein. Er wurde gelobt, weil er eine Krone empfang, und wird gescholten, weil er sie verlor. Wenn er sie übermorgen nun wiederfindet? Noch wissen wir, eine Woche nach dem lissaboner Aufruhr, nichts über die Kraftquellen derRoyalisten und über dieAbsicht ihresBormun-des. Trotz den Gesprächen mit Ministern, Rebellen, Chanteusen, trotzLeuchttthürmchen und QuarkgerinnseIn: nichts. Während der Nachtstunden, in denen die Öffentliche Meinung für den libera-len Weißhäuter des Erdrundes hergestellt wurde, saßen auch die Herren Greyund Nicolson wahrscheinlich noch imDunkel.Wußten nicht, ob der König den Kampf gewagt und zäh durchgefochten habe; ob ihm Anhang bleibe oder verschafft werden köimc. Wir



Die Zukunft.  
erfuhren Alles. Lasen über die Straßenschlachten, die Flucht, die Stimmung, den endgiltigen Triumph der neuen Staatsform.  
Wann wird uns die Zeitung, diemuthig ausspricht, einmalwenigstens, daß sie nichts wissen könne?  
Wer in Lissabon herrscht, ein junger Prasser oder ein alter Professor, die Tyrannenfuchtel oder das souveraine Volk, kann denmeisten Europäern gleichgiltigsein. Alleaberzucken auf.wenn das Wort Revolution in ihrOhr gedrunen ist. Heben, inFurcht oder inHoffnung, das Haupt. Kehrt das Chaos wieder oder naht der ersteMorgen desMenschheitlenzes? Nnbrechbar scheint dieses Wortes Bannkraft; des hundertmal mißbrauchten heute noch.  
Revolution in Japan, China, Persien, im britischen, niederländischen, französischen Inderreich, in Egypten, Transvaal, Marokko, Serbien, Bulgarien, Griechen- und Osmanenland, inRußland, Spanien, Portugal, Belgien. Was ist draus geworden?  
Selten mehr als eine Fassadenänderung, die nicht lange vorhielt und hinter der das alte Wesen sich, wie von selbst, weitertreibt. Weil im Deutschland Luthers, im England Cromwells, im Frankreich Rousseaus.Robespierres und Bonapartes unter dem Saftandrang neuer Kulturmacht die morsche Rinde bemooster Stämme barst, wähnt man nun, wenns irgendwo splittert oder gar kracht, müsse eine neue Welt sich gebären. Wartet geduldig: bald merkt Ihr wohl, daß nur die Bretter der Bettstatt ächzten, auf der ein Träumender die Lage gewechselt hat. Jetzt ist er linkwärts gewendet; nach einer Stunde hört er vielleicht sein Herz zu laut pochen und legt sich wieder auf die rechte Seite. Alltagsklugheit, die aus Furcht vor schädlicher Enttäuschung erwächst, empfiehlt solche Geduld. HerrBraga mag unter derHirnschale mehrGeist herbergen, als alleEncyklopädisten zusammen hatten: zu endgiltigemSiege, gehört noch anderes Kriegsmaterial. Kann England wünschen, daß Spanien mit in den Strudel gerissen werde und in Südwesteuropa sich wiederholt, was in Südost gestern geschah ? Daß Frankreich zur Vormacht lateinischer Republiken erstarkt und gezwungen wird, sich für die Expansion dieser Genossenschaft einzusetzen ? Das japanische und das türkische Muster lehrt, daß die „befreiten" (mit Versprechungen gestopften) Völker der vom Erfolg wachgekitzelte Nationalstolz ins Weitere drängt. Was wird, wenn die Republik sich hält, aus Mozambique und dem anglo-portugiesischen Kolonialvertrag, der mehr als einen Sack Pfefferlinge gekostet hat? Britanien will am Tejo einen Vasallenstaat, inAfrika einen Schuldner, der von der Scholle weicht, wenns ihm befohlen wird. And Sir Arthur Nicolson kennt die Ibererländer.



Entdecker-Humbug.

73

^ Entdecker-Humbug.

MZtanley und Nordenskjöld erfüllten ihren Rekord. Stanley ging durch Afrika, ohne wissenschaftlichen Stab, als Sportsman; Nordenskjöld machte die Nordostdurchfahrt, auf einem Fahrzeug, nach mehreren vorbereitenden Forschungreisen, auf denen er beobachtet hatte, daß der Herbst besonders günstig für die Fahrt sei, weil die großen Flüsse Sibiriens dann ihr wärmes Wasser ins Eismeer ergossen hatten. Aber Nordenskjöld, der auch Geolog, Petrograph, Mineralog war, konnte aus der Strandbildung voraussagen, ob er freies Wasser für seine Fahrt finden würde; und aus den Lothungen Schlüsse ziehen: von der Beschaffenheit des Bodens auf die des Fahrwassers. Das ist die Methode des Forschers; und Nordenskjöld gebührt für die Nordostdurchfahrt die ganze Ehre, die man ihm hat nehmen wollen, um sie seinem Begleiter zu geben. Das ist schwedisch! Nansen wollte den Pol erreichen, kam aber nur bis zum sechsundachtzigsten Grad und wurde Märchenprinz. Das ist norwegisch! Wie Ferdinand und Isabella dem Christoph Columbus entgegen, so reiste das schwedische Königs«paar nach Christiania, um die Männer zu feiern, die den Pol nicht erreicht hatten. Das ist schwedisch!

Hat Cook oder Peary den Nordpol erreicht? Manche glauben, Beide haben ihn erreicht, Andere, Keiner von Beiden sei hingekommen. Cook kam zuerst zurück, wurde gefeiert, zum Doktor ernannt, antelegraphirt (königlich); da er aber nicht klare Papiere vorzeigen konnte, so wurde er als Schwindler entlarvt. Klare Papiere, um zu beweisen, daß er am Nordpol gewesen sei? Was heißt Das? Jeder Schuljunge weiß, daß er den Polarstern im Zenith haben muß, wenn er am Pol ist. Da nun Cook am einundzwanzigsten April, als sowohl Tag wie Nacht herrschte, am Weitesten nördlich war, konnte er ja seine Lage sowohl nach der Sonne: als nach den Sternen bestimmen; deshalb müssen seine Berechnungen gut gewesen sein, falls er die Kenntnisse eines Steuermanns besaß oder die Polarsternmethode des Schuljungen kannte. Aber die Unwissenheit des Doktors muß grenzenlos gewesen sein; was ja nicht ausschließt, daß er den Pol erreicht hat.

Dann kam Peary. Der sah am siebenten April die Sonne aufgehen und konnte daher, falls klares Wetter herrscht, seine Lage bestimmen, auch die Beobachtung des Tages mit der der letzten Nacht vergleichen. Als nun auch Peary des Humbugs angeklagt wurde, gab er sein Buch heraus. Im ersten Heft bildet er sich und Roosevelt ab; Roosevelt sagt: „Ich glaube an Sie, Peary.“ Aber



7,i

Die Zukunft.

wir hatten ein Facsimile des Logbuches vom neunzigsten Grad erwartet. Ein angeklagter Mensch pflegt es ja mit seiner Vertheidigung eilig zu haben. Peary aber spricht im ersten Heft von etwas Anderem: von Essen und Trinken, Pianola, Eskimos, Hunden. Doch: auf Seite 29 wird ein Facsimile vomLogbuch wiedergegeben; aber von 63 Grad 45 Minuten und 65 Grad 43 Minuten, und zwar vom sechs» und siebenundzwanzigsten Iuli. Das ist ja ungefähr die nördliche Breite des Polarkreises (Haparandas). Aus welchem Grund giebt Peary diese Beobachtung wieder, die nicht beweist, daß er den Pol erreicht hat? Jetzt habe ich sechs Hefte gelesen, aber noch kein Logbuchblatt vom Pol gesehen. Was bedeutet Das? Die Sache scheint faul zu sein! Dennoch ist möglich, daß Peary am Nordpol war, wie Shakleton am Südpol, was bewiesen sein soll. Interessant als Beobachtung ist jedoch, daß die wirkliche Entdeckung des glaubwürdigen Südpolmannes weniger Aufsehen erregte als die verdächtigen der Nordpolfahrer; aber Das war zu erwarten, da man weiß, daß nur Humbug „die Nation sammelt“. Was aber sahen sie an den Polen? Stand der Polarstern im Zenith? Wohin zeigte die Kompaßnadel, da der magnetische Pol bei 81 Grad liegt? War der Mond nur im ersten und letzten Viertel zu sehen, wie die Astronomen vor dreißig Jahren angaben? Wie verhält sich der Pendel genau über der Erdachse? Um wie viel verringerten sich die Entfernungen zwischen den Längengraden, die beim Pol 0 Grad sind, und wie gab sich die Abplattung der Erde zu erkennen? Keine Antwort!

„Hat Sven Hedin neue Länder entdeckt?"

„Nein!"

„Warum versammelt sich denn die Nation an Landungsbrücken und auf Bahnsteigen, wenn er angefahren kommt?"

„Ja, warum? Es giebt Menschen, die sich auf unbegreifliche Weise mit einer Schreckensregirung umgeben und unter starker Bedeckung von vereinigten Interessen eine so mächtige Stellung erreichen, daß Keiner sich an sie heranwagt. Wenn man Hedin richtig einschätzen will (es wagt), muß man sein eigenes Vorwort zu Prschewalskijs Forschungsreisen, in dem er die meisten Vorgänger aufzählt, lesen. Aber von den schwedischen Asienfahrern kennt er nicht mehr als Lorens Lange, der doch in Stockholm geboren war. Strahlenberg, Schönström, Schulischer, Renat, Calander, Molin, Busch, Müller waren Hedin (1891) unbekannt, obwohl die schwedische und die russische Geographische Gesellschaft wertvolle Karten herausgegeben und ich in meinen „Kulturhistorischen Studien" (Stockholm 1881) eine Bibliographie der von (1709 bei Poltawa



Entdecker»Humbug.  
gefangenen) Schweden verfaßten Forschungen gedruckt hatte; diese Bibliographie haben die Herausgeber von D'Anvilles Atlas geplündert. Wenn nun Prschewalskij alle Länder, die Hedin später ^ durchzog, bereist, durchforscht und gründlich beschrieben hat, so ist doch Hedin nur ein Epigone und seine Bücher kann man Pars» lipomena oder remplissaAe nennen, eine Art Korrekturlesen. Hedin hat unendlich viele Sandhaufen beschrieben und Hügel ausgemessen, die immer bekannt gewesen sind, wenn sich auch Niemand die Mühe gemacht hat, sie auszumessen. Und alle Hügel sind Wasserscheiden; die sehr natürliche Ursache ist, datz das Wasser den Berg hinunter und nicht hinauf läuft. Ein gewöhn» licher Feldmesser, gut ausgerüstet, hätte ohne pittoreske Abenteuer Hedins Kartenarbeiten ausführen können; aber sein Name wäre nicht über seinen Fachkreis hinausgedrungen, Hedin reist jedoch wie ein unwissender Feldmesser; er kann nicht die Sprache des Landes, ist wenig bewandert in den Naturwissenschaften, etwas mehr in Alterthümern und Geschichte. Sein großer schwedischer Vorläufer Strahlenberg konnte das Alles und dessen einziger Quartband enthält mehr als alle Bände Hedins, die doch die schwedische Na» tion über hunderttausend Kronen gekostet haben."

„Kann man Hedin denn einen Schwindler nennen?"

„Nein. Das nicht. Aber seine Unfähigkeit, zu schildern, was er gesehen hat, und seine negative Methode, nach großen Vor» gängern die Korrektur zu lesen, statt positive Beschreibungen nach eigenem Beobachtungsmaterial zu geben, vernichten das Ergebnitz seiner Arbeit. Seine furchtbar gründliche Art, des Windes Spuren in den Sandhaufen und die verschiedenen Richtungen unbedeuten» der Wasserzüge zu photographiren, süllt Bände, ohne einen rechten Begriff Dom Land zu geben. Aber dagegen bekommt man gewisse falsche Begriffe: so, daß Hedin der Erste gewesen sei, der in Tibet eingedrungen ist. Er sagt es nicht direkt, giebt aber der Darstellung einen Ton, als sei es so."

„Er hat also kein neues Land entdeckt?"

„Nein, weder das Tarimbecken, noch den See Lop-nor, noch Gobi, noch Tibet."

„Warum mußten denn Stadtverordnete, Schuljugend, Her». renhaus zusammengetrommelt werden?"

„Kennst Du nicht Kiplings amerikanische Nationalhymne? Sei frech! Sei frech! So kommst Du im Leben vorwärts!"

„Aber giebt es für die Frechheit keine Grenzen?"

„Nein; sie ist grenzenlos wie die Unwissenheit, die Dumm» heit und die moralische Feigheit."



Die Zukunft.

„Welches schöne Beispiel für die Jugend, die jetzt zu Mohikanern, Nachtwanderern und Spionen erzogen werden soll!“

Vor einigen Jahren fuhren drei englische Jungen auf dem Rad durch Europa und Asien bis nach Peking und gaben dann ein Buch heraus, eine Reisebeschreibung, die auch ins Schwedische übersetzt worden ist. Ihre Leistung wurde für recht tüchtig gehalten, aber die englische Nation versammelte sich nicht und die Jungen wurden nicht in den adeligen Stand erhoben.

Wenn ich Sven Hedins adeliges Wappen betrachte, so er« staune ich über einen Mangel an Scham: da ist die Erdkugel abgebildet, auf die er seine Reise von Baku nach Peking eingezeichnet hat. Die erste Reise geht in den achtziger Jahren durch Persien. Hedin soll damals für das Haus Nobel in Petroleum und Kolo» nialwaaren gereist sein. Das ist freilich nicht sicher; aber sicher wäre er so dumm, sich zu schämen, wenn es wahr wäre!

Später geht die Route durch Centralasien; dieses Land behandelt er, als sei es unbekannt. Aber es ist immer bekannt gewesen, immer von mongolischen und chinesischen Horden durchstreift worden, wird noch heute von Karawanen befahren und ist sehr oft beschrieben worden, am Besten von dem Ungar Vambéry und dem Russen Prschewalskij. Die Reisen des Russen hat Hedin im Auszug übersetzt, aber man braucht nur den Rücken des Buches zu sehen, um zu erkennen, wer Hedin ist. Da steht: „Sven Hedin, Prschewalskij's Forschungsreisen in Centralasien.“ Das ist bezeichnend für Hedin: er legt Beschlag auf seinen großen Vorgänger. Eben habe ich Prschewalskij's von Hedin verstümmelte Reisen zu Ende gelesen. Der Russe war ein „herrlicher“ Mann. Die kleinen Mühsaligkeiten und Abenteuer übergeht er, ohne Reklamenummern daraus zu machen. Er ist auch ein kenntnisreicher Mann, denn er sagt mit den Namen der geologischen Formation, der Steine am Boden; beim Goldsand verweilt er nicht. Aber er kennt auch die Namen der Pflanzen, der Vögel in der Luft, der Fische im Wasser, der Säugethiere des Waldes und der Steppe. Er bestimmt selbst Lage und absolute Höhe, ohne, wie Hedin, Andere zu fragen. Dagegen schildert er nicht Festessen bei Vicekönigen, Generalkonsuln und ähnlichen nützlichen Personen, die eine saszinierende Wirkung auf Hedin ausüben.

Im Vorwort betont Hedin, daß Prschewalskij nicht nach Lhasa gekommen sei; was der Russe selber bekennt und beklagt. Aber nachdem ich eben Hedins schreckliches Buch „Transhimalaya“ zu Ende gelesen habe, weiß ich nicht, ob Hedin in Lhasa gewesen ist. Beim ersten Blättern glaubte ich, Hedin habe den Dalai Lama,



Entdecker-Humbug.

79

Buddhas angebliche Reinkarnation in Lhasa, interviewt; jetzt aber sehe ich daß es ein anderer Lama unter den vielen war. Hedins heißt Taschi Lama und wohnt in Taschi Lumpo. Er ist nicht „der heiligste Mann in Tibet“, wie Hedin glaubt oder glauben machen will, sondern er ist nur eine Reinkarnation von Amithaba. Dieser Taschi Lama ist nach Hedins Abbildung ein entschiedener Verbrechertypus. Hedin aber schildert ihn mit höchster Sympathie. „Er sieht gesund und unverdorben aus. Die Lippen sind fein und harmonisch modellirt. Leider hatte er nicht sein entzückendes Lächeln, als die drei Aufnahmen gemacht wurden . . .“ Das sieht man! Als die ganze Menschheit darauf wartete, den Dalai Lama in Lhasa zu sehen, waren wir etwas enttäuscht, als Hedin uns einen anderen Lama vorsetzte, einen der 6ii minores, der jedoch von dem sich selbst und seine Umgebung adelnden Hedin zum ersten Prälaten der Welt erhoben wurde.

Als der Dalai Lama neulich von den Chinesen aus Lhasa verjagt wurde^ warsein welthistorischesEreigniß;undderGroß«Lama wurde photographirt. Ich habe mir drei Bilder ausgeschnitten, das eine aus dem Stockholmer Abendblatt, das zweite aus der berliner „Woche“, das dritte aus „Je sais tout“ Diese drei Bilder gleichen einander nicht im Mindesten. Das kommt wohl von dem Geheimnißvollen und Humbugartigen, das Tibet immer umgeben hat. Ist Hedin in Lhasa gewesen? Ich glaubte es nach den Telegrammen und den Empfangsreden. Nachdem ich aber sein schreckliches Buch gelesen habe, glaube ich es nicht mehr. In seinem Vorwort zu Prschewalskij zählt Hedin die Männer auf, die ihre Reisen in Tibet beschrieben und Lhasa besucht haben; es sind nicht wenige, tzuc und Gabet lasen wir in unserer Jugend; später wurden sie für Schwindler erklärt, auch von Prschewalskij; aber Hedin glaubt an sie, wenn er auch nicht an Landor glaubt.

Alles in Allem: Hedin hat keine neuen Länder entdeckt und er ist wahrscheinlich nicht in Lhasa gewesen. Daß er Gegenden, die immer bekannt waren und durchstreift wurden, photographirt und aufgenommen hat: diese Ehre hätte er mit einem Feldmesser teilen können. Geographische Gesellschaften und Petermanns Mittheilungen mögen dem Kartenzeichner huldigen, aber die schwedische Nation braucht sich für Sven Hedin nicht an Landungbrücken und auf Bahnsteigen zu versammeln und das schwedische Herrenhaus ihm nicht seine morschen Pforten zu öffnen.

Daß er wirklich seine Reisen gemacht hat, bezweifelt Niemand; aber das Humbugartige liegt darin, daß er sich feiern läßt, als habe er Amerika entdeckt.

Stockholm. August Strindberg.



Die Zukunft.

Erinnerungen an Karl Marx.

der „Internationalen Arbeitervereinigung“

wurde am dritten September 1864 nach Genf einberufen. Marx, der damals am Ersten Bande des „Kapital“ arbeitete, konnte von London nicht abkommen. In einem Brief an Kugelmann, der den Grund seines Fernbleibens angibt, heißt es: „Ich bin der Ansicht, daß die Schrift, mit der ich beschäftigt bin, für die Arbeiterklasse wichtiger ist als alle Reden, die ich auf einem Kongreß halten kann.“

Marxens Abwesenheit wurde von seinen Gegnern benutzt. Die Delegierten der romanischen Länder stimmten in der Frage der Frauen- und Kinderarbeit mit den Deutschen nicht überein. Die Deutschen wollten diese Frage beantwortet haben; die romanischen Abgeordneten ließen die Möglichkeit nicht zu, daß Frauen und Kinder anderswo als im Haus Arbeit suchten. Auf den nächsten Kongressen erweiterte sich der Spalt. Um Bakunin scharte sich eine Gruppe Abgeordneter, die offen den Aufstand gegen den Staat und die Staatsmacht predigten. Auf dem Haager Kongreß griffen die Bakunisten Marx heftig an. Aber sie wurden abgeschlagen. Der Kongreß beschloß: „Für unseren Kampf um die Freiheit der Arbeiter müssen wir uns zu einer politischen Partei vereinigen und von allen früheren Parteien absondern. Bisher waren die Kräfte nur zum wirtschaftlichen Kampf konzentriert. Auch für den Kampf gegen den politischen Einfluß der Agrarier und Kapitalisten ist solche Konzentration aber nöthig.“ Der Zusammenstoß endete mit dem Ausschluß der Bakunisten aus der „Internationalen“, der Gründung einer besonderen „<sup>1</sup> Association des socialistes“ und der Verlegung der Centralverwaltung der „Internationalen“ nach New York. Marx unterstützte den Vorschlag, hoffte aber auf bessere Zeiten, wo die „Internationale“ wieder die führende Rolle in der Alten Welt spielen werde.

Man kann sagen, daß von diesem Augenblick an Marx von der Leitung der internationalen Arbeiterbewegung zurücktrat. Er brach aber die Beziehungen zu den Führern des deutschen Proletariats, zu Lassalle und später zu Bebel und Liebknecht, nicht ab und polemisierte heftig gegen seine politischen und persönlichen Gegner. Unter Benutzung des Materials, das Nikolaus Utin ihm verschaffte, veröffentlichte er mit Engels eine äußerst scharfe Anklageschrift gegen die Vereinigung der jungen Anarchisten romanischer Länder zu einem besonderen Sozialdemokratenbund, an den Bakunin sich nach seiner Ausschließung aus der „Internationalen“ wandte. Obgleich Bakunins Partei einige hervorragende Mitglieder zählte (Elisee Reclus, den französischen Emigranten Guillaume und den Fürsten Peter Krapotkin), übte den fühlbarsten Einfluß die revolutionär gesinnte literarische Jugend Italiens und Spaniens, die mehr ideell als materiell mit der Arbeiterbewegung zusammenhing. Marx ließ selbst Angriffe, die aus dem sozialistischen Lager gegen ihn gerichtet wurden, nicht ohne Erwiderung.



Erinnerungen an Karl Marx.

81

rung. Die bekannte Brochure seines Freundes Engels', „Herrn E. Dürings Umwälzung der Wissenschaft", ist unstreitig von Marx inspirirt. Als diese Polemik gegen die Bakunisten und Düring in lebhaftem Gange war, lernte ich Marx kennen. Bei der ersten Begegnung schenkte Marx mir beide Brochuren. Die Bekanntschaft verdankte ich dem Manne, der Marxens Schwiegersohn Longe, dem Mitglied der pariser Commune, das Leben gerettet hatte. Der mich empfahl, war einer der beiden Autoren des Tagebuches, das während des ganzen Aufstandes geführt war und den Titel trug: „Die Revolution vom achtzehnten März." Trotz dieser Empfehlung war Marx anfangs sehr zugeknöpft: so sehr war er in Bakunins Zeit gegen Russen eingenommen. Unser erstes Gespräch betraf hauptsächlich die Haltung seines früheren Freundes, den er selbst in den londoner Kreis der internationalen Emigranten eingeführt hatte und der den Ersten Band des „Kapital" ins Russische übersetzen wollte.

In London war ich im ersten Winter nur selten bei Marx. Er wohnte nicht weit von Regent Park (genauer: von der Fortsetzung, die Maitland Park heißt) auf dem Square Crescent. Ich weiß noch die Nummer seines Hauses: 41. Im ersten Stock war seine Bibliothek und das Gastzimmer. Hier empfing er gewöhnlich seine Bekannten. Seine beiden ältesten Töchter waren damals schon verheirathet: «ine an Longe, die andere an den jetzt bekannten Schriftsteller Paul Lafargue. Die jüngste, Eleonore, die zu Hause Duky hieß, schwärmte damals für das Theater, besonders für Irvings Spiel in shakespeareischen Stücken, und dachte eine Weile daran, sich der Bühne zuzuwenden.

Näher wurde ich mit Marx in Karlsbad bekannt. Wir machten fast täglich zusammen Spazirgänge in die Berge und wurden so intim, daß er mich in den Briefen aus dieser Zeit unter die Zahl seiner „gelehrten Freunde" rechnet. Er arbeitete damals am Zweiten Band seines Werkes; da wollte er von der Kapitalanhäufung in den relativ jungen Ländern Amerika und Rußland sprechen. Zu diesem Zweck hatte er eine Menge Bücher aus New Vork und Moskau bekommen. Er war polyglotte; sprach nicht nur fließend Deutsch, Englisch, Französisch, sondern konnte auch Russisch, Italienisch, Spanisch und Rumänisch lesen. Er las viel und entlieh oft Bücher von mir, darunter ein zweibändiges Werk über die Geschichte des Landeigenthums in Spanien und Morgans bekanntes Werk „Die alte Gesellschaft", das ich von meinem ersten Aufenthalt in Amerika mitgebracht hatte. Es lieferte Engels Material für die Brochure „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates".

Wer mit Marx bekannt war, wurde zu den Sonntagabenden bei Engels eingeladen. Der hatte sich in Manchester, wo er eine Fabrik besaß, ein ansehnliches Vermögen erworben und nahm die Mitglieder der Familie Marx nebst deren Gästen gern bei sich auf. Marx selbst war in der Aufnahme Fremder sehr wählerisch. Viele bekannte europäische Schriftsteller, darunter Laveleye, wünschten, mit ihm bekannt



Die Zukunft.

zu werden. Aber er hielt sich fern und klagte über die Zudringlichkeit der Interviewer; freilich nur, wenn sie sich als seine Gegner erwiesen. Gute, doch ziemlich lose Beziehungen hatte er zu einigen englischen Mitgliedern des Kreises der Positivisten, besonders zum Professor Beacelet, der damals an der Herausgabe der demokratischen Zeitung „Lss-Kivs" mitwirkte. Man kann nicht sagen, daß Marx damals in der englischen Literatur bekannt war. Sein „Kapital" war noch nicht ins Englische übersetzt; sein Erfolg beschränkte sich einstweilen auf zwei Länder: Deutschland und Rußland. Das Erscheinen des ersten Kapitalbandes gab Kaufmann, der später Professor an der petersburger Universität wurde, den Anlaß zu einer sehr gelehrten und im Allgemeinen zustimmenden Abhandlung im „Europäischen Boten". Dann schrieb ausführlich über das „Kapital" der russische Nationalökonom Sieber, der Autor des Werkes „David Ricardo und Karl Marx". Von Allem, was in Rußland über das „Kapital" geschrieben wurde, interessirte Marx aber am Meisten Kaufmanns Artikel. Er suchte die national-ökonomische und historische Literatur Rußlands kennen zu lernen. Wir finden in seinen Werken Hinweise auf Tschuprows „Eisenbahnpolitik". Einer seiner Briefe an mich liefert eine Kritik über Karejews „Bauernfrage im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts"; und nach Marrens Tod zeigte Engels mir ein dickes Heft mit Auszügen aus meinem Buch „Ueber gemeinschaftlichen Landbesitz".

Marx, der lange in der Bibliothek des Britischen Museums arbeitete und hier einen Theil seiner Gesundheit opferte, war an die Lecture offizieller Berichte von der Art der englischen Blaubücher gewöhnt und hatte keine Lust, sich aus Rußland die Berichte der Reginung über Eisenbahnpolitik, Kreditoperationen und Aehnliches kommen zu lassen. Ich schickte ihm, was ich konnte; seine Frau aber, der sehr an möglichst schneller Beendigung des Werkes lag, drohte mir im Scherz, sie werde mir keine Hammelcotelette (cKop) mehr geben, wenn ich durch meine Sendungen ihren Mann hinderte, den längst erwarteten Schluß zu machen. Marx arbeitete den zweiten und dritten Theil des Kapitals mehrfach um. Er hatte die Absicht, das Ganze mit einer „Kritischen Geschichte nationalökonomischer Doktrinen" abzuschließen; aber der Plan wurde nicht ausgeführt.

Den Alltag widmete Marx der Arbeit. Ein paar Stunden waren den Artikeln für die „New Vorker Tribune" gewidmet, deren ständiger Korrespondent er war. Die übrige Zeit verbrachte er zu Haus bei der Durchsicht und Korrektur der schon geschriebenen Theile seines Werkes. Seine Bibliothek, die in einem dreifenstrigen Zimmer untergebracht war, bestand ausschließlich aus wissenschaftlichen Büchern, die meist in wüster Unordnung auf dem Schreibtisch und auf Stühlen umherlagen. Oft traf ich ihn bei der Arbeit; er war dann so in sie vertieft, daß er nicht sogleich über einen anderen Gegenstand sprechen konnte. Sonntags ging er mit seiner Familie im Park spaziren, aber auch da wurden oft Fragen erörtert, die mit der umgebenden Wirklichkeit sehr wenig



Erinnerungen an Karl Marx,  
83

zu thun hatten. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß er sich für Politik nicht interessirte. Stunden lang saß er über Zeitungen aus aller Herren Ländern. Während der ganzen Zeit meiner Bekanntschaft mit ihm entfernte er sich nur einmal aus London; er fuhr auf ein paar Wochen nach Karlsbad. Durch Deutschland wurde er nur unter der Bedingung gelassen, daß er nicht länger verweile, als die Reise nöthig mache. Die Fahrt nach Paris blieb ihm seit den Tagen des Ministeriums Guizot verboten. Thiers und MacMahon hätten ihn nach dem Erscheinen seines „Bürgerkrieges“ (des Versuches, die in Blut ertränkte Commune zu vertheidigen) schwerlich nach Frankreich gelassen. Was am Meisten an Marx überraschte, war seine leidenschaftliche Stellungnahme zu allen politischen Fragen. Er konnte sich mit der objektiven Methode, die er seinen Anhängern empfahl, nicht befreunden und war weniger noch als Andere geneigt, hinter allem Geschehen die ökonomischen Ursachen zu suchen. Seine Auffassung russischer Verhältnisse unterschied sich, trotz der Begeisterung unserer Jugend für seine Werke, die damals nur in Deutschland und Rußland Erfolg hatten, kaum von den Vorurtheilen der achtundvierziger Revolutionäre, die in Rußland den Hort jeder Reaktion und den Vernichter aller demokratischen und liberalen Regungen erblickten. Marx gab selbst zu, daß ihn die Anerkennung, die er unter meinen Landsleuten fand, in Erstaunen setze. Im. Oktober 1858 schrieb er an Kugelmann: „Es ist Schicksalsironie, daß die Russen, gegen die ich schon zwanzig Jahre lang nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer und englischer Sprache schreibe, stets meine Gönner waren. 1843 und 44 trugen russische Aristokraten in Paris mich auf Händen. Mein Werk gegen Proudhon (Nissrs Ss Is MlosopKis), das 1847 erschien, und die von Duncker herausgegebene „Kritik der politischen Oekonomie“ (1859) fanden nirgends größeren Absatz als in Rußland. Das erste fremde Volk, das mein ‚Kapital‘ übersetzte, war das russische. Das muß man übrigens nicht allzu hoch schätzen. Die russische Aristokratie wird in der Jugend auf deutschen Universitäten und in Paris erzogen. Sie hascht stets nach Dem, was im Westen als extrem gilt. Das ist für sie einfach Feinschmeckers, genau von der selben Sorte, wie sie ein Theil der französischen Aristokratie im achtzehnten Jahrhundert zeigte.“ Der Biograph sagt dazu ganz richtig, Marx habe Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß seine Gedanken durchaus nicht nur in höheren Kreisen der russischen Gesellschaft Sympathie und ernstes Interesse fanden. 1867 erhielt er von Iosef Diezgen, Meister in einer Lederfabrik im Gouvernement Wladimir, einen Brief folgenden Inhaltes: „Ihr erstes Buch, ‚Kritik der politischen Oekonomie‘, habe ich sehr fleißig studirt und gestehe, daß kein Buch mir so viel neues, positives Wissen und solches Sachverständniß gegeben hat.“ Der erste Band des „Kapital“ erregte diesen Diezgen zu höchstem Enthusiasmus. Und in der selben Zeit kümmerte man sich in England gar nicht um Marx. In den Jahren, wo ich die Sonntagsversammlungen in „Nr. ^1



Die Zukunft.

Maitland Park Crescent" besuchte oder mit Marx bei Engels zusammentraf, führte der Autor des „Kapital" ein ziemlich stilles Leben. Er widmete Wochen und Monate der Lecture ökonomisch-geschichtlicher Werke, besonders der Geschichte des Landbesitzes, die nur indirekte Beziehung zu seinem Hauptthema hatten. Er vertiefte seine mathematischen Kenntnisse, besonders der Differential- und Integralrechnung, um die damals aufkommende mathematische Richtung in der politischen Oekonomie zu verfolgen. Seine Belesenheit in der ökonomischen Literatur, besonders in der englischen, war ungeheuer; sie ist aber nicht mit der Belesenheit einiger deutschen Professoren, etwa Roschers zu vergleichen, der Lsts iioirs Marxens, der seinem Werk Bemerkungen dieses Kalibers einsögt: „Herr Roscher beeilte sich, durch seine Autorität diese offenbare Banalität zu unterstützen." Bei seinen weiter entfernten Vorgängern fand Marx lebendige, der Entwicklung fähige Grundsätze. Wenn die Nationalökonomen sich in letzter Zeit für die „Politische Arithmetik" und andere Werke Pettys, des Zeitgenossen Karls des Zweiten, interessiren und wir nicht nur eine neue Sammlung seiner Werke, sondern sogar Memoiren über den Berkehr mit ihm in fast allen Sprachen der gebildeten Welt besitzen, so verdanken wir Das in erster Reihe dem Sozialisten Marx. Seine Bekanntschaft mit der Geschichte ökonomischer Doktrinen ließ ihn schnell die Eigenheit der Schriftsteller herausfinden, die durch die Form ihrer Werke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußten. Dabei denke ich besonders an George, für den die Begeisterung eine Weile so groß war wie im achtzehnten Jahrhundert die für die Persönlichkeit und Lehre Rousfeaus. Marx merkte wohl zuerst, daß in Georges Lehre Meinungen der Physiokraten über den Ackerbau als einzige Quelle des Reinertrages und über die Grundsteuer, die zu Gunsten des Staates einen großen Theil der Rente absorbiren müsse, enthalten seien. Unter seinen Papieren wurde ein kritischer Artikel gegen George gefunden, dessen Einseitigkeit und Schwäche darin nachgewiesen war. Die meisten Leute haben eine verkehrte Vorstellung von der Psychologie eines Mannes, der den Klassenkampf als das einzig wirksame Mittel empfahl, um für die Arbeiter soziale Gerechtigkeit zu erlangen, die „»oeisl zusties", die den Engländern des achtzehnten Jahrhunderts der von Marx geachtete Godwin empfahl. Man stellt sich Marx gewöhnlich als finsternen, hochmüthigen Menschen vor, der alle bour» geoise Wissenschaft und Kultur verwirft. In Wirklichkeit war er ein hochgebildeter, fein erzogener englisch-deutscher Gentleman, in dem eine aus dem nahen Verkehr mit Heine stammende, mit satirischer Fähigkeit gepaarte Heiterkeit lebte; ein Mann, der sich, da seine persönlichenVer» hältnisse sehr günstig waren, der Lebenslust fröhlich hingeben konnte. In früher Jugend traf er ein Mädchen aus vornehmer Familie, Fräulein von Westphalen, und verliebte sich in sie, wie man sich nur in den Studentenjahren verliebt. Die Familie Westphalen war schottischer Herkunft und mit den Herzögen von Argyll verwandt. Dieser



Erinnerungen an Karl Marx.

85

Umstand spielte Marx eines Tages einen dummen Streich. Als er in Paris ohne Geld war, beschloß er, das Silberzeug, das seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte, im Pfandhaus zu versetzen. Auf diesem Silber entdeckte man das Wappen Derer von Argyll und hielt Marx fest, weil er sich fremdes Gut angeeignet habe. Ich hörte die Erzählung aus Marxens Munde, der dabei laut und gutmüthig lachte. Lenny Westphalen war als Kind Spielgefährtin des Knaben Karl Marx. Sie war vier Jahre älter als er, ein gesundes, heiteres, hübsches Mädchen, „die schönste von allen Mädchen Triers“, wie es in der Stadt hieß, wo sie schon als Backfisch Ballkönigin war. Marx hatte noch nicht das Gymnasium beendet, als er sich schon in die Spielgenossin verliebte. Als er die Universität besuchen sollte, verlobte er sich heimlich mit ihr. Der alte Westphalen gehörte, wie Marx erzählte, zu den begeisterten Anhängern Saint-Simons, über den er zuerst mit dem künftigen Autor des „Kapital“ sprach. Westphalens Kinder zerstreute das Schicksal nach verschiedenen Seiten: ein Sohn wurde Mitglied des preußischen reaktionären Ministeriums, der andere focht für die Freiheit der Neger im Kampf der Nord- und Südstaaten Amerikas. In ihren Erinnerungen an den Vater sagt Eleonore Marx: „Er, der dem vergötterten Mädchen aus Berlin drei dicke Hefte mit Gedichten schickte, war während seines ganzen Lebens buchstäblich in seine Frau verliebt. Vor mir liegt ein Brief des Vaters. Nach dem jugendlichen Feuer, von dem er durchglüht ist, könnte man annehmen, der Schreiber sei ein achtzehnjähriger Lüngling. Dabei ist der Brief 1856 geschrieben, als die geliebte Lenny ihm schon sechs Kinder geschenkt hatte.“ Der damalige intimste Freund Marxens, Bruno Bauer, schreibt ihm über die Braut: „Sie ist im Stande, mit Dir Alles zu ertragen.“ Diese Worte erwiesen sich als prophetisch. Marx hat manchmal die Noth kennen gelernt; aber Lenny, die in aller Einfachheit das Wesen der Zrxmäs <ls,ms hatte, ertrug mit philosophischer und d>abei heiterer Gleichgültigkeit solches Schicksal und war nur darauf bedacht, daß ihr Karl nicht zu viel Zeit auf den Erwerb des Lebensunterhaltes verwende. Marx pflegte noch als Graubart das neue Jahr mit einem Tanz mit seiner Frau oder der Freundin Engels' einzuleiten. Ich sah ihn einmal unter den Klängen der Musik mit seinen Damen sich sehr geschickt im Kreis drehen. , Mir fällt noch eine Familientafel bei Marx ein; Karls Schwester, die mit ihren zwei Söhnen aus Kapland gekommen war, saß mit uns am Tisch. Diese Schwester konnte sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß ihr Bruder der Führer der Sozialdemokraten sei, und betonte im Gespräch mit mir immer wieder, daß sie Beide einer in Trier hochangesehenen und allgemeine Achtung genießenden Advokatenfamilie entstammten. Marx machte sich darüber lustig und brach mehr als einmal in herzhaftes Lachen aus. Ins Theater ging er gern; besonders, um Salvini oder gar den unvergleichlich höher geschätzten Irving als Hamlet zu hören. Ich weiß auch noch, wie wir zusammen in Aegyptian Hall uns über einen Spiritisten und Geisterseher amüsirten, der er»

s



M Die Zukunft.

klärte, er sei in der Geister Mitte gewesen und wiederhole nur, was er gelernt, sei aber nicht einfältig genug, dem Publikum zu zeigen, wie es gemacht werde, weil die Leute sonst seine Vorstellungen nicht mehr besuchen würden.

Marx vertheilte sein Gefühl zwischen den Familien seiner beiden verheiratheten Töchter und seinem alten Freund Engels, dem er mehr gab als nahm. Von den deutschen Führern seiner Partei schätzte er am Meisten Bebel; weniger Liebknecht. Er klagte mehr als einmal darüber, daß Liebknecht von Lassalle verdorben worden sei und fügte, halb scherzhaft, halb ärgerlich, hinzu, es sei schwer, einen neuen Gedanken in den Kopf des deutschen Privatdozenten (so nannte er Liebknecht) hineinzubringen. Mit welcher Leidenschaft Marx auch im Alter alle Versuche abwehrte, die Erfolge der Arbeiterpartei zu hemmen, davon mag ein Vorgang hier zeugen. Ich war in seiner Bibliothek, als die Nachricht von dem mißlungenen Attentat auf den greisen Kaiser Wilhelm ankam. Marxens Antwort war eine Verwünschung an die Adresse des Attentäters; dann sagte er sofort, daß man von diesem verbrecherischen Versuch nur Eins erwarten könne: eine neue Sozialistenverfolgung. Leider ließ die Erfüllung dieser Prophezeiung nicht auf sich warten: Bismarck brachte das Sozialistengesetz durch, das die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie lähmte.

Als ich in Moskau Professor geworden war, mußte ich von Marx scheiden. In der ersten Zeit schrieben wir einander noch manchmal. Im Sommer kam ich wieder nach London, ging an Sonntagen wieder zu Marx und sah mich jedesmal zu neuer wissenschaftlicher Arbeit angespornt. Wahrscheinlich hätte ich mich ohne die Bekanntschaft mit Marx nicht mit der Geschichte des Grundbesitzes und mit der ökonomischen Entwicklung Europas beschäftigt. Marx wurde mit meinen Arbeiten bekannt und sprach offen sein Urtheil aus. Daß ich den Druck meines ersten größeren Werkes über die Verwaltungsgerechtigkeit in Frankreich verzögerte, war die Folge des ungünstigen Urtheils, das er gefällt hatte. Freundlicher nahm er meinen Versuch auf, die Vergangenheit der russischen Landgemeinde zu erforschen und den Entwicklungsgang des Familienwesens von den ältesten Zeiten an zu durchleuchten. Auch die gelehrte Kritik interessirte ihn sehr; er war ein aufmerksamer Leser der von mir herausgegebenen „Kritischen Rundschau“, vielleicht der einzige in England. Die Jahre meines Aufenthaltes in Italien, Spanien und Amerika waren Marxens letzte Lebensjahre. Bei meiner Rückkehr nach Europa erfuhr ich von seinem doppelten Leid: dem Tode der Frau und der ältesten Tochter. Ich hörte auch, daß Marx durch Krankheit genöthigt sei, den ganzen Winter in Algier zuzubringen. Schon als ich noch viel mit ihm verkehrte, klagte er über Schmerzen in der Brust. Da aber sein Körperbau nicht der eines Schwindfüchtigen war, erklärten die Angehörigen seine Klagen für das Produkt nervöser Einbildung. Dann stellte sich aber heraus, daß Marx seine Gesundheit durch übermäßige Arbeit ruinirt habe. Der Winter, den er im Süden ver-



Erinnerungen an Karl Marx.  
brachte, war regnerisch. Er erkältete sich und kehrte kränker nach London zurück, als er abgereist war. Engels erzählte mir von seinen letzten Lebenstagen und diese Erzählung kommt der Beschreibung ziemlich nah, die wir bei Marxens russischem Biographen finden, der aus Engels' Briefen geschöpft hat.  
Frau Marx starb im Dezember 1881; ein Jahr später die älteste Tochter, Frau Longe. Marx suchte vergebens in vermehrter Arbeit Vergessenheit. Seine Gesundheit verschlechterte sich immer mehr. Am vierzehnten März 1883 starb er am Schreibtisch. „Vielleicht hätte ärztliche Kunst“, schreibt Engels, „ihn noch einige Jahre weiter vegetiren lassen; aber eine solche Existenz hätte Marx nicht ertragen. Leben mit dem Bewußtsein, eine Arbeit nicht beenden zu können, ist unvergleichlich schwerer, als ohne besondere Qualen in die Ewigkeit einzugehen.“  
Meine Erinnerungen an Marx stammen aus der Epoche nach dem Erscheinen des ersten Kapitalbandes. Er war damals schon ein Sechziger, hatte aber noch seine ganze Energie und Lebensfreudigkeit. Mein Landsmann Annenkow kannte ihn ein Jahr vor 18'48, also als Einunddreißigjährigen. Da ist interessant, mit meinen Eindrücken die Annenkows zu vergleichen. Er fand Marx aus lauter Energie, Willen und unerschütterlicher Ueberzeugung zusammengesetzt. „Mit seinem dichten, schwarzen Haarschopf, mit behaarten Händen, im zugeknöpften Paletot, sah er aus wie Iemand, der Anerkennung verlangt: und ein Recht darauf hatte. All seine Bewegungen waren kühn und selbstbewußt; sein Benehmen wirkte stolz und verächtlich. Seine scharfe, metallische Stimme paßte wunderbar zu den radikalen Urtheilen, die er aussprach. Aus seinen inappellablen Sprüchen klang eine fast krankhafte Ueberzeugung von seinem Beruf, Andere zu beherrschen und fortzureißen. Vor mir stand der leibhaftige demagogische Diktator.“  
In meiner Erinnerung haftet Marx mit weniger scharfen Zügen. Das Demagogische in seinem Gesicht wurde durch den Ausdruck des Philosophen gemildert, eines der Weisen, die glauben, daß sie den Schlüssel zum Verständniß der Vergangenheit wie der Gegenwart gefunden haben. Dieser Schlüssel war für den Marx meiner Zeit die Lehre von der Werthe schaffenden Arbeit, deren Produkt dem kapitalistischen Unternehmer in die Hände fällt. Nach dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes seines „Kapital“, aus denen hervorgeht, daß Marx seine Werthzuwachstheorie mit der von einem durch Angebot und Nachfrage bestimmten Marktpreis in Einklang bringt, betonten seine Anhänger besonders seinen historischen Materialismus, der ihnen alle Begebenheiten in der Vergangenheit und Gegenwart aus Aenderungen in der Produktionstechnik und dadurch bedingten Umwälzungen in der sozialen Gliederung und dem politischen Aufbau erklärte. Aus der Unterhaltung mit Marx konnte man leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß das Fundament seiner ökonomischen und historischen Lehren Hegels Philosophie war. Er sagte mir eines Tages ins Gesicht, daß man logisch nur nach der dialektische^ Methode, unlogisch



«« . Die Zukunft.

vielleicht auch nach der positiven denken könne. Der lehrhafte Ton, in den Marx nicht selten verfiel und der von seinem Selbstbewußtsein zeugte, entsprang, meiner Meinung nach, der Ueberzeugung von der Unanfechtbarkeit der Denkmethode, die Hegels Philosophie in der Auslegung ihrer radikalsten Anhänger, darunter des berühmten Feuerbach, ihm gab. Was Vielen abstoßendes Draufgängerthum und Ungechliffenheit schien, hatte seinen Grund in dieser Ueberzeugung. Marxens erste Begegnung mit Engels führte fast zum Bruch. Marx war eben so überzeugter Hegelianer wie Engels damals orthodoxer Anhänger Schöllings. Beide Systeme waren unvereinbar; und die Männer, die einander schließlich im Hegelkult fanden, trennten sich damals als Feinde. Was die Franzosen «sssvt nennen, trat im Verkehr mit Marx weniger hervor als bei einem anderen Anhänger Hegels, dem russischen Denker Tschitscherin. Das verächtliche Verhalten der Beiden gegen einander war dadurch bedingt, daß jeder dem Gegner eine verkehrte Auffassung der dialektischen Methode vorwarf und damit die Unzuverlässigkeit der erhaltenen Resultate in Verbindung brachte, während in Wirklichkeit die Quelle der Meinungsverschiedenheit subjektive Leidenschaft war: des Einen für die kommunistische, des Anderen für die individualistische Denkweise. Unduldsam in Grundfragen des Lebens, waren Beide (Marx noch mehr als Tschitscherin) tolerant im persönlichen Verkehr. Während der zwei Jahre meiner ziemlich nahen Bekanntschaft mit Marx habe ich nie über Intoleranz oder hochmüthiges Wesen zu klagen gehabt. Ich bewahre ihm ein dankbares Andenken als einem theuren Lehrer, der in gewissem Grade die Richtung meiner wissenschaftlichen Thätigkeit bestimmt hat, und danke auch dem Geschick, dessen Güte mich das Glück persönlichen Verkehrs mit einem der geistigen Führer der Menschheit erleben ließ.

Moskau. Maxim Kowalewskij.

/ Joseph Berglehner.

eil er Findling war, wurde er im Kloster erzogen und zum Lehrer bestimmt. Er machte das Examen und bekam seine Anstellung. Durch musterhafte Führung und Erfolge wurde er aus dem Markt an eine städtische Mädchenschule versetzt. Er war Bauer geblieben. Das war apart.

Seine Offenherzigkeit, Güte, sein gerader Sinn, die Frische und die Freudigkeit am Unterrichten gaben ihm etwas Sonniges, Die Mädchen hatten ihn gern; ja, sie liebten ihn. Trat er in die Klasse, so schiens, als bringe er, der Gebirgler, frische Luft mit.

Das wars: frische Luft! Seine Kollegen konnten Das nicht; wie Schatten erschienen sie neben Ioseph Berglehner, dem Sonnigen.



Ioseph Berglehner.

»9

Wie wirkte Das? Wohlthnend und erfrischend auf die Schüle-  
rinnen. Neid erregend auf die Kollegen.

Ostern kam. Berglehner hatte seiner obersten Klasse als Aufsatz»  
thema „Das Auferstehungfest" gegeben.

Da war denn wohl manches zu korrigirende Heft. Nur Marie  
Ueberwinder, die schon durch ihre Fragen und Antworten des Lehrers  
Aufmerksamkeit erregte, hatte einen Aufsatz geliefert, an dem fast nichts  
zu bessern war. Klare Gedanken, etwas Poesie, verbunden mit dem  
Glauben an Iesum Christum.

Würde Berglehner in diesem Alter so geschrieben haben? Er las  
den Aufsatz wieder; und zu dem Geist des Lesenden trat die Mädchen-  
gestalt. Marie Ueberwinder, das jungfräuliche, blühende Mädchen,  
eine Knospe, zur Blüthe reif. Die dunklen Augen, sprechend und fra-  
gend zugleich, so brennend, so sehnsuchtvoll.

Berglehner wollte in ihrer Nähe sein; der Wunsch lebte in ihm.

In seiner Studirstube war es einsam. Um so beglückter ging er in die  
Schule, zum Unterricht. Trat eine Wandlung bei ihm ein? Bevorzugte  
er Marie? Merkte sies, fühlte sie sich geschmeichelt? Merkten es die  
Mitschülerinnen? Vielleicht."

Berglehner aber ahnte davon nichts; er fühlte nur, wie Marie  
ihm etwas Glückliches gab; und eben so ahnunglos gab er ihr etwas  
Glückliches zurück.

Der Wunsch, das junge Mädchen in seiner Nähe zu sehen, wurde  
ihm durch den schönsten Zufall erfüllt. Marie brachte die Klassenhefte,  
die Berglehner in Zerstreuthet auf der Katheder hatte liegen lassen,  
in seine Wohnung.

Pfingsten wurde Ioseph Berglehner verhaftet. Bei der Haus-  
suchung fiel sein Tagebuch den Beamten in die Hand. Was war da zu  
lesen?

„Du liebes Wiesenberg, heut muß ich Dich verlassen

Und morgen schon bin ich in einer fremden Stadt,

Hab vielen Dank! Lebwohl, ich muß mich fassen,

Lebwohl! Gott segne meinen neuen Pfad!

Freudenstadt, Du machst Deinem Namen wenigEhre. KeineBerge,  
kein Wald, keine Luft. Der Kastanienbaum im Hof; ob er wohl blühen  
wird? Vor meinem Fenster steht er. Darum nahm ich die Stube, um  
im Frühling und Sommer etwas Grünes zu sehen. Die Stadt ist fad.  
Die Mädchen in der Schule lernen schnell und schauen anders aus.  
Besonders die Augen. Knabenaugen sagen weniger. Ob Das im Ge-  
schlecht liegt?

... MeineKollegen verstehe ich noch nicht. Sie sind eher abwehrend  
als zuvorkommend. Dr. Neidinger sagte am Abendstammtisch: Stroh-  
hüte trage man nicht im Winter. In der Eile hatte ich den Strohhut  
genommen. Der deutsche Vortrag war noch zu beenden und es war spät  
geworden. Or. Neidinger scheint magenkrank. Er hat nie Appetit, Gäb'  
ihm gern von dem meinigen; aber das Essen ist auch schlecht. Beim



so  
Die Zukunft.  
Kegelschieben blieben alle Kollegen zurück. Es fehlt an Kraft und sicherer Hand. Ich war der Gewinner. Auf mein Theil kamen dreißig Heller. ...Viel müßt' ich nachtragen, aber dieZZit ist knapp. Dr. Neidinger hat mich zum Bibliothekar gemacht. Da muß ich den Katalog neu anfertigen; denn er ist gar nicht in Ordnung.  
...Mein liebes Wiesenberg, wie dank' ich Dir, daß ich Weihnacht bei Dir verleben durfte; Das hat mich erfrischt. Wie wohl that mir die Berglandsluft! Und Ihr lieben Wiesenberger seid noch nicht wie die Städter.  
,. Den Katalog, der beinahe fertig war, kann ich trotz allem Suchen nicht finden. Ich hatte ihn in Band Humboldt gelegt. Bznd Humboldt stand nicht auf seinem Platz und der Katalog ist fort. Dr. Neidinger pressirt sehr. Nun muß ich die ganze Arbeit noch einmal machen. Das kostet Zeit.  
...Wie schnell der Winter vergangen ist! Bald haben wir Ostern. Wird der Kastanienbaum blühen?  
...Der Katalog ist fertig, Gott sei Dank! Das war eine Arbeit!  
,.Knabenaugen sagen wenig; Mädchenaugen mehr. In Marie Aeberwinders Augen liegen Frage und Antwort.  
...Heute brachte Marie die Klassenhefte. Ich hatte sie ganz vergessen Könnte Marie ein Gebirgskind sein? Das wäre schön!... Wie zerstreut ich bin!  
Als ich ihr heute sagte, daß ich weder Vater noch Mutter gekannt habe, sah sie mich an Mich hat noch Niemand so angesehen. Das Glück grüßt mich.  
...Die Blumen, die Du heut gebracht, sie sind erblüht in dieser Nacht,,... Ach! Könntest Du mir entrissen werden?...  
...Ich habe gar nicht geschlafen Diese Augen.... Diese Augen!  
,. Warum hat sie mir wieder Rosen gebracht? Ihr Duft ist gerade so verführerisch wie. , .  
...Die Pflanzen und Blumen sind wie Menschen. Sie sehnen sich nach Sonne, Licht und Wärme, Wie sehne ich mich nach Dir  
,,Die Rosen stehen am Fenster; der Abendwind nahm ein Blatt und trug es sort. Die Blume in der Reifezeit O! Marie!  
..Der Kastanienbaum blüht in voller Pracht. Alles drängt nach Umarmung. Die Blüten, wie jugendliche Bräute, die zur Hochzeit gehen! , . .  
...Das furchtbare Gewitter! Diese Schwüle! Diese Dämmerung, And der Geliebten pochend Herz an meiner Brust Und endlich, endlich, meine Marie, in meinen Armen! Zur Hochzeit, zur Hochzeit!! Du mein Glück!"  
Aus dem Freudenstädter Amtsblatt: „Ioseph Berglehner, Lehrer an der städtischen Mädchenschule, wurde wegen unzüchtiger Handlung zu drei Iahren Kerker verurtheilt."  
, Wiesbaden. Paul K alisch.



Wissen und Wissenschaft. \*)  
eber den Namen „Philosophie“ will ich mit Keinem rechten.  
Wenn ich Dem, was sich als Grundwissenschaft herausstellt, den Namen „Philosophie“ gebe, so wird sich Dies im Verlauf meiner Darstellung durch sich selber rechtfertigen müssen. Was liegt am Namen! Daß ich aber an ihm festhalte, ist mir begründet durch den geschichtlichen Zusammenhang des von mir als „Grundwissenschaft“ Entwickelten mit Dem, was in der Geschichte den besonderen Namen „Philosophie“ trägt. Iedoch über Das, was das Wort „Wissenschaft“ meint, muß es hier gleich anfangs zur Verständigung kommen, nm auf dem gewonnenen gemeinsamen Boden das Verständniß für das grundwissenschaftliche Unternehmen vorzubereiten. Handelt es sich aber um eine Verständigung, so setzt Dies schon voraus, daß verschiedene Meinungen von Dem, über das man sich verständigen will, bestehen; und die Hoffnung auf Verständigung beruht immer darauf, daß in den verschiedenen Meinungen doch Gemeinsames sich finden müsse, dessen verschiedene Besonderungen und Ausführungen in jenen verschiedenen Meinungen vorgetragen werden. Ein Meister in solcher Verständigung war Sokrates; den Weg, den er ging, werden anch wir einschlagen. Was immer im Besonderen unter Wissenschaft verstanden wird: daß überhaupt die Wissenschaft mit dem Wissen zu thun habe, gesteht jeder willig zu. Mit diesem Zugeständniß ist freilich nur erreicht, daß nun die Frage, was man unter „Wissen“ zu verstehen habe, aufkommt und zunächst ihre Erledigung fordert.  
Das Wort „Wissen“ ist Allen geläufig und doch schwankt schon bei jedem der Sinn dieses Wortes, wenn wir näher zusehen. Er verwendet das Wort einmal in einem ganz allgemeinen Sinn, um von sich als Bewußtsein ein Haben auszusagen, das wohl näher als „im Bewußtsein haben“ zum Ausdruck gebracht zu werden pflegt. Wer in diesem Sinn von sich und Anderen das Wissen aussagt, meint sich und die Anderen als Geistwesen, als Bewußtseinswesen, und wir Alle verstehen ohne Weiteres dieses eigenthümliche Haben, das „Wissen“, weil wir Alle eben Geist oder Bewußtsein sind. Von diesem Wissen bildete unsere Sprache das Wort „Bewußtes“ im Sinn des überhaupt vom Bewußtsein Gehabten oder des Bswußtseinsbcsitzes. Wir können für allgemein zugestanden erklären, daß das Wort „Missen“ in allen Fällen, in welchem besonderen Sinn es etwa auch noch gebraucht werden mag, stets einen Geist, also ein Bewußtsein als dasHabende voraussetzt und aufBewußtseinsbesitz sichbezieht. „Wissen“ kennzeichnet also das „wissende“ Wesen als ein Bewußtsein, „Wissen“ in diesem allgemeinen Sinn und „Bewußtes“ gehören daher auf alle Fälle zusammen, mag nun das Wort „Bewußtes“, das Gehabte, den Bewußtseinsbesitz, oder mag es, wie auch wohl geschieht, das Habende, den Besitzer, das Bewußtsein bezeichnen sollen. Wir aber wollen, wenn \*)EiV Abschnitt aus dem Werk „Die Philosophie als Grundwissenschaft“, das in Kessclrings frankfurter Hosbuchhandlung erscheint.



Die Zukunft.

nun weiter von „Bewußtem" die Rede ist, darunter immer nur den , Bewußtseinsbesitz, das vom Bewußtsein Gehabte, verstehen. Ich betone aber dabei, daß von mir in das andere Wort „Bewußtsein" durchaus nichts mehr hineingelegt wird als nur Dieses, daß es ein Wesen bezeichnet, dem eben Wissen in jenem allgemeinen Sinn zukommt. Mit dieser Feststellung ist, glaube ich, ein gemeinsamer Boden geschaffen, auf den Alle sich stellen können, die eine Verständigung in dieser Sache suchen.

Nun ist aber bekannt, daß in unserem Sprachgebrauch „Wissen" vielfach doch nicht das Haben schlechtweg vom Bewußtsein aussagen, also nicht auf das vom Bewußtsein Gehabte, das „Bewußte" überhaupt, sich beziehen soll, so daß in solchen Fällen die Worte „Wissen" und „Bewußtes" doch nicht auf einer Linie liegen. Ich kann Dies einfach erläutern, wenn ich ein anderes, auch von „Wissen" abgeleitetes Wort, das „Gewußte", heranziehe und dem „Bewußten" gegenüberstelle. „Bewußtes" und „Gewußtes", Worte, die beide von dem Wort „Wissen" abgeleitet sind, decken sich ihrem Sinn nach keineswegs. Alles Gewußte ist zwar Bewußtes, aber nicht alles Bewußte ist Gewußtes; mit anderen Worten: „Gewußtes" meint zwar auch einen Bewußtseinsbesitz, aber nicht Bewußtseinsbesitz überhaupt, und „Wissen" nach dem Sinn von „Gewußtem" bezeichnet demnach gegenüber dem „Wissen" als einem Haben oder Besitzen schlechtweg nach dem Sinn von „Bewußtem" ein besonderes Haben, nämlich das dauernde Haben, „Gewußtes" also einen dauernden Bewußtseinsbesitz, Diesen im Wort „Gewußtes" liegenden Sinn des Wortes „Wissen" will ich, zum Unterschied von dem allgemeinen, den psychologischen Sinn nennen. Denn so weit es sich um Dauern oder Verharren eines Bewußtseinsbesitzes handelt, steht das besondere Bewußtsein, das Gegenstand der Wissenschaft „Psychologie" ist, in Frage und die Bedingungen, unter denen für das besondere Bewußtsein sein Gehabtes ihm gesichert wird, festzustellen, ist eine psychologische Aufgabe. „Wissen" im psychologischen Sinn bedeutet eben so viel wie „Behalten"; es steht im Gegensatz zum Vergessen. Nicht auf den Bewußtseinsbesitz überhaupt also, sondern nur auf den bleibenden, verharrenden bezieht sich hier das Wort „Wissen"; „Gewußtes" bedeutet den dauernden Bewußtseinsbesitz, Und insofern sich die Dauer des Besitzes aus das Gedächtniß und weiterhin auf das Vorstellen der Seele gründet, betrifft das Wissen im psychologischen Sinn das vorstellende Bewußtsein: „Wissen" bedeutet hier „im Gedächtniß behalten", „Gewußtes" das Behaltene oder den verharrenden Bewußtseinsbesitz, „Wissen" in diesem Sinn weist uns also auf das Bewußtsein als besonderes Einzelwesen, als dessen Bestimmtheit es Gegenstand der Psychologie ist, und das Bewußte, das wir „Gewußtes" nennen, bezeichnet als dieses eben Besonderheit jener Bestimmtheit, Doch noch in einem dritten Sinn finden wir das Wort „Wissen"; ich nenne diesen den logischen. Auch nach dem logischen Sinn von „Wissen" reden wir nicht von „Bewußtem", sondern von „Gewußtem";



und das logische „Gewußte“ ist, wie das psychologische, wiederum ein besonderes Bewußtes, aber nicht bedeutet es, wie das psychologische, Dauernden Besitz gegenüber vorübergehendem, sondern „bestimmten“ gegenüber „unbestimmtem“ Bewußtseinsbesitz.

Der Umstand, daß sowohl im psychologischen als auch im logischen Sinn des Wortes „Wissen“ das in Frage kommende besondere Bewußte den selben Namen „Gewußtes“ trägt, legt uns die Frage nahe, ob sich nicht ein Gemeinsames finden lasse, das etwa den Grund für die gemeinsame Benennung als „Gewußtes“ abgegeben habe. In der That ist das Gemeinsame in der Sicherheit des Habens zu finden, also darin, daß in beiden Fällen das „Gewußte“ als sicherer Besitz begriffen wird. Von diesem Gemeinsamen aus ergibt sich dann die Besonderheit beider Fälle daraus, daß der psychologisch sichere Besitz das im Gedächtniß verankerte Bewußte, logisch sicherer Besitz aber das bestimmte Bewußte heißt: dort geht die Sicherheit des Besitzes auf das Gedächtniß (Seele), hier auf Bestimmtheit.

Daß in beiden Fällen die Sicherheit des Besitzes wiederum verschiedene Grade aufweisen könne, ist leicht einzusehen; die psychologische Sicherheit wiederum erscheint in ihrem besonderen Grade durch die besondere Stärke des Gedächtnisses, die logische Sicherheit durch die besondere Art des Bestimmtheits. Wir unterscheiden dort demnach stärker und schwächer „eingepägten“ und hier mehr und weniger „bestimmten“ Bewußtseinsbesitz.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht „Wissen“ im allgemeinen Sinn jenes Habens schlechtweg des Bewußtseins mit dem Wissen in psychologischem und logischem Sinn, so unterscheidet es sich von Beiden dadurch, daß es von Unterschieden in sich überhaupt nichts weiß. Es gibt also wohl mehr oder weniger „Gewußtes“, nicht aber mehr oder weniger „Bewußtes“.

Das menschliche Bewußtsein nun ist wissendes in dem gekennzeichneten dreifachen Sinn des „Wissens“, anfangs freilich nur wissendes im allgemeinen Sinn, bald aber dieses zugleich auch im psychologischen und im logischen Sinn, und zwar ist es wissendes im psychologischen Sinn allein auch schon, wenn ihm noch kein logisches Wissen eigen ist. Mit anderen Worten: das menschliche Bewußtsein behält schon Besonderes, also unterschiedenes Bewußtes, das ihm psychologisch „Gewußtes“ ist, bevor ihm dieses ein bestimmtes, also logisch „Gewußtes“ ist.

Immerhin ist das menschliche Bewußtsein schon früh in dem dreifachen Sinn ein „wissendes“, daß es seinen Bewußtseinsbesitz nicht nur als Bewußtes schlechtweg, sondern auch als sicheres, und zwar sowohl psychologisch als auch logisch sicheres, also als „Gewußtes“ in beiderlei Sinn, aufzuweisen hat. Für jedes einzelne menschliche Bewußtsein wird es aber immer wahr bleiben, daß ihm ohne Wissen im allgemeinen Sinn kein psychologisches und wiederum ohne Wissen im psychologischen Sinn kein logisches Wissen möglich ist.

Daß das Wort „Wissenschaft“ den Bewußtseinsbesitz treffe und



95 Die Zukunft.

sich auf Bewußtes beziehe, kann ohne Weiteres zugestanden werden. Niemand wird also bezweifeln, daß „Wissenschaft“ das Wissen in dein allgemeinen Sinn des Wortes als grundlegenden Begriff in sich trage. Aber nicht auf Bewußtseinsbesitz schlechtweg, sondern nur auf sicheren Besitz bezieht sich das Wort „Wissenschaft“. Und kommt dann wieder die Frage, ob der psychologisch sichere oder der logisch sichere Besitz gemeint sei, so antworten wir sofort, daß nur die logische Sicherheit hier in Betracht kommen könne, die Sicherheit also, die in dem Bestimmte-sein des Gewußten oder in dem Bewußten als Bestimmtem gegründet ist. Also nicht das psychologische, sondern das logische Wissen, nicht das Bewußte als dauernder Besitz, sondern als bestimmtes kommt in Frage, wenn es gilt, den Sinn des Wortes „Wissenschaft“, das in unserer Sprache lebt, festzustellen.

Doch noch nicht jedes logische Wissen ist Wissenschaft, noch nicht jedes logische Gewußte oder, was das Selbe sagt, jedes bestimmte Bewußte gehört zur Wissenschaft, obgleich, was eine Wissenschaft genannt zu werden verdient, logisches Wissen, und jegliches Bewußte, das zur Wissenschaft gehört, bestimmtes, also logisches Gewußtes sein muß. Wissenschaft, können wir daher sagen, ist ein besonderes logisches Wissen und sein Bewußtes erscheint in einem besonderen Bestimmtheit und als ein in besonderer Art sicherer Besitz des Bewußtseins. Denn Das ist es, was jeder mit Wissenschaft zum Ausdruck bringen will, daß ihr bestimmtes Bewußtes schlechtweg sicherer Besitz des Bewußtseins sei. Die Entwicklungslinie des Wissensstandes unseres Bewußtseins läuft von der Fraglosigkeit der Dummheit durch die Fraglichkeit zur Fraglosigkeit der Wissenschaft: am Anfang wird noch nicht, am Ende wird nicht mehr gefragt. Vor die Wissenschaft ist immer die Frage und die logische Arbeit, die zu der Frage die Antwort sucht, gestellt; Wissenschaft bedeutet das logische Wissen, in dem Gegebenes in keiner Weise mehr unbestimmt, also auch in keiner Weise mehr unklar und fraglich erscheint, ein Wissen also, dessen Bewußtes gegen jede Frage gefeit dasteht.

Diesen so festgestellten Sinn von „Wissenschaft“ kann jeder anerkennen, was er auch sonst noch Besonderes in dieses Wort hineinzu legen gewohnt ist. Ob allerdings Wissenschaft in diesem Sinn möglich sei, bleibe einstweilen dahingestellt; genug, daß der dargelegte Sinn des Wortes sowohl bei denen, die diese Möglichkeit zugestehen, als auch bei denen, die sie bestreiten oder leugnen, Geltung hat und demnach Alle zustimmen, daß Wissenschaft nur das „Wissen“ heißen könne, das als logisches Wissen Gegebenes in voller Fraglosigkeit bietet. Wie die Frage, ob Wissenschaft möglich sei, so setzen wir auch fürs Erste noch die andere Frage aus, ob in der That alles Gegebene, um fraglos zu sein, erst erfragt werden, ob, mit anderen Worten, alles Fraglose wissenschaftlich bestimmt worden sein müsse oder ob sich Gegebenes finde, das selber gar nicht unter Frage gestellt werden könne, sondern vielmehr von vorn herein dem Bewußtsein fragloses Gegebenes sei, von vorn herein außer aller Frage stehe. Zunächst galt es nur,



Wissen und Wissenschaft.  
den Sinn des Wortes „Wissenschaft" überhaupt festzulegen. Aber wenn wir uns nun näher nach dem Gebrauch dieses Wortes umsehen, so treffen wir es nicht nur in dem Sinn, daß es das fraglose Wissen selbst meint, sondern auch in dem anderen, dem „Wissenschaft" die logische Arbeit ist, durch die das fraglose Wissen erzielt wird, also das besondere Unternehmen, das sich fragloses Wissen zum Zweck gesetzt hat. Und ich meine, da doch vollendetes Bestimmtheitsein des Gegebenen insgesamt niemals verwirklicht wird, sondern immer Aufgegebenes bleibt, demnach Wissenschaft als fragloses Wissen uneingeschränkt nicht zu finden sein wird, sondern immer eine Aufgabe bleibt, so wird, wenn wir uns für eine der beiden Anwendungen des Wortes „Wissenschaft" entscheiden sollen, die Wahl zweckmäßig sein, daß „Wissenschaft" das Unternehmen des Bewußtseins genannt wird, Gegebenes fraglos zu bestimmen. Dies empfiehlt sich um so mehr, als wir für das fraglose Wissen selbst in unserer Sprache schon das besondere Wort „Erkenntniß" besitzen. Denn mag auch dieses Wort von dem Einen und dem Anderen noch mit diesem und jenem besonderen Sinn belastet werden: darin werden doch Alle sich zusammenfinden, „Erkenntniß" bedeute fragloses Wissen und „Erkanntes" fraglos bestimmtes Bewußtes, also Gegebenes, das, gegen jede Frage gefeit, zu keiner Frage mehr Anlaß geben könne.  
Darum nennen wir Wissenschaft überhaupt das menschliche Unternehmen, das sich zur Aufgabe gestellt hat, Erkenntniß zu gewinnen; das heißt: Bewußtes oder Bewußtseinsbesitz fraglos zu bestimmen. Vielleicht wird mir Der oder Jener vorhalten, im Wort „Wissenschaft" liege doch noch etwas mehr ausgedrückt als die Aufgabe, fragloses Wissen zu erlangen; denn, wie immer man das Wort „Erkenntniß" besonders deute, so weise das Wort Wissenschaft noch auf ein Besonderes hin, daß nämlich das fraglos bestimmte Gegebene im System sich biete. Zugegeben nun, daß, wer heute „Wissenschaft treibt", es in der Absicht thut, nicht nur irgendwelches Gegebene fraglos zu bestimmen, sondern es auch im System zu haben, so hat er doch dieses Ziel erst in seinem besonderen Fall sich gesetzt, weil er schon in einem anderen Fall von wissenschaftlichem Unternehmen erfahren hat, daß erst dann, wenn das in Frage stehende Bewußte im System gefasst ist, ein fragloses Bestimmtheitsein eben dieses Gegebenen gewonnen ist, daß also überhaupt systematische Fassung des Gegebenen mit zum fraglosen Bestimmtheitsein des besonderen Bewußten gehört, nicht aber etwas über dieses noch hinaus Gefordertes bedeutet.  
Wir werden in der That festzustellen haben, daß jegliches besondere Wirkliche nur im „System" mit anderem sich findet, woraus denn ersichtlich wird, daß jedes wissenschaftliche Unternehmen, wenn es überhaupt von irgendwelchem Erfolg sein soll, „ein System", also ein zusammenhängendes Ganzes der Erkenntnis), erstreben muß.  
Eine Verständigung über das Wort „Wissenschaft" im Sinn des auf fragloses Bestimmtheitsein des Bewußtseinsbesitzes abzielenden Unter-\*) Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft.



Die Zukunft.  
nehmens wird aber nun erst völlig erreicht, wenn der Sinn des Wortes „Bewußtseinsbesitz" oder, was hier das Selbe sagt, „Bewußtes" gegen Mißdeutungen geschützt ist. Ich verstehe unter Bewußtseinsbesitz oder Bewußtem Das, was das Bewußtsein hat. Diesem „Haben" des Bewußtseins aber kommt ein ganz besonderer Sinn zu; er ist derjenige, in dem wir, zum Beispiel, von einem Ding aussagen, daß es Etwas habe. Wir sagen: Das Ding hat oder besitzt eine Größe, eine Gestalt, Dies will sagen, eine Größe und Gestalt gehören zu ihm, diesem besonderen Einzelwesen; es ist groß und gestaltet und Größe und Gestalt sind die Bestimmtheiten eines Dinges. Von solchem Zugehören des „Gehabten" aber findet sich in dem Sinn des Wortes „Haben" nichts, wenn es das Besitzen bedeuten soll, das wir auch „Wissen" (in dem früher dargelegten allgemeinen Sinn) nennen. Auch ein Bewußtsein „hat" eine Größe, eine Gestalt; aber dieser Satz kann nicht bedeuten, das Bewußtsein habe Größe und Gestalt als seine Bestimmtheiten, es sei groß und gestaltet. Sprechen wir von ihm, daß es eine Größe und eine Gestalt „habe" (und wir thun Das wirklich), so wollen wir sagen, eine Größe und eine Gestalt seien ihm „Bewußtes", er „wisse" eine Größe und eine Gestalt, wobei der Gedanke, diese Größe und eine Gestalt gehören zu ihm, doch ausgeschlossen ist.  
Wir können uns den Unterschied jenes und dieses „Habens", indem wir auf das Gehabte sehen, wohl am Besten durch die beiden Worte „Zugehören" und „Gehören" erläutern, sofern ich das Richtige treffe, wenn ich sage, daß „Gehören" überhaupt nach feststehendem Sprachgebrauch den Sinn hat, der in dem gemeinen Gebrauch des Wortes „Besitz" oder „Besitzthum" zur Geltung kommt. A. besitzt einen Hof, ein Schiff. Wir nennen A. den Besitzer des Hofes oder Schiffes, sagen aber nicht, der Hof oder das Schiff gehöre zu A.; und eben so, die Weide gehöre zum Hof, nicht aber, die Weide gehöre dem Hof, wie auch, die Gestalt gehöre zum Ding, nicht aber, die Gestalt gehöre dem Ding,  
'Sprechen wir nun von dem „Haben" des Bewußtseins, so meinen wir mit dem „Gehabten" den Besitz des Bewußtseins in dem Sinn, wie wir von dem Hof als Besitz des A. reden, so daß in jenem „Haben" nicht Zugehören des „Gehabten", sondern ein dem Bewußtsein Gehören des „Gehabten" gemeint ist. Zwar will ich sofort hinzufügen, daß vom Bewußtsein nicht nur in diesem Sinn ein „Haben" auszusagen ist, sondern auch in dem anderen, wie wir von dem Ding das Haben aussagen. So hat das Bewußtsein ein Wahrnehmen und Vorstellen. Das heißt: zu dem Bewußtsein gehört Wahrnehmen und Vorstellen, denn Beide sind Bestimmtheiten des Bewußtseins; es ist wahrnehmendes und vorstellendes Einzelwesen,  
Wir können demnach, während das Haben von dem Ding stets im Sinn eines Zugehörens des „Gehabten" zum Dinge gelten kann und zu verstehen ist, von dem Bewußtsein das „Haben" in beiderlei Sinn aussagen, so daß für das „Gehabte" entweder das „Zugehören zum Bewußtsein" oder aber das „dem Bewußtsein Gehören" gilt. Da-



Wissen und Wissenschaft.

i,7

bei fei noch kurz bemerkt, daß, was wir das Seelische eines Menschen nennen, stets in beiderlei Sinne zugleich „Gehabtes" des besonderen menschlichen Bewußtseins ist, ihm sowohl „zugehört" als auch „gehört", also sein Besitz ist.

Ich hoffe, nun erklärt zu haben, was ich unter „Bewußtseinsbesitz" verstehe; das Wort bezeichnet mir das „vom Bewußtsein Gehabte" im Sinn des dem Bewußtsein Gehörenden, einerlei, ob dieses zugleich auch dem Bewußtsein Zugehöriges ist oder nicht. Die Frage nämlich, ob das dem Bewußtsein Gehörende als „Gehabtes" nicht zugleich auch in allen Fällen dem Bewußtsein Zugehöriges sein müsse, soll mit jener Bestimmung „Bewußtseinsbesitz" noch in keiner Richtung mitbeantwortet sein. Gerade weil diese Frage noch zunächst völlig ausgeschaltet bleiben soll, schien es mir geboten, Bezeichnungen für das „Gehabte" als das dem Bewußtsein Gehörende, die nach dem Sprachgebrauch schon immerhin in einer der beiden Richtungen eine Entscheidung dieser Frage wenigstens andeuten, zu vermeiden und ein Wort zu wählen, das einzig und allein Das, was hier zum Ausdruck kommen soll, vorführt; und dieses Wort ist „Bewußtseinsbesitz".

Mit gutem Grund habe ich im Besonderen das gern gebrauchte Wort „Bewußtseinsinhalt" zur Bezeichnung des Bewußtseinsbesitzes gemieden, weil gerade dieses Wort, wie mir scheint, dem Gedanken, daß das Gemeinte, der „Bewußtseinsbesitz", auch zum Bewußtsein gehöre, Vorschub leistet und Dies vor dem Anderen, das „Gehabte" gehöre dem Bewußtsein, sei Bewußtseinsbesitz, besonders betont sein läßt. Sprechen wir aber von Bewußtseinsbesitz, so werden wir verstehen, ohne den Gedanken der Zugehörigkeit des Gehabten zu unserem Bewußtsein mit hereinnehmen zu müssen. Wer aber Dies für unwahrscheinlich oder gar unmöglich hält, von Dem dürfen wir mit Sicherheit annehmen, das ihm beim Wort „Bewußtseinsbesitz" aus alter Gewohnheit das Wort „Bewußtseinsinhalt" mitklingt, so daß er „Bewußtseinsbesitz", ohne die Zugehörigkeit dieses „Gehabten" zum Bewußtsein hereinzunehmen, nicht zu verstehen vermag. Ich wage dagegen, zu behaupten, daß es ohne dieses Vorurtheil leicht sein werde, das vom Bewußtsein „Gehabte" als „Bewußtseinsbesitz" zu verstehen, ohne es zugleich als „zum Bewußtsein Gehöriges" zu fassen, während selbstverständlich ist, daß „zum Bewußtsein Gehöriges" zugleich auch „dem Bewußtsein Gehörendes", also „Bewußtseinsbesitz" sei. Bewußtseinsbesitz und Bewußtes habe ich als gleichdeutige Worte gebraucht; es galt zunächst, das erste durch das zweite zu erläutern. Nun kann ich das Wort „Bewußtes" fallen lassen; und thue es um so lieber, da dieses Wort im Sprachgebrauch mancherlei Sinn bekommen hat. Wir fanden ja auch schon ein anderes Wort, das, ohne selbst zu mehreren Deutungen Anlaß zu geben, mit „Bewußtseinsbesitz" gleichdeutig erscheint, nämlich „Gegebenes".

Als wir uns über den Sinn des Wortes „Wissenschaft" verständigten und vom „Wissen" handelten, war uns selbstverständlich, daß Wissen im allgemeinen Sinn nicht nur auf Bewußtsein als den Be-



LS

Die Zukunft.

jitzer, sondern auch auf den Besitz (ich nannte ihn zunächst „Bewußtss“) hinweist: ohne Bewußtsein und ohne Bewußtes ist kein Wissen, selbst nicht im allgemeinen Sinn dieses Wortes, zu verstehen. Wissenschaft nnn, sagte ich, ist die logische Arbeit, die auf fraglos bestimmten Bewußtseinsbesitz ausgeht; die logische Arbeit des Menschen aber ist eben das Bestimmen, sie setzt also Bewußtseinsbesitz voraus. Wer als Bewußtsein nichts besitzt, kann auch nichts bestimmen. Wissenschaft, wie überhaupt alle logische Arbeit, ist für das Bewußtsein nur möglich an einem Besitz und dessen Erkenntniß ist ihr Ziel; sie will den unter Frage stehenden Besitz fraglos bestimmen. Wissenschaft selbst hat auch nicht zugleich noch zu ihrer Aufgabe, dem Bewußtsein neuen Besitz zu schaffen, sondern sie will nur fragloses Wissen von „Gehabtem“, also vom Besitz, erzielen. Bewußtseinsbesitz ist demnach die notwendige Voraussetzung für das Unternehmen der Wissenschaft überhaupt. Wer sich an den festgelegten Sinn des Wortes „Wissenschaft“ hält, muß hier zustimmen. Man verwechsle und verquicke nur nicht „Wissenschaft“ und „Forschung“: dann kann kein Bedenken aufkommen. „Forschung“ bedeutet eine Arbeit, die auf neuen Bewußtseinsbesitz ausgeht; den durch die Forschung gewonnenen neuen Besitz sucht dann eben die Wissenschaft fraglos zu bestimmen, zu erkennen. So sind Wissenschaft und Forschung zweibesondere Unternehmungen des menschlichen Bewußtseins, wenn sie auch zu einander in innige Beziehung trÄen: die Wissenschaft findet in ihren Ergebnissen für die Forschung Mittel und Wege und die Forschung liefert in ihren Ergebnissen der Wissenschaft neuen Besitz als Vorwurf fraglosen Bestimmens. Bewußtseinsbesitz ist aber nicht nur die nothweudige Voraussetzung, sondern auch der alleinige Gegenstand der Wissenschaft, was ohne Weiteres einleuchtet, da doch ein Bewußtsein sicherlich nur Das, was es besitzt, bestimmen kann. Bewußtseinsbesitz als Gegenstand der Wissenschaft nun nenne ich „Gegebenes“, und indem ich dem Worte „Gegebenes“ diesen Sinn zuweise, fordere ich den Leser auf, in dieses Wort nicht mehr hineinzulegen als Das, was hier gesagt ist: „Bewußtseinsbesitz als Gegenstand der Wissenschaft oder der Erkenntniß“. Insbesondere warne ich aber, die Worte „Gegebenes“ und „Wirkliches“ zu verwechseln und als gleichdeutige zu behandeln. Wir kennen Wirkliches und kennen Nichtwirkliches: diese Thatsache schon redet deutlich genug, um verständlich zu machen, daß nicht nur Wirkliches, sondern auch Nichtwirkliches Bewußtseinsbesitz und damit „Gegebenes“ sei; denn „hätten“ wir nicht Das, was wir „Nichtwirkliches“ nennen, so könnten wir es von dem Wirklichen auch nicht unterscheiden und als Besonderes ihm gegenüberstellen. Also nicht nur das „Wirkliche“ ist Gegebenes, sondern dazu gehört in gleicher Weise das „Nichtwirkliche“, weil es auch zum Bewußtseinsbesitz gehört.

Nun dürfen wir sagen: Wissenschaft heißt das Unternehmen, das Gegebene fraglos zu bestimmen, und Erkenntniß heißt das fraglos bestimmte Gegebene.

Greifswald. Professor Dr. Iohannes Rehmke.



Zwangsversteigerung. 99

Zwangsversteigerung.

^u den durch Gewohnheit geheiligten Paradoxen gehört das Ver-

hältnis; zwischen Gläubiger und Schuldner im Grundstückverkehr.

Daß man den Boden als Pfandobjekt verwerthen, sich durch ihn Kredit beschaffen kann, wissen die Meisten. Daß der Boden aber grundsätzlich als nicht geeignet zu absoluter Haftung gewerthet wird, erfahren nur Die, denen sichs schmerzhaft am eigenen Leibe zeigt. Nach Recht und Gesetz ist die Hypothek kein dingliches Recht allein. Sie greift auch auf die Persönlichkeit des Schuldners über, von dem gefordert wird, daß er dem Besitzer der Hypothek für jeden Ausfall mit seinem Vermögen hafte. Dieser Grundsatz steht nicht mehr zur Diskussion. Der ganze Hypothekenhandel ruht auf der doppelten Haftung. Man kann aus diesem Fundament keinen Stein entfernen, ohne das auf ihm errichtete Gebäude ins Wanken zu bringen. Die sechzig Milliarden, die der deutsche Boden als Schuldenlast trägt, sind in ihrer Existenz mit dem Dualismus der Sicherung verknüpft. Der Begriff des „persönlichen Schuldners“ ist also aus dem Reich der Hypothek nicht zu beseitigen. Wohl aber läßt sich über die Beschränkung der persönlichen Haftung reden. Der Deutsche Juristentag hat sich in Danzig mit dieser Frage beschäftigt; aber nur geantwortet: Non liquet. Das „bedeutsame“, doch „gesetzgeberisch überaus schwierige Problem“, hieß es, „sei noch nicht völlig spruchreife.“ Schon die Aenderung eines einzigen Paragraphen im Bürgerlichen Gesetzbuch würde aber genügen, die Willkür aus dem Hypothekenrecht zu bannen. Der Paragraph müßte lauten: „Ist das Grundstück zu einem Gebot zugeschlagen, das in auffälligem Mißverhältniß zum Werth steht, so kann der persönliche Schuldner die Befriedigung des Gläubigers wegen eines Ausfalls bei der Zwangsversteigerung so weit verweigern, wie er dadurch geschädigt ist, daß der Gläubiger durch den Zuschlag einen unverhältnißmäßigen Vermögensvorteil erlangt hat.“ Das Elend des Hypothekenschuldners ist bedingt durch die Abhängigkeit von der Willkür des Gläubigers, der, im Fall der Zwangsversteigerung, das Recht hat, das Grundstück zu einem Mindestpreis (in dem nur die Gerichtskosten und Rückstände an öffentlichen Abgaben enthalten zu sein brauchen) zu erwerben und sich für den durch sein eigenes Verhalten entstandenen Ausfall am Schuldner schadlos zu halten. Das ist ein höchst unbilliger Brauch, Den versammelten Juristen wurde ein Fall aus der Praxis vorgeführt. Bei einem Gut von 1 1/2 Millionen Mark Werth erwarb der erste Hypothekengläubiger, der einen Anspruch von einer Million Mark hatte, das Grundstück für 30000 Mark und setzte eine Forderung von 970000 Mark gegen den Schuldner durch. Man denke: der Gläubiger hat selbst eine Million Mark als Hypothek gegeben, bewerthet aber das Objekt nicht höher als mit 30000 Mark. Vor solcher Willkür schwindet der Begriff der Grundstücktaxe und die Hypothek wird Unsinn. Der Gläubiger bekommt ein Gut, das 1 1/2 Millionen werth ist, für 30000 Mark;



10)  
Die Zukunft.  
denn der Schuldner muß ihm die Hypothek fast voll zurückzahlen. Der, „Profit“ beläuft sich also auf 1,« Millionen Mark, während, bei regulärer Ausbietung der Ersten Hypothek, „nur“ der Ueberschuß des, Grundstückwerthes als Plus erzielt worden wäre.  
Es wäre ein Wunder, wenn sich aus solchen Möglichkeiten nicht mit der Zeit lukrative Gewerbe entwickelt hätten. Warum soll ein „kluger“ Mann nicht die Chancen des Gesetzes ausnützen? Das „Deutsche Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung“ vom März 1897 regelt die Formalien, während das Bürgerliche Gesetzbuch das materielle Recht der Hypothek umfaßt. In der Werthung des Schuldners ergänzen die beiden Gesetze einander. Das Zwangsversteigerungsgesetz bestimmt: „Bei der Versteigerung wird nur ein solches Gebot zugelassen, durch welches die dem Anspruch des Gläubigers vorgehenden Rechte sowie die aus dem Versteigerungserlös zu entnehmenden Kosten des Verfahrens gedeckt werden.“ Das ist das „geringste Gebot“, dessen Chancen sichtbar sind. Giebt es mehr als eine Hypothek, so muß, falls das Grundstück zur Subhastation kommt, der an zweiter oder dritter Stelle stehende Hypothekengläubiger die ihm vorangehenden Darlehen ausbieten, wenn er seine eigene Hypothek retten will. Sonst verliert er den Anspruch auf das Grundstück und ihm bleibt nur die persönliche Haftung des Schuldners. Die kann von weitreichender Bedeutung für Personen sein, die an dem Grundstück nicht theilhaft sind, wohl aber andere Forderungen an den Schuldner haben. Ist er in Konkurs gerathen, so werden die ausgefallenen Hypotheken zur Masse angemeldet und verringern die Quote der übrigen Gläubiger. Das widerspricht dem Wesen des Immobiliarkredites, ist aber nicht zu hindern; denn das Gesetz und die nothwendige Rücksicht auf die Integrität der den deutschen Boden drückenden Beleihungen bilden einen sicheren Schutz des Systems. Die Benachtheiligung des Schuldners wird nur erkennbar, wo das Gebot des Gläubigers in einem starken Mißverhältniß zum Werth des Grundstücks und zur Hypothek steht. Das heißt: die wirklich drastischen Fälle findet man meist da, wo nur eine Hypothek in Frage kommt. Auch dem Gläubiger kanns dabei einmal schlecht gehen. In Berlin kam ein Grundstück im Werth von 500000 Mark zur Subhastation; der Antrag war von der Inhaberin der ersten und einzigen Hypothek im Betrag von 300000 Mark gestellt worden. Die Gläubigerin, die nicht in Berlin wohnte, hatte den Zug verpaßt und konnte deshalb nicht rechtzeitig zum Versteigerungstermin erscheinen. Was geschah? Das Grundstück wurde dem zufällig anwesenden Agenten einer angesehenen Terraingesellschaft für 15000 Mark zugeschlagen,. Das Gesetz schreibt vor, daß zwischen Zuschlag und Schluß der Versteigerung der Zeitraum einer Stunde liegen muß. Nur diese Frist schützt den Gläubiger. Eine Nichtigkeitbeschwerde giebt es in solchem Fall nicht. Die Grundstücksgesellschaft erwarb also ein Objekt, das 500000 Mark werth war, für 15000 Mark. Die Hypothek von 300000 Mark war glatt verloren (die Gesellschaft, die Käuferin des Grundstücks,



Zwangsversteigerung.

101

hat sich, da die Sache viel Staub aufwirbelte, entschlossen, die um ihre Hypothek gekommene Gläubigerin zu entschädigen) und der Schuldner blieb für den vollen Betrag verpflichtet. Diese Konsequenz des Vorganges blieb damals unbeachtet. Man trat nur für die Besitzerin der Hypothek mitleidig ein, kümmerte sich aber nicht um das Schicksal des noch schlimmer getroffenen Schuldners. Zwei Existenzen wurden wirthschaftlich schwer geschädigt, ohne daß gegen das Gesetz verstoßen wurde. Der Richter durfte gar nicht anders entscheiden; er mochte selbst wohl diesen Zwang bedauern. Und die Terraingesellschaft konnte sich schließlich noch mit ihrer Humanität brüsten; denn sie war nicht verpflichtet, für die ausgefallene Hypothek eine Entschädigung zu leisten.

Oft genug kann man ein werthvolles Grundstück bei der Zwangsversteigerung billig einhandeln, wenn man nur dafür sorgt, daß kein anderer Bieter da ist. Zwar giebt es im Gesetz eine Vorschrift, die das dolose Ausschalten von Mitbieteren bestraft; aber der Paragraph lebt im Verborgenen; er ist ein Ueberbleibsel aus dem alten Preußischen Strafgesetzbuch und lautet: „Wer Andere vom Mitbieten oder Weiterbieten bei den von öffentlichen Behörden vorgenommenen Versteigerungen durch Gewalt oder Drohung oder durch Zusicherung eines Vortheils abhält, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Thalern oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft.“ Daß dieser Paragraph 270 des Preußischen Strafgesetzbuches je angewendet worden sei, ist, wenigstens für den Bereich des Immobiliarkredits, kaum nachzuweisen. Er käme in Betracht, wenn mehrere Hypothekengläubiger da sind, die das Grundstück (Ieder für sich) erwerben wollen und dadurch einemHaupt»interessenten ins Gehege kommen. Ich nehme an, es gebe drei Hypotheken und der Besitzer der ersten wolle das Objekt erwerben, wisse aber, daß auch der zweite und dritte Gläubiger darauf reflektiren. Er setzt sich mit Beiden in Verbindung, um ihnen die Forderungen abzukaufen. Das geht nicht so einfach; das Grundstück hat gewisse Reize, die auf die anderen Reflektanten stark wirken. Nach langem Zureden gelingt es, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Sie lassen sich also ihre Hypotheken auszahlen und treten zurück. Verstößt solcher Handel gegen den Paragraphen 270? Nein; denn der erste Gläubiger hat den Konsorten keinen „Vorthail zugesichert“, sondern ihnen einfach ihre Hypotheken abgekauft. Ein glattes Geschäft, gegen das sich nichts einwenden läßt, das aber den Schuldner schädigt. Die Forderung des zweiten und dritten Hypothekengläubigers gegen ihn bleibt bestehen. Der Erwerber dieser Ansprüche kann den vollen Betrag, den er dafür gezahlt hat, einklagen oder ihn zur Konkursmasse anmelden. Denn zwei Hypotheken sind formell in der Zwangsversteigerung ausgefallen. Ist das ersteigerte Grundstück werthvoll und gelingt dem Erwerber ein vortheilhafter Verkauf, so kann er, statt des Verlustes, den er im Konkurs des Schuldners geltend macht, einen ansehnlichen Gewinn erzielt haben und doch mit seiner Forderung die Masse weiter belasten. In allen Fällen bleibt der Schuldner das Karnickel, dem das Fell über die

9



Ohren gezogen wird. Vielleicht gab es Kauflustige, die bereit waren, sämtliche Hypotheken auszubieten; sie wurden aber durch den Hinweis abgeschreckt, daß der Zuschlag nicht unter einer bestimmten hohen Summe erfolgen solle. Kommts schließlich zur Versteigerung, so wird dem Hauptbieter, trotz seiner niedrigen Offerte, das Grundstück zugeschlagen. Der Schuldner aber sitzt in der Tinte, weil die Mitbieter künstlich ferngehalten wurden. Weder mit Gewalt noch mit Drohung oder Zusicherung von Vortheilen; nur durch die Vorspiegelung falscher Thatsachen. Die sind „frei“, da Paragraph 270 nur die erwähnten drei Motive kennt. So veraltet ist manche Gesetzesbestimmung, Daß der Hypothekenschuldner ein halkyonisches Dasein führe, läßt sich nach Alledem nicht behaupten. Und der Wunsch, ihn wenigstens der gröbsten Ausbeutung zu entziehen, ist gewiß nicht vermessen. Niemand verlangt, daß die persönliche Haftung beschränkt werde. Nur soll sie nicht eine Brutalisierung ermöglichen. Was zur Vertheidigung des geltenden Zustandes gesagt wird, ist unhaltbar. Freiherr von Pechmann, der Direktor der Bayerischen Handelsbank,\*) meint, daß ein Verfahren der geschilderten Art gegen den Schuldner „absolut ausgeschlossen, zum Mindesten aber höchst unanständig und verwerflich sei“. Die Gerichte hätten keinen Grund, einen so unerhörten Mißbrauch des Rechtes und eine solche „bodenlose Niedertracht“ juristisch zu schützen. Die starken Ausdrücke helfen aber nicht über die Thatsache hinweg, daß die „bodenlose Niedertracht“ unter dem Schutz des Gesetzes steht. Den Hypothekenbanken mögen solche Erscheinungen Bilder aus einer fremden Welt sein. Keinem anständigen Institut wird einfallen, sich an den Schuldner zu halten, wenn es volle Befriedigung seiner Ansprüche aus dem Pfandobjekt findet. Aber die Hypothekenbanken haben nicht mehr als den sechsten Theil aller Hypotheken im Besitz, können also nur für ihren Bereich die anständige Behandlung des Schuldners verbürgen. Deshalb dürfen ihre Wünsche nach Erhaltung des heutigen Zustandes nicht den Ausschlag geben. Und man schätzt die Lebenskraft des Hypothekarkredites wohl zu gering, wenn man glaubt, er könne die Beseitigung eines argen Mißstandes nicht überdauern. Man brauchte nur die Taxen, die für die Beleihung der Grundstücke maßgebend sind, auch für die Subhastation wirksam zu machen: und das Problem wäre gelöst. Nur um die Beseitigung der Mißbrauchsmöglichkeit handelt es sich. Denn daß ein Geschäftsmann die Chancen, die das Gesetz ihm bietet, ohne langwierige Skrupel ausnützt, ist nicht nur sein Recht, sondern, beim rechten Licht besehen, sogar seine Unternehmerpflicht und verdient deshalb keinen Tadel. Ladon.

\*) Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank wünscht, feststellt zn sehen, daß auch bei ihr die Summe der Amortisation-Hypotheken den Betrag der anderen Darlehen übersteigt. Im Jahr 1909 waren es, bei einem Gesamtbestand von 1031047000 Mark, 679,85 Millionen oder 66 Prozent.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Barden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pafj « Garleb G m, b g, in Berlin.



Berlin, den 22. Oktober 191«.

>'

Memento.

Mnter dem Ministerium der Neuen Aera bebt der Boden.

D Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der Präsident, krän-  
kelt und kann sich kaum noch ernsthaft ums Staatsgeschäft küm-  
mern. Schleinitz sehnt sich aus dem Drang des Auswärtigen in  
die behagliche Stille desHausministeriums. Die altliberalen Kol-  
legen, die Patow, Schwerin, Auerswald, Bethmann-Hollweg,  
haben den bestimmenden Einfluß auf ihre Partei, die im Abge-  
ordnetenhaus herrscht, verloren, wagen sich kaum noch zu rühren  
und scheinen, in thatloser Resignation, auf ein Wunderzuwarten.  
Gescheite Männer von bestem Wollen, doch ohne die dem Regi-  
renden unentbehrliche Entschlußfähigkeit. Sie rafften sich auch nicht  
zum Widerstand auf, als Vinckes Gefolgschaft das durch den Re-  
formplan erhöhte Heeresbudget nur „als Provisorium" annimmt  
nnd die Herabsetzung der Dienstzeit fordert. In der Flugschrift,  
die, unter dem Titel „Was uns noch retten kann", die Wünsche  
der Demokratie durchs Adlerland ruft, nennt Twestcn den Chef  
des Militärkabinets, Freiherrn Edwin von Manteuffel, „einen  
unheilvollen Mann an unheilvoller Stelle". Die Folge ist ein  
Duell, in dem Manteuffel den Beleidiger verwundet. EinWuth-  
schrei gellt von der Hauptstadt durch die Provinzen. Naht uns die  
Sintfluth? Soll die Stärkung der Wehrmacht gehindert, alles  
aus Preußens größterZeitNeberlieferte weggeschwemmt und die  
Masse morgen zur Herrin des Staatsschicksals erhöht werden?  
Das Ministerium findet kein zündendes Wort noch gar die Kraft  
zu einer That, die aus Nebeln ins Helle führen könnte. Dem Kö-  
nig, der geglaubt hat, liberale Minister müßten einer liberalen



Die Zukunft.  
Kammermehrheit leicht ihren Willen aufzwingen, schwindet die letzte Hoffnung. AnRoön, seinen Kriegsminister und Vertrauensmann, schreibt er: »Daß der Verlauf dieser Woche das Maß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag in seiner letzten Stunde dies Maß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p.Twesten jun. gemacht, den er verwundete, während er unverletzt blieb. In diesemMomentManteuffelsDienste zu entbehren, derTriumph der Demokratie, ihn aus meinerNähe gejagt zuhaben, dasAufsehen, was dies Ereigniß in meiner allernächstenAmgebungmachen muß: Das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regirung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin! Wilhelm." Er fühlt sich völlig verlassen und kann sich dennoch nicht entschließen, die Männer wegzuschicken, die sein Vertrauen enttäuscht haben. Die wollen auch nicht gehen. Sie halten, schreibt Roön an Perthes, »ihren Rücktritt für verderblich und ihren Verlust fürunersetzlich.Dagegenwollensie den Königundden Staatin besterAbsicht(Dasheißt:inblinderVerehrungderkonstitutionellen Doktrin) unpreußisch machen und mit vollen Segeln fortfahren, auf einparlamentarischesRegimentloszusteuern. Wohlwäre es vielleichtbesser,könnteihrr(beidieserTendenz, wieichmeine, durchaus nöthiges) Abtreten bis nach den Wahlen verschoben werden, um ihnen die Gloriole des politischen Märtyrerthumes nicht unverdientzu vindiziren; allein die Verhältnisse liegen nicht so, daß man Das, was vielleicht heute schon geschehen kann, unbedenklich um einige Monate aufschieben darf. Sollen und müssen sie fort, weil ihr Verbleiben nach preußisch-konservativer Auffassung verderblich sein würde, so müssen sie fort, sobald es eben geht. Nach meinem Ermessen giebt es fürPreußen nichts Schlimmeres als sein Aufgehen in den doktrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuenRevolutionkann es neu gestärkt hervorgehen; in derKloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen. Halten Sie mich nicht für fanatisch! Ich kenne mein Terrain und die darauf handelnden Personen; weiß, wie schwer Entschlüsse gefaßt werden, namentlich, wenn sie das Bekenntniß eines vorangegangenenIrrthums insich schließen. Ich will keinen sogenannten Systemwechsel, sondern lediglich die Verleugnung der liberalenIn-



terpretation des Novemberprogrammes (von 1838). In einer konservativen Auffassung dieses Programmes bin ich ins Amt getreten; ich kann, will und muß daran festhalten, aber auch wünschen und wirken, daß diese Auffassung, welche die des Königs ist (und weil sie es ist), zur offiziellen Geltung und Anerkennung gelange. Sollte das offene Bekennen dazu uns nicht vor rothen Wahlen schützen, woran ich noch nicht verzweifle: so mag der daran sich knüpfende Existenzkampf gekämpft werden. Ich vertraue, daß er zum siegreichen Ende und damit zur Genesung und Gesundheit zurückführen wird, und zwar nicht durch reaktionäre Rezepte, sondern durch eine ehrliche, offene und muthige Anwendung der vcrfassungmäßigen Mittel. Daß aber ein muthiges und entschlossenes Regiren bei der maßgebenden Person möglich ist, hat die Reorganisation bewiesen. Auf die Wahl der Personen kommt jetzt Alles an. Dem Muthigen gehört die Welt/  
Als Klemens Perthes in Bonn diesen Brief las, hatte auch die dem Kriegsminister nächste Partei schon gesprochen. „Die Legislaturperiode naht ihrem Ende und die Neuwahlen, denen wir entgegengehen, fallen diesmal besonders schwer in das Gewicht. Die nächste Session muß eine Entscheidung bringen, die auf längere Zeit den Charakter und das Schicksal unseres Vaterlandes bestimmen wird. Ob persönliches Königthum, ob parlamentarisches Regiment; ob Stärkung und Steigerung der preußischen Armee sowohl numerisch als im monarchischen Sinn, ob deren Einfügung in die konstitutionelle Schablone und das industrielle Rechenexempel; ob kirchliche Ehe, kirchliche ^Schule, christliche Kirche, christlicher Staat, ob Civilehe, Beseitigung der Schulregulative, Dissidentenklubs und jüdische Richter; ob Schutz der ehrlichen Arbeit, jedes Besitzes, Rechtes und Standes, ob ausschließliche Herrschaft und Werthachtung des Geldkapitals; ob Bewahrung der bisherigen Fundamente und Hauptfaktoren des preußischen Staatswesens und der -preußischen Verfassung, ob Beseitigung des Herrenhauses, Etablirung eines selbständigen, allein mächtigen Volkshauses und Amformung unserer Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassung nach französisch-demokratischem Muster; ob Einigkeit unseres deutschen Vaterlandes in der Einigung seiner Fürsten und Völker, ob revolutionäre und verbrückerische Einheitversuche und Bürgerkrieg; ob Heilighaltung des Staats- und Völkerrcchtes, ob Staatsräuberei und Nationalitäten-10»



106  
Die Zukunft.  
schwinde!:. Das sind Fragen.deren endliche Formulirung und Ent-  
scheidung schwerlich'noch lange vertagtwerdenkann. Andiegroße  
Schaar des christlich und königlich gesinnten Volkes richten wir die  
dringende Aufforderung und Bitte, alle ihre Kräfte und ihren gan-  
zen Einfluß aufzubieten,um den im preußischen Vol k noch lebenden  
guten Geist auch zum verfassungmäßigen Ausdruck zu bringen.  
DieGegensätze desAugenblickes sind so breit und scharf.daß da-  
neben die feinerenNuancirungen im Schoß der königlich gesinn-  
ten Partei von selbst in den Hintergrund treten und daß es auch  
eines fpeziellerformulirtensogenanntenWahlprogrammes kaum  
bedars. Nur um der Verleumdung zu begegnen, sprechen wir noch  
ausdrücklich aus, daß uns nichts ferner liegen kann, als die Ver-  
besserungsfähigkeit und selbst Verbesserungbedürftigkeit einzelner  
unserer Institutionen inAbrede stellen oder gar durch Beseitigung  
der Verfassung in den bureaukratischen Absolutismus einlenken  
zu wollen.DerBodcn, auf dem wir stehen, ist die Autonomie und  
Selbstregirung der Gemeinden und Korporationen; aber freilich  
eine solche, die nicht den,Staatsbürger', sondern den.Nnterthan,  
zum Ausgangspunkt hat. Mögen Alle, die es angeht, den Ernst  
und die Bedeutung derZeit recht erkennen und mögen sie mit ge-  
wissenhaftem Eifer, ohne umzuschauen, Hand anlegen, unsere Ge-  
sinnung auch durch die That zu bewähren. Wenn Jeder seine  
Schuldigkeit thut, dann haben wir nichts zn fürchten; doch wenn  
wir uns selbst verleugnenundverlassen, dannwird man auch von  
andererSeite dasTodesurtheil über uns sprechen. "Nnter diesem  
Aufruf steht ein Dutzend guter Edelmannsnamen. In geheim zu  
haltendenRundschreiben wird empfohlen, alle erlangbaren Kräfte  
für die Agitation aufzubieten; die Handwerker müssen der konser-  
vativen Sache verpflichtet, die Bauern von der Solidarität aller  
Grundbesitzerinteressen Überzeugt werden und auch in den Städten  
dieBesitzenden erkennen lernen, daß hinterdemIrrlichtdesLibe»  
ralismus die Gefahr derRevolution lauert. „Was ist die Revo-  
lution?" Friedrich Julius Stahl, dessen Name nun gleich hinter  
dem Eberhards Stolberg unter dem Wahlaufruf steht, hat vor  
ein paar Jahren die Frage öffentlich beantwortet. „Die Revo-  
lution ist nicht ein einmaligerAkt;sieisteinfordauernderZustand,,  
eine neue Ordnung der Dinge. Empörung, Vertreibung der Dy-  
nastie, Umsturz der Verfassung hat es zu allen Zeiten gegeben.  
Die Revolution aber ist die cigenthümliche weltgeschichtliche Sig»



natur unseres Zeitalters. Revolution ist die Gründung des ganzen öffentlichen Zustandes auf den Willen des Menschen statt auf Gottes Ordnung und Fügung : daß alle Obrigkeit und Gewalt nicht von Gott sei, sondern von den Menschen, vom Volk; und daß der ganze gesellschaftliche Zustand zu einem Ziel nicht die Handhabung der heiligen Gebote Gottes und die Erfüllung seines Weltplanes habe, sondern aneine Befriedigung und das willkürliche Gebühren der Menschen. Dies ist das innerste Centrum, aus welchem sich das ganze System der Revolution heraus entfaltet." Fast alle Forderungen des Liberalismus werden von dem Geheimen Justizralhnrnd Professor der Rechte revolutionär genannt: nicht nur privilegienlose Gleichheit. Entwerthung aller erworbenen Standesrechte, Volkssouverainetät, sondern auch Theilbarkeit des Gnmdeigenthumes, Lehr- und Gewerbefreiheit, Abschaffung der Todesstrafe, Trennung der Kirche vom Staat. Besonders verderblich sei, daß die Neuerer denken und sprechen: «Wir lassen die Vcrtheilung der Staaten nicht gelten, die Gottgefügt. Wir wollen nicht zugeben, daß er die Völker verbinde und zertheile und ein Volk dem anderen unterthan mache nach seinem Rathschluß und seinen Strafgerichten. Sondern wir wollen alle diese Fügungen aufheben und das Siegel des Rechtes unter das erste beschossen, erbrechen und wollen alle Völker in ihren ursprünglichen Zustand wieder herstellen, daß Alles sei wie von Anbeginn durch unsere Macht und unsere Weisheit. Dies ist der Kern in allen Forderungen der Revolution. Ihr letzter Schritt ist deshalb nothwendig die Aufhebung des Eigcnl Humes, der Kommunismus. Sie läßt den ganzen Sündenschlamm der Bolksleidenschaft, den die obrigkeitliche Macht in der Tiefe niederhalten soll, zur Höhe der Gewalt emporsteigen. Ihr Ursprung ist in der Denkart, die man jetzt durch den Ausdruck Rationalismus bezeichnet und die man die Emanzipation des Menschen von Gott nennen könnte. In seinen Anfängen ist der Rationalismus mit dem Glauben an Gott und das Christenthum noch verträglich. Aber in seiner reifen Frucht erscheint er als Das, was er schon in seinem Samen war: als die Selbstvergötterung des Menschen. Der Mensch stößt in seinem Herzen Gott vom Thron und setzt sich selbst auf dessen Stuhl. Das ist die Nrumwälzung. Rationalismus und Revolution sind die reine, scharfe Herausstellung des bösen Prinzips; sie bilden eine bestimmte (vielleicht die letzte) Stufe in der Entwicklung des Kampfes zwischen



108  
Die Zukunft.  
den Geistern des Lichtes und den Geistern der Finsternis. Sie sind vielleicht der Anfang des Endes, die Zeichen des Eintrittes in die apokalyptische Zeit." Die Frage mahnender Katholiken, ob die Reformation nicht als das Vorbild der Revolution, als der Anfang (das Principium) des Rationalismus anzusehen sei, wird verneint; den Fragern aber zugerufen: „In dieser Zeit, da die ganze Kirche um ihr Dasein zu kämpfen hat, wollen wir die Bande der Anerkennung und der Gemeinschaft pflegen und die Sehnsucht nach der Einheit und Allgemeinheit, die freilich nicht Menschen-Dichten und Veranstalten, sondern nur Gottes wunderbare Dazwischenkunft wirken kann." Das ist der Wille. Ist das Bekenntniß der Evangelisch-Konservativen. Ihr Gott, den sie doch allmächtig glauben, kann seinen Weltplan gegen den Geist der Finsternis, der ein absolutes Menschenrecht heischt, nicht durchsetzen, den Eintritt in die apokalyptische Zeit nicht hindern. Der bedrängten Allmacht zu helfen, müssen aus beiden Kirchen die frommen Christen unter einer Fahne sich zum Heer schaaren. Gegen solches Programm, dessen Nebelmystik ein Besitzrecht heiligen soll, kann der Sieg nicht schwer werden. Als Herr von Bismarck-Schönhausen von Frankfurt nach Petersburg versetzt werden sollte, hatte er zu dem Regenten gesagt: „Eure Königl. Hoheit haben im ganzen Ministerium keine einzige staatsmännische Kapazität; nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe. "Inzwischen war er von dem Fürsten von Hohenzollern und von Rudolf Auerswald fürs Auswärtige vorgeschlagen, doch von dem Regenten, der, unter Augustens Einfluß, die Auffassung des Freiherrn von Schleinitz seinem Staat nützlicher fand, abgelehnt worden. Die Mittelmäßigkeit regiert weiter; denn Roon, der für Bonin eingetreten ist, kann allein unter den Zaghaften nichts ausrichten. »Ich stehe allein, ganz allein", schreibt er an Bismarck. Der König will den alten Preußenbrauch feierlicher Erbhuldigung erneuen; hört aber von seinen Ministern, daß die Verfassung solche Ceremonien nicht gestatte. Roons Soldatenherz brüllt zornig auf. „Der König kann nicht nachgeben, ohne sich und die Krone für immer zu ruiniren. Die Mehrzahl der Minister kann es eben so wenig; sie würden sich die unmoralischen Bäuche aufschlitzen, sich politisch vernichten. Bis jetzt haben ich und Edwin Manteuffel mit Mühe verhindert, daß der König sich beuge. Er würde es thun, wenn ich dazu riethe; aber ich hoffe zu Gott, daß er meine Zuuge lähme. be-



Memento.

109

vor sie zustimmt. Edwin geht heute auf dieFestung (Magdeburg; wegen des Duells mit Twesten). Gestern endlich hat mir der König erlaubt, mich für ihn nach anderen Ministern umzusehen. Er ist der trostlosen Ansicht, er fände, außer bei Stahl 6 Co., keine Männer, die die Huldigung mit Eidesleistung für zulässig erachten. Ich frage nun, ob Sie die althergebrachte Erbhuldigung für ein Attentat gegen die Verfassung halten. Treten Sie meiner Ansicht bei und meinen Sie, daß es ein doktrinärer Schwindel, eine Folge politischer Engagements und politischer Parteistellung sei, wenn die lieben Gespielen sich nicht in der Lage zu befinden glauben, so werden Sie auch nicht Anstand nehmen, in den Rath des Königs einzutreten und die Huldigungsfrage in korrekter Weise zu lösen. Es kommt darauf an, den König zu überzeugen, daß er ohne affichirten Systemwechsel ein Ministe»rium finden kann, wie er es braucht. Es ist eine trostlose Lage! Der König leidet entsetzlich. Die Nächsten aus seinerFamilie sind gegen ihn und rathen zu einemfaulenFrieden. Gott verhüte,daß er nachgiebt! Thäte er es, so steuerten wir mit vollen Segeln in das Schlamm-Meer des parlamentarischen Regimentes." Bis-marck, der in Petersburg von Nrlausruhe, Wiedervereinigung mitFrauundKindern undvonjungenAuerhühnernträumt, fühlt sofort, daß für eine Ministerkrise ein stärker als der Huldigungstreit einleuchtender Anlaß gewählt werden müßte. „EZ ist mir rechtlich gar nicht zweifelhaft,daß derKönig inkeinenWiderstreit mit derVerfassung tritt, wenn er die Huldigung in herkömmlicher Form annimmt. Ich sehe die Weigerung der anderen Partei und die Wichtigkeit, welche sie auf Verhütung des Huldigungsaktes legt, als doktrinäre Verbissenheit an. Nur durch eine Schwenkung in unserer .auswärtigen'Haltung kann, wie ich glaube, die Stellung der Krone im Inneren von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. Die Pres-sion der Dämpfe im Inneren muß ziemlich hoch gespannt sein; sonst ist es gar nicht verständlich, wie das öffentliche Leben bei uns von Lappalien wie Stieber, Schwark, Macdonald, Patzke, TwestenundDergleichenso aufgeregt werden konnte; und im Ausland wird man nicht begreifen, wie die Huldigungsfrage das Kabinet sprengen konnte. Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregirung das Volkgegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß



Die Zukunft.

bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Nnreise hat viel Antheil andiesem Stolpern über Zwirnsfäden; seit vierzehn Jahrcn haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht. ihr aber den Appetit nicht befriedigt und sie sucht die Nahrung in den Gossen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht. Wegen der Wahlen ist es schade, daß der Bruch sich gerade so gestaltet; die gut königliche Masse der Wähler wird den Streit über die Huldigung nicht verstehen und die Demokratie ihn entstellen. Ich glaube nicht an gute Wahlen sür diesmal, obschon gerade die Huldigungen dem König manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung, nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität, ist ein sehr heilsames Mittel; vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen. Bon der Gesamtregierung verspreche ich mir keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird, an denen wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen." Noch wird die Krisis vermieden. Wilhelm beugt sich vor dem Rath, der statt der Erbhuldigung die Krönung empfiehlt, und zwingt Roon, in dem Ministerium zu bleiben (wo nur Schleinitz, der „Mignon“, durch Bernstorff ersetzt wird). „Schleinitz, unterstützt von der Königin Augusta und der Großfürstin Helene, hat obgesiegt mit Hilfe der wieder aufgenommenen Krönungsidee, für welche die Mäntel schon im Februar bestellt worden waren. Der schlecht maskirte Rückzug wurde nun angetreten und die fast fertige Ministerliste so l acw gelegt. Das größte Nnglück in dieser misere ist die Mattigkeit und Abgespanntheit unseres Königs. Er ist mehr als je in der Botmäßigkeit der Königin und ihrer Gehilfen. Wird nicht körperlich wieder frischer, so ist Alles verloren. In dem Prozeß der allgemeinen Zersetzung vermag ich nur noch einen widerstandsfähigen Organismus zu erkennen: die Armee. Sie unverfäult zu erhalten: Das ist die Aufgabe, die ich noch für



Memento.  
lösbar erachte; aberfreilich nurnoch auf einige Zeit. Auch das Heer wirdvcrpestetwerden, Mennes nichtzuThatenkommt/InBaden-Ba den merktBismarck (zweiTage vor dem Attentat desStudenten OskarBecker), daß derKönig noch immer fürchtet, durchsichtbaren Verkehr mit dem als leichtfertig und gewaltthätig Verschrienen in den Geruch reaktionären Wollens zu gerathen; und freut sich der Gesandtenfreiheit. „Nmziehen, Streiten, Aergern nnd die ganze KncchtschaftTagundNachtbildeneinePerspektive.beiderich schon hentc Heimweh nach Petersburg oder Reinfeld habe. Ich werde michnichtdrücken,dennichmagmirkeinerFeigheitlebewußtsein;aber wenn in vierzehnTagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Entensteiß wünschen, um vorBefriedigung damit wackeln zu können." Das hat er an Roon geschrieben. Jetzt weiß er, daß er noch nicht nach Berlin braucht, DahatdieStimmungsichnichtgebessert. Der Rückzug, das Krönungmanifest des Königs ist in der Kreiszeitung schroff getadelt worden; die königsbergerRede, die Betonung, daß derKönig dieKrone nur vouGott habe, ärgert dieDemokraten und drängt auch die Altliberalen aus sanfter Gelassenheit. „WenigerSteuern und mehrVolksrechte!"BisindieWahlaufrufc der gestern noch ministeriellen Partei klingt die werbende Losung Sie führt zum Triumph: die Konservativen retten nur vierundzwanzig Mandate und müssen ihre Stammsitze den Männern der neuenFortschrittpartei und deren bedächtigerenNachbarn räumen. Was Roon vor dem Wahltag an den König schrieb, ist als wahr erwiesen: „Eine ministerielle Partei gibt es nicht, kann es auch nicht geben, denn es ist dem Ministerium bis jetzt noch nicht gelungen, ein klares und unzweideutiges Programm auszusprechen. Die Fahne des Ministeriums schillert in wechselnden Farben, leider zum großen Nachtheil des Landes. Die Halbheit wirdinPreußenzurStaatsraison!" Schon damals hatderFurchtlose seinem Herrn zugerufen: „Der König kann nicht abtreten, das Ministerium kann es." Nach der Niederlage (die auch ihm den Abgeordnetensitz nahm) erklärt er, während die Schwerinund GenossenmitdemübermüthigenSieger zu Paktiren trachten, dieForderung zweijähriger Dienstzeit für unannehmbar; und erzwingt damitdieScheidungderGeister.DerAntragHagen,derdieDurchsührung derHeeresreform vereiteln soll, wird angenommen, Auflösung desAbgeordnetenhauses. Ersatz der liberalen durch kon-



1!2  
Die Zukunft.  
servative Minister. Neue Wahl. Neue Niederlage. Fortschritts-  
partei und linkes Centrum herrschen imHaus. Am dreiundzwan-  
zigsten September 1862 werden die Gesamtkosten der Reform  
aus dem Budget gestrichen. Hohn begräbtWilhelms Plan. Hohen-  
lohe, Von der Heydt, Bernstorff erbitten und erhalten denAbschied.  
Nnd Herrn von Bismarck wird das Ministerpräsidium anvertraut.  
Im Vollgefühl seiner Kraft darf der neue Mann versöhnlich  
scheinen.ErbittetdieFührerderAltliberalenzusich,sagtihnen,was  
er zunächst wolle, und fordert sie auf, ein paar Vertrauensmänner  
in sein Kabinet zu schicken. Nein. Wenn wir, spricht Simson, nicht  
die Bewilligung zweijähriger Dienstzeit mitbringen, sind wir als  
Ministernur Offiziere ohne Soldaten. Zum zweiten Mal versäumt  
der Liberalismus die Gelegenheit zur Mitwirkung am Staats-  
geschäft. Wilhelms, des Regenten, erste Thronrede hatte keinen  
Zweifel darüber gelassen, daß er die Partei, die dem Plan seiner  
Heeresorganisation zustimmen würde, zur Regirung heranziehen  
wolle. „Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen, die bürgerlichen  
wie die militärischen Gesamtinteressen gleichmäßig umfassenden  
Vorlage Ihre vorurtheilfreiePrüfung undBeistimmung. DerVer-  
tretung des Landes ist eine Maßregel von solcherBedeutung für  
den Schutz und denSchirm, für dieGröße ünd Macht des Vater-  
landes noch nicht vorgelegt worden." Mit so freundlichem Ernst  
mahnte er; und warb um das Vertrauen des Landes inseine red-  
licheAbsicht. Otto Manteuffel, der bis zur Einsetzung der Regent-  
schaft Ministerpräsident gewesen war, sprach im Januar 1860 zu  
den Standesgenossen: „Wenn die Liberalenjetzt klug sind, ist ihnen  
für langeJahre dieMacht sicher." Sie waren nichtklug. Wollten,  
wasin dieser Stunde noch nichtzu haben war. Nnd warenim Herbst  
1862 nichtklügergeworden; wollten just wieder das Unerreichbare  
und hätten, weil an der Möblirung ihnen Manches mißfiel, am  
Liebsten denRothentzahn aufsHausdachgesetzt. DemStaathats  
nicht ernstlich geschadet. DerMann, der zur Geschäftsleitung be-  
rufen war, hatte wollen gelernt; wußte, daß Reiche, deren Grenzen  
das Schwertnoch zu weiten hat, nicht inallenTheilenwohnlich sein,  
nicht jede bequeme Freiheit gewähren können; und scheute den  
schwersten Kampf nicht. Als er, gegen den Widerstand der Lärmer,  
Schleswig-Holstein und den Preußenprimat erobert hatte, ward  
Ruhe im Land. Doch der Liberalismus hatte dieMöglichkeit ver-  
paßt.sich an derFesttafel auch nur das schmalstePlätzchen zu sichern.



Vülow-Briefe.

M?ieben Bände Bülow-Briefe: ich wollte ablehnen, als ich die kompakte Masse vor mir sah. Aus allen Winkeln kroch der seit Jahren wachsende Groll gegen den Moloch des philologischen Großbetriebs und der literarisch-historischen „Forschung“, der jedes Gefühl für Proportion, für die Hygiene unersetzlicher Menschenkraft tötet und die grausamsten Opfer an Auge, Gedächtnitz und Lebensfrische heischt. Noch kam hinzu, daß Hans von Bülow als musikalisches und menschliches Erlebniß ohnegleichen in mir fortlebt, unverblaßt im Gedränge der seit seinem Tode verrauschten Jahre; als inner» lichstes Besitzthum; als unvergleichlich hoher Maßstab für alle neu nachschaffende Kunst; als Synthese von Menschthum und Mu» sikerthum, auf deren Grunde seine priesterliche Kunstübung empor» wuchs. Was wir seitdem erlebt haben: den Einbruch widriger Marktsitten in die Musikpflege, die organisirte Aufzucht musi- kalischer Mittelmäßigkeit durch Methode und Dressur, das Talent als Heuschreckenmasse, den Genuß der Alltäglichkeit, die Ermü- dung des Musiksinns durch Häufung und tausendfache Wieder»' holung: Das ließ sie nur desto reiner strahlen. Und auf diese All- gegenwart eines Verstorbenen sollten sich nun schwere Gewichte Papier legen, das Erlebniß sollte post testum gerechtfertigt, in tote Historie verwandelt, durch die kleine Münze biographischer Einzelheiten und (zum Theil längst weltbekannter) Anekdoten und Kalauer ernüchtert werden. Aber so ergehts uns heute ja mitAllem, was zum Umkreis allgemeiner Bildung und reiner Menschlich- keit gehört: kaum emporgeblüht und zu unmittelbarer Wirkung gelangt, geht es den Weg des Papiers. Im Interesse der Humani- tät, die Ihr zu pflegen vorgebt, schränkt, Ihr Philologen, die Veröffentlichung der Papierschnitzel ein, die als unvermeidliches Nebenwerk jedes Menschendasein, ob groß oder klein, begleiten; sie verdecken meist die Aussicht auf den Gesammtsinn des Lebens, auf das Werk; in tausend Varianten wiederholen sie das Eine, das Unvermeidliche, das Allbekannte; häuft diese Parerga in Euren Archiven, durchwühlt sie, durchforscht sie nach den wirklich singulären Fällen menschlichen Schicksals und den ganz verdich- teten Formen des Ausdrucks, die als Abkürzung unvergleichlicher Erfahrungen und Erlebnisse in Briefen und Tagebüchern modern, und spendet freigiebiger aus Euren berstenden Zettelsäcken nur, wo es Helden und Propheten gilt, bei denen das Leben zum Werk gehört und jede kleinste Notiz oder Menschlichkeit den Weg ins



Centrum finden hilft. Von wie vielen Dichtern, Künstlern, Musikern ist diese literarhistorische Ausführlichkeit für die Zwecke der allgemeinen Bildung wünschbar und daher erträglich? Aus den letzten Jahren wäre, auf diesem engeren Gebiet, nur eine unsagbar köstliche Veröffentlichung zu nennen: die von Hebbels Tagebüchern und Briefen, die in alle Ewigkeit zu den Schatzkammern menschlicher Weisheit gehören werden. Von hier bis zu den Musiker» und Virtuosenbriefen, selbst den reichsten, ist eine weite Kluft: sie gehen im besten Fall die Musikhistorie an. Virtuosenbriefe gar sind meist entsetzlich belanglos; wo die ewige Melodie grotesker Eitelkeit durch Sachliches und Fachliches verdeckt ist, fehlen die allgemein-menschlichen Reize. Es giebt Ausnahmen, natürlich; Liszt, Joachim, Klara Schumann. Liszt, zum Beispiel, war eine so starke Natur, daß sich auch Reflexe der allgemeinen Kultur«bewegung und des Allgemeinmenschlichen in seinen Briefen finden. Aber selten mehr als Reflexe. Er war geistreich und nicht arm an bonnions. Aber ihr literarischer und menschlicher An-sichwerth ist am Ende doch gering: er lebte sich spielend, komponirend, lehrend aus. In den Briefen von Joachim und der Klara "Schumann (von denen viel Aufhebens gemacht wird) finde ich die landläufige Mischung nüchterner Fachlichkeit und allgemein menschlicher Sentimentalität; das Tragische ihres Lebens, woran es Beiden nicht gefehlt hat, ist im Worte nirgends ins Typische oder auch nur ins wirklich Interessante erhöht. Wie kann Das nur Menschen entgehen, die Sinn für künstlerische Nuance haben? Bei Hans von Bülow vermuthet man von vorn herein etwas ganz Anderes. Er that nichts nebenher, er war in jedem Augenblick ganz er selbst; in jede Geberde, in jedes Wort (seiner Konzertreden), in den unnachahmlichen Rhythmus, sich vors Klavier zu setzen oder das Orchester zu stellen, in jedes zu Lebzeiten veröffentlichte Manifest, in seine Missionarreisen und Missionarreden, erst für Richard Wagner, dann für Johannes Brahms, in die Art, wie er seine Sympathien und Antipathien zu nationalen und sozialen Fragen und Vorgängen öffentlich kundgab und dann, nachdem er erkannt, in welche seine Ideen verzweigende Gesellschaft er gerathen war (unter die Antisemiten, die All-deutschen, die Anti-Deutschen, die Kosmopoliten), öffentlich preisgab: in jeden von Bewußtsein erfüllten Moment schlüpfte seine ganze Geistigkeit und seine ganze Energie. Ich habe ihn vor dem Klavier, dem Orchester, im Gespräch, spazirend, im Kaffeehaus, am Kneiptisch (bei Huth, Potsdamerstraße) gesehen, gehört, beobachtet, belauscht: er war immer letzter Ausdruck, ein zur Entladung



drängender Wille, ein zur Mittheilung genöthigter Geist, ein zum Funkeln und Prasseln angelegtes Temperament. Die kleine, über» aus fein und sprechend modellirte Gestalt war ganz Rhythmik und Dynamik; die Augen leuchteten von spähender Gescheitheit: bei Musikern die größte Seltenheit. Alles an Bülows Erscheinung war zugleich Wesen, dieses aber entlief gewissermaßen immer der Gegenwart, eilte immer der Zukunft entgegen. Die Zur äußersten Bestimmtheit im Spiel Und beim Taktiren gesteigerte Rhythmik mußte daher im Wort zur plastischen Abrundung und zum geschliffenen Epigramm werden, wie ja das Wort bei dieser zur fortwährenden Entladung drängenden Natur, bei diesem auf Universalität angelegten Bildungsdrang, bei der Urrichtung seiner Kulturinstinkte auf allseitige Verfeinerung, bei diesem Halbheit und Unklarheit und Scheinwissen hassenden Wahrheitfanatismus früh eine charakteristische Nothwendigkeit werden mußte. Ich weiß also a priori, daß Bülows Briefderkehr eben so umfangreich wie (menschlich, nicht bloß fachlich und sachlich) interessant, daß er der Art nach von Musikanten- und Pirtuosenliteratur verschiedenen und durch Sprachgewalt und epigrammatische Schärfe de» lebt gewesen sein muß, und ohne die Reize seines Wort-Impressio-nismus. Aber sieben Bände! Mußten es sieben Bände sein? Doch ich beginne, zu lesen. Und lese und lese. Erst sprunghaft. Die nackten Daten und die massenhaften Tageserlebnisse, die derBrief naturgemäß verzeichnet und die besonders den erstenBand beschweren, stören anfangs. Die flügge werdende Musikantenseele ist noch im Handwerklichen befangen und sucht Festigkeit und Baugrund zu gewinnen, indem sie zunächst in Methoden und Traditionen hineinwächst. Aber schon im ersten Band, der über die Entwicklungstürme der frühesten Jugend bis zum ersten Auftreten (und Fiasko) des konzertreif Gewordenen in Wien reicht (1830 bis 1853), tritt die bewegte -menschliche, soziale und kulturelle Atmosphäre hervor, die mit Namen und Wesenheit Hansens von.Bülow unauflöslich verknüpft ist. Ganz erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der des Kindes Physiognomie scharfe, individuelle Züge bekommt; wie der feine Gemmenkopf ist auch alles Seelische an ihm früh geschliffen. Die Schriftzüge des Elfjährigen sind schon fabelhaft bestimmt, von Energie gesättigt und mit Raumgefühl gruppiert, und sein Briefstil zeigt embryonal markante bülowische Eigenschaften: er ist, merkwürdig genug, optisch, aus dem Auge, nicht dem Ohre geboren. Der Lyrismus ist abwesend. Es war die Farbe, die in dem späteren Künstlerthum auch später fehlte. Da ist begreiflich, daß die Umgebung sich lange



über Bülow's Lebensberuf täuschen konnte. Ein glänzender, den Durchschnitt weit überfliegender Schüler; für die Humanitäten, das Philologische, das Historische, das Gesellschaftliche, das Feingeistige vorherbestimmt. Der Kreis, in dem er wurzelte, nährte diese Geiltesrichtung. Der Vater, der einst bekannte Novellist und Schriftsteller Eduard von Bülow, neigte zur Romantik, war Tieck befreundet, aber politisch Westler, Europäer, jungdeutsch und franzosenfreundlich: ein demokratisirender Aristokrat, wie später der Sohn. Die Mutter Franziska, geborene Stoll, entstammte dem leipziger Patriziat; eine fein differenzirte, musikalische, poetische, religiöse Natur von auffallendem Distanzgefühl; eigenwillig und vom Gefühl beherrscht. Das häusliche Leben von vornehmster Sitte geregelt, von Kulturvorstellungen und Kulturidealen beherrscht; man verkehrt, obwohl in materieller Enge, mit der geistigen und gesellschaftlichen Auslese und hatte natürliche gesellschaftliche Beziehungen zu den hervorragenden Männern der Zeit, wie Mendelssohn, Schumann, Wagner, Liszt, den führenden Gelehrten und Denkern, wie dem tiefsinnigen Gustav Theodor Fechner in Leipzig. Das auffallend begabte Kind kam vielleicht zu früh in den Kulturwirbel; und besonders der Vater hatte, was man den t!c peclaToZi^ue nennen könnte: er drillte auf thierquälerische Weise des Kindes Gedächtnis;, das nicht nur für Tonvorstellungen phänomenal war. Die ganze Erziehung war im besten, vormärzlichen Sinn deutsch: aber zu geistig, zu sehr auf Kopfkultur angelegt; sie hätte, gerade im Hinblick auf Hansens zarten Körper und Anfälligkeit, mehr englisch sein müssen. Sie hat (Das machen die Jugendlbriefe deutlich) die dialektische Frühreife Bülow's beschleunigt und den für die Art seiner Interpretation bezeichnenden Hang zur Analyse, das, wie er es später im Gegensatz zu Liszt's Virtuositenthum tadelnd selber nannte, Fragmentarische seines Vortrages, noch befördert. Sie hat nichts gethan, um die früh sichtbare innere Unruhe, das ewig Treibende, alles Verweilen im Augenblick als Energielosigkeit Beargwöhnende in Bülow's Art zu dämpfen. Freilich hat ihn dieser Wesenszug zum Propheten und Missionar ideeller Zukunftwerthe vorherbestimmt, zu dem wirksamsten Werkzeug der großen Kulturbewegung, die mit dem Namen Wagners verknüpft bleibt, wie viel an seinem Werk schon als veraltet, als von der Zeit bedingt, als Talmi sogar gelten muß. Und hat, wovon jedes Blatt dieses Briefwechsels Zeugniß ablegt, den überhellen Kopf so universalistisch geschult, so nachhaltig aus der bisherigen Enge der Musikantenvorstellung getrieben, daß er berufen war, ganz bewußt und



auf breitester Basis Musik und allgemeines Kulturleben für die deutsche Bildung unauflöslich zu verflechten.

Ich fragte mich, als ich mit wachsendem Antheil die Briefe las, ob es nicht rathsam gewesen wäre, das ungeheure Material in ein paar große Gruppen zu ordnen, um die objektive Lebensleistung Bülows und die Einheit in seiner fast keuchenden Vielgeschäftigkeit plastisch hervortreten zu lassen. Da waren zuetst die Jahre der Vorbereitung mit ihrer Allgewalt des in den Musik» dienst nöthigenden Zwanges, nach dem Gesetz der physiologischen und seelischen Vorherbestimmung; die Art, wie der Zwanzigjährige, die beschwingende Sympathie von Wagner und Liszt im Rücken, die Widerstände des in den Eltern lebenden aristokratischen Vorurtheils überwindet: die Vereinigung von stärkster Zielbewußtheit mit Takt und Pietät wird man stets mit Bewunderung betrachten. Dann kommt gleich das Hauptstück: das opferreiche, am Mark zehrende Vorkämpferthum für Richard Wagner, das Bülows Leben ausfüllt, bis durch Cosimas Uebergang zum Meister der Bruch herbeigeführt wird und seinemDasein jedenSinn zu nehmen droht. Mitten im hitzigsten Kultus tritt die Katastrophe ein (1869). Bülow kämpft eben noch um Wagners Ruhm mit Gigantenenergie als Hofkapellmeister in München, er hat sein Pianistenthum IHM zu Liebe einrosten lassen, er hat auf den einzigen Weg, für sich und seine Kinder wirthschaftliche Unabhängigkeit zu erlangen, verzichtet, er zehrt in übermenschlichem Agitatoreifer seine Kräfte auf, er empfindet diesen Opferdienst nicht als Fron, sondern als Gnade., da trifft den stets Gerüsteten der Schlag und wirft ihn aus der Bahn. Die Briefe, die in diesen Abschnitt gehören und von seiner Witwe, Marie von Bülow, mit feinstem Takt ausgewählt sind, gehören zu dem menschlich Ergreifendsten, was man lesen kann. Keine Anklagen gegen Personen; und die Auseinandersetzung mit dem Dämon Schicksal setzt in dem gebrochenen Mann, der sich bei Freunden versteckt und dann nach Italien enteilt, die letzten Reserven an rettender Selbstironie frei. Wie Das geschieht, muß man gelesen haben; aber ohne die Gegeninstanz zu hören (das Wagnerarchiv bleibt verschlossen), kann man leicht hinzuzergänzen, welches Martyrium das Zusammenleben mit diesem bedeutenden, aber launisch unberechenbaren Menschen am Ende doch gewesen sein muß. Nun folgt das italienische Intermezzo; die Zeit des Athemholens, des Besinnens, der Vorbereitung auf eine neue Missionarthätigkeit: denn ohne solche hat das Leben für Bülow keinen Sinn. Dieser Abschnitt ist reich an fein geschliffenen Epigrammen. Bülow wird hier zum Kritiker a la Nietzsche deut-



Die Zukunft.

scher Kultur (und besonders der gesellschaftlichen deutschen Unkultur). Die kleinen verliebten Thorheiten, so die Jagd auf eine reizende italienische Tänzerin, sind mit toller Laune erzählt und zeugen vom Erstarken der Elementargeister. Hier reiht sich, nach der Rückkehr in die Heimath, die zweite große Mission an: die Organisation der deutschen Musikpflege und des Konzertwesens; der Kampf gegen das geistlose Virtuosenenthum (der Nachschaffende ein Diener des Werkes; Bülows Programme sind „Studien zur Geschmacksbildung“) und gegen den pedantischen, buchstabenstarren, schwunglos-korrekten, farblos-akademischen Vortrag der Klassiker (Bülow als Beethoveninterpret); gegen den Schlendrian des Konservatoriums (der Lehrer kein verkrachter Virtuose, sondern ein allgemein gebildeter und pädagogisch geschulter Musiker) und die abertausend Parasiten des Musikbetriebs. Das heißt: Bülow als Erzieher; als Volkskapellmeister, als Volkspianist, als Volksaufklärer, als Polemiker, als Journalist, der mit dem Taktstock, den Klavierhänden (der „Vorderhufe“), der Feder, der Ansprache die Masse zum Kultus des großen Zukünftigen und des Ewig-giltigen erziehen will und in diesem Missionareifer, in dieser Don-qui-joterie der Dienstbeflissenheit, in dieser altruistischen Askese bis zum Aufgeben alles persönlichen Ehrgeizes, bis zum Vergessen seines hohen Anrechts auf persönliche Geltung gegangen ist. Die Briefe, so geordnet und vom Gestrüpp des Nebensächlichen gesäubert, hätten plastischer als jede Biographie Bülow als den wahren Don Quijote des deutschen Idealismus, als den aktivsten Idealisten des deutschen Kulturgebiets im neunzehnten Jahrhundert gezeichnet. So geordnet, hätte man sie in einem Zuge lesen können: in athemloser Spannung, gepackt, belehrt, erschüttert, belustigt, nie gelangweilt; und wäre-von selbst zum Schluß gekommen: nie hat es einen amusanteren, aus Gesinnung-adel boshafteren, burleskeren, nervös erregteren und anregenderen Idealisten gegeben als diesen genialen Musiker; nie noch hat sich so hohe und fleckenlose Grundgesinnung schamhafter hinter die Maske des Burlesken und Clownesken gesteckt. So hätten wir, nur so, Bülow in seinem ureigensten Ausdruck gerettet; so, wie er auf die Nachwelt zu kommen und in die Kulturgeschichte über-zugehen verdient. Die Reize seiner auf das Große, das Architek-turale, die dramatische Linie angelegten Interpretation sind da-hin; aber das Fluidum seiner Seele und seines Sehnsens ist ja, gleichartig und fast gleichwerthig, im Wort seiner Briefe kristalli-sirt, von denen viele so einzig sind, daß sie nicht verloren gehen dürfen . nur könnten sie am Ehesten bei der angedeuteten Grup-



pirung und Beschränkung in der Auswahl Allgemeingut werden. Eine solche Bülow-Autogravhie für Amateurs und literarische Feinschmecker wäre ein gar köstliches Geschenk; und sie zu machen, ist Niemand so berufen wie die edle und grundgescheite Witwe. Sie hat mit bewundernswerther Philologie das Briefmaterial gesammelt, gesichtet, annotirt; so gut, daß ein fingerfertiger Plagiator wie der verstorbene Professor Reimann (Gymnasialdirektor a.D.: Diener des Herrn an der Orgel; einer der Bösen Buben der berliner Musikkritik) es leicht hatte, zu einem unsagbar geistverlassenen Machwerk den Schein eines Inhalts zu rauben. Dieser ersehnten Autobiographie Bülows in Worten müßten natürlich, vor den Abschnitten, Einleitungen beigegeben werden, um den Gesammtrahmen zu schaffen.

Zum Schluß bemerke ich, daß ich nur mit schwerem Herzen der Versuchung widerstehe, zu citiren. Zu Hunderten habe ich notirt: schlagende oder „himmelhoch kalauernde" Neubildungen (Zolastiker; Ikonokastokratie; Mockpatriotismus; Hofkapellschaftigkeit; omnibusiness; vos „eux.äisant" e^anx; triple sse cle Lslomon; das Tageblatt preßte sich anständiger aus; unwandelbar kachektisches Wetter; purA^toriuni opp. constipatorium); Spitzen gegen Menschen und Einrichtungen, die den cnarme 6e la cans,ille besitzen; Ausbrüche von rabelaisischer Ausgelassenheit; tiefsinnige Apercus (auch über politische Dinge; er war Aristokrat der Funktion, der Leistung; den Mock-Aristokratismus des Stillstandes, im Geiste der Altarheiligen und der „Kreuzspinne" haßte er); Bekenntnisse seines Grundinstinkts („le irioi est ns/issable"; ganz Pascal); Bonmots von jüdisch-gallischer Feinheit oder Frechheit; aber was bedeuten die paar Tröpflein gegen das Meer? Der Reichthum kann also nur an der Quelle genossen werden. Der gallische Einschlag seines Stils, wie das Rabelaisische seines Humors, ist ganz auffallend, sein Französisch hat virtuoson Wurf und ist wie an der Seine geboren. „Oomme l/Zolin, conä^mne ^ mourir <le tsim, ne s'est re'siAnä 5, m^ner ses enlants (la l^im justilie les movens) c>ue 6ans 1ä pure intention ,6e leur conserver leur per«', le sieur O. O. ne iri'a c16robe mon ar^ent c^ue ponr ne point rne priver äes lumieres 6e mon Komme 6'3,lkaires ...„Oette avalaucne cle beaux caäeanx, eette inonäation äe bontes <zne Vous Vous etes plu s, verser sur mon inäividn cretinise ps,r qus,tre mois äe Sequestration en enambre, je n'en puis qn'accuser Kon. teusement Is, reception. (Juant K Vous en renäre Arkces, celä m'est impossible, impossidle comme ile prier Oieu, en qui je ne erois pas. ?ar compensation je erois en H,nrims,n, mais j'iZriore si «n peut le prier — jamais le livre d'neures qu'il v aurait ^,



Die Zukunft.

cousulter ne m'est tombe sous 1a iriäin . . (Aus den tragisch gefärbten, funkensprühenden Briefen an die Baronin von O. im fünften Bande; sie gehören zu den Perlen der Sammlung: der Virtuos im Erleiden und Erleben wird Virtuos des Ausdrucks.) Sein Geschmack weist in die selbe Kulturgegend: „Da ich nicht Klavier spiele, so fragst Du Dich (mich nur nicht aus Diskretion), was ich thue. Schreibe viel, lese aber noch viel mehr, und zwar Pückler-Muskau, der mich entzückt und entschieden belehrt über 1001 Dinge. Seine Verwandtschaft mit Byron, mit Feine, mit hundert mir sympathischen Autoren, ‚last not least‘ (haha!) mit mir selber, ist höchst bemerkenswerth. An ihm wirst Du später manch Strohwitwentrost oder garWitweNrcst finden.“ Zur Größe wachsen die Briefe im Exil empor, als er, in Florenz lektionierend, seinem Dasein einen neuen Sinn zu geben sucht. Das Kältegefühl hat ihn nie mehr verlassen; ihm fehlt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der „Saitenverwandtschaft“ mit anderen Mitlebenden; Gegenseitigkeit wird nicht erbettelt. Längst, nachdem der Lebensfaden wieder fest weitergesponnen wird, mitten aus der großartigen und in die Ferne wirkenden Thätigkeit als Kapellmeister in Meiningen, schreibt er der angebeteten Frau von O. (April 83): „?eut.etre (il ^ a un siecle) avais.js c^uelczue enose dgns mon cerveau, mais l'oce'an d'entliousi.isme c^ue j'si läit couler pour ^Vs,Aner et sou beau.pere a submerzze, ee ,c^uelciue cnose° depuis un demi siöcle, ^,ujourd'I)ui je n'ai plus d'entliou. siäsme Ä repañre, plus de foi, plus d'ideal ü, adorer; je suis un döcgpite dans le sens moral du terms, ^se n'6prc>uve plus czue reArets et repentiis d'une vie inutile a l'art, au procnain, s, moi. meme. Il ne mnnczue plus que de devenir Fr^as, äe prendre de l'embonpaint et de me eonsaerer u ls, Floutonnerie. ^Vlors . . .“

Gegen den Gott von gestern kein Wort lauten Unmuths; er setzt öffentlich sogar den Opferdienst fort, steuert konzertierend dem unersättlichen Wagnerfonds weiter bei; nur gelegentlich, wie aus Versehen, lüftet sich der Schleier: und wir erfahren, mit welcher grausen Rücksichtslosigkeit der Große (wie, scheint es, viele Große) Menschenopfer ohne Gegendienst verlangt, mit welchem Nachdruck er (wi: viele Große) der Regisseur feines eigenen Ruhmes sein konnte. Ob die tzinkehr zu Brahms, die scheinbar reaktionäre Wendung zu Mendelssohn („der norddeutsche Mozart“) ohne das Wagner»Erlebniß in der selben Form sich vollzogen hätte, wird Jeder nach subjektivem Ermessen entscheiden. An Wagner werden ganz leise Abstriche und Vorbehalte gemacht (Theaterei; Sinnentaumel; man fühlt: Bülow spitzt die Lippen, um zu sagen:



unkeusch); die immer größere Nähe Beethovens desinfiziert. Für den Fall Wagner in Nietzsches Sinn ist er fast reif. „Es wäre doch hübsch, Du hörtest gleich mit mir den Parsival, der mir bei jedem Einblick in den Klavierauszug immer mißfälliger und kopfschmerzprovokatorischer wird. Gottlob, daß Du nicht so viel vom Detail hören wirst und deshalb eines ästhetischen (um nicht zu sagen: hysterischen) Generaleindrucks leichter theilhaft werden kannst.“ (Juni 84.) Seinem Berlioz bleibt Bülow treu; von Lifzt aber, zur Verblüffung der Genossen aus der Sturmzeit, rückt er in denkwürdiger Erklärung ab (Brief an Hans von Bronsart). Doch bleibt, trotz allen Abrechnungen, das Bedürfniß nach Heldenverehrung bestehen und schreit nach Sättigung: Brahms wird ihr Objekt. „Was ich von Brahms halte, weißt Du: nach Bach und Beethoven der Größeste, der Erhabenste unter allen Tondichtern. Seine Freundschaft halte ich nach Deiner Liebe für mein werthvollstes Gut. Sie bezeichnet eine Epoche in meinem Leben, sie ist eine moralische Eroberung. Ist glaube, kein Musikerherz in der Welt, selbst das seines ältesten Freundes Joachim nicht, empfindet so tief, hat sich so tief in die Tiefen seines Geistes eingetaucht wie das meine. Oh seine Adagios! Religion!“ Aber auch hier bekommt der Idealist den Stachel zu fühlen: Brahms läßt gern geschehen und bleibt gegen Bülows Ueberschwang norddeutsch kühl. Der immer wieder grausam Enttäuschte kann dennoch seinen Helfer« und Werbedrang nicht verleugnen: er wars, der Richard Strauß in die Musikwelt einführte.

Professor Dr. Samuel Sa enger.

„Warum dieser starke und stolze Künstler, der in seinem literarischen Bedürfniß sich meist auf den Verkehr mit den feinsten und scheuesten Geistern zurückzog, so oft in den trivialsten Späßen seine Zuflucht suchte und sogar fand? ... Daß in nicht immer geschmackvoll gewählten Späßen da ein brennendes Gefühl der Unzulänglichkeit sich erleichterte, daß ein in heftigen Wehen sich windender Schöpferwille mit einem Witz sich über die mangelnde Schöpferkraft hinweghalf, so gut es ging, da« mit nur ja Niemand das schmerzliche Zucken sehe und das Reißen über« spannter Sehnen höre: darum bekümmerten die Gaffer sich nicht. And doch war dieses Entladen für Hans Bülow Lebensnothwendigkeit; wenn er in brüskem Scherz sich nicht erleichtert hätte, dann wäre es ihm er» gangen wie Ibsens unseligem Baumeister, der nicht so hoch klettern konnte, wie er baute... Die beste Grabschrift, die man dem ganz genialen, ganz faustisch sich mühenden, doch von faustischem Schaffensglück nicht beseligten Menschenkind ersinnen kann, ist ein Wort, das Bismarck nach Hansens Tod sprach: „Er war nicht wie die Anderen, Ihm fehlte die Tünche der sozialenHeuchelei!“ (M.H. im Februar 18N.)



Die Zukunft.

Gleichnisse des Tschuang-Tse. \*)

1. Die Musik des Himmels.

aus Nan-kuo saß über einen Tisch gelehnt. Er sah zum Himmel, athmete tief und leicht und erschien entrückt, als wären Leib und Seele geschieden. Pen-Tscheng Tse-Pü, der vor ihm stand, rief: „Was geschieht in Dir, daß Dein Körper wie ein dürrer Baum wird und Dein Geist wie tote Asche? Wahrlich, der Mann, der jetzt über den Tisch lehnt, ist nicht Der, der vordem hier war.“ Tse-Tschi sprach: „Du fragst mit Recht. Ich habe heute mich selber begraben. Kannst Du Das verstehen? Du magst die Musik des Menschen gehört haben, aber nicht die Musik des Himmels.“ „Erkläre mir, was Du meinst“, sagte Tse-Vü. Tse-Tschi sprach weiter: „Der Athem der Erde wird Wind genannt. Zu Zeiten ist er unbewegt. Ist er bewegi, tönt jede Oeffnung seinem Anhauch wieder. Hast Du nie dem schwellenden Brausen gelauscht? Gruben und Schluchten in Berg und Gehölz, die Höhlen der riesenhaften, nicht zu umfassenden Bäume, sie sind wie Nüstern, wie Mäuler, wie Ohren, wie Becher, wie Mörser, wie Rinnen. Wenn der Wind durch sie hinstürzt, geben sie die Töne des wallenden Wassers, des schwirrenden Pfeils, des strengen Befehls, des Einathmens, des Schreis, der rauhen Rede, der tiefen Klage, der traurigen und pfeifenden Stimme. Die ersten Klänge sind dünn, schwerere folgen ihnen, doch eingestimmte. Sanfte Winde zeugen geringe Antwort, gewaltige eine große. Endlich legt sich der Sturm und die Oeffnungen sind leer und still. Hast Du nie unter den Bäumen solch eine Wirrung gewahrt?“ „Wohl,“ sagte Tse-Vü, „da die Musik der Erde nur aus Löchern kommt und die Musik des Menschen aus Pfeifen und Flöten, woraus kommt die Musik des Himmels?“ Tse-Tschi sprach: „Die Wirkung des Windes auf die verschiedenen Oeffnungen ist nicht von gleicher Art. Aber was ist es, das jeder die Besonderheit, allen das Vermögen des Schalles giebt? Großes Wissen umfaßt das Ganze; kleines Wissen umfaßt den Theil. Große Rede ist allgemein; kleine Rede ist geeinzelt. Ob der Geist im Schlaf gebannt ist, ob frei in den wachen Stunden: immer sind wir Wirrunzen unterthan, Unschlüssigkeit, Unklarheit, Unoffenheit, Unmuth und zitternder Angst. Bald fliegt wie ein Wurfspieß der Geist dahin, Richter über Gut und Böse; bald starrt er wie ein Malstein, Wächter gesicherter Rechte. Dann kommt in Herbst» und Winterfrost der wachsende Verfall, ein Schwinden wie strömenden Wassers, das nicht umkehrt. Endlich, wenn Alles verstopft ist, wie in einem alten Abflußgraben, ein \*) Aus dem nächstens im Inselverlag erscheinenden Buch „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“. Tschuang-Tse, der Schüler Lao-Tses, des Hauptmeisters der chinesischen Mystik, lebte im vierten und dritten Jahrhundert vor Christi Geburt.



Gleichnisse des Tschuang-tse.

123

Stocken: und der Geist versagt und wird das Licht nicht wiedersehen. Freude und Verdruß, Kummer und Glück, Vorsicht und Reue kommen uns nach einander an, in ruhelosem Wandel. Sie kommen wie Musik aus der Höhlung, wie Pilze aus der Feuchtigkeit. Den Tag über, die Nacht über lösen sie einander in uns ab; aber wir können nicht sagen, woher sie stammen. Dürfen wir einen Augenblick erhoffen, in dem wir die Ursache berühren werden?"

2. Der Schmetterling.

Ich, Tschuang-Tse, träumte einst, ich sei ein Schmetterling, ein hin und her flatternder, in allen Zwecken und Zielen ein Schmetterling. Ich wußte nur, daß ich meinen Launen wie ein Schmetterling folgte, und war meines Menschenwesens unbewußt. Plötzlich erwachte ich; und da lag ich: wieder „ich selbst“. Nun weiß ich nicht: war ich da ein Mensch, der träumt, er sei ein Schmetterling, oder bin ich jetzt ein Schmetterling, der träumt, er sei ein Mensch? Zwischen Mensch und Schmetterling ist eine Schranke. Sie überschreiten: ist Das, was man die Wandlung nennt.

3. DerToddesLao-Tse.

Als Lao-Tse starb, ging Tschin-Schih, um ihn zu klagen. Er seufzte dreimal und kehrte heim.

Ein Schüler fragte ihn: „Warst Du unseres Meisters Freund oder warst Du es nicht?"

„Ich war es“, antwortete er.

Der Schüler fragte weiter: „Wenn Du es warst, betrachtetest Du

Dies als hinreichenden Ausdruck des Grams über seinen Verlust?"

»Ia"> sagte Tschin-Schih. „Ich hatte gemeint, er sei der Mensch der Menschen, und jetzt sehe ich, daß er es nicht war. Als ich kam, um ihn zu klagen, fand ich alte Leute, die um ihn weinten wie um ein Kind, und junge Leute, die um ihn jammerten wie um eine Mutter. Um so große Liebe zu gewinnen, muß er Worte gesprochen haben, die nicht gesprochen werden sollten, und muß Thränen vergossen haben, die nicht vergossen werden sollten, ewige Grundsätze verletzend, die Menge menschlicher Erregung vermehrend und die Quelle vergessend, aus der sein Leben empfangen war. Die Alten nannten solche Erregungen die Fangnetze der Sterblichkeit.

Der Meister kam, weil seine Zeit war, geboren zu werden; er ging, weil seine Zeit war, zu sterben. Für Einen, der die Erscheinung der Geburt und des Todes also annimmt, giebt es nicht Klage und Trauer. Die Alten sagten vom Tode, Gott schneide einen Menschen los, der in der Luft hing. Der Brennstoff ist verzehrt, aber das Feuer kann weitergegeben werden; und wir wissen nicht, daß es je ende."

4. Schu-Schan Ohnezehen.

Im Staate Lu lebte ein Mann, dem man die Zehen abgeschnitten hatte. Er wurde Schu-Schan Ohnezehen genannt. Er kam, auf den Fersen gehend, um Kung»Fu-Tse zu sehen. Aber Kung»Fu-Tse sagt ^ zu ihm: „Du hast auf Dich nicht geachtet und hast so dieses Mißgeschick über Dich gebracht. Was frommt es, nun zu mir zu kommen?"



Die Zukunft.

„In meiner Unwissenheit“, antwortete Ohnezehen, „ließ ich meinen Körper gehen und so habe ich meine Zehen verloren. Aber ich komme mit einem Ding, das kostbarer ist als Zehen und das ich nun zu bewahren suche. Es giebt keinen Menschen, den der Himmel nicht deckte; es giebt keinen Menschen, den die Erde nicht trüge; und ich meinte, Du, Herr, seiest wie Himmel und Erde. Ich erwartete nicht, diese Worte von Dir zu hören.“

„Ich bin nur ein armes Geschöpf“, sagte Kung-Fu-Tse. „Tritt ein und laß uns die Sache besprechen.“

Aber Ohnezehen ging von dannen.

„Seht“, sagte Kung-Fu-Tse zu seinen Schülern. „Da ist ein Verbrecher ohne Zehen, der lernen will, um für seine Missethaten zu büßen. Wenn er solchen Willen hat: um wie viel mehr sollten Die ihn haben, die keine Missethaten begingen, für die sie büßen müssen?“

Ohnezehen kam zu Lao-Tse und sprach: „Ist Kung-Fu-Tse ein Weiser oder ist ers nicht? Wie geht es zu, daß er so viele Schüler hat? Er strebt, ein feiner Wortführer zu sein, und weiß nicht, daß solcher Ruf von den wahren Weisen wie die Fesseln eines Verbrechers angesehen wird.“

„Warum trittst Du ihm nicht mit der Stetigkeit von Leben und Tod, mit der Einheit von Können und Nichtkönnen entgegen“, fragte Lao-Tse, „und befreist ihn so von seinen Fesseln?“

„Er ist vom Himmel in dieser Art gestraft worden“, antwortete Ohnezehen. „Er kann nicht befreit werden.“

5. Die vier Freunde.

Vier Männer sprachen mit einander; und dieser Beschluß wurde vorgeschlagen: „Wer das Nichts zum Haupt, das Leben zum Rückgrat, den Tod zum Schweif seines Daseins machen kann, Der soll zu unserer Freundschaft zugelassen sein.“ Die Vier sahen einander an und lächelten; schweigend nahmen sie die Bedingungen an und waren fortan Freunde.

Nach einer Weile erkrankte Einer von ihnen, namens Tse-Vü, und ein Anderer, Tse-Sse, besuchte ihn. „Wahrlich, Gott ist groß!“ sagte der Kranke. „Sieh her, wie er mich umgekrampft hat. Mein Rücken ist so verkrümmt, daß mein Eingeweide dicht an der Oberhaut ist. Meine Wangen sind auf der selben Höhe wie mein Nabel. Meine Schultern sitzen über meinem Nacken. Mein Haar starrt zum Himmel. Die ganze Ordnung meines Aufbaues ist zerrüttet. Aber die Ruhe meines Geistes ist nicht gestört.“ So sprechend, schleppte er sich mühsälig zu einem Brunnen, in dem er sich sehen konnte, und sagte noch: „Ach, daß Gott mich so ganz umgekrämpt hat!“

„Hast Du Angst?“ fragte Tse-Sse.

„Ich habe keine“, antwortete Tse-Vü. „Was sollte ich fürchten? Bald werde ich zerlegt sein. Meine linke Schulter wird ein Hahn werden und ich werde den nahenden Morgen verkünden. Meine rechte Schulter wird eine Armbrust werden und ich werde wilde Enten er-



Gleichnisse des Tschuang-tse.

125

jagen. Meine Hüften werden Räder werden; nnd mit meiner Seele als Pferd werde ich in meinein eigenen Wagen fahren können. Ich empfang das Leben, weil meine Zeit war; ich scheide nun von ihm nach dem selben Gesetz. Da ich mit der natürlichen Folge dieser Zustände zufrieden bin, können Lust und Gram mich nicht berühren. Ich hänge, wie die Alten es nannten, in der Luft, unfähig, mich selbst loszuschneiden, mit den Stricken des stofflichen Daseins gebunden. Aber immer hat der Mensch Gott Platz gemacht: warum sollte ich da Angst haben?" Nach einer Zeit erkrankte ein Anderer der Vier, namens Tse-Lai, und lag, nach Athem ringend, dieweil seine Familie weinend umher» stand. Der vierte Freund, Tse-Li, besuchte ihn. „Geht!" rief er der Frau und den Kindern zu, „Ihr hindert seinen Uebergang." Dann sagte er, an der Thür lehrend: „Wahrlich, Gott ist groß! Ich wüßte gern, was er jetzt aus Dir machen wird. Ich wüßte gern, wohin er Dich schicken wird. Meinst Du, er steckt Dich in die Leber einer Ratte\*) oder in die Schulter einer Schlange?"

„Ein Sohn", antwortete Tse-Lai, „muß gehen, wohin seine Eltern ihn gehen heißen. Die beiden Elemente der Natur\*\*) sind des Menschen Eltern. Heißen sie mich schleunig sterben und ich zögere, dann bin ich ein unkindlicher Sohn. Sie können mir kein Unrecht thun. Tao\*\*\*) giebt mir diese Gestalt, diese Mühsal in der Mannheit, diese Rast im Alter, diese Lösung im Tode. Und sicherlich wird, was so freundlich mein Leben entschied, am Besten mein Sterben entscheiden. Nimm an, das siedende Erz im Schmelztiegel wallte auf und sagte: „Mache aus mir ein Prachtschwert'; ich meine, der Gießer würde dieses Erz als untauglich verwerfen. Und wenn ein Sünder wie ich zu Gott sagte: „Mache aus mir einen Menschen, einen Menschen mache aus mir", ich meine, er würde mich als untauglich verwerfen. Die Welt ist der Schmelztiegel und Gott ist der Gießer. Ich werde gehen, wohin ich gesandt werde; zu erwachen, unbewußt des Gewesenen, wie ein Mensch aus traumlosem Schlaf erwacht."

6. Der Zauberer und der Erlöste.

In dem Staat Tscheng lebte ein wunderbarer Magier, namens Tschi-Han. Er wußte Alles über Geburt und Tod, Erhaltung und Zerstörung, Glück und Unheil, langes Leben und kurzes Leben und sagte die Ereignisse auf den Tag wie ein Geist voraus. Die Bewohner von Tscheng flohen bei seinem Anblick; Lieh-Tse aber suchte ihn auf und wurde so bethört, daß er nach seiner Rückkehr zu seinem Meister Hu-Tse sagte: „Ich habe Dein Tao als das Vollkommenste angesehen. Jetzt kenne ich Etwas, das noch vollkommener ist."

\*) Nach der Volksmeinung der Chinesen hat die Ratte keine Leber.

\*\*) Pin und Vang, das positive und das negative, das aktive und das passive, das helle und das dunkle Element, aus denen alle Dinge gebildet sind.

\*\*\*) Tao, „die Bahn", der Urgrund und Ursinn des S:ins,



1L6  
Die Zukunft.  
„Bisher“, antwortete Hu-Tse, „habe ich Dich nur das Gewand, nicht das Wesen des Tao gelehrt; und doch vermeinst Du, Du wissest Alles darum. Hat Einer keine Hähne im Hühnerstall, was für Eier werden die Hennen legen? Will Einer Tao den Leuten einzwängen, wird er nur sich selbst preisgeben. Komm mit ihm zu mir und ich will mich ihm zeigen.“

Am nächsten Tag kam Lieh-Tse mit Tschi-Han zu Hu-Tse. Als sie hinausgingen, sagte Tschi-Han: „Ach! Dein Lehrer ist dem Tode nah. Er kann nicht weiterleben, kaum zehn Tage mehr. Ich sah Selt-sames. Ich sah feuchte Asche.“  
Lieh-Tse ging weinend hinein und sagte es Hu-Tse; aber Der sprach: „Ich habe mich ihm gezeigt, wie die Erde uns ihre äußere Gestalt zeigt, die unbewegte und stille, dieweil all die Zeit über das Schaffen sich weiter vollzieht. Ich hinderte ihn nur, die eingeschlossene Kraft zu sehen. Bring ihn nochmals her.“  
Am nächsten Tag kamen sie wieder. Als sie gingen, sagte Tschi-Han zu Lieh-Tse: „Es ist ein Glück für Deinen Lehrer, daß er mir begegnet ist. Es geht ihm besser. Er wird sich erholen. Ich sah eine Wage im Gleichgewicht.“  
Lieh-Tse ging hinein und berichtete es Hu-Tse. Der sprach: „Ich habe mich ihm gezeigt, wie der Himmel sich in seiner gelassenen Größe zeigt, und ließ nur ein Wenig Kraft unter meinen Fersen hervorspringen. So konnte er entdecken, daß ich deren habe. Bring ihn nochmals her.“  
Am nächsten Tag kamen sie wieder; und als sie gingen, sagte Tschi-Han zu Lieh-Tse; „Dein Lehrer ist niemals an einem Tag wie am anderen. Ich kann aus seiner Erscheinung nichts aussagen. Veranlasse ihn, regelmäßig zu sein, und ich will ihn aufs Neue erforschen.“  
Als Dies Hu-Tse wieder gemeldet wurde, sprach er: „Ich habe mich ihm im Zustand des ungeschiedenen Urwesens gezeigt. Wo die Seejungfer sich tummelt, da ist der Abgrund. Wo das Wasser ruht, da ist der Abgrund. Wo das Wasser kreist, da ist der Abgrund. Der Abgrund hat neun Namen. Diese waren drei davon.“  
Am nächsten Tag kamen die Zwei wieder zu Hu-Tse. Aber Tschi-Han vermochte nicht standzuhalten und entfloh.  
„Folge ihm!“ rief Hu-Tse; und Lieh-Tse rannte ihm nach, aber konnte ihn nicht einholen. Er kehrte daher zurück und berichtete Hu-Tse, daß der Entflohene verschwunden sei.  
„Ich habe mich ihm gezeigt,“ sagte Hu-Tse, „wie Tao erschien, ehe die Zeit war. Ich war ihm wie eine große Leere, die aus sich selbst Bestand hat. Er wußte nicht, wer ich war. Da verlor er seine Haltung. Er wurde verwirrt. Und so entfloh er.“  
Danach war Lieh-Tse überzeugt, daß er noch keinerlei wirkliches Wissen gewonnen hatte, und ging sogleich ernstlich ans Werk. Er verbrachte drei Jahre, ohne sein Haus zu verlassen. Er half seiner Frau das Mittagsmahl für die Familie kochen und fütterte seine



Gleichnisse des Tschuang-tse.

127

Schweine, als wären es menschliche Wesen. Er that alles Schnitz» und Bildwerk ab und kehrte zur reinen Einfalt zurück. Wie ein Erdklumpen stand er in seiner körperlichen Gegenwart. Inmitten der Verwirrung war er unverwirrt. Und so verharrte er bis ans Ende.

7. Der Wolkengeist und der Lebenswirbel.

Der Geist der Wolken fuhr ostwärts durch den Luftraum, als er auf das Lebelement stieß. Es war damit beschäftigt, sich auf die Rippen zu klatschen,und herumzuhüpfen. Der Wolkengeist fragte:

„Wer bist Du, Alter, und was thust Du hier?"

„Schlendern!" antwortete der Lebenswirbel, ohne aufzuhören.

„Ich möchte Etwas wissen", sagte weiter der Wolkengeist.

„Bah!" äußerte der Lebenswirbel.

„Die Verwandtschaft von Himmel und Erde ist aus den Fugen gerathen", sagte der Wolkengeist; „die sechs Einflüsse\*) vertragen sich nicht mit einander und die vier Jahreszeiten kümmern sich um keine Regel mehr. Ich wünsche, die sechs Einflüsse so zu vermischen, daß sie alle lebenden Wesen ernähren. Was soll ich thun?"

„Ich weiß nicht!" schrie der Lebenswirbel und schüttelte den Kopf, ohne mit dem Klatschen und Hüpfen aufzuhören; „ich weiß nicht!"

Der Wolkengeist fragte nicht weiter. Als er aber drei Jahre danach ostwärts durch das Land Pu-sung fuhr, stieß er wieder auf den Lebenswirbel. Er war hocherfreut, eilte heran und sagte: „Hast Du mich vergessen, o Himmlischer?" Er verneigte sich tief und bat, es möge ihm gewährt werden, den Lebenswirbel zu befragen. Der aber sagte:

„Ich wandere, ohne zu wissen, was ich will. Ich streife umher, ohne zu wissen, wohin ich gehe. Ich schlendere in dieser verzückten Art vor mich hin und erwarte einfach die Ereignisse. Was sollte ich wissen?"

„Auch ich streife umher," antwortete der Wolkengeist, „aber die Leute hängen von meinen Bewegungen ab. So werde ich unvermeidlich zur Macht berufen; ich würde daher mit Freuden einen Rath empfangen."

„Daß die Ordnung des Reiches gestört ist," sprach der Lebenswirbel, „daß die Bedingungen des Lebens geschändet sind, daß Gottes Wille nicht siegt, daß die Thiere des Feldes auseinandergetrieben sind, daß die Vögel der Luft in den Nächten schreien, daß Melthau an Bäumen und Kräutern zehrt, daß Zerstörung sich breitet über Alles, was auf der Erde kriecht: Das ist die Schuld des Regirens."

„Wohl wahr", sagte der Wolkengeist, „aber was soll ich thun?"

„Das ist ja", rief der Lebenswirbel, „das Uebel! Kehre um!"

„Es geschieht nicht oft", wandte der Wolkengeist ein, „daß ich Dir, o Himmlischer, begegne. Ich würde gern einen Rath hören."

„Füttere denn Dein Volk", sprach das Lebelement, „mit Deinem Herzen. Verharre im Nichtthun und die Welt wird aus sich

\*) Das positive und das negative Weltelement, Wind, Regen, Licht und Dunkel.



Die Zukunft.

selbst gut sein. Häute Dich. Speie den Verstand aus. Vergiß alle Unterschiede. Werde eins mit dem Unendlichen. Laß Deinen Geist los. Mach Deine Seele frei. Werde leer. Werde nichts! Gieb allen Dingen, zu ihrer Urbeschaffenheit heimzukehren. Wenn sie es ohne Wissen thun, wird eine schlichte Reinheit daraus kommen, die sie nie verlieren werden; aber Wissen würde nur Abweichung bringen. Suche nicht die Namen und die Beziehungen der Dinge: und alle Dinge werden aus sich selbst blühen.-

„Du Himmlischer“, sagte der Wolkengeist, als er sich verneigte Und Abschied nahm, „hast mich mit Macht begabt und mit Geheimniß gefüllt. Was ich lange suchte, habe ich nun gefunden.“

8. Der Glockenspiel st ander.

Tsching, der Meister der Glockenspielständer, schnitzte einen. Als es beendet war, erschien das Werk Allen, die es sahen, als sei es von Geistern geschaffen. Der Fürst von Lu fragte den Meister: „Welches ist dieses Geheimniß in Deiner Kunst?“

„Dein Unterthan ist nur ein Handwerker“, antwortete Tsching;

„was für ein Geheimniß könnte er befitzen? Als ich daran ging, den Glockenspielständer zu machen, hütete ich mich vor jeder Minderung meiner Lebensgewalt. Ich sammelte mich, um meinen Geist zur unbedingten Ruhe zu bringen. Nach drei Tagen hatte ich allen Lohn, den ich erwerben könnte, vergessen. Nach fünf Tagen hatte ich allen Ruhm, den ich erwerben könnte, vergessen. Nach sieben Tagen hatte ich meine Glieder und meine Gestalt vergessen. Auch der Gedanke an Deinen Hof, für den ich arbeiten sollte, war geschwunden. Da sammelte sich meine Kunst, von keinem Außen mehr gestört. Nun ging ich in den Hochwald. Ich sah die Formen der Bäume an. Als ich einen erblickte, der die rechte Form hatte, erschien mir der Glockenspielständer: und ich ging ans Werk. Hätte ich diesen Baum nicht gefunden, ich hätte die Arbeit lassen müssen. Meine himmelgeborene Art und die himmelgeborene Art des Baumes sammelten sich daraus. Was hier Geistern beigemessen wurde, ist darin allein gegründet.“

9. Von Hunden und Pferden.

Hfü-Wu-Kuei, der Einsiedler, wurde von dem Minister Nü-Schang dem Fürsten Wu-Hou von We-i vorgestellt.

Der Fürst begrüßte ihn in mitleidiger Weise und sagte: „Du bist gewiß in Leiden, Herr. Du mußt in Deinem Gebirgsleben hartes Ungemach erfahren haben, daß Du Dich entschlossen hast, es zu lassen und mich zu besuchen.“

Hfü-Wu-Kuei antwortete: „Ich bin es, der Dich, seinen Fürsten, zu bedauern hat, nicht Du mich. Wenn Du der Leidenschaft freie Bahn gibst und Dich dem Getriebe von Haß und Neigung überlieferst, werden die inneren Bedingungen Deines Lebens leiden. Und wenn Du die Leidenschaft entläßt und Dich dem Getriebe von Haß und Neigung entziehst, werden Deine Sinne, Sehen und Hören, leiden. Ich bin es, der Dich, mein Fürst, zu bedauern hat, nicht Du mich.“



Der Fürst war so erstaunt, daß er nicht reden konnte. Nach einer Weile sprach Hsü-Wu-Kue'i weiter: „Ich will Dir, mein Fürst, zu erklären versuchen, wie ich Jagdhunde beurtheile. Die der niedrigsten Gattung fressen sich voll und sind dann zufrieden wie eine Katze. Die der mittleren Gattung sind, als starteten sie in die Sonne. Die der höchsten Gattung sind, als hätten sie sich von ihrem Selbst geschieden. Aber ich weiß über Hunde nicht so gut zu urtheilen wie über Pferde. Ueber Pferde aber urtheile ich so: ihre Streckung muß die der Linie sein, ihre Biegung die des Bogens, ihre Eckigkeit die des Winkelmaßes, ihre Rundheit die des Cirkels. Das gilt von den Pferden des Staates. Aber sie gleichen nicht den kaiserlichen Pferden. Die kaiserlichen Pferde sind herrlich. Sie regen sich, wie voll Gier, sich in die Weite zu schwingen; als hätten sie allen Weg verloren; als hätten sie sich von ihrem Selbst geschieden. So überfliegen sie alle Rivalen, über dem unbewegten Staub dahin, dem Blick entrückt!"

Der Fürst fand großen Gefallen an dieser Rede und lächelte.

Als Hsü-Wu-Kueü hinaus kam, fragte ihn Nü-Schang: „Was magst Du wohl dem Fürsten gesagt haben? Wenn ich zu ihm spreche, ist es entweder in Dingen des Friedens und beruht auf den Heiligen Büchern der Dichtung, der Geschichte, der Riten und der Musik oder in Dingen des Krieges und beruht auf der „Goldenen Befehlsrolle" und den „Sechs Kampfplänen". Ich habe ungezählte Aufträge mit großem Erfolg ausgeführt; dennoch hat mich der Fürst niemals eines Lächelns gewürdigt. Was kannst Du ihm gesagt haben, das ihn so sehr erfreute?"

Hsü-Wu-Kueü antwortete: „Ich habe ihm nur mitgetheilt, wie ich Hunde und Pferde beurtheile."

„War Das Alles?" fragte Nü-Schang ungläubig.

„Hast Du", sagte Hsü-Wu-Kuei, „nicht von dem Geächteten von Püeh gehört? Nach den ersten Tagen der Verbannung war er froh, wenn er Einem begegnete, den er in der Heimath gekannt hatte. Nach einem Monat war er froh, wenn er Einem begegnete, den er dort gesehen hatte. Nach einem Jahr war er froh, wenn er Einem begegnete, der in irgendeiner Weise seinen Landsleuten glich. So steigert, von seiner Gemeinschaft getrennt zu sein, immer mehr das Verlangen, sie wiederzufinden. Ein Mann, der in die Wildniß floh, wo Nigellakraut den Pfad des Wiesels hemmt, und nun bald weiterschreitet, bald stillsteht, — wie sehr wird er erfreut sein, wenn der Schritt eines Mitgeschöpfes an seine Ohren dringt. Wie viel mehr noch, wenn er die Stimme eines Verwandten, eines Bruders vernimmt. Lange ist es her, so dünkt mich, seit der Fürst die Stimme eines reinen Menschen an seiner Seite hörte!"

Zehlendorf. Martin Buber.



Götterdämmerung.

ILkL enn Demosthenes die Athener zum Kampf gegen Philipp stimmen wollte, rief er ihnen, um sie zur höchsten Wuth zu stacheln, zu: Kl'/xeSü»«. Verfluchter Makedone! Wenn Reichsbank-präsident Havenstein seinen Spreeathensrn die Kriegslage erklärt, schließt er auch gern mit einem demosthenischen Fluch. Die böse Börse mit ihrer Spekulation stört ihm die Ruhe. Am sechsundzwanzigsten September hat die Reichsbank ihren Diskont um ein volles Prozent (auf 5) erhöht. Das ist um diese Zeit nichts Außergewöhnliches; denn das letzte Viertel des Jahres pflegt die Hochfluth der Ansprüche an das Centralinstitut zu bringen und das Direktorium rüstet sich bei Zeiten gegen den Ansturm. Aber Herr Havenstein sprach diesmal in besonders zornigem Ton. Schon im Oktober 1909 hatte er die Effektspekulation zum Gegenstand seiner Diskontpredigt gemacht. Die Börse quittirte mit dem Ausruf: „Is m'sa kicks." Sie blieb in Form und piff auf Diskont und Reichsbank. Die zweite Straspredigt klang härter. Allzu ausgiebige Gewährung von Kredit und überreichliche Unterstützung der Börsenspekulation: solche Sünden müssen sich eines Tages furchtbar rächen. Die Hörer dachten sich ihr Theil; und nur ein besonders Kühner wagte Widerspruch, um die Banken zu vertheidigen. Die Reichsbank muß stärker herhalten denn je. Die Zahl der Wechsel auf weite Termine nimmt zu und die Banken sinds, die sie einreichen. Das lasse auf eine bedenkliche Anspannung und ein anhaltendes Festliegen der Bankennittel schließen. Die Rückgriffe auf die Reichsbank häufen sich und die Kreditinstitute hätten die Pflicht, den Ausschreitungen der Kreditsucher entgegenzutreten. Die Reichsbank „erbittet" dazu die Hilfe der Bankleiter. Die langfristigen Kredite und die, so zur Unterstützung der Börsenspekulation gegeben werden, seien durchaus nicht überall der Volkswirtschaft nützlich. Die Organisation der Banken, mit den Verästelungen und Schachtelungen, treibt das Kreditgeschäft über die Schranken hinaus, die ruhige Ueberlegung ihm gesetzt hat. Die Betriebsmittel wollen beschäftigt werden. Die Sünden der hundertsten Million erben sich fort bis zum Tag der Abrechnung. Der Begriff Großkapital verpflichtet; und diese Verpflichtungen sinds, die den Warner mit Sorge erfüllen. Er wies auf die Gefahr des „Ein-reservesystems" hin, des einzigen Stützpunktes in der Reichsbank. Wenn die großen Vermittler des Handels mit Geld und Kredit sich immer kräftiger an den Tragbalken des Hauses anlehnen, so kann einmal der Tag kommen, wo auch dieser solideste Träger die Last nicht mehr zu tragen vermag. Und was müßten wir dann erleben? Die Börse machte sich nicht viel aus der offenen Aussprache des Reichsbankpräsidenten. Sie sah keinen Grund, ihre Lage zu verändern; noch giebt's ja Möglichkeiten, auf die man eine üppige Herbst- und Wintersaison gründen kann. Die im Centralausschuß vertretenen Banken stimmten dem Antrag des Reichsbankdirektoriums zu; zeigten in



Götterdämmerung.

131  
ihren Wochenberichten, statt der „goldgeränderten“, schwarzgeränderte Papiere und gaben der Kundschaft eine Dosis Pessimismus zu schlucken. Man will sich aber nicht kuriren lassen, so lange man sich nicht krank fühlt. Auch der Ausweis der Reichsbank am Quartalsschluß und die Erhöhung des Diskonts in London legten sich nicht gerade mit unerträglichem Wucht auf die Gemüther. Dabei leistete die Reichsbank neue Rekorde: mit 608 Millionen in der Notenfteuer; ein Notenumlauf von 2036 Millionen: und 1863 Millionen Engagements in Wechseln, Lombarddarlehen und Schatzscheinen. Die Ueberschreitungen der Grenze des steuerfreien Notenumlaufs werden bald nur noch historische Bedeutung haben; denn am ersten Januar 1911 tritt das neue Bankgesetz in Kraft. Das fordert die Erhöhung des steuerfreien Notenkongingents von 473 auf 530 und, am Schluß jedes Quartals, auf 730 Millionen. Geändert ist mit der Ausdehnung des steuerfreien Betrages nicht viel. Die Engagements der Reichsbank werden davon eben so wenig berührt wie die Schwankungen seines Metallbestandes. Trotzdem soll die Neuerung dazu dienen, der Diskontbewegung eine gewisse Beständigkeit zu verleihen. Die Reichsbank wäre, bei einem Kontingent von 730 Millionen, am dreißigsten September nicht mit 608, sondern nur mit 331 Millionen in die Notensteuer gekommen. Alle anderen Voraussetzungen der Diskontsteigerung wären unverändert geblieben. Hätte nun der Präsident, bei 331 Millionen, mit der selben Eindringlichkeit die Maßregel des Direktoriums begründen können, mit der er unter dem Gewicht einer Abschwächung der Bilanz um 66 Millionen that? Das ist zu fragen. Im nächsten Jahr wird man ja sehen, wie sich die Bankpolitik zu den veränderten Vergleichsbasen verhalten wird. Die Bank von England folgte der Reichsbank mit einer Erhöhung des Wechselzinsfußes von 3 auf 4 Prozent. Das englische Institut hat in diesem Jahr siebenmal den Diskont geändert, und wenn die Zeichen nicht trügen, wird es seinen eignen Rekord schlagen. Die Elastizität, die der „vornehmsten Bank der Welt“ sonst fehlt, hat sie durch Beweglichkeit auf der Diskontleiter zu ersetzen gesucht. Sie hält ihre Goldvorräthe ängstlich zusammen; denn London wächst sich zu einem neuen Centrum für internationale Emissionen aus und die „Bank“ muß den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Vielleicht kam ihr das Exempel der Reichsbank sehr gelegen, um den Vorwand eines *vis aux luros* zu haben. Schließlich ist man doch nicht so leistungsfähig wie die östliche mit ihren unerschöpflichen Goldminen; und den Eifer für die Reformanleihe der Osmanen kühlt ein Diskontzusatz zur rechten Zeit. Die Börsenspekulation wird unter dem Union Jack für weniger gefährlich gehalten als im Reich des Preußen. Die tollsten Sprünge wurden von den Kautschukmännern gemacht, als der Wechsel mit 3½ bis 3 Prozent diskontirt wurde. Und daß Lord Rothschild je die Spekulanten gescholten habe, ist Keinem bekannt. Solche Warnungen sind in Österreich. Da ist man noch naiver als im Britenland und glaubt an ein Gewissen. Im Uebrigen fragt sich, ob diese Einrichtung auch



Die Zukunft.

nur das Mindeste mit den Essentialien des Kreditwesens zu schaffen hat. Einschränkung ist sehr gut: aber wer will sagen, was gesund und was schädlich ist? Die Banken vertreten Hunderte von Millionen Mark, die als „Betriebskapital“ bezeichnet werden. In dem Wort ist der Zweck dieser Mittel deutlich ausgedrückt; und man muß hier sagen, daß die Mittel den Zweck heiligen. Warum ist die Berliner Handelsgesellschaft mit der Niederdeutschen Bank in Verbindung getreten? Zum Vergnügen hat sies, weiß Gott, nicht gethan. Nur um der Diktatur des Betriebskapitals zu gehorchen, das umgesetzt sein will. Und die Summe der Debitoren läßt man nicht gern zurückgehen. Das ist wie bei der Hektoliterjagd unter den Brauereien. Die Konkurrenten treiben einander. „Willst Du Dich selber verstehen, so sieh, wie die Anderen es treiben.“ Weh aber dem Pechvogel, der bei dem Rennen über ein Hinderniß stolpert! Dann wird ein Scherbengericht veranstaltet; und kein wackerer Athener versäumt, seine Stimme abzugeben. So geschieht es dem Aristides vom Gendarmenmarkt. Muß er nun Deutschland verlassen oder wird ihm der Diamantenbernhard Prestige und Millionen wiederbringen? Nicht jeder, der im Bankenland ein Thrönchen drückt, hat eine so gute Presse wie Geheimrath Witting, der, zur schmerzhaften Verwunderung der Herren Stern und Schiff, als Retter und Erhalter der Nationalbank gepriesen wurde., Daß Deutsche, Dresdener und Darmstädter Bank ihre Ausleihungen in Reports und Lombarddarlehen „hochhalten“ (die Diskontogesellschaft, als der Börsenspekulation „feindliches“ Institut, macht eine sich höherem Lob empfehlende Ausnahme), ist ein Beweis für die fehlende Uebereinstimmung von Theorie und Praxis in der Werthung des Verhältnisses zur Börse, Kann mans den besten Steuerzahlern von Berlin V. 8 verdenken, daß sie nehmen, wo sies kriegen? Nehmen, ohne sich viel zu besinnen: denn greift Dieser nicht zu, so thuts Iener. Der Rival hat die Augen offen. Daß die Deutsche Bank sich des Tempelhofer Feldes annahm, kann ihr Berlin nicht zum Vorwurf machen. Daß sie sich einen Augur vom Schlag des Herrn Georg Haberland sicherte, konnte nur die Dresdener Bank übelnehmen. Aber da wurde scheinbar ein moäus viveväi gefunden, der den Minister für Grundstückgeschäfte im Reich des Papstes Eugen zur Personalunion mit dem Nachbarstaat befähigte. Man wollte wissen, daß Herr Haberland aus dem Concern der Dresdener Bank verschwinden und zur Deutschen Bank übergehen werde. Dem widersprechen jedoch die zufriedenen Mienen hinter der Katholischen Kirche und die Grundzüge des Programms, das die beiden Rivalinnen einander gesellt. Wer lange lebt, wird die Wahrheit schauen. Welche Verpflichtungen die Deutsche Bank bei der Finanzierung des Tempelhofer Feldes auf sich nimmt, wurde hier schon gesagt. Fragt sich nur, ob dieser „langfristige Kredit“, den das Institut der Gemeinde Tempelhof gewährt, zu den Arten von Kredit gehört, von denen der Reichsbankpräsident seine Bankkunden zurückzuhalten sucht. Die Banken werden wahrscheinlich bei dem Handel ihre Rechnung



finden. Nur wegen des Prinzips und der Nachahmung kommt man nicht glatt über die Geschichte weg. Die Konkurrenz ist eine schlechte Beraterin. Sie schaltet schließlich alle Hemmungen aus und treibt die Parteien zu athemloser Hast. Die Deutsche Bank hat sich in kürzester Zeit zu einem gewaltigen Usurpator entwickelt. Sie läßt Keinen mehr an die Schüssel. Für die tempelhofer Sache hat sich auch die Darmstädter Bank interessirt. Sie wollte das Geschäft mit Berlin machen. Die Deutsche Bank ging mit dem Kreis Teltow und der Gemeinde Tempelhof und hatte mehr Glück als die Konkurrentin. Man muß gute Beziehungen haben: Das ist die Hauptsache. Trotz den großen Transaktionen wird der Wettkampf im Kleinen nicht verschmäht. Da sind allerdings die Banken nicht immer die aktive Partei. Man streitet sich über die Grenzen zwischen Bank und Sparkasse. Dürfen die Banken kleinste Beträge von Depositengeldern annehmen, die eigentlich in die Obhut der Sparkassen gehören? Haben die Sparkassen ein Recht auf Einlagen, deren Größe sie zur bankmäßigen Behandlung bestimmt? Darum geht der Streit. Die Depositenkasse soll sich nicht mit Summen von 50 und 10g Mark abgeben; und Sparkassenbücher sollen nicht mit Posten über 1000« Mark ausgestattet sein. Das Wachsthum des Geldkapitals hat die Verwischung der Linien, die das einzelne Geschäftsggebiet abgrenzen, verschuldet. Die Sparkassen sind nicht mehr nur Spartöpfe. Sie machen heute den Banken Konkurrenz mit der Erledigung von Geschäften, die in den Bereich des legitimen Bankgewerbes gehören. Das geschieht nicht eontra IsAsm, sondern mit staatlicher Erlaubniß. Vielleicht soll damit erreicht werden, was ohne Depositengesetz nicht zu erlangen ist: die Befreiung eines Theiles der deutschen Spargelder aus dem Bann der Banken. Absicht und Erfolg würden sich in dem Fall gewiß nicht decken; denn die Bewegung des Geldes strebt den Centren zu, die ihm den stärksten Umsatz und die höchste Verzinsung sichern. Die Sparkassen sinds aber nicht allein, die ins Allerheiligste der Banken einzudringen versuchen. Die Genossenschaften haben die selbe Tendenz. Und deren Streben ist fast noch bedrohlicher als der Zug der Sparkassen. In Stuttgart tagten jüngst die Vertreter der württembergischen Kreditgenossenschaften und setzten eine förmliche Kriegserklärung an die Banken auf. Die wurden als lästige Eindringlinge hingestellt, gegen die es hemmende Rücksicht nicht geben dürfe. Ein Redner stand auf und schilderte, wie die Agenten der bösen Banken auf die Dörfer gehen, um Kundschaft fürs Effektengeschäft zu werben. Den Provinzen werden die Gelder entzogen, die in breitem Strom nach Verlin fließen. Fraglich aber sei, ob sie, in Tagen der Geldnoth, von dort wieder ins Land zurückkommen. Die Genossenschaften müßten zu Banken ausgebaut werden und selbst Effektenhandel treiben, um den Bankfilialen die Existenz zu erschweren. Dem Eindringen der großen Aktienbanken in alle Winkel der Provinz sei energisch zu wehren. Die Genossenschaftsbanken hätten die Möglichkeit dazu; sie sollten nicht zögern, ihre Kräfte« spielen zu lassen. Die Absage



Die Zukunft.

der tapferen Schwaben wird von der Lauts öävqus wohl nur als Scherz betrachtet werden. Die Argumente der Genossenschaften sind übrigens nicht durchschlagend. Was sie den Banken vorwerfen, die Umwandlung des baren Geldes in Effekten, wollen sie ja selbst thun. Also hat nur der Konkurrenzneid den Kampf bewirkt. Die Banken machen keinen Anspruch auf Zubilligung mildernder Umstände für ihre geschäftlichen Prinzipien. Gemeinnützigkeit ist Nonsens; und die Genossenschaften werden sich schließlich auch zu dem Geständniß bequemen müssen, daß ihr Idealismus nicht in Reinkultur gezogen wurde. Das thut nichts zur Sache. Wir sehen nur, daß die Arena, in der ums Geld gekämpft wird, sich immer neuen Streitern öffnet; und Zweifel steigen auf, ob im wilden Kampfgetümmel das Warnungszeichen des Reichsbankpräsi-Kenten noch gesehen werden kann. Hoch genug steht er freilich. Aber... Schon vorhin erwähnte ich die erneute Freude an der Heroenver» nichtung. Ueberall hört man jetzt das Lob der Mittelmäßigkeit singen. Der Mann mit den „überragenden" Eigenschaften ist verdächtig. Wie wird heute mit Karl Fürstenberg umgesprungen! Als ob er die Berliner Handelsgesellschaft ruinirt habe. Jede Woche wird ihm mindestens einmal eine Leporelloliste seiner „Fehler" auf den Frühstückstisch gelegt. Warum? Weil dieser Mann mehr kann als andere Männer, weil er witzig ist und nicht immer der Umgebung achtet, wenn er mal eine seiner nie versagenden Raketen steigen läßt. Nun steht er, wie der Heilige Sebastian, am Marterpfahl und muß sich den Leib mit Pfeilen spicken lassen. Solche Isolirung der stärksten Köpfe könnte Schule machen; und wir würden das Schauspiel erleben, daß in Aktiengesellschaften, die vier oder fünf Direktoren und einen zwanzigköpfigen Aufsichtrath haben, alle Verantwortung auf das Haupt geladen wird, das die anderen Köpfe überragt. Das wäre die bequemste Art, gut bezahlte Sinekuren zu schaffen und das Handelsgesetzbuch außer Kurs zu setzen. Die Paragraphen des Gesetzes, die von den Obliegenheiten und der Verantwortung der Verwalter handeln, kennen eine Unterscheidung zwischen Hoch-, Mittel- und Minderbegabten nicht. Jetzt scheint man eine Lex Fürstenberg zu wünschen, deren wichtigster Paragraph lauten müßte: „Personen von über das Mittelmaß hinausreichender Begabung sind für die Uebernahme eines Direktorpostens in jeder Aktiengesellschaft mit mehr als zehn Millionen Mark Kapital ungeeignet." Merken die Mitregenten nicht, daß sie sich selbst herabsetzen, wenn sie bei jeder nicht glücklich verlaufenen Transaktion (bei Erfolgen läßt man sich ja gern huldigen) den primus intsr psrss vorschieben? Zweite Frage: Will man fortan wirklich die starken Köpfe ächten? Die Forderung, daß niemals Einer allein herrsche, ist utopisch, so lange wir nicht das „Einheithirn" haben. Sind etwa in der Deutschen und Dresdener Bank, in der Diskontogesellschaft und Darmstädter Bank alle Führer von gleichem Werth? Ragten die Hanseemann und Siemens nicht aus dem Gewimmel hervor? Und wie steht es in der Industrie? Da müßte eine förmliche Razzia nach „Gewaltmenschen" unternommen werden. Stinnes, Kirdorf, Ballin, Funke, Klöckner



Götterdämmerung.

1

(Thyssen verwaltet im Wesentlichen nur noch eigenen Besitz), Emil Rathenau, Eduard Arnhold: Alle müßten ans Messer und zu höherer Ehre der lieben Mittelmäßigkeit bluten. Der Zustand, der dadurch im armen Reich geschaffen würde, könnte hübsch aussehen. Neben Fürstenberg, sagt man, habe ein Tüchtiger sich nicht halten können. Genannt werden Walther Rathenau, James Zutrauen, Hans Winterfeld. Möglich, daß der große Karl, der seit bald dreißig Jahren am Ruder steht, kein leicht zu nehmender Sozios ist. Was beweists gegen ihn? Ist Fürstenberg etwa an den Fällen, wo die Rechnung nicht stimmte (Eyck S Strasser, Hohenloherwerke, Niederdeutsche Bank), allein schuldig? Fast sollte mans glauben; denn nur sein Name wird mit diesen drei Unfällen in Zusammenhang gebracht. Daß die Berliner Handelsgesellschaft sich in ihrer straffen Centralisirung zu einem stark gepanzerten Lsts entwickelt hat und heute sehr, sehr viel Aergeres zu ertragen vermöchte: davon ist natürlich Herrn Fürstenberg nichts aufs Konto zu setzen. Autokrat scheint er erst geworden zu sein, als sich ums Verlieren handelte. Aus dem Aufsichtrath der Oberschlesischen Kokswerke sind geschieden: Karl Fürstenberg, Hermann Rosenberg, Centraldirektor Kestranek (Prager Eisenindustrie-gesellschaftX Caros, Generaldirektor Anton von Kerpely (Alpine Montangesellschaft). Das sind die Männer, die zur Berliner Handelsgesellschaft hielten. Fürstenberg war Vorsitzender im Aufsichtrath; Herr von Friedländer«Fuld sein Stellvertreter. Im Ganzen waren es dreizehn Herren, von denen aber nur Einer die Verhandlungen mit der Oesterreichischen Berg- und Hüttenwerkgesellschaft, der Käuferin der Zeche Marie-Anne, führte. Ist dem ersten Mann im Aufsichtrath ein Vorwurf zu machen, wenn hinter seinem Rücken Einer ein wichtiges Geschäft anfängt? Hat nicht vielmehr der Andere sich wegen eigenmächtigen Handelns zu verant»worten? Aber Fürstenberg muß verbrannt werden, selbst wenn er der Kastration der Oberschlesier widersprach, weil er den Handel nicht für vortheilhaft hielt. Neulich ließ der dritte Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Dr. Mosler, seinen Rücktritt anzeigen. Abermals ein Anlaß, Fürstenberg mit Wohlwollen zu überschütten. Herr Dr. Mosler wurde als „ausgezeichnete Kraft" gepriesen. Also gabs doch Einen, der neben Fürstenberg bestehen konnte. Im Jahr war Dr. Mosler „Geschäftsinhaber" geworden und er muß in dieser Zeit, trotz den autokratischen Neigungen des princsps, doch Manches geleistet haben, sofern er eine „ausgezeichnete Kraft" war. Warum also entzieht er sich der Berliner Handelsgesellschaft? Weils neben Herrn Fürstenberg Keiner aushalten kann. Diesmal gabs aber noch eine zweite Version. Die Berliner Börsenzeitung deutete an, zwischen Mos»ler und Fürstenberg seien Differenzen in der Angelegenheit der Koks»werke entstanden. Der kluge und fleißige Jurist Mosler sei für unbedingte Anerkennung der friedländerischen Sonderaktion gewesen. Der Beschluß ging im Aufsichtrath mit drei gegen drei Stimmen durch. Herr von Friedländer»Fuld mußte sein Präsidialgewicht in die Wagschale werfen, um das Zünglein auf die Seite der Lasager zu bringen.



Wer sich gegen ein in solcher Form beschlossenes Geschäft sträubt, darf nicht ein Starrkopf oder Esel gescholten werden. Zu den Opponenten gehörte Kommerzienrath Berde vom Schlesischen Bankverein. Dieser Bankverein gehört zum Concern der Deutschen Bank, die dem Fürstentrust befreundet ist; er unterstrich in einem Cirkular die Stellungnahme seines Geschäftsinhabers und forderte die Aktionäre von Oberkoks auf, für die im Depot der Bank befindlichen Aktien bestimmte Anweisungen über die Vertretung in der Generalversammlung zu geben. Da die Banken für diese Vertretung gewöhnlich Blankovollmacht erhalten (nur Wenige, die Aktien ins Depot geben, achten auf den Satz in den Geschäftsbedingungen, der von der Vollmacht für die Generalversammlungen handelt), war das Vorgehen des Schlesischen Bankvereins immerhin auffällig. Ists da ein Wunder, daß Fürstenberg gethan hatte, was ihm seine Aeberzeugung empfahl, und daß er sich, ohne ängstliche Bedenken, von Herrn von Friedländer trennte? Vielleicht bucht er diese Trennung nicht mal ins Verlustkonto.

Soll man im Aktienreich Männer groß werden lassen, die keine Gewähr bieten, daß sie sich löblich unterwerfen, so man es von ihnen fordert? Wer die Frage verneint, müßte nachweisen, daß die ruäis ivSilzsswqus molss des Kapitals sich Menschen vom Durchschnittmaß unterwirft. Was im Bezirk der deutschen Aktien erreicht wurde, ist werth, als Sonderleistung geachtet zu werden. Aber ohne Geist wäre die Materie tot geblieben. So giebt die Zahl die richtige Entscheidung: sie reagirt nur auf starke Willens- und Geisteskräfte. Persönlichkeiten von den Dimensionen Karl Fürstenbergs kann man nicht streichen, ohne die ganze Wirthschaft zu schädigen. Der heute älteste Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, der vor einigen Monaten den sechzigsten Geburtstag feierte, hat durch die Konsequenz seiner Entwicklung sein Herrscherrecht erwiesen. Wer in Danzig, in der Leinwandbranche, angefangen und schließlich einen Thron im Reich der berliner Großfinanz erobert hat, darf fordern, nicht nach der Krämerelle gemessen zu werden. Der väterliche Rath, Fürstenberg möge sich nach Mitregenten umsehen, die ihm „einen Theil der Verantwortung abnehmen“ könnten (ein beliebter Euphemismus für Unfähigkeit), wäre barer Unsinn, wenn er sich nicht auf die Ueberzeugung stützte, daß der also Ermahnte nicht mehr die zur Führung der Direktorialgeschäfte nöthige Kraft in sich habe. Das zu beurtheilen, ist zunächst die Sache des Aufsichtrathes. Wenn die Herren, die da unter dem Präsidium Emils Rathenau tagen, einen besseren Mann in pstto haben: Fürstenberg wird ihm den Platz nicht streitig machen. Er (der die jetzt so reichlich gerühmten Herren ja ins Direktorium gebracht, also die „Tüchtigsten“ mindestens gesucht hat) war schon lange bereit, sich in ein Hinterstübchen zurückzuziehen. Aber ich glaube, der Aufsichtrath wird nicht denken wie die von der Schlagkraft rücksichtlosen Witzes Gekränkten, sondern sprechen: „Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit; ich möchte ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.“

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb G m, b g, in Berlin.



^ Persien.

M^>yros war, Nasr ul-Mulk ist Regent von Persien. Wird das DD nächste Geschlecht in der Schule lernen, Pörsiens Geschichte, die, als eines freien Reiches, unter Kyros begann, habe nnter der Regentschaft des Britenzöglings Nasr ul-Mulk geendet? Die armen Kinder würden auch dann sicher mit Namen und Daten gepeinigt, mit denen Schreckträume manchmal noch den Alternden ängsten. Perserhistorie: dem Knaben Auge ein Gipfelgrat des Grauens; spät erst, als wir Montesquieu geschlürft und Curzon durchgekaut hatten, merkten wir, daß diese Geschichte gar nicht so langweilig ist, wie sie schlecht belehrter Kindheit schien. Astyages, der Erbe des Kyaxares, der Ninive zerstört, das Mederreich gegründet und sein Herrschaftrecht bis an den Halys zu souveräner Geltung gebracht hat, will Mesopotamien erobern; wird aber von dem arischen Theilfürsten Kyros (330 vor Christus) gefangen und entthront. Der drängt nach Lydien vor, bereitet dem Babylonierreich den Nutergang, wird Herr über Kleinasien, sichert seinen Persern die Hegemonie im Vorderorient und fällt im Kampf gegen wilde Turkvölker. Auf seinen Sohn Kambyses, der den Archipel tyrannen Polykrates von Samos zur Nnterwerfung zwingt und Ägypten besetzt, aber durch fühlbaren Hohn das Empfinden der Priesterkaste und ihres adeligen Anhangs beleidigt, folgt Dareios (der, nm seinen Machtanspruch auf ein Recht zu stützen, sich für einen dem Kyros Verwandten ausgiebt und obendrein die Schwester und Witwe des Kambyses zur Ehe nimmt). Zwischen Ost und West des jttngecn Raubreiches öffnet sich ein Interessenspalt: der indo-1-!



Die Zukunft.

germanische Adel der Persis und anderer östlichen Landschaften will sich nicht von der höheren Kultur des Westens in den ertraglosen Rang Rückständiger drängen lassen und setzt seinen Willen durch. Perspolis wird die Stätte des prächtigsten Königspalastes, der Stempel des arischen Perserthumes prägt die Reichseinrichtung und der Ahuramazdakult wird zur Staatsreligion. Widerstände, die sich in fast allen Theilen des Landes regen, werden von Dareios und seinen Großsatrapen niedergeschlagen. Diese Erfolge reizen ihn, der einsehen muß, daß ein künstlich geeintes Reich, eine aus im Wesen völlig verschiedenen Stämmen zusammengeweitschte Volksgemeinschaft nur im Erobererglück dauern kann, neuen Machtzuwachs zu ertrachten. Am nicht thatlos zu warten, bis der Perserherrschaft aus dem Nomadengewimmel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer eine Lebensgefahr erwächst, zieht er gegen die Skythen; überschreitet den Bosporus und die Donau, kann aber den Feind nicht zu offener Feldschlacht zwingen, sieht sein von Hunger, Durst und Fieber geplagtes Heer hinsiechen und muß froh sein, da ersich mit der (unserem Nationalgefühl unerklärlichen) Hilfe griechischer Tyrannen in die Heimath zurückzureiten vermag. Dem bonapartistischen Abenteuer darf man diesen Feldzug dennoch nicht vergleichen. Dareios hatte erreicht, daß der Anfang und die Stoßkraft seiner Militärmacht weit hinter der Westgrenze des Perserreiches geahnt und gefürchtet und seine Oberhoheit von Makedonen und Thrakern, von Lemnos und Imbros anerkannt wurde. Ein Sieg noch: und keine ernste Gefahr brauchte ihn fortan zu schrecken. Und soll, nach so langwieriger Rekognoszierung und Umgehung, dem Dünkel des Emporkömmlings der Sieg über Griechenland noch unmöglich scheinen? Bei Marathon, wo Miltiades die Perser schlägt, weicht der erste Hoffnungsrausch, den die billigen Erfolge der Mardonios, Artaphernes, Datis zum Taumel gesteigert haben. Und der sterbende Dareios sieht obendrein noch den Aufstand Egyptens, für das er landesväterlich gesorgt und dessen Leben spendenden Strom er dem Rothen Meer verbunden hat. Hier festsetzt Xerxes wieder die Perserstellung; fruchtlos aber bleibt sein Versuch, die am Tag von Marathon dem Vater angethane Schmach an den Griechen zurächen. Mußte er fruchtlos bleiben? Der Assyriologie Professor Winckler, der die Geschichte Westasiens geschrieben hat, giebt die Antwort:



Persien.  
„Wenn Griechenland den Eroberungsversuchen Persiens erfolgreichen Widerstand leistete, so erscheint uns Das als etwas Wunderbares; aber wir wissen nicht, was zur selben Zeit an anderen Grenzen des Landes vor sich gegangen sein und Persien von einer vollen Kräfteentfaltung nach Westen hin abgehalten haben mag. °Mm bedenke, daß der Kampf doch fast nie mit denGesamtmkräften Persiens geführt worden ist, sondern mit den westlichstenNnterthanen; meist ist nur ein Kampf zwischen Griechen und einem oder einigen kleinasiatischen Satrapen ausgefochten worden, so daß man die Kräfteverhältnisse nicht an denen von Griechenland und dem Perserreich messen darf. DasgiltzumTheil auch vondem Tcrxeszug von480; denn die Hauptentscheidung fiel bei Salamis. Zur See hatte das Perserreich gerade den geringsten Theil seiner Kräfte zur Verfügung, weil es eben so wenig wie Assyrien eine Seemacht hatte,sondern in dieserHinsicht aufPhoenikien und die kleinasiatischen Küstenstaaten angewiesen war. Zweifellos wäre Griechenland eine reiche Beute gewesen und hätte eine crtragsfähige Provinz für Persien gegeben. Man vergegenwärtige sich aber auch, daß in Susa (der persischen Residenz)der Widerstand der Griechen sich nicht viel anders ausnahm als etwa ein Armcnieraufstand und daß man zu Zeiten dort in solchem Widerstand nicht mehr sehen konnte als eine von den unaufhörlich an allen Grenzen vorkommendenNnruhen. In SusakonntemanGriechenland nicht nach der Bedeutung beurtheilen, die es später für die Geschichte der Menschheit gewonnen hat." Xerxes wird bei Salamis besiegt, seine Flotte bei Mykale vernichtet, seinHoheitrecht auf wichtige Theile der südosteuropäischen Küste gekürzt; und schon naht die Zeit, die das Reich des Kyros dem Hellenenthum entriegelt. Artaxerxes Ochos, der die rebellischen Egypter noch einmal mit harterFaust ans Reich fesselt, verbündet sich, um Philipp von Makedonien aufseinemSiegerzugzu hemmen.denAthenern. Doch nach derSchlacht beiChaironeia ist derMakedone derHerr von Hellas. Alexander unterwirft Egypten und Syrien, jagt den dritten Dareios (Kodomannos) nach Baktrien nnd zieht in Susa ein. Der letzte Perserkönig wird von einem Satrapen gemordet und Philipps Erbe führt denHellenismus inWestasien zumTriumph. Schon bald nach derNiederlage von Salamis, sagtWinckler,„hatte imPerserreich dieZersetzung begonnen: aucheinZeng-



Die Zukunft.

niß für die Beschaffenheit der viel gepriesenen, Organisation' durch Dareios. Schondamals hätte Persien einem ernstesten Angriff keinen Widerstand mehr zu leisten vermocht. Die Zehntausend Xenophons hätten genügt, um die persische Monarchie zu stürzen, wenn sie einen Führer gehabt hätten; jetzt, wo endlich einmal ein starker Gegner auftrat, fiel ihm die Beute ohne große Mühe in den Schoß.

Einen großen Erfolg hat Alexander gehabt; eine große Leistung war's nicht, das von selbst fallende Reich umzustürzen. Die Geschichte des alten Orients hat uns zahlreiche Beispiele ähnlicher Eroberungen gezeigt. Der Erfolg dieser Eroberung ist denn auch nicht maßgebend gewesen: der Orient ist zwar durch die Waffen des Griechenthums besiegt worden, hat dessen Kultur aber widerstanden und die Eroberer schließlich wieder hinausgedrängt."

... Keine Furcht: nicht die Geschichte der Sasaniden soll hier erzählt, weder von den römisch-persischen Kriegen noch von den Kämpfen der Feueranbeter gegen die Christen gesprochen werden. Wer wissen will, wie Chosraw der Zweite, nach den Siegen in Palästina und Egypten, seine Schaaren bis nach Kleinasien und Byzanz vorschickte, von Heraklios zurückgeworfen wurde und wie der Perserstaat dann unter Araberstreichen, wie einst unter Makedonenhieben, zerbrach, der mag bei den Zunftmeistern Belehrung suchen. Nöthig schien hiernur, für einen Augenblickes Dauer ins Dunkel der Anfänge hineinzuleuchten und vergeßlichen Sinn zu erinnern, daß Persien schon unter den Achämeniden Neuerung nicht vertrug. Noch Montesquieu meinte, erst der islamische Glaube habe die Kraft des Perserreiches zermorscht. „Da die Menschen sich nähren, kleiden, erhalten und alle Pflichten gegen die Gemeinschaft erfüllen müssen, darf die Religion sie nicht in ein allzu beträchtliches Leben gewöhnen. Die Mohammedaner aber macht Gewohnheit zu weltfernen Grüblern. Sie beten täglich fünfmal und müssen bei jedem Gebet andeuten, daß sie all dieser Welt angehörigen Dinge weit von sich wegwerfen. Der Parsenkult brachte das Perserreich zur Blüthe und milderte die üblen Wirkungen des Despotismus; Mohammeds Religion hat dieses Reich zerstört." Selbst die Kultvorschrift des Parsismus, die allen Gläubigen die Flußschiffahrt verbietet, dünkt den Deuter des Esprit äes loi<sup>3</sup> ungefährlich, weil Chardin in Persien nur am äußersten Rande des Reiches einen schiffbaren Fluß, den Kur (KyroZ),



Persien.

1«

gefunden habe. Heute ists in den islamischen Ländern recht lebendig geworden und tiefer dringende Erkenntniß hat uns gelehrt, daß Pcrstens Schwachheit nicht durch denWechsel der Staatsreligion bedingt war. Die Angst vor frühem Zerfall pfercht die Nation, aus der nie eine Volkheit wird, in Irans welkende Gedankenwelt, läßt sie vor jederWandlung des Staatswesens, derKultur und Wirthschaft zittern: und die im dumpfen Gemäuer Entkräftete kann keinem Sturm stehen. Vor und nach Mohammed hat sie das selbe Schicksal erlebt. Als Persien, im siebenzehnten Jahrhundert, wieder zurGroßmacht geworden ist und von Europäerstaaten, diein ihm einen möglichenBundesgenossen gegen die Türkenmacht sahen, umworben wird, zeigt sichs so schwach wie in denTagendesMakedoneneinfalles.EinAfghanenhäuptlingkann es überrennen, der russische Peter ihm die kaukasischen Pässe sperren, der Osmanensultan die Anerkennung als geistliches Oberhaupt erzwingen; und der von dem schiitischen Kadscharenfürsten Mohammed Khan 1794 begründetenDynastie entgleitet der kaukasische nnd der armenische Besitz. Nasr ed-Din nimmt den Arabern Bender Abbas, denRnssenMerw; kann auf die Dauer aber den Vormarsch der zarischen Truppen nachCentralasien nicht hindern undsucht in Europa Helfer gegen den neuenFeindIdemerstchvorher, ohire den heftigen Einspruch der Volksleidenschaft, gegen die Türken verbündet hätte). Zum ersten Mal kommt ein Schah von Persien nach Europa; zum ersten Mal hört man von der Absicht, das Iranerreich den Einrichtungen des westlichen Kulturkreises anzupassen. Nicht lange. Nasr ed-Din läßt Eisenbahnen und Telegraphen bauen, seintzeer von österreichischen Offizieren reoganistren, das Verkehrs- und Zollwesen von den sichtbarsten Flecken säubern, giebt Konzessionen für Banken und Bergwerke; merkt aber bald, daß solche Neuerung im Land nur die Unruhe mehrt, den alten Interessenspalt weitert, und zieht sich in die feste Bnrg asiatischen tzerrscherrechtes zurück. IedeAenderung, denkt er, erneut die Gefahr aus der Zeit sinkenderAfghanenmacht, an deren Ausgang Russen und Türken die Theilung Pcrstens besannen. Sein Nachfolger hat vom Vater weder den klaren Blick noch die harte Hand geerbt. Dieser Muzaffer ed-Din will sein Reich mit Reformen beglücken: und wird der Organisator der Revolution. Er läßt sich von Rußland zweiundzwanzig Millionen Rubel Ici-



Die Zukunft.  
hen, verpfändet ihm dafür die Zolleinnahmen und ahnt nicht, daß der Entschluß zu so lästiger Abhängigkeit den Volkssinn dem Herrscher entfremden muß. England darf die Anmeldung seiner Wünsche nicht länger verzögern; kann aber, mit unzulänglicher Landmacht, nur einen bequemen Handelsvertrag und eine Drahtverbindung mit Indien durchdrücken, so lange der Reussenname die Asiaten schreckt. Erst nach dem mandschurischen Krieg wird die Verständigung mit dem geschwächten Konkurrenten möglich. Curzons Landsleute kennen die Lehre der Persergeschichte; wissen, wie rasch jede Neuerung das Gefüge dieses Reiches lockert; und sind drum (natürlich) auf seine Sicherung bedacht. Revolution, Konstitution in Persien: während das europäische Festland sich wundert, preist derBrite denunaufhaltsamenFortschritt befreiter Menschheit. Sieben Monate nach dem Tode des Schahs Muzaffered-Dinistdasanglo-russischeAbkommenüberPersienfertig. Theilung? Wie häßlicher Schimpf wird der Gedanke in London abgewehrt. Für immer, spricht Sir Edward Grey, wollen wir die Anabhängigkeit und Anantastbarkeit Persiens sichern; der neue Vertrag soll beidenMächten die Möglichkeit nehmen, unter dem Vorwand einer Interessengefährdung gewaltsam einzugreifen, und dem von der Furcht vor solchen Eingriffen erlösten Perserreich die Fähigkeit zu selbstständigem Handeln zurückgeben. Der Norden den Russen, der Süden den Briten: so wird den Erben des Kyros die Freiheit gewahrt. Daß seitdem in ihr Land die Ruhe nicht einkehren will, ist (natürlich) nur ein betrübender Zufall. Ein König der Könige wird, wie die Glaubens-und Standesgenossen Abb ul Hamid und Abd ul Aziz, abgesetzt und unschädlich gemacht, ein Knäblein heißt Schah und nach dem willkommenen Tod eines Reichsverwücsers, der die Zeichen der Zeit nicht verstand, fällt die Regentenwürde an Nasr ul-Mulk, der in Oxford studirt hat und den Curzon und Grey eng befreundet ist. Dem Leun winkt der Sieg. Zwar stehen die Russen mit stattlicher TruppenzahlimNorden und können, wenns ihnen paßt, Teheran (das unter Mohammed Khan zur Hauptstadt wurde) bedrohen. Doch sie sind den Persern verhaßt und den Briten verbündet. Da ist also nichts zu fürchten. And Britanien hat warten gelernt. Scheint ihm der Tag der Ernte nun nah? Oder will es eine Machtprobe wagen, die alle in drei Erdtheilen entstandenenZwei-



Persien.  
N3  
fel mit einem Schlag wegzaubern soll? Während Nasrul-Mulk in die Heimath reist und über eine anglo-persischeAnleihe verhandelt wird, kommt dem Auswärtigen Amt in London plötzlich die Erkcnnntniß, daß dieNnsicherheitder persischenZuständenicht länger zu dulden ist. Altimatum: Ihr sorgt dafür, daß in drei Monaten die Sicherheit der Karawanenstraßen in unserer südlichen Einflußsphäre nichtmehr gefährdet wird, oder wir schaffen uns aus Eurem Menschenmaterial und auf Eure Kosten eine Schutztruppe, die unter dem Kommando anglo-indischer Offiziere die Ordnung wieder herstellt. Ob Sir Edward Grey dem neuen Regenten und Studiengenossen, derihn vorder Heimfahrt besuchte, diese Absicht entschleiern hat? Nasr ul-Mulk hätte vielleichtgeantwortet: „Der Vertrag vom August 1907 öffnet Euch (und schließt den Russen) den Weg vomWestennach Indien und Tibet. Daß Ihr auch die Bagdadbahn beherrschen, also den Persischen Golf völlig umklammern möchtet, begreife ich; die stille Herrschaft über Maskat, Kuwait, Bachrim bringt erst die erhoffte Rente.wenn derEndstmng der Bagdadbahn auf englischem Boden liegt. DannhabtIhr den Feind in der Sackgasse und braucht nicht mehr zu träumen, er könne übermorgen den trockenen Weg nach Indien beschreiten. Seid im Lebenssitz Eurer Macht vor Deutschland so sicher wie vor Rußland. Gegen dieses verständige Streben sage ich kein Wort. Bedenkt aber, was Ihr uns zumuthen dürft! Noch gilt England dem Perser als Hort derFreiheit und edler Gesittung; noch glaubt er, durch denSphärenvertrag vom IahriW? habe esRußland,den Erzfeind, an raschem, rohem Zugriff gehindert. Jetzt? Wir wollen ganz offen zu einander reden. Die Nnruhe in unserem Reich ist zum größtenTheil EuerWerk und paßte in EurenKram, weil sie Persien geschwächt und die Gelegenheit zn vortheilhaftem Vertragsabschluß mit den Russen geboten hat. Die fordern seitdem leise die Meerengenöffnnng; können sie aber, trotz der londoner Verheißung, nicht erreichen, so lange ihre persische Stellung das Mißtrauen der Türkei von Mond zu Mond steigert. Wer ihnen den Bosporusschlüssel nicht gönnt, muß wünschen, daß sie sich noch fester in unsere Nordflanke einhaken; denn jeder Schritt vorwärts bringt sie einem Konflikt mit dem jungtürkischen Hochmuth näher. And wenn fünfzig Briten nach Schiras marschiren, werden fünftausend Russen von Täbris nach Teheran geschickt. Diese Rechnung würde stimmen. Was aber sollen wir thun?



Die Zukunft.

Die revolutionären Wirren, die schon dreilahre dauern, werden in drei Monaten nicht enden; wirds für eine Weile mal ruhig, so kann der kluge Schutzherr der Nomaden leicht nachhelfen. Wir haben weder zuverlässige und entbehrliche Soldaten noch Geld zur Anwerbung der Bachtiaerenkrieger. Eurem vollen Säckel werden sie zulaufen. Dann haben wir im Norden die aus persischer Mannschaft und moskowitischen Offizieren bestehende Kosakenbrigade, im Süden die bachtiarische Gendarmerie unter Britenkommando. Die neutrale Zone, die 1907 keinem der beiden Kontrahenten zugesprochen wurde, wird von einer Polizeitruppe besetzt, die wir bezahlen und die Euch gehorcht; von persischen Nnterthanen, die jeden Befehl anglo-indischer Offiziere ausführen. BrauchtPersien dann noch einenRegenten, den Irans Erde gebär? And könnte ich, wenn das Volk sich so versklavt sähe, ungestraft noch mein Freundesgefühl für England erweisen?" Europa merkt, daß Eduard nicht mehr lebt. Der hätte die Sache behutsamer angefaßt. Hat Britanien die Kunst geduldigen Wartens verlernt? Trotz den Erfolgen der letzten Jahre, die gestatteten, Englands Bundesgenossen, in Marokko und in der Mandschurei, aufAnderer Kosten ermunternde Prämien zu spenden, kann kein nüchterner Brite wännen, in West- und Ostasien das Spiel in hastigem Tempo fortsetzen zu können. Die Asquith und Grey sehen nicht aus, als seien sie bereit, mit ungeschirmtem Licht in die Pulverkammer zu klettern. Was wollen sie? Am günstige Anleihebedingungen zu erlangen, war so geräuschvoller Kraftaufwand nicht nöthig. Auch ohneBürgschaft für dieSicherheit der Karawanenstraße ists dem englischen Handel in Persien seit 1907 gut, in diesem Jahre besser als je gegangen. Theilung des Iranerreiches? Ein Dutzendminister müßte erkennen, daß dazu die Stunde unklug gewählt wäre. Die ganze islamische Welt wird von Wehen geschüttelt, als müsse sie morgen ein Neues gebären. And England, das in Egypten und Indiendieverwundbarsten Stellen hat, soll sich ohne Noth in die Hitze der Musulmancnwuth stürzen? Ohne Noth; denn in Persien hat sichs unter dem alten Regenten behaglich gefühlt, wird sich unter dem neuen noch behaglicher fühlen und kann, als Freund der Türken und Perser, der Bagdadbahn leise die Hindernisse häufen. Eine allzu jähe Bewegung: und das feine Gespinnst des Bündnißnetzes wird zerrissen. HerrPichon ist Englands willigster Gehilfe.



Persien

Doch eine Politik, die das Osmanenreich zur Abkehr von den Wcstmächten zwänge, könnte auch er, als Vertreter des Türkenbankicrs, nicht mitmachen. Rußland muß wünschen, daß keine Oricntfrage beantwortet wird, ehe es militärisch wieder erstarkt ist. Britanien wäre in Europa fast vereinsamt, in Asien und Afrika dicht vor einer Lebensgefahr, wenn es den Machtbezirk desKhalifates zu verengen trachtete. Was esthut, ward sicher in Petersburgund Paris gebilligt.NichtBesitzschmälerung, sondern heilsame Belehrung ist dem Islam zugedacht. Die Türken kaufen im Deutschen Reich Kriegsschiffe, lassenOesterreichs Freundschaft rühmen und hoffen gar, in Deutschland das Geld zu finden, das Frankreich ihnen nur gegen die Gewährung unzweideutiger Kontrolrechte geben will. Quos ego! Der Nimbus, den der bosnische Handel denKaiserreichen eingebracht hat, darf nicht länger währen; der Islam nicht etwa glauben, gegen Englands Willen sein Schicksal schmieden zu können. Zuerst die derbe Verhöhnung der deutschen Kapitalmacht, die hundert Millionen auf den heißen Stein tröpfeln läßt, denTürkendurstabernicht, wie die aus vollen Eimern schöpfendeRepublik der industriellosen Rentner, zu stillen vermag. „Das deutsche Geld ist theurer als das französische; bei großen Summen würdet Ihr, selbst wenn sie in Berlin zu haben wären, den Preisunterschied weislich scheuen.“ Dann, ohne Warnung, der Schreckschuß aus dem Bachtiaarenbezirk. „ Paßt auf: Keiner wird sich rühren; undDeutschland,dessen Riesenkraft Ihr so laut preist, müßte doch gerade am Persergolf empfindlich sein. Wollt Ihr an dieses Reich, das Marokko den Franzosen gelassen und Abd ul Hamid wie einen Schächer geopfert hat, auch fortan noch tollkühne Hoffnung heften? Immer, tönte es in Damaskus über Saladins Grab hin, wird der Deutsche Kaiser der Freund des Khalifen sein. Fragt Abd ul Hamid, ob diese Freundschaft ihm genützt hat“. Sir Arthur Nicolson, der Algesiras vorbereiten half, giebt, als Nachfolger Hardinges, ein weithin hörbares Lebenszeichen; ein zu schrilles, scheint's Manchem. Daß Nasr ul-Mulk auf dem Weg von London nach Teheran davon überrascht worden sei, wird nur die Einfalt glauben. Der Regent war wohl mit im Geheimniß. Sitzt er erst fest, dann wird den Nomaden abgewinkt, aus Südpersien kommt kein Bericht mehr über Friedensstörung nnd Straßenraub: und der Statthalter, der das Reich vor Zerstückung bewahrt hat, lebt, wie Kyros, im Heldenlied.



Als letzter Regent aus persischem Stamm? Die Mär klingt nicht viel glaublicher als die Ankündigung franko-türkischer Feindschaft. Dschavid Bey (oder sein Nachfolger im Finanzministerium) wird der Republik das Wächterrecht einräumen, das in der hamidischen Zeit den zur Oette?ublique Abgeordneten zustand; nach einer Anstandspause wird die Hohe Pforte dann den franko-tunesischen Vertrag anerkennen und die in der Türkei lebenden Algerier als Franzosen behandeln. Auch in Teheran wird sich fürs Erste kaum Wesentliches ändern; der jetzt zwölfjährige Schah noch als Mündiger vielleicht die Last des Vasallenthumes weniger fühlen als heute der Khedive von Egypten. England kann warten, bis Persien sich selbst das Grab bereitet hat; einem wurzellosen Volk, das immer wieder Neuerung erstrebt und immer wieder zeigt, daß es das Neue nicht dem Alten zu assimiliren vermag, hilft auch das Zufallsspiel mit Verfassung und Parlament nicht in rüstige Lebenskraft. Die Börsen sind ruhig geblieben und den Staatsmännern hat derselbe Versuch diplomatischer Rekognoszirung nicht die Laune getrübt. Daß in Konstantinopel ein paar Perser und Türken den Deutschen Kaiser als Schirmherrn der Muselmanen priesen und zum Schutz des Perserreiches aufriefen, wurde nur denen zum Ereigniß, die Deutschland stutzte, die Osmanenmacht knüpfen (und verklärten Blickes anschauen, wenn ein deutscher Generaloberst die Front der Khalifengarde abreiten darf). Der bewährte Dreibund, Rumänen und Türken: da muß Albion doch das Schlottern lernen. Solches Gaukelwerk kann den ernsten Betrachtenden nicht blenden. Ersieht die Gefahr. Ueberall wirbt Britannien, hier schmeichelnd, dort drohend, Bundesgenossen gegen Deutschland; überall sucht es dem Rivalen die Märkte zusperrern. Ein unbedachtes Wort, ein täppischer Griff in die künstlichen Trutzgebilde: und irgendwo flackert der Lichterlohaus dem First. Gewarnt seid Ihr; lasset die Warnung Euch Lehre werden! Der Versuch, im islamischen Erdbezirk die von Rußlands Ruhebedürfniß gestützten Westmächte zu überbieten, verheißt höchstens einen Augenblickserfolg und würde an Dem, der dreihundert Millionen mohammedanischer Orientalen in Bewegung brächte, einst schlimm gerächt. Südpersien soll den Briten den indischen Besitz sichern. Nur Deutschland vermag diesen Plan zu hindern, zu fördern. Der muthige deutsche Staatsmann, der die Kraft seines Landes kennt, kann, ohne Schwertstreich, ein unverwelklichen Lorber heimholen.



Die Homosexualität im neuen Strafgesetzbuch.

1«7

DieHomosexualität im neuen Strafgesetzbuch.

ie Jahre lange, mühsame Arbeit der Kommission zur Ausarbeitung eines Borentwurfs zu einem deutschen Strafgesetzbuch ist in einem dünnen Heft von sechsundsechzig Seiten enthalten. Eine Unsumme von Mühe steckt darin, wie allein schon der dicke Band des Kommentars beweist. Niemand wird den Beteiligten die Hochachtung für das Geleistete vorenthalten. Das ist denn wohl auch allseitig geschehen, womit freilich nicht gesagt ist, daß Alles aus einem Gusse sich darstellt und allen Wünschen Rechnung getragen wurde. Menschlich ist Das ja an sich schon unmöglich. Hier aber noch weniger, da die Kommission aus Juristen der alten, klassischen und der neuen, soziologischen Schule bestand. So konnte mehr oder minder nur eine Kompromißarbeit entstehen, die sich denn auch als solche vielfach dokumentirt, indem neben hochmodernen Anschauungen noch alte, rückständige, manchmal ganz unvermittelt neben einander stehen oder nur Halbheiten zu Tage treten. So konnten oft scharfe Kritiken nicht ausbleiben. Das ist gut, weil so allein Hoffnung besteht, daß die endgiltige Fassung vielleicht noch mehr modernen Geist zeigen wird als dieser Borentwurf, der bei der schwierigen Sachlage trotzdem schon mit Freuden zu begrüßen ist, da doch vielfach schon Frühling Lust daraus weht.

Das Kapitel über die Homosexualität ist bisher noch wenig speziell unter die Lupe genommen worden; und so verlohnt es sich wohl, auch hier einmal hineinzuleuchten, Falsches aufzudecken, Wünsche vorzubringen und sie zur Diskussion zu stellen.

Der neue Paragraph, der den alten Paragraphen 173 ersetzen soll, ist der Paragraph 230 auf Seite 30. Der erste Hauptabsatz darin lautet: „Die widernatürliche Unzucht mit einer Person gleichen Geschlechts wird mit Gefängniß bestraft.“ Fast wörtlich also wie im Paragraphen 173; doch war dort nur von solcher „zwischen Personen männlichen Geschlechts“ die Rede, während hier auch die Frauen mit einbezogen sind. Hier, wie bei Paragraph 173, ist der Begriff: „widernatürliche Unzucht“ nicht näher definirt, indem offenbar die Praxis der Rechtsprechung, welche darunter nur „beischlafähnliche Handlungen“ verstanden haben will, als Norm dienen sollte. Endlich ist unter der selben Rubrik auch die widernatürliche Unzucht mit Thieren enthalten, wie schon im Paragraphen 173.

Schon die Ueberschrift: „Widernatürliche Unzucht“ ist total verfehlt, da sie der wissenschaftlichen Forschung direkt in das Ge»



Die Zukunft.

ficht schlägt. Bekanntlich wird der normale Coitus an sich nicht als „Unzucht“ bezeichnet. Da fragt sich doch, ob eine Geschlechtshandlung, die durchaus ein Aequivalent von jenem darstellt, als „Unzucht“ zu bezeichnen ist. Ich bestreite Das entschieden. Die Herren Iuristen werden mir wohl darin zunächst Recht geben, daß sie in speziellen Wissensgebieten keine Sachverständigen sind, also auch nicht in den so überaus schwierigen sexologischen Dingen. Hier hilft der „gesunde Menschenverstand“ allein nicht; man muß sich schon an die Experten halten. Wo sind sie zu finden? Wenn man die schier unübersehbare Menge von Schriften über Homosexualität liest, wissenschaftlicher oder mehr populärer Art, ferner die Lehrbücher von Irren- und Nervenärzten, so sollte man meinen, es gäbe sehr viele Kenner der Sache. Dem ist leider nicht so. Ich kenne kaum mehr als ein Dutzend von Männern in Deutschland, die mit Fug und Recht als wirkliche Sachverständige in Dingen der gleichgeschlechtlichen Liebe zu gelten haben. Als solche bezeichne ich nur Männer, die mindestens Hunderte von Urningen kennen gelernt haben, und zwar nicht in ihrer Sprechstunde, wo mehr pathologische Personen sich hindrängen, sondern im freien Leben. Sie müssen ferner die ausgedehnte, sehr zerstreute wissenschaftliche Literatur beherrschen und selbständig wissenschaftlich auf diesem Gebiete gearbeitet haben. Solche sind aber, wie gesagt, sehr dünn gesät; und darunter befindet sich nicht ein einziger Professor der Psychiatrie, Neurologie und gerichtlichen Medizin. Für mich sind demnach Männer wie Kraepelin, Hoche, Aschaffenburg, Forel nicht wirkliche Sachverständige aus dem Gebiet der Homosexualität. Wie viele Urninge hat jeder davon wohl gesehen? Aschaffenburg spricht von dreißig, Schaefer von neun bis zehn. Was will Das besagen neben den Erfahrungen eines Magnus Hirschfeld, der ca. sechstausend Homosexuelle sah, oder den Hunderten von Bloch, Moll, Naecke und Anderen? Die nicht ganz Sachverständigen stehen meist noch auf dem alten Standpunkt von Krafft-Ebing, der zwar sehr viele Urninge in seiner Sprechstunde kennen lernte, aber wahrscheinlich nur wenige draußen. Und trotzdem hat dieser große Irrenarzt und Sexologe in der letzten Zeit seine Meinung gründlich geändert,\*) indem er das fast ausschließliche Angeborensein der Homosexualität anerkennt, ihre (seltene) Erwerbung nur auf Grund einer angeborenen Disposition für möglich hält und sie für keine Krankheit, sondern nur für eine Krafft»Ebing: Ueber sexuelle Perversionen. Die deutsche Klinik am Eingang des zwanzigsten Jahrhunderts. 1901.



Die Homosexualität im neuen Strafgesetzbuch. 1 ^  
Anomalie erklärt, die sehr wohl mit geistiger Gesundheit verbunden sein könnte. Sie komme endlich fast nur bei erblich Belasteten vor: ein Ausspruch, der jetzt kaum mehr aufrecht erhalten werden kann. Diese Urtheilsänderung des bedeutenden Forschers wird von den nicht Sachverständigen entweder nicht gekannt o^er einfach ignorirt. Für mich kommen nur die paar wirklichen Kenner in Betracht. Damit ist nicht gesagt, daß sie unfehlbar seien oder daß alles über Homosexualität Vorgebrachte klipp und klar sei. Hier giebt es auch Meinungsverschiedenheiten und eine Menge von Problemen harrt noch der Lösung.  
Zunächst hat man erkannt, daß eine gleichgeschlechtliche Handlung irgend welcher Art für den Urning ein absolutes Aequivalent für den normalen Beischlaf darstellt, also für einen Menschen, der wirklich nur gleichgeschlechtlich fühlt. Für einen solchen handelt es sich dann nicht um Unzucht, sondern um einen ganz naturgemäßen Akt, der aus seiner eigenen Konstitution sich ergibt. Es ist also darum auch keine „widernatürliche“ Unzucht.  
Nun steckt freilich in dem Beiwort: „widernatürlich“ eine theo- und teleologische Wurzel. Nach katholischer und evangelischer Auffassung darf der Same nur seinen Endzweck erreichen, also zur Kindererzeugung dienen; sonst ist es eine Sünde. Merkwürdiger Weise steht trotzdem die katholische Kirch: den Urningen toleranter gegenüber als die evangelische, die in blindem Eifer dagegen wüthet, wie erst die preußische Generalsynode im vorigen Herbst bewies. Sie hat kein Verständniß für die Homosexualität, die doch nur ein Naturphänomen darstellt und keine Sünde. Das blinde Wüthen ist um so unverständlicher, als alle Tage im Schoß der geweihten Ehe die abscheulichsten sexuellen Praktiken vorkommen und nicht zuletzt auch Paederastie, also wahrhafte Unzuchtdelikte, die entweder zur größeren Erregung des Geschlechtstriebes unternommen werden oder eine Befruchtung vermeiden sollen. Wie viel Samen ferner durch die natürlichen Pollutionen verloren geht, wie viel Samen und weibliche Keimstoffe durch gewollten oder erzwungenen Coelibat die eigentliche Bestimmung der Befruchtung verfehlen: Das entzieht sich jeder Berechnung, wird aber von den Herren nicht weiter beachtet. Eben so wenig wird bedacht, daß eine Menge der gezeugten Menschen später zu Perbrechern, Dirnen, Geisteskranken, Epilep!i^ern, Schwachsinnigen, Säufern wird, die besser ungezeugt geblieben wären. Es kommt eben mehr auf die Qualität als auf die Quantität des Menschheitmaterials an.  
Hier sei eine kurze historische Notiz gestattet. Wie Wester«



Die Zukunft.

marck\*) nachweist, entstammt der Haß der Hebräer gegen die Homosexualität dem Haß gegen den Götzendienst, mit dem sie diese Art des Verkehres verbunden wähten; und die Christen übernahmen den Haß von ihnen. Ihre Spitze war also gegen den Götzenkult, gegen die Ketzerei gerichtet, die angeblich die Paederastie begünstigten, trotzdem im Alterthum andere Gründe dafür vorlagen, besonders das Bestehen der Sklaverei. Freilich war der Ursprung in der That ein kultischer, wie die alten griechischen Inschriften auf der Insel Thera beweisen, doch dachte man daran später nicht mehr. Immer und immer wieder wurde behauptet (und es geschieht leider noch jetzt), daß das Allerthum an seiner Unsittlichkeit, speziell an der Paederastie, zu Grunde ging, was total falsch ist. Hierfür lagen ganz andere Gründe vor. Gerade zur Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands war die Knabenliebe (meist nicht als eigentliche Paederastie, die verachtet und nur den Sklaven gegenüber erlaubt war) weit verbreitet und that der Tüchtigkeit des Volkes eben so wenig Abbruch wie in Japan, wo sie noch jetzt üblich ist. So lange es Menschen giebt, hat es wahrscheinlich auch Homosexuelle gegeben. Westermarck weist Das treffend nach. Die Herren Theologen sollten sich etwas mehr mit Kulturgeschichte befassen; dann würden sie gewiß milder sich äußern. Und wo bleibt die christliche Liebe? Auf merkwürdigem Vorurtheil beruht die alte Abneigung von der Sodomie. Man glaubte nämlich, bis tief ins Mittelalter hinein, daß aus einem geschlechtlichen Verkehr von Mensch und Thier monstra entstehen könnten. Wenn freilich einmal die Homosexualität unter Strafe gestellt wird, so ist es zunächst nur logisch, auch die Frauen mit einzubeziehen, obgleich bis jetzt von der Lesbischen Liebe der Allgemeinheit kaum oder nur ein sehr geringer Schade erwuchs.\*\*\*) Ein paar Fälle prägen sich dem Geiste der Meisten leider so tief ein, daß sofort die Sache verallgemeinert wird. Diese Art von Kritiklosigkeit sollten namentlich Juristen nicht begehen.

Ganz falsch ist aber Folgendes. Nach der Rechtspraxis

\*) Westermarck: Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe, Leipzig bei Klinkhard. 1910.

Ein mir befreundeter scharfsinniger Jurist und Menschenkenner schrieb mir: „Wir bekommen eine Gesetzgebung sb irsw. Ganz toll ist die Hineinziehung des weiblichen Geschlechts, bei dem die Meisten gar nicht wissen, was eigentlich bestraft werden soll. In der Regel handelt es sich dort beim Eindringen in den Körper um nichts Anderes als. »m Masturbation, die beim Manne nicht bestraft wird.“ Diese Bemerkungen sind sehr richtig.



Die Homosexualität im neuen Strafgesetzbuch. 151  
werden nur „beischlafähnliche Handlungen“ bestraft. Nun wissen wir aber jetzt, daß solche bei den Urningen nur relativ selten stattfinden; meist wird gegenseitige Onanie vorgenommen. Die Strafe trifft also nur eine sehr geringe Zahl von Urningen, da ja Onanie nicht bestraft wird. Die Pseudohomosexuellen freilich, die selten vor ein Forum kommen, betreiben mit Vorliebe die Paederastie, allerdings mehr in Bordellen, Gefängnissen, Kasernen, auf Schiffen und so weiter, und hier sind gerade die gefährlichsten Subjekte, die also nicht oder nur selten gefaßt werden. Die Gesetzgeber scheinen nämlich gar nicht zu wissen, daß es neben Urningen auch Pseudohomosexuelle giebt, die zwar gleichgeschlechtliche Handlungen vornehmen, dabei aber nur heterosexuell suhlen. Dies geschieht aus verschiedenen Motiven, was ich hier nicht näher zu untersuchen habe. Zu den echten Homosexuellen gehören auch die Bisexuellen, also Solche, die homo« und heterosexuell fühlen und sich bethätigen, wobei freilich die eine Komponente gewöhnlich weit überragt. Nach Hirschfeld ist ihre Zahl etwa doppelt so groß wie die der reinen Homosexuellen, während ein anderer ausgezeichnete Kenner, Numa Praetorius, keinen Bisexuellen kennt oder nur wenige. Die Strafe würde also im Allgemeinen bei den Pseudohomosexuellen am Platze sein, nicht aber bei den Urningen. Sie würde also mehr die Unschuldigen treffen, wenn sie die gleichgeschlechtliche Handlung als solche schon, abgesehen von den Nebenumständen, bestraft. Dagegen ist es eine wahre Erkenntniß des Gesetzes, freilich wider Willen, wenn es die Leute bestraft, weil es sie für zurechnungsfähig hält. Es stellt sich also nicht auf den Standpunkt Vieler, die sie für Geisteskranke und somit Unzurechnungsfähige hinstellen möchten. Auch jetzt noch werden von den meisten nicht Sachverständigen die Urninge mindestens als Entartete betrachtet, was doch noch sehr fraglich erscheint. Nach mehreren der besten Kenner sind sie kaum mehr entartet als Normale und, wie ich speziell glaube, auch kaum erblich belasteter, wobei man selbstverständlich den Begriff Entartung nicht zu eng zu fassen hat, denn sonst kommt schließlich ein Jeder in Gefahr, dazu gezählt zu werden. Mir erscheinen die Urninge kaum degenerirter zu sein als die Normalen, und wenn auch darunter vielleicht mehr Nervöse sein mögen, so ist sicher viel davon auf die traurige Lage zu schieben, in der sie sich befinden und die sie in tägliche und schwerwiegende Konflikte bringen kann. Man kann das Gros der Homosexuellen höchstens als abnorm, aber nicht als krank bezeichnen. Ich halte diese Triebrichtung für eine Hemmungbil-



15Z  
Die Zukunft.  
dung, die an sich allein aber noch lange keine Entartung bedeutet, denn dazu müssen noch weitere Zeichen treten. Manch; (zum Bei» spiel: Aletrino) halten die Homosexuellen sogar für eine normale Variante einer Minderheit von Menschen, was freilich kaum richtig sein dürfte. Wir können also sagen, daß es unter den Homo- wie unter den Heterosexuellen gesunde, kranke, entartete, edle und unedle Elemente giebt, und nur das Häufigkeitsverhältniß ist strittig; doch glaube ich, wie schon gesagt, daß es im Ganzen ein ziemlich gleiches oder nur wenig verschiedenes sein dürfte. Bei den Homosexuellen ist noch ein Punkt zu betrachten. Trotz der gegenteiligen Ansicht des Kommentars zum Vorentwurf muß ich hervorheben, daß bei ihnen, wie auch bei den Normalen, die Stärke des Geschlechtstriebes doch auch mit in Anschlag kommen muß. Gerade bei den Urningen scheint die libiäo früher und stärker aufzutreten und länger anzudauern als sonst. Dadurch müssen die Hemmungen natürlich eher überwunden werden. Doch kann hier nur von Fall zu Fall geurtheilt werden. Ob ein Beklagter in concreto geisteskrank oder minderwerthig ist oder nicht, kann nur der Psychiater richtig beurtheilen. Ob er dagegen ein Urning ist oder nur ein Pseudohomosexueller: Das können nur die wenigen wirklich Sachverständigen entscheiden, die daher für eine solche Frage allein zu hören wären. Diese Frage kann eventuell so schwierig zu beantworten sein, daß die Sachverständigen verschiedener Meinung sein können. Da also auf alle Fälle die Differentialdiagnose zwischen echten Homosexuellen und Pseudohomosexuellen eine sehr schwierige ist, wie bei den Urningen, und von widernatürlicher Unzucht nicht die Rede sein kann, so muß schon deshalb der Paragraph 175 resp, 250 fallen. Was nun aber den Gesetzgeber besonders leitete, den Paragraphen stehen zu lassen, ist der Umstand, daß angeblich die Gefahr der Jugendverführung durch Urninge eine sehr große ist und dadurch den Knaben Schade an Leib und Seele entsteht. Das wird im Kommentar in den schwärzesten Farben geschildert. Hier handelt es sich um krasse Uebertreibungen. Es ist zunächst ein Hauptergebnitz der Forschung, daß Homosexuelle nur ganz selten an die Jugend sich heranzumachen, und noch viel seltener gar an viele Jungen, da schon allein dadurch die Gefahr der Entdeckung sehr groß wäre. Sie wählen zu Geliebten viel öfter schon mündige Menschen, oft auch reife. Ich selbst kenne nur einen einzigen Urning, der Knaben sich hingab. Daß also solche Fälle vorkommen, soll nicht geleugnet werden, sie sind aber im Ganzen überaus selten, unendlich viel seltener als die Verführung junger Mädchen



Die Homosexualität im neuen Strafgesetzbuch. 153  
durch Heterosexuelle, wobei die Mädchen noch oft genug syphilitisch angesteckt werden und nicht selten ein langes Siechthum ertragen müssen, was bei den verführten Knaben so gut wie nie geschieht. Verführt wird aber gerade am Meisten zu gleichgeschlechtlichen Praktiken von Pseudohomosexuellen, fast nie von echten Homosexuellen, in Internaten, Gefängnissen, Kasernen, auf Schiffen; und diese Fälle kommen gerade nicht vor Gericht. Auch die Schädigung der verführten Jugend wird sehr übertrieben. Der Schade am Leibe ist meist gleich Null und für den Geist gewöhnlich nur gering. Es läßt sich wohl denken, daß ein Junge im Alter des undifferenzirbaren Geschlechtstriebes durch Verführung und Nachahmung wirklich homosexuell wird, doch nur, wenn er dazu Disposition in sich trägt. Die Zeit der Undifferenzirbarkeit verschwindet bald, die wahre Natur des heterosexuellen Geschlechtstriebes bricht durch und der Knabe wird sicher bald den abnormen Verkehr abbrechen, wenn er nicht etwa zum Prostituirten sich ausbilden will. Die Seele wird kaum mehr Schaden erleiden als die eines Klienten von Bordellen. Die Hauptsache ist also, daß kein Heterosexueller durch Verführung, Onanie und Aehnliches die Homosexualität erwerben kann und jemand im Alter des undifferenzirbaren Geschlechtstriebes nur dann, wenn die Anlage zur Homosexualität schon in ihm steckt. Solche Fälle sind ganz selten. Trotzdem wird der Gesetzgeber gut thun, für solche immerhin möglichen Fälle das Schutzalter auf sechzehn oder achtzehn Jahre hinaufzusetzen. Man sieht jedenfalls, daß die Gefahr einer sittlichen Verderbniß der Jugend durch die Urninge unendlich geringer ist als die Möglichkeit, in und außerhalb der Schule von Mitschülern oder Anderen zur Onanie verleitet zu werden, die auch unter Umständen bössere Folgen haben kann. Der beste Beweis aber, wie übertrieben solche Furcht ist, bleibt der Umstand, daß, wo, wie in Frankreich, der ominöse Paragraph 175 nicht besteht, nicht nur das Erpresserthum dadurch geringer geworden ist, was die Herren Juristen nicht werden leugnen können, sondern daß im Allgemeinen von einer speziellen Depravirung der Jugend durch Verführung zur Homosexualität nicht die Rede ist. Der zweite Abschnitt des Paragraphen 250 im Vorentwurf (Mißbrauch der Amts- oder Dienstgewalt) ist völlig gerechtfertigt, eben so die schwere Bestrafung der Erpresser, die wirklich moralisch viel tiefer stehen als alle anderen Verbrecher, sogar die Mörder, und welche ein Dante sicher, wie die Wucherer, in den untersten Höllenring verwiesen haben würde. Die Sachverständi-

14



Die Zukunft.

gen fordern, daß man den Paragraph 175 ganz fallen läßt und die Homosexuellen bei Sittlichkeitdelikten nicht anders behandelt als die Heterosexuellen, sie also nur in bestimmten Fällen bestraft, wenn sie öffentlich Aergerniß bereiten, sich an Minderjährige vergreifen, »Nothzucht üben, die Amts- oder Dienstgewalt mißbrauchen. Diese Forderung entspricht allein der Humanität, der Gerechtigkeit und dem modernen Geist, der sich den wissenschaftlichen Ergebnissen anzuschmiegen und vor Allem von jeder metaphysischen Spekulation sich frei zu halten hat, so weit es sich nicht um Gewinnung einer Weltanschauung handelt, die auch der Moderne haben muß, freilich eine Weltanschauung, die die realen Verhältnisse nie ignorirt.

Auf recht schwachen Füßen steht die Behauptung des Kommentars, daß die Beibehaltung des Paragraphen 175 den Anforderungen der „gesunden Volksanschauung“ entspreche. Was heißt: Volksanschauung? Niemand wird wohl leugnen können, daß alle Gesetze zunächst Klassengesetze sind, geschaffen von den Mächtigen und Gebildeten, die natürlich vor Allem ihre eigenen Wünsche erfüllt sehen möchten. Vier Fünftel des Volkes wissen überhaupt kaum Etwas von der Homosexualität. Die Meisten erfahren von der Sache gewöhnlich erst bei den Soldaten. Sogar unter den Gebildeten sind noch viele Ignoranten. Die Behauptung eines allgemeinen Abscheues ist also unhaltbar und zeigt von Neuem, wie oft die Juristen weltfremd sind und von der Volkspsychologie recht wenig wissen. Zum Glück ist es hiermit bei der jüngeren Generation besser bestellt. Ob der Gesetzgeber überhaupt das Recht hat, durch Gesetze moralisch auf das Volk einzuwirken, erscheint mir sehr fraglich. Das soll er Anderen überlassen und lieber sich bestreben, nur gewisse Handlungen unter Strafe zu stellen, die wirklich dem allgemeinen Volksempfinden und nicht nur dem Fühlen der npper ten tKc>u«er>6 widerwärtig sind. Wenn der Vorentwurf im Reichstag zur Berathung gelangt, so wollen wir nur hoffen, daß in der Kommission, die damit zunächst betraut sein wird, auch wirkliche Sachverständige gehört werden. Auch ein historisch-vergleichendes Studium der Sache ist aber der Kommission zu empfehlen. Besonders sollte sie das Kapitel über Homosexualität in dem großen Werk Wester«marcks lesen, um sich zu überzeugen, daß die Homosexualität kein Entartungsmerkmal ist und daß schon Naturvölker die Triebrichtung der Homosexuellen als angeboren erkannten.

Hubertusburg. Med.-Rath Professor Dr. Georg Naecke.



Ninon und ihr Sohn.

Ninon und ihr Sohn.

on Ninon de Lenclos, der berühmten Huldin des siebenzehnten Jahrhunderts, erzählt die Historie eine sentimentale Mär. Als sie fast schon an die ehrwürdige Schwelle des Patriarchenalters gelangt war, hatte sie ihren galanten Beruf noch immer nicht aufgegeben und noch immer fanden sich (besonders geistliche) Lebemänner, die bereit waren, ihre unverwelklichen Reize zu genießen. Und plötzlich tauchte ein junger Mann auf, elegant, schön, unternehmend, der sich ihr näherte. Ihr eigener Sohn. War es das Blut, das ihn zu ihr zog? Er stammte aus einer Zeit, da Herr von Gersay» Ninons bevorzugter Freund war. Doch fern von seiner Mutter, deren Lebenswandel er nicht kennen durfte, fern von seinem Vater, der mancherlei Gründe hatte, seine Vaterschaft nicht überlaut zu betonen, wuchs Gaston bei einer Herrn von Gersay befreundeten Edelmannsfamilie auf, ohne von seinen Eltern zu wissen, heimlich nur von Gersay überwacht und unterstützt. Mit zwanzig Jahren trat er dann, unter dem Namen eines Chevalier de Villiers, in die große pariser Welt ein. In die Welt und in die Halbwelt. Und um ihm den allerletzten, den feinsten Schliff zu geben, ließ man ihn auch in die Salons seiner herrlichen Mama einführen, die, wie gesagt, trotz ihren hohen Jahren noch immer den Ruf einer Verführerin größten Stils hatte und, wie manche andere Cotte damals, als beste Lehrmeisterin des guten Tones galt. Saston verliebte sich bis über die Ohren in die geistvolle, erfahrene Frau. Ein zitternder Schreck ergriff Ninon, als sie die Leidenschaft in dem jungen Mann, der ihr Sohn war, emporblühen sah. Aber der Widerstand, den sie leistete, nützte nicht, - die Kälte, die sie vorspiegelte, vermochte den Lüngling nicht abzukühlen. Gerade an der Gegenwehr entzündete sich Gastons Leidenschaft immer heftiger: und eines Abends, im duftenden Garten von Ninons prunkvoller Renaissancevilla, versuchte er, sie im Sturm zu nehmen. Da enthüllte sie ihm denn, daß sie seine Mutter sei, und er, totenbleich, irren Blickes, wankend, griff nach seinem Dolch und stieß ihn sich mitten ins rothe Herz. Er konnte nicht überleben, daß seine wilde Leidenschaft für diese Frau, weil sie seine Mutter war, für alle Zeit unbefriedigt bleiben solle So erzählt die Tradition, die ksdls oovvsmis von Ninon und ihrem Sohn Gaston. In der gemeinen Wirklichkeit aber sah die Sache ganz anders aus. Meine Reisen durch Frankreich führten mich vor einigen Jahren (es war noch vor der Trennung von Kirche und Staat) auch in das berühmte Kloster der Karthäusermönche, in dem Gastons Gebeine zur letzten Ruhe bestattet sind. Es liegt etwa zwanzig Kilometer von Gre» noble im Departement Issre, in einer finsternen Thalschlucht, von blauen Wäldern und den zweitausend Meter hohen Schroffen des Grand Som eng umschlossen. Ich wurde in dem alten, verwitterten Gebäude vom Prior freundlich empfangen und durfte die Schätze betrachten, die die reiche Bibliothek und das Archiv des Klosters bergen.



Die Zukunft.

Da fand ich eine Handschrift, die über Gastons wahren Roman klaren Aufschluß gönnt. Das Wesentliche daraus will ich mittheilen.

Gaston hatte von seiner Mutter den ironischen Geist geerbt, der uns noch aus ihren erhaltenen Briefen entgegenweht; und von seinem Vater den unternehmenden, aggressiven, ritterlichen Geist. Er war gut erzogen worden und kam nun, im Besitz sorgsam entwickelter Geistesgaben, in den Kreis Ninons. Doch er hat sie nie geliebt. Trotz allen Mitteln, die sie brauchte, um ihrem Körper die Elastizität, ihrem Gesicht den Schmelz und die Frische der Jugend zu geben, trotz der gefälligen Tracht der Zeit, die mit weißer Puderperücke und reichlicher Schminke die Unterschiede der Lebensalter zu verwischen strebte, trotz Alledem verriethen ihre Züge die Last der Jahre. Gaston fand es höchst komisch, fand es geradezu grotesk, daß diese Greisin, diese mühsam gepflegte Mumie ihre Eroberungzüge durch das beschwerliche Gebiet der Liebe noch immer nicht einstellen wolle, und spottete oft vor' seinen intimsten Freunden, dem Chevalier de F., von dem die Aufzeichnung stammt, und zwei anderen jungen Kavalieren, über die Geistlichen, die diesem verwelkten Leib noch Wonnen zu entlocken wußten. Im Uebermuth einer tollen Nacht beschloß er, mit der galanten Matrone sich einen derben Scherz zu erlauben. Er wollte ihr Liebe heucheln, um des Vergnügens willen, an dieser vermeintlichen Flamme seiner Leidenschaft sie Feuer fangen, in Ekstase gerathen zu sehen, und sie dann mit strafendem Hohn und eiskaltem Lachen verabschieden. Diese Blamage der Alten bereitete er mit großem Eifer vor und wettete mit seinen jungen Freunden, denen, wie ihm selbst, seine Herkunft völlig unbekannt war, um hohe Summen auf das Gelingen des kecken Spaßes. Damit die Wette zu redlichem Austrag komme, sollten sie Augenzeugen der Demüthigung sein, die er der alten Buhlerin zgedacht hatte.

So oft sichs machen ließ, war er nun in Ninons Gesellschaft, heuchelte der Frau, die ihre Runzeln kaum noch wegzuschminken vermochte, leidenschaftliche Liebe und spielte mit Augenverdrehen, Blumen Spenden, Aufmerksamkeiten aller Art den getreuen Seladon seiner Dame. Ninon nahm das Spiel für Ernst; und da sie wußte, wen sie vor sich habe, fühlte sie sich wohl ein Wenig beunruhigt; ein ganz klein Wenig nur. Sie konnte sich nicht entschließen, den starken Sohn von sich zu weisen, dessen Anblick ihr eine Freude war, und litt, bei aller Empfänglichkeit für Schmeichelei dieser Art, doch unter dem Eindruck, daß Gaston von Tag zu Tag heißer und dringlicher wurde. Er aber hielt ihre leise Unruhe für ein deutliches Zeichen ihres keimenden, ihres sich steigernden Sinnenverlangens nach seiner Person. Der Widerwille, den er vor der welken Lüsternheit spürte, mußte überwunden werden. Er thats; lachte, während er feurig seine Liebe betheuerte, in sich hinein und sah schon den Tag nah, an dem er all seine Wetten gewinnen werde.

Der Tag kam. Die Freunde waren verständigt und ivart:ten hinter einer blühenden Kastanienlaube, in deren breitem, grünem Schutz



Anzeigen.

IS7

das ungleiche Paar schnäbeln sollte. Auf ein Zeichen würden die Drei hervortreten und Ninons lächerliche Situation höhnend bis zur Neige mitgenießen. Gaston that, als drohe die Leidenschaft, ihn zu zerstören. Er bat, flehte, zürnte, weinte, schwor; schließlich suchte er Ninon mit wilder Gewalt an seine Brust zu reißen.

Sie wehrte ihm nicht. Denn seine gut gemimte Gluth begann auch sie zu erfassen, auch sie zu durchlodern. Immerhin fand sie die Kraft zu dem Wort: „Aber zuerst muß Du wissen, daß Du mein Sohn bist.“

Er begriff noch nicht, was sie meinte. „Wie?“ Er stammelte.

Sie aber... Mit munterer Koketterie erzählte sie ihm Alles; bot auch Beweise an; und lachte dabei. Der Iüngling taumelt. Brennende Scham röthet sein Gesicht; er denkt an die Freunde, an die Wetten, an den Hohn, mit dem er Wochen lang die Mutter bespritzt hat, an ihren Ruf, der auch ihn nun für alle Zeit zeichnen müsse. Noch ein häßliches Schimpfwort wirft er der Mutter ins Antlitz. Dann greift er, in jähem Entschluß, nach dem schlanken Dolch, den er an der Seite trägt, und stößt ihn sich in die Brust.

Ninon war natürlich sehr erschüttert. Drei ganze Tage lang. Sie kasteite sich sogar und keiner ihrer geistlichen Freunde durfte sie wäh» rend dieser Trauerzeit besuchen. Dann freilich hörte sie irgendwie von dem wirklichen Motiv, das Gaston zum Selbstmord getrieben, daß er sie nicht geliebt, sondern grausam verhöhnt habe und die ganze umständliche Werbung nur eine abgekartete Komoedie gewesen sei. Und jetzt hatte sie das Recht zu sittlicher Entrüstung. Doch bald fand sie, für ihren Ruf und ihre Beziehungen sei es am Ende besser, wenn diese Geschichte nicht ans Licht komme. Unter Berufung auf die Pietätspflicht bat sie Gastons Freunde um Verschwiegenheit. Und verbreitete selbst dann die unbezahlbar rühmliche Legende, Gaston habe sich aus unglücklicher, unstillbarer Liebe zu seiner noch immer herrlichen, noch immer höchst begehrenswerthen Mama (Rue Louis Treize 2Z) das junge Leben genommen, Lesag: hat ihr geglaubt und im „Gil Blas“ ihre Darstellung wiederholt. Er war nicht der Einzige. Die fünfundsechzigjährige Ninon hatte ihre Reklame.

Wien. Rudolf Strauß,

V Anzeigen.

Sanrain, Lssa^s und Umdichtungen. Von F. K, Benndorf.

Verlag von E. W. Bonsels in München. Preis: Eine Mark.

Kammermusikwerke für ein Ensemble weniger Instrumente setzen zu ihremGenusz, auch bei musikempfindlichenMenschenund in höherem



Sie Zukunft.

Grade als Konzert» und Theatermusik, eine gewisse Kenntniß musi»  
kalischer Architektonik, Uebung der Phantasie und Bildung des Ge»  
schmackes voraus. Und das Selbe thun die Gedichte, die der Deutsche  
hochgetragen, der Franzose trss-Ksutai», der Engländer IiiAK,dsss nennt  
und deren Gesammtheit die Bezeichnung Kammerpoesie nahelegt. Auch  
sie beanspruchen, in höherem Maße als Volkslied und volksthümliches  
Gedicht, Kultur der Phantasie und des Geschmackes und ein gewisses  
Gefallen an der Kontrapunktik der Worte. Und auch sie sind daher  
nur einer kleineren Gemeinde vorbehalten, mag es sich um moderne  
Produkte handeln oder solche der Vergangenheit: etwa von Pindar,  
Horaz, Hafis, Dante, Petrarca, Shakespeare, Goethe, Hölderlin, Bren-  
tano, Novalis.

Das exklusivere Wesen der „Kammergedichte" hindert jedoch kei»  
neswegs (wie Manche meinen), daß sie eben so spontan erfunden wer-  
den wie ein schlichtes, Allen eingängliches Lied. Sie kommen aus der  
selben Gefühlsspannung und naiven Gestaltungslust wie dieses; nur  
schöpft ihr Autor aus einem reicheren Vorstellung- und Anschauung-  
vorrath, nur mischt sich sein poetisches Sondergefühl in das poetische  
Gemeingefühl tiefer ein und seine Seelenvielfältigkeit, die Verfeinerung  
seiner Sinne, die Beweglichkeit seiner Phantasie führt ihm Bildlich»  
leiten zu, die nicht prims vists, und nicht auf Ieden wirken. Die Ter»  
zinen, die Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel niederschrieb,  
bedeuten den selben Urlaut des Herzens wie sein „Mailied", obwohl  
ihr Ausdruck einfachen Naturen komplizirt erscheinen mag und „Nach-  
denken" auferlegt.

Wenn auch die Moderne im Umkreis des volksthümlichen Ge»  
dichts viel Werthvolles hervorgebracht hat, ist doch die Kammerpoesie  
ihr Krongut. Und mehr noch: sie ist die repräsentative Dichtungs»  
gattung unseres Zeitalters. Weder in der dramatischen noch in der  
Romandichtung herrscht die Produktivität, Originalität und Stilreife  
wie innerhalb ihres „xs^ssAs intimis". Das „große Genie" der heutigen  
Literatur, nach dessen Verbleib man oft fragen hört, existirt. Nämlich  
als Summe Dessen, was die Lyrik der letzten Jahrzehnte geschaffen hat.  
Nicht nur in Deutschland, sondern in Europa. Die Lyrik des Auslan-  
des athmet den selben Geist eines neuen Individualismus, Idealis»  
mus und Naturalismus; und die Gedichte des Italieners D'Annunzio,  
des Iren Veats, des Engländers Rennel Rodd, des Russen Brjussow,  
des Polen Rolicz»Lieder, des Czchechen Vrchlicky, des Belgiers Van  
Lerberghe, des Franzosen Francis Iammes, des Norwegers Knut  
Hamsun, des Ungarn Palägyi sind gleichermaßen seine Zeugen wie  
die der modernen deutschen Groß» und Kleinmeister der Lyrik.  
Mit der Thatsache der Erneuerung und Blüthe der Lyrik steht  
die Theilnahmlosigkeit, die diese Kunst findet, in beklagenswerthem  
Widerspruch. Während es für die seriöse Malerei und für die Kam»  
mermusik ein größeres Publikum giebt, während neue Romane und  
Dramen den Gegenstand ausführlicher Zeitungsbesprechung und gessll»



Anzeigen.  
schaftlicher Unterhaltung bilden, ist die Kammerpoesie nur Vereinzelt bekannt und ihre Werke, die jene Romane und Dramen an Gehalt oft weit übertreffen, werden in der Presse gar nicht oder nur flüchtig angezeigt und das Publikum weiß kaum von ihrem Dasein. Der lyrische Poet lebt isolirt und muß zufrieden sein, wenn seine Arbeit ihre Rechtfertigung in sich selber findei.  
Zur Erklärung des Mißverhältnisses zwischen Gesellschaft und lyrischem Kunstdichter läßt sich Mancherlei anführen.  
Die allgemeine Zeitstimmung von heute steht dem individualistischen lyrischen Kunstgeist überhaupt entgegen. Die Hast und Anstrengungen unseres Erwerbslebens bestimmen Den, der Kunst sucht, die vorzuziehen, die unterhält; oder wenigstens die ernsthafte Kunst, die ihm mit Widerspiegelungen des umgebenden und gewohnten Lebens entgegenkommt. Das aber geschieht hauptsächlich in der dramatischen und erzählenden Dichtung (daß es eben so gut in der Lyrik geschehen kann, beweisen die Gedichte von Liliencron, Holz, Dehmel, Henckell, Stolzenberg, Busse, Alfons Paquet und vielen Anderen): daher die einseitige Schätzung dieser Kunstgattungen (und die groteske Ansicht, daß Dramen und Roman schon an sich „höhere“ Gattungen seien als Lyrik). Ferner der Umstand, daß der Lyriker ein subjektiv umgrenztes und oft sehr unkonventionelles Gefühlsleben darstellt, oder auch Gefühlsleben auf Grund von Erfahrungen aus einem Reich des Gedankens, das dem Menschen des „praktischen Lebens“ fernliegt. Dem Einwand, daß Werke der Musik und Malerei, die auch dieses unkonventionelle Gefühlsleben enthüllen, doch trotzdem sich einer größeren Gemeinde erfreuen, ist damit zu begegnen, daß Genußfähigkeit (und daher auch Genußbedürfniß) für die Lyrik der Töne und Farben in Folge traditioneller Pflege und häufiger Gelegenheit zu ihrer Ausbildung viel verbreiteter ist als Genußfähigkeit für die Lyrik der Worte (für diese fehlt die Anregung, die für jene, zum Beispiel, in Konzert, Galerie und Ausstellung gegeben ist). Die lyrische Dichtkunst crmangelt des festen Stammpublikums von Liebhabern und Kennern, das in Musik und Bildender Kunst vorhanden ist. Eine Ursache dieses Mangels liegt darin, daß das Verständnis; jener besonderen Sprache, die man das lyrische Idiom nennen kann, weder in Schule noch öffentlichem Leben gefördert wird. Denn dieses Verständniß folgt keineswegs aus der Beherrschung der Alltagssprache (ein Trugschluß, der die Unzahl der Pseudolyriker erklärt). Das lyrische Idiom ist eine angeborene „fremde“ Sprache und fordert vom Aufnahmewilligen das selbe Einleben wie die Sprache der Töne oder Farben. Es fordert ein Ohr für Metapher und Gleichnißrede, ein Auge für das mythologisch Angeschaute, für die Bildverwandlungen der künstlerischen Natur. Wer im Gedicht nur die primitive Bildlichkeit der Alltagssprache wiederfinden will, wer die eigenwillige Logik des lyrischen Idioms mit dem Maßstab der Logik der Verstandessprache mißt, Der wird Werthe der lyrischen Wortkunst (die selben, die er in der lyrischen Ton- oder Farbenkunst doch erkennt)



Die Zukunft.

leicht verkennen und das Schwungvolle oder Delikate des Ausdrucks dann etwa überladen oder pretiös heißen.

Besteht nun an sich schon gegen lyrischen Sprachausdruck eine verbreitete Voreingenommenheit und Fremdheit, so finden diese Gefühle heute erst recht Nahrung, weil jener Ausdruck überall noch Fortschritte gemacht hat im Sinn des Aparten, noch nicht Gesagten, subjektiv Differenzirten. Und so kommt es, daß man sich von der Befremdung und Hilflosigkeit ihm gegenüber durch ein summarisches Urtheil zu befreien sucht. Dem Beispiel von Journalisten, Wanderrednern und Schriftgelehrten der Literaturgeschichte folgend, spricht man von „Aesthetenkunst“ und verbindet mit diesem Schlagwort die unklaren und unfruchtbaren Begriffe „Lebensfremdheit“, „Schöngeistigkeit“, „Formalismus“. Es ist die Geberde der Abwehr einer gegen Lyrik gleichgiltig gesinnten Zeit. Und es ist die bequeme Phrase, in der sich die Scheu vor den neuen Anforderungen Luft macht, welche die moderne „Kammerpoesie“ an die Imagination stellt, aber auch die Verlegenheit vor dem Künstler, der wesentlich lyrischer Dichter ist.

Dresden. Dr. Friedrich Kurt Benndorf;

Abstraktion und Ginführung. R. Piper K Co. in München.

Die treibende Kraft dieses stilpsychologischen Versuches war die Erkenntniß, daß unsere üblichen ästhetischen Werthungen unzulänglich sind gegenüber dem Gesamtkomplex der Kunstthatsachen und es das <sup>m</sup>rov <sup>S</sup>«; aller kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise ist, daß wir die vergangenen Dinge nicht von ihren, sondern von unseren Voraussetzungen aus werthen. Es ist offenbar, daß wir mit unseren ästhetischen Werthungen und Anschauungen nur dem verhältnißmäßig kleinen Bezirk europäisch-klassischer Kunst gerecht werden. Stilphänomenen wie der orientalischen Kunst oder der Gothik stehen wir hilflos gegenüber und würdigen sie nur von unseren Voraussetzungen aus, also nur negativ. Denn uns ist die Kunstgeschichte ja immer noch eine Geschichte des Könnens, in der das subalternste Moment des künstlerischen Prozesses, die Wirklichkeitnachahmung, bewußt oder unbewußt als ausschlaggebend erachtet wird. Die Erkenntniß, daß die Kunstgeschichte eine Geschichte des Wollens ist und daß alle Stileigenthümlichkeiten vergangener Epochen nicht auf ein mangelndes Können, sondern auf ein anders gerichtetes Wollen zurückzuführen sind, kämpft noch immer vergeblich gegen die Trägheit unserer gewohnten Vorstellung von einer Kunstentwicklung, die sich aus unbeholfenen Anfängen langsam zur klassischen Höhe des vollkommenen Könnens heraufarbeitet. Für nichtklassische Kunst haben wir im besten Fall, abgesehen von dem antiquarischen, nur ein literarisch-snobistisches Interesse, das ihr eben so wenig gerecht wird wie die naive negative Würdigung des Kunsthistorikers. Was nothut, ist, in den formalen Werthen



Anzeigen.

161

nichtklassischer Kunstprodukte das positive Wollen zu entdecken, das sie so und nicht anders schuf, das sie immer nur in dieser Form zum präzisen Ausdruck einer Seelenstimmung machte. Mit Seelenstimmung ist nichts Sentimentales gemeint, sondern das wechselnde Verhältnis; der Menschheit zum Kosmos, das nicht nur der Untergrund aller religiöser, sondern auch aller künstlerischer Produktion ist. Aus diesen mehr erlebten als erdachten Erkenntnissen heraus entstand der vorliegende kleine Versuch, der vorsichtig Orientierungspunkte abstecken will für das große Ienseits der Klassik, für die transszendentale Kunst, die aus viel tieferen Welterkenntnißgründen stammt als die Wirklichkeitgläubige und deshalb immer zur Anthropomorphisierung neigende europäisch-klassische Kunst. Die Kunst des Orientalen war abstrakt, transszendental, weil er Erkenntnißkritiker von Instinkt war. Die Wissenschaftlichkeit des Europäers veräußerlichte das Weltbild, drängte alle instinktiven Daseinsängste zurück und ließ aus Wirklichkeitgläubiger Weltfrömmigkeit die klassische Kunst erblühen.

Dr. Wilhelm Worringer.

Das Mysterium des Menschen. Eine Einführung in den Okkultismus. Von Ludwig Deinhard. Reicht S Co. in Berlin.

Der Zug unserer Zeit ist zweiseitig. Er geht nach unten und nach oben. Nach unten strebt sie zur Veräußerlichung unserer Kultur im materiellen Leben, nach Vervollkommnung der Technik, nach Raffinement der Sinnengenüsse; sie versinkt dabei mehr und mehr in materialistische Denkgewohnheiten, als Wirklichkeit erscheint ihr nur die Sinnenwelt. Nach oben aber strebt ein Suchen unserer Zeit, das sich auf die Verinnerlichung und Vergeistigung des Lebens, Fühlens, Denkens, Wollens richtet. Die sichere Führung auf dem ersten Weg hat die Königin der Wissenschaften in der Neuzeit, die Physik. Wer aber führt uns aufwärts? Seit dem Niedergang des Mittelalters hat die Theologie ihre Herrschaft über unser Geistesleben nach und nach verwirkt und eingebüßt; die Philosophie hat bisher noch diese Herrschaft nicht gewonnen, obwohl Das ihr Beruf sein sollte. Woran fehlt es hierbei? An der volkstümlichen Anschaulichkeit. Die ernst und aufrichtig Strebenden werden nicht über die materiellen Denkgewohnheiten erhoben, sich mit ihrem Körper zu identifizieren, sich für ihren Leib zu halten, den sie haben, sich nicht als das seelische, geistige Wesen selbst zu fühlen, das sie sind. Man verweist sie nicht auf die handgreiflichen Erfahrungen, die sie von ihrem individuellen Dasein weit hinaus über Geburt und Tod überzeugen können und die für die lebendige Wirklichkeit der Geisteswelt zeugen. Dies ist allein der Wendepunkt im Geistesleben der Kulturvölker und im Leben jedes Einzelmenschen. Für Philosophie und Theologie sind diese umgestaltenden Erfahrungen nur schemenhafte Probleme; und die Lösungen, die sie bieten, sind



Die Zukunft.

unsichere Vermuthungen und blutleere Spekulationen. Thatsachen und eigene Erfahrung geben nur vorurtheillose Forschung und das Eindringen in die Vernunft der eigenen Erlebnisse. Hierzu vorzubereiten, ist der Sinn des Buches von Ludwig Deinhard. Im ersten Theil sind die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen dargestellt; ein zweiter Theil ergänzt diese Ergebnisse durch die Aufklärungen, mit denen Esoteriker und Okkultisten über sie hinausgehen. Allen, die ein Interesse haben an der psychischen Forschung oder auch an den erstaunlichen Ergebnissen des Okkultismus, ist dies kleine Werk zu empfehlen. Es ist flott und anregend geschrieben. Schon die Gegenstände, die darin behandelt sind, erregen die Aufmerksamkeit des Lesers. Davon seien nur als Beispiele erwähnt: die Feststellung der direkten Gedankenübertragung, die Untersuchungen der Spukerscheinungen und des Verkehrs mit Verstorbenen. Doch erhebt sich die Darstellung auch zu den feinsten geistigen Problemen. Das leicht lesbare Buch ermöglicht einen Rundblick auf alle Zweige des Gebietes und führt die Hauptwerke für ein weiteres Studium an. Ein solcher Wegweiser, der nicht einen Parteistandpunkt bezeichnet, fehlte bisher völlig. Dieses Buch sollte auch der Gegner des Okkultismus lesen. Auch fremde Ansichten, die man als unrichtig und als verderblich mißbilligt, muß man erst gründlich kennen lernen, ehe man wagen darf, sie ganz zu derurtheilen. Was man nicht genau kennt, kann man niemals wirksam bestreiten. Willkommen aber wird dies Buch besonders Denen sein, die nicht von vorn herein metaphysische und übersinnliche Anschauungen ablehnen. Als ein Hauptmerkmal des Buches sei noch erwähnt, daß darin fast nur Männer der Wissenschaft zum Wort kommen. Auch für Leser dieser Art ist es recht werthvoll.

Göttingen. Dr. H ü b b e - S c h l e i d e n.

Alles um Siebe. Komoedie von Herbert Eulenberg.

Auf dem Weg der Subskription ist ein neues Werk Herberts Eulenberg für die Freunde des Verfassers als Privatdruck, der nicht für den Handel bestimmt ist, erschienen. Den Druck der Komoedie, die betitelt ist „Alles um Liebe“, hat die Offizin W. Drugulin in Leipzig übernommen. Das Buch wurde zweifarbig auf schweres holländisches Bütten in Groß-Quartformat gedruckt und jedes Exemplar vom Verfasser handschriftlich gezeichnet. Wer in dem Dichter der „Leidenschaft“, des „Halben Helden“ und des „Natürlichen Vaters“ eine Hoffnung deutscher Dramatik sieht, wird wünschen, auch dieses neue Werk zu besitzen. Die Büttenausgabe kostet 20 Mark. Bestellungen werden erbeten an: Herrn Herbert Eulenberg, Kaiserswerth am Rhein, oder an die Offizin W. Drugulin, Leipzig, Königstraße 10.



Weltanschauung und Zeitanschauung. 163

Weltanschauung und Zeitanschauung. \*)

ie wird die Weltanschauung aufgehen in der Religion und nie wird die Religion in der Kirche aufgehen und nie die Kirche in der Weltanschauung, so. wenig Denken, Fühlen und Wollen ineinander aufgehen. Wie aber Denken, Fühlen und Wollen, aus einem letzten Lebensgrunde kommend, bei aller zu fordernden Selbständigkeit, bei allem notwendigen Streit nicht ganz von einander loskommen und in aller Hemmung sich befruchten können, so Weltanschauung, Religion und Kirche, die drei Architekten des menschlichen Geistes, die ihm die Kuppel ausbauen, den Horizont abschließen, die Steigerer zum letzten Superlativ, zum Weitesten, Tiefsten und Höchsten, zum Universalen, Centralen und Absoluten, die Führer zum Ganzen, Einheitlichen und Ewigen, die Monumentalisirer. Und darum haben sie auch einen gemeinsamen Feind: das möglichst Unmonumentale, das Momentane, das Zeitliche. Sie sind wie Berge für den himmelanstrebenden, tiefathmenden Menschen; die Zeit aber ist wie der Bach, der das Bergesgestein aushöhlt und abbröckelt und in geschwätziger Hast und in schillerndem Schaum abwärts führt, bis es versinkt im Meer der Vergessenheit. Die Zeit ist das Pietätlose an sich; sie ists, die dem Lebenden Recht giebt. Die Zeit ist der Erzketzer, der Erzkritiker, dem Alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht; die Zeit ist eine unendliche Bank der Spötter. Denn der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ein Schritt vom Ewigen zum Zeitlichen. Nach Hegels Tode entdeckte man die Aesthetik des Komischen und begrub unter dem Lachen der Kritik mit der Religion auch die Metaphysik, die Weltanschauung. Man übersteigerte Hegels Entwicklungsdialektik zu einer rasenden Mühle der Zeitlichkeit, in der auch die Philosophie zerrieben ward, die ja nur athmet sub specis astsrni. Damals begann jener Kultus der Zeitlichkeit, wie er in der Weltgeschichte noch nie geträumt, geschweige erlebt ward, er, der vielleicht \*) Ein Abschnitt aus dem Werk „Weltanschauung“, das bei Reich! S Co. in Berlin erscheint und den allzu oft zu Wortunfug mißbrauchten Begriff der Weltanschauung zu klären sucht. Dieses Werk zu schaffen, hat eine Reihe tüchtiger Gelehrten sich vereint. Dilthey spricht über „die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen“; Spranger über „Phantasie und Weltanschauung“; Adickes über „die Zukunft der Metaphysik“; Graf Hermann Keyserling über „das Schicksalsproblem“; Natorp über Religion; Deussen, Gimmel, Troeltsch haben mitgearbeitet und auch von weniger bekannten Autoren sind werthvolle Beiträge gekommen. Ein Philosophenwerk, das man nicht nur in die Bibliothek stellen, das man sogar lesen muß. Von dem Niveau giebt der Aufsatz des Herrn Professors Ioel, der über Platon und Nietzsche, über alte und neue Philosophie Wesentliches zu sagen vermocht hat, eine würdige Vorstellung, Der Band soll noch im Oktober erscheinen.



Die Zukunft.

das einzige sichere Kennzeichen der Modernität ist, der sie zur Gottlosigkeit prädestiniert und der Philosophie entfremdete. Damals öffnete die Zeit erst die Fülle ihrer Maschen; die Minute ward entdeckt schon durch Telegraph und Eisenbahn, die nicht mehr, wie die alte Post, nach Stunden und Tagen rechnete. Und wie die Minute die Stunde ersetzte, so füllte die Stunde sich wie ein Tag, der Tag schwoll zum Jahr an Reichthum der Erfahrung, das Jahr zum Leben. Die „Zeitung“ stieg damals auf als Macht, die jeden Tag zu einer Welt, zu einer Fluth der Ereignisse steigerte, und die Zeitung verdrängte die Predigt, verdrängte das Buch und der Journalist verdrängte seinen Antipoden, den wahren Aeternisten, den Philosophen. Der Amerikanismus begann, zu triumphiren, dem Zeit Geld ist, und der fanatische Erfindungssinn kam mit dem fanatischen Entwicklungssinn aus einem Lebenstrieb, aus der Schätzung der Zeit. Denn wesentlich Zeitersparnisse sind ja die Erfindungen erst des neunzehnten Jahrhunderts. Warum waren die Alten so erfindungarm? Wahrlich nicht, weil sie dümmer waren, sondern, weil ihnen die Zeit nicht kostbar war. Sie verklärten lieber den Raum und wurden dadurch Kunstschöpfer.

Der Kultus des Raumes mag die Universalität des Göttlichen aufheben und es verkleinern zu hellenischen Tempelstatuen; aber auch in ihnen noch lebten die „Unsterblichen“. Doch der Kultus der Zeit hebt mit der Unvergänglichkeit auch die Gottheit auf; er läßt die steinernen Dome versinken und die ewigen Lampen verlöschen; aber verlöscht er nicht auch die ewigen Ideen, zerreißt er nicht schließlich auch die starren Ketten der Logik, die ewig gültigen Schlüsse, die noch fester sind als alle Dome? Denn die Kirche stützte sich auf Aristoteles, nicht Aristoteles auf die Kirche.

Der Raum ist human: er verstattet ein Nebeneinander; die Zeit aber ist grausam; sie lebt nur im Mord ihrer Glieder und duldet keine Auferstehung. Der Kultus der Zeit ist der Kultus des Wechselnden, des Neuen. Einst galt der novsruii reruii «upidus als Verbrecher; einst wollte man gerade nicht neu sein, sondern lebte den alten Meistern nach und hängte ihnen das eigene Neue als Altes, eine ganze unechte Literatur an; einst wetteiferten die Künstler, die selben Götter und Heiligen, die alten Fabeln und Legenden nur immer schöner darzustellen; einst wußte Platon zum Lobe der egyptischen Kunst nichts Größeres zu sagen, als daß sie seit zehntausend Jahren die selben Gerüche in den selben Formen bilde.

Heute ist das Neue das Heilige und das Heilige das Neue. Heute erst stieg das „Moderne“ auf als Begriff, als Wort und Werth in steigendem, sich überstürzendem Triumph, wo über ein Modernes^, immer ein anderes hinwegschreitet und das „Antike“ auch nur gilt als ein Anderes, ein wieder Neues, ein Hypermodernes. Heute ist der „Fortschritt“ das allein Selbstverständliche, der Werth an sich, auf den Alles zurückgeführt wird, das erste und letzte Argument, der Ersatz aller Logik. Heute ist das Bewußtsein der Zeit uns in jedes Lebens-



## Weltanschauung und Zeitanschauung. 16Z

atom gesickert; heute ist die Zeit, die sich selber treibt, sich selber spiegelt, die Zeit der Zeit. Heute sind wir immer auf dem Marsch vorbei an tausend Meilensteinen und tausend läutende Zeichen des Augenblickes schlagen uns stachelnd ins Ohr. Unser Sport ist Wettlauf, unser Ruhm der zeitliche Rekord. Unseres Lebens Thürme enthalten nur noch Uhren, die weiterrücken, nicht mehr Glocken, die zum Ewigen mahnen. Dem Seligen aber schlägt keine Stunde und göttlich ist die Ruhe. Doch der Reiz gilt heute mehr als die Seligkeit; und das Momentane überfluthet das Monumentale.

Nie war das Leben so völlig säkularisirt, so verstrickt in die Zeitlichkeit, so zersplittet in Momente, von denen jeder seine Bestimmung hat, jeder den ganzen Menschen fordert, nie so gebannt ans Dies und Das, ans Hier und Jetzt, so entfernt aller Ganzheit, so entrückt allem Ueberblick. Ach, und die Religionstifter gingen einst in die Wüste, wo das Leben in Stille und Gleichmaß erstirbt, und die langsam erlebenden Hirten wurden Lehrer der Frömmigkeit. Und als Descartes seine Philosophie suchte, floh er Paris als den „Ort der Chimären“; und im stillsten Winkel des stillen Holland, hinter Wall und Graben eines idyllischen Schloßchens, im Zimmer, im Bett, wo der Rausch der Welt im Traum verklingt, da erwachte seine Meditation. Heute aber ist Alles Paris, Alles Gesellschaft; die Stadt ist hundertmal größer, tausendmal wichtiger geworden, das ganze Land ist durch unendlich gesteigerten Verkehr Stadt geworden: und Das heißt Lebenssteigerung als Lebensbeschleunigung, denn das Leben selber ist Wechsel. Das ganze Leben ist so viel rascher, wandelreicher, zeitlicher geworden, der Ewigkeitschau entzogener, entfremdeter und darum irreligiöser und unphilosophischer. Und da dieser Prozeß unaufhaltsam ist, so scheint alle Weltanschauung wie alle Religion dem Untergang verfallen, der Zersetzung durch die Allmacht der Zeit. Hier liegt die schwere innere Roth unserer Zeit, die sich der ewigen Werthe beraubt, weil sie als Zeit sich selber steigert, übersteigert, weil sie Alles verzeitlicht. Da aber tönen uns widersprechend, tröstend, verheißend zwei Philosophenworte ins Ohr, ein Wort gerade des monumentalsten der Realisten und eins gerade des monumentalsten Idealisten der Neuzeit. Bacon spricht: „Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit“; und Hegel spricht: Jede Philosophie ist „eine Zeit, in Gedanken gefaßt“. Aber wie soll man verstehen? Was ist die Wahrheit, wenn sie nicht ewig ist? Und was die Philosophie ohne die spsciss sstsrvi? Aber wenn die Wahrheit nur ewig sich gleich bleibend ist, so ist der Irrthum das Leben und die Wahrheit der Tod. Denn das Leben wechselt und nur das Tote bleibt sich gleich. Dann sind die besten Philosophen die Steine. Das starre Gleichmaß giebt nicht und empfängt nicht Wahrheit. Im ewig Gleichen erlischt das Bewußtsein und die absolut fertige, feststehende Wahrheit würde uns hypnotisiren. Die Wahrheit lebt nur in der Projektion eines Ewigen auf ein Zeitliches, auf ein lebendiges Bewußtsein, auf ein Subjekt, und zugleich in der Projektion eines Zeitlichen,



Die Zukunft.

Sinnlichen auf ein Ewiges, Allgemeines. Die Wahrheit lebt nur in der Verewigung eines Zeitlichen und der Verzeitlichung eines Ewigen. Ist Dies ein Widerspruch, so ist er nothwendig und wirklich, so ist die Welt und ist die Wahrheit selbst ein Widerspruch. Denn die Gegensätze dulden sich nicht nur: sie fordern sich, sie leben von einander. Das Ewige ist leer, unverglichen mit einem Zeitlichen, unerlebt von einem Bewußtsein; das Zeitliche ist blind, nnbezogen auf ein Ewiges. Zeitliches und Ewiges fordern einander wie Subjekt und Objekt, wie Besonderes und Allgemeines; nnd Genie ist eben laut Schölling der Geist, der das Allgemeine im Besonderen erkennt und das Besondere im All» gemeinen, Das heißt: das Ewige im Endlichen, das Endliche imEwigen. Aber gilt es denn nur philosophisch? Auch die Religion hat erst wieder Lebensrecht, seit sie sich darauf besonnen, daß sie weder von Gott noch vom Menschen allein lebt, und sie hat erst wieder freie Bahn, seit sie der Scylla Strauß entronnen, die sie ins Unendliche, Ewige, Abstrakte, Spekulative aufheben wollte, und der Charybdis Feuer» dach, die sie hinunterdrängte ins Sinnliche, Konkrete, Menschliche, Zeitliche. Feuerbach schilt die Ienseitsreligion „eine fixe Idee, welche mit unseren Feuer» und Lebensversicherunganstalten, unseren Eisenbahnen und Dampfwagen, unseren Pinakotheken und Glyptotheken, unseren Kriegs- und Gewerbeschulen, unseren Theatern und Natura» lienkabinetten in schreiendstem Widerspruch steht". Als ob nicht auch eben unsere der ruhigen Antike gewidmeten Glyptotheken mit unseren Eisenbahnen, unsere Frieden fördernden Gewerbeschulen mit unseren Kriegsschulen, unsere Illusion verklärenden Theater mit unseren Naturalienkabinetten in schreiendstem Widerspruch ständen! Als ob nicht das ganze Leben selber nur lebt, weil es Problem, weil es Ausgleich von Widersprüchen ist! Giebt es doch für Leben und Kultur nur eine Gefahr: die Einseitigkeit! Aber im Grunde sind ja die Menschen eines Wortes ungefährlich, da sie selber nur unbewußte Handlanger sind des immer wechselnden, weil immer lebendigen Ausgleiches. Sie ahnen nur nicht, daß das Gute nicht in einem Gegenstand liegt, sondern in einer Beziehung, das Schöne nicht in einem Ding, sondern in einer Proportion, das Wahre nicht in einer Richtung, sondern in einer Perspektive. Die Großen vor hundert Jahren wußten es; denn es ist das Geheimniß des Klassischen.

Die Wahrheit erstarrt in ewigen Dogmen ohne Erlebniß und verflüchtigt sich in zeitlichen Meinungen, sie stirbt im rein Objektiven wie im rein Subjektiven. Die Weltanschauung enthält eben nicht nur Welt und nicht nur Anschauung, sondern das herausgerungene Ver» hältniß eines Anschauenden zur Welt, eines zeitlichen Subjekts zum ewigen Zusammenhang der Objekte. Jede Weltanschauung, auch die materialistische, vergeistigt die Welt und jede, auch die idealistische, verweltlicht den Geist. Das Bewußtsein muß sich,verewigen zur Welt; die Welt sich verzeitlichen zum Bewußtsein. Wenn Ewiges und Zeitliches in starrem Gegensatz verharren, ohne sich zu durchdringen, dann



Weltanschauung und Zeitanschauung.

167

giebt es keine Weltanschauung. Alle Astronomie und mathematische Physik der Welt giebt so wenig eine Weltanschauung wie alle lyrische Konfession. Die kalten Massen und gleichmäßigen Bewegungen draußen und die wechselnden, warmen Erlebnisse drinnen müssen sich finden. In der vollendeten Weltanschauung wird der Mensch zum Mikrokosmos oder die Welt zum Makranthropos.

Aber die Weltanschauung hört auf, wenn das Zeitliche im Ewigen versinkt, wenn die Welt, die fremde Allmacht den Menschen erdrückt, wenn er Knecht wird ewiger Dogmen, und seien es die „ehernen Naturgesetze“ Haeckels, und sie hört auch auf, wenn das Ewige sich ins Zeitliche verflüchtigt, wenn der Mensch mit der Welt spielt als romantisch»sophistischer Geck. Die wahre Welt ist weder mathematische Nothwendigkeit noch launisches Spiel, weder bloßes Gleichmaß noch bloßer Wechsel, weder reine Ewigkeit noch reine Zeitlichkeit, sondern erst in der Durchdringung Beider liegt Weltverständniß und liegt Menschenwerth. Die Welt ist erst verstanden, wenn sie als Heim des Menschen verstanden ist, und der Mensch ist erst in vollem Sinn der Mensch, wenn er mehr ist als der Mensch, als dieses zeitliche Wesen, wenn er Ewigkeitgehalt in sich trägt, wenn er hat, was alle Klassiker hatten: Weltgefühl. Wie eine Glorie schwebt und strahlt um sie ein Welthorizont, ein durchlebter kosmischer Kontakt, eine bewußte Harmonie von Leben und Welt. Darum ist jede Klassik getragen von einer eigenen Weltanschauung; darum gebiert sie eine große Philosophie, weil sie selber die Vollendung des Menschen ist, die erst erreicht ist, wenn der Mensch Weltresonanz gefunden, wenn er sein Bewußtsein über sich hinaus geführt, wenn die Welt ihm Gestalt gewonnen hat, wenn er sich heimisch gemacht im großen Hans der Welt.

Heute aber haben wir Weltformeln einer Naturmechanik, die dem Menschen nichts sagt, und heute sind wir Augenblicksmenschen, die durch die fremde, tote Welt hasten. Heute klaffen Ewiges und Zeitliches weit auseinander. Die Weltformeln werden immer starrer, das Menschenleben wird immer flüchtiger. Welt und Mensch verstehen einander nicht mehr. Die Welt ist zur leeren Unendlichkeit, das Ewige zur toten Natur erstarrt, während der Mensch immer wilder tanzt im Wirbel der Zeitlichkeit. Aber ein Leben ohne Ewigkeitgehalt ist leer wie eine Ewigkeit ohne Leben. Was ist die bloße Ewigkeit? Mit toten Augen starrt sie uns an als kahle Dauer. Und was gilt die Dauer? Ist Methusalem schon ein Held? Ist der Grabstein mehr als der Mensch, dessenDaseinsspur er erhalten muß? Ist nicht einAugenblick inGoethes Leben mehr als tausend Jahre einer Eiche? Doch nur, weil er unendlich erfüllt ist. Und so ist auch der Reichthum an Zeitlichkeit, der sich dem modernen Menschen aufgethan, nur die Möglichkeit zu reicherm Leben, nur ein größeres Fangnetz, noch keine Beute.

Der „Fortschritt“ hat uns auf die Sekunde dressirt; aber was ist auch die Sekunde? Kurz für das Langlebige, lang für das Kurzlebige, ein Atom und eine Welt an Zeit. Noch viel kleiner könnten



wir unser Leben zerhacken, noch viel rascher es vibriren lassen: und wären dann glücklich so weit wie das abschnurrende Räderwerk eines Motors! Ists denn so schwer, zu begreifen, daß alle Quantitäten nur relativ, nur Mittel und Möglichkeiten sind und alle Werthe nur Qualitäten? Ob dauernd, ob wechselnd, ob lang und schleppend, ob kurz und flink, die Ewigkeit kann gähnen und der Augenblick überschäumen, aber auch umgekehrt. Der Augenblick ist erst reich durch seinen Ewigkeitgehalt und die Ewigkeit erst reich durch ihre Augenblicke; denn nur aus der Fülle dieses Geisterreiches schäumt ihm die Unendlichkeit. Nicht, daß sie lang ist, heiligt die Ewigkeit, und nicht, daß er kurz ist, entwerthet den Augenblick. Gewiß: „alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“; doch wenn sie ewig wäre, wäre sie keine Lust mehr, würde sie sich abstumpfen. Gewiß, dem höchsten Augenblick möchte man zurufen: „Verweile doch! Du bist so schön!“ Doch wenn er lenes thäte, würde er Dieses nicht mehr sein, würde er zum „Faulbett“ werden. Erverweilt nicht und ist dochder „höchste Augenblick“. Und vielleicht liegt hier ein Trost dafür, daß auch das Schöne sterben muß und daß das höchste Menschliche vergänglicher ist als tue brutale Materie. Vielleicht ist die ganze Anbetung der bloßen Ewigkeit seit lahrtausenden ein materialistisches Mißverständniß. Die Ewigkeit als Dauer ist ja ein Zeitbegriff wie der Augenblick. Vielleicht ist die wahre Idealität überzeitlich, wie das klassische Kunstwerk sich von der Zeitlichkeit befreit und so nothwendig dasteht, als ob es ewig dauern sollte, und so lebendig, als obs ein Kind des Augenblicks wäre. Zeitlos ist in Wahrheit das Heilige, Selige und Klassische; denn es erscheint frisch und unwandelbar zugleich, neu und alt zugleich, überraschend und doch vertraut, plötzlich und ruhig, unmittelbar wirkend und aufblühend ohne den Fluch der Vergänglichkeit und ewig ohne das Bleigewicht der starren Dauer. Die Zeit ist vergessen in jenen freischwebenden Augenblicken, die dem Frommen gotterfüllt, dem Künstler Visionen, dem Weisen Offenbarungen sind. Die eigentlichen Wunder auf Erden sind es, die Erfüllungen des Endlichen mit dem Unendlichen, die Durchdringungen von Zeitlichem mit Ewigem, die eben durch den Ausgleich dieses zeitlichen Gegensatzes indifferent, zeitlos erscheinen. Der höchste Augenblick ist es, in dem Faust über sich und sein kurzes Eigenglück hinaus Aeonen fühlt. Und kann der Mensch nicht in Momenten der Lebensgefahr, der höchsten Geistesspannung, in Sekunden des Traumes nnd der Vision Welten durchleben? So braucht die moderne Verzeitlichung, die Beschleunigung unseres Lebenstempos in der unsäglichen Zerkleinerung der Lebensmomente noch keine Verarmung an Inhalt zn bedeuten. Denn der kleinste Moment ist des größten Inhalts fähig; doch eben nur fähig.

Unser Leben ist reicher geworden an Augenblicken, ist flüssiger geworden; aber was nützt uns der raschere Tropfenfall, wenn es nur Wassertropfen bleiben und keiner leuchtet in den Farben des Spektrums und keiner Himmel und Erde spiegelt? Was nützt die Fluth, die keine Perlen bringt? Was nützt die unerhörte Vermehrung der Lebens-



reize? Sie macht schließlich nur stumpfer, blasirter; denn die Empfindung kommt den Reizen nicht nach. Unser Bewußtsein muß zuletzt in der Fülle des Einzelnen versinken, in der Fluth des Zeitlichen ertrinken, wenn es sich nicht immer wieder zu der Höhe erhebt, wo alle Zeit stillsteht, wenn wir nicht dem Augenblick Bedeutung geben, das Einzelne adeln zum Träger des Allgemeinen, das Zeitliche durch» dringen mit dem Ewigen, wenn wir nicht unsere überladene Zeitan-schauung abklären durch eine Weltanschauung. Weil unser Leben so unendlich zertheilter geworden, schreit es um so lauter nach der Rück-kehr zum Ganzen. And was ist schließlich die Weltanschauung Anderes als das letzte Ganzwerden des Lebens und darüber hinaus seine voll-endete Ergänzung, seine Abrundung und seine Eintragung in einen höchsten Zusammenhang?

Unsere Klassiker lebten aus dem Ganzen heraus, und so paradox es klingen mag: eben ihren Klassikern verdanken die Deutschen jetzt ihren wachsenden Vorsprung in der materiellen Kultur; den zeitlosen Meistern verdanken sie den Sieg im Zeitlichen, den Idealisten die rea-listische Kraft. Ist nicht der hingebende Eifer und die geduldige Gründ-lichkeit, der Sinn für Plan und Ordnung, für Gemeinschaft und Ent-wicklung ein Erbe der alten „unpraktischen" Idealisten an ihre oft undankbaren Enkel? Aus Spekulation erwuchs um so üppiger Em-pirie, aus Dichtertraum staatliche Wirklichkeit, aus reiner Theorie bunte Praxis, aus Universalität Spezialistin Man muß in Ideen säen, um in Thaten zu ernten. Noch leben wir in der Zeit der Ernte, der gefüllten Garben. Aber wie lange noch? Das Einzelne, Endliche hängt am Allgemeinen, orientirt sich, stachelt sich, werthet sich an ihm; denn die Gegensätze bedingen sich. Nur aus dem Alten heraus genießt man das Neue, nur aus dem Gleichmaß reizt der Wechsel, nur aus dem Ganzen drängt es zur Gliederung. Doch wenn die Theile nicht mehr aus dem Ganzen gespeist werden, ist die Theilung nicht mehr Gliederung, sondern Zersetzung. Wenn das Zeitliche nie mehr ins Ewige strebt, ist aller Fortschritt Lauf ohne Ziel. Wenn das Leben sich nur spezialisirt und nicht organisirt, wenn es sich nicht mehr als Ganzes in ein Ganzes einstellt, dann löst es sich in Momente auf. Und am Ende der Verzeitlichung steht eben so das bewußtlos Leere wie am Ende der Verewigung.

Aber ist nicht das Organische selbst schon jenes Wunder auf Erden, jene Durchdringung eines Zeitlichen mit einem Dauernden, einer Ver-einzelung und Gliederung mit einer Einheit und Ganzheit, ein wech-selnder Zusammenhalt? Und in höherem Grade ist es das Bewußtsein. Es stirbt in der ewigen Einheit und es stirbt in der wechselnden Viel-heit. Es schwindet in der fixen Idee, in der starren Versenkung in eine Vorstellung, und es schwindet im Taumel, in der Gedankenflucht. Der Ausbau der Zeitan-schauung zur Weltanschauung ist einfach ein Aus-bau des Organischen, des Lebens, das selbst schon im Wechsel die hal-tende Einheit und Geschlossenheit in sich trägt und fordert, und ist noch mehr ein Ausbau des Bewußtseins. Das Bewußtsein als solches



Die Zukunft.

ist schon werdende Weltanschauung, Zusammenhang der Vorstellungen und Stellungnahme der Seele zur Welt. Man hat die großen spekulativen Denker völlig mißverstanden, indem man sie als Weltbeschreiber kritisirte, während sie Baumeister des Bewußtseins sind, Organisatoren der Vorstellungen, Oekonomen des Geistes.

Die Verwaltung des Geistes ist heute freilich so viel schwieriger, aber gerade darum so viel nöthiger geworden, weil das Bewußtsein mit Vorstellungen überladen ist, weil es sich als Zeitanschauung so eifrig differenzirt hat, daß ihm nicht Kraft und Sinn mehr übrig blieb für die Konzentration zur Weltanschauung. Ia, wir sind die Reichsten und die Aermsten heute; denn die Fülle unseres Lebens droht Chaos zu werden und aus Fülle wird Mangel, wenn sie unverarbeitet bleibt.

Wir sollen die Fülle des Zeitlichen nicht beschränken, sondern be-mei-tern, sie organisiren, sie in den ewigen Zusammenhang einordnen: erst dadurch haben wir die Fülle, genießen wir sie, erst dadurch gewinnen wir Kraft und Trieb, sie noch mehr zu bereichern. Die Weltanschauung bedrückt nicht die Zeitanschauung, sie stärkt und fördert siez denn sie ist selbst die Organisation der Zeitanschauung. Die bloße Häufung des Zeitlichen ist wie eine Häufung von Buchstaben, wie ein Ansturm von Worten, denen wir nicht folgen können. Aber wenn wir den Sinn des Ganzen verstanden, lesen wir immer rascher, fassen wir immer mehr Buchstaben. Die Momente haben nur Werth als Momente eines Ganzen und in den höchsten Momenten lebt sich das Ganze am Reinsten aus und löst und erlöst und hebt sie zum Ueber» zeitlichen, Monumentalen.

Alles mag Theil sein und Bruchstück auf Erden; aber dem Menschengeist ist es gegeben, sich selbst zu ergänzen, über sich hinaus ein Ganzes zu erbauen. Im Menschen, dem höchsten Organismus, steigert sich der Organisationprozeß zum Bewußtsein und das Bewußtsein selbst steigert sich zur Organisation des Bewußtseins, zur Weltanschauung. Steigende Einheit aber in der Organisation verstatet erst steigende Gliederung. Wie ärmlich und langsam kriecht das Leben in der decentralisirten Pflanze! Der Mensch aber kann sich um so mehr spezialisiren, je mehr er sich centralisirt; er kann um so weiter im Zeitlichen leben, je tiefer er im Ewigen lebt; er kann um so leichter zum Einzelnen auswandern, je sicherer ihm die Heimkehr zum Ganzen ist. Denn auch das höchste Leben ist Kreislauf. Was Du ausgiebst, muß Du einnehmen. Unser heutiges Leben aber ist Raubwirthschaft, ist Verzettelung unseres Geistes, Verschwendung an den Augenblick. All unsere reiche Zeitanschauung muß verarmen, an Triebkraft absterben, wenn sie nicht Halt gewinnt in einer Weltanschauung. All die Fülle der Reize, all die reicher und rascher sich drängenden Augenblicke, was sind sie uns? Ketten, die uns herabziehen, wenn wir im Zeitlichen hängen bleiben, wenn der Augenblick nur dem Augenblick lebt; doch wenn er sich mit dem Geist des Ganzen durchdringt, mit dem Saft des Ewigen füllt, werden es goldeneGefäße des Heiligen, Seligen, Klassischen.

Bnsol. Professor Dr. Karl loel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S, m. b, H. in Berlin.



Berlin, den 5. November 191«.

^Der Arblock.

HMundertundfünfzigJahre sind vergangen, seit Camille Babeuf geboren wurde. Das Schicksal des Mannes ist lehrreich und nicht nur die Jahreszahl räth, daran zu erinnern. Der Sechzehn-jährige kommt 1776 zu einem Feldmesser in die Lehre, wird später in der Picardie Grundbuchkommissar und klettert langsam die Amtsleiter hinaus. Zu langsam für das Bedürfniß seines Ehrgeizes. Ersieht dieVolksmasse leiden,hörtsieungeduldigimLoch stöhnen, liest Rousseau, Mably, Morelly und andere Sozialmo-ralisten, beschließt, die Bewegung, die denNmsturz des Bestehen-den vorbereitet, mitzumachen, und nennt sich zuerst, weils milder klingt, Franc.ois-Noel, dann, weils wilder klingt und die Römer wieder in derMode sind, Gracchus Babeus. Er geht nach Paris, preist, inPhrasen, die vonRousseaubilligzu haben sind,denNatur-zustcmd, dessentzerrlichkeit durch die schnöde Gesellschaft verhunzt ward, ist unter den Erstürmern der Bastille und gründet, als die Volksrouth die Tyrannen weggeweht hat, eine Zeitung.der er, nach schwierigen Anfängen, den Titel I^e tribun clu peuple giebt. Im Schreckensjahr 1793 wars ihm schlecht gegangen. Er war, als Distriktshauptmann vonMontdidier,derNrkundenfälschung an-geklagt und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wor-ben. Dieses Nrtheil wird von der Zweiten Instanz aufgehoben. Babeuf ist wieder frei, bleibt in Mancher Augen aber bemakelt und kann kaum noch hoffen, in der Politik die Hauptrolle zu spie-len, nach der seine Eitelkeit gelangt hat. Bleibt in der unbehag-lichen Lage des Catilina, der von der Anklage, als Haupt der Provinzialverwaltung inAfrika den Einwohnern Geld abgepreßt



172  
Die Zukunft,  
zu haben, freigesprochen worden ist, mit besudeltem Kleid aber  
nicht für die Konsulatswürde taugt. Solche Menschen sind, weil  
sie von dem Sturz dergeltenden Rechtsordnung nichts zu fürchten  
und Alles zu hoffen haben, immer zu Verschwörungen gegen das  
Staatsgefüge bereit. Der Jakobiner Babeuf sieht in dem Fall  
Robespierres den Triumph niederträchtiger Tücke und schmäht  
die Thermidorsieger so laut, daß er, als Verächter der großen  
Grundsätze der Revolution, ins Gefängniß gesperrt wird. Da  
findet er andere Hungrige, die nicht ans Ziel ihres Wunsches ge-  
kommen sind und deshalb meinen, das Vaterland müsse jetzt erst  
ans Lebensgefahr errettet werden. Im Kerker entsteht ein Neben-  
konvent. Ist, wird gefragt, das Volk, das sich souverain dünkt,  
nun wirklich frei? Nein, heißt die Antwort; wer Rousseaus Lehre  
bis ans Ende durchdacht hat, muß erkennen, daß die formale  
Rechtsgleichheit ein Truggebild bleibt, so lange der Vermögens-  
unterschied den Reichen zum Herrn des Armen macht; daß von  
Gleichheit erst ernsthaft gesprochen werden kann, wenn allen Bür-  
gern der Republik die selbe Eigenthumsgrenze vorgeschrieben ist.  
And was ist Freiheit, was Brüderlichkeit ohne wahrhaftige Gleich-  
heit? Robespierre rächen: Das genügt nicht mehr; weit über Ro-  
bespierres Ziel hinaus führt der Weg, auf dessen letzter Strecke  
das Heilkraut wächst. Nur der Kommunismus kann helfen; nur  
die soziale Revolution diese Wohlthat dem Lande sichern. Als der  
begnadigte Babeuf ins Leben zurückkehrt, ist die Verschwörung  
der „Gleichen“ fertig und harret nur noch der günstigen Stunde.  
Im Frühjahr hört Barras, eins der fünf Mitglieder des  
Directoire executif, von seinem schlaun Polizeiagenten Bacon,  
daß Babeuf in geheim gehaltenen Versammlungen, deren Schau-  
platz meist irgendeine Vorstadt sei, die Menge aufhetze, den Sturz  
des Direktoriums vorbereite und nicht nur beträchtlichen Massen-  
anhang, sondern auch bestimmte Zusagen vom General Bonaparte  
habe. Da das Volk unter der Theuerung leide und mit der ver-  
söhnlichen Absicht der Direktorialpolitik eben so unzufrieden sei  
wie mit dem neuen Wahlrecht, dürfe man die Sache nicht leicht  
nehmen. Die Geheimorganisation habe schon fast siebenzehntau-  
send Namen in ihren Listen, predige in Nachtclubs die Pflicht zur  
Revolution und plane eine Aeberrumpelung des Landes; auch das  
neue Direktorium sei schon gewählt. Bonaparte? Dem wäre solcher  
Streich zuzutrauen. Auch Einer, der nichts zu verlieren hat: also  
der richtige Mann für die Gleichmacher. Der hätte sich am drei-



Der Urblock,  
173

zehnten Vendemiairc gegen den Konvent wohl in den Dienst der rebellischen pariser Sektionen gestellt, wenn er nicht schnell noch zum Divisionär befördert worden wäre. Barras kennt seinen Gehilfen; verspricht ihm den Rang eines Kommandirenden Generals, den Obcrbefehl in Italien: und weiß nun, daß der Kors sich von Babeuf trennen und in den Süd die Hoffnung mitnehmen wird, die Sektenverschwörung möge dem schwachen Direktorium das Leben so schwermachen, daß es bald wieder einen bewährten Degen braucht. Doch die Fünf wollen nicht warten. General Blondeau erhält den Befehl, das Hauptquartier der Verschwörer zu umzingeln, bis der Friedensrichter Delorme die zwölf Kommunistenführer verhaftet und das Nest gründlich ausgenommen hat. Die konfiszierten Klubakten beweisen, daß Barras gut bedient war. Am zweiundzwanzigsten Floxal des Jahres IV sollte das Direktorium abgesetzt und, sammt den Männern des Generalstabes, in ein Provinzgefängniß geschleppt werden. Dann sicherten die Verschworenen sich die Herrschaft über den Staatsschatz, stellten die Verfassung vom Jahr 1793 wieder her, ließen einen neuen Nationalkonvent und einen neuen Wohlfahrtssausschuß wählen, jeden Widerstrebenden köpfen und dem Volk verkünden, jedes Besitzrecht sei verwirkt, jedes Privateigenthum abgeschafft und die Aera des „allgemeinen Glückes" beginne. Aus dem Gefängniß schreibt Babeuf an das Direktorium, nun erst, nachdem ein Blick in das Netz der Verschwörung, könne es erkennen, welche Gewalt und Vertrauensstellung er im Herzen der Nation erworben habe. „Glauben Sie etwa, Ihre Würde verbiete Ihnen, mit mir wie von Macht zu Macht zu verhandeln? Zeigen Sie sich in edler Größe: und das Vaterland ist gerettet. Mit ihren Leibern werden die Republikaner Sie decken. Sorgen Sie, Ihr fünf Regenten, für das Volk, wenn Ihr Euch ihm zugehörig fühlt. Dann will ich gern meine Tribunengewalt, die Ihr jetzt ja kennt, benutzen, um Euch das Volk zu versöhnen. Eures Lebens dürft Ihr dann sicher sein." Der hohe Ton der Epistel weckt nur Heiterkeit; und als Barras und Rewbell mildes Handeln empfehlen und drängend rathen, nur die gefährlichsten Häupter zutreffen und sich nicht vom ersten Schreck in Fanatikerwuth jagen zu lassen, werden sie von den Machtgenossen überstimmt. Keine schwächliche Schonung, mahnt Carnot; „Den Tod Allen, die sich verschworen haben, uns zu töten: so wills das Gesetz der Vergeltung, ohne dessen Strenge der Jakobinergeist nicht zu besiegen ist. "Carnot will die Erinnerung tilgen, daß er einst selbst dem Wohlfahrt-



Die Zukunft.

ausschuß angehörte. Fühlt sich auch als den Staatsretter, dem derFehlschlag derVerschwörung zu danken ist. Als Barras, nach Bacons Meldung, noch schwankte, hat Grizel, der Einlaß in die Kommunistensekte gefunden hatte, dem Direktor Carnot gezeigt, wie nah die Gefahr schon sei; und erst dieser Bericht des aZent provocateur hat den Haftbefehl erwirkt. Soll das Verdienst solcher Retterthat nun etwa verkleinert werden? Wo Ranch aufsteigt, brennts. Wer Verdächtige schirmt, darf nicht klagen, wenn er selbst verdächtigt wird. Barras hat mehr als einmal den lögerlieutenant Germain empfangen. Der ist, mit Babeuf, in der Rue Bleue verhaftet worden. Am Ende war Barras dem Amsturzplan gar nicht so fern, wie man bisher glaubte? In seinen (vonDuruyher--ausgegebenen) Memoiren hat er erzählt, mit welchem Aufwand von Theatereffekt das Geraun im Direktorium bestattet wurde. „Wagt nur, mich anzuklagen! Ich fürchte die Anklage nicht: ich fordere sie. Vor dem Rath der Fünfhundert werde ich sprechen und zeigen, wer unter uns die Würde des Amtes vergessen und mißbraucht hat.“ In seiner Stimme fühlt er „die Macht des reinen Gewissens“. And die Gegner erwägen, ob sie einen Mann, der so viel mitansah, zur Verzweiflung treiben dürfen. Das Land, heißts dann, will Ruhe; nur Royalisten und Anarchisten wollen uns durch Zwietracht trennen. Barras lächelt wieder. „Wir versicherten einander wohlwollender Hochachtung und schlossen die Sitzung.“ In Vendome wird gegen Babeuf und Genossen verhandelt. Sie wehren sich wie Löwen, schreibt Barras; erklären, daß sie fürs Vaterland, für die ganze Menschheit den Tag der Freiheit bereiten wollten, nennen ihre Ankläger die Schande der Nation und singen am Schluß jeder Sitzung die Marseillerhymne. Die Fünf, die der „einen und untheilbaren Republik“ vorsitzen, sehen mit ungleichen Gefühlen auf dieses Gerichtsschauspiel. Letourneur meint, das Tribunal dürfe die Frechheit der Angeklagten nicht dulden; Barras findet die Richter voreingenommen und den Brauch, Angeschuldigte wie Verdammte zu behandeln, unwürdig und mit dem staatlich anerkannten Menschenrecht unvereinbar. Carnot hat erfahren, daß ein Geschworener aus Vendome nach Paris gekommen sei; die Polizei kenne ihn als Terroristen, wisse, daß zwischen den Angeklagten und ihrer hauptstädtischen Gemeinde Briefe gewechselt worden seien und am zehnten Floröal des Jahres V ein Aufstand versucht werden solle. Von allen Seiten ströme die unruhige Jugend nach Paris. Man müsse das Gerichtsverfahren



Der Urblock.

173

beschleunigen, das hoffentlich mit einer harten Massenverurtheilung enden werde. Im Prairial werden Babeuf und Darthe zum Tod, sieben Gefährten zur Deportation verurtheilt, dreiundfünfzig aber freigesprochen. Carnot nennt das Nrtheil ein Dokument der Schande und sagt voraus, daß die freigelassenen Kommunisten sich zu neuer Verschwörung schaaren werden. Am achtundzwanzigsten Mai wird Babeuf guillotiniert. Der aus Frankreich verbannte Filippo Buonarotti schreibt die Geschichte der Verschwörung. Noch im Jahr 1797 wird Carnot als Royalist verdächtigt und, wie die Sieben von Bendome, zur Deportation verurtheilt. Er flieht nach Deutschland und enthüllt in einer Rechtfertigungsschrift das schimpfliche Treiben der Genossen vom Virectoire. Von den Kommunisten hört man nichts mehr. Ein Akt der Staatskomoedie ist ausgespielt. Babeuf hat muthig gelebt und ist muthig gestorben. Hinter dem übers römische Normalmaß noch hinauslangenden Größenwahn des Volkstribunen barg dieses Hirn einen festen Glauben. Der ferne Betrachter darf den Gracchus aus Saint-Quentin nicht sehen, wie ein um seinen Direktorensitz bangender Barras ihn sah. Alle Menschen, hieß es, sind frei, haben gleiche Rechte und über ihnen waltet, als einzige Gottheit, die Allvernunft. Wer mit ernstem Sinn dieser hell klingenden, froh stimmenden Botschaft nachgrübelte, mußte bald merken, daß sie hübsche Worthülsen bot, doch nur der Kurzsicht den Zustand, den sie verhieß, vorgaukeln konnte. Ist der Mensch frei, den Armuth zwingt, vom Nächsten die Möglichkeit des Broterwerbes zu erbitten? Ist dieser Nächste, der ihm die Arbeitsmittel gewährt oder weigert, auskömmlichen oder elenden Lohn bewilligen kann, in der gemeinen Wirklichkeit sein Bruder? Nein. Wo der Besitz verschieden ist, darf der zur Vernunft Aufblickende nicht von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit reden; bleibt jedes Gesetz, das die Gleichheit der Rechte vorschreibt, ein Werkzeug der Volksbetrüger. Wenn dem Reichen das Ererbte oder Erworbene genommen ist, privates Besitzrecht nicht mehr gilt, Allen Alles gehört und die Gesellschaft die Gelegenheiten und Mittel zur Arbeit ohne Ansehen der Person vertheilt: dann erst kehrt die Gleichheit des Zustandes wieder, den entartete Sitten verdorben haben. Der Geheimbund der ^Mux wollte Schlagwörter in wirksame Staatsmächte wandeln und hätte, wenn er nicht von geldgierigen Schnüfflern verrathen worden wäre, aus dem Gewimmel der Untüchtigen ein starkes Heer rekrutiert. Denn der Untüchtige, der höchstens ins Mittelmaß Passende kann nur eine Gesellschaft-



176 Die Zukunft.

formwünschen. die dem besser Begabten den Aufstieg wehrt; erfüllt, daß die Rechtsgleichheit, die im Grundgesetz steht, ihn nicht vor der Gefahr schützt, dem kräftigeren Konkurrenten weichen zu müssen, und ist erst zufrieden, wenn die Verschiedenheit der Wesensanlage und Lebensleistung nicht mehr den Rang bestimmt. Alle Menschen, spricht er, sind gleich begabt; daß Durand weiter kam als Dupont, ist die Folge eines Rechtszustandes, der dem listigen Räuber mehr nützt als argloser Redlichkeit. Verbiethet ihn, befiehlt, daß jedem Bürger Arbeit und Lohn von der Gesellschaft (also von der Majorität der Antüchtigen) zugemessen werde: und schnell wird sich zeigen, daß Durand eben sowenig leistet wie Dupont. In dem Oiscours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes hat Rousseau ja gesagt, daß der Mensch im „Naturzustand“ gesund, gut, glücklich war und erst krank, schlecht und elend wurde, seit er Eigenthum erwerben konnte. „Ihr seid verloren, wenn ihr nicht bedenkt, daß die Frucht Allen, der Boden Keinem gehört.“ Vor Gott, lehrten schon die Heiligen Bücher der Juden und Christen, sind alle Menschen gleich; setzt man auf Gottes Platz die Vernunft, so muß die Gleichung noch immer stimmen. Und sind die Menschen gleich, dann gebührt das Bestimmungsrecht der Mehrheit. Die beschließt, was geschehen muß, was nicht geschehen darf, und bestellt dem Staate die Hüter. Ihr sagt, sie kenne das Staatsgeschäfte nicht und könne drum nicht ahnen, welche Erfahrung und Fähigkeit zur Leitung solches Geschäftes eignen? Wenn sie herrsche, müsse es im Staat zugehen wie in einem von Schornsteinfegern geleiteten Handelshaus? Kindergeschwätz. Alle Menschen sind gleich: alles Nether stammt aus dem Brauch, Einzelne Besitz und damit Nebermacht erwerben zu lassen. Irland wäre noch heute die Heimat!) freier und glücklicher Menschen, wenn das dem Häuptling verliehene Recht, seinen Viehbestand zu erweitern, nicht das Gehege des Stammeskommunismus durchlöchert hätte. Ein ehrlicher Jakobiner war sich des rechten Weges bewußt und ließ keinen Zweifel ins Hirn kriechen. Lazare Carnot war, seit er von den Girondisten nichts mehr hoffte, in jeder Entscheidungsstunde mit den Jakobinern gegangen, im Florapavillon, als eins der zwölf Häupter des Wohlfahrtausschusses, trotz manchem Zank mit Robespierre, der Träger ihres Vertrauens gewesen, stets aber bereit geblieben, mit jedem Starken seine « part » zu machen. Guizot nennt ihn „soehrlich, wie ein schwatzsüchtiger Fanatiker sein kann“, vor der Revolution: Hauptmann im Ingenieurcorps; nach dem



Der Urblock.

177

dreizehnten Vendémiaire: Mitglied des Direktoriums. Ein so rasch Beförderter lernt rasch auch anders sehen. Carnot war zu klug, um nicht zu erkennen, daß Babeufs Sieg Frankreich in hilflose Ohnmacht zerren müsse. Mit dem Pöbel, der ihm Geld, Waffen und Menschen zum Krieg anbot, wollte er Paktiren; die Verkünder des Tausendjährigen Reiches der Sanftmuth, in dem es weder Eigenthum noch Krieg geben solle, mußte er, als Patriot und als Machterstreber, wie ein giftiges Schlinggewächs mit eiserner Hacke ausjäten. Aber auch Robespierre hätte, wenn ihm im Thermidor Kampf der Sieg geblieben wäre, die Kommunisten nicht geschont noch gar geschirmt. Hätte in dem Tribunen Babeuf den Manu gehaßt, der dem Volk mehr verhiess, als es von den Regisseuren des Rothen Schreckens erhalten hatte, und der, früh oder spät, auf offenem Markt rufen mußte: Der Vernunftanbeter, der Tugendprotz hat Euch mit Gauklerkünsten ums Menschenrecht betrogen! Wenn die französischen Sozialdemokraten nach drei Halbjahrhunderten das Andenken Babeufs feiern und Carnot, der ihn ins Martyrium stieß, geißeln wollten, brauchten sie, um in der Masse Verständniß zu finden, den Blick nicht in die röthlichen Nebel der Schreckenszeit zurückzuschicken. Der Typus des Volksretters, der dem Revolutionär von gestern Mangel an Konsequenz und feigen Verrath vorwirft, ist nicht ausgestorben. Auch Robespierre lebt noch. (Er heißt Jules Guesde und wird dann von deutschen Marxisten, oder heißt Ilean Jaures und wird von deutschen Bourgeois verherrlicht. Wie lange wohl? In Frankreich ist Guesde ein Sektenheiliger, Jaures eine Mode vom vorigen Jahr, Clemenceaus Keltenwitz hat den Kranz des Kammerrhetors zerzaust; und nach dem Eisenbahnerstrike hat Grosclaude, der die pariser Stimmung zu munterstem Ausdruck bringt, gefragt: »Ist nicht endlich Zeit, diese alte Schwatzmühle in den Gerümpelschuppen zu spediren?" Der smi cie Is vertu muß sich bald in neuer Wesenheit verkörpern.) Und Lazare Carnot mag den einen Stümper scheinen, die Aristide Briandemporkletternsahen. „Wollt Ihr Euch vorstellen, wie Schurken die Männer morden, die für die Volksbefreiung ihr Leben wagen, dann schaut auf den Berräther, der heute die Lohnsklaven erdrosselt." Ob der November nicht noch solche Gedenkfeier bringt? Der Schandpfahl, an dem Briand nackt stehen soll, ist schon in den Boden gerammt. Der Versuch, den Abtrünnigen vor dem Staatsgerichtshof des Verfassungsbruches an-



178  
Die Zukunft.  
zuklagen, ist zwar mißlungen. Doch der Bolkszorn kann gegen Aristeides morgen den Bannspruch des Ostrakismos erzwingen. Der junge Herr Briand war, wie Danton, Advokat und sah aus, als solle ein Babeuf aus ihm werden. Der wildeste Genosse ist ihm noch nicht wild genug. Jedes Mittel, spricht er, das die Zwingburg der Reaktion in ihren Grundmauern lockern, das Volk aus den Fesseln des Kapitalismus erlösen kann, muß angewandt werden. Nur feige Seelen erbeben bei dem Aufruf zum Generalstrike. Die Entwicklung der Wirthschaft fordert diese Machtprobe; wer siegen will, darf nicht ausweichen, und wer sie auch nicht auf-schiebt, mindert dem Lohnarbeiter die Möglichkeit endgiltigen Erfolges. Ist die Mehrheit der Hörigen noch zu schlaff, läßt sie sich von Leuten einschläfern, die bei dem Gedanken an Gewaltanwendung schlottern, dann muß wieder, wie so oft schon in unserer Geschichte, eine entschlossene Minderheit den Haufen mitreißen. Wähnt Ihr, der gute Wille der behaglich im Ausbeuterrecht Wohnenden werde, mag das Klasseninteresse noch so laut abmahnen, Eure Lage bessern? Selbst die winzigste Reform wird nur durch Einschüchterung, durch wirksame Drohung erreicht. Lasset die Kohlengräber getrost anfangen. Nicht vierundzwanzig Stunden lang kann ihr Ausstand vereinzelt bleiben; das Bewußtsein inniger Solidarität wird schneller, als die Trägheit heute ahnt, das ganze Proletariat waffnen und von einer Grenze zur anderen das Schlachtgefild dehnen. Jeder Hafenarbeiter wird die kämpfenden Kameraden dadurch unterstützen, daß er kein Kilo fremder Kohle löscht. Die amorphe Masse, die ängstliche Hammelheerde muß überall von muthigen Männern zur That getrieben werden. Die Organisirung solcher Gruppen, in denen der Wille zu schonungslosem Kampf lebt, ist jetzt die wichtigste Forderung. Wovor sollten wir zittern? Vor den Flinten unserer indischen Soldatenrock geknuteten Brüder? Sie hassen, wie wir, den Moloch des Militarismus. Aus Millionen Kehlen haben sie den Ruf gehört: Wenn das Kommando ertönt, auf ausländische Arbeiter zu schießen, ist Eure Pflicht, als Zielpunkte Kopf und Herz der Offiziere zu wählen, die Euch das Verbrechen des Brudermordes zumuthen! Seid sicher, daß sie für Eure Sache fechten werden. Oder wollt Ihr bis ans Lebensende im Joch bleiben und den Orgien des Militarismus etwa gar noch zujauchzen? Nein. Wir brauchen keine uniformirte Schlächterzunft. Wir unterscheiden nicht zwischen gerechten und



«ungerechten Kriegen. Jeder Krieg ist uns ein Gräuel, dem jedes erreichbare Mittel vorbeugen muß. Wir sind fest entschlossen, die Kriegserklärung mit dem Generalstrike zu beantworten; und der Befehl zur Mobilmachung der Truppen giebt uns das Zeichen zur Revolution. Also spricht, vor Allgalliens Ohr, Aristide Briand; in hundert Versammlungen. Ein Demagoge von besonderem Schlag. Der Troß machts wie die Schranzen, die dem König vorgirren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gekribbcl dcr Nnterthanenzsagt der Masse nie, was sie nicht hören will, und rühmt den untrüglichen Instinkt, dem sie in ruhiger Zuversicht folgen dürfe. Briand hat ein anderes System. Empfiehlt sich durch Aufrichtigkeit, die auch Anwillkommenes nicht verschweigt. Singt das Lob der Minoritäten. Die Losung: >tt äieu ni mattre! Das Fcldgeschrei: Furchtlose, erbarmungslose Propaganda der That! Noch sind nicht vier Jahre verstrichen, seit Frankreich seinen Aristeides so sah. Als den Nnerbittlichen, der an der äußersten Konsequenz einmal gefundener Erkcnnniß nie scheu vorüberschlich. Der dem Nnrechtsstaat Todfeindschaft geschworen hat, die Kapitalistenrepublik durch Massengewalt aus den Angeln heben will und den Genossen, die ihren laures zu sanft, fast schon zahnelos finden, zuruft: „Nur wer, wie ich, für den Generalstrike eintritt, darf sich einen Revolutionär nennen!“ Als Herves Bertheidiger, der die Soldaten zur Meuterei verpflichtet. Er wird Minister; und erklärt auf der Tribüne, daß er keinen seiner Grundsätze jemals dem Machtkitzel opfern werde. Ringsum ein Nicken und Lächeln. Waldeck-Rousseau warder Anwalt der größten Ausbeuter, schien selbst der ärgste Sozialistenfeind: und führte dann, ohne sich je in Hitze bringen zn lassen, die neuen Jakobiner zum Sieg. Combes trug die Kutte, ehe er zur Frühstücksmarmelade ein Pfaffenfilet heischte. Millerand war Sozialdemokrat, saß auf der Ministerbank dann neben Galliffet, dem „Meuchler der Geiseln“, und brüstete sich mit Titeln und Orden. Wer an der vollen Krippe sitzt, greift nicht nach der Axt, die sie zertrümmern könnte. Warum solls mit Briand nichtgehen? Gingauch. Sehr gutsogar. Bald wurde geflüstert: Ein politischer Kopf; ein Staatsmann, der sich zur rechten Stunde zu mäßigen weiß und im Kampfgewühl schon bedenkt, daß ihn morgen das Staatswohl zwingen wird, dem Feind von heute sich zu befreunden. Die Achtung der Kongregationen ist an seinen Namen geheftet: und dennoch spricht die hohe und niedere Geistlichkeit von ihm im Ton sympathischer Achtung.



Die Zukunft.

Er hat eine behutsame Hand, die noch an halb verkohlte Pfosten nützliche Fädchen zu knüpfen vermag und heimlich die durch Clemenceaus fahrigte Effektpolitik entstandenen Knitterfalten ausbügelt. Er wird Ministerpräsident. Der Sozialdemokrat; der Führer des Zroupe antimilitariste. Lernt Frau Marianne nun endlich das Fürchten? Sie freutsich; erwartet sich das lustigste Fest. Ein himmlisches Spektakel für ein blasirtes Volk von Genießern. Am Paradedag sitzt Briand neben dem Präsidenten der Republik, drechselt den Truppenführern Komplimente, preist die Mannszucht als das unentbehrlichste Gut der Nation. Und jeder Nniformirt weiß: Der mit dem Schnurrbart da oben hat uns hundertmal ermahnt, im Straßenkampf die Waffe gegen unsere Offiziere zu kehren, und feierlich gelobt, im Kriegsfall durch revolutionäre Abwehrbewegung, durch Generalstrike und Massenaufstand uns an der Erfüllung der Dienstpflicht zn hindern. Der ist jetzt unser höchster Chef. Ein Schauspiel für Götter; und für Pariser, die ihre Institutionen kaum noch ernst nehmen und keinem politisier, Neberzeugung und Grundsätze zutrauen. Der Ministerpräsident wirkt, wenn er das Wort nimmt, weniger oft durch Wirbelwinde als durch blanke Logik und kühle Nüchternheit. In seiner ersten Programmredc warnt er, in Perigueux, vor neuer Zerklüftung; nennt die Sehnsucht nach innerem Frieden den Herzenswunsch der Nation; fordert alle ehrlichen Republikaner auf, alten Groll zu vergessen und sich zu gemeinsamer Arbeit fürs Vaterland zu schaaren. Und ist vom nächsten Tag an der Vertrauensmann aller ruhigen Rentner, die Frankreich schon in Anarchie gleiten sahen, aller aufrichtigen Freiheitfreunde, die der Stank eines unduldsamen Sektenregimentes längst widert. Naht wirklich das Ende der Jakobinerherrschaft? Kann auch Einer, dem Religion nicht das Trugwerk der Priesterlist, die Ungleichheit der Menschen nicht die Folge staatlich patronisirter Raubzüge ist, in Frankreich wieder frei athmen? Nur Denen um Guesde, um laures, um Combes furcht sich die Stirn. Wohin will dieser Mann, den das Vertrauen der sozialistisch-radikalen Mehrheit auf den höchsten Sitz hob? Leise erst, dann laut und schließlich in gellendem Ausruferton wird an Briands Agitctorenarbeit und Rebellenreden erinnert. Dem zuckt keine Wimper. Sein galant lächelnder Mund, den düster dräuende Augen beschatten, spricht gelassen: Ich habe mich nicht gewandelt, bin der Selbe noch, der auf dem linken Flügel der Volksvertheidiger focht; nur jetzt eben pregiaent äu conseil, der verantwortliche



Der Urblock,  
181

Leiter des Staatsgeschäftes und drum keiner Fraktion unterthan. Antwort und Abwehr? Der lassige Gestus Eines, der eine Mücke wegscheucht; den Stich hat er nicht gefürchtet, doch das Gesumm stört ihn in der Arbeit. In jeder Redefast wiederholters: Ich bin un- verändert; aber das Land will Ruhe und braucht die Mitarbeit Aller, denen das Gedeihen der Republik der Leitstern ist, und ich bleibe auf meinem Platz, so lange eine Republikanermehrheit für mich stimmt. Da beginnt der Eisenbahnerstrike. Ein aus bewußtem Willen zur Revolution geborenes Handeln. Die Lohnwünsche der Arbeiter sind schon erfüllt oder der Erfüllung nah; die Regierung ver- handelt mit den Ausländern und erklärt sich bereit, jede ausreichend begründete Forderung beider Bahngesellschaften zu vertreten. Damit ist der herrschsüchtige Syndikalismus nicht zufrieden; ihm kommts auf die Machtprobe an. Die Rechtsräuber, die der Bodenwucher, die erpreßte Rentenmästet, sollen in ihrer Fron festc alle Schrecken der Belagerung kennen lernen. Auf allen Gleisstrecken wird, in Ost und West, die Rückkehr in die bewährte Mode des subo- tage empfohlen, die zwar die unnöthige Zerstörung des Industrie- materials verbietet, es aber für die Dauer der Ausstandszeit un- brauchbar machen will. Eine feine Anterscheidung. Warum eine Dynamomaschine zerbeulen, zerstören, wenn man sie gemächlich de- montiren und unentbehrliche Theile in sicheren Versteck schaffen kann? Wozu eine Lokomotive mühsam zertrümmern, wenn man ihrem Bauch die Kohlenspeise entziehen und durch falsche Signale den Schienenstrang sperren kann? Tage lang rollt kein Zug aus dem Gewölb der Kopfstationen. Durch Drohung werden die zum Strike bruch Willigen ferngehalten; die durch Worte nicht einzu- schüchternden mit Hieben und Püffen in die Pferche heimgetrieben, aus denen der Hunger sie zur Notharbeit rief. Ist Frankreich von der Nachbarschaft abgesperrt, ohne die Möglichkeit zu Einfuhr und Ausfuhr, sieht es seine Ostflanke wehrlos der Invasion ausgesetzt und stockt der Puls seiner Wirthschaft, dann muß es merken, wo die Macht wohnt, und die Massen befriedigen, von deren Launc Le- ben und Tod abhängt. Das ist kein Ausstand, der bessere Arbeits- bedingungen erwirken, ist einer, der auf ungebahntem Weg zu neuer Vertheilung der politischen Macht führen soll; ist Revolu- tion. Briand fühlt's; und läßt seinen Drang von zaghafteren, um ihre Politikerzukunft, ihre einträglichen Mandate bangen Kabi- netsgenossen nicht eine Minute lang hemmen. Aristides wird Drakon. Die Haupthetzer, die beim SabotaZe Abgefaßten werden



Die Zukunft.

verhaftet, die Strikebrecher mit der Waffe geschützt, die von der Militärpflicht nicht freien Ausständigen zum Wehrdienst einberufen und, als Soldaten, durch die Kommandogewalt zu dcrArbeit gezwungen, die sie, als demSyndikatgehorsameCivilisten.eingestellt hatten. Wüthend heult dieDemagogenschaarauf. Gerade solchenStrikehatjaBriandstetsgefordert; wenns nach ihm ginge, müßten in allen Gruben, Hütten, Fabriken jetzt die Arbeiter sich den Eisenbahnern anschließen; dann hätten wir den Generalstrike, den er ersehnte und in dem jeder republikanische Soldat zu Meuterei verpflichtet wäre. Briands Agitatorenreden werden abgedruckt, auf Riesenplakaten an die Straßenecken geklebt. „Oeclsrations cle ^Vi. le prösiclent ciu congeil,“ Nur Drohung und Einschüchterung sichert demLohnarbeitervolkErfolge. DerBefehl zurMobilmachung ist das Zeichen zur Revolution. Der Soldat muß auf die Offiziere schießen, die ihm ausständigeArbeiternlsKugelzielzeign. Die ganze Leier. Der Ministerpräsident wankt nicht. Läßt die Plakate kleben. Kann, wie derWeltenschöpser,am siebenten Tag ausruhen: Frankreich ist wieder in Ordnung und ringsumAlles gut. Nnd da erinderKammer mitInterpellationen undvonderneuen ^ontaZne her mit Schmähung überschüttet wird, spricht er, am neunundzwanzigsten Oktobertag, der Sozialdemokrat, der Revolutionär, des tollkühne Wort: »Ich werde Ihnen, meine Herren von der äußerstenLinkcn, Etwas sagen, dasIhrenNnwillenvielleicht bis zum Siedepunkt erhitzen wird. Wenn im Angesicht einer dem Vaterland drohenden Gefahr das Gesetz nicht die Möglichkeit geboten hätte, die Grenzen des Landes zu schützen und dadurch'dasLeben derNation zu verbürgen, dann wäre dieRegirung.um sich das Verfügungsrecht imBereich der Eisenbahnen, also eines wichtigen Werkzeuges der Landesvertheidigung, zu wahren, gezwungen gewesen, ungesetzliche Mittel anzuwenden. Das hätte sie gethan; die Stimme der Pflicht hätte sie auf diesen Weg gedrängt.“ (Zwischenspiel: Kaum ist das Wort, das den Muth zu ungesetzlichemReichsschutz bekennt, demMund entfahren: da brüllt der stämmige Genosse Colly auf: „Laßt mich den Diktator erwürgen!“ Genosselaurös hält,mitAndcrertzilfe, den rasenden Hünen und ruft ihm zu: „Wenn Du ihn prügelst, ist er gerettet!“ EinMusterbeispicljakobinischerGeistesart.DerStreckenarbeiter, Schaffner, Zugführer, der Eiscnbahnmaterial für eine von feiner Willkür bestimmte Frist unbrauchbar macht, muß straflos bleiben; denn dasGcsctz giebt ihm dasRecht zuKoalition undAus-



Der Urblock.  
stand und kein Buchstabe beschränkt die Wahl der anzuwendenden Mittel. Der Abgeordnete darf dem Minister, dessen Rede ihn ärgert, die Kehle zudrücken; nur die Erwägung des möglichen Nutzens oder Schadens, nicht die Pflicht zu legalem Handeln, darf von solchem Neberfall abhalten. Das Regirungshaupt. indemauch nur der Gedanke keimt, im äußersten Nothfall könne die Stimme des Reichsinteresses die Frage nach der Legalität einer Maßregel übertönen, ist des schlimmsten Verbrechens schuldig.) Eine Stunde lang tobt der Sturm. Steht Briand, vor dem knirschenden, heulenden, fuchtelnden Haufen, auf der Tribüne. Verräther, Diktator, Gauner, Strolch: kein Schimpf wird ihm erspart. Bleich steht er; aber sein Blick ist ruhig. Seine Vergangenheit, Alles, wofür er Jahre lang gekämpft hat, speit ihm aus dem Geifermund entfremdeter Kampfgenossen Verachtung ins Antlitz. Nnd ein seiner Nerven minder Sicherer würde sich fröstelnd nun fragen, ob das unpopuläre Trutzwort nicht auch die Gruppen von ihm wegsprengen könne, ohne die feine Mehrheit unhaltbar ist. Briand bleibt ruhig. Er weiß, daß er wider die Bereiter der Anarchie im Lande die Mehrheit für sich hat; und für das Land diktirt er, da er sich in der Kammer nicht Gehör schaffen kann, den Stenographenden Schluß seiner Rede. Dann geht er unbesorgt, unbehütet heimwärts und sagt heiter zu den Reportern, die einen Verstörten erwarten: «Wenn ich den Diktator spielen soll, muß ich zunächst reiten lernen; morgen will ich mich nach einem Rappen umsehen.» Die nächste Sitzung bringt die Anklage in den ehrwürdigen Formen französischer Gerichtssprache. Die fünfnndsiebenzig Sozialdemokraten, in deren Reihen er so lange saß, zeihen ihn frechster Rechtsbeugung, schamlosen Gesinnungschachers und erklärendem Handeln habe im Proletariat Zorn und Ekel geweckt. Vorher schon nannte Jaures ihn einen nach der Caesarenrolle lüsternen Hanswurst, den das Votum der Mehrheit flink in den Kehrriht fegen werde. Er schweigt. Hat nur am Anfang der Sitzung gesprochen. Mehr im Ton des Melodramas als sonst. „Betrachtet meine Hände: kein Tröpfchen Blut hatsie befleckt. Ihre Stimmzetteln können das Leben des Diktators enden. Entziehen Sie ihm die Zeichen Ihres Vertrauens: und machtlostritt er vom Schauplatz. Die Regierung, die reaktionär gescholten wird, legt ihr Schicksal in Ihre Hände. Nur Eins erbitte ich: lassen Sie uns im Sonnenlicht, nicht in einem Kellerloch sterben.“ Das Wort, das gestern den Sturm entfesselte, war der unkluge Ausdruck einer vermeidbaren Hypothese; «une



184  
Die Zukunft.  
imprucZence". Keiner glümbts. Jeder möchte beschwören, daß Bri-  
and auch gestern sprach, wie er sprechen wollte. Doch die Bescheiden-  
heit des Taktikers wirbt unter den Zaudernden Stimmen; M gegen  
Briand, 388 für ihn. Sieger. Der Bourgeoisie der Retter der Repu-  
blik. Allen, die Etwas zu verlieren haben, der Messias im Bürger-  
gewand, der Frankreich aus der Gefahr schleuniger Desorganisa-  
tion riß und den widernatürlichen Bund mit den Sozialisten löste.  
Die Hoffnung, der Hort, das flecklose Panier aller guten Franzosen.  
Muß diesen Mann gemeine Machtgier zum Wesenswandel  
getrieben haben? Weil er die Terminologie am Schnürchen hat,  
glaubte, wie in jedem Bezirk mancher Andere, die Sache zu kennen.  
Spät erst entschleierte sich ihm die Wirklichkeit. Frankreich braucht,  
zwischen wehrhaften Staaten, ein Heer; und nur straffe Manns-  
zucht, die blind gehorchen lehrt, kann die zur Landesvertheidigung  
taugliche Maschine bedienen. Frankreich darf, neben klug ge-  
leiteten Industriestaaten, bei Gefahr rascher Verarmung und un-  
heilbaren Siechthums nicht in das Elend des Kommunismus  
sinken. Nureine kommunistische Gesellschaftsordnung aber, die dem  
Nütchtigen den Kampf ums Dasein erspart und an Besitz, Rang  
und Recht ihm das Selbe beschert wie dem Tüchtigsten, vermag  
dem Massenwunsch, dem Trachten der Mehrheit, die nie Elite  
sein kann, zu genügen. Wer weniger bietet, läßt Wassertropfen in  
glühenden Stein sickern. Sah Rousseau nie, daß auf der selben  
Waldscholle ein gesunder Baum starke Aeste himmelan streckt, ein  
Krüppelchen kaum übers Kindermaß hinauswuchs? Nicht Gleich-  
heit: Angleichheit zeigt uns, grausamen Zwang zur Auslese des  
zu Leben und Fortpflanzung Brauchbaren offenbart dem Blick in  
jedem Revier die Natur. Dürfen wir uns vermessen, sie zu meistern?  
Aus allen Winkeln dieses schönen Landes dampft von Fieber-  
schweiß und erhitztem Athem. In allen Gewerben langt der Arm  
nach der Macht, die dem Kopf gebührt. Fraglich ist nur noch, ob  
der Staat in der Stunde eines Rausches, der auch die Wächter  
umfängt, zertrümmert oder langsam ausgehöhlt und entmachtet  
werden soll. Die Bourgeoisie will das Proletariat, das Proletariat  
die Bourgeoisie prellen. Wir können, heißtshüben und drüben, eine  
weite Strecke zusammengehen. Doch der wohlhabende Bürger fängt  
zu fühlen an, daß der Weggenosse ihm, Stück vor Stück, die Besitz-  
rechte entwindet; das Syndikat, die donteäeration Oöneräle äü ti.a-  
vail, zur höchsten Instanz im Staat macht; die Brut in der Vcr-



Der Urblock,  
achtung des Vaterlandes aufzieht. Das Proletariat? Daß Mo-  
narchisten und Klerikale morgen die Republik würgen und eine  
schwarze Tyrannei einsetzen werden, wird es nicht ewig glauben.  
Kleine Bissen sättigen nicht. And wenn Ausgehungerte sich auf  
volle Schüsseln stürzen, verhallt der Mahnruf zu weiser Mäßi-  
gung. Was ist bis heute denn dasErgebnißderBlockpolitik,dicin  
der Wirrniß des Dreyfushaders einer gefährdeten Partei das  
Löffelrecht wahren sollte? Ein tiefer Spalt im Stamm des natio-  
nalen Lebens. Die Willkürherrschaft derHorden, die von schlaunen  
Beutejägern gedrillt wurden. Die Anwendung derSaboteurine-  
thode auf die Politik: alle Materialien und Einrichtungen des  
Staates werden noch nicht zerstört, doch für die Zeit des gerade  
anhängigenBesitzrechtsstreitesunbrauchbar gemacht. Währtdic-  
serZustand fort, dann wird Frankreich wehrlos; verliertseine Ko-  
lonien, seine Land-und Seemacht, seinen Welthandel, den Ertrag  
der Luxus- und Fremdenindustrie. Wird rerf für die Sociale, den  
täglich nach derMelodie des Lampionliedes besungenenNmsturz,  
Wollt Ihr Frankreich, so müßt Ihr die Scheidung der Geister  
wollen. Katholisch oder gottlos, liberal oder radikal: das Vater-  
land heischt die Kraft aller Söhne^ die das Interesse an seine Er-  
haltung band. Die »trunkenen Sklaven", die Gambetta in ihre  
Höhlen zurückpeitschen wollte, leben noch unteruns. NndBabeuf  
geht wieder um... Ein Erleben, das aus demKneipenkonvcnt an  
die Spitze des Reichsdirektoriums führt, kann auch denRedlichcn  
zweifeln lehren, ob Allen der selbe Rechtsanspruch zieme.  
FürBabeuf warCarnot,fürlauresnnd Genossen istBriand  
der Verräther. Im Sinn des Massenhöflings ists Jeder, den die  
Erhaltung des Staates, auch eines unvollkommenen, und seiner  
Wehrkraft wichtiger dünkt als die BescheinigungzäherPrinzipien-  
treue; Jeder, der nicht gewiß ist, daß ohne den Glauben an loh-  
nende, strafende Götter, ohne Willenszwang, ohne den Sporn,  
den die Suchtnach Besitz und Geltung dem Ermattenden eindrückt,  
die entfesselte, gekrönte Menge die dem Staatswohl unentbehr-  
liche Arbeit leisten wird. „Die Revolution ist ein Block, von dem  
man nichts abbröckeln darf": sosprachHerrClemenceaueinst;und  
befahlals Regent dann, auf rebellischeArbeiterzu schießen. Schon  
ahnt Frankreichs Genius den nahen Wechsel der Mode. Will  
Deutschland mit abgelegtem Parisertand den Siegerleib putzen?  
KS,



186 Die Zukunft.

William James.

Am achtundzwanzigsten August ist der große amerikanische Psychologe William James in seiner Heimath gestorben. Sein Name ist in den letzten Jahren bei uns besonders viel genannt worden; am Meisten in Verbindung mit der von James zwar nicht erfundenen, aber sehr energisch vertheidigten neuen philosophischen Methode, die unter dem Namen „Pragmatismus“ von Amerika herübergekommen ist. Ich habe selbst zur Bekanntmachung dieser Denkrichtung in Deutschland Einiges beigetragen und mich über Wesen und Werth des Pragmatismus mehrmals ausgesprochen (auch in der „Zukunft“ vom zehnten Oktober 1908). Heute aber, wo es gilt, die Summe von James' Lebensarbeit zu ziehen, habe ich den Eindruck, daß man über den Pragmatiker James den Psychologen zu sehr vergißt. James war aber vor Allem einer der besten Kenner und Erforscher des menschlichen Seelenlebens. Hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Wenn man James' Bedeutung für die Geistesgeschichte der Menschheit verstehen will, so muß man zunächst den Psychologen ins Auge fassen.

James ist, ähnlich wie Wundt, von der Medizin her zur Psychologie gekommen. Er hat mehrere Jahre hindurch Anatomie und Physiologie vorgetragen und das Leben von seiner physischen Seite her zu erforschen gesucht. Er sah aber ein (und auch hierin hat er Aehnlichkeit mit Wundt), daß die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise immer nur die Außenseite der Lebensvorgänge zu erblicken vermag. Wer in die Tiefe dringen und das Leben da erkennen will, wo es nicht nur betrachtet und erforscht, sondern wirklich gelebt wird, der muß den Standpunkt ändern und von innen heraus den Lebensprozeß da zu erfassen suchen, wo er einzig und allein lebendige Wirklichkeit ist. Das heißt aber nichts Anderes als: Das Leben kann in seiner vollen Eigenart nur von der seelischen Seite her verstanden werden. Das erkannte James und wurde, nachdem er bereits „die Mitte seines Lebensweges“ überschritten hatte, zum Psychologen. Damit aber hatte er das Gebiet gefunden, das seiner wissenschaftlichen und menschlichen Eigenart am Meisten entsprach. Amerikanischer Wirklichkeitsinn, ein kraftvolles Temperament und eine wahre Sehergabe im Schauen und Darstellen seelischer Vorgänge machen James' psychologische Schriften zu einer eben so reizvollen wie mächtig anregenden und gründlich belehrenden Lecture.

Wer den ganzen James mit all seinem Temperament und mit seinem in die Tiefe dringenden seelischen Blick kennen lernen und



William James.

187

auf stich wirken lassen will, Der muß zu seinem grundlegenden aus-  
führlichen Werk, zu den zweibändigen "Principles of Psychology" (erschienen 1890) greifen. Leider ist dieses Werk nicht ins Deutsche  
übersetzt worden. Nur von dem Auszug, den James einige Jahre  
später als "Textbook of Psychology" veröffentlichte, ist kürzlich eine deutsche Aus-  
gabe erschienen. Aber in diesem textbook hat James, wie er im  
Vorwort selbst sagt, nicht nur alle Citate, sondern auch die ganze  
Polemik des größeren Werkes weggelassen. Doch gerade in diesen  
polemischen Bemerkungen liegt oft ein großer Reiz und eine große  
Kraft. Man lese, zum Beispiel, wie James über Herbarts Vorstel-  
lung-Mechanik oder über Hegels Begriffs-Dialektik urtheilt: und  
man wird sehen, wie viel positiver Inhalt in dieser temperament-  
vollen Kritik steckt.

Von den vielen neuen Auffassungen seelischer Vorgänge, die  
man bei James findet, will ich nur eine hervorheben, die aller-  
dings grundlegend ist. Ich meine James' Lehre vom "Strom des  
Denkens" oder, wie er es in der kleinen Psychologie ausdrückt, vom  
Strom des Bewußtseins". Schon Wundt hat den überaus wich-  
tigen Gedanken ausgesprochen, daß alles Psychische uns niemals  
als ein ruhendes, beharrendes Sein, sondern immer nur als  
ein in steter Veränderung befindliches Geschehen gegeben ist. Diese  
Eigenart alles Seelischen ist von maßgebender Bedeutung für die  
Methode der Psychologie. Man darf hier nie von stabilen Gegen-  
ständen, sondern muß immer nur von Vorgängen sprechen. Das  
Selbe meint auch James mit seinem "Strom des Bewußtseins";  
aber er meint noch etwas mehr.

Das Seelenleben ist für James nicht nur ein Geschehen, das  
in der Zeit verläuft, es ist zugleich lebendige, auswählende, von  
einem Ich ausgehende Thätigkeit, eine Entfaltung von Kräften,  
die Richtung haben und Richtung geben. In dieser konkreten und  
aktivistischen Auffassung des Seelenlebens berührt sich James be-  
sonders nah mit Henri Bergson, dessen Philosophie er in einem  
seiner letzten Werke "The Creative Evolution" (1909) eben so begeistert  
wie geistvoll charakterisirt hat. Was Bergson "la durée",  
die wahre Dauer nennt, das bloß zeitliche, aber dennoch lebendig  
inhaltvolle seelische Geschehen, das schneeballartig alles Vergangene  
in vollkommener Durchdringung in sich enthält und als schöpfe-  
rische Entwicklung immer Neues, Unvorhersehbares hervorbringt,  
Das ist so ziemlich dasselbe wie James' "Strom des Bewußtseins".  
Die konkrete und aktivistische Auffassung des Seelenlebens:  
Das ist der Grundzug von James' Psychologie und zugleich die Er-  
klärung für seine religiöse und philosophische Weltanschauung. Das

17



Die Zukunft.

Konkrete besteht darin, daß James die seelischen Vorgänge in ihrer vollen individuellen Bestimmtheit und individuellen Färbung als persönliche Erlebnisse anschaut und darstellt und sich davor hütet, die Auffassungen und Zergliederungen des Psychologen in das seelisch: Erlebnis; selbst hineinzuschmuggeln. James nennt dieses von den meisten Psychologen unbewußt geübte Verfahren „1'Ke ?sycKoI«Kists fallacy", den Trugschluß oder die Fehlerquelle des Psychologen, und sein ganzes Buch ist eine energische Bemühung, diesen Fehler zu vermeiden.

Diese konkrete Auffassung giebt zunächst seinen psychologischen Beschreibungen eine ganz unvergleichliche Lebendigkeit, Klarheit und Realität. Je tiefer sich nun James in diese Betrachtungsweise des Seelenlebens versenkte, desto deutlicher ging ihm die Verschiedenheit des Seelischen vom Körperlichen auf, desto weniger konnte er im Glauben an selbständige übernatürliche geistige Mächte etwas Widersprechendes finden. In der That bekennt sich denn auch der vom Haus aus religiös veranlagte Mann in seinem religion-psychologischen Werk, in den „Varieties of religious experience", offen zum Supranaturalismus. Aber auch in diesem Werk ist die psychologische Leistung das Wichtigste. James breitet auf Grund von Bekenntnisschriften moderner amerikanischer Sektengründer einen Reichthum des religiösen Erlebens vor uns aus, von dem wohl die wenigsten Leser vorher eine Ahnung hatten. Das Buch bietet also auch Dem, der nicht auf dem philosophischen Standpunkt des Verfassers steht, eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube für die Psychologie der Religiosität.

Die aktivistische Auffassung des Seelenlebens besteht darin, daß für James alles seelische Geschehen, das Wahrnehmen, die Erinnerung, die Phantasiethätigkeit und die Gefühle in letzter Linie immer als Werkzeuge des Willens zu deuten und als auf Thätigkeit gerichtet zu denken sind. Besonders klar und zugleich besonders lebenswürdig kommt diese Auffassung in James' Ansprachen an Lehrer, in seinen „Wicks and Wicks" (1899) zum Ausdruck. Dieses Buch, das unter dem Titel „Psychologie und Erziehung" auch deutsch erschienen ist, scheint mir am Besten geeignet, in James' Gedankenwelt einzuführen.

Die konkrete Auffassung des Seelenlebens hat James schließlich zum Pluralismus und die aktivistische zum Pragmatismus geführt. Die Welt ist uns als bunte Vielheit, als unendliche Mannichfaltigkeit gegeben. Die Einheit des Universums ist dem Menschen als Aufgabe gesetzt, darf aber keineswegs als Voraussetzung oder gar als Urthatsache gelten. Die Vereinheitlichung herbeizuführen



William James.

189

führen: dazu braucht es einer Philosophie der That; und diese will der Pragmatismus schaffen. So ist der tiefdringende Psycho» löge allmählich zum Schöpfer einer lebendigen und Leben fördernden Philosophie geworden.

William James war durch und durch Amerikaner. Bei aller Hochachtung vor der europäischen Wissenschaft war sein Ehrgeiz, nicht nur zu empfangen, sondern auch zu geben. Charakteristisch dafür sind einige einleitende Worte in der ersten seiner Gifford» Vorlesungen, aus denen das erwähnte religionpsychologische Buch besteht. „Für uns Amerikaner“, sagt er da, „ist es eine vertraute Erfahrung, von europäischen Gelehrten Belehrung zu empfangen. Ans scheint nur natürlich, daß wir zuhören, wenn Europäer sprechen. Die entgegengesetzte Gewohnheit, selbst zu sprechen, während Europäer zuhören, haben wir uns noch nicht zu eigen gemacht. Aber wenn der Strom einmal von Westen nach Osten zu fließen begonnen hat, so lassen Sie mich hoffen, daß ers auch weiterhin thun wird.“ In der That hat sein Ruf und seine Persönlichkeit eine solcheAnziehungskraft erworben, daß eine nicht geringe Zahl von deutschen Studenten ein oder zwei Semester auf der Harvard Aniversity zubrachte, wo James bis vor wenigen Jahren Psychologie vortrug.

Mit deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft war James innig vertraut. Nicht selten begegnet man deutschen Wörtern in seinen Schriften und manchmal citirt er eine Stelle aus Goethes Faust oder ein Epigramm von Lessing. Von deutschen Denkern nennt er im Vorwort zur großen Psychologie ausdrücklich Lotze und Wundt, in seinen späteren Arbeiten öfters Wilhelm Ostwald und besonders Ernst Mach, den er auch einmal in Prag aufsuchte. Ich selbst habe James leider nie persönlich kennen gelernt, wohl aber seit zwölf Jahren mit ihm korrespondirt. Eingeleitet wurde diese Korrespondenz durch einen für mich eben so überraschenden wie erfreulichen Brief, in dem James sich ausführlich über mein Buch „Die Urtheilsfunktion“ aussprach, das ich il)m einige Jahre vorher zugeschickt hatte. Seit dieser Zeit haben wir einander fast alle Publikationen zugeschickt. James' Antworten waren oft nur kurz, denn das Briefeschreiben war, wie er sich einmal mir gegenüber ausdrückte, „comrsrv co mv psvclie“, aber immer interessant und inhaltvoll. So schrieb er mir vor etwa zehn Jahren, er hoffe, noch „bevor« sKuttlinA ott tKis mortsl coil“ seine eigene Philosophie herauszubringen. Nach den Vorlesungen, die er im Frühjahr 1909 in Oxford über das pluralistische Weltbild gehalten hatte, war er durch die vielen Mißverständnisse, denen er 17»



Die Zukunft.

begegnete, recht verstimmt und schrieb mir, er habe die Hoffnung aufgegeben, durch Diskussionen anders Denkende zu überzeugen; man müsse den künftigen Generationen überlassen, die Synthese der verschiedenen Denkrichtungen zu vollziehen. Meinen Aufsatz über die Soziologie des Erkennens, der in der „Zukunft“ am fünfzehnten Mai 1909 erschien, begrüßte er mit warmem Autheil und regte mich an, das dort angeschlagene Thema weiter zu bearbeiten, worauf er später sogar nochmals zurückkam. Seinen letzten Gruß erhielt ich im Juni dieses Jahres aus Nauheim, wo er von einem Herzleiden Heilung gesucht hat. Die Karte war von ihm und Professor Julius Goldstein aus Darmstadt unterzeichnet, aus dessen Feder wir in nächster Zeit eine Uebersetzung von James' Buch „A pluralistic Universe“ zu erwarten haben.

Als die Nachricht von seinem Tode kam, mußte ich an das Wort Heraklits denken: „Der Seele Grenzen kannst Du nicht ausfinden, und ob Du jegliche Straße abschrittest; so tiefen Grund hat sie.“ Auch William James hat die Grenzen der Seele nicht ausgefunden; aber er hat auf dem Wege dazu so manchen neuen Pfad entdeckt und für die kommenden Geschlechter gebahnt.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

^Einleitung in das Marees-Werk.\*)

W^iele Leute, denen man nicht ohne Weiteres Mangel an Bildung und Ueberfluß an Bosheit vorwerfen kann, sind nicht weit davon entfernt, den Reichthum unserer Zeit an Kunstbüchern für einen Unfug zu halten. Entweder fühlen sie sich im Besitz ihrer Kennerschaft oder sie sind so entblößt von lebendigen Beziehungen zur Kunst, daß ihnen Alles, was man durch Lesen lernen kann, geringfügig ,und eitel erscheint. Der Anschein giebt ihnen Recht. Auch dem besten Leser, der Bilder nur durch das Medium der Bücher hindurch ansieht, erwächst kein Vortheil für das Wesentliche; und mancher Freund der Musen verliert sie, weil er sich ihnen nur im Gewande des Gelehrten zeigt, das sie nun einmal nicht leiden können. Auch steht außer Zweifel, daß wir Deutschen seit hundert Jahren reichlich eben so viel Irrthum durch die Druckerschwärze empfangen haben wie Vortheil. Man hat bei uns immer formulirt, bevor genügende Erfahrungen da waren. Es geschah wohl

\*) Aus dem dritten Bande des großen Marses-Werkes, der nächsten bei R. Piper S Co, in München erscheinen wird.



Einleitung in das Marses-Werk.

191

aus einem Ueberschuß an Kraft. Wir waren stets zu jung und gaben uns den Anschein des Alters. Hätte sich die Kraft des Geistes, die man auf die Konstruktion einer unanwendbaren Aesthetik verwandte, auf die Schöpfung von Kunstwerken gerichtet, so wären wir vielleicht das reichste Volk der Erde. Wir haben zu schnell das von außen Empfangene auf unser Inneres bezogen, dachten stets über die Blume nach, statt zu riechen, waren zu arm an Dingen, die unsere Sinnenfreude steigern konnten, zu stolz, um nicht aus der Noth eine Tugend zu machen, und prägten aus unserer Armuth des Leibes einen verehrungswürdigen, aber leider recht einsamen Reichthum des Gemüthes.

Darüber kommen wir so schnell nicht hinweg; und sinnlos wäre, es zu wünschen. Der Versuch, an die Stelle unserer allzu platonischen Kunstverehrung sofort ein Verhältniß zu setzen, das südliche Rassen mit dem Schönen verbindet, würde bei uns aus einem hohen Trieb ein animalisches Begehren machen und uns, so, wie wir sind, um jede ernsthafte Beziehung zur Kunst bringen. Die Tendenz zu solchem Empfinden bedroht seit einigen Jahren die kosmopolitischen Kreise Deutschlands und macht, daß sich in die Freude über die wachsende Freiheit in ästhetischen Dingen das Unbehagen vor dem zweifelhaften Ziel mischt. Der Gedanke, die Kunst lasse sich wie etwas Schönes betrachten und genießen, sagt nicht viel und ist für unsere Zone geradezu ein Aberglaube. Da uns unsere Anlage drängt, auch die Natur nicht mit dem sinnlichen Instinkt allein zu fassen, würden wir der Kunst, die unendlich mehr verlangt, weniger geben als einer schönen Aussicht. An einem gelungenen Bild sind die angenehmen Farben das Geringste. Der physiologische Reiz erreicht nicht einmal die Wollust beim Anblick einer schönen Frau. Welcher Frau würde man mit der ausschließlichen Bewunderung ihrer Formen gerecht? Vor großen Kunstwerken aber heißt die Einseitigkeit sinnlicher Betrachtung nichts Anderes als: männliche Thaten zu weibischem Getändel mißbrauchen. Man könnte fast sagen, das Wort Schön sei in der Kunst unserer Zeit nur da am Platz, wo man es durch Prädikate männlicher Tugenden ersetzen könnte. Tapfer, klug, groß sind plastischere Bezeichnungen und ihre Begriffe haben im Grunde mehr mit dem Wesen der Kunst zu thun. Wie rechte Männer das Lob ihrer Schönheit, wenn man damit ihre Eigenheit bezeichnen will, wie eine Beleidigung zurückweisen, so sträuben wir uns, wenn Hinz und Kunz die Schöpfungen großer Meister mit dem Allerweltwort Schön stempeln. Weil sich das Wort als Bezeichnung solcher Eigenschaften eingebürgert hat, die dem Menschen



Die Zukunft.

und dem Thier angeboren sind, und weil sich nichts mehr gegen der Kunst innersten Sinn kehrt als der Aberglaube, sie gehöre zu jenen. Dies Wort, immer als populärer Laut verstanden, setzt Willenlosigkeit voraus; und Mangel an Willen gehört dazu, um daran auf die Dauer Genügen zu finden. Man ergiebt sich oft der Schönheit wie einem Fatum oder wie einem gefälligen Mädchen, in einem Zustand, der alle nützlichen Eigenschaften des Mannes ausschaltet. Daß bei uns die Kunst nur zur Erholung oder zum Luxus da ist, kommt dieser Auslegung entgegen. Den Einsichtigen aber ist das Kunstwerk nicht eine Sache, die man je nach Laune zu sich nehmen oder von sich wegthun kann. So wenig sie in seinem Dasein etwas Endliches, das durch Zufall entsteht und vergeht, erblicken, so wenig vermögen sie, es aus ihrem eigenen Dasein wegzudenken. Die Begegnung mit ihm greift tief in ihr Leben ein, rührt an die Welt, an die sie bis dahin glaubten, nicht nur an ihre Sinne, nicht nur an ihren Geschmack, nicht nur an das Bischen Kunstästhetik ihrer Mußestunden, sondern an nothwendige Quellen ihres Wohlseins, an alle Bethätigungstriebe, wird Erlebniß. Von der unermeßlichen Fluth von Eindrücken erfassen sie Eins mit rathfroher Theilnahme, suchen es zu fassen: das Werden des Werkes. Vor dem Sein stehen sie in thatenloser Bewunderung. Die Gleichzeitigkeit so vieler Wirkungen in einem Moment, das Porrecht der Bildenden Künste vor allen anderen, die Thatsache reinster und unmittelbar zu uns fließender Essenz des Persönlichen, lastet auf uns eben so sehr, wie sie uns beglückt, und lockt nur, was in uns an augenblicklichen Aeußerungsmöglichkeiten steckt. Aber es bleibt nicht beim ersten Eindruck. Die selten tief gehende, oft qualvolle Ueberraschung, die Schale des Genusses, fällt. Das Fremdartige, das mehr noch als der künstlerische Werth im Anfang wirkte, weicht dem Bewußtsein von Beziehungen des Werkes zu anderen. Langsam weben Erfahrung und der Drang unseres Bewußtseins um den Fremdkörper ein immer dichtereres Netz von Verhältnissen. Und so gelingt es schließlich, das Neue dem Schatz von anderen Werthen, die wir in uns tragen, einzureihen. Es giebt Werke, die aufhören, sobald diese Phase beginnt, und es giebt Menschen, die dann auch mit dem größten Werk fertig zu sein wähnen, weil ihnen nur das Dämmerlicht der Neuheit behagt. Solche Betrachter stehen der Kunst kaum anders gegenüber als einer ihren neugierigen Gaumen kitzelnden Speise. Für Andere beginnt erst dann der Genuß. Ihnen liegt daran, über das Sinnliche des Werkes hinweg in den Organismus des Urhebers zu dringen und so das unsichere Bewußtsein eines glücklichen Zufalls mit dem reicheren Gefühl eines



Einleitung in das Marses-Werk.

193

von ihnen selbst geschaffenen Geschickes zu stützen. Die Sinnlichkeit wird nicht etwa ausgeschieden (die Eingebildeten, die mit ihrem Verstand allein der Musen Gabe zu umfassen meinen, sind im Grunde kaum mildere Materialisten als die Naturburschen, für die der Kunstgenuß zu einer höheren Art erotischer Exzesse gehört) z sie bleibt immer der Anfang. Aber sie verliert die Sonderheit ihrer Wirkung, wird zur fruchtbaren Erde, aus der eine ganz neue Schönheit emporblüht. Deren Wachsthum geht nicht von selbst. Es bedarf sorgsamer Kultur. Nur wenn sich alle intellektuellen, vor« her mehr oder weniger unthätigen Kräfte mit den sinnlichen ver» einen, gelingt der höhere Besitz der Kunst. Den ganzen Organismus zu einem Ziel zu drängen, Fleisch und Geist zu steigern und gleichzeitig zur Einheit zu stimmen: Das bedeutet Erfüllung eines idealen Gebots unserer Gesittung. Schmerzlich entbehren wir in unserer Zeit außerordentlicher geistiger Anstrengungen und zügelloser Vernachlässigung des Körpers solche Erfüllung. Nur die Kunst verbürgt sie; und von allen Künsten keine so vollkommen wie die Malerei. Keine fordert in so vollendetem Gleichmaß die Theilnahme der Sinne und des Geistes.

Wir haben nichts, das wir an die Stelle dieser letzten Gottheit, die uns ewigen könnte, zu setzen vermöchten. Der Völker Sehnen richtet sich auf Sicherung ihrer Habe. Immer strenger umgrenzt die Vertheilung des zeitgenössischen Berufslebens die Thätigkeit. Immer wilder reißt der Kampf brutaler Interessen achtbare Gemeinschaft auseinander. Die Wahlverwandtschaft, von der Goethe träumte, wird zum Spiel des Geldes und unser Stolz zu dem Kynismus, der den unabwendbaren Lauf der Dinge Fortschritt nennt. Das Ideal wird, irgendwie zu existiren. Die Eile unserer Zeit läßt dem Strebsamen gerade noch den Wunsch, von Allem einen kleinen Fetzen abzubekommen; und wenn es selbst dazu nicht langt, giebt man sich mit von Wind geschaffener, von Wind verwehter Einbildung zufrieden.

Um so emsiger regen sich die Diener der Kunst um die bedrohte Göttin. Die Ueberproduktion ästhetisirender Literatur wird nicht allein von dem billigen Eifer schreibender Dilettanten, wenigstens zum Theil auch von einem unbewußten Massen-Idealismus erzeugt, der viele Hände zur Abwehr dunkler Gefahren in Bewegung setzt. Freilich hat die Summe dieser Bethätigungen, von oben gesehen, verzweifelte Aehnlichkeit mit der Behendigkeit der Mäuse, die sich auf geborstenem Schiff ein trockenes Fleckchen suchen. Von den hundert berechtigten Klagen über unsere Kunst wenden sich gut neun Zehntel an die falsche Adresse. Was Folge



Die Zukunft.

ist, wird für Veranlassung genommen. Die Knnstdoktoren erfinden Mittelchen gegen dieses und jenes Leiden unserer Malerei, und Plastik. Man verbessert in dem verfallenen Bau hier und da einen Ritz, stützt eine aus der Richte tretende Mauer, statt die Fundamente zu untersuchen, auf denen das schwankende Gebäude ruht. Den Weiterblickenden ist die Kunst nur ein Symptom für die Kultur unter vielen anderen. In den meisten Ländern verschlingt die soziale Umwandlung des Staates die besten Intelligenzen. Anderen, die noch nicht so weit sind, wünscht man das Selbe, weil nur politisch reifen Völkern eine Zukunft des Geistes winkt. Und von solchen an sich durchaus legitimen Anschauungen gelangt man leicht dazu, die Fürsorge für die Kunst in gegenwärtigen Zeitläuften für voreilig, vielleicht sogar verderblich zu erachten. Und so rückt selbst in dem Sinn ernsthafter Freunde der Kultur die Pflege des Schönen in den Bereich jener Nebeninteressen, die nur gerade gut genug sind, verändelt zn werden.

Nicht solcher Pflege soll das Wort geredet werden. Nur jener Einheit, die wir zu verlieren drohen. Denn sie ist Alles. Wir werden zu sinnlosen Geschöpfen, wenn uns nicht gelingt, zu lernen, was uns frommt. Datz die Kunst die Einigung vollbringen kann, bleibt Doktorweisheit, so lange Niemand außerhalb des engen Kreises Lust zeigt, die Probe zu machen. Vielleicht reizt dazu ein nicht artistischer Begriff: der Mensch im Kunstwerk.

Was uns fehlt, so hört man auf allen Gebieten öffentlichen Lebens, sind grotze Menschen. Je verwirrender das Getriebe um uns wird, desto flammender sehnen wir uns nach Thaten starker Persönlichkeiten. Wenn wir erst sehen, wie Dieser und Iener es gemacht hat, wird es uns auch gelingen. Und wenn auch Das nicht, wenigstens schwindet uns der verseuchende Aberglaube, datz Niemand unseren betriebsamen Schlendrian für lebensunwerth achte. Solche Beispiele sind heute in keinem Beruf mit gleicher Sichtbarkeit möglich wie in der Kunst, weil hier allein noch der Einzelne mit eigener Kraft die Aufgabe zwingt, weil er für sein Werk den Vorzug unserer im Uebrigen unumgänglichen Arbeitstheilung entbehren kann und aus einem Individuum Gedanken und That zugleich zu zaubern vermag. Und in keiner Kulturgemeinschaft können solche Beispiele leuchtender sichtbar werden als in der deutschen, weil hier die künstlerische That über dem Durchschnitt wie ein Gestirn über der Erde stehen muß, soll sie nicht von der Gemeinschaft mit unseren Fehlern getrübt werden. Freilich: wie kann man Das darstellen, ohne immer wieder in den Verdacht zu kommen, man wolle „nur“ von Kunst handeln, wie Dem, der nichts



Einleitung in das Marses-Werk.

195

von Politik hören will, die Größe eines Politikers darlegen! Die Beispiele, die ein Absehen von der Thätigkeit zulassen, sind immer zweifelhafter Art. Künstler, die nicht in ihrer Kunst aufgehen, nennt man gewöhnlich Dilettanten.

Wenn hohes Menschenthum wie Kiesel von der Straße auf-  
lesen werden könnte, wäre es keine Größe. Nichts wird uns ge-  
schenkt, nicht einmal das Beispiel für diese Thatsache. Aber die  
Erkenntnitz ist leichter, als aktuelle Ansichten glauben machen  
möchten. Die Abhängigkeit der Kunstbetrachtung vom spezifischen  
Sinnenleben des Individuums ist eine Thatsache, deren Bedeu-  
tung die gedankenblasse Kunstanschauung unserer Väter zu Un-  
recht außer Augen ließ, aber sie ist nicht groß genug, um uns mit  
der Vorstellung zu ängstigen, der normale Mensch besitze nicht die  
natürlichen Fähigkeiten zur Ausnahme künstlerischer Eindrücke.  
Das Auge, das einen gedruckten Text zu lesen vermag, ist fähig, der  
Bildwerke Schriftzüge zu erlernen. Und dazu gehört weniger  
massenhafte als intensive Betrachtung. In keiner großen Stadt  
Deutschlands fehlt die Gelegenheit zum Sehen so völlig, daß das  
Auge des ernsthaft Bemühten nicht die nothwendige Schulung sei-  
ner Vermittlungthätigkeit erlangen könnte. Die oberen Zehntau-  
send, die sich aus gesellschaftlicher Gewöhnung kein Museum und  
keine Ausstellung entgehen lassen, haben mehr als genug Mög-  
lichkeiten, zu lernen, und wenn von ihnen nicht der hundertste  
Theil ernsthaften Gewinn davonträgt, liegt es nicht an dem Auge,  
sondern an der Unlust, zu sehen, an der Geschwindigkeit, mit der  
man sich diese wie jede andere Abwechslung zuführt. Dem Ernst-  
hafteren aber, dem die Zeit zur Verrichtung solcher rein gesell-  
schaftlichen Verrichtungen gebricht, genügt viel weniger, um weiter  
zu kommen. Er wird, was ihm an Verfeinerung seiner Sinne ab-  
geht, durch Sammlung der Verstandeskräfte ersetzen und aus der  
Erkenntniß menschlicher Größe in der Kunst unendlichen Segen ge-  
winnen, auch wenn ihm gewisse Seiten eines Künstlers verschlossen  
bleiben. Der Mangel an Schulung des Auges trifft mehr die Auf-  
nahme des einzelnen Werkes als das Verhältnitz des Betrachters  
zur Eesammtheit einer künstlerischen Persönlichkeit. Man braucht  
nicht alle Tonwerthe des Rubens zu fassen, um eine Vorstellung  
seines Werdeganges zu gewinnen. Umgekehrt verhilft das raffi-  
nirteste Ausspüren der Reize eines Bildes von Rubens noch nicht  
im Mindesten zur Erkenntniß der Persönlichkeit des Vlamen. Da-  
zu gehört ein Schlußvermögen, dem aus der sinnlichen Anlage  
ohne Weiteres keinerlei Förderung erwächst: die Fähigkeit, sich  
zur rechten Zeit von der äußeren Erscheinung abzukehren und das



Aufgenommene zur Erfahrung zu verdichten. Nur diese vom Sinnlichen abstrahirende Erfahrung oder die Folge dieser Erfahrung enthält den moralischen Effekt der Kunst auf unser eigenes Menschenthum, denn sie allein ist ein präzises, auf unser Verhältniß zur Welt mit Nutzen übertragbares Resultat. Wir werden, indem wir im Künstler die Steigerung der Persönlichkeit im Verhältnitz zu ihrer Anlage und zur Welt wahrnehmen, angehalten, uns eben so in unseren Verhältnissen zu steigern.

Der hohen moralischen Bedeutung der Kunst dient die Entwicklungsgeschichte der Kunst, vorzüglich aber die der einzelnen großen Meister, als sicherer Beleg. Es bedarf großen Wissens, um von dem organischen Wachsthum der ganzen Kunst ein einigermaßen sicheres Bild zu gewinnen; viel geringerer Anstrengung öffnet sich das Dasein eines Künstlers. Und da sich im Leben jedes Meisters große Theile der Entwicklungen der Kunst widerzuspiegeln pflegen, so wie sich im Schicksal jedes bedeutenden Menschen ein Stück der Menschheit offenbart, gelangt man leicht hier wie dort von der Erkenntniß des Einzelnen zum Ganzen und von der Liebe zu einem Menschen zur Liebe der Kunst überhaupt. So sollte man immer vorgehen. Viele Menschen bleiben der Kunst fern aus Furcht vor der Vielfältigkeit der Erscheinungen, weil sie doch nicht genug Zeit zu haben glauben, sich gründlich mit ihr zu beschäftigen, und eine andere Art des Umgangs für unwürdig ansehen. Sie halten die Kunst für eine Wissenschaft, für ein unübersehbares Kompendium abstrakter Thatsachen, und denken darüber so wie über die Sphäre ihrer eigenen Thätigkeit. Das Eingeständniß: „Ich verstehe nichts von Kunst" kommt oft von den tüchtigsten Männern und kann besser klingen als die Betheuerungen des Gegentheils aus dem Munde der Eingebildeten, die oft im Grunde viel geringere Fähigkeiten mitbringen. Doch ist das Eingeständniß eben so unwesentlich, als wenn Einer von seinem Verhältnitz zur Natur oder zur Welt das Selbe sagen wollte. Man kann nicht auf Beziehungen zur Kunst verzichten, ohne sich jedes höheren geistigen Daseins verlustig zu erklären. Das Weitere hängt nur davon ab, ob und wie weit man sich über seine Triebe Rechenschaft ablegen will. Das gelingt sicher nicht, wenn man gleich die Kunst umfassen will, statt sich an Kunstwerke oder Künstler zu halten. Wir müssen wahrlich erst einem Menschen recht von Herzen zugethan sein, ehe wir die Menschheit lieben können, und dürfen mit Recht Mißtrauen gegen die Leute hegen, die es anders machen. Liebe zur Kunst ist kein Prinzip und keine Wissenschaft, sondern zuerst und zuletzt nothwendige und nothgedrungene Empfindung. Wer über»



Einleitung in das Marses-Werk. 197

haupt lieben kann, bringt die einzigen Bedingungen mit, die angeboren sein müssen. Der Schluß vom Kunstwerk auf die Kunst ergibt sich von selbst und bildet den Betrachter. Er ist wichtig, aber hat die fatale Nebeneigenschaft, uns mit Bildung zu schmücken. Viel ergiebiger scheint mir der Schluß vom Kunstwerk auf das Menschliche: wie muß oder mußte sich der Mensch zu seinem Genius, zu seiner Aufgabe, zu seiner Mitwelt verhalten? Denn dieser Schluß führt sofort einen weiteren herbei. Und diesen, die Folge« rung auf das Verhalten des eigenen Ichs zur eigenen Welt und eigenen Aufgabe, wird sich der Betrachter um so weniger ersparen, je schärfer ihm das Verhalten des Vorbildes offenbar geworden ist. Nicht um Bild, sondern um Vorbild handelt es sich. Welche Kluft noch heute trotz der Vielseitigkeit unserer Interessen den Laien von der Bildenden Kunst scheidet, beweist die Thatsache, daß die Identifizierung des Ichs mit dem Autor eines geliebten Buches den meisten Kunstfreunden unübertragbar auf ihr Verhältniß zu Werken der Malerei oder der Plastik erscheint und daß die selben Kunstfreunde trotzdem behaupten, an solchen Marken ein der Freude an den größten Werken der Literatur verwandtes Gefallen zu finden. Das Argument solchen Gefallens ist immer die selbe widerstandlose Sinnlichkeit; die positive Folge, im besten Fall, ein rein materieller Geschmackswerth. Die Werthung der Kunst aus solchen Gründen ist gleichbedeutend mit der Schätzung der Poesie auf Grund des Wohlklangs. Nur der Trägheit unserer Wortbildung verdanken es Werke, die sich mit so minderen Kriterien erschöpfen lassen, zur Kunst oder zur Poesie gerechnet zu werden. Die menschliche Hingabe wird nur von dem Kunstwerk im höchsten Begriffe des Wortes gelohnt.

Sobald die Betrachtung auf menschliche Momente ausgeht, kann das Schriftthum über Kunst nicht zu viel werden. Aus dem einfachen Grunde, weil der Meister, die solche Betrachtung rechtfertigen, leider verhältnißmäßig wenige sind. Der schreckliche Berg, vor dem der Laie sich ängstigt, besteht nicht aus solchen Büchern, sondern aus Detailforschungen, die nur die vorbereitende Wissenschaft interessiren, ob nun das Detail in besonderen Werken eines bedeutenden oder unbedeutenden Meisters oder in besonderen Eigenschaften der Epochen gesucht wird. Der Forschungen, die auf das Menschliche in der Kunst ausgehen, sind so wenige, daß selbst der Beschäftigtste sie bequem zu lesen vermöchte. Und mir scheint ausgeschlossen, daß der abgehärtetste Materialist nicht auf diesem Wege gefördert werden könnte und, wenn er ein paar Beispiele gesehen, nicht dahin käme, der Kunst eine über die Bilderliebhabelei hinausgehende Beachtung zu schenken.



198  
Die Zukunft.  
Ieder große Künstler ist ein Held und jede Biographie eines großen Künstlers wird nothwendig zu einer Heldengeschichte. Das Heldenhafte entfernt sich nicht weiter von dem gewohnten Begriff der Alten, als sich unsere Zeit überhaupt von der alten entfernt; ja, es bleibt dem alten Begriffe verhältnißmäßig näher als Alles, was wir sonst an zeitgenössischem Heldenthum besitzen. In den Trieben der Typen unserer Zeit, in einem großen Geldmann, in einem genialen Industriellen, in einem bedeutenden Sozialpolitiker stecken genug heroenhafte Züge; nur gelingt es selten, sie darzustellen. Welcher Dichter folgt dem feinen Gespinnst der Fäden, die von einem großen Bankier regirt werden? Die Geste ist eine Reihe Zahlen; Papier und Bleistift sind die Waffen; das Dekor die Nüchternheit des Office. Die Kunst muß einfach sein, um wirken zu können. Gerade in der Verworrenheit des Getriebes aber wird das Heldenhafte moderner Größen gefunden. Früher vermochte die Darstellung eines Einzelnen die Masse zu geben; heute regirt der Einzelne die Masse noch viel energischer, aber man sieht nicht mehr, wie es zugeht, und der Dichter ist genöthigt, die Masse zu schildern, um zur Individualität zu gelangen.  
In dieser Fluth von Erscheinungen gilt der Künstler noch als Einheit im früheren Sinne und giebt daher ein unersetzliches Modell. Kein Wunder, daß sich Drama und Roman der Neuzeit mit so viel Vorliebe seiner bedienen. Ihm traut man noch die Aeüßerung der Leidenschaft zu, die Unverhohlenheit des Lasters und der Tugend und aller möglichen anderen Reaktionen, deren Sichtbarkeit bei anderen Typen unserer Welt antiquirt und gar unmännlich wirken würde. Wir haben auf diesem Wege ein paar gute Theaterstücke bekommen. Noch nie gab uns die Bühne einen großen Künstler. In den meisten Stücken, die von Malern handeln, wird die Kunst nur als bequeme Folie benutzt und wir müssen das Genie auf Treue und Glauben, auf Gesten und Reden hin annehmen. Ein in der Regel unproduktives Genie. Selbst Goethe zeigte mit seinem Tasso nur gewisse (freilich höchst wirksame) Nebenerscheinungen der künstlerischen Psyche. So lange es nicht einem großen Dichter gelingt, das Heldenhafte im Künstlerthum greifbar darzustellen (ein durchaus lösbares Problem), werden wir den großen Künstler im Drama entbehren müssen. Die Gefahr wird immer sein, daß das Gefüge der Bühne die entscheidenden Züge durch Vergröberung entstellt oder daß sich der Dichter in der Handhabung der Begriffe vergreift, da er Das als genügend bekannt voraussetzt, was den meisten Zuschauern leider fernliegt. Der Roman kann die Voraussetzungen sicherer befestigen, aber



Einleitung in das Marees-Werk.

199

artet um so leichter in Kunstphilosophie aus. Alle Gefahren wachsen mit der Größe des Objektes. Je größer der Künstler, um so komplizierter sind seine Beziehungen zur sichtbaren Welt. Und trotzdem erlangen wir von den größten Künstlern nothwendig die tiefsten, allgemeinsten menschlichen Züge.

Nur im Symbol vermag der Dichter diesen noch ungehobenen Schatz zu werthen. Leichtere Aufgabe wird dem Biographen, dem Handlanger des Dichters. Er hat nichts zu erfinden, hat keine Erfindung vorzubringen. Wie dürfte er und wie könnte er zum Erfinden kommen! Alles ist da, mehr, als er mitnehmen kann; er hat nur nöthig, sich zu bücken, braucht nur hinzuschauen. Und was er da erblickt, dünkt ihn fruchtbarer im Räthsel und in der Lösung, einfacher und verschlungener, seltener, reicher, unendlich reicher, als es je von einem Dichter erdacht werden könnte. Er erlebt täglich, stündlich, was dem Dichter der Traum einer glückseligen Sekunde enthüllt. Es ist da, es kann nicht genommen werden. Nicht Du allein: hundert Andere halten es fest, werden es halten, steheu zu Dir. Nie werde ich, sagt der Dichter, Anderen zeigen können, was ich sah, nie werde ich es wieder sehen, wie ich es sah. Immer mehr, sagt der Handlanger, werde ich sehen, ich brauche nur aufzudecken. O, wenn ich es zudecken könnte, sagt der Dichter. Eins verbindet den Biographen mit dem Dichter: was ihn mit dem Menschen seiner Wahl verbindet, die Sehnsucht. Er darf Heldenthum suchen; und so muß er thun, wenn seine THStigkeit überhaupt Sinn haben soll. Und er wird es finden: er wählte sich einen großen Künstler. Es ist leichtes, fröhliches Thun. Was er, von dem Staub der Dokumente umhüllt, auspackt, kann immer nur Freude sein. Ihm blüht nur eine Sorte Helden: die glücklichen. Das mag dem Kunstfreund verdächtig klingen und den Laien, der immer nur gehört hat, wie schrecklich es die großen Leute hatten, in Staunen setzen. And wer weiß, ob der ewige Iammer über das erbarmettswürdige Los des Künstlers nicht mit daran schuld ist, daß viele kräftige Menschen der Kunstgeschichte fernbleiben? Wo zu sich Dinge erzählen lassen, deren Moral die hinlänglich bekannte Bosheit des Daseins bestätigt. Es ist nicht ersprießlich, zu sehen, wie Menschen vernichtet werden, selbst wenn sie edel sind. Aber ein Gnadengeschenk ist es, zu erleben, wie sie zum Glück kommen. Kein verruchterer Wahn kam je in die Kunstgeschichte als die Mär vom Elend des Künstlers. Nicht alle Künstler sind glücklich. Das versteht sich von selbst und geht uns nicht an. Die Welt ist zu etwas Besserem da, als Künstler zu beglücken. Aber alle Meister sind glücklich. Das ist ihr



20«

Die Zukunft.

eigentliches Wesen. Und deshalb schärfen sie noch den Ansporn zum Leben, den uns das Dasein aller großen Menschen beschert. Was wären sie auch, sie, von deren Beglückung die Menschheit zehren soll, wenn ihnen nicht einmal die eigene Beseligung gelänge! Kein gemeines Glück wird ihnen zu Theil. Laune und Willkür bleiben ihm fern. Es hat keine billigen Freuden. Dem nach Sättigung gieren Haufen mag es wie Last und Trübsal erscheinen. Es steigert den Menschen über die Sphäre, wo seine Sinne auf Satttheit aus sind. Große Künstler haben ihre eigenen Lüste. Sie bauen sich hoch über dem Alltagsgetümmel ihre Raubritterburgen. Vom Leben, das zu ihren Füßen vorbeizieht, entführen sie kühn das Köstlichste auf ihre Felsen. Adler find sie und kreisen über der Menschheit. Was bedürfen sie des Geldes! Alle Schätze der Erde können nicht die Wollust ihres Flugs erkaufen. Was soll ihnen die Pracht, mit der sich Andere das Dasein würzen? Die Kränze um die Säulen ihrer Hallen sind unvergänglich. Was Ehre und Ruhm! Ihre Ahnen lehren sie, der Gegenwart Beifall noch mehr als ihren Tadel zu verachten. Was kann ihnen, so lange sie auf Erden wandeln, Leibliches geschehen? Sperrt sie in Dachstuben, zwischen kahle Wände: sie werden Paradiese zaubern. Nöthigt sie, sich in Lumpen zu zeigen: sie werden als Sankt George in funkelnder Rüstung davonsprengen. Wenn Ihr ihnen was anthun wollt, müßt Ihr schon der Erde die Sonne, der Nacht die Sterne nehmen. Und dann noch würden sie das Licht erfinden, um das Ihr sie betrügen wollt. Helden sind große Künstler. Sie verstehen, zu leben und das Leben zu verlängern. Das Alter, das uns bricht, reicht ihnen die köstlichsten Freuden, und wenn sie abberufen werden, beginnt die Nachwelt, ihre Geburt zu feiern. Von solchen Künstlern, sollte man meinen, wäre mehr zu lernen, als die Art, wie man hübsche Bilder macht. Die Bilder sind nur die bunten Fenster ihrer Paläste und strahlen in krausen Umrissen die Pracht des Innern aus. Wer hätte nicht den Wunsch, hineinzugehen? Man kommt in kein verlassenes Haus. So lange die Fenster strahlen, lebt drinnen des Königs allmächtiger Wille. Er nimmt uns an die Hand und führt uns durch die Räume. Wir sehen. Es ist, als mache uns allein die Hand, die uns geleitet, sehend. Wir steigen viele Treppen und fürchten oft, der Führer könne uns verschwinden. Oft wird es eng, oft tapfen wir im Dunkel, oft blendet uns ungeahnte Helle. Lang ist der Weg, bis wir oben sind. Da erst erkennen wir den Plan des Meisters. Er zeigt hinunter: Dort liegt die kleine Welt.

Iulius Mei er»G raefe.

«SS



Osmanentaktik.  
eltsam, wie die Meinungen sich ändern! Als man Abd ul Hamid zum Teufel gejagt hatte, jubelten die europäischen Kulturapostel. Der neuen Türkei wurde eine Ära des Glanzes prophezeit. Jeder türkische Minister galt für einen großen Staatsmann. Auch Dschavid Bei, der Finanzminister, erschien mit einer Gloriette. Man machte dem kleinen, intelligent blickenden Herrn eifrig den Hof; und als er im Thronsaal des berliner Börsenschlosses erschien, wurde ihm eine Ovation bereitet. Die alte Geschichte: vor dem Pump liest man immer anders. Dschavid Bei hatte in Berlin mit Herrn von Gwinner verhandelt. Ahnte er damals schon, daß in Frankreich der Anleiheversuch scheitern werde? Die ganze Geschichte sieht aus wie ein abgekartetes Spiel. Im Jahr 1909 schaltete Dschavid Bei die Dstto ?Miquis Otto-maus aus und die Osmanenbank hielt sich anfangs abseits, da sie die Behandlung der Dstts nicht ohne Weiteres billigen wollte. Schließlich ging das Geschäft dann doch über ihre Konten. Aber der Eindruck war nicht zu verwischen, daß in die Anleihearchitektur der neudyzantinische Stil offiziell eingeführt worden sei. Nun ist er zur Staatseinrichtung geworden. Schuld daran hat die Anleihe des Jahres 1910, die nach Wehen von nie gesehener Länge ans Licht kommen sollte. Im Juli wurde der Optionvertrag in Paris unterzeichnet und Ende Oktober war noch kein Frankenstück des neuen Darlehens in die türkischen Staatskassen gelangt. Hätte sich um einen Schuldner gehandelt, der zur ständigen Kundschaft des «ounoil ok korslgn bonäKolärs in London gehört, so wären die Details des Geschäftes „angemessen" gewesen. Aber die Türkei, das Land der Hoffnungen Mitteleuropas! Als Dschavid Bei im August nach Haus kam, hörte man, daß die neue Anleihe unter günstigen Bedingungen abgeschlossen worden sei. Er nannte eine Summe von 11 Millionen Pfund, von denen in diesem Jahr sechs, im nächsten fünf auf den Rentenmarkt kommen sollten. Neu war, daß das Geschäft nicht mit der Osmanenbank, sondern mit dem Orsait Nobilier in Paris abgeschlossen war. Das ist der erste Akt der Türkenkomoedie: die Lösung des Verhältnisses zur Ssnqus Ottoivns und damit die wiederholte Absage an die Dstts ?ubliczus. Also etwas ganz Neues, Die Osmanenbank hatte sich eine absolute Herrschaft im Reich des Turbans verschafft. Sie war am Bosphorus der Gebieter und selbst der Khalif achtete ihres Winkes. Ein dreißigjähriges Imperium, unter der Mißwirtschaft in der staatlichen Finanzverwaltung und dem steten Geldleiden des Sultans, giebt man nicht auf, so lange noch ein Schein von Möglichkeit für die Dynastie besteht. Die Lantus Mtomkms hat am Umsturz keine Freude gehabt. Ihr lag nichts am Victoriaschießen: denn ihr Geschäft ging ohne Staatsbudget und Finanzminister am Besten. Auf Vorschüsse waren 8 bis 10 Prozent Zinsen zu machen. Die wurden glatt bewilligt: und die Oberbonzen in Palast und Pforte rieben sich die Hände, wenn ihnen durch die Osmanenbank der Sold



verbürgt wurde. Wer aber der allmächtigen Finanzherrin nicht an-  
 genehm war, Der mußte den Platz räumen. So ging es manchen Be-  
 amten und diplomatischen Vertretern, die sich bei der Lsuqus Ottomane  
 verdächtig gemacht hatten. Eng verbunden war ihr die Dstte ?ubliqus,  
 die Administration der Staatsschuldenverwaltung. Beide haben dem  
 Kredit des Osmanenreiches Gutes gethan. Die Ostts ist die starke  
 Stütze der türkischen Renten. Aber die Osmanenbank durfte nicht den  
 Fehler machen, das neue Programm der Staatslenker unverbindlich für  
 sich zu glauben. Die Revolution und deren Folgen sind von den Despoten  
 der Bank hochmüthig „übersehen“ worden; und als der neue Finanz-  
 minister erschien, um den ersten Geldhandel abzuschließen, wurde ihm  
 erklärt: „Gern; aber zum üblichen Zinssatz.“ Doch Dschavid Bei ließ  
 sich nicht einschüchtern. Statt 8 Prozent bot er 6, dann 5; und als die  
 Bankherren ablehnten, ging er einfach zur Konkurrenz. Damit war die  
 Lantus Ottomans entthront. Aber sie bleibt Praetendentin; denn schließ-  
 lich kann die Türkei ihren stärksten Gläubiger nicht behandeln wie  
 einen aufdringlichen Bittsteller. Die Osmanenbank glaubte, sie habe  
 jetzt die Möglichkeit, die internationale Kontrolle über die Türkei in  
 ein französisches Protektorat umzuwandeln. Das war voreilig; und  
 wurde die Ursache des Fiaskos. Frankreich forderte, daß die Türkei  
 ihre Schiffe auf französischen Werften bauen lasse. Das Geld aus der  
 Anleihe war der französischen Industrie zugedacht, die endlich einmal  
 daran denken muß, wieder vorwärts zu kommen. Die Türken waren  
 mit diesen Bedingungen einverstanden; bewilligten auch jede für die  
 neuen Obligationen verlangte Sicherheit. Nur gegen die anderen Be-  
 dingungen wehrten sie sich. Französische Aufsicht über den Rechnung-  
 Hof, Ernennung eines französischen Generaldirektors des Central-  
 Rechnungswesens, Durchführung der finanziellen Reformen unter  
 Frankreichs Kontrolle: Das sind Bedingungen, die man sonst nur einem  
 dicht vor dem Bankerot angelangten Gläubiger stellt.

Ein Zwischenspiel brachte das Auftreten des englischen Heer-  
 bannes unter der Führung von Sir Ernest Cassel. Der londoner Fi-  
 nanzmann ist zu klug, als daß er geglaubt haben könnte, den Fran-  
 zosen sei der Bissen vor dem Mund wegzuschnappen. Aber vielleicht  
 hoffte er, durch seine Initiative die Geschichte rascher zum Ende zu  
 bringen. Da diese Hoffnung trog, verschwand er wieder. Seit der  
 Gründung der englischen ^stionsl LsnK ok VurKsy, die weder der Os-  
 manenbank noch der Deutschen Orientbank Freude bereitete, war er  
 nicht mehr als Vertrauensmann anerkannt. Seine Nationalbank gilt  
 als Widersacherin der französischen Länqus Ottomans und der vstts  
 ?ubliqus; und dem Präsidenten der Staatsschuldenverwaltung, Sir  
 Adam Block, wurde vorgeworfen, daß er, ohne Rücksicht auf seine  
 Stellung zur Ostts, Cassels Unternehmen unterstützt habe. Der Ver-  
 trag mit dem englischen Konsortium kam nicht zum Abschluß. Der  
 londoner Markt sehnt sich auch nicht nach neuen Turbanwerthen.  
 Nun folgte der dritte Akt: das Erscheinen des deutschen Türkensyn»



Osmanentaktik.

203

dikats im Bund mit der österreichischen Lauts Lsnqus. An die Stelle der Anleihe trat der Vorschuß; auf den Platz der unbefristeten Schuldverschreibung der Sechsmonatwechsel. So gehts, wenn man fast vier Monate um ein lumpiges Geschäft von 125 Millionen Mark rauft. Die deutsche Finanz hatte sich von vorn herein bereit erklärt, der „befreundeten“ Türkei mit einem Darlehen gegen Accept beizuspringen, wenn die Anleihe auf Schwierigkeiten stoßen sollte. Die „Ahnungen“ des berliner Bankenviertels erwiesen sich als begründet. Also: 125 Millionen auf Schatzwechsel mit der Frist von sechs Monaten, die sich automatisch um die gleiche Zeitspanne verlängert. So bleibt den Türken die Möglichkeit, im Lauf des nächsten Jahres die Anleihe abzuschließen. Sie sind nicht an das deutsche Syndikat gebunden, sondern können auch wieder mit Frankreich verhandeln. Für die deutsche Finanz handelt es sich bei dem Geschäft um die Diskontirung türkischer Schatzwechsel zu einem Prozentsatz, der den amtlichen Wechselzinsfuß um eine Stufe überragen dürfte. Sechs Prozent aufs Jahr machen bei 125 Millionen 7,5 Millionen. Sollten auf die Beteiligung Oesterreichs etwa zwanzig Prozent entfallen, so würden für die deutschen Kontrahenten 6 Millionen bleiben. Die einzelne Bank darf dann mit einem Nutzen von 600000 bis 800000 Mark rechnen. Das bedeutet für das Wechselkonto einen annehmbaren Gewinnzuwachs, dessen größter Theil freilich erst in den nächstjährigen Abschlüssen fühlbar wird. An der Seine grollt man, nun werde natürlich die deutsche Industrie die Bestellungen erhalten, die Frankreich für sich haben wollte. Im Geschäft ist's wie im Krieg: jedes Mittel, das zum Sieg führt, ist erlaubt. Die deutschen Bankmänner hätten die Pflichten des ordentlichen Kaufmannes verletzt, wenn sie so thöricht gewesen wären, auf das türkische Geschäft zu verzichten. Deutsches Kapital blieb der Türkei nicht fern. Die beiden größten türkischen Bahnbauten sind das Werk deutscher Unternehmer. Und unsere Banken haben früh daran gedacht, sich am Goldenen Horn eine Operationbasis zu schaffen. Die Deutsche Orientbank ist die Vertreterin der deutschen Finanz in Konstantinopel. Die Deutsche Bank hat eine eigene Filiale in der türkischen Hauptstadt aufgemacht. Gutmann denkt wie Hamlet: In Bereitschaft sein, ist Alles. Die Türkei hat mit den glücklich erlangten 125 Millionen erst einen kleinen Theil Dessen, was sie braucht. Die Modernisirung des ganzen Staatswesens kostet sehr viel Geld. Ob die Einnahmen aus direkten und indirekten Steuern weiterer „Ausbildung“ fähig sind, muß sich erst zeigen. Und bis die natürlichen Quellen reichlich fließen, müssen die Finanzen durch ausländische Unterstützung vorwärts gebracht werden. Da ist der französische Geldschrank nicht zu entbehren; denn das deutsche Kapital ist nicht unbeschäftigt genug, um sich auf die Dauer den Finanzgeschäften des Osmanenreiches widmen zu können. Die Franzosen sind ein Bischen übermüthig geworden. Dem stärksten Schuldner gegenüber, der noch dazu Verbündeter ist, darf man sich nicht gehen lassen. Rußland mit seinen „zwölf Milliarden“ hat bei der

is



20'I  
Die Zukunft.  
nsthion slliss immer noch einen Stein im Brett, Aber „Iss vons ?uros“:  
da braucht man keine Umstände zu machen; und wenn sie Geld haben  
wollen, so mögen sie den Nacken unter das kaudinische Loch beugen.  
Nicht immer stimmt das Exempel; siehe Ungarn. Und sogar Bulgarien  
hat der bslls ?rsnss den Rücken zugekehrt. Waren da die Franzosen  
auch im Recht, so hat der Refus schließlich doch bitter genug geschmeckt.  
Die Mächte des Gegendreibundes (England, Frankreich, Rußland)  
haben den Versuch erneut, die Anleihe zu einer Waffe im internatio-  
nalen Kampf zu machen: nur dem politisch blind Ergebenen zu pum-  
pen. Den Franzosen hat diese Taktik noch kein Glück gebracht. Bul-  
garien, Ungarn, Türkei: in einem Jahr drei Schlappen im Anleihe»  
krieg. Man soll nicht übertreiben und im Prologton von deutschen  
Siegen reden. Früh oder spät muß der Beherrscher aller Gläubigen  
sich mit der Beherrscherin aller Balkangläubiger verständigen. Ob es  
aber nicht gescheiter wäre, zu der Methode zurückzukehren, nach der  
man, ohne wechselnder Momentstimmung nachzufragen, den Staaten  
borgte, deren Wirthschaft kreditwürdig schien?  
Das türkische Budget schloß mit einem Defizit von 700 Millionen  
Piaster (120 Millionen Mark). Dazu kommen etwa 50 Millionen  
Mark, die für außerordentliche Ausgaben nöthig sind. Wenn Dscha-  
vid Bei im Ganzen 220 Millionen Mark erhält (so hoch soll der Ge-  
sammtbetrag der Anleihe sein), schwimmt er noch nicht im Ueberfluß.  
Der Veits ?ubliqus kann es am Ende gleich sein, wie man sie zu den  
Anleihen der reformirten Türkei stellt. Ihre Aufgabe ist die Verwal-  
tung der älteren türkischen Staatsschulden. Aber die Lsuczus Ottomans,  
deren Filialen das ganze Türkenreich bis zum Persischen Golf über-  
ziehen, darf sich nicht zur Unthätigkeit verdammen. Sie wird einen  
inoäus vivenäi finden, der ihr die Möglichkeit einer Aussöhnung mit  
dem neuen Regiment bietet, und auch Frankreich wird dann wieder  
huldvoll lächeln. Die berliner Meteorologen haben den ganzen Handel  
nicht gerade als Naturereigniß erster Ordnung betrachtet. Nur Eins  
fürchten sie: daß Frankreich seine Guthaben aus Deutschland zurück-  
ziehen könne. Dann müßte der Geldmarkt sich noch enger einschränken,  
und wenns ohne Gewalt nicht ginge, müßte die Reichsbank mit der  
Diskontschraube nachhelfen. Das wäre eine Revanche für Konstan-  
tinopel. Die französischen Gelder erleichtern den deutschen Banken die  
Erfüllung ihrer Kreditgeberpflicht. Und gerade in den letzten beiden  
Monaten des Jahres läßt man nicht gern fremde Gelder aus dem  
Betrieb nehmen. Der Bank von England ist das französische Institut,  
nach mehrtägigem Besinnen, schließlich doch zu Hilfe gekommen. Cassels  
freundliche Behandlung der Türkei blieb also ohne Nachwirkung. Die  
Intervention der Lsnqus äs?rsnes hat der englischen Bank die Sorge  
um die Deckung des egyptischen Goldbedarfes genommen und die Ge-  
fahr einer neuen Diskonterhöhung abgeschwächt. Das ist schon Etwas;  
denn der englische Banksatz hat internationale Bedeutung. Zu wün-  
schen bleibt nur, daß man, nach übler Erfahrung, sich wieder gewöhne,  
Politik und Anleihegeschäft von einander zu trennen. Ladon.  
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb S. m. b, tz. in Berlin.



Berlin, den 12 November 191«.

^< König Oedipus.

<^ ^eus hatte, in eines Stieres Gestalt, die schöne Europa geraubt.

NR Trauernd saßen die Eltern, der Phönikerkönig Agenor und seinWeibTelephassa; des Mädchens Spur schien verloren. Kadmos,einSohndesHerrschers,wardausgesandt,nachderSchwest'cr zu forschen. DerLüngling kam nach Delphoi; und im Heiligthum rieth, aus dem Munde der Priesterin, ihm der Gott, nicht weiter zu suchen, sondern derFährte einer Kuh, die ihm begegnenwerde, zu folgen und da, wo sie sich niederlege, eine Stadt zu gründen. Noch inPhokis trifft er, zwischen denFlußgebieten desKephisos und des Pleistos, die Kuh und folgt ihr ins Land der Pelasger, das nunBöotien, das Knhland, genannt wird. Dort, auf den Vorhöhen desTeumessos,legt sich dasThier; undKadmos willthun, wie der delphische Spruch befahl: dieKuh opfern und denStadt-ring bauen. Er schickt die Gefährten, aus dem nahcnQuellWasser zu schöpfen. Keiner kehrt ihm zurück. Der Drache, der die Quelle bewacht und das Land verdorren läßt, hat sie getötet. Kadmos macht sich auf, erschlägt den Drachen des Ares und sät, auf den Rath der helläugigen Pallas, die Zähne des Angeheuers in den böotischen Sand. Aus der Saat erwachsen alsbald die Spartoi, geharnischte Männer, die in wilder Wuth einander bekämpfen. Fünf bleiben am Leben und helfenAgenorsSohn beim Bau der Burg Kadmeia und der Stadt Theben. Doch Ares verzieh die Tötung seines Drachens nicht leicht. Acht Jahre mußte KadmoZ ihm dienen. Dann erst galt der Frevel ihm als gesühnt und der König von Theben durfte sich derHarmonia vermählen, dieArcs

19



einst inAphroduens Schoß gezeugt hatte. Alle Götter kamen zur Hochzeit und brachten Geschenke; auch tzephaistos, Aphroditens Gemahl. Der gab der Tochter des gehaßten Nebenbuhlers als Brautschmuck ein köstliches Halsgeschmeide, an dem, irdischen Augen unsichtbar, das schwarze Verderben hing. Neberall hat diesesKleinodUnheil gewirkt, zu Zwietracht undMord getrieben und spät noch, als der Tyrann Phayllos es aus dem delphischen Pallastempel geraubt hatte, den Sohn eines otäischen Helden in Raserei und Gräuelthat gerissen. So begann die Geschichte Thebens, der Stadt mit den sieben Thoren. Dem Hader der Himm-lischen dankte sie dasLeben. Ihr erster König hatte den Zeus ver-folgt und den Ares gekränkt; er war der Liebling derAthene und deren Feinden deshalb verhaßt. Ihrer ersten Königin ward als Brautgabe fortzeugendes Unheil gespendet. Und ihr Adel war aus den Zähnen eines Flammen speienden Drachen geboren. HatKadmosnacheinemleidvollenLebendieStadtverlassett? Trug er als alternder Mann in Illyrien die Krone? Ward er mit seinem Weibe von Zeus ineinSchlangenpaarverwandelt und ins elysischeGefild entrückt? Nurtzelios vermags zu sagen. Das Unheil aber hat fortgewirkt. Thebens zweiter König wurde Pen-theus, dem Agaue vermählt war, die Tochter des Kadmos und der Harmonia. Unter seiner Regirung kam Dionysos nach Böotien (kam in die tzeimath zurück: denn das unausgetragene Knäblein war ans dem Leib Thyoncns, der in Raserei vom Blitz gefällten Kadmostochter, geschnitten und von Hyaden erzogen worden). Schon hat er in Thrakien gegen seine Verächter gewüthet. Dem KönigLykurgos, der denBakchoskult nicht duldet und dieWein-reben aus dem Erdreich reißen läßt, den Geist umnachtet und den Mörder des eigenenSohnes dann denMänaden undPanthern zur Beute gegeben. Nun naht er der Stadt seines Oheims. Der hat ihm, wie vorher Lykurgos, Fehde angesagt. In Theben, so lautet sein Gebot, findet der Bakchosdienst keine Stätte. Thyonens Schwestern selbst, Agaue, Ino,Autonoe, leugnen die Götterkraft des Neffen. Sein Wink stürzt sie in wüsten Rausch, heißt als Be-sessene sie durch die Bergschluchten irren. König Pentheus wider-steht. Soll die Sippe der Blutsverwandten den Siegeszug des Gottes hemmen, dem aus Lydien, aus Thrakien der wimmelnde Schwärm trunkenerWeibcr folgt? SolldasGerücht, daß der mit



König Oedipus.

207

WeinlaubGekrönteunbarmherzigjedenFrevelräche.zumKinder-spott werden? Nein. An dem Beispiel der eigenen Familie will Bakchos die Welt erkennen lehren, wie er Angläubige straft; ist diese Brut gezüchtigt, dann wird Keiner ihm noch Verehrung zu weigern wagen. Vor die Burg, Ihr Mädchen; und höhnt mir in schrillum Chor den mürrischen König und singt vor seinem entsetzten Ohr den Ruhm dionysischer Gottheit, die also es will! Die Burg wird belagert. Durch die Thorspalten, die Mauer-ritzen dringt derGeist des Gottes in die Stadt, blendet und täubt die Vernunft und umnebelt mit Rauschdunst die Hirne. Mann und Weib reißt die Gewänder vom Leib, gürtet die Lenden in Damwildfell, schlingt Epheu um die Schläfe, rankt Epheu und Weinreben um die hastig vom Stamm gebrochenen Stäbe. Greise sogar, Kadmos, der Arahn, und Teiresias, der Seher, kränzen den kahlen Schädel und wanken, auf den Thyrsos gestützt, zum Kithairon hinan. Pentheus, der schon eine Schaar bakchischer Mädchen ins Gefängniß geworfen hat, lästert den neuen Gott, den verbuhltenNeffen, und spottet der unvernünftigen Alten. Die verhüllen ihrAntlitz und flehenzudenGöttern.dieLästerungnicht an demKönig, an derStadt nichtzu rächen.Pentheus aber schwankt nicht. Wie vorundnachihmsomancherKönig, wähnt er,mitFeuer und Schwert den neuen Geist vernichten zu können. Trost und Freude bringt Euch der Gott? Dieser üppige, weichliche Halbmann, dessen blonde Locken nach Wein und erhitztem Weiberfleisch duften? Trost und Freude, die Dieser bringt, braucht das Volk nicht. Dem frommt nur ernste Gelassenheit, ziemt, als einem Haufen sündigerMenschen, nur der strenge Dienst vor den altenAltären. Schon aber wirkt Bakchos ein neues Wunder. Die Fesseln der gefangenen Mädchen lösen sich, da er die Hand reckt, und jauchzend eilen die Entketteten zu den Gefährtinnen in die Wälder. And nun will der König den lydischn Trüger sehen. Der wird in die Halle der Kadmeia geführt. Einem Knaben gleicht er. Träg die Haltung; auf der weichen, vom Wein oder vom Kuß noch feuchten Lippe ein höhnisches Lächeln; das Auge halb geschlossen, wie in einem Wollusttraum,und in dem schläfrigen Blick doch einFunke.den eines Kindes Athem zur Gluth anfachen könnte; Etwas von Tigergrazie im Gang und die Hüften gerundet Wie eines Weibes. Den keuschen König widert der Anblick. And IS'



Die Zukunft.

Dionysos läßt sich das Geheimniß seiner Macht nicht ablisten noch abfoltern. In den Pferdestall wird er geworfen, an die Krippe gebunden: und lacht. Denn Pentheus kirrt und fesselt einen Ochsen, während er glaubt, den Gott in Ketten zu legen. Bakchos bleibt frei; auf seinen Wink steigt aus dem Gebälk der Burgeine Feuer-säule und lachend entschwindet der Gewaltige auf des Kithairons Höhe. Dort rast nun die Wuth dionysischer Feier. Das Morgenroth und das Gebrüll der Rinder hat die Weiber geweckt. Sie gürten mit Schlangen das Fellkleid, bieten jungen Wölfen und Rehkitzchen die Mutterbrust, schlagen mit dem Stiel ihrer verlöschten Fackeln Wein und Milch aus Felsen und Moos und schlecken den Honig, der aus dem dürrn Thyrsos traufft. Von ihrem Reigen dröhnt, mit ihrem Jauchzen jubelt der Berg. Die brünstigen Hirten, die ihre geile Wuth sich alserstes Opfer erspäht, verscheucht der Schreck. Da stürzt der trunkene Schwärm sich auf die verlassene Heerde. Die Thiere werden erdrosselt, aus lebenden Leibern die Fleischstücke von den Rippen gerissen; zarte Mädchen, mit dem verhängten Blick nie dem Mann unterthaner Lung» frauen, mordeumächtige Stiere, als wären es wehrlose Vögelchen. Und weiter tobt der Zug. Schwingt die blutigen Rinderhäute wie Standarten, wüthet gegen Alles, was ihm begegnet, Mensch oder Thier, ist weder Pfeilen noch Speeren erreichbar und kehrt erst auf die kithairischen Abhänge zurück, als die Mordlust gestillt, der Mänaden hunger gesättigt ist. Ringsum wüstes Land: so haben die Bakchen gehaust. In Haufen schleppen sie Beute mit, Waffen, Schilde, Amphoren; waschen in den Gebirgsquellen die Arme und lassen von ihren Schlangen sich das Blut von Stirn und Wange lecken. Dieses Furchtbare wird dem Pentheus gemeldet. Faßt er es noch? Auch in seinem Hirn nistet schon bakchische Wuth. Listig raunt ihm der noch einmal in die Stadt zurückgekehrte Gott ins Ohr, er wolle ihn auf den Kithairon führen; dort könne der König, den Niemand erkennen werde, die Rasenden züchtigen. Auf dem Weg bläst Dionysos das Vernunftflämmchen, das in der Seele des Kadmeioniden noch flackerte, lachend aus; und lachend empfangen die Mädchen den Herrn, der den sinnlos trunkenen, als Weib verummteu Thcbaner in ihren Kreis zertr. Nnerhörte, unerschaute Rache dem Frechen, der kam, das Geheimniß unserer Orgien zu erspähen und uns tückisch zu strafen! Sie wählen ein



König Oedipus.

209

von hohen Felsmauern eingegrenztes Thal zum Lagerplatz. Nm seinem Gast das Schauspiel von günstiger Warte zu zeigen, biegt Bakchos vom Gipfel einer Riesentanne einen Ast erdwärts, setzt sich mit Pentheus auf den Rindsitz und läßt den Ast dann wieder in die Höhe schnellen. Kaum sind sie oben: da entschlüpft der Gott und der König bleibt allein im Gezweig. Strafet nun, so tönt eine mächtige Stimme, strafet den Frevler, wie ers verdient! Tiefes Schweigen zuerst; keines Waldthieres Stimme, kein Raschelndes Laubes, keines Windes Wehen mehr zu vernehmen. Nnd jetzt ein irres Geheul. Von allen Seiten her wälzt der Strom sich gegen die Tanne, auf der Pentheus sitzt. Hundert Hände greifen zu: und im selben Augenblick ist der Stamm aus der Wurzel gerissen, der König mitten ins Gewühl der bakchischen Weiber gestürzt. Die eigene Mutter, Agaue, packt ihn. Vergebens beschwört er sie, die Frucht ihres Schoßes zu schonen. Ihr Aberwitz erkennt ihn nicht. Sie glaubt, ein Löwenjunges brülle zu ihr. Stemmt ihm den Fuß in die Lenden, bricht, als wärs ein dünnes Zweiglein, ihm den linken Arm von der Schulter (den rechten pflückt ihre Schwester Ino) und läßt den Rumpf von der Mädchenmeute zerstückten. Selig ist sie, des Gottes ganz voll. Wie eine Trophäe pflanzt sie des Sohnes Haupt auf ihren Thyrsos und ruft mit gelender Stimme den Pentheus herbei, dem ihr Wüthen selbst doch den Tod gab. Wo weilt er? Ans Dachgebälk soll er Kopf und Mähne des jungen Löwen nageln, den sie als Jagdbeute heimbringt. Inzwischen hat der greise Kadmos auf dem Kithairon die Rumpfstücke gesammelt. Vor dem Haufen blutiger Fetzen und entfleischter Knochen, beim Klang der Stimme des Vaters kehrt Agauen die Vernunft zurück. Das Wahngewand zerrinnt. Kein Löwenhaupt ist's. das sie auf ihrem Stabe trägt; ist der Kopf ihres Kindes. Bakchos entweicht ihrem Sinn und das Wonnegeheul wandelt sich jäh in die gellende Totenklage der unseligsten Mutter. Der finstere Frauenfeind Euripides schuf aus dem Sagen» stoff die Bakchentragedie; und er hat, der sonst vor Göttern nicht bebte, das dionysische Wüthen nicht zu tadeln gewagt. Langenach ihm sang Theokritos die selbe Weise; und auf der Lippe des milden Idyllikers wird das Gedicht, das durch Blutpfützen waten, über Gebeine hüpfen muß, zum Loblied bakchischer Allmacht: „Heil, Dionysos, Dir, den hoch auf Drakonons Schneehaupt Zeus, der erhabene, gelegt, sich öffnend die mächtige Hüfte!



Die Zukunft.

Die gethan dieses Werk, vom Athem des Bakchos getrieben,  
Nimmer zu schelten sind sie; nicht richte der Mensch je die Götter.  
Adlerbotschaft kam uns vom großen Schüttler der Aegis:  
Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne!"  
Vom Kithairon kam, auf den Kithairon zurück ging auch der  
Kadmeionide Oedipus. Kadmos hatte den Polydoros gezeugt,  
Polydoros den Labdakos, Labdakos den Laios. Dem kam, als er  
auf dem Thebanerthron saß, aus dem Tempel des Apollon die  
Kunde, der Sohn, den sein Weib Iokaste von ihm trage, werde  
ihn töten. König und Königin ersinnen einen Weg, auf dem sie dem  
Verhängniß ausbiegen könnten. Wenn der Knabe weggeschafft  
wird, kann er den Vater nicht töten. Dem Neugeborenen werden  
die Fesselgelenke durchlocht und ein Diener trägt ihn, wie ein Häs-  
chen, ins kithaironische Waldgebirge. Dort hat Herakles einst den  
Löwen erlegt; dort mußte das Lebensflämmchen des Kleinen rasch  
verglimmen. So rechnet der Menschenwitz der Eltern. Aber die  
Götter wachen und Apollon läßt seines Orakels nicht spotten. Ein  
korinthischer Hirt findet das Kind, erbarmt sich seiner Noth und  
trägt es in den Palast des Polybos, der über die Korintherstadt  
herrscht. Polybos wird ihm Vater, Merope, die Königin, Mutter;  
als ihr Erbe wächst er heran. Die wunden Stellen an den Füßen  
sind längst verheilt und nur Narben zurückgeblieben. Woher die  
Wundmale? Woher einem Königssohn? Keiner erklärts dem  
Jüngling. Nnd aus den Winkeln der Säle hört er ein Zischeln, er  
sei nicht im Bette des Königs geboren, sei ein vom Mitleid nur  
aufgenommener Findling. Die Eltern versuchen, ihn mit frommer  
Lüge zu schwichtigen; umsonst: in seiner Seele nagt der Zweifel  
und den Ruhlosen duldet nicht mehr unter korinthischem Dach.  
Ein trunkener Zecher hat ihm vorgeworfen, Trügerkunst habe ihn  
dem Polybos aufgeschwatzt. Das war das Letzte. Aus Apollons  
delphischem Heiligthum will er sich Wahrheit holen. Der Gottwei-  
gert seiner Frage die Antwort, kündet ihm aber das Schicksal, den  
Vater zu morden und im Leib der Mutter dann ein dem Men-  
schenblick widriges Geschlecht zu zeugen. Grausen schüttelt den  
Jüngling. Polybos töten, den gütigsten Vater, und in Meropens  
Schoß, der ihn gebar, neues Leben säen? Nie kehrt er nach Ko-  
rinth zurück. Wenn er die Eltern nicht sieht, kann er ihnen nicht  
Nnheil stiften. Wie Laios einst, hofft Oedipus nun, die Gölter zu



KS „ig OedipuS.

2II

überliffen.NurinderHeimath dräut das Verhängnitz; drum strebt er hastig in die Fremde hinaus. InPhokis, wo Kadmos die Kuh traf, kommt ihm ein Wagen entgegen. Ein Greis sitzt darauf, der Wagenlenker und vier Knechte. Auf der Stelle, wo die Straße nach Theben, nachDaulis undDelphi zusammenstoßen.sperrt derWanderer ihnen denWeg.DerKutscher schlägt nach ihm und wird von kräftigerer Hand wiedergeschlagen. Das ärgert den Alten und er trifft den Kopf des kecken Fremdlings mit einem Peitschenstreich. Oedipus wollte eben ausweichen. Jetzt schüttelt ihn schwarzerZorn. Sein Wanderstab saust auf den Schädel des Greises nieder, der tot vom Wagen sinkt. Auch den Kutscher und drei reisige Knechte erschlägt der Wüthende; ein Diener nur, der selbe, der das Königssöhnchen auf dem Kithairon ausgesetzt hatte, wahrt sein Leben und bringt denThebanern die Botschaft, Laios sei von einem Weglagerer erschlagen worden. Denn der Alte, der auf der nach Delphi führenden Straße unter dem Hieb des Fremden denTod fand, war der König von Theben. Der Bater währte des Sohnes Knöchlein seit Jahrzehnten in Staub zerfallen, der Sohn sich durch Meilenweite vom Bater getrennt: und nun hatte das Kind den Erzeuger getötet, war der delphische Spruch Apollons wider alle Menschenklügelei dennoch Wahrheit geworden.

Oedipus jammert dem Erlebniß nicht lange nach. Warum schlug ihn der Kutscher, wollte der hitzigeAlteihn mit derPeitsche dieHirndecke striemen?Er hatte dieReisenden nicht gekränkt und ihrenAngriff nur erwidert,wie Nothwehr gebot. Kein Gesetz spricht ihn schuldig; keine Stimme in seiner Brust. Reuelos schreitet er weiter und kommt auf seiner Wanderung bald in die Stadt der sieben Thore. Da wohnt der Schrecken. Im Felsgeklüft lagert die thebaische Sphinx, dieTochter des schlangenköpfigen RiesenTyphon und der Echidna; auf einem Löwenrumpf reckt sie die Brüste und denKopf einerlungfrau.Tag vorTag lockt sie dielünglinge in ihreWildniß undtötetleden,der ihrRäthsel nichtzu lösenvermag. Wer rettet die Stadt, der kein König lebt? Krone und Bett des Laios soll ihm gehören. Das Volk wird ihm als demHerrscher huldigen, Iokaste ihn gern als Gatten umarmen. Oedipus willden Kampf wagen. Wie könnte ihn, der keine Heimath und kein Thronrecht mehr hat, weder Verwandte noch Freunde, das Abenteuer ängsten?SeinFuß strauchelt beimAufstieg ins Gebirg nicht;und



212  
Die Zukunft.  
da er das Fürchten nicht lernte, findet er der Räthselfrage ohne Zaudern die Antwort. Welches Geschöpf, fragt die Unholdin, geht morgens auf vier, mittags auf zwei, abends auf drei Füßen? Der Mensch, erwidert der Jüngling: am Morgen des Lebens kriecht er auf allen Vieren vorwärts; dem Erwachsenen genügen zwei Füße; wenn die Sonne zum Rntergang neigt, dient dem morschen Körper des Greises der Stab als dritte Stütze. Das Räthel ist gelöst, die Sphinxstürzt sich in den Abgrund, Theben athmet wieder frei. Oedipus besteigt den Thron und streckt sich neben Lokaste aufs Bette des Laios. Vier Kinder gebiert ihm die Frau: Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Nach langen Jahrelücklichtzerrschaft wird die Stadt dann wieder vom Nnheil heimgesucht. In ihren Mauern wüthet die Pest; und aus Apollons Orakelstätte kommt der Spruch, die Seuche werde erst weichen, wenn der Mörder des Laios aus Theben verbannt sei. Ein Seher, ein Hirt und ein Knecht entschleiern mit feinen und groben Fingern unverjähbare Gräuel. Der in Theben König ist, hat Thebens König getötet. Der die Königin als Gemahl umfing, hatte sie zur Witwe gemacht. Gatte ist er ihr und zugleich Sohn; und seine Kinder reiften im Leib seiner Mutter. Grausige Wirklichkeit Alles, was in Delphoi verkündet ward. Lokaste erkennt sich. Oedipus löscht mit eigener Hand das Licht seiner Augen. Die Stadt, die ihm als dem Retter und Helden zugejauchzt hat, verbannt ihn aus ihrem Weichbild auf den Kithairon. Zum zweiten Mal wird er ausgesetzt. Als Bettler irrt er, den nur Antigones geduldige Liebe betreut, durchs Land und kehrt erst zurück, als seine Söhne von Kreon, Lokastens Bruder, die Herrschaft heischen. Kehrt zu neuem Leid nur zurück. Daß er als König die Töchter vorzog, sie allein täglich an seinem Tisch speiste, hatten die Söhne ihm nicht verziehen und weigern ihm drum die Zeichen der Achtung, die auch dem entthronten König noch gebührt. Da trifft sie sein Fluch. Trifft sie noch einmal, als sie, ihn zu höhnen, mit dem Prunkgeräth des Laios die Tafel putzen. Mit dem Schwert, spricht er, theilt Ihr das Erbe und von des Bruders Schwert fällt der Bruder. Also ist es geschehen. Als Polyneikes in Argos beim König Adrastos Hilfe gesucht hatte und die Sieben dann gegen Theben zogen, töteten die Söhne des Oedipus einander im Zweikamps. Der Vater hat sie überlebt; und keine Sage meldet, wo der Unreine die letzte Ruhstatt fand.



König Oedipus.

213

Anrein war er. Weil die Götter ihn unrein wollten. Nicht durch eigenes Verschulden.»Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Nnredlichen Söhne." Paßt das Wort desTheokritos auf dieses Labdakidenschicksal? Auch Laios hat den Sohn nicht mit einem Sündenschulderbe belastet; daß er den Neugeborenen weg-schaffen ließ, war eine That des Selbstschutzes, entsprang dem Glauben an göttliche Verkündung und sollte das Kind ja auch vor demFluch des Vaternordes wahren. Wenn nur bewußterWille sündigen kann, stehen Vater und Sohn schuldlos vor unserem Blick. Dennoch bleibt, wassie thaten, fürchterlich und unsühnbar. Ein hilfloses Kind mit durchbohrten Fußgelenken imBereich wilder Thiere aussetzen und ihm nie wieder nachfragen; den Vater töten und in wilder Lust mit der Mutter im Ehebett kosen: wer Solches vollbracht hat, kann niemals glücklich enden. Frühe Sto-iker mochten sprechen: »Da Solches schuldlosen Menschen ge-schehen ist und morgen wieder geschehen kann, müssen wir unser Sittengesetz ändern und muthig bekennen, daß erst das Bewußt-sein der Schuld die Tötung des Vaters und die Befruchtung der Mutter zu Verbrechen macht, diesen Thaten aber, so groß sie uns schrecken, keine Strafe folgen darf, wenn sie von Blinden gethan waren." Andere Philosophen, deren Blick ins Dämmerlicht ari-scher Theogonie gedrunken war, mochten lächelnd ausrufen: „Grämt Euch nicht um dieses Königs Schicksal! SehtIhr Blöden denn nicht, daß er kein Mensch ist, sondern Symbol nur und Ab-glanz aus uraltemMythos? An jedem Morgen kündigtBlutröthe vom Himmel her, daß der Tag die Nacht, die ihn zeugte, getötet hat. Finsterniß ist derVater des Lichtes; wenn derNachtgeistden safranfarbigen Leib der Eos umfassen hat, gebiert sie ihm das Sonnenlicht. Das mordet den Vater und vermählt sich dann der Mutter, die es zur Witwe gemacht hat und deren Glieder im Arm des Sohnes wonnige Gier nun röthet. Dieser Vaternörder und Mutterschwängerer ist Oedipus, der junge Held mit den ge-schwellenen Füßen. Scheint nicht die Sonne auch, wenn sie der Dämmernebel umdünstet, zu schwellen?Stürzt nicht auch ihr durchs Dunkel brechender Strahl dräuende Wolken, die wie Räthsel-fragen den Himmel verhängen, vom Felsgipfel herab, wie das klärende Wort des Oedipus die Sphinx? Ehrwürdiger Sonnen-mythos, den die kindhaste Phantasie der Nrarier aus den Hoch-



2,4  
Die Zukunft.  
ebenen Asiens nachHellas trug, spricht zu Euch: und Ihr wZhnt,  
eines kleinenMenschenschicksals Widerhall zu hören!" Doch kein  
Zeno könnte uns überzeugen, kein Echo aus fernen Veden die  
Stimme überdröhnen, die zuerst uns das Lied vom Kadmeioniden  
sang. Der Oedipus, den Sophokles uns gab, ist weder Sonnen-  
gott noch Sünder, weder Elementarsymbol noch freier Gestalter  
seines Schicksals.NndnurDieserlebtuns; weil ein großer Dichter  
ihn sah, aus der Vision ihm Gestalt schuf. Wie hat er ihn gesehen?  
„Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer  
Idee aus; vielmehr ergriff er eine längst fertige Sage seines Vol-  
kes, worin bereits eine guteIdee vorhanden war, und dachtenun  
darauf, diese für das Theater so gut undwirksamwienmög'ichdar-  
zustellen. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und  
wissen die Motive ihres Handelns so überzeugend darzulegen,  
daß der Zuhörer fast immer auf der Seite Dessen ist, der zuletzt  
gesprochen hat. Man sieht: er hat in seinerJugend eine sehr tüch-  
tige rhetorische Bildung genossen, wodurch erdanngeübtworden,  
alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzu-  
suchen. Ich habe nichts dawider, daß eindramatischerDichtereine  
sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum han-  
delt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor denAugen des Zu-  
schauers vorüberzuführen, sokönnenihm dabei seinesittlichenEnd-  
zwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein großes Vermögen  
der Darstellung und Kenntniß der Bretter besitzen, um zu wissen,  
was zu thun und zu lassen ist. Liegt im Gegenstand eine sittliche  
Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter  
weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und  
kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der  
Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein,  
er mag sich stellen, wie er wolle." Diese Sätze sprach Goethe, als,  
auf seinen Rath, Eckermann in einem Büchlein des fleißigen  
Hegelschülers Hinrichs das über Oedipus Gesagte gelesen hatte.  
(Das Buch war längst veraltet, alsMichelBreal den ersten Ent-  
wurf zu einerGeschichte des Oedipusmythos veröffentlichte.) Nach  
Goethes Nrtheil war die Absicht des Sophokles also nicht auf  
einen sittlichen Endzweck gerichtet, sondern auf die klare, wirk-  
same, dem Bühnenanspruch genügende Darstellung einer fertig im  
Volksbewußtsein lebenden Sage; auf ein Bild, nicht auf Lehre.



König Oedipus.

215

«Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magisch segenreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verschneiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen; durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja, die sittliche Welt zu Grunde gehen: eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozeßknoten, den der Richter dann langsam, Glied für Glied, zu feinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so groß, daß hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. (Wo birgt sich uns diese Heiterkeit?) Oedipus, der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus, der Räthsellöser der Sphinx; Was sagt uns die geheimnißvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß einweiser Magier nur aus Inzestgeboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den Räthsel lösenden und seine Mutter freierenden Oedipus, sofort so zu interpretiren haben, daß dort, wo durch weissagende und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit, wie dort der Inzest, als Ursache vorausgegangen sein muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich widerstrebt, also durch das Nnnatürliche? Diese Erkenntniß sehe ich in der entsetzlichen Dreiheit der Oedipusschicksale ausgeprägt: der Selbe, der das Räthsel der Natur, jener doppeltgcarteten Sphinx, löst, muß auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weisheit (und gerade die dionysische Weisheit) ein naturwidriger Gräuel sei, daß



Die Zukunft.

Der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. (Menschlich, allzumenschlich!) .Die Svitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen, Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur': solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythos zu; der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythos, so daß er plötzlich zu tönen beginnt, — in sophokleischen Melodien!" »Die Geburt der Tragödie oder: Griechenthum und Pessimismus" heißt die Schrift Nietzsches, in der diese Sätze stehen. Sie ist Richard Wagner gewidmet; und der baseler Professor hat in den Wehen mehr als an Oedipus wohl an Siegfried gedacht. Der ist aus naturwidriger Geschwisterehe geboren, bricht die alten Verträge heiligster Ordnung und läßt auf den Ruinen der umgestürzten uns eine neue Welt ahnen. Nichts davon finden wir in dem Gedichte des Mannes aus dem attischen Gau Kolonos. Nicht durch Weisheit sündigt sein Held (der sich selbst blöde nennt); entriegelt kein Mysterienverließ der Natur; wirkt auch nicht über sein Verscheiden hinaus segenvoll fort. Doch wichtig ist hier nur, daß der damals (1871) noch nicht moralinfreie Philosoph dem Hellenen einen sittlichen Endzweck zuschreibt; diesen: am Leidenbilde des Labdakiden zu zeigen, daß der edle Mensch, auch wenn er die Sittensatzung der natürlichen Welt umstülpt, der Menschheit nur Wohlthat bereitet. Zeigt ers wirklich? Ist Oedipus denn ein Empörer, der eine neue Fackel bringt? Magische Kraft, die der Inzest gebar, wäre höchstens doch in der Seele der Jungfrau zu finden, die mitzulieben geschaffen ist. Die Aussage des dritten Zeugen ist kürzer. Das sophokleische Gedicht, sagt Herr Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, ist keine Schicksalstragödie im Sinn der Romantiker; „es kann die Tragödie von der Nichtigkeit des Menschenglückes heißen. Oedipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt: was liegt Dem gegenüber an dem Glück eines Sterblichen? Apollons Licht strahlt hell, sein Auge durchschaut alle Wunder des Himmels und der Erden: was liegt daran, daß das Auge des Anreinen erlosch? Sophokles sah sich von Gesinnungen umgeben, die ihm Grund zur Klage über die Zersetzung der Moral und die Gefährdung der ganzen Staats- und Gesellschaftordnung gaben. Da haben wir das psychologische Moment, das ihn antreibt), in diesem



König Oedipus.

217

Drama feinen geliebten Athenern vorzuhalten:« Sehet, Das ist der Mensch und sein Glück; sehet, Das ist der Gott und seine Weisheit!" Diesem Professor ist Sophokles ein Konservativer, ein fromm alter Ordnungsergebener Mann, der ringsum die Menschen bessern will, nicht, wie dem baseler Erzfeind, ein Brecher verrosteter Tafeln. Beide aber betonen in seinem Werk die sittliche Absicht. Der Dichter, dünkt mich, zeugt diesmal wider den Dichter und für den Professor. Das Alterswerk, das uns den entthronten Zerschener in Kolonos zeigt, müssen wir aus der Betrachtung scheiden; dürfen nur auf die Königstragoedie blicken. Die aber schließt der blinde Oedipus selbst mit den Worten:

„Männer meines Vaterlandes Theben, schauet her auf mich!  
Mir gelang des Räthsels Lösung, ich erstieg den ersten Platz,  
Keiner hat zu meinem Glücke ohne Neid emporgesehn.  
Schaut mich an: in welchen Abgrund schwersten Lammers ich gerieth.  
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,  
Der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,  
Eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt von Ungemach!"  
Die Absicht, mitlebende Menschen zu bessern, konnte aus dem Munde eines Poeten nicht zu deutlicherem Ausdrucke kommen. Die Lebensgeschichte des Mythos (die schon einmal hier, vor fünf Jahren, erzählt, doch nicht von Jedem wohl in treuem Gedächtniß bewahrt wurde) lehrt uns das majestätische Werk des Hellenen erst im Tiefsten verstehen. Auch die Einfalt war, die von Hellas nie hörte und in Apollon nur einen fremden Märchengott ahnt, wird vor dem Bilde dieses Königs, der sich gerettet wähnt, da er verloren ist, und, seines Glückes gewiß, dem aus entwölktem Himmel jäh niederflammenden Blitzstrahl entgegenjauchzt, der ihn aus der Helle der Herrscherburg ins finstere Elend stürzt, in den Fugen ihrer Menschheit so bang erbeben wie der Gottlose, Kunstlose, heute noch vor dem in Stein erstarrten Leid des Laokoon.  
Kom«! Ein Mensch und ein König. Der mit ehrwürdigerem Recht als der im Land Uz und gegen Morgen Herrlichste von sich sprechen darf: «Wessen Ohr mich hörte, Der pries mich selig, und wessen Auge mich sah, Der rühmte mich. Gerechtigkeit war mein Kleid; und wie ich des Armen Vater, des Lahmen Fuß und des Blinden Lichtquell war, so des Ungerechten Feind und Vernichter: das Kiefergewölbe erbrach ich ihm, und riß den Raub aus dem Gehege der Backzähne." Kann für Hiob, kann mit ihm etwa nur Einer



Die Zukunft.

fühlen, der Israels Lebensweg aufhorchend durchwandert hatte? Nein. Der im Land Uz aber ward, als Mensch, schuldig (und könnte drum der tzeld einer Novelle sein, einer modernen gar, in deren Sphäre nie eines Gottes Stimme drang). Wo ist die Schuld des Oedipus? In Nothwehr hat er getötet und ohne Arg sich der Witwe vermählt, die über der von ihm aus arger Sphinxgefahr befreiten Stadt thront. Alles dem Menschenwitz Erreichbare that er, um einem angedrohten Verhängniß zu entschlüpfen. Weil Götter ihren Willen wollten, ist er Vatermörder und Blutschänder geworden. Solches Geschehen wird erst durch die Glaubensvorstellung, das Drama erst als Kultakt verständlich. Was sind uns Griechenlands Götter? Pan und Dionysos, Artemis und Lyssa spuken höchstens noch durchstzirn humanistisch Gebildeter. Die Menge, die vor der Skene den alten Dichtern lauschte, überliefs schon beim Hören der heiligen Namen. Die wußte, wie Theben entstanden war, und kannte den Fluch, der die Kadmeioniden würgte. Wenn Sophokles den blinden Teiresias aufs Schaugerüst brachte, war der Greis Keinem im Ste'.n rund ein Fremdling. Der Enkel des Udaïos, eines der Spartoi, die aus den Zähnen des von Kadmos getöteten Drachen erwachsen. Dessen Same hatte den Phorbas gezeugt, dem die Nymphe Chariklo den Teiresias gebar. Den führt der Zufall an die tzipokrene, als seine Mutter mit Pallas in dem Quell badet. Die Schändung durch den Blick eines Mannes muß gestraft werden. Der Finger der Göttin löscht das Licht in dem Auge, das sich an göttlicher Nacktheit geweidet hat. Doch Pallas Athene ist mild und öffnet dem Sohn, dessen Blindheit die Mutter Chariklo beweint, des Geistes Auge; lehrt ihn die Vogelsprache verstehen, den Vogelflug erkennen und deuten und giebt ihm den starken Weichselstab, der ihn wiederweiseste Führer vor dem Straucheln bewahrt. Mit diesem Stab trennt er zweimal im Verlauf von sieben Jahren ein Schlangenpaar. Tötet beim ersten Mal das Weibchen: und wird selbst zum Weib; tötet beim anderen Mal das Männchen: und wird wieder zum Mann. Bei der Geschlechter geheimstes Wesen kennt er nun, hat im eigenen Leib Mannheit und Weibheit gefühlt; und jeder Fittich spricht ihm wie eine Menschenzunge. Theben hebt ihn auf den höchsten Priestersitz und noch der Siebenhundertjährige lenkt die Seele der siebenthorigen Stadt. Durch jede Griechenbrust dröhnt die Erinnerung an diese Wundermären, wenn der sophokleische Oe-



König Oedipus.  
Oedipus den Seher rufen läßt, »den Einzigen, dem Wahrheit angeboren". Den greisen Löser dräuender Räthsel, über den der Tod keine Gewalt hat. Dem am Rande des Erebos noch, unter Schemen, Persephoneia das innere Auge wach hält. Dem Odysseus einst den schönsten der Widder opfern hieß. Der naht jetzt der Kadmeia. Steht schon, das wandernde Gehäus der Gottheit, auf her Schwelle der Königsburg und kann sich, an seinem Weichselstab, bis an den hohen Stuhl des Königs hinauftasten. Seht den Blinden vor Einen treten, der noch am selben Tag blind sein wird, den früh von der Gottheit Gestraften vor ihn, dem sie grausere Strafe besinnt! Die Menge ist »im Geheimniß"; ihr ist bewußt, was geschehen wird, geschehen muß, und über ihrem Haupt spürt sie des Schicksals Wirbel, da der König den Dolch seiner Fragen bis ins Eingeweide des Sehers zu bohren trachtet. Noch sträubt sich der Greis, das Gräßliche ans Licht zu lassen. Erst als der herrische Neberwinder der Sphinx, der vor Prophetie und Vogelweisheit die Ehrfurcht verlernt hat, dem Alten Hohn ins Angesicht speit und ihm mit dem Verdacht der Mordanstiftung die entfleischte Schläfe peitscht, winkt der Gott das Nnheil kündende Wort aus der gepreßten Kehle. Die Pest, vernahm Kreon in Delphi, weicht nicht aus Thebens Gemarkung, so lange in den Mauern der Stadt ungestraft der Mörder des Laios weilt. Dieser Mörder, spricht nun Teiresias zum wüthenden König, bist Du; bist der Vervehmte, dessen Blutschuld aufdcmLande liegt. EinDysangelium,das jeder Grieche seit der Kindheit kennt, tropft von der welken Lippe. Ans haben Griechenlands Götter nur in bangen Schülerträumen gelebt. Sie sprechen uns nicht; und Teiresias, der sich ihren Knecht nennt, ist uns nur ein blinder Greis. Kann toter Glaube, den die Christenvision verwest sah,durch die Jahrhunderte fortwirken? Ein Dichter die Menschheit, die Gethsemane und Golgatha erlebt hat, auf des Olympos Höhe zurückzwingen? Wenn Teiresias den bleichenMund aufthut, umwittert derHauch uns,als theilte einsachterWindstoß amNachthimmel stilles Gewölk und aus dem Sternenzelt riefe uns eine majestätische Stimme. Als sende der tote Glaube Botschaft, die niemals verhallen kann, aus seiner Gruft. Mußte, auf daß der Mythos entstehe und lebe, der Glaube sterben? Sophokles (Das wird immer vergessen) war ein Theatermensch, wie Shakespeare, Moliere, Raimund, Ibsen; war von früherLugend an derSchaubühne verlobt.Mancher erinnert sich



Die Zukunft.

wohl, daß dieser Dichter zwanzigmal den Ersten, vierzigmal den Zweiten Dramenpreis heimtrug; daß Kimon, dem der Archont, um den Besieger der Perser, den Eroberer der Insel Skyros zu ehren, das Schiedsrichteramt zugesprochen hatte, ihn, neben dem doch in düsterer Hoheit Aischylos noch lebte, des Preises würdig fand; daß der alte Sänger die Priesterbinde um die Stirn legte, derAthenerflotte befahl,mitPeriklesundThukydides den Strafzug gegen Samos führte, auf Lesbos derTräger einerDiplomatenmissionwar und, alsNeunzigjähriger,vor den athenischenRichtern Iophon,den eigenen Sohn, der gegen die Anerkennung eines nicht inderEhe gezeugtenBrudersdasTribunalangerufen hatte, durch die Vorlesung einer Szene aus dem Kolonosdrama besiegte. Verweht aber ist die Erinnerung, daß dieses Leben, das bis an die Gipfelhöhe derVergottung aufstieg, in den Jahren bestimmender Eindrücke demRund derBühne angehörte.Nach derSchlacht bei Salamis hat, am Tag der Siegesfeier, der sechzehnjährige SophoklesdenChortanzderJünglinge geführt; undseitdem war der schöne Ephebe, dessen zarter Wesenheit die Rolle der Nausikaa anvertraut werden konnte, der Liebling der Dichter. Als Ringer, Tänzer, Sänger vornan. Was an Theaterkunst zu erlernen war, hat er gelernt und aus hellem Auge bald jede Wirkungsmöglichkeit erspäht. Aus dem Dionysosfest, den Pantomimen, Satyrmaskenspielen, Tanzchören des bakchischenGefolges war mählich das Drama erwachsen. Thespis hat den Chorführer durch den Schauspieler ersetzt; wo erzählt ward, wird nun der Schein des Erlebens vorgetäuscht. Der Chor bleibt, was er war: der Sprecher der Volkheit, die sich, um im Innersten stark zu sein, Menschheit dünken muß (und, seit sie Asiens Angriff, Irans expansive Sucht abgewehrt hat, mit gedoppeltem Recht dünken darf). Neben dem Chor aber, über ihn hinaus reckt sich nun der Einzelne; scheint Gott und Held, König und Bote, je nach der Maske, die seinAntlitz kleidet; tobt und berichtet, brüllt auf und erklärt, handelt und leidet; und aus demChor kommt,wie aus derBrust des zur Einheit zusammengewachsenenVolkes.Echo und Widerrede. Cherilos findet den Stil des tragischen Gesanges und bereitet die Wandlung des dionysischen Festspieles, dessen Preis ein mit FeigenbeladenerBock war, in ein demApollongeweihtes.Phrnichos theilt den Chor, schafft damitzwei Empfindensströmen das Bett, weitet denDialog, der nun wirklich schon einRedenVieler,



König Oedipus.

221  
ein Wortkampf verschiedener Gruppen und Individuen ist, und wagt, in die Reihe der Männer das Weib treten zu lassen. Pratinas vermag die Musik, die dem Dichter das Wort abzuschneiden trachtet, nicht schnell Bescheidenheit zu lehren; scheucht die Satyrn aber, die Possenreißer und Zotenjäger aus dem dreischiffigen Tempel der Tragoedie und gönnt nur draußen ihnen, hinter dem reinen Bereich der Trilogie, für ihr Satyrspiel ein Fleckchen. Aischylos stellt einen zweiten Schauspieler, Einzelsprecher neben den ersten, der nun nicht mehr so oft die Maske zu wechseln braucht, und wird, den Athen den Vater der Tragoedie nennt, auch der Vater der Bühnentechnik. Er putzt die Szene, baut Tempel und Altäre, läßt den Steinboden unter der Akropolis Zelte tragen, zu Grabkammern aufklaffen, auf geslügelten Rossen und in Luftfahrzeugen die Gottheit auf und nieder steigen, die Helden in pomphaften Gewanden und mit großem Gefolge einherschreiten; wirkt dem Kuit das hieratische Gepränge. Unter der unermüdlichen Hand des <sup>Z</sup>^ Ausstatters" wächst der Kothurn, wird die Hanfmaske zum sorgsam modellirten und bemalten Riesenbild eines Menschentypus, dehnen die Glieder des Spielers sich ins Ungeheure. So findet Sophokles das Theater; so ist's, da der Jüngling sich ihm im ersten Reigenspiel verlobt. Das Wesen seiner Kunst drängt ihn, den für ein Langes ins Rebermenschliche geschaffenen Apparat dem Menschenmaß anzupassen. Der Zwang zur Trilogie, zur Verknüpfung dreier dem selben Mythenkreis angehörigen Dramen, deren Darstellung der Ausnahmefähigkeit der Festgäste eine das Menschenvermögen übersteigende Leistung zumuthet, ist ihm lästig: und er beschließt deshalb, fortan jedes Drama eine in sich abgegrenzte, durch sich verständliche Welt sein zu lassen, «7»,; der aischy-lische Genius hat den Ruf zu weiser Mäßigung überhört; durfte ihn, im Bewußtsein der Gigantenkraft, überhören. Sophokles, von kleinerem Wuchs und feinerem Wesen, erinnert sich wieder der Mahnung, niemals zu viel zu heischen, zu wollen; und wie der Dichter ihre Nothwendigkeit und die Gefahr, die jede Nichtachtung solches dietzybrisdämmenden Gebotes heraufbeschwört, an seinen Geschöpfen erweist, so steht sie dem Bühnentechniker im Blickpunkt der Absicht. Er führt den dritten Spieler auf die Szene, den Tritagonisten, der über der Einheit oder dem Zwiespalt der chorischen Rede einen Dreiklang menschlicher Einzelstimmen ermöglicht; und hat jetzt erst ein Instrument, das dem Künstler kei-



Die Zukunft.

nen Ton mehr versagt. Keiner hat vorher solche Bühne gehabt. Keiner ihre Möglichkeiten so bis ins Höchste und Tiefste erkannt. Drum wirkt er, heute noch, stärker fast als der an Gewalt der Phantaste und Wucht der Rede ihm überlegene Schöpfer der Oresteia. Nur Einer, der im Theater erwuchs, kennt so die Seele der zum Hören und Schauen versammelten Masse, die assoziativen Kräfte, die zwischen Auge und Ohr, auf luftiger Brücke, das tönende Bild gestalten; sieht so sicher jede Regung, jeden Erfüllung fordernden Wunsch der um das Proskenion Geschaarten voraus. Dieses Dichters Oedipus ist nicht der vom Flugsand des Ariermythos gestreifte Helios, der den Nachtgeist, den Zeuger, tötet, den Schoß der in Glücksscham erröthenden Mutter durchglüht und am Abend des Lebens, weil er einer Hemisphäre nicht mehr leuchtet, dem von dieser Erdhälfte her ihm folgenden Blick zu erblinden scheint. Doch die Technik des Sophokles, seine Dramaturgie läßt uns an Sonnenaufgänge denken. Eine Wolkenwand birst und durch die Ritzen sickert die erste Helle. (Der Orakelspruch aus Delphi.) Schon graut es von Ost; ists, als wolle Himmel und Erde in bewegter Morgenluft sich allentzüllen entschälen. Ein Schleier sinkt (Oedipus selbst hat ihn aus den zitternden Händen des Teiresias gezerrt, die ihn halten wollten) und aus dünnen Strähnen rinnt Blutfarbe ins gelichtete Braun der Horizontalebene. Da flattert schwarzes Gewölk auf, als solle noch einmal Dunkel werden. (Die Kunde vom Tode des Polybos; Iokastens Gewißheit, daß dem Mann die Orakellogen.) Flattert auf und schwindet bald im Nahenden leuchtenden Wärme so schnell wie unter eines Knaben Athem das Eiskrüstchen auf einer Glasscheibe. Der letzte Versuch der Nacht, sich die Herrschaft zu retten, mißlang und rascher rieselt die Klarheit nun ins Gesichtsfeld. (Der Bericht des Korinthers: Polybos war nicht der Vater, Merope ist nicht die Mutter des Königs von Theben.) Ist irgendwo noch ein Schleier? Ein Blutdunst nur. den Helios aufschlüßt. Dann darf er den hastigen Rossen die Zügel lockern und auf Feüerrädern den Himmelswall emporrafen. (Der Hirt hat Oedipus als den Sohn des Laios erkannt.) Der rothe Ball ward zum Lichtborn, dessen heißer Sprudelstrahl schlafende Augen öffnet. Wer dem Meisterrecht über die Saiten der Lyra solche «Kenntniß der Bretter» gesellt, vermag auf jedem Schau-gerüst weithin fortwirkende Wunder zu zeugen. Das nach den Perserkriegen im Athen des Perikles geschaffene Labdakiden-



König Oedipus. ' 223

drama hat am siebenten Novemberabend des Jahres 1910 die  
nm die Arena einesPferdecircus gepferchte Menge zu stürmischem  
lubelgestimmt.ViertausendBerliner.Dietrugennichtdasschlichte  
Gewand aus weißen Linnen noch den Schäferhut der Arkader;  
kamen nicht vom Anblick des Parthenon und Erechtheion und  
sahen auf dem Weg ins Schauhaus über ihren Häuptern nicht  
die Akropolis in bleich schweigender Hoheit, sondern die auf-  
zuckenden und verglühenden Flämmchen der Firmenreklame.  
Hatten vor einer Stunde gelesen, daß ein Reussenzar in huldvoller  
Laune abgereist, ein Frachtschiff gescheitert, die Börsenfreude durch  
Kalisorgc gctrübtsei. Allesvergaßensie. Lebten hundert Minuten  
lang in der Stadt, im Mylhengemäuer desLaios. Ein Wunder.  
Der Aeonentriumph des attischen Dramaturgen und Dichters.  
Der aber hat andere Wirkung geträumt.Nicht schlaffe Ner-  
venstränge wollte er spannen, nicht die Gier nach neuem Senso-  
rienerlebniß sich Zinsen lassen; denn ehe Oedipus noch, die trau»  
erndcn Thebaner zu trösten, den Mund aufthat, wußte im Halb-  
rund Jeder, was kommen werde. Zu inbrünstigerem Gottesdienst  
rief er; dichtete den alten, vertragenen Stoff zu einem neuen Kult-  
kleid, durch dessen starkes Fadengespinnt kein Zweifel fortan den  
Leib der Gottheit beschielen solle. Frommts dem Klügler, daß er  
sich durch die Maschen des von Götterhand geknüpftenNetzes zu  
klemmen trachtete? Kann Einer glücklich enden, der, nach Ioka-  
stens Rath,an die Herrschaft des Zufalls glaubt, derWeissagung  
spottet und aus gemächlichem Behagen den Tag werden und ver-  
gehen sieht? Muß Solchen nichtNemesis fällen, der jedesNeber-  
maß des Wissens und Wollens, des Glückes und Ruhmes von  
je her ein Gräuel war und die dem in Purpur Gespreizten miß-  
traut, weil sein Dünkel die Grenzen der Menschheit überklettern  
möchte? (Ans ist Oedipus unschuldig; wars nicht dem Hellenen,  
der in weiser Mäßigungen demüthigerHinspreitung unter dunk-  
len Götterwillcn die unentbehrlichste aller schirmendenTugenden  
ehrte.) Darf der König im Priester, auch wenn ihm, wie Kalchas  
dem Agamemnon, derHierophantes zumNnheilsseher wird, das  
Instrument der hohen Götter vergessen und ihn mit Schimpf be-  
geifern? Dieser König staunen, wenn von dem Stützenlosen das  
Volksvertrauen sich wendet und ein Spottchor ihn fragt, ob den  
Findling eine Nymphe vom Samen des Pan oder Apollon, Her-  
mes oder Bakchos empfangen habe? Wer den Bund alter Ord-



225 Die Zukunft.

nung lockert, das Sittengesetz, des Himmels heiliges Kind, nicht fterblichesMenschenwerk, höhnt, dasGötterrechtschmälert und in die noch vom Weihrauch warme Seelenfurche des Volkes Zweifel sät, sei härtester Strafe gewärtigzaus verfluchtem Leben, singt der thebischeChor, fährt er dahin. DieseLehre wollte derDichter, der in der Ephebenreihe am Altar des Aglauros geschworen hatte, auch ohne Genossen für das Vaterland und dessen Götter zu fechten, dem neuerungsüchtigen Hirn der Landsleute einprägen. Das Theater war ihm, der Kimon und andere Feldherren in der Orchestra Trankopfer bringen sah, ein Tempel, in dem, mit der höchsten Leistung, derstärksteGeniusbescheidennurdem Zweckdienen durften: ungeschwächt den Kindern die Heimath der Väter zu wahren. Kann uns das Theater je wieder zur Kultstätte werden? Als tzcrrReinhardt,der in der deutschen Bühnenkunstgeschichte leben wird wie in der attischenThesPis,dasWagniß des Circusspieles auf sich nahm, hat er an artistische Möglichkeiten wohl mehr als anpolitische gedacht. Keine belichtete Scheidewand zwischen Szene und Hörerschaft. Schmale Gassennurund das breiteRund derArena im Menschengedräng.aus dem der Chor sich zu lösen, Teiresias zögernd zu tauchen, der Korintherbote, der Hirt den Muth zur Entblößung der Königsscham zu schöpfen scheint. Raumumfänge,die endlich gestatten, Heil und Nnheil, Segen und Fluch aus einer Ferne feierlich nahen, nicht aufs Stichwort aus einem Coulissen-spalt springen zu lassen. Zwischen den Spielgenossen ein Höhenabstand, der, wennOedipus aus der finstersten Gasse den Schicksalsentschleierer holt und durch den Thalplatz des Chores bis auf den Treppengipfel, den Sockel des Thrones, hinaufschleift, im lebendigen Bilde die Ahnung des Königssturzes gebiert. Die Hoffnung, im Körperkontakt mit Tausenden, über die Sektenneid und Sektengrämlichkeit keine Gewalt hat, die einfache Größe der Marmorgestalten an Menschenpulsen und Menschenodem wärmen zu können. Das mußte den Mann reizen, der, weil seine zu ernstem und heiterem Spiel rüstige Phantasie in der Herzkammer jederDichtung das besondereLebensgesetz erfülltund aus dessen Nothwendigkeit dann das dem Wesen passende Kleid webt, trotz manchen Schlacken nie zu laut gelobt wird. Kann diesem bedeutenden Tag aber nicht schönere Frucht noch entspriessen? Eine, die nährt und kräftigt, nicht nur vom Sims herniederblinkt wie die GoldgrilleausderLockedesGriechen?DasSchauspieleinWeihe-



König Oedipus.

223

fest der im Wollen Geeinten. Vor fünfzigmal Hundert, die nicht für eines Blickes Frist zu Klatsch, Klugschwatz, Atzung entlassen werden, für des SpielesDauer alsoMasse mitMassentrieb bleiben müssen, die alte Legende und das neue Erleben der Volkheit zum sprechenden, schluchzenden,jauchzendenBild gestaltet.Nicht, grasse Gebrechen nur,verschwielteNarben, Hautflecke, Eiterherde, Siechthumsmale aufzudecken, theilt sich der Vorhang. Den unsichtbarem Sinnen undHandelnderNationwaltendenGott ehren und lieben zu lehren, ist dasZiel dieserFeierbühne(die demKmdcr-lärm des Patriotentheaters so fern wäre wie den Falschmünzerkniffen der Geldmacher). Ein Traum? Nicht der erste, der dem Erwachten Wirklichkeit ward. Denkt Euch, Alle, die vor dem vonBu»denkrämern, Moralmodisten, halb flügge blinzelndenGesellschaftrettern aufgebauten Spielzeug oft schon die Sehnsuchtnachgroßen Gegenständenpackte,noch einmal in denCircus zurück; stellt dem Auge und Ohr Eures Geistes vor, statt des hellenischen entbinde deutsches Leben sich dem Gewimmel; Furcht und Zuversicht, Klage undlubel fege, von den zumHeroensitz gethürmtenBrettern und vom flachenGefilde desChores her,dieLuftstöße dieser fünftausend Lungen zu einem Rhythmos zusammen: und messet an der Vorstellung solcher gleichenInspirationund Exspiration dieMöglichkeiten der Wirkung aufs Volksgeblüt. ImTheater lernte Athen sich redlich lieben und aus frommer Ehrfurcht auf seinenNrsprungzurückschauen. Im Theater duldete es Keinen, der, wie Phrynichos in dem Gedicht vom Persersieg über Milet, durch das Schreckbild fremderNebermacht den Muth der Polis lähmenkonnte.VomAbhang despelasgischenBurgberges ist seitdem das Schauspiel ins unsaubere Marktgewühl herabgeglitten. Aus dem König ein Bettler geworden, der, wenn die Sonne gesunken ist, den tributfähig ScheinendenvorseinenHutzulocken,ihmdiezollpflichtigeBetrachtung seines Puppenkrames aufzudrängen sucht. Den Vater hat er, den Glauben an Gottheit und Telos, getötet, auch der Mutter Phantasie, der er nach ihrer Witwentrauer vermählt war, in ein frühesGrab geholfen; nun entrinnt das Licht, mitdemseinNebermuth prunkte, ihm zu reichlicher lohnendem Spiel. Daß er König war, habt Ihr erst im Circus gewittert. Bahnt der von Selbstzucht zu weiser Majestät gebändigte Wille durch den Sand der Arena ihm den Rückweg zum allzu lange leer ragenden Thron?



Die Zukunft.

Romanisches Rokoko. \*)

en spanischen Hof und damit die politischen Verhältnisse im inneren wie im äußeren Gebiet beherrschte am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine kluge, intrigante Französin, Anna Maria, Herzogin von Orsini. Sie war die Tochter des Prinzen von La Trismouille, hatte in erster Ehe einen Fürsten Talleyrand und in zweiter den römischen Herzog Orsini-Bracciano geheirathet; als Witwe zur esmsrsrs ms^or der jungen Königin von Spanien ernannt, gelang es ihr, Philipp den Fünften und dessen Gemahlin durch ihren überlegenen Geist und die französische Kunst vollendeter Konversation so zu bezaubern, daß nichts geschah, bevor ihr Rath eingeholt worden war. Ihr Briefwechsel mit Frau von Maintenon, der über den Kopf des Französischen Botschafters hinweg den Hof von Versailles über die Stimmung in Madrid orientirte, zeigt, wie diese beiden ehrgeizigen alternden Damen durch ihre geselligen Talente und ihre im guten Sinn preziös ausgebildete Persönlichkeit stärkeren Einfluß übten, als es je Schönheit und heiße Liebe vermocht hatten.

Philipp der Fünfte von Anjou, der Enkel des roi solsil, war nach den Wechselfällen des spanischen Erbfolgekrieges von den Mächten im Frieden von Utrecht anerkannt worden. Sein Gegner, der Habsburger Kaiser Karl der Sechste, wich nach heldenmüthigem Kampf aus Barcelona, wo die schöne Kaiserin Elisabeth die spanische Jugend entflammt und im Widerstand gegen die herandringende französische Gefahr bestärkt hatte. Die Kultur Frankreichs, die sich in der Person des Königs und der gebietenden «siriserz, ms^or zum Leidwesen des eingewessenen Spanierthums, namentlich der Katalonier, immer stärker fühlbar machte, wirkte zunächst nur auf den Kunstgeschmack fördernd ein. Nationale Elemente verschmolzen mit modern europäischer Bildung. Die Ideen, die Politik, die Sitten der nordischen Nachbarn fanden anfangs zwar nur am Hof und bei den in unmittelbarer Berührung mit ihm stehenden Personen Eingang; aber von hier aus dra-.^ der neue Geist, die neue Mode, der veränderte Geschmack nach und nach doch in andere Schichten der Gesellschaft. So entstanden zwei Parteien, die während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in Spanien um die Vormacht rangen. Die eine trachtete nach Reform im Sinn europäischer Sitten und französischer Eleganz, die andere hielt starr an den Traditionen von Spaniens großer Zeit fest. Unter Philipp dem Fünften gehörte der Sieg den konservativen Elementen; erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts neigten sich die führenden \*) Aus dem Band „Das galante Europa (Geselligkeit der Großen Welt von 1510 bis 1789)\", der im November bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint. Schillers Urenkel hat da aus allen Kulturzonen der Alten Welt, aus dem Leben der Einzelnen und der Massen eine bunte Fülle ernster und lustiger Züge zusammengestellt.



Romanisches Rokoko.

22?

Stände ziemlich einmüthig dem pariser Geschmack zu. Daß unter dem ersten bourbonischen König die Aenderung nur äußerlich war und der Einfluß Frankreichs nur die Oberfläche berührte, ist in der Ausländerei des Königs begründet. Fremden allein schenkte er sein Vertrauen und ließ sich von ihnen berathen, sowohl in der auswärtigen Politik als in den Fragen, die das Land betrafen.

Als die Fürstin Orsini, die mit den Männern beim Mahl saß und Männer in ihrem Salon empfing, wie sie es in Frankreich und Italien gewohnt gewesen, durch die Gewandtheit der zweiten Gemahlin "Philipps, Elisabeth Farnese, gestürzt war und nach Frankreich floh, bekam wieder ein Fremder, der Italiener Alberoni, die Leitung der Staatsgeschäfte. Die Altspanier verbanden sich mit der Kirche, deren Rechte Alberoni, obwohl er Kardinal war, nach Frankreichs Beispiel antasten wollte. In den Sprechzimmern der Klöster, bei den Konversationen, die den lebenswürdigen Ton einstigen Kunstgeplauders verloren, in den Kirchen, wo man sich nach dem Schluß der Messe unter den Portalen traf, tobte der Streit, die Inquisition erhob wieder das Haupt und in den Häusern der Granden wurde meist das Altkastilische oder Katalanische in Sitten, Kunstanschauung, Glauben so stark betont, daß es wie ein Wall der gallisch-eleganten Welle entgegenstand. Auch Alberoni verdankte gesellschaftlichen Talenten seine Macht. Der Sohn des armen italienischen Weingärtners gefiel als Klosterschüler seinem Bischof, der den lebhaften Jüngling ausbilden ließ und ihn dem Herzog von Parma empfahl. Als französischer Dolmetsch begleitete er das Hauptquartier des Herzogs von Vendome im spanischen Erbfolgekrieg, weil ihn der Herzog als witzigen Gesellschafter und Kochkünstler schätzte. Als er nach dem Tod seines Gönners zum Geschäftsträger von Parma in Madrid ernannt worden war, wußte er geschickt die Verlobung des Königs mit der Prinzessin von Parma, Elisabeth Farnese, einzuleiten und die Herzogin von Orsini über den Charakter der künftigen Königin zu täuschen, so daß sie beruhigt eine für unbedeutend geltende Prinzessin empfahl und den König sogar zu dieser Ehe drängte. Alberoni berieth aber die junge Herrin so gut, daß ihrem liebevollen Drängen die Gegnerin weichen mußte. Der vom Papst zum Kardinal ernannte Italiener regirte als Erster Minister unumschränkt in Madrid, bis einige Niederlagen seiner Sußeren Politik, namentlich auf Betreiben der Engländer, den plötzlichen Sturz und die Verbannung des mächtigen Mannes herbeiführten. Alberoni, der lebenswürdige Plauderer und Kunstfreund, hatte Bartolis Italienisches Theater bei den Spaniern in Mode gebracht. Nach seiner Flucht kam eine Operngesellschaft in das Haus, für die auf Wunsch der Königin große Kosten zu reicher Ausschmückung von Saal und Bühne verwendet wurden. Die Parteigänger der Franzosen lauschten eben so entzückt den neuen Melodien, wie es in Italien, Frankreich, Deutschland geschehen war. Der Hof begünstigte besonders die fremde Oper, als Carlo Broschi, genannt Farinelli, durch seine süßen



L28  
Die Zukunft.  
Weisen die Melancholie Philipps aufheiterte. Dieser Sänger bekam fast den selben Einfluß, den die Fürstin Orsini gehabt hatte; er wurde unter Philipps Nachfolger sogar Grande von Spanien und hielt in Madrid prächtig Haus.  
Vroschi ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im spanischen Gesellschaftleben. Trotz seiner eigenthümlichen Zwitterstellung als Grande, Günstling und Künstler war er, seines bescheidenen Wesens wegen, beliebt und konnte der Partei der Fremdenfreunde, die Albe-roni und die Fürstin Orsini verhaßt gemacht hatten, eine Stütze werden. Im Salon des Sängers verkehrten die Diplomaten und suchten durch seine Fürsprache Audienzen oder andere Zugeständnisse zu er-wirken. Seine Politik neigte sich zu England und Oesterreich. Maria Theresia, die junge Königin von Ungarn, schrieb an Broschi-Farinelli einen eigenhändigen Brief, sich seiner Anhänglichkeit zu versichern. Nach feierlicher Auffahrt mußte der Botschafter das Schriftstück über-reichen. Auch als Grande behielt der Sänger die Leitung der Italie-nischen Oper, die nun zum Sammelpunkt der Gesellschaft, zum Stell-dichein der Liebenden und zur besten Gelegenheit wurde, Schmuck und Schönheit zu zeigen.  
Mehr als politische Zettelung vermochte die Musik der altspani-schen Partei zu schaden. Das neue Opernhaus, mit seinen offenen Logen und Sitzen im Parquet, ermöglichte einen freieren Verkehr zwischen Herren und Damen. Seit die Seüoras im Theater sich daran gewöhnten, auf Stühlen zu sitzen, gaben sie es auf, zu Haus in ihren weiten Sälen um die glühenden Olivenkerne zu kauern, nnd der Be-such im Damensalon, der früher nur den Botschaftern gestattet war, konnte jetzt jedem eingeführten Fremden, jedem Kavalier, wie in an-deren Ländern, erlaubt werden. In Madrids kosmopolitischer Zeit galt nur der Verkehr in Herrengesellschaft für anregend und brachte reichen geistigen Gewinn; im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts wech-selten die Sitten so völlig, daß ein französischer Reisender schreiben konnte: „(Zua»<1 on s,rrivs s,veo clss lettrss, «n sst disu rszn tont, <Zv8 cls,i»czs s'slitsucl, o».r les Lsps,Fno1s iiÄOLueiIler>t porsonns i ir>ais Isurs ksrarass su rsvs,iioks soiit 8i s,imZ,K1ss, airasnt taut Iss StranFsi-», Iss royoivorit, si dien, c^u'ou ns rsA^rcis zis,s Iss ins,i'is, <^ni sollt 15. Ovrarns clss msnbles,"  
Man hatte viel auf die Damen gescholten, die anfangen, mit frem-der Tracht und fremder Sitte in Spanien einzudringen; jetzt freuten sich die Frauen des Adels der kleinen Freiheit, die sie als Neuigkeit genossen. Sie erinnerten sich dankbar der vielgescholtenen Fürstin Or-sini und sprachen gern von den Schicksalen der einst so gefürchteten Frau in Frankreich und Rom.  
Anna Maria Orsini, die als Eine der Ersten gegen glatte Haare, Mantilla und das Leben im abgeschlossenen Frauengemach gekämpft hatte, war nach vergeblichem Besuch in Frankreich nach Italien ge-gangen, um in Rom, der Stätte ihrer ersten Triumphe, Zuflucht zu



finden. Am Hof Klemens' des Elften sammelten sich gern GröBen, die in Europa gescheitert waren. Der Papst aus dem Haufe Albani, der als junger Kardinal zu Christinens ssosörou äs robss rou^sz gehört hatte, stand in Kampf und Widerspruch gegen die meisten Staaten, so daß Flüchtlinge bei ihm auf Schutz mit einer gewissen Sicherheit rechnen konnten. Der geistreiche und kunstfinnige Papst hatte den besten Einfluß auf die römische Gesellschaft, aber seine stolze Heftigkeit verletzte mehr als einmal die Vertreter der Mächte und führte zu argen Konflikten. Seinen Händen entglitt die Bulle Ulligsmtus, die so unheilvoll auf Frankreich wirkte; er versagte dem Kurfürsten von Brandenburg die Anerkennung des preußischen Königtitels; er hob die großen, alt-hergebrachten Freiheiten der Gesandtschaften aus. Diese Maßregel griff tief in Roms geselliges Leben ein. Wie Souveraine hatten die Botschafter bisher in ihrem Palast und dessen Umgebung geherrscht, ihr Gefolge, ja, ihre Freunde und die Freunde ihres Gefolges bildeten einen Staat im Staate, mit dem bei jedem Zwist zu rechnen war. Die Konversationen belebten sich nun durch politisches Gespräch, man interessirte sich für die Welthändel, weil Rom wieder betheiligt war und weil die fremden Berichte und Wünsche Unruhe brachten. Stolzer denn je hoben die pririsipi ihr Haupt, seit den Diplomaten eins ihrer wichtigsten Rechte genommen war. Eine eigenartige, wenn auch nicht offizielle Gesandtschaft gesellte sich am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts demDiplomatischen Corps. Kurakin, der Schwager Peters des Ersten, lebte, bald anerkannt, bald bestaunt und bald wegen seiner fremdländischen Gebräuche belächelt, drei Jahre in der Ewigen Stadt, um den Charakter und die Politik des Vatikans kennen zu lernen. Der Zar wollte verwandtschaftliche Beziehungen zu den katholischen Höfen anknüpfen, namentlich zu Wien. Die größte Schwierigkeit sah er in der Religion und ließ forschen, wie sich das Heilige Kollegium zu einer Vereinigung der Kirchen stelle. Die Nöraoirss ssorsw berichten: „1^ oour cis Koins man^us, uns si Kslls s,o^u.isitioQ, <Zus1<zus cissir Hn'süt Is o2S.r <1'strs os,tkolic^us, II säraoid onooors mienx strs ma,Ztrs olis? lui st prit Is z>s,rti cis Inisssr so, Russio Is, rslIAiori tslle ^u'olls sst, müis üs s'sn üs,irs üso1s.rer Is onsk." Kurakin sah auf prächtigen Festen, die er gab, und im vertraulichen Gespräch mit Kirchenfürsten das starre Machtbewußtsein, mit dem die Kirche auch den Königen gegenüber sich schmückte. Er staunte, als der Papst liebevoll den verjagten Stuart empfing, und hörte nicht minder verwundert, wie man in Audienzen oder auf Assemblses über die Fragen Europas einseitig und ohne Verständniß für Englands oder Deutschlands oder Frankreichs Eigenart aburtheilte und,Stellung nahm. Da ließ der Russe, den die Römer wohl als Asiaten verachteten, dem sie aber um seiner Gastfreundschaft willen schmeichelten, den Reisezug rüsten, fuhr nach Venedig und ging, an Erfahrung reicher, an Bord, in den um diese Zeit fern scheinenden Osten zurückzukehren. Wichtiger als Kurakins Botschaft schien den Römern der eng-



Die Zukunft.  
lisch e Prätendent, denn es gab noch immer gesellschaftliche Strömungen, die auf der Insel eine Rückkehr zur Katholischen Kirche erwarteten. Deshalb zeichnete der Vatikan mit Vorliebe die Männer aus, an deren Persönlichkeit solche Hoffnung sich knüpfte. Der Hof Jakobs des Dritten, des vertriebenen englischen Königs aus dem Hause Stuart, dem die Herzogin von Orsini als Obersthofmeisterin in ihren letzten Lebensjahren vorstand, versammelte in seinen ernsten Gemächern Kavaliers und Damen, die mit Europa unzufrieden waren und Vortheil in einer Aenderung sahen. Jakobs Gattin, eine polnische Prinzessin aus der Familie Sobieski, zog die Polen an, die von den sächsischen Königen nichts wissen wollten; Jakob selbst war stets von katholischen Engländern und Spaniern umgeben, mit denen er sein wechselvolles Schicksal besprach.  
Beobachtend schlängelte sich durch die hoffenden, intriguirenden und enttäuschten Mitglieder dieses Hofes der geschmeidige Abbs Elpidio Benedetti, ein französischer Agent in Rom, dcssen Geheimberichte die Darstellungen der Botschafter ergänzten. Benedetti gehörte zu den Abbes, die in den Salons unentbehrlich wurden und den gesellschaftlichen Charakter des achtzehnten Jahrhunderts mitbestimmten. In den Memoiren des Herrn von Pöllnitz ist eine Assemblse beschrieben, bei der die jungen geistlichen Herren im schwarzen Mäntelchen die erste Rolle spielten. „Ich fand eine schöne Versammlung von Damen, Kavalieren und vornehmlich wohlgestalteten Abbss, die im Stande gewesen wären, auch den verschlagensten jungen Stutzern in der Löffeley (deutscher Ausdruck für Galanterie) Unterricht zu geben. Die Damen ließen sehr wohl mit sich umgehen und waren meist überaus liebenswürdig; doch konnte Keiner so leicht an sie herankommen, wenn er nicht die Ehre hatte, den geistlichen Mantel zu tragen. Die jungen Abbes gaben sich solche Mühe, daß es nicht das Ansehen hatte, als wenn sonst Iemand vor sie kommen könnte. Die Zeit wurde mit Reden und Einnehmen einer großen Menge von Chokolade zugebracht, worauf man endlich in ein anderes Zimmer ging, allwo map sich nieder setzte und spielte. Hier merkte ich erst, wie viele Vortheile es mir gebracht hätte, wenn ich ein Herr Abbs gewesen wäre, denn jeder von diesen Herren fand mit leichter Mühe Gesellschaft. Ich hingegen, weil mir Niemand die Ehre anthat, die Karten anzubieten, befand mich überaus müßig und wartete die Gesellschaft nicht bis zum Ende ab.“ Benedetti, ein echter tipo seines Standes, wie die Römer sagen, besaß eine Villa vor den Thoren, in deren Kasino Portraits der schönsten Frauen hingen, der Gräfin Laura Marescotti, für die Rom schwärmte, der anmuthigen Prinzessin Colonna, dann der bekannten Damen aus Paris, denen der König seine Gunst geschenkt hatte. Aber unter den Bildern waren Verse auf die Wand gemalt, in denen der lustige Besitzer des Hauses seiner weiblichen Gäste spottete. Da konnte man lesen:  
Z^siniilr s vsnto  
Li «aiudiii. in nn iriornento



Romanisches Rokoko,  
231

und gegenüber:

mts, cZs, in kg,11o.

In den Kreisen der Abbes wurde fast nur von Liebe, Schäferei und humanistischer Wissenschaft geredet.. Der Salon, der arkadische Garten und die Bibliotheken der Kardinäle wimmelten von den eleganten schwarzen Gestalten, denen die kleine Puderperücke so gut stand, denen die schwarzseidenen Strümpfe so stramm die Beine modellirten. Nicht nur politisch, auch literarisch sah man auf Paris; man hielt auf guten Ton und wollte der Großen Welt zugerechnet werden. Der Streit entbrannte auch hier um anois» und inoösrns, wie er in den pariser literarischen Cafshäusern und den Salons der gsns ä'esprit aufgeflammt war. Man brach Lanzen für oder gegen Homer. „Husnä zs suis venu 5 ?sris," erzählte ein Abbe dem französischen Kardinal, „on äisputoit svec Is meine sräsur sur l'Illisäe 6'Homsrs qus sur lä Constitution äs Olsinsnt XI. (die Bulle uniAsnitus). 1,ss psrtigavs äss »neisns st äss moäernes etoisnt sux msins st zs «ompsrois volontier« Isurs «iisputes sux combäts Ses Irovsns st äss Lress." In Rom ahmte man den humanistischen Parisern nach, die antik gesinnten Abbes schwärmten für Madame Darier, die Uebersetzerin der Ilms und Odyssee, die Modernen verlangten zärtliches Gesäusel und zierliche Verse, Worte, in denen sich das Gefühl der Zeit aussprach. Was sollten ihnen Kampfgeschrei und große Heldenthaten? Der Abbs hatte den eorteZisno abgelöst, ein» leichter Galanteriedegen genügte, statt einer ehrlichen, derben Waffe, an der Seite des Kavaliere.

„Was schadet es, daß Philis die Gattin eines Anderen ist?" fragte ein Dichter; und antwortete: „Ich liebe sie ganz anders als er. " Und ein Spötter, der seine Zeit wohl verstand, rief aus: „Wer kann es leugnen? Die höflichen Manieren, die Europa so vortheilhaft vor der übrigen Welt auszeichnen, haben, als neuste Mode eingeführt, die Ehe verächtlich zu machen." Rom strebte den anderen Hauptstädten nach, wo ein Mann von Rang für unelegant gehalten wurde, wenn er nicht die Gattin vernachlässigte und seine Mußestunden mit einer Hol-den verlebte. Die Damen von Welt ließen sich von einem Schwarm liebenswürdiger, gebildeter Abbes gesellschaftlich entschädigen; sie gewöhnten sich leichter daran als die Frauen im Norden und waren stolz darauf, nicht hinter London und Paris zurückzubleiben. Paris wurde nun die Idealstadt der Italienerin, von der sie nicht nur Moden und Tänze erhielt, sondern auch Bücher und Gedanken durch Vermittelung der Abbes und neuartige Theatereindrücke durch Lullys Opern wie durch übersetzte Tragoedien.

Noch tobte der Streit, ob Frauen die Szene betreten dürften. Im Juli 173» lebt der Meinungaustausch in den Boudoirs und in den Spielsälen wieder auf, denn die gesammte Geistlichkeit Italiens hatte ein Manifest erlassen, in dem Tänzerin und Sängerin für die größte Gefahr erklärt werden. Der fromme Adel in Verona ließ Iünglinge



Die Zukunft.

der Gesellschaft tanzen, damit man weder das Ballet entbehre noch an seiner Seele Schaden leide. In Komoedien verlachten Dichter wie Nelli, Fagioli und Maggi diese Scheinheiligkeit wie die anderen Gebrechen der Gesellschaft. Im Leloso assinvolto erscheint der Ehemann, der den Hausfreund ungefährlich findet und sich freut, wenn man seinen Geschmack so sehr bewundert, daß man ihn theilen will; die eitle Dame tritt auf, die dem Luxus ihren Hochmuth opfert und lieber auf den Ahnenstolz als auf den reichen Freier verzichtet; und man lacht über den modischen Signore, der die Muttersprache mit Gallizismen spickt. Ueberall waren diese Charaktere zu sehen, die das Lustspiel verspottete, in den großen Städten wie in der abgelegenen Provinz, im Adel wie in der Bürgerschaft.

Frankreichs Einfluß auf die politische Lage und auf die Gesamtkultur nahm stetig zu, seit Kardinal Fleurh mit sanfter Gewalt die Dinge in Paris leitete. Französisch gesinnte Salons in Rom, deren Damen sehr gut verstanden, Galanterie mit Frömmigkeit zu verbinden und durch ihre Abbss genau orientirt zu sein, verbreiteten die Kunde, daß der Französische Botschafter, Herzog von Saint-Aignan, obwohl er sein Vermögen durch ungeheure Prachtentfaltung aufzehrte, am päpstlichen Hof ohne Bedeutung sei; il stoit s bout ö'sxpsäisnts st <Zs oröait. Da ein Konklave in Aussicht stand, verschafften die Männer, c>ui ss piyusnt äs äevotiov et ä'ulträmontkwisins, dem neupräkonisirten Kardinal Tencin den Auftrag, die Interessen seines Hofes wahrzunehmen. Den Bemühungen dieses geschickten Mannes gelang es, in sechsmonatigem Konklave seinem Freund Lambertini die Tiara zu verschaffen, der als Benedikt der Vierzehnte den lebenswürdigen freien Ton des eigentlichen Rokokozeitalters vertreten sollte, Tencin war aus dem Stande der weltlich gesinnten Abbes hervorgegangen („qui kriponvoisnt svs« Iss Ssmes", wie der technische Ausdruck damals lautete), hatte am Hof des Königs von England politische Konversation gemacht, sich im Salon Colonna für Musik und im Hause Colaricci für römischen Klatsch interessirt, durch Jakobs Vermittelung den rothen Hut und durch sromme Damen diplomatische Bedeutung erhalten. Jetzt 4var es ihm gelungen, die Stimmen des Hohen Kollegiums auf Prosper Lamber»tini zu vereinen, „un preist de Premier ordrs, czui psnss trss moäsrsmstii sur Iss äkkgirss 6s rsligion st qui est Is msillsur eomiczue czui soit monäs", wie Tencin einem Freund nach Paris berichtete.

Der mit feiner französischer Bildung genährte und als Weltmann in den pariser Salons erzogene Papst vermochte mit den Mächten durch persönliche Lebenswürdigkeit wieder Fühlung zu gewinnen und die Sprünge auszubessern, die in den internationalen Beziehungen die Härte seiner Vorgänger verschuldet hatte. Er empfing mit Freundslichkcit protestantische Fürsten und ihre Damen und beschäftigte sich viel mit der philosophischen Literatur, die immer mächtiger, immer wirksamer hervortrat. Die weiße, zierliche Rokokoperücke auf dem Haupt, ein mildes, verstehendes Lächeln um die Mundwinkel: so trat



Montanelegie.

<r den Fremden entgegen und bezauberte durch jene zierliche Anmuth des Komm« äu inonSs, die seiner Generation etwas Unvergleichliches gab. Rom und ganz Italien athmete in vollen Zügen den Duft jener Blume ein, die feinste Geselligkeit heißt, aber trotz ihrer Schönheit einen leisen Wehmuthhauch verbreitet. In die Poesie der Ruinen, der großen Vergangenheit, der großen Kunst früherer Zeiten drang von fern die Freude eines objektiven, allen Fanatismus ausschließenden Verkehrs, der an keinen Ort besser paßte als nach Rom, obwohl er mit allen Traditionen der Stadt in Widerspruch stand. Die religiösen, die politischen, die literarischen Fehden der Zeit lebten in den römischen Salons wie unter einem Schleier, gedämpft, mild, von lebenswürdigem Verständniß ihrer Schärfe beraubt, so lange der Grand-seigneur und Humanist Lambertini die Tiara trug. Abendsonnenschein lag über der römischen Welt, in der ein Kardinal Albani seinen Garten pflanzte, ein Winckelmann die Kunst der Antike belebte und der ?rs> siSsnt äs Srossss seine leckeren Anekdoten erzählte.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

ie Zeiten, da der Gedanke an die Laura-Aktie den Börsenspekulant<sup>en</sup> Tag und Nacht nicht verließ, sind längst vorüber. Die Börse aber hat sich mit erprobter Wandlungsfähigkeit in ein neues Verhältniß zu dem alten Favoriten eingelebt: sie schenkt ihm mitleidiges Interesse und wahrt eine gewisse Achtung vor der Tradition. Mit 4 Prozent Dividende ist ja nicht viel anzufangen. Das sind gerade die Stückzinsen. Die hat man auch so. In der Generalversammlung machte der Geheime Kommerzienrath Ledermann, der zu den Taufpathen der Laurahütte gehört, seinem Zorn gegen die „neue Zeit“ und deren Vertreter Luft; er drohte sogar, durch Verlesung von Briefen, die Vergangenheit heraufzubeschwören. Briefe sind eigentlich vieux zsu. In den Tagen der Biedermeier strömte man seine Gefühle in Briefen aus. Da war das Briefschreiben noch eine Kunst. Aber im Aktien-tempel Briefe! Die zwischen Herrn von Bleichröder und Herrn Ledermann über die Laurahütte gewechselt sind gewiß nicht ohne Reiz, Die Vorlesung konnte nicht stattfinden, weil Herr von Schwabach, der Leiter der Versammlung, sie nicht zuließ. Auch für die Auffrischung anderer Erinnerungen an die Tage von Aranjuez konnte er sich nicht erwärmen. Also blieb es bei den sachlichen Einwänden gegen die geschäftliche Politik des Generaldirektors. Der Geheime Bergrath Hilger hat kaum je eine gute Presse gehabt; trägt daran aber wohl selbst die Schuld, weil ihm die übliche Konzilianz fehlt. Hilger war Staats-

Montanelegie.



Die Zukunft.

beamter, stand auf einem exponirten Posten und ist da hart geworden. Fünf Jahre lang leitete er die fiskalischen Gruben im Saarrevier. Das ist der Theil des Deutschen Reiches, den der Herausgeber der „Zukunft“ einst Saarabien genannt hat. Das Herrschaftsgebiet des Königs Stumm. Fast 50000 Knappen waren dem Ritter Hilger unterthan. Dieses Verhältniß blieb nicht immer ungetrübt. Namentlich während des großen Ausstandes der Bergleute im Ruhrrevier hatte Hilger keine halcyonischen Tage. Auch als Leiter der Laurahütte ist er oft getadelt worden. In der Generalversammlung vertheidigte er sich, zeigte die Entwicklung der Gesellschaft und legte den Grundriß seines Programms den Aktionären vor. Die möchten wissen, warum die Laurahütte auf die schiefe Ebene gerieth. Liegt an den Hütten, die zum ursprünglichen Hauptbetrieb, dem Kohlenbergbau, hinzukamen? Die oberschlesische Eisenindustrie ist nicht so begünstigt wie das Eisengewerbe in Rheinland-Westfalen. In Oberschlesien ist die Kohle die Hauptsache. Die braucht natürlich die Eisenwerke als Abnehmer; und diese Werke sind, um leistungsfähig zu bleiben, gezwungen, ihre Selbstkosten herunterzudrücken. Da die Laurahütte die Hälfte ihres Körpers, die aus Eisen besteht, nicht einfach abtrennen konnte, um sich eines lästigen Stückes zu entledigen, war sie genöthigt, ein Programm nach den für das oberschlesische Eisengewerbe geltenden Prinzipien auszustellen. Da ist Hilzer's berühmtes Bauprogramm, von dem er selbst sagte, daß es wohl niemals ganz abgeschlossen werden könne, weil neue technische Erfindungen es immer wieder modifiziren. Er wies nach, daß seine Gesellschaft in den fünf Jahren seiner Leitung 32 Millionen Mark für Immobilien und Mobilien aufgewendet habe. Davon entfielen fast 12 Millionen auf die Hütten und deren Modernisirung. Die Werkstätten, die fast ausschließlich für die preußischen Eisenbahnen arbeiten, litt:n nntcr dem Rückgang der Aufträge und der Preise. Die Wagonfabrik, die auf eine jährliche Fabrikation von 1800 Wagen eingerichtet ist, konnte nur 740 abliefern (300 weniger als im vorletzten Geschäftsjahr). So mußte die Gesellschaft den Ausfall in einzelnen Spezialitäten durch neue auszugleichen suchen. Jetzt soll ein großes Stahlwerk, zum Ersatz zweier alten Anlagen, gebaut werden, Geheimrath Hilzer sprach von der Nothlage der oberschlesischen Eisenindustrie und fragte: „Soll man in eine solche Industrie noch viel Geld stecken?“ Eine direkte Antwort gab er nicht. Aber man konnte seinen Worten entnehmen, daß er von der Nothwendigkeit überzeugt sei, die oberschlesische Montanindustrie und besonders die Laurahütte weiter mit Geld zu füttern. Wie die Gesellschaft sich mit dem Geldproblem abfinden wird, weiß man noch nicht. Der Ausgabe neuer Aktien stehen, seit der Ablösung der Gründerrcchte, formelle Schwierigkeiten nicht mehr im Weg. Dagegen fehlt's an den übrigen Voraussetzungen. Ohne das Anleihekapital arbeiten im Betrieb der Laurahütte fast 4 Millionen Mark. Auf die wurde ein Reingewinn von 1,70 Millionen erzielt. Das sind knapp 3% Prozent. Mit solcher Rentabilität ist kein Staat zu machen. Auch die enge Verbin-



Montanelegie.

235

dung mit der Firma Caesar Wollheim, die der Laurahütte die Kohlen abnimmt, wird nicht jeder zu den Vorzügen dieser Gesellschaft zählen. Im Westen siehts nicht überall besser aus. Unbedingt zuversichtlich klang eigentlich nur, was Kommerzienrath Klöckner zu den Aktionären des Hasper Eisen» und Stahlwerkes sprach. Nicht so hell tönte es vom Bochumer Verein, vom Phoenix, von Hoesch. Geheimrath Baare, der Bochumer, konnte das berühmte Diner der Aktionäre, die Ergänzung der Generalversammlung, nicht mit heiteren Reden würzen. Er beklagte den Rückgang der Aufträge von den Eisenbahnen, der für die auf Massenerzeugung eingerichteten Werkstätten des Bochumer Vereins recht lästig sei. Auch da wurde die Nothwendigkeit unterstrichen, die Anlagen zu verbessern, um die Herstellung der Fabrikate zu verbilligen. Solche Angaben sind wichtige Beiträge zur Naturgeschichte des gewerblichen Kapitals. Alles Geld, das durch eine Werthpapiertransaktion aus dem flüssigen in den Aggregatzustand übergeführt wird, büßt einen Theil seiner Lebenskraft ein. Die Folge ist die stete Ergänzung des Effektenkapitals, die äußerlich zwar mit einer Erweiterung der Betriebsanlagen verbunden ist, in Wirklichkeit aber der Alimentirung des älteren Kapitals dient. „Die Herstellungskosten müssen vermindert werden.“ Warum? Damit die Rentabilität bleibt oder sich erhöht. Dazu muß neues Geld in den Betrieb gesteckt werden. Denn die Verbilligung der Produktion hängt von der Verbesserung der Maschinen und technischen Einrichtungen ab; und die kostet Geld. So pflegt die Entwicklung des modernen Industriekapitals auszusehen. Was der Börsenspekulation einst Laura war, ist ihr heute Phoenix. Das Papier wurde in die Höhe getrieben, bis es 40 Prozent über dem ersten Preis des Jahres stand. Dann kam die Generalversammlung. Man konnte, beim besten Willen, die Erklärungen des Generaldirektors Beukenberg nicht für Iubelhymnen ausgeben. Daß die Börse den Muth nicht verlor, ist dennoch erklärlich. Gelsenkirchen, Phoenix, Deutsch-Luxemburg: Das sind die starken Individuen im Montanreich. Die darf man dem Publikum nicht verekeln. Daß der Phoenix in den ersten beiden Monaten des neuen Geschäftsjahres eine Million mehr verdient hat als in derselben Parallelzeit des vorigen Jahres, ließ sich hören. Die Freude durfte aber nicht zu hoch aufflackern; deshalb goß der Generaldirektor Wasser aus die Flamme. Die ungewisse Zukunft des Kohlensyndikates und des Stahlwerkverbandes; der labile Zustand der Spezialkonventionen (Stabeisen, Bleche, Draht). Grund genug, nüchtern zu bleiben. Die Sorge um das Leben der beiden großen Montanverbände wächst von Mond zu Mond. Handelsminister Sydow weiht: jüngst ein neues Oberbergamtsgebäude in Dortmund. In der Inauguralrede streifte er die Frage: „Wie werden sich die Absatzverhältnisse nach dem Ende des Kohlensyndikates gestalten? Wird dessen Erneuerung gelingen oder wird ein Konkurrenzkampf ausbrechen, der die Preise in die Tiefe senkt und die Löhne verdirbt?“?Kät ist tKe auestion. Wer Kohle kauft und dabei kein Eisen produziert»



öarf mit der Möglichkeit billigeren Brennmaterials rechnen. Aber bie Zechen und die Hüttenzechen, die nicht Alles brauchen, was sie fördern, müssen mit Bangen ans Ende der Syndikate denken. In der Generalversammlung des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch drehte sichs auch hauptsächlich um die Syndikatssorge. Die Schwierigkeiten, hieß es, seien größer als je und man müsse sich auf eine syndikatlose Zeit gefaßt machen. So denkt man auch anderswo; nur spricht maus nicht immer so offen aus. Reine Thoren giebts zwischen Rhein und Ruhr, Emscher und Lippe unter den Direktoren wohl kaum. Und diese gescheitenHerren wollen sich von den Ereignissen nicht überrumpeln lassen. Neben den Syndikaten drohen die Arbeiter. Die Löhne sind nicht minder gefährlich als die sozialen Lasten. Minister Sydow sagte, von gedeihlichen Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern sei man weiter entfernt als je. Und die Unternehmer stöhnen unter der Last der sozialen Pflichten. Geheimrath Kirdorf hat oft mit Ziffern aus dem Arsenal seiner Gesellschaft in die Diskussion über die Auf»wendungen für die Arbeiter hineingeleuchtet. Geheimrath Hilger zeigte, daß diese Ausgaben in den fünf Jahren seiner Regirung von 3Vs auf 5 Millionen gewachsen sind, was einer Dividende von AVs Prozent entspricht. Früher reizte nur der Blick auf die Dividende. Die Arbeiter überließ man den Sozialpolitikern. Im Lauf der Zeit wuchsen die Millionen für die Arbeiter, während die Millionen für die Aktionäre nur langsam nachkamen. Jetzt ist der Bruttoertrag so schwer belastet, daß der Gedanke, neue Arbeiterwünsche finanziren zu müssen, jedem Direktor Grauen einflößt. Die Regirung beklagt die Kluft zwischen „Dividende und Arbeiterlohn“, vergißt aber, daß sie selbst sie erweitern half. Alle Steuern, die auf das Dividenden verheißende Kapital gelegt wurden, sind den Arbeitern „Belege“ für die unbegrenzten Möglichkeiten des Ertrages. Auch an das Ohr des Arbeiters dringt der laute Hohn, mit dem die Steuermacher die Abwehrversuche des Kapitals überschütten. Der Konservative sagt: „Die Leute könnens tragen“; und stimmt für höhere Kapitalistensteuern; der Arbeiter denkt eben so und fordert höheren Lohn. Wie wird der Kampf zwischen Dividende und Lohn enden? Die Feldherren sind^ weder hüben noch drüben gestimmt, Victoria zu schießen.

Einer der Generaldirektoren ging auch ins Amerikanische. Früher waren solche Streifzüge alltäglich; heute gehören sie zu den Extravergnügungen, Herr Beukenberg vom Phoenix nannte die amerikanischen Verhältnisse noch sehr unklar und betonte die Thatsache, daß die Amerikaner seit Jahren zum ersten Mal wieder als Halbzeugverkäufer auf dem kontinentalen Markt erschienen sind. Viel Erfreuliches ist also nicht sichtbar. Sogar die Hoffnung auf Gelsenkirchen bröckelt schon. Syndikate, Arbeiter, Amerika. Im Börsensaal aber hört man von „erfreulichen Berichten aus der Montanindustrie“ reden.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « Garleb G, m. b, tz. in Berlin.



Berlin, den 19. November 191«.

Diurnale.

^ie fünfundzwanzig Männer, die, von Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsi- dirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: HerrTheodoreRooseveltausdem StaatNewPork. Der schnitte gern in alleRinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahr- hunderts ist; mindestens seines. Jurist und Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Or- ganisator und Oberst der rouZK ricters und Sieger von Las Gua- simas; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach derErmordungMackKinleys, am vierzehnten Sep- tember 1901 Präsident geworden war, kam bald hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatteseich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche ein- zukerben. Mit behendester Kunst organisirte er seinenWeltruhm. Sicherte heute dem Onkel Sam das geweitete Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Ge- lotster, morgen zum Kampf gegen dieNnternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. And versprach, übermorgen 21



238 Die Zukunft.

dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. ttic et ubiqué. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Anion nicht gereinigt, der Trusthydra nicht einen Kopf abgehauen; nur, durch die Aengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, aus deren Gefahr Rockefeller, Morgan und andere »reiche Räuber« das leidende Land retten mußten. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprechen im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß im Ton seines Wesens ein Stück der „Volksseele“ zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Vankeegedräng nicht solchen Anhang erworben und bewahrt. . . Vor sieben Monaten, als Herr Roosevelt, der in Afrika alles je von Zoologen erwähnte Tropengethier in den Wüstensand gestreckt haben sollte, durch Europa toste und (der Verfechter der Monroe-Doktrin, die jede Europäereinmischung in amerikanische Politik abwehrt) den Völkern der Alten Welt unverlangte Lehre ins Antlitz sprudelte, waren hier solche Sätze zu lesen. Wurde gefragt, ob man jenseits von der Atlantis in diesem Theodoros etwa noch einmüthig den Repräsentanten amerikanischer Volkheit sehe. Und empfohlen, den Mann, der uns in Ostasien gefällig war, in der schwierigsten Stunde neudeutscher Geschichte aber für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch als der Brite Grey und der Russe Lamsdorf genützt hat, weder wie einen Monarchen noch wie einen Hort deutscher Nation zu empfangen. „Herr Roosevelt ist ein Privatmann, der zu seinem Vergnügen reist. Vielleicht will er, der wieder Präsident zu werden wünscht, mit der Thatsache, daß er an Europas Höfen wie ein Imperator empfangen, in Europas Hauptstädten wie ein volksthümlicher Held gefeiert wird, auf seine Landsleute wirken und seine Wahlchancen bessern. Staatsgeschäftsreifender ist er jedenfalls nicht. Die ungemein schnelle Entwicklung zum Weltimperium hat Amerika der Gefahr hochmüthiger Selbstüberschätzung genähert. Die Vankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei



Diurnale.

239  
der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seinertzöhe den zwischen Basaltenund verfallenen Schlöfsernkeu- chenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchtern- heit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe." Das wird nicht geschehen: las ich in manchem Brief, der übers Meer kam; auch dem Gespräch mit Amerikanern der Vorder- reihemußte ichdieseGewißheitentnehmen.Anderesprachenanders; mit zweifelloser Zuversicht die Stimmen, die aus Amtssphären her- übertönten.DieSpektakelreiseRoosevelts, hieß es da,ist widrig und über denTaktmngel des Mannes, über die lächerliche Trivialität seinerRedenkeinWort zu verlieren. Das schadet ihm hier aber nicht imAllergeringsten.DieAmerikanerkennenihnundwissen, daß ihm die Reise, wie einFaustkampf oder eine Löwenjagd, ein sensatio- nelles Erlebnis ist, das er als Nervenfutter braucht, und haben feine laute Versicherung, nie werde er, wie GeneralNlysses Sidney Grant in Europa und Asien that, nach dem Ablauf seiner Präsi- dentenzeit herumreisen und sich seiern lassen, immer ungläubig be- lächelt. Die Gelehrten verhöhnen ihn eben so schonunglos wie die Leute in Wallstreet. Wer die Masse haben will, muß Wesenszüge zeigen, die den feineren Geist abstoßen. Roosevelt ist jetzt popu- lärer als auf der Höhe feiner Präsidentschaft. Daß er dem Papst grob zu antworten wagte, hat seinen Nimbus erweitert. Will er kandidiren, so kann Keiner ihn schlagen. Läßt er sich aufstellen, so wirder1912mitnochnieerschauterMehrheitgewählt; und wenns möglich wäre, ihn heute schon auf Tafts Posten zu bringen, so würden neun Zehntel allerAmerikaner dafür stimmen. Warum? Weil Taft, mit all seiner Tüchtigkeit, die Leute langweiltundRoose- velt, mit seinem dramatischen Temperament, ihnen stets neuen Nn» terhaltungstoff bietet. Er kommt wieder an die Spitze: und deshalb ist klug, daß ihm Deutschland alle erdenklichen Ehren bereitet. So sprachen ernsthafte Menschen. Bei einem Trauergottesdienst zum Gedächtniß Eduards des Siebenten nannte, im Mai, der Reverend Dr. Robert S. Mac Arthur in einer newyorkcr Kirche



2W  
Die Zukunft.  
Herrn Roosevelt den König der Erdenkönige. Nach Allem, was ich gehört und gelesen hatte, mußte mir dennoch derZweifel bleiben. Die Sozialisten hassen den Mann; haben ihn in einerSchimpfluth, von der Europens übertünchte Höflichkeit nichts träumt, zu ersäufen versucht. Den Katholiken kann er, der den Papst gekränkt und die Träger hoherRömerwürde getäuscht hat, nichtwillkommen sein. Die Trustmänner sehen in ihm den Erzfeind und fast alle Besitzenden den Demagogen, dessen Leichtfertigkeit die Panik des Jahres 1907 bewirkt und das Vermögen der Mittelklasse (nicht der »reichen Räuber", die im trübenWasser noch neuen Gewinn fischen konnten) arg geschmälert hat. Und von Mond zu Mond schwoll dieSchaar, die fand, einzügelloses, nur von Applausgier geleitetes Temperament, das ein gestern vor allem Volk gesprochenes, gestern feierlich verpfändetes Wort heute vergessen habe und deshalb immer wieder denScheinderUnwahrhaftigkeit und treulosen Wortbruches auf sich lade, tauge nicht auf den Sitz, wo die Würde der freien Republik thronen soll. Wie sollte für einen von sostarkenGruppen Befehdeten sich dieMehrheitszusammenballen? In Berlin wurde er nicht, wie angekündet worden war, auf dem Bahnhof vom Kaiser empfangen, wohnte auch nicht im Schloß. Doch gabs, ihm zur Ehre, ein Festmahl und eine Gefechtsübung; er durfte in der Aula der berliner Universität eine Vorlesung leisten (an die sich die jüngsten Semester in grimmiger Heiterkeit erinnern) und auf die Devotion würdiger Professoren, die ihn unbedeckten und gebückten Hauptes bis an den Wagen geleiteten, huldvoll herniedergrinsen. Der emsige Schreiberstab, der ihm von Egypterland her folgte, sorgte für den gehörigen Widerhall. In der berliner Rede war nur der Muth zu plumper Umschmeichlung des Kaisers beachtenswerth. Thut nichts, sagten die Ueberschlauen; der Mann wird wieder Präsident, hat alle Winde, die in den Vereinigten Staaten die Stimmung hitzen und kühlen, im Schlauch seines Willens und wir müssen sroh sein, wenn er uns freundlich bleibt. Heber London (wo der Reisende die einfachste Taktpflicht unerfüllt ließ) gings in die Heimath zurück. Ins wilde Getümmel derAgitation.Edward Henry Harriman,derTheodorum recht in der Nähe sah, hat einmal geschrieben, heutzutage gelte Einer, der redet, den Meisten mehr als Einer, der handelt. Herr RooseveltreDETetäglich.Tobte,schmähte, verdächtigte; mimte das Gewissen Amerikas. Da er ringsum, auch von Freunden,



Diurnale.

241  
hörte, die Würde der Präsidentschaft heische von Dem, der einst ihr Träger war, selbst im Kampf eine noble Haltung, sich vereinsamen fühlte und, out in tKe colcl.zu frieren anfang, verbündete er sich dem mächtigen Preßkapitän tzeartst, den er vorher bekämpft hatte; und schien des Sieges nun völlig sicher. Er ist geschlagen worden. DieNation.die ihn so lange reden ließ.hatbündiggegen ihn gesprochen und derDemokratenpartei im Kongreß die Mehrheit verschafft. Ein Triumph der Trusts? Die Demokraten, die das Evangelium von der Ebenbürtigkeit des Silbers seit Clevelands zweiter Präsidentenzeit aus derMassengunstgedrängthat, haben die Zwingburg derTrusts früher und ungestümer berannt als die Republikaner. Nein: dasErgebniß der Novemberschlacht ist eine ganz persönliche Niederlage Roosevelts. Den will man nicht länger an der Rampe sehen.Der ist,in unvergleichlich höherem Grade als Cleveland für die Handelskrisis des Jahres 1893, für den Windbruch von 1907 verantwortlich. Ein Unruhestifter, der sich in Caesars Toga mummen möchte, morgen neue Panik erwirkenkann und Europens Spottsucht wieder über den Vankee lächeln lehrte. Amerika wollte beweisen, daß es nicht sei wie Dieser und den Blick durch Praestigia nicht blenden lasse. Der mannichfach begabte und (auch im gefährlichstenSinn) versatile Mann mag sich, wenn er eine Weile geduldig im Dunkel bleibt, von der Niederlage erholen. Als Machtwerber ist er fürs Erste abgethan. Und mit ihm.so wollen wir hoffen, einWahn, der allzulange das deutsche Auge umnebelt hat. Daß die amtliche Berichterstattung irrte, ist, wie jederFehl armer Menschenschwachheit, verzeihlich. Was aber trieb im Mai denn zu der Proskynesis? Der Glaube, daß Roosevelt Deutschlands Freund, Englands Feind fei und, als Vertrauensmann Amerikas, im Nothfall die Vereinigten Staaten anfunserte Seite bringen werde. DenWünschen Specks vonSternburg hat er sich manchmal willfährig gezeigt; als der Senat das MarmorgeschenkdesDeutschenKaisers zurückschicken wollte, den Vorschlag durchgedrückt, daß dieser steinerne Preußenfritz nicht als König, sondern als Feldherr behandelt und, neben Hannibal, vor die Kriegsschule in Washington gestellt werde; also sehrpfiffig eine sichtbare Kränkung vermieden. Doch in derZeit anglo-deutschen Konfliktes die Vereinigten Staaten gegen England mobil zu machen: Das vermöchte nicht einmal der große George, wenn er von seinem Reiterstandbild ins Leben niederstiege. Noch im



Die Zukunft.  
heftigsten Zank fühlt der Amerikaner sich dem Briten verwandt.  
Nnd wie nngern gerade die besten Elemente im Land schon in  
ruhigen Tagen eine feindselige Wendung gegen England sehen,  
haben drüben die Deutschen gemerkt, als in diesem Lenz der Luft-  
planeiner deutsch-irischen Interessengemeinschaft aufgetaucht war,  
deren Grundmauernur der Groll gegen Britanienmörteln konnte.  
Auch wenn der newyorker Bürgermeister Gaynor oder der Histo-  
riker Dr. Woodrow Wilson 1912 Tafts Nachfolger wird, kön-  
nen wir den Amerikanern befreundet bleiben (und von einem  
Demokratenkabinet vielleicht sogar günstigere Einfuhrmöglichkeit  
erwarten). Aber die Hoffnung, hinter der Atlantiseinen Bundes-  
genossen zu finden, der mit dem Schwert uns die Weite öffnet, muß  
endlich eingeschart werden; und dürfte, auch wenn ihr „boss» noch  
einmal auf die Beine käme, nie wieder deutsche Köpfe verwirren.  
I^aucles.  
Klarheit ist, mag sie auch Schmerz bereiten, immer nützlich;  
wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung  
sicher. Seit Fürst Bülow, nach der Annexion der Balkanprovinzen,  
von der in Oesterreichs Fährniß bewährten Nibelungentreue der  
Deutschen sprach, hat bei uns zu Haus Mancher sich angewöhnt,  
das Verhältniß zn Oesterreich-Nngarn pathetisch zu betonen. Der  
vierte Kanzler traf als Citator nicht jedesmal ins Schwarze. Als  
er, bei einem unnöthigen?lusfall gegen Chamberlain, behauptete,  
schon Friedrich habe die Schmäher Preußens und seines Königs  
gewarnt, auf Granitzubeißen, lieher dem Borussen Worte, die der  
Korse Napoleon Bonaparte gesprochen hatte, („I^espam pnetaires,  
je suis gestine ä eti, leur patüre, mais jere cloute peu cl'etre leur victime,  
ils morciront sur 6u Kranit.“) Als er feine Landsleute den Mannen  
Gunthers verglich, bedachte er nicht, wie schlimm den treuen Ni-  
belungen im tzeunenland Etzels gelohnt ward. Einerlei. Nur:  
wir wollen nüchtern bleiben und auch von Oesterreich-Ungarn nicht  
mehr erhoffen, als es, mit seinen Czechen und Polen, Magyaren  
und Südslaven, im Drang uns zu gewähren vermag.  
In der Oesterreichischen Delegation (dem aus beiden Häusern  
des Reichsrathes gewählten Ausschuß zur Berathung der den  
Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten) ist wieder über die  
bosnische Krisis und die deutsche Hilse geredet worden. Nnd wieder  
mußte der Hörer die Fülle politischer Kultur bewundern, die in



Diurnale.  
diesen vom Thorendünkel verrufenen Häusern zu finden ist; nach neidigem Seufzer dann wieder fragen, warum just bei uns jede Debatte über internationale Politik schon am Quell so kläglich versanden müsse. Die Delegirten Marquis vonBacquehem, Dr. von Grabmayr, Kramarz, Lecher, Fürst Schwarzenberg hatten den Stoff,dasGewebegründlichgeprüftundgabenihrerWillensmeinung stets klaren, oft reizvollen Ausdruck; der Sozialdemokrat selbst sprach über Dynastie und Machtpflicht mit besserem Verständniß unentbehrlicherRealitäten alsseitJahrenjeein Genosse im DeutschenReichstag.NirgendswurdedieKlagegellendlaut.daßdieAnnexion zuvielGeld gekostet habe;und sie wäre dochsehr viel billigerzu haben gewesen.wennFreiherrvonAehrenthal früh genug für die Sicherung derTruppentransporte durch ein zweitesBahngleis vorgesorgt und nicht zu früh den SandschakNovibazar derTürkei zurückgegeben hätte. In einer ungemein wirksamen Rede (die von der traurigenGroteskederastro-italischen Bundesgenossenschaft den Schleier zog und dem Betrachter zeigte, wie in der Eisregion Südtirols österreichische und italienische Soldaten einander als Vorposten feindlicher Heere gegenüberstehen, wie die Regirungcn der verbündeten Reiche gegen einander hastig die Grenzen befestigenundDreadnoughtsbauen),hattzerrvonGrabmayrgcsagt: »Wir müssen froh sein, daß demMinisterdesAeußeren diefrische Farbe der Entschließung nicht von des Gedankens Blässe angekränkt wurde; daß er, unter schwerer Verantwortung, denMuth fand, unser Recht auf Bosnien zu proklamiren und den Mächten nichtsAnderes zu überlassen als die Eintragung unseres ersessenen Rechtes in das europäische Grundbuch und dieAnnullirung des obsolet gewordenen Artikels 25 des Berliner Vertrages." So dachten mindestens zweiDrittel der Delegation. Trauertöne vernahm man nur aus dem Munde des klugenCzechenführers Kramarz. Der fürchtet, die wiener Politik werde fortan von Berlin aus bestimmt, Oesterreich-Nngarn gezwungen werden, alle Welt-handel des Deutschen Reiches mitauszufechten,den Westmächtcn ein Gräuelzu sein und mitRußland, um dessen Liebe Lcra von Ach - renthal sich doch seit Jahrzehnten bemüht habe, in Todfeindschaft zuleben.Fürchteterswirklich?KurzsichtistdemhellBlickendennicht zuzutrauen. Wenn er sragt, aus welcher Noth Deutschland denn demNachbargeholfenhabe,könnte erselbstsichdieAntwortgebcn: Aus ernsterNoth; dennOesterreich warnur militärisch, nichtabcr in



Die Zukunft.  
der Eisenbahntechnik zum Kampf gerüstet und durfte nicht riskiren,  
für denTruppennachschub, wieRußland im mandschurischenKrieg,  
auf einen einzigen Schienenstrang angewiesen zu sein. Freilich  
wußte er, daß von der Lippe des Grafen Aehrenthal diese Ant-  
wort nicht kommen werde. Wußte auch, daß seine düstere Schick-  
salskündung diese Lippe zum Lächeln krümmen müsse. Der Tak-  
tiker sprach: und nannte unvermeidliche Gewißheit, was er ver-  
mieden zu sehen wünscht und hofft. Marquis Bacquehem, der  
Berichterstatte der Delegation, hat ihn an die Thatsache erinnert,  
daß zwischen Petersburg und Wien schon wieder recht freundlich  
verhandeltwird. Am solche Verhandlungzu ermöglichen, hatHerr  
Stolypin den ihm nah verwandten Sasonow auf den Platz Is-  
wolskijs gesetzt. Nnd daß die Westmächte Oesterreich gern rasch ver-  
söhnen möchten, wardDenen, die das eifernde Paar Cartwright-  
Crozier nicht anderArbeitsahen, durchRoseberysSendung nach  
Wien bewiesen. Seit den Tagen von Salzburg und Reichstadt  
war das Habsburgerhaupt nicht so umworben. „Die Monarchie  
hat in das Getriebe der europäischen Politik machtvoll einge-  
griffen. Die Krisis hat mit einem vollen Erfolge geendet, mit einer  
Stärkung unseres Ansehens im Ausland und mit einer Erhöhung  
unseres Selbstbewußtseins, die nicht hoch genug anzuschlagen ist.  
And das Deutsche Reich hat sich bereit gezeigt, die letzten Konse-  
quenzen aus derBündnißpflichtzu ziehen, wegenEtwas, dasFürst  
BismarckdasBischenHerzegowina nannte.als er von denKnochen  
des pommerschen Grenadiers sprach." Das hat, nach dem Bericht  
der Neuen Freien Presse, Marquis Bacquehem in der Schluß-  
rede gesagt; und damit angedeutet, daß der erste Kanzler die Bünd-  
nißpflicht leichter als der vierte genommen habe. Der geistreiche  
Plauderer irrt. Am fünften Dezember 1876 sprach Bismarck im  
Reichstag: „Ich werde zu irgendwelcher aktiven Betheiligung  
Deutschlands an Orientangelegenheiten nicht rathen, so lange ich  
in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch  
nur (entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdruckes) die gesun-  
denKnochen eines einzigenpommerschenMusketiers werthwäre."  
Damals gab es kein deutsch-österreichisches Bündniß; war nicht  
von der Herzegowina die Rede, sondern von russischenZöllen und  
vom Christenschutz in der Türkei. Als Bismarck, nach dem Ber-  
liner Kongreß und nach der gasteiner Verständigung mit Andrassy,  
das Wort wiederholte, handelte sichs um Bulgarien; waren die



Diurnale.

2«5

von Alexander dem Zweiten in Reichstadt dem Kaiser Franz Joseph als Preis der Neutralität im Türkenkrieg zugesagten Provinzen Bosnien und Herzegowina schon von österreichischen Truppen besetzt. Daß wir unter Bismarcks Geschäftsführung das Nngemach des Jahres 1909 erlebt hätten, ist kaum vorstellbar; gewiß aber, daß der Stifter des Bundes dessen Pflicht sich nie feig entzogen hätte. Vielleicht hätte er sie auf andere Weise erfüllt; wäre sein Rath, noch unter Nikolai Alexandrowitsch, in Petersburg so mächtig gewesen, daß er nicht bis zu rauher Drohung zu schwellen brauchte. Das war einmal. Warum aber mußte noch jetzt bei nahe jeder Delegirte der deutschen Treue ein Kränzlein winden? Dieser Frage muß der in die Klarheit Strebende nachdenken. I^op cle fleurs. Auch in Wien weiß jeder Wache, daß Deutschland 1909 gehandelt hat, wie es handeln mußte; daß sein Interesse, nicht Oesterreichs, dieses Handeln erzwang. Welcher Schuld wegen wurde Oesterreich denn gescholten und bedroht? Weil es in der Aera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitsrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemerem Staatsgeschäftes benutzt und die seit dreißig Jahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hatte? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen war, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Assekuranzvertrag zu tauschen; und weil, so lange die mitteleuropäischen Kaiserreiche nicht von einander zu haken waren, die Einkreisung Deutschlands nicht zu voller Wirksamkeit kommen konnte. Wurde Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet, dann mußten wir bereit sein, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich unter britischem Patronat), deren Schreckbild dem ersten Kanzler den Schlummer störte, zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Blieb da eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren und dann vielleicht im Frost über Vereinsamung und Mißachtung flennen wollte. Als, im März, unsere Offiziösen Herrn von Aehrenthal zu scmfthüthiger Milde ermahnten, wurde hier gesagt, ohne noch längeres Zaudern müsse im Hirn der Deutschen die Ueberzeugung geschaffen werden, daß von Ostmorgen ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Blindheit



Die Zukunft.

wähne, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre. Wurde an den verhängnisvollen Fehler erinnert, den der stets ängstliche Friedrich Wilhelm machte, als er, trotz Steins wuchtiger Warnung, 1813 Oesterreich ungeschirmt der Wuth Bonapartes überließ. Und, nach diesem Rückblick, gesagt: „Des Gezerrts und Gezeters wäre rasch ein Ende und die Lautesten würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutschland ist zur Kraftprobe bereit.“ Auch ohne das Gebot der Bündniß-Pflicht mußten wir thun, was wir thaten; und allzu fürchterlich war die Gefahr nicht, in die wir uns wagten. Die Türkei mit überreichlichem Trinkgeld abgefunden. Frankreich, der Balkanbankier, zärtlich um die Ruhe Südosteuropas besorgt. Rußland, wie in der Reichsduma offen ausgesprochen ward, kaum fähig, das für den Grenzschutz Nothwendige zu leisten. Mit solchen Partnern hätte Eduard sich nicht auf das Spiel gegen einen Bankhalter eingelassen, auf dessen Wink fünf Millionen Bayonnettes blitzen konnten. Das Alles weiß der Oesterreicher. Und dennoch, nach dem Wort des Berichterstatters, Lobgesänge, Hymnen und Dithyramben? Michas könnte mißtrauisch werden. Kein Deutscher möchte zweifeln, daß Oesterreich in jedem Bündnißfall seiner Pflicht genügen würde; auch wenns inzwischen mit Rußland wieder ganz einig geworden wäre. Davon wurde in den Delegationen nicht gesprochen. Nur der Gedanke, Deutschlands Konflikte könnten Oesterreich-Angarn schädigen, aus lächelnder Ruhe zurückgewiesen; gelassen erklärt, die Doppelmonarchie habe von den westöstlichen Bündnissen und ententes nichts Arges zu fürchten; und, mit kräftigerem Nachdruck, verkündet, Regierung und Parlament werde jede Anregung „irgendwelcher Art“, die Rüstung zu mindern, mit redlichem Eifer unterstützen. Sir Edward Grey wirds, für alle Fälle, notirt haben. Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Angarn: fünf große Europäer sind für die Kontingentirung der Wehrmacht. Die Kleineren müßten mit, selbst wenn sie nicht so gern wollten. Die vnteältates der Demokraten und Carnegies würden sich von so löblichem Streben nicht ausschließen; und Japan hat veraltete Schiffe und noch nicht das zumodernen Neubauten nöthige Geld. Ob nicht über ein Kleines aus Ost oder West ein majestätisches Rundschreiben den Staatshäuptern der Erde eine Einladung nach dem Haag bringt? Dann begönne der Nibelungen Noth. Wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung sicher.



Diurnale.

2^7

dompletorium.

Während in Wien dem Deutschen Reich, weils vor andert-  
halb Jahren bereit schien, gegen Rußland zu marschiren, Lobge-  
sänge angestimmt wurden, fuhr der Zar aller Reussen nach Pots-  
dam. « DieMonarchen küßten einander herzlich auf beide Wangen.  
KaiserNikolaus trug deutsche, KaiserWilhelm russische Uniform."  
Der Brauch ist alt (und könnte nachgerade modernisirt werden;  
daß gegen Küsse unter Männern seit der Nacht des Iüngerver-  
rathes leicht sich der Christenargwohn regt, hat, bei ähnlichemAn-  
laß, schon Lagarde warnend erwähnt; und Höflichkeit läßt sich heute  
wohl erweisen, ohne daß der Kriegsherr eines Volksheeres sich ins  
Kleid einer fremden Armee knöpft, wider die er übermorgen viel-  
leicht zu den Waffen rufen wird). Neu war nur, daß zugleich mit  
demKanzlerderStaatssekretärdesAuswärtigenAmtesdemGast  
vorgestellt wurde; der Untergebene zugleich mit dem allein ver-  
antwortlichen Ches. Erster Schritt zur Aenderung eines Zustan-  
des, der demKanzler eine nur dem Giganten erträgliche Last auf-  
bürdet, oder freiwillige ciiminutic, capitis Wovon zwischen Früh-  
stück und Abendmahlzeit, Jagd und Lichtspiel geredet wurde, hat  
draußen natürlich Keiner erlauscht. Am zweiten Tag aber lasen  
Alle, im Neuen Palais und in der Wilhelmstraße sei „festgestellt  
worden, daß aufkeinemGebietzwischenDeutschlandund Rußland  
irgend eine Meinungsverschiedenheit bestehelubiwte! Wenns die  
Spannung des Lachmuskels erlaubt. Der Gedankenaustausch,  
dessen Ergebniß so lieblich aussieht, hatte gewiß den bezwingenden  
tzerzenston männlich erAufrichtigkeit.« Nm dieFranzosen für Ihre  
nächste Anleihe nicht zu schwächen, haben wurdenNngarn und den  
Türken aus derKlemme geholfen; nun werden Sies ganz bequem  
haben und können den Margemachern noch ein stattliches Stück  
abzwacken.Nett; nicht wahr? EinJahrhimdert lang beherrschte der  
anglo-russische Gegensatz in Südosteuropa und Vorderasien die  
Stimmung. Seit Sie sich mit den Briten verständigt haben, ist diese  
Schwierigkeit beseitigt. Jetzt hoffen wir Alle in Eintracht, daß unter  
der Mondsichel eine starke mohammedanische Militärmacht ent-  
stehe, die Keinem die Meerengen öffnet, den Balkan wiedcrzittern  
lehrt und die Stoßkraft der panislamischen Bewegung verjüngt.  
Waren wir je so einig?" Der Film ist fertig, das Taggestirn ver-  
schwunden; seht demMann.der dieKurbel dreht,auf dieFinger!



Die Zukunft.

Mohammedanische Kunst.

^Hie Ausstellung mohammedanischer Kunst in München zeigte in noch nie gesehener Vollständigkeit eine Quelle unserer Kunst. Fließt der griechische Strom auch in herrlichster Fülle, an zweiter Stelle kommen die Anregungen der islamischen Länder, (Ostasien ist für uns erst spät eine ästhetische Macht geworden). Die klassische Kunst hatte ihr Ende erreicht; sie war nicht umgebracht worden, sondern an Entkräftung gestorben. Schon reg»ten sich frische Kräfte: bei den Sasaniden, den Kopten, den Syrern, in Byzanz, in Centralasien. Im Siegeszug warfen die Araber Alles nieder, kraft der ungebrochenen Triebkraft ihrer religiösen Gluth, ihrer Herrschsucht und Raubgier. Prachtliebend und phantastisch, vergeistigt und intellektuell, förderten sie das Schaffen sinnlich reicher, befähigter Nationen, gaben der aufsprossenden Kunst einen neuen, seltsamen Ton. Der Griechen Beherrschung jeder Bewegung des menschlichen Körpers, jeder Regung seiner Seele ließ die Angewandte Kunst in den Hintergrund treten. Wie geschmackvoll, wie richtig sie auch auf diesen Nebengebieten vorgehen, braucht ja nicht erwähnt zu werden. Doch ist es kaum eine Ketzerei, sieht man in der so mannichfachen, so bestechend anziehenden Ornamentik des Mittelalters eine Bereicherung der Kunst. Ruskin fand in der regelmäßigen Gleichförmigkeit klassischer und klassizistischer Architektonik eine fluchwürdige, jedes edle und freie Menschenthum vernichtende Erstarrung. Auch wer nicht so weit geht, empfindet doch die urpersönliche Eigenart, die sozial bedeutsame, ästhetisch wohlthuende Schaffensfreude des mittelalterlichen Handwerkers. So in einem schmiedeeisernen Gitter, den Grotesken eines Chorgestühles, einer Apothekervase. Diesen Reichthum der Kleinkunst verdanken wir der „mohammedanischen Kunst". Die münchener Ausstellung war auch in ihrer äußeren Gestaltung wichtig. Auf den wohlfeilen Stimmungzauber wurde verzichtet; hier gab es nur eknen Luxus, den einzigen, auf den es ankommt: den des genügenden Raumes. In hellen, bei aller Schlichtheit doch vornehmen Räumen kamen allerlei erlesene Stücke aus aller Herren Ländern zur Geltung. In den Eingangsraum hatte man allerdings schreckliche braune und weiße Würfel gemalt; sie mögen kufische Allah-Zeichen sein, bleiben aber „Wiener Sezession". Doch eine Ausschmückung ohne ödes Gewürfel läßt sich ja heute in deutschen Landen nicht denken. Die banalsten Pelargonienbeete prangten draußen; auch Das ist einstweilen bei unK unvermeidlich. Sonst restloser Genuß; ein handlicher Katalog, in



Mohammedanische Kunst.

2W  
den Annexen ausruhende Unterbrechung. Man brauchte nur Zeit. Die Abertausende, die allerhöchstens zwei Stunden darauf verwandten, behaupten wohl mit Unrecht, daß sie sich „leidenschaftlich“ für Kunst interessiren. Sie haben sich besonders an den Teppichen erfreut. Orientalische Teppiche giebt es im königlichen Empfangsraum wie in der vier Treppen hoch gelegenen Bürgerstube. Jeder glaubt, sie zu kennen, und doch ist ihr Gebiet eins der unzugänglichsten der Angewandten Kunst. Verschiedene Gruppen lassen sich jedoch deutlich überblicken, einzelne Wunderwerke haften im Gedächtniß, einzelne der bewußten oder unbewußten Stilgesetze dieser uns so fremden, ungelehrten Künstler werden uns klar. Nur die Oberflächlichkeit begnügt sich verhimmelnd mit dem „Farbenrausch“. Wie nach Goethes Urtheil der Inhalt eines lyrischen Gedichtes von allererster Bedeutung ist, so Zeichnung und Komposition bei dem Gemälde des Koloristen, so Zeichnung und Komposition bei der Werthschätzung eines Teppichs. Die schwarz-weiße Wiedergabe erlesener Beispiele ist von berückendem Reiz. Unsäglich fein der Rhythmus, das Auftauchen eines Motivs, seine Verkettung, sein erlöschendes Vergehen, das Abwägen der Massen, ihre Vertheilung. Der Kontrapunkt der Borte, der Einklang, die jede Wirkung steigernden Widersprüche. Der Grundplan ist auch bei dem leichtesten Rankenstil symmetrisch, aber nur scheinbar; auch bei geometrischem Ornament, bei arithmetischer Vertheilung giebt es kleine Unregelmäßigkeiten, die ein vibrirendes Leben schaffen. Als das Sasanidenreich im siebenten Jahrhundert den Arabern unterlag, gehörte ein Prachtteppich des Herrschers zur Beute. Er hieß „Frühling des Khosroe“, war mit Gold durchwirkt, mit Juwelen bestickt, war die Darstellung eines Gartens mit Brunnen und Bäumen und Vögeln. Solche „Gartenteppiche“ wurden noch tausend Jahre später in Persien geknüpft: Wasserläufe, von Fischen belebte Becken, blühende Mandelbäume, auf denen Vögel singen, Cypressen, die in ihrer dunklen Strenge die Masse des Zweiggewirres gliedern und halten, als Rand üppig sprießende Blumen. Dabei eine ruhige, harmonische, den Boden bedeckende Fläche. (Nie wurden Teppiche an die Wand gehängt; diese Entgleisung blieb dem Westen vorbehalten.) Sie entstammen der großen Blüthezeit persischer Kunst, dem sechzehnten Jahrhundert. Vor zwanzig Jahren konnte man die ausgesuchtesten Exemplare für ein paar Hundert Mark erwerben; jetzt werden sie mit Gold aufgewogen. Der auffallendste Teppich der Ausstellung war wohl der „Iagdteppich“ des wiener Hofes. Um ihn für München zu erhalten, reiste Prinz Ruprecht nach Wien. Der Kaiser fragte freundlich



250  
Die Zukunft.  
und erstaunt: „Was, habe ich einen so hübschen Teppich?" Er lag, unbeachtet, aufgerollt in Schönbrunn; jetzt wird er auf zweiundeinhalbe Million eingeschätzt. Auch diese „Iagdteppiche" stammen aus dem sechzehnten Iahrhundert; sie zeigen Thiergruppen und besonders oft den sich auf eine Hirschkuh stürzenden Löwen, ein chinesisches Symbol der Langlebigkeit. Denn auf Schritt und Tritt findet man in Persien den chinesischen Einfluß.  
In Armenien und Kleinasien hatte man die persischen Pflanzen und Thiere geometrisch vereinfacht; so entstanden aus den buddhistischen Zeichen des Blitzes die „Vögelteppiche". Auch die Türkei verarbeitete und stilisirte die Vorbilder aus Persien, formte sie in geometrische Muster um. Diese Gattung kam im fünfzehnten Iahrhundert nach Italien und den Niederlanden. Wir finden sie auf Bildern eines Raffaellino de! Garbo oder Memling und lernen aus diesen Abbildungen die frühere Teppichkunst kennen. Selten und sehr kostbar ist die bis vor Kurzem „Damaskusteppiche" genannte, jetzt den türkischen Hoffabriken des sechzehnten und siebenzehnten Iahrhunderts zugeschriebene Gattung. Da ist ein seidener Teppich: nur Sterne und Borten, eigentlich nur grün und roth und gelb; aber wie sind die Farben abgewogen, wie klingen die Töne! Die Kette ist gelb, der Schuß ist roth; so steigert dies Gelb die Wärme des Roths und durch die abwechselnde Lage des Fadens entsteht ein schillerndes, weich üppiges Spiel. Anspruchlosere, aus Wolle geknüpft, zeigen ein gedrungenes, übersichtliches geometrisches Arabeskenmuster. So einer aus dem Kaiser»Friedrich-Museum; das Weinroth, Laubgrün, Ultramarinblau ist gleichwerthiz und gleichmäßig vertheilt und giebt eine ruhige Harmonie. Man kanns nicht vermeiden: man muß von der Farben»pracht, den symphonischen Steigerungen der Töne sprechen. Was uns berückt, ist nicht etwa nur, wie so oft behauptet wird, die Patina der Iahrhunderte, die Entfärbung und Verblüffung. Mehrere der hier ausgestellten alten Exemplare wirken so frisch, als hätten sie eben erst den Teppichbaum verlassen, und sind doch von hinreißender Farbengewalt. Dagegen zeigen sorgfältige moderne Ergänzungen einer Borte den klaffenden koloristischen Abstand. Man betrachte, nur in irgendeinem dieser besten Teppiche ein Farbefeld. Hier spielt ein helles Türkisblau in violettes Saphirblau, hier erhält es eine Indigotiefe, hier verblaßt es zum sanften Lila einer Immergrünblüte. Und von Weitem ist der Fleck „blau". Dort ist ein gelber Grund; er steigert sich zum Goldorange, zerfließt in Citronentöne, vertieft sich bis zur grünlichen Bronze. Ein „gelbes" Feld. Auf dem Gold- und Silbergrund der „Polenteppiche" (per-



Mohammedanische Kunst.

fische Erzeugnisse der guten Zeit, die als Geschenke an Fürsten und Botschafter zu uns kamen) zeigt der florale Rankenschmuck eine Pastellskala von Apfelgrün, Schwefelgelb, blassem Pflaumenblau und Himbeerroth. Das große Rankenmuster eines Teppichs aus der Mehmed-Pascha-Moschee in Stambul hat milchiges Terrakotta, Schieferblau, ein Resedagrün.

Die orientalische Buchkunst ist den Meisten völlig fremd..

Gerade heute, wo wir uns so gern mit den Problemen der Buchkunst beschäftigen, ist hier viel zu lernen. Seit einem Jahrtausend ist man dort ans Ziel gelangt. Schon die martinischen Manuskripte aus dem Mesopotamien des achten Jahrhunderts zeigen eine vollkommene Wirkung des Blattes: Schrift und Verzierung homogen, kostbar in Gold gehalten. Wie hoch die islamischen Völker die Schriftschönheit einschätzten, ist bekannt. Auch die Vornehmsten des Landes versuchten sich in dieser Kunst; einige der ausgestellten Korane sind von der Hand eines Sultans geschrieben. Wir sehen die kufische Schrift, die älteste, klassische der Araber aus ihrer heroischen Zeit. Schwere wagerechte Striche mit schneckenartigen Voluten, wuchtige Monumentalität, ein dröhnender Rhythmus. Dann folgt die Kursivschrift des täglichen Lebens, mit den Abarten der nordafrikan'schen, der spanisch-maurischen Reiche. Sie sind grazios beweglich. Der in Persien übliche Duktus hat kühne, sich nach oben schwingende Striche und, als letzte Austiftelung, das nervöse Schikusta, eine spitzfindig komplizierte Verschnörkelung haarfeiner Linien.

Selbst unser westliches Auge vermag die Schönheit solcher Blätter zu genießen. Die religiöse figürliche Darstellung war den gläubigen Musulmanen (wie auch anderen ernsten Anhängern spiritualistischer Religionen) ein Aergerniß; so befriedigten sie ihre fromm ästhetischen Gefühle durch die liebevolle, kunstvolle Wiedergabe der heiligen Worte. Jedes dieser Bücher ist ein abgeschlossenes Kunstwerk; wenn man Hunderte untersuchte: nicht zwei würden einander ganz gleichen. Die ersten und letzten Blätter erinnern hier und da an einen herrlichen Rankenteppich. Die Vorsatzseiten haben manchmal weich verschwimmende Motive, ein Nachhallen der streng gezeichneten Ornamente. Die Deckel zeigen feine Eoldpressungen, die späteren oft eine spitzenartig ausgeschnittene Verzierung. Offenbar haben diese älteren, über Venedig, auf europäische Einbände gewirkt. Auch Lackdeckel kommen vor; die der großen Zeit sind von höchstem koloristischen Reiz, die neueren meist so bunt, daß sie nur die Nachbarschaft cezannischer Stilleben vertragen könnten.



Die Zukunft.

Weltliche persische und indische Handschriften haben den man» nichfachsten Schmuck. Der Hafiz (von Walter Schulze) wurde im sechzehnten Jahrhundert vom Sultan Ali von Meschehed geschrie- ben. Fast jedes Blatt hat einen anders gefüllten Grund, darauf Eoldranken mit Thieren und Pflanzen und menschlichen Gestalten. Eine strenge Umrahmung und doch quellendes Leben; die Ver- mählung der Regel und der Freiheit. Diesen gesammelten Liedern des tzafiz, dem „Divan“, verdankt Goethe die Anregung zu seiner Nachempfindung orientalischer Lyrik. Zeichnungen und Minia- turen sind gleich interessant. Chinesische liegen zum Vergleich da» neben und lehren, daß die Anregungen selbständig verwerthet wurden. Die persischen Bildchen haben eine mosaikartige Farben- wirkung; beliebt sind milchige Töne. Da giebt es reines Mennig- roth, Fliederblüthenfarbe, Ochsenblutpurpur und Kanariengelb. Kriegsszenen: ein im Kampf gefallener Herrscher, das Haupt auf den Knien seines Knappen, der auf ihn herniedersieht und ein Tuch an seinen Mund preßt, um sein Schluchzen zu ersticken. Ringsum schweigend die Krieger. Iagdszenen: immer der schlanke, zierliche Typus des Pferdes. Liebeszenen: der reichgeschmückte Iüngling steht am Thurm, oben beugt sich die Schöne hernieder, blühende Pfirsichbäume, zwischen ihnen Cypressen. Die indischen Portrait- Miniaturen zeigen scharf gesehene Charakterisirung der Züge, als Hintergrund lyrische Landschaften mit fernen Gebirgshorizonten und Abendwolken oder die Pracht der weißmarmornen, mit Gold geschmückten Palastaltäre. Die Körper sind wenig gegliedert, steif- prächtig bekleidet, Hände und Füße schlecht gezeichnet. Indische und persische Maler lassen ihre Gestalten nie fest und sicher auf- treten. Das Zeichen einer gewissen künstlerischen Schwäche, so bei Filippo Lippi, so bei dem vergötterten Greco. Allerdings haben einige Werke der namhaften persischen Meister (Behzod, Riga Al- bani) zuverlässigere Zeichnung. Gold- und Silberwaaren durften das Gebethaus nicht schmücken; so wurde denn alle erdenkliche Pracht für das Glas- geräth aufgespart. Moscheelampen tragen die Inschrift: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde, dieses Licht gleicht einer Flamme, die in einem Kristall leuchtet wie ein Stern.“ Einfach edle Formen, ein blasses Topasgelb mit farbigem Schmelz verziert. Mit solchen Lampen und Teppichen waren die feierlichen alten Ka- thedralen des Islam überreichlich geschmückt. Im Dunkel der mit Wohlgerüchen durchdufteten Hallen leuchtete gedämpft die Far» bengluth. Unsere Museen sollten einen Bruchtheil der für gigan- tische Fälschungen, Feudalburgen, romanische Schlösser, gothische



Mohammedanische Kunst.

253

Kirchen des zwanzigsten Jahrhunderts bewilligten Staatsmittel erhalten, um Modelle herzustellen. Dann würden auch die islamischen Bauten besser verstanden. Die späte, zum größten Theil minderwerthige Ausschmückung der Alhambra ist weltbekannt, wurde und wird eifrig kopirt; die schlichte Größe der maurischen, sarazenischen und persischen Thürme, Thore, Festungen, ihrer ältesten Gotteshäuser (etwa der noch heute von Zuthaten verschonten Moschee von Keruan in Tunis) ist nicht Bielen auch nur aus Nachbildungen gegenwärtig.

Immer wieder kommt man auf Persien; und doch war es immer Verschmelzungsgebiet der verschiedensten Kulturen. Es hat sich mit der Kunst der Babylonier, der Griechen, Chinesen und Tarsaren amalgamirt. Wie kaum je ein Volk waren die Perser aneignungsfähig, wie selten ein Volk haben sie auf andere Völker gewirkt. Bei den arischen Persern überwiegt das Blumen- und Thiermotiv, bei den semitischen Arabern der polygone Schmuck, die an algebräische Aufgaben grenzende Durchkreuzung der Linien, das Räthsel aufgebende Netz der gebrochenen Winkel.

Dem Kriegervolk der Türken wird Unfruchtbarkeit in den Künsten nachgesagt. Außer den Wunderwerken ihrer Teppichkunst sahen wir aber recht reizvoll gemusterte alttürkische Seidenstoffe. Vielleicht werden ihre „Rhodusteller“ überschätzt; jedenfalls bieten diese stilisirten Blüthen mit dem heiteren Grün und Blau, dem charakteristischen Ziegelroth eine gute Augenweide.

In den Kopten sieht Mancher mit dem Verfasser des berliner Museumskatalogs „die genetische Vorstufe der arabischen Kunst. Vor Allem ornamental, pflegt sie die lückenlose Flächenfüllung, hat die Forderungen der Arabeske.“ Lassen Ungelehrte, wie die Verfasserin dieser Zeilen, die Koptensäle auf sich wirken, so sind sie von der Richtigkeit dieser Meinung überzeugt. Von anderen Kennern wird sie nicht getheilt. Aus einzelнем Koptengeräth weht uns eine seltsame Stimmung an. Hier giebt es grobe wollene Stickerien mit Köpfen, die an die bekannten egyptisch-alexandrinischen Sargdeckel erinnern. Aber ein neuer Ausdruck religiöser Erregung ist in diesen Zügen; die Sticker lebten in einer Zeit der Askese, des grübelnden Suchens nach Reinheit und Wahrheit.

Achtzig Räume; und in jedem ist Werthvolles zu sehen. Hier ist eine alte, mit Schmelz geschmückte Schüssel, mit Darstellungen des Thierkreises, von bester Raumvertheilung, von einer vorzüglichen Tonalität. Sie wurde für einen syrischen Ortokidenfürsten des zwölften Jahrhunderts gearbeitet und ist das einzige Beispiel des verschwundenen frühmohammedanischen, auf byzantinischer



Die Zukunft.

Technik beruhenden Schmelzes. Man wußte, daß die Chinesen diese Emailstücke „westliche Waare“ nannten, und erkennt nun aus diesem einen Ueberbleibsel, woher die Anregung zu der so groß- ar!iz sich entwickelnden chinesischen Schmelzkunst kam.

Diese Schüssel mögen Krcuzsahrer bewundert, sie bielleicht mit ihren he'mischen Erzeugnissen vom Niederrhein und aus Limoges verglichen haben. Gern verfolgt man in diesen Sälen die Zeugen alter Zeit. Schätze, welche die nordländischen Ritter mit staunendem Neid betrachteten, wohl auch einmal mit nach Haus nahmen. Erinnerungen an e'.ne phantastische Weltepisode. In diesen orientalischen Höfen fanden die Ritter zu ihrem Erstaunen manche ihnen nahe'.iegendenBegriffe: Feudalität,Wappen,Minnedienst,Freude am Waidwerk, am Kampf; den Kultus der vornehmen Abstammung, der persönlichen Ehre, des unbeugsamen Muthes; diePflich»ten des adeligen Wortes und des Frauendienstes. Aber Alles erschien ihnen unfäßlich verfeinert. Mit Eifer wurde die Musik gepflegt: auch die Herrscher gerieten durch kunstvollen Gesang in erregte Verzückerung. Dics: m't Iuwelen geschmückten Fürsten waren erfahrene Iäger, draufgehende Krieger: und doch konnten sie die kunstvollsten Schriftzüge malen. Sie waren gebildet, übten sich in silbenstechender, komxl-zirter Dichtkunst und beriefen Gelehrte? um sich in der Dialektik auszubilden. Die weisen Männer wurden erst durchräuchert, durchdustet, dann in den Goldmosaikraum des Herrschers geführt und nun entspann sich eine freimüthige Diskussion über allerlei subtile Fragen. Märchenhaft erschien der Luxus; da gab es Palastgebiete von einer Stunde im Ilmfang, unübersehbare Schaaren von Dienern im Damastgewand, die Höfe waren mit grünem Marmor (vcrclc .-ntic«) gepflastert, Gold, Silber und Juwelen verzierten Tag und Nacht plätschernde Brunnen. Frauen sah man in der Ferne, ihre Schleier glichen einem mit Goldfäden durchzogenen Spinnengewebe. Bei den Festen rieselten Blumenblätter auf die Gäste hernieder.

Da hängt auch der Mantel Kaiser Heinrichs des Zweiten in der schwer goldenen Pracht, mit Reitern, mit Löwen, Ranken und Vögeln verziert. Hier ist ein sammetbrokatener rechter Handschuh und die goldene Armsch'ene, mit der Soleiman in die Schlachten ritt. Die moskauer kaiserliche Rüstkammer hat eine mit Edelsteinen besetzte, mas iv goldene Wasserl-anne und Wasserschüssel gesendet; türkische Arbeit, Die Mutter Peters des Großen schenkte sie ihrem Enkel Alexei, Der junge Thronerbe wusch sich in diesem goldenen, mit Smaragden geschmückten Geräth; und wurde später vom Zaren-Pater zu Tode geprügelt. Da giebt es Glaspokale mit einem Dunst



Suez und Bagdad.  
der feinsten Gold- und Schmelzornamente. Alle Deutschen wissen vom „Glück von Edenhall“, wenige vom deutschen „Schicksalsglas“, das auch aus dem Orient stammt und seit vielen Jahrhunderten im alten westfälischen Felsenschlotz der Freiherren von Landsberg ängstlich verwahrt wird.  
Jedes Schullind lernt, daß Oesterreich, ja, ganz Deutschland damals vor den anrückenden Türken „zitterte“; und doch ists nicht leicht, diese noch nicht so ferne Zeit lebendig zu empfinden. In dieser Ausstellung wurde sie anschaulich. Da war die Türkenbeute des Prinzen Eugen und des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Diesen Sattel brachte Kurfürst Max Lmanuel aus dem erstürmten Belgrad, jene große Janitscharentrommel wurde in der Schlacht von Mohacs gerührt. Ueber ihr hing die einst im Getümmel wild wehende „Blutfahne“ der Türken; sehr groß, aus rotherSeide, das zweiklingige Schwert des Kalifen Ali ist eingestickt. Ein Bckannter hatte e'n^n geistvollen Einwand gegen diese mohammedanische Kunst: sie geb: subtile Orgien der Zersplitterung, der nervösen Verwirrung der großen Linie, auf die es in der Kunst wie im Leben ankomme. Wer so empfindet, darf sie ruhig entbehren. Doch wird man von der Musik nur die Anfeuerung, das schaffensfrohe Dur fordern und auf die hinschmelzende, sinnende Verfeinerung des Moll mit all seinen Träumen verzichten? Wer in dieser Kunst allein die Verzierung sieht, drang nur in den äußeren Vorhof. Der Islam schuf Gebilde von lebendig schlichter Vollendung. Wo wir sie fühlen, haben wir „klassische“ Kunst.  
Marie von Bunsen.  
Suez und Bagdad,  
i.  
m fünfzehnten November trug Ferdinand Lesseps seinem Freund, dem am dreizehnten Iuli zur Regirung gelangten egyp-tischen Vicekönig Mohammed Said Pascha, auf einer gemeinsamen Karawanenreise von Alexandria nach Kairo zum ersten Mal seinen auf die Durchstechung des Isthmus von Suez gerichteten Plan vor, der ihn schon seit mehr als zwei Jahrzehnten beschäftigte. Aehnliche Anregungen waren seit dem achten Jahrhundert, seit den Tagen, da der Khalif Abu Dschafar el Manssur die zeitlich dritte vorhandene Schiffahrt-straße zwischen dem Rothen Meer und den Nilmündungen aus strategischen Gründen vernichten ließ (767 nach Christi Geburt), bald hier, bald da aufgetaucht, ohne je der Verwirklichung näher zu kommen, Said Pascha ging schneller auf die Anregung ein, als Lesseps je zu  
22»



Die Zukunft.

träumen gewagt hätte. Schon zwei Tage nach der Ankunft in Kairo und nur zwölf Tage nach der erwähnten Unterredung sprach der Vicekönig den zu seiner Begrüßung versammelten fremden Konsuln von seinem Entschluß, den Suezkanal herzustellen, und schon am dreißigsten November war Lesseps Besitzer der vorläufigen Konzession zum Kanalbau. Der ungeheure Plan fand fast überall freundliches Wohlwollen; nur in England sah man aus scheelen Augen auf das Unternehmen und suchte es zu hindern. Als Herr von Kapstadt gebot England über den einzigen Verkehrsweg nach Indien und konnte deshalb nicht wünschen, daß eine andere Nation nun einen kürzeren Seeweg schaffe. Als Lesseps 1855 nach Konstantinopel ging, um dort persönlich vom Sultan die Bestätigung der ihm vom Vicekönig gewährten Konzession zu erbitten, blieb sein Gang erfolglos: Englands Gesandter, Lord Strafford, wußte den Großherrs zu bewegen, die Entscheidung zu vertagen. Dabei blieb es, bis endlich, im Jahr 1866, ein zorniges Wort des damals in Europa mächtigsten Mannes, des Kaisers Napoleon, den Sultan Abd ul Aziz zu rascher Genehmigung des Vereinbarten trieb. Nachdem im Dezember 1855 eine „internationale Kommission“, unter Lesseps' Führung, das für den künftigen Suezkanal in Betracht kommende Gelände eingehend besichtigt und ein durchaus günstiges Gutachten abgegeben hatte, war dem Ingenieur Lesseps am fünften Januar 1856 vom Khedive die endgiltige Konzession zum Bau und Betrieb des Kanals auf neunundneunzig Jahre bewilligt worden. Lesseps wollte nun das erforderliche Kapital von 200 Millionen Francs zusammenbringen, um ernstlich an die Arbeit gehen zu können. In dem Werk „?eroeinsnt äs l'istKms äs Lus?“ entschleierte er 1853 der Oeffentlichkeit seine Absicht. In England suchte er seine heftigsten Gegner, an deren Spitze der Premierminister Lord Palmerston stand, persönlich auf, um sie zu überzeugen. Doch der Liebe Mühe blieb umsonst. Seltsam berührt es Heute, da der Suezkanal das vielleicht großartigste und ertragreichste britische Verkehrsunternehmen geworden ist, die Gründe zu lesen, mit denen im Juli 1857 Lord Palmerston im Oberhaus den Kanalplan bekämpfte, das „Schwindelprojekt, wie sie oftmals auftauchen, um britischen Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu ziehen“. Auch in Konstantinopel arbeiteten die englisch:n Agenten noch mit Erfolg: die türkische Regierung war nicht zu bewegen, den Plan zu billigen oder gar finanziell zu unterstützen. Am Besten, dachte Lesseps, wäre es, den Sultan vor ein ksit aoompli zu stellen, vor die Thatsache der Gründung einer Suezkanal-Gesellschaft. Im Herbst 1858 forderte er zu Geldzeichnungen für sein Unternehmen aus. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Erwartungen: in allen civilisirten Ländern öffneten sich die Kapitalistentaschen; sogar in England, wo selbst Freunde Palmerstons zu Lesseps übergingen. Die ministeriellen Organe spien Wuth, zeterten über die unglaubliche Dummheit der Aktionäre und prophezeiten ihnen, aus dem unmöglichen Kanal werde auch nicht ein Pfennig Gewinn in die Taschen britischer Bürger zurückfließen.



Suez und Bagdad.

257

Als im April 1859 dann die Arbeiten am Kanal wirklich begonnen hatten, verbreiteten die englischen Blätter Jahre lang das Märchen, die Arbeit sei nur Scheinwerk und der ganze Kanal nur in der Phantasie des Herrn von Lesseps möglich. Bis ins Frühjahr 1863 bezweifelte man deshalb selbst in Alexandria, daß an dem Kanal ernsthaft gearbeitet werde. Die Zweifel verstummten erst, als eine internationale, aus hundert Handelskammervertretern bestehende Kommission das fertige Kanalstück von einem Ende bis zum anderen befahren und sich überzeugt hatte, daß an der Vollendung nicht mehr viel fehle. Said Pascha wurde seit dem Beginn der Kanalarbeiten vom britischen Konsul unablässig bestürmt, er möge dem Unternehmen seine Unterstützung entziehen; und der Vizekönig, der mit den Engländern nicht verderben durfte, mußte nun lavieren und thun, als sei ihm der (insgeheim ersehnte) Kanal gleichgiltig geworden. Er sah denn auch die Arbeit am Suezkanal nie aus eigenem Auge. Und als der kaum Ein- und vierzigjährige im Januar 1863 gestorben war, kam auch sein Nachfolger Ismail Pascha in die selbe schiefe Lage: auch er durfte sich sechs Jahre lang niemals persönlich vom Stande der Arbeiten überzeugen; erst 1869, wenige Monate vor der offiziellen Eröffnungfeier, sah sein Auge endlich den Stolz seines Landes. Noch mehrmals hatten die Hetzer Erfolg. Der Vizekönig, von Abd ul Aziz und den englischen Geschäftsträgern genöthigt, weigerte sich, die übernommene Pflicht zur Gestellung von Arbeitern für den Kanalbau zu erfüllen, und muthete den Franzosen neue, drückende Bedingungen zu, die Lesseps rundweg ablehnte. Schließlich kam es zu dem an gewissen Stellen herbeigewünschten Konflikt zwischen Ismail Pascha und der Suezkanal-Gesellschaft und zu einem Schiedsgericht, dem Louis Napoleon selbst vorsah. Am siebenzehnten November 1869 wurde der Kanal eröffnet. Die glanzvollen Feiertage vereinten die Welten des Christenthums und des Islams in nie wieder gesehener Innigkeit. Goethes Wort schien Wirklichkeit geworden: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.“ Nur Britanien schloß sich geflissentlich, schmollend, von den Festen aus und that, als habe sich in den Menschheitsbezirken nichts geändert. Doch schon zwei Jahre nach der Eröffnung war unter den Flaggen der den Kanal durchfahrenden Schiffe keine so oft zu sehen wie die englische. So ist's geblieben. Mehr als sechzig Prozent aller im Suezkanal auftauchenden Schiffe zeigen noch heute den Union Jack. Als man in England erkannte, daß der Suezkanal ein rentables Unternehmen von sicherer Zukunft sei, schlug die Stimmung um. Lesseps wurde 1870 in London wie ein Held und Heiland bejubelt. In der Stille aber ließ D'Israeli, der Premierminister, jede erreichbare Suezkanalaktie ankaufen; und als 1875 der Khedive Ismail Pascha, einer der Hauptaktionäre, durch seine tolle Verschwendung in finanzielle Nothe gerathen war, kaufte die britische Regierung ihm im November sämtliche Suezkanalaktien, 177602 Stück, im Werth von 4 Millionen Pfund ab und hatte damit die britische Herrschaft über das Kanalunternehmen



25«  
Die Zukunft,  
gesichert. Der wirtschaftlichen folgte die politische Eroberung: seit  
1882 ist England Herr in Egypten und Herr des Suezkanals; das von  
französischem Genie und zum größten Theil mit französischem Geld  
geschaffene Werk ist heute in britischem Besitz und der Ertrag des  
„Schwindelprojekts" hat in dem bisher ertragreichsten Jahr (1893) den  
(zum größten Theil englischen) Aktionären 85294769 Francs Rein-  
gewinn geliefert.  
II.

Am dreiundzwanzigsten Dezember 1899 schloß Dr. Georg Sie-  
mens, Direktor der Deutschen Bank und Porsitzender des Verwaltung-  
rathes der „Looists äu «Ksim» Ss ksr odtoiush 6'^.nstolis", in Konstan-  
tinopel mit dem türkischen Handelsminister Zihni-Pascha einen Prä-  
liminarvertrag, der dieser Bahngesellschaft die Aufgabe zuwies, binnen  
acht Jahren das Netz der damals in Konia endenden anatolischen Bah-  
nen in Normalspurweite bis an den Persischen Golf zu verlängern.  
Seit diesem Tag sind elf Jahre vergangen; die „Bagdad-Bahn" hat  
aber soeben erst den kilikischen Taurus überschritten und ist von Eu-  
phrat und Tigris, gar vom Persischen Golf noch sehr fern. Offenbar  
hat also der Optimismus, der zum Vertragsabschluß trieb, nicht mit  
gewissen Hindernissen gerechnet. Von welcher Art mögen sie sein?  
Um die anderen europäischen Mächte der Einführung eines neuen  
türkischen Zolltarifes geneigt zu machen, dessen man bedurfte, um die  
erforderlichen Garantien für die von der türkischen Regirung zu be-  
willigenden Kilometergelder zu erhalten, beschloß man in Deutschland,  
die Bagdadbahn nicht zu einem rein deutschen Unternehmen zu  
machen, sondern ausländisches Kapital heranzuziehen, ohne jedoch die  
deutsche Führung zu gefährden. Russische, französische und englische  
Finanzmänner sollten für das Unternehmen interessirt werden. Der  
Erfolg war dürrtig. Den Russen winkte der Finanzminister ab: dem  
Russentrachten nach dem Persischen Golf konnte es nur schaden, wenn  
dort, neben dem britischen und türkischen Mitbewerber, noch ein vierter  
Interessent auftauchte. Auch witterte man in der geplanten Bahn die  
Konkurrenz mit den mittelasiatischen und den sibirischen Bahnen und  
fürchtete obendrein die Schädigung der eigenen Produkti:n an Getreide,  
Baumwolle und Petroleum. In Frankreich merkte mans freilich früh:  
res sAitur! Die französischen Bahnunternehmungen in Syrien und  
Palästina mußten beträchtlich an Werth gewinnen, wenn sich ihnen  
die Möglichkeit eines Anschlusses an einen vom Bosporus herabkom-  
menden Schienenweg bot. Zwar begegnete die Bagdadbahn auch in  
Frankreich mancher Unfreundlichkeit: unter Delcasss versagte die Re-  
girung im Oktober 1993 die Zulassung der Bagdadbahn-Obligationen  
zur offiziellen Börsennotiz. Doch wurden diese Schwierigkeiten über-  
wunden; und Frankreich, dessen Finanzwelt 49 Prozent des Kesammt-  
kapitals für die Bagdadbahn aufgebracht hat, ist an der Zukunft dieses  
Unternehmens heute kaum minder stark interessirt als Deutschland.  
In England ähnelte die erste Dezennalerfahrung der von Lesseps



Suez und Bagdad.

259

gemachten. Nicht ohne Grund konnte sich der Brite sagen, daß eine vom Bosphorus nach Mesopotamien laufende Bahn die österreichischen und deutschen Interessen im Orient mehr fördern werde als die englischen; und obwohl gewichtige Stimmen betonten, daß die Bagdadbahn auch England nützen müsse (schon durch die Möglichkeit, die Post zwischen London und Bombay künftig in acht Tagen zu befördern), behielten die Gegner die Oberhand und gewannen ihrer Ansicht auch die Regierung. Wie man einst den französischen Suezkanal mit allen Mitteln bekämpft hatte, weil er die Stellung Kapstadts früh oder spät zu schädigen drohte, so suchte man jetzt die deutsche Bagdadbahn zu vereiteln, weil sie dem britischen Suezkanal einen Theil seines Verkehrs entziehen konnte. Aus dem selben Grund, allerdings auch in Folge von strategischen Erwägungen, hat sich ja die britische Regierung seit den achtziger Jahren stets geweigert, einer Verlängerung des russischen Bahnnetzes durch Afghanistan nach Indien zuzustimmen, obwohl damit ein neuer Verkehrsweg von unabsehbarer Bedeutung geschaffen würde. Englands Kapitalisten blieben also dem deutschen Unternehmen fern; nachdem am fünften März 1903 die endgiltige Konzession für den Bahnbau im ganzen Umfang gewährt war, erklärte im April des selben Jahres der Premier Balfour im -Unterhaus, England werde sich an dem Bahnbau nicht betheiligen.

Um die nöthigen Kilometergeld-Garantien für die Bahnlinie zu erhalten, von der zunächst nur ein 200 Kilometer langes Stück (Konia-Bulgurlu) gesichert und in Angriff genommen worden war, hatte Deutschland sich seit Jahren bemüht, eine Erhöhung der türkischen Zolleinnahmen durchzusetzen. Die Mehreinnahmen sollten, laut Zusage der türkischen Regierung, der Bagdadbahn zufließen. Zur Durchführung der Zollreform war aber die Genehmigung der europäischen Mächte nöthig. England widersetzte sich, aus nun verständlichem Grund, Jahre lang dem Reformplan; als es schließlich, im Jahr 1906, die Zustimmung nicht länger weigern konnte, knüpfte es an sie die Bedingung, daß alle Mehreinnahmen in Makedonien zu verwenden seien. Im Oberhaus gaben namhafte Redner (Lord Avebury, Lord Ripon) ihrer Antipathie gegen das deutsche Unternehmen offenen Ausdruck. Um die Türkei aus der mißlichen Lage zu befreien, die aus zwei einander widersprechenden Zusagen entstanden war, verzichtete Deutschland auf die Erfüllung des Versprechens, die erhöhten Zolleinnahmen zu Kilometergeld-Garantien für die Bagdadbahn zu verwenden. England schien gesiegt zu haben; und bis in den Sommer 1908 stockte der Bahnbau. Inzwischen waren, durch die im September 1903 möglich gewordene -Unifikation der türkischen Staatsschuld, für die Pforte neue, von Jahr zu Jahr wachsende Einnahmen verfügbar geworden (die im Jahr 1907 435000 Türkische Pfund betrugen). Diese Überschüsse ließ Abdul Hamid der Bagdadbahn zufließen. Und am zweiten Juni 1908 konnte der endgiltige Vertrag unterzeichnet werden, der die Weiterführung der Bagdadbahn bis ins innere Mesopotamien hinein sicherte.



Seitdem glaubt man auch in England an die Zukunft der Bagdadbahn; man hofft wohl sogar auf sie, denn die großartigen englischen Pläne einer Neukultivirung des Zweistromlandes, die mit Zustimmung der türkischen Regierung unter des genialen Sir William Willcocks Leitung ausgeführt werden, müssen den Wunsch nach einer vom Mittelmeer und Bosphorus nach Mesopotamien führenden Eisenbahn erwecken. Wird aus die Endstation am Persischen Golf verzichtet oder die deutsche Vorherrschaft beseitigt, dann kann die Bagdadbahn den Briten eben so werthvoll werden wie einst der Suezkanal.

Da mußte also vorgesorgt werden. In dem anglo-russischen Abkommen von 1906 heißt es, der südlichste Theil der Bagdadbahn sei einer internationalen Kontrolle zu unterstellen. Da man aber bezweifeln durfte, ob diese Forderung, wenn sie von den beiden heftigsten Gegnern des Unternehmens gestellt würde, durchzusetzen sei und da ja auch Englands Verkehrsgesellschaften selbst nirgends internationaler Kontrolle unterworfen sind, suchte Britanien sich schnell auch am dereinstigen Endpunkt der Bahn das Uebergewicht zu sichern. Von Jahr zu Jahr befestigt es seine Position am Persischen Golf mehr; und auch die Absicht, Mesopotamien zu einem zweiten Egypten zu machen, wird immer sichtbarer. Der Aufstand des Sultans von Koweit gegen die türkische Regierung (Haeseler's tüchtiger Schüler Pertev Pascha hat ihn erst 1906 erstickt) war, wie 1905 der gefährlichere im Vemen, mit britisch-indischen Waffen und britisch-indischem Geld unterstützt worden. Der 1907 nöthig gewordene Einspruch der Pforte gegen britische Vermessungen im Persischen Golf, die sich allzu nah bis an die arabische Küste dehnten, der merkwürdige Eifer, den England in der mesopotamischen Bewässerungsfrage zeigt, die Erzwingung des Schiffahrtmonopols auf Euphrat und Tigris für die britische Lynch-Gesellschaft, Willcocks' Plan einer Konkurrenzbahn Beirut-Bagdad: das Alles lehrt deutlich, wohin die Reise gehen soll. Und wer noch zweifeln konnte, mußte durch ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung eines Bessern belehrt werden. Der politisch kluge Abd ul Hamid wollte, daß im südöstlichen Kleinasien die Bagdadlinie der Küste fern bleibe. Wirtschaftlich war zwar die Führung des Schienenweges nach Mersina oder Alexandrette ungleich vortheilhafter als die Durchquerung des schwer zugänglichen Amanus-Gebirges und das Verharren im Hinterland der Küste, die nur durch die von Engländern gebaute Stichbahn Mersina-Adana Anschluß an die Bagdadbahn erhalten sollte. Aber wichtiger waren dem schlaunen Sultan die strategischen Vortheile der Bahnführung im Hinterland. Schon Hellmuth von Mottle hat, aus strategischen Erwägungen heraus, gewarnt, eine künftige Bahn vom Bosphorus zum Persischen Golf an die Küste heran zu führen, wo sie in politisch erregten oder gar kriegerischen Zeiten durch ein paar Kriegsschiffe strategisch entwerthet oder ganz ausgeschaltet werden könne. Andere Kenner des Landes und der Verhältnisse haben sich Moltkes Urtheil angeschlossen; noch in diesem Jahr hat Graf Schweinitz öffentlich von einer



Suez und Bagdad. 261

etwa beabsichtigten Küstenführung der Bagdadbahn abgerathen. Wenige Tage danach genehmigte das türkische Ministerium, daß die Bahn nicht, wie beabsichtigt war, von Adana über Misis, Osmanyne und Bagdsche ins Amanus-Gebirge hinein und weiter nach Biredjik am Euphrat, sondern von Adana an die Küste nach Alexandrette und dann über Aleppo nach dem Euphrat gebaut werde. In Friedenszeiten wird diese Streckenführung sich als sehr einträglich erweisen; aber dieser Vortheil wird mit einer fast völligen strategischen Entwerthung der Bagdadbahn (und auch der Mekkabahn) theuer erkaufte. Unter Abd ul Hamid wäre dieser Beschluß undenkbar gewesen; er hätte erkannt, daß diese Führung der Trace die Engländer von vorn herein strategisch zu Herren der Bagdad- und der Mekkabahn macht. Um so sicherer, als das seit 1878 englische Cypern den Golf von Iskenderun und damit die Küstenstrecke der Bagdadbahn beherrscht. Auch die Jungtürken ahnen diese Gefahr, scheinen sie aber in ihrer Tragweite zu unterschätzen und nicht zu bedenken, daß künftige Aufstände in Pemen oder Koweit jetzt nur noch mit des Erregers Erlaubniß niederzuzwingen sein werden. Nach diesem Erfolg am Golf von Iskenderun kann England den weiteren Fortschritten der Bahn ruhig entgegensehen; die „Kontrolle“ ist ihm für den Ernstfall ja gewiß. Möglich, daß es einst, wenn die „deutsche“ Bagdadbahn offiziell eröffnet wird, der Feier wieder schmol- lend fern bleibt (falls es dann solche Maske noch für unentbehrlich hält); vorher und nachher aber dürfte es versuchen, möglichst viele Bagdadbahn-Aktien aufzukaufen, oder, wenn die Statuten unüber- windliche Hindernisse bieten, mit anderen Mitteln den deutschen Bor- stoß zu hemmen trachten. Das ist ihm beinahe ja jetzt schon gelungen. Gedenket an Suez!

In den letzten Monaten wurde in der Presse erzählt, daß Will- cocks, an der Durchführbarkeit seiner Wiederbewässerungspläne ver- zweifelnd, Mesopotamien den Rücken gekehrt habe. Da seine Arbeiten noch in den Anfängen stecken, klang diese Nachricht von vorn herein unglaublich. Willcocks hat ihr denn auch in sehr lebhaftem Ton wider- sprochen. Er hat der englischen Regierung ferner den Plan unterbreitet, von Mesopotamien aus in gerader Linie eine Eisenbahn nach Damas- kus zu bauen, von wo die Mittelmeerhäfen Beirut und Haifa erreich- bar sind. Darin könnte eine ernste Gefahr für die Bagdadbahn liegen; doch ist nicht zu erwarten, daß die türkische Regierung, auch bei größter Nachgiebigkeit gegen Englands Wünsche, die Genehmigung zum Bau einer solchen Bahn geben wird, die nur Englands politischen Plänen förderlich sein würde, die Bagdadbahn aber, an der die Türkei lebhaft interessirt ist, unter Umständen schwer schädigen könnte. Immerhin sind Ueberraschungen aller Art, wie die bisherige Geschichte der Bag- dadbahn gezeigt hat, nicht ausgeschlossen. Was würde Georg von Sie- mens sagen, wenn er das Zwerggebild sähe, das im Lauf von elf Jah- ren als Frucht seines groß gedachten Planes entstanden ist! Friedenau. Dr. Richard Hennig.



^^iberius hatte zu Beginn des Jahres 9, als er sich überzeugt hatte, daß der Aufstand in Pannonien beendet sei und nur noch Dalmatien ihm zu schaffen mache, den Oberbefehl an Germanikus abgegeben und war nach Italien zurückgekehrt, wo nach seinen Erfolgen die Stimmung umgeschlagen war und man ihm zu Ehren großartige Festlichkeiten veranstaltete. Bald sollte sich zeigen, daß der dalmatische Feldzug ein schwierigeres Unternehmen war, als man anfangs geglaubt hatte. In Abwesenheit des Tiberius hatten die Soldaten, der vielen Kreuz» und Uerzüge überdrüssig, eine Kundgebung gegen die Zauderstrategie des Höchstkommandirenden veranstaltet; sie verlangten, man solle durch eine Entscheidungsschlacht der Sache ein Ende machen. Nun aber besaß Germanikus weder das nöthige Ansehen bei der Truppe noch die rücksichtlose Energie, um die Soldaten im Zaum zu halten. Um Schlimmeres zu verhüten, eilte Tiberius nach Dalmatien zurück und errang im Oktober einen vollständigen Sieg über die Dalmaten, durch den der Krieg beendet wurde. Endlich konnte die lang-ersehnte Botschaft in Rom eintreffen: der große Aufstand war niedergeschlagen, Rom hatte noch einmal gesiegt. Man nahm sie mit ungeheurem Jubel aus. Der Senat verlieh durch einen Beschluß dem Augustus den Titel Imperator; Tiberius durfte einen Triumph feiern und man errichtete ihm zu Ehren in Pannonien Triumphbogen; dem Germanikus und den anderen Generalen wurden die Insignien des Triumphators verliehen, ihm außerdem das Vorrecht, vor dem gesetzlichen Alter Konsul werden zu können; Drusus, der Sohn des Tiberius, erhielt das Recht, an den Sitzungen des Senats teilzunehmen, noch bevor er Senator war, und nach Bekleidung der Quaestur die Stellung eines Senators mit praetorischem Rang einzunehmen. Dabei hatte Drusus den Feldzug gar nicht mitgemacht; man wollte eben in der Person des Sohnes dem Vater eine Ehrung erweisen. Aber während der Senat seine Beschlüsse faßte, während das Volk seiner Freude über die glückliche Beendigung des langwierigen Kriege-lauten Ausdruck verlieh, fünf Tage nach Eintreffen der Siegesbotschaft aus Illyrien, kam eine furchtbare Schreckenskunde vom Rhein. Ganz Germanien vom Rhein bis zur Elbe hatte sich erhoben; die jenseits vom Rhein garnisonirenden Legionen waren niedergehauen worden oder in Gefangenschaft gerathen; der Is^atus des Augustus, \*) Ferreros „Größe und Niedergang Roms“, das hier oft sch^n erwähnte Werk des italienischen Soziologen, ist der größte Hiftoriker-erfolg unserer Tage geworden. Der sechste (letzte) Band, dem heute ein Fragment entnommen wird, soll noch im November bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen. Die sorgsame Uebersetzung ist die tüchtige Leistung des Herrn Dr. Kapfs. Der deutschen Ausgabe wird ein genauer Inder angefügt werden, der allen anderen Ausgaben feh^t.



Das Greisenalter des Augustus. 2«3

Publius Quintilius Varus, hatte sich selbst den Tod gegeben, um nicht lebend dem Feind in die Hände zu fallen; der ganze Stab, die Generale und Offiziere waren getötet oder gefangen genommen worden; das Kastell Aliso hatte sich übergeben müssen. Wohl suchte man die ganze Schuld sogleich auf Varus abzuwälzen, aber dem tiefer Blickenden konnte nicht entgehen, daß die wahre Ursache dieser unerwarteten Katastrophe in den inneren Krebschäden zu suchen waren, die das Reich zerfraßen und die Niemand besser erkannte als Tiberius, obwohl er nicht im Stande war, sie zu heilen, und sich sogar zuweilen genöthigt sah, ihnen Zugeständnisse zu machen. Die Schuld lag an der graeco-italischen Civilisation und der römischen Verwaltung, die überall, in Germanien wie in Pannonien, in gleicher Weise die barbarischen Stämme zu verzweifelterm Widerstand aufreizten, und an dem militärischen Niedergang Roms, das die Erhebungen nicht mehr niederzuwerfen vermochte, die in steigendem Maße durch die ganze Entwicklung seiner Expansion hervorgerufen wurden. Publius Quintilius Varus sollte in Germanien die neue Politik durchführen, mit deren Hilfe Tiberius einen festen Untergrund für die römische Herrschaft in diesen weiten Gebieten zu errichten hoffte, und die Wahl, die man getroffen, war nicht so unglücklich ausgefallen, wie es später, als das Unglück geschehen war, hieß. Quintilius Varus hatte während seiner Amtstätigkeit in Palästina bei dem Aufstand, der nach dem Tode des Herodes ausgebrochen war, Beweise von Muth, Thatkraft und politischem Scharsblick gegeben. Er hatte den Anfang damit gemacht, in Germanien römisches Gesetz und Recht einzuführen; er hatte Alles gethan, um römischen Sitten und dem fremden Handel den Weg zu bahnen; er hatte endlich zum ersten Mal, als Rom für den Krieg in Illyrien und Pannonien Geld brauchte, den Germanen eine Steuer auferlegt. Diese aber hatten sich wohl nach dem Tode des Drusus in die rein formelle Unterwerfung, mit der Augustus sich zufriedengab, geschickt, waren aber aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden, als die nachdrücklichere Romanisirungspolitik des Tiberius sich immer fühlbarer machte und die Centurionen einen Tribut einforderten, der den Weg vom Rhein über die Alpen bis nach Rom finden sollte. Jetzt war es um ihre einstige Freiheit geschehen, um Alles, was ihnen theuer war, sie mußten das Kriegsbeil begraben, das ein Stamm so oft gegen den anderen geschwungen hatte, und ihre alten Sitten und Bräuche waren dem Untergang geweiht. Die Prokonsuln, Centurionen, Kaufleute und die (nicht ohne Grund) ihnen besonders verhaßten Juristen würden jetzt das große Wort führen. Die Erbitterung der Germanen hatten vor Allem die Versuche des Varus, das römische Prozeßverfahren einzuführen, und die Steuererhebung verschuldet. Der pannonische Aufstand blies den unter der Asche glimmenden Funken zum Brande an. Ein vornehmer Cherusker, Arminius, der das römische Bürgerrecht besaß und mit Varus befreundet war, knüpfte mit den germanischen Häuptlingen Unterhandlungen wegen einer allgemeinen



Erhebung an und wandte dabei nach außen die zähe Verstellungskunst an, wie sie der Barbar im Kampf gegen die Civilisation mit so einzigartigem Geschick als Waffe zu gebrauchen pflegt. Wenn Rom sich durch den illyrischen Aufstand einen solchen Schrecken einjagen ließ und so viel Mühe hatte, ihn zu bewältigen, dann konnte ein Ausbruch, der gleichzeitig in Germanien erfolgte, die Römer für immer über den Rhein zurückwerfen. Die Anstifter dieser Verschwörung bereiteten Alles in stiller, rastloser Arbeit vor, ehe sie endlich losschlügen. Sie konnten nicht hindern, daß Gerüchte davon bis ins Ohr des Varus drangen, der Warnungen erhielt. Vielleicht hätte eine vorsichtige und argwöhnische Natur wie Tiberius diesen Stimmen Gehör geschenkt; aber das Unglück wollte, daß er zu sehr durch den Krieg in Pannonien in Anspruch genommen war, um die Vorgänge in Germanien mit der wünschenswerthen Aufmerksamkeit verfolgen zu können. Quintilius Varus achtete nicht darauf: waren nicht die angeblichen Häupter der Verschwörung seine Freunde, besuchten sie ihn nicht von Zeit zu Zeit in Aliso? Er traf also keinerlei Vorkehrungen und hielt nicht für nöthig, eine Zusammenziehung seiner weithin verstreuten Legionen anzuordnen. Noch am Abend vor dem Ausbruch des Aufstandes speisten Arminius und die anderen Führer der Verschwörung b*ei* dem Prokonsul. Ein paar Tage danach kam die Nachricht, einige in den entlegensten Theilen Germaniens garnisonirende Abtheilungen seien angegriffen worden, und man glaubte im römischen Lager, es nur mit einem jener kleinen Aufstände von örtlicher Bedeutung zu thun zu haben, die von Zeit zu Zeit in Germanien ausbrachen. Die Germanen hatten darauf gerechnet, daß Varus im Besitz solcher Nachricht nach den bedrohten Punkten abmarschiren werde, und hofften, ihn mit seiner Hauptmacht in den Teutoburger Wald locken zu können, wo alle Vorkehrungen zu einem fürchterlichen Blutbad getroffen waren. Allzu vertrauensselig setzte sich denn auch Varus mit seinem Heer, dem Troß, den Weibern und Kindern, die zum Lager gehörten, in Bewegung, im guten Glauben, der Marsch gehe durch Freundesland. Aber mitten in den unermeßlichen Wäldern überfielen ihn die Germanen von allen Seiten. Diesmal gelang es dem römischen Heere mit seinen vielen Nichtkombattanten und seinem großen Troß, bei seiner Unkenntniß der Gegend und der raschen Entmuthigung, die unter den Soldaten entstand, nicht, sich aus der Umklammerung des Feindes zu befreien, wie es Caesar so manches Mal geglückt war. Was nicht niedergemacht wurde, fiel in die Gefangenschaft der erbitterten Feinde. Man hat sich daran gewöhnt, die Niederlage des Varus als eine der „Entscheidungsschlachten“ zu betrachten, von denen man sagen kann, daß sie dem Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben haben. Wäre Varus, so argumentirt man, nicht vernichtet worden, so wären die Lande zwischen Rhein und Elbe römisch geblieben und gleich Gallien dem Schicksal der Romanisirung verfallen. Damit wäre die germanische Nation und germanische Kultur aus dem Buch der Ge-



Das Greisenalter des Augustus.

26S

schichte getilgt worden, wie mit der Niederlage des Vercingetorix die Würfel über die keltische Nation und die keltische Kultur gefallen waren. Dieser Auffassung nach hätte die Schlacht im Teutoburger Wald eben so die Zukunft des Germanenthums gerettet, wie durch die Kämpfe bei Alesia das alte Keltenthum für ewige Zeiten vernichtet wurde. Aber so bolzengerade dieser Gedankengang ins Schwarze zu treffen scheint: ganz so einfach lag die Sache in Wirklichkeit doch nicht. Man darf mindestens gelinden Zweifel hegen, ob Rom, wenn es die rechtsrheinischen Lande mehrere Jahrhunderte lang im Besitz behalten hätte, sie eben so leicht zu romanisiren vermocht hätte, wie ihm in Gallien gelungen war. Man braucht zum Vergleich nur an das Schick»sal der römischen Civilisirungsversuche in den Donauprovinzen, vor»nehmlich in Norikum, in Pannonien und Moesien, zu erinnern. Rom hat Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über diese Länder ausgeübt und sie waren den Einwirkungen von Rom, Italien, Griechenland bei der größeren Nähe der Reichshauptstadt mehr ausgesetzt als Ger»manien: und doch faßte die römische Civilisation dort nicht tief genug Wurzel, um den Stürmen Widerstand leisten zu können, die nach dem Sturz des weströmischen Kaiserthums über Europa hinbrausten. Nur selten werden wir heutzutage in diesen weiten Ländergebieten an Rom und die lange Dauer seiner Herrschaft erinnert. Man muß sich also vor einer Verallgemeinerung hüten und ist nicht ohne Weiteres zu der Annahme berechtigt, daß der Romanisirungsprozeß sich überall eben so rasch und leicht vollzogen hätte wie in Galliens der geogra»phischen Lage entsprechend eigenartigen Verhältnissen.

Iedenfalls darf man die geschichtliche Bedeutung des Ereignisses nicht unterschätzen; der römischen Ezpansionpolitik, die der Aristokratie die großen militärischen und staatsmännischen Aufgaben stellte, hat es ein jähes Ende bereitet. Wohl eilte Tiberius schleunig an den Rhein, sammelte die noch am Leben Gebliebenen, flößte den verzagten Kriegern neuen Muth ein, verstärkte die Grenzwehr und trug durch sein von ruhiger Sicherheit und stolzem Kraftbewußtsein zeugendes Auftreten viel dazu bei, den ersten Eindruck, den die Niederlage auf den leichtbeweglichen Sinn der Völker jenseits der Alpen ausgeübt hatte, rasch wieder zu verwischen. Aber trotzdem hielt auch er für das Klügste, die von seinem Bruder und ihm selbst eroberten Gebiete wieder preiszugeben. Die Feldzüge in diesen Ländern kosteten mehr, als sie einbrachten; die neuen Steuererhebungen und die Mängel in der Verwaltung gaben immer neuen Anlaß zur Unzufriedenheit; gegen die Selbstsucht der jüngeren Geschlechter war immer schwerer anzu»kämpfen; die großen Aufstände in Illyrien und Pannonien nnd die um sich greifende Zersetzung im Heer bildeten eine eindringliche War»nung für Rom, nicht allzu sehr auf seine Stärke zu pochen. Die Nieder»lage im Teutoburger Wald konnte noch als ein vereinzelter Schick»salsschlag gelten, wie sie immer vorkommen können. Aber als Augustus an die Neubildung der vernichteten Legionen gegangen war, fehlte es



Mi

Die Zukunft.

an Freiwilligen, und als er auf dem Zwangswege Aushebungen vornahm, kam es zu zahlreichen Gehorsamsverweigerungen. Das war eine nationale Schmach, in der die Zunahme der antimilitaristischen Gesinnung in Italien deutlich zum Ausdruck kam. Augustus mußte zu den strengen Strafen greifen, die von Alters her auf Fahnenflucht gesetzt waren, den Widerspenstigen zuerst Geldbußen auferlegen und dann die Dezimierung über sie verhängen, wobei immer einer von zehn Schuldigen mit dem Tode bestraft wurde. Und trotzdem mußte er, um die erforderliche Anzahl von Rekruten zusammenzubekommen, seine Zuflucht zu der Hefe der hauptstädtischen Bevölkerung nehmen und selbst Freigelassene als Soldaten einreihen. Wenn man also nicht das Heer durch einseitige Vermehrung der fremden Irregulären ctnationalisieren und das Gleichgewicht zwischen dem römischen und dem ausländischen Element wahren wollte, so mußte man offen eingestehen, daß man nicht über die genügenden militärischen Kräfte verfügte, um ein Reich zusammenhalten zu können, das bis an die Ufer der Elbe reichte. Endlich war die nachhaltige Wirkung all der Gefahren, Schicksalsschläge und Aengste, unter denen Italien zu leiden gehabt hatte, nicht ausgeblieben. Die Niederlage hatte die Machtstellung des Augustus nicht ernstlich erschüttert. Sein Alter, das Unglück in der Familie, seine Verdienste nm das Reich, die ungeheuren von ihm für öffentliche Zwecke verausgabten Summen und schließlich selbst die Gebrechlichkeit seines Alters, die das Gefühl der Furcht vor ihm nicht aufkommen ließ: Alles hatte dazu beigetragen, einen Glorienschein um sein Haupt zu weben und ihn auf eine Höhe zu heben, wo ihn die Kritik der Zeitgenossen nicht zu erreichen vermochte. Als im Jahr 13 seine fünfte Präsidentschaftsperiode zu Ende ging, wurden ihm die Vollmachten auf weitere zehn Jahre verlängert, trotz seiner Gebrechlichkeit und obwohl er nicht mehr laut reden konnte, fast nie mehr im Senat erschien, an keinem Festmahl mehr thcilnahm nnd selbst die Senatoren, Ritter und Verehrer, die ihn aufsuchen wollten, um Unterlassung jeden Besuches gebeten hatte, da solche Empfänge ihn zu sehr ermüdeten. Aber Augustus war nicht unsterblich; und nichts berechnete zu der Erwartung, daß auch sein Nachfolger eine Art Immunität genießen werde. So kamen Augustus und Tiberius zu dem Entschluß, auf die Expansion jenseits vom Rhein zu verzichten und Germanien aufzugeben. Gewiß handelten sie nnter dem Zwang der Verhältnisse, aber es war doch eine Entscheidung von weittragender Bedeutung, die den Beiden recht schwerfallen mußte. Nach den Berichten der Geschichtschreiber des Alterthums hätte Augustus auf die Nachricht von der Niederlage des Varus sein Kleid zerrissen, Verzweiflungsschreie ausgestoßen und sich in seinem Schmerz wie ein Rasender geberdet. Wenn man auch zweifeln muß, ob die geschilderten Einzelheiten der Wirklichkeit entsprechen, dürfen wir doch diesen Berichten entnehmen, daß die Niederlage des VaruH die schmerzlichste Erfahrung in diesem Leben bedeutete, das so reich an Erfolg wie an Mißgeschick war. Nachdem er



Das Greisenaltcr des Augustus.

267

den Zusammenbruch in seiner Familie mit angesehen, in der Zwist, Todesfälle und die Folgen der Isx äs äiliiltsriis so fürchterlich aufgeräumt hatten, mußte der Greis, ehe er seine Augen für immer schloß, noch erleben, daß mit dem Untergang der römischen Herrschaft in Germanien das Werk seiner besten Mannesjahre vernichtet wurde. Er hatte im Jahr 27 vor Christus die hohe Mission auf sich genommen, das Riesenwerk der nationalen Restauration und zugleich der Reformation der Aristokratie, bei dem ihm die ganze Nation mithelfen wollte, durchzuführen, und hatte sein Versprechen vierzig Jahre lang gehalten, obwohl er mit ansehen mußte, wie die Reihen seiner Mitarbeiter sich immer mehr lichteten und ihr Eifer erlahmte. Vierzig Jahre hatte er darauf verwandt, die alte Aristokratie und das alte Heer neu zu schaffen und den alten Geist unter seinen Mitbürgern zu wecken. Die großen sozialen Gesetze des Jahres 18, deren Krönung die lex Poppis bildete, sollten in den Kreisen der Regierenden jene besonderen Eigenschaften aufs Neue beleben, ohne die sich nicht regieren läßt: und Germanien sollte das große Versuchsfeld sein, auf dem diese Eigenschaften sich entfalten konnten. Dort sollte der Adel zeigen, ob er im Stande war, durch eine militärische und diplomatische Aktion in großem Stil mit dem Ansehen des Führers und seiner Regierung zugleich das eigene vor den Augen der Welt mächtig zu heben und zu fördern. Und was blieb von Alledem noch übrig? Wenn man auch nicht sagen darf, Augustus habe mit seinen Gesetzen nichts erwirkt, so kann man doch behaupten, daß er das Ziel, das er sich gesetzt hatte, nicht erreichte und daß er nach der Niederlage des Varus, als der Verzicht auf Germanien entschieden war, in den letzten fünf Jahren seines Lebens sich keiner Täuschung über das Chimärische des Planes Mehr hingeben konnte, an dessen Ausführung er vierzig Jahre seines Lebens gesetzt hatte. Die sozialen Gesetze des Jahres 18 hatten wohl sein Familienglück zu zerstören, nicht aber den alten Geist in den alten Geschlechtern neu beleben vermocht; die germanischen Länder mußten wieder aufgegeben werden, an die zwei Jahrzehnte lang so viel Geld und Blut gewandt worden war; alle Organe des alten republikanischen Regime hatten allmählich ihre Lebenskraft eingebüßt, selbst die notwendigsten, wie der Senat.

Nachdem Augustus im Jahr 13 zum sechsten Mal die Präsidentenwürde übernommen hatte, sah er sich veranlaßt, den Senatsausschuß, den man ihm beigegeben hatte, noch einmal einer Neuorganisation zu unterziehen: an der Stelle der auf ein halbes Jahr gewählten fünfzehn Senatoren sollten künftig zwanzig sitzen, die auf ein ganzes Jahr gewählt waren, und alle Entschließungen, die er gemeinschaftlich mit Tiberius, mit den designirten Konsuln, mit seinen Adoptivkindern, mit den zwanzig Mitgliedern des Konsilium und allen den Bürgern getroffen, die er zuzuziehen für gut fand, sollten Senatsbeschlüssen gleichgeachtet werden. Dieser Ausweg erwies sich als notwendig, weil der Senatso schwer zusammenzubringen war und Augustus sonst allein und auf seine eigene Verantwortung das ganze Reich zu



regiren gehabt hätte. Der Gang der Entwicklung ließ sich auch nicht künstlich aufhalten: wenn der Senat lange die treibende Kraft gewesen war, die die Staatsmaschine in Bewegung setzte, so war jetzt nur noch ein lebloses Gerippe an seiner Stelle. Selbst die Stätte der Komitien stand nun, da die Wahlen zur reinen Formsache geworden waren, leer, denn die Wähler blieben aus. Gerade jetzt, wo das Reich mehr Beamte brauchte, muthige und pflichteifrige Männer von berechtigtem Ehrgeiz und unermüdlichem Schaffensdrang, ging die bevorrechtete, zur Regirung des Reiches berufene Aristokratie einem langsamen, freiwilligen Untergang durch Ehelosigkeit und Unfruchtbarkeit der Ehen entgegen: die Illusionen und Leidenschaften waren verflogen, die sonst die Regungen der Selbstsucht in einer herrschenden Klasse betäuben und ihrer Phantasie verlockende Bilder vorgaukeln, so daß sie muthig an die Zukunft glaubt und sich und ihr Werk ihr anvertraut. Das Zauberwort ist noch nicht gefunden worden und wird niemals gefunden werden<sup>n</sup> - das eine Klasse, die zu Reichthum und Macht gelangt ist, im Besitz der Spannkraft und Energie erhält, denen sie ihre Erfolge verdankt, wenn sie nicht stets befürchten muß, mit diesen Vorigen auch diese Macht und diesen Reichthum zu verlieren. Und wiederum wollte es die Ironie des Schicksals, daß gerade der Friede, um dessen Erhaltung sich Augustus so sehr bemüht, zu dem er den Grund gelegt und für den er solide Garantien geschaffen hatte, daß gerade diese heißersehnte Errungenschaft alle seine Versuche, dem alten Staatskörper neues Leben einzuhauchen, vereitelte. Jetzt, da der Friede nach innen und außen gesichert und ihre Machtstellung verbürgt schien, wollte die Aristokratie nicht mehr den Boden durch harte Arbeit für neue Aussaat lockern, sondern nur noch ernten, was die Vorfahren gepflanzt hatten. Mit der Achtung vor der Ueberlieferung war auch die Sorge um die Zukunft geschwunden, und wo die natürlichsten Pflichten vernachlässigt wurden, da mußte sich überall die unverhüllte Selbstsucht vordrängen. Selbst die militärische Katastrophe, die über das Reich in Germanien hereingebrochen war, mißbrauchte man, um gegen die hierdurch geschwächte Stellung der Regirung Sturm zu laufen und die Abschaffung der Erbschaftsteuer zu verlangen. In ganz Italien erhitzte man sich abermals für diese Forderung und selbst Drohungen einer gewaltsamen Lösung des Problemes wurden laut. Augustus sah ein, daß er nicht nachgeben durfte, wenn er nicht den völligen Ruin der ohnehin schon kranken Finanzen herbeiführen wollte, aber er wagte keinen offenen Widerstand: selbst jetzt, da er schon mit einem Fuß im Grabe stand und die Roth drängte, zog er sich hinter den Senat zurück, verlangte von ihm, er solle eine andere Steuer als Ersatz für die vorgeschlagene ausfindig machen, und verbot dem Drusus und Germanikus, in die Erörterung einzugreifen. Aber man darf diese fast unglaubliche Aengstlichkeit nicht einfach auf die Rechnung des Alters des Augustus und seiner ganzen Charakterveranlagung setzen; sie erklärt sich schließlich auch aus der einzigartigen Entwicklung des höchsten Staatsamtes, das ja zuerst, im Jahr 27, nur ein Provisorium gewesen



Das Greisenalter des Augustus,  
269

war, mit dem man sich aus der heillosen Lage, in die der Staat durch die Bürgerkriege gerathen war, retten wollte. Ein Einzelner, dem nur seine nächsten Verwandten, ein paar Freunde und Senatsmitglieder zur Seite standen, vermochte trotz seinem ungeheuren Vermögen, seiner Autorität und seinen vielfachen ausgedehnten Machtbefugnissen nicht, einer ganzen Nation das verlorene Pflichtgefühl wiedereinzulößen, und konnte nicht für all Das Ersatz schaffen, was im Schwinden begriffen war: die alte nationale Tradition, die Familienzucht, die Ordnung im Verwaltungskörper. Die Regirungsorgen hatten sich an der obersten Stelle so gehäuft, daß man sich selbst an den schwachen Augustus noch zu klammern trachtete, da man fürchten mußte, wenn er vom Schauplatz abtrete, keinen Ersatz zu finden. Seit dem Aufstand in Illyrien und Pannonien und der Niederlage des Varus war der mehr gefürchtete als geliebte Tiberius der Einzige, der wirklich als Nachfolger in der Präsidentschaft in Betracht kam. Jeder mußte, auch wenn er es nur ungern that, zugeben, daß Tiberius der gründlichste Kenner der germanischen Verhältnisse und daß sein Name bei Germanen wie bei Galliern und Pannoniern gleich gefürchtet war. Nicht so sehr der Umstand, daß ihn Augustus adoptirt hatte, empfahl ihn als dessen Nachfolger, als vielmehr die Rücksichten auf die gallische und germanische Politik. Aber je näher der Tag rückte, der ihm den Lohn für seine lange Arbeit bringen sollte, um so mehr häuften sich die Bedenken, die Tiberius zögern ließen, ein solches Erbe anzutreten. Er war zu stolz und zu fest in seiner Wesensart, um jetzt noch, im Alter von über fünfzig Jahren, irgendeinen der Grundsätze, die er bisher vertreten hatte, aufgeben zu können. Wenn er an die Spitze der Staatsregierung gelangte, mußte er sich als den berufenen Hüter von Zucht und Ueberlieferung fühlen und darin seine vornehmste Aufgabe erblicken, daß er der Selbstsucht seiner Zeitgenossen immer wieder im Sinne der Vorfahren das Gebot der Pflichterfüllung gegen die Gesamtheit und gegen das Reich vor Augen hielt. Aber er hätte weniger Einsicht besitzen müssen, als er thatsächlich besaß, wenn er nicht erkannt hätte, daß die höchste Regierungsgewalt, die seiner harrte, ihn nicht zugleich auch in den Besitz der erforderlichen Machtmittel setzte, mit denen er allein seine Aufgabe richtig durchführen konnte. Wenn schon Augustus, trotz seinem Reichthum, der allgemeinen Verehrung, die ihm erwiesen wurde, seiner an wirklichen oder ihm nur zugeschriebenen Erfolgen reichen Laufbahn, nur mit Mühe und unordentlich genug den Pflichten seines Amtes zu genügen vermochte: wie sollte dann der Erbe all diese Verpflichtungen erfüllen? Er, der über weniger Reichthum und weniger Ansehen verfügte, der so viele Feinde unter dem Adel hatte, den Rittern wegen seines Eintretens für die Isx ?spis ?«possa ein Dorn im Auge war und von der großen Masse des Volkes mit Mißtrauen betrachtet wurde? Alle inneren Widersprüche, die diese Zeit durchsetzten, gipfelten in dem bedenklichsten, daß der Mann, der nach Maßgabe der Verhältnisse allein als Nachfolger des Augustus in Betracht kam, am Wenigsten Popularität und Ver-

23



trauen erworben hatte. Darin ist der Grund zu suchen, weshalb er, in der klaren Erkenntniß der hinter dieser glänzenden Stellung lau»  
ernden Gefahren, Bedenken trug, die oberste Stelle im Reich einzu-  
nehmen. Aber wenn er sich weigerte, diesen „monströsen" Posten, wie  
er ihn selbst nannte, zu übernehmen: wem konnte man dann in einer  
so gefährvollen Lage das Schicksal des Reiches anvertrauen, da vor  
den siegreichen Germanen die Trümmer des römischen Heeres bis zum  
Rhein zurückweichen mußten, da die Niederwerfung von Pannonien  
und Dalmatien noch kaum vollendet, die Finanzkraft erschöpft, Italien  
durch neue Steuererhebungen erbittert war, während zugleich im Heer  
der Geist der Unzufriedenheit und der Auflehnung umging? Konnte  
man doch auch unter der Truppe die Folgen der Niederlage des Varus  
spüren, seit die Soldaten nun laut eine entschiedenere Sprache zu  
führen wagten und von der Regierung, die nach der Katastrophe einen  
schwächeren Stand hatte, leichteren Dienst und höheren Sold verlangten.  
Vergeblich hatte sich also Augustus bemüht, die römischen Na»  
tionaltugenden mit den Errungenschaften des Hellenenthumes zu ver»  
schmelzen und eine von einer auserlesenen Aristokratie regirte Muster»  
republik zu schaffen, der man mit Ruhe das Schicksal des Weltreichs  
anvertrauen konnte. Er hatte die Gedanken eines Aristoteles, Cicero,  
Virgil, Horaz verwirklichen wollen und einen politischen Bastard er»  
zeugt, ein Monstrum, vor dessen Bändigung auch der klügste Politiker  
zurückschreckte. Sollte man dieses Gebilde eine entartete Republik oder  
die Frühgeburt einer Monarchie, ein dekadentes aristokratisches Re-  
gime oder eine zur Unfruchtbarkeit verdamnte Demokratie heißen?  
Die republikanische Verwaltung, die während der letzten Jahrhunderte  
so viele Wandlungen durchgemacht hatte, war in den vierzig Jahren  
der augustischen Regierung allmählich zur Mumie geworden, deren  
Glieder zwar nicht abgefallen waren, aber auch nicht mehr funktio»  
nirten, weil das rothe Blut in ihnen eingetrocknet war. Das Staats»  
oberhaupt hatte sich vergebens bemüht, ihr Leben einzuhauchen, und  
sah sich schließlich zur Ohnmacht verdammt: die verbrauchten Organe  
konnten sein Denken und Wollen nicht mehr in Thaten umsetzen. Und  
zur selben Zeit war man draußen im Reich unklug genug, dieser ver»  
stümmelten Autorität und greisenhaften Impotenz göttliche Ehren zu  
erweisen. In den letzten zehn Lebensjahren des Augustus fand das  
Beispiel, das Pergamum und Lyon gegeben hatten, in anderen Pro-  
vinzen Nachahmung. Im spanischen Bracara war ihm zur Ehre ein  
Altar errichtet worden, im galatischen Ancyra wurde ihm und der  
Roma ein prächtiger Tempel geweiht, ein prunkvoller Augustuskult  
mit üppigen Volksfesten eingeführt und auch in Narbonne wurde ihm  
auf dem Forum ein Altar gewidmet, vor dem alljährlich am Geburts»  
tag des prin»sps Opfer dargebracht werden sollten. Aus der ganzen  
Welt strömten Gelübde bewundernder Dankbarkeit dem gebrechlichen  
Greise zu, der selbst wehklagte, daß er für den Staat fast nichts mehr  
zu thun vermöge.

Rom. Professor Guglielmo Ferrer o.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garoen in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb S. m. b, g, in Berlin.



Berlin, den 2«. November 191«.

^ Sextuor.

^sechzehnter November. In derErzabtei der beuronerBe-  
nediktinerhat derKaisereineRedegehalten, die zunächst wohl  
nur für die Kongregation bestimmt war.jetzt aber gedruckt worden  
ist. InKönigsberg sollWilhelm, ohne zu ahnen, welchesAerger-  
niß aus der im Schloß gehaltenen Rede entstehen werde, gesagt  
haben: „Der Satz vom ‚Instrument desHerrn‘ wird vielleicht die  
Pastoren vordenKopfstoßensie werden darin den Versuch sehen,  
ihre Funktionen für mich in Anspruch zu nehmen.“ Daß die beu-  
roner Rede den Protestantengrimm wecken könne, hat er gewiß  
nicht erwartet. „Vom Anfang meiner Regirung an war es mir  
eine besondere Freude, die Benediktiner in ihren Bestrebungen  
zu unterstützen, da ich beobachtet habe, daß sie nicht nur die Reli-  
gion aufrecht zu erhalten und zu stärken bestrebt waren, sondern  
auch als Kulturträger, auf dem Gebiete des Kirchengesanges, von  
Kunst und Wissenschaft und Anderem, sich hervorgethan haben.“  
Dagegen ist nichts zu sagen. Oder leben noch Leute, die leugnen,  
daß die Kultur den Päpsten und ihrerKlerisei Nnersetzliches ver-  
dankt, und behaupten, die Mönche, deren mancher an einGemälde,  
eineAbschrift, das Schnitzwerk einerOrgel ein langes Zellenleben  
wandte, seien insgesamtTagediebe und geile Böcke gewesen, ge-  
blieben? Oiscite iustitiam moniti! Ohnmächtiger Römerhaß wird  
zur Landesgefahr. Die Katholikenfraktion hat im Reichstag fünf-  
zig (wenn man ihr die Polen, auf die sie bei jeder wichtigen Ab-  
stimmung rechnen kann, zuzählt, gar siebenzig) Sitze mehr als



272  
Die Zukunft.  
die stärkste Gruppe der dem Römerglauben Fernen. Wer diese Macht besiegen und nebenbei noch die Ordnung der Gesellschaft wider Sturmangriff sichern will, muß himmlisch oder höllisch stark sein. Gesättigte Westreiche, deren innere Einheit fest geworden und deren Zukunft durch die Wahrung des Friedens, des heute geltenden internationalen Rechtszustandes nicht gefährdet ist, dürfen den Kampf gegen die alte Kirche wagen. Wir dürfen nicht: weil dem Deutschen Reich diese Einheit fehlt, weil es ohne Landzuwachs nicht dauern kann und für die Stunde der Auseinandersetzung mit den Weltreichen in West und Ost um jeden Preis sich die volle Wucht der Stoßkraft erhalten muß. Ob diese Auseinandersetzung mit dem Schwert oder mit der Feder versucht wird: wir müssen stark dazu sein; und stark sind wir nicht, wenn die Munition aus den Staatsarsenalen gegen Katholiken, Polen, Demokraten, Sozialisten verschossen wird. Trachtet nach einem Zustand, der die Schule der Priesterschaft sperrt und die entstaatlichten Kirchen beider Christenbekenntnisse zwingt, sich nur auf die Werbekraft ihrer Lehren noch zu verlassen; aber fordert nicht von dem Kaiser und König, von Kanzlern und Ministern, daß sie jedes freundliche Lob, auch das gerechteste, katholischen Wirkens meiden. Der thörichte Aerger über die dem Centrum bescherte Adventfreude ließ den seltsamsten Satz der beuroner Rede übersehen. Der Kaiser meint, den Germanen sei der religiöse Sinn angeboren. An die frühe Symbolisirung wohlthätiger und schädlicher Naturkräfte kann er dabei eben so wenig gedacht haben wie an die Dynastien der Asen und Wanen, an Djaus und Hel, Donar und Aiwa, an das Gewimmel freundlich blickender Götter und unholder Riesen, von denen der Germane, ohne Drang ins Nebersinnliche, greifbaren Nutzen hoffte, greifbaren Schaden fürchtete. Und das Christenthum hat sich kaum irgendwo schwerer durchzusetzen vermocht als in Germanien. Fritigil, die Markomannenfürstin, war längst als Christin gestorben, Chlodowech längst vom Erzbischof Remigius von Reims getauft, von Römern und Arianern die Eroberung des Landes versucht worden: der Heidenwahn haftete zäh in den Hirnen. Die an Traumdeutung und Mantik an Blutregen und Geisterbeschwörung glaubten. Dauernde Wirkung erreichten erst die Missionen der Iren und Angelsachsen; und noch Willibrord, der Nachfolger Wilfrieds von Vork, hat die Friesen nicht der Hei-



Sextuor.

273

denheit zu entziehen, Pirmin, als Hanpt der reichenauer Bene-  
diktiner, nur Keime christlichen Gemeindelebens aus der spröden  
Erde zu locken vermocht. Bonifatius wurde, im achten Jahrhun-  
dert, derGründer derdeutschenKirche; konnte aber nicht hindern,  
daß unzählige Vorstellungen der alten Glaubenswelt unter dem  
Schirm der neuen fortlebten, heidnischer Brauch mit christlicher  
Sitte zu buckeliger Mißform verschmolz, die den Hohn heraus-  
fordern mußte. Im achten Jahrhundert, sagt Lamprecht, „warman  
noch fern von einer innerlichen Annahme des Christenthumes;  
schon dertolerante Sinn dergermanischenBevölkerungen bis ins  
zehnteJahrhunderthineinbeweistDas.Nndnochvielspätterrausch»  
ten und raunten heilige Bäume den Willen der alten Götter, um-  
halltenprophetischeStimmenundOpfergemurmeldieSteinbauten  
väterlicher Opferstätten, wurden germanische Zaubersprüche ge-  
sungen überFeld und Vieh, überWebstuhl und Spinnrocken, über  
Tagesnahrung und heilkräftige Wurzeln. "War diesen Kriegern,  
die mit dem Schwert den Satanas besiegen, den Himmel erstür-  
men unddort auf ihre Art, fröhlich und stark, weiterleben wollten,  
wirklich der religiöse Sinn angeboren? Könnte man nicht eher sa-  
gen, daß zwischen christlichem Weltekel und germanischem That-  
willen der Spalt bis heute noch nie völlig geschlossen wurde?  
Seltsam ist auch die Wilhelm dem Zweiten immer wieder-  
kehrende Lust, irgendwelche Volkstheile znm Schutz des Christen-  
glaubens auf Zions Schanze zu rufen. Manchmal warens die  
preußischen Granden oderLandwirthe,die sich anSonn- undFeier-  
tagen zu Luthers Papsthaß bekennen; diesmal die Benediktiner,  
die derRömerglaube mahnt, nicht zu ruhen, bis derletzteRest lu-  
therischer Saat aus der Erde gejätet ist. „Was ich von Ihnen er-  
warte, ist, daßSiein denBahnenIhrerVorfahrenweiterarbeiten  
und mich in meinen Bestrebungen unterstützen, dem Volkdie Re-  
ligion zu erhalten. Dies ist um so wichtiger, als das zwanzigste  
JahrhundertGedankenausgelösthat, derenBekämpfung nnr mit  
Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels siegreich  
durchgeführt werden kann. Das ist meine feste Neberzeugung."  
Wer in dem neidenswerthenGlück frommen Glaubens lebt, muß  
wohl überzeugt sein, daß auch die „vom zwanzigsten Jahrhundert  
ausgelösten Gedanken" von dem Himmel und dessen Herrn ge-  
wollt sind. Sollman sich diesenAllweisennun als Einen vorstellen,  
24'



Die Zukunft.

der schlimme Gedanken in die Welt setzt und hofft, die Kraft sterblicher Menschen werde sie wieder aus dieser Welt treiben? Das kann er selbst ja thun, wann es seiner Allmacht beliebt; und abertausendschwachen Seelen die Gefahr der Vergiftung sparen. Oder als einen Pädagogen, der ohne abschreckendes Beispiel nicht auskommen kann? Der Gedankengang bleibt dunkel. Da, nach christlicher Neberzeugung, ohne Gottes Willen nichts geschehen kann, muß auch das den Königen und Kaisern Aergerlichste mit diesem Willengeschehen sein. »Jetzt soll die Erde glaubenlos werden, das Mauerwerk alter Ordnung wanken, der Zweifel fortan die Zuversicht, der Wahn einer Wissenschaft demüthige Andacht verdrängen. Dann werden, der Heerschaar zur Wonne, auf den Ruf meinerden Erdbewohnern sichtbaren Instrumente fromme Menschen sich zum Kampfe für die alten Güter reihen und das von der Vernichtung Bedrohte retten." Was wäre ein Gott, der so klein dächte, so knifflige Taktik besänne? Die Religion dem Volk zu erhalten, kann nur Gottes Sache sein. Religion erhält sich selbst oder ist verloren. Aufrufe zum Schutz entrinnenden Glaubens haben niemals genutzt; den Königen, denen sie nützlich schienen, fast immer, der Religion, die sie ins häßliche Zwielflicht einer vom Staate zu Duckzwecken gewollten Zwangsinstitution rückten, immer geschadet. Gott braucht hienieden keine Garde. Da Sauls Tochter den frommen König David vor der Bundeslade Lobgesänge anstimmen hörte, ward er ihr winzig; sah sie in ihm nicht mehr den starken König. Ob Altar und Thron, wie Wilhelm meint, „zusammengehören", ist gerade in Germanien oft streitig gewesen; von dem Tag an, da im siebenten Jahrhundert deutscher Geschichte, die Männer des Altars dem Thronenden das Vormunds- und Schützerrecht über Witwen, Waisen und Freigelassene bestritten, bis in die neue Zeit, die dem ersten Kanzler die Erinnerung an Aulis, an den Hader Agamemnons mit Kalchas auf die Lippe trieb. Und ob es nützlich wäre, die Rekruten, wie der fromme Kaiser wünscht, täglich das Vater Unser beten zu lassen, mag auch Manchen zweifelhaft dünken. Rekruten werden nicht für die Stunde gedrillt, in der, wie im Himmel, also auch auf Erden Gottes Reich Wirklichkeit wird; sie sollen auf Kommando töten, dürfen den Nächsten nicht stets lieben wie sich selbst, werden sich schwer entschließen, niemals eines Nächsten Kind oder Magd zu begehren, und soll»



Sextuor.  
273

ten drum nicht allzu oft vor die Frage gestellt werden, wie des Dienstes rauhe Borschrift mit der milden Lehre des Katechismus zu vereinen ist. Auch die Frömmsten (die ein über den Materialistendünkel Hinausgewachsener beneiden, nicht höhnen wird) neigen nachgerade zu der Meinung, daß über Religion, die persönlichste Sache des Christenmenschen, nur selten und leis gesprochen werden sollte. Die stete Mahnung zur Frommheit verhallt ins Leere. Irgendeinen Anlaß zu politischem Einspruch bietet die beuroner Rede nicht. Wer dem Kaiser das Recht wehren will, das Wirken stiller Mönche zu rühmen, mindert die Möglichkeit, den höchsten Vertreter der Volkheit da zu hemmen, wo das Reichsinteresse ohne Höflingszagheit solche Hemmung verlangt. Siebenzehnter November. In den Artikeln, die für den neuen Abschnitt der Reichstagssession die Stimmung bereiten möchten, sind drei Wünsche wahrnehmbar. Den »ersten Zusammenstoß«, liest man, werde die Interpellation über die königsberger Rede des Kaisers bringen. Dann hätte der Kanzler Grund zur Freude. Er würde wiederholen, was er in seiner Zeitung gesagt hat, und hätte die Mehrheit des Hohen Hauses für sich. And dieser Mehrheit könnte das Vergnügen blühen, ihre Gegner zersplittern zu sehen. Der mit der Regierung unzufriedene Opponent muß wünschen, sie so schnell wie möglich in eine Lage zu bringen, in der ihr die Verständigung mit der Mehrheit schwer wird (Lebensmittelpreise; der vom Papst den Geistlichen und Professoren auferlegte Eid; Schiffahrtzoll); darf nicht wünschen, schon in der ersten Woche sie wieder fest an diese Mehrheit zu binden. Muß denn über die königsberger Rede noch einmal in breiter Ausführlichkeit geschwätzt werden? Was darüber zu sagen war, ist gesagt, ist auch gehört worden. Occiät miseros crambe repetits ma Zistros. Ein Iuvenalkenner müßte den Tribunen von der Aufwärmung des Kohles abrachen. Das Ergebniß solcher Rednerei ist vorauszu- sehen. Herrliche Ausbrüche loyaler Lehnstreue, die Andeutung oder das mannhafte Bekenntniß, daß im November 1908 der Thatbestand nicht richtig dargestellt worden ist, also auch das auf so unzulängliche Beweisaufnahme gestützte Artheil revidirt werden muß; und im Sinn des Beurtheilten die Gewißheit, daß über den Nutzen und Nachtheil seiner Bethätigung selbst im Parlament jetzt die Mehrheit ganz anders denkt als vor zwei Jahren. Schlaue



276 Die Zukunft.

Taktiker würden vorziehen, ohne Warnung plötzlich den Kanzler mit der Frage zu überfallen, ob er in puncto „kaiserlicher Zurückhaltung“ der Auffassung seines Vorgängers noch zustimme. Der zweite Wunsch liberaler Männer ersehnt die Abstinenz aller nicht den Deutsch-Konservativen und dem Centrum Angehörigen vom Präsidium. Er ist nicht nur unerfüllbar (denn die Reichspartei kann nicht daran denken, sich von dem Knalleffekt des Erbprinzen zu Hohenlohe schrecken zu lassen), sondern auch unklug. Welcher Gescheite verzichtet freiwillig auf das Recht, im Rath seiner Gegner zu sitzen? Um diesen Sitz und damit die Möglichkeit steter Ingerenz zu erreichen, müßten die neunzig Liberalen sich, sanfte und wilde, verbünden: zu den Gegnern sprechen: „Gerade weil Eure Politik uns nicht gefällt, stehen wir auf unserem Recht, an der Geschäftsführung mitzuwirken; dem Freunde dürften wirs, niemals dem Feinde opfern.“ Anders aber als sonst in Menschenköpfen malt sich im Hirn der Nationalliberalen die politische Pflicht. In der Annahme eines Präsidentensitzes sähen sie ein Symptom der Nachgiebigkeit. Unbelehrbar; nicht ein Fünkchen kräftigen Willens zur Macht; wenn man sie fragt, ob sie ein Reichsamt leiten möchten, werden sie roth: als ob ein Politiker, der den Inhalt seines Wollens in die Normen der Gesetzgebung und Verwaltung zu bringen sucht, dadurch in den Mißgeruch des Amtsjägers käme. „Mit solchen Kindern, solchen Karlichen-Mießnick-Tertianern, die immer auf den Wink der Öffentlichen Meinung warten, kann ich nichts anfangen“, stöhnte schon Bismarck. (Zum Entzücken ist jetzt wieder der hehre Gemüthston, in dem sie den Verdacht abwehren, ihr Wunsch könne nach Parlamentarischer Regierung langen, ohne die wir doch, wie selbst der von der Leistung des Parlamentarismus nicht geblendet werden muß, weder das Elend unseres fruchtlosen Parlamentarismus überwinden noch Geschäftsführer bekommen können, die in reifem Alter einmal, ungebunden, frei, amtlos, erfahren haben, „was das Leben sei.“ Unsere Excellenzen haben, fast ohne Ausnahme, von den Referendarstagen an die Welt nur aus dem Auge des Beamten gesehen und das Empfinden des Regierten nie ganz kennen gelernt. Nach dreijähriger Erfahrung als Privatmann würde sogar Herr Sydow eine Sache besser machen als heute. Much die Sozialdemokraten, denen, als der drittstärksten Fraktion, das Zweite Reichspräsidium gebührte, sind immer noch



Sextuor.

277

jungfernhaft zimperlich und erglühen in Scham bei der Vorstellung, irgendein Genosse könne im Schloß würdig das Haupt neigen und schweigen; statt, wie englische oder österreichische Sozialisten, der Gefolgschaft triumphirend zu sagen: „So weit haben wirs schon gebracht, daß der Allerhöchste in seinem Haus einen der Unseren empfangen muß!" Also wird neben einem Erbküchenmeister und Präsidenten des Königlichen Landesökonomiekollegii und einem Oberlandesgerichtspräsidenten wohl ein Vortragender Rath a. D. dem deutschen Volkshaus vorsitzen. Aeber die internationale („auswärtige") Politik, liest man schließlich, braucht diesmal nicht viel geredet zu werden. Die Eindeichung der Schwatzfluth wäre kein Nnglück (nirgends werden alltäglichsolange Redengehalten, nirgends diese Reden so wenig beachtet wie in Berlin); die Verkenntniß falscher Weichenstellung müßte das Anheil beschleunigen. Nur, um der lieben Selbstachtung willen, keine Hymnen, weil Magyaren und Türken von uns Geld genommen haben! Wenn wir ihnen den zehnfachen Betrag gäben (also unserer des Geldes bedürftigen Wirthschaft entzögen), könnten die Herren Edward Grey und Stephan Pichon die Hände reiben. Balkandiplomatie und Musulmanenappell an den fernen Deutschen Kaiser werden uns morgen so wenig nützen, wie gestern uns die traurige Nmschmelung des Herrn Roosevelt genützt hat; werden in Britanien („Flotte und Islam: Das wird zu viel!") nur das Feuer schüren. Eine der Deutschen Bank Vortheil gewährende Politik frommt nicht stets auch dem Deutschen Reich. Wer die Lust zeigt, den Türken in den Rangeinermilitärisch starken Großmacht zu helfen, mag sich wahren; muß bereit sein, gegen die Koalition aller christlichen Orientmächte zu fechten und den Fluch der Europäer an den Hals zu tragen. Warum fordern die Schreiber die Redner nicht lieber auf, den Reichsetat laut zu loben? Der hats verdient. Herr Wermuth darf sich rühmen, ein Stück ernster, solider Arbeit geliefert zu haben. Pfennigfuchserie? Aller Anfang ist schwer. Neber die Nothwendigkeit, nach der Stärkung des Sparsinnes die Mehrung der Reicheinnahmen (durch distributive Geschäfte, nicht etwa durch neuen Steuerquark) zu erstreben, täuscht sich dieser stramm vorwärts blickende Staatssekretär gewiß nicht. Mit seiner Kargheit, seinem Grundsatz „Keine Ausgabe ohne Deckung" will er zunächst einmal die Kollegen, deren Denken im Beamtenstaat reifte, die Elemente kaufmännisch sparsamer Verwaltung richtig schätzen lehren.



Achtzehnter November. Der Kronprinz des Deutschen Reiches ist mit seiner Frau nach Asien gereist; will das britische und das niederländische Indien, China und Japan sehen. Je weniger über diese Reise geschrieben wird, desto besser; der kindische Eifer, ihr in den Bereich hoher und höchster Politik deutende Zwecke zuzuschreiben, hat in London schon den Plan entbunden, den Hindu und Mohammedanern Indiens im nächsten Jahr den King und die Queen leibhaftig zu zeigen, Hunnenenkel, Kampf für die heiligsten Güter, Sankt Michael Germanicus als Stratege im Christenkrieg wider die gelbe Rasse: die Zeiten sind fürs Deutsche Reich so lange vorbei wie für des Berlichingers Jugendfreund die des fröhlichen Herzens. Vergeßt aber nicht, daß der Wiederhall dieser Reden und Rufe bis zu den Gelben gedrungen ist, und nehmt ihrem megalomanischen Denken jede Möglichkeit des Wahnes, daß ein Sühneprinz ihnen nahe. Dem Reisenden kann die Fahrt sehr nützlich werden; wenn er, der von Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Technik der Heimath noch nicht viel kennt, sich vordem Rechnerfehlernder Leute hütet, dienachflüchtigem Augenschein über Wesen und Werth amerikanischer Industrie urtheilen, ohne sich zu Haus vorher, in Zechen und Hütten, Maschinenfabriken und Elektricitätswerken, Spinnereien und Farbwaarenbetrieben, umgesehen zu haben. Der junge Herr steht vor einer schwierigen Taktprobe; er muß den schädlichen Schein eines fürs Reichsgeschäft Reisenden meiden, Bescheidenheit fürstlicher Würde gesellen und überall, Gaffern und Mißtrauischen, durch ruhige Haltung und schlichte Rede beweisen, daß er nicht gefallen und werben, sondern seinen Gesichtskreis erweitern will. Wärs denn nicht möglich, den Geberdenspähern und Geschichtenträgern, die einzelne Zeitungsbesitzer dem Kronprinzen mitgegeben haben, die Pflicht zu anständiger Schweigsamkeit aufzuzwingen? Die Borddepeschen konnten ernstest Sinn die drahtlose Telegraphie hassen lehren. Muß der deutsche Philister, muß seine eng geschürzte, trippelnde Tochter denn durchaus flink wissen, wann der Prinz einen weißen, wann einen grauen Sportanzug trug, an welchem Abend er sich in ein Tirolerkleid mummte, an welchem Mittag den Tropenhelm aufsetzte, mit welchen Spielen, Späßen, Rundtänzen er die Zeit kürzte? Mußte durch „eigenes Funkentelegramm“ gemeldet werden, daß er „sich zwanglos an Bord bewege“, „mit bestem Appetit



Sextuor.

279

im selben Raum wie die übrigen Passagiere die Mahlzeiten einnehme" und »einzelneLandsleute, darunter auch Ihren Bericht-erstatte, mit leutsälicherAnsprache ausgezeichnet" habe? Eine so widrig nach derGesindestube riechendeReportage müßten die Verleger und Schreiber verbitten, die von derWürde der Presse sonst wundervolle Kunde wissen. Der Kronprinz soll einst Kaiser werden. Durch breitausgespreiteteBerichteüberseinvergnühtesBordleben wird ihm nicht genützt; dem zu gewissenhafter Vorbereitung auf solcheReisedieTagederWasserfahrtzu kurz sein müßten, principus «bstaifero meäicinäpsrätur. Wer einen Kronprinzen umwedeltund jedes Lächeln und Räuspern der Hoheit zum Ereigniß bauscht, darf nicht greinen, wenn der auf den Thron Gelangte sich in ewigem Glanze sieht. Gustav Freytag, die feinste Blüthe am Stamm philistrischerDeutschheit, schüttelte sich erschauernd vor der neuen Gefahr. „Wenn die Fürsten schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, so werden sie sehr früh veranlaßt, sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. Daß sie ausgefahren sind, daß sie in einem Laden Einkäufe gemacht haben, wann sie eine Schaustellung besucht, wen sie zu Tisch geladen, ja, in welchem Rock sie erscheinen, wird Gemeingut der Leser. And wenn das Volk Jahre lang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat: wie darf eswundernehmen,daßDieseselbst eine große Meinung von Dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, die der Fürst einem Menschen gönnt, Diesen erhebt und glücklich macht, so gehörtfür denFürsten eineaußerordentlicheBescheidenheitdazu, damit er nicht eine hohe Meinung von seiner Erhabenheit über Andere erhalte." Diese Sätze wurden im Jahr 1888 geschrieben. Neunzehnter November. NachderErfahrungderlehten Jahre muß mansichmitderGewißheitabfinden, daß Strasprozesse von nicht alltäglichem Nmfang in Preußen unddurchführbar geworden sind. Meist bringt das Ende der Staatskasse und dem Staatsansehen Verlust. Das Herbstelerlebniß in foro war von der heiternden Sorte: ein Prozeh, in dem der Erfolg der Anklagebehörde davon abhing, daß Geschäftsleute öffentlich erklärten, die Furchtvorder EntschleierungihreskaufmännischenWandels und ihres Prinzipalgebahrens habe ihnen Inserate abgepreßt. Jeder



Die Zukunft.

Erwachsene mußte voraussehen, daßAlle.Mann vorMann, be-  
theuern würden, sie haben, erstens, nicht das kleinste Fleckchen zu  
verbergen und, zweitens, nur Gott, sonst aber nichts auf dieser  
schönen Erde fürchten gelernt. Fazit: der Staat zahlte eine Summe,  
die ein Jahr lang fünf Richter ernähren könnte. Im Nebelung  
scheint Schlimmeres zu drohen. In Moabit wird gegen die Leute  
verhandelt, die thätiger Theilnahme an den moabiter Krawallen  
beschuldigt sind. Vier Tage vergingen, bis auch nur der Eintritt  
in die Verhandlung möglich wurde. DieAnklagen (ungefähr drei  
Dutzend) waren zum dicken Bündel verknotet und, nach dem Ini-  
tialrecht, vor die Strafkammer gebracht worden, die der Staatsan-  
waltschaft die für diesen Kriminalfall tauglichste schien. ZurBün-  
delung rieth gebieterisch die Vernunft; dreißigmal oder noch öfter  
das Wesentliche einer Beweisaufnahme, die ein Zeugenheer  
schaart, zu wiederholen, wäre läppische, frevle Vergeudung von  
- Zeit, Kraft, Geld gewesen. Ob bei derAuswahl der Strafkammer  
die Vereinbarung der zuständigen Gerichte, die unsere Strafpro-  
zeßordnung im Zweiten Abschnitt („Gerichtsstand des Zusammen-  
hanges“) fordert, versäumt, die sachliche Erwägung durch Per-  
sonalwünsche gefärbt worden ist? Die Vertheidiger habens be-  
hauptet; haben den Ankläger laut angeklagt. „ Du hast, wider Recht  
und Brauch, Dir ein Forum ausgesucht, in dem Du auf harte Be-  
strafung hoffen zu können glaubst.“ Die Gerichtsentscheidung fiel  
gegen sie. Nnd wer unbefangenen Auges die Gründe las, auf  
die sie ihren Ablehnungantrag stützten, wurde an den Fall des  
Mannes erinnert, der, unter derAnklage, unzüchtige Bilder ver-  
kauftzu haben, den Gerichtsvorsitzenden ablehnte, weil von diesem  
Direktor bekannt sei, daß er den Verkauf unzüchtiger Bilder für  
ein streng zu ahndendes Vergehen halte. Glauben die Anwälte  
ernstlich, irgendein preußischer Richter werde Lümmel, die über-  
führt sind, mitMessern, Steinen, Schußwaffen gegen Schutzmann-  
schaft und Strikebrecher gewüthet zu haben, mit sanftertzand an-  
fassen? Ob die Schuld der Angeklagten klar erwiesen sei: Das nur  
war in der Hauptverhandlung zu prüfen. Wars hier aber wirk-  
lich die einzige Frage, um deren Beantwortung die am Prozeß  
Betheiligten sich mühten? Der Staatsanwalt möchte beweisen, daß  
die Sozialdemokratie denKrawallangezettelt habe. Wenn er vom  
Wesen dieser Partei mehr wüßte oder amAlexanderplatz dieBe-



Sextuor.

281  
amtengefragthätte, denen seitJahrendieBeobachtungderpolitisch  
oder gewerkschaftlichOrganisirten anvertraut ist.wäreervor so ar-  
ger Entgleisung bewahrt geblieben. DerBeweisistnichtzuführen;  
schon der Verdacht schnell zu entkräften. Der Vorstand der Sozial-  
demokratischen Partei denknicht an Aufruhrund Straßenputsche;  
verdammt sie, ganz aufrichtig, als der Parteisache schädlich, wo  
sie versuchtwerden. (Deshalb ists im Straßenbereich des deutschen  
Proletariates, das sein Heil nur von der „Entwicklung" erhofft,  
so still wie niemals in vormarxischer Zeit.) Ein Tessendorff hätte  
mit dem Begriff „sozialdemokratischer Verhetzung" operirt; Zei-  
tungartikel vorgelegt, die deutlich zeigen konnten, wie in dunkle  
Hirne die Wuth gegenArbeitwillige und deren beamtete Schützer  
gesät ward; und für die zufällig gepackten Opfer der unfäßbaren  
Hetzer das Anerkenntniß mildernder Nmstände verlangt. Gegen  
die Schlauheit solcher Taktik durfte der Vertheidiger, der für die  
Sache seines Mandanten focht, sich nicht sträuben; und mit dem  
Ergebniß dieses Prozesses konnten draußen die Staatswächter  
dann krebse. Jetzt? Die Beweiswünsche des Anklägers bleiben  
unerfüllt; und der Nebelspalt enthüllt schon den nahen Triumph  
der Sozialdemokratie. Ihre Parteiregenten und Gewerkschaft-  
beamten werden,können,müssen bc schwören,daß sie das wüsteTrei-  
benweder gewollt noch gebilligt ha^en; wederals Anstifternoch als  
Begünstiger sich auch nur vor ihrem Gewissen haftbar fühlen. War  
die Bereitung folcher Apotheose die Aufgabe der Königlichen  
Staatsanwaltschaft? Daß diese Angeklagten der Schächerkaste  
näher sind als wildemJakobinerthum,mußte einAssessor wittern.  
Der Ankläger wurde früh in die Defensive gedrängt; genö-  
thigt, Haftanträge zurückzunehmen und damit zuzugeben, daß er  
Menschen sechs Wochen lang ohne zwingenden Grund im Ge-  
fängniß gehalten habe. Nicht immer ists zu vermeiden; müßte bei  
allen ins Politische schillernden Prozessen aber vermieden werden.  
Und der Gerichtshof? Dem Vorsitzenden bürdet die Reichsstraf-  
prozeßordnung, die eine cross,examinstion nicht kennt, Lasten auf,  
unter denen derMittelwüchsige erlahmen muß. Statt in thronen-  
der Ruhe einem Kreuzverhör zu lauschen, soll erAllumfasfer.All-  
verwalter sein; denInhalt jederAktenrandbemerkung insBewußt-  
sein aufgenommen und dem Ergebniß der Voruntersuchung den-  
noch kein Vorurtheil entnommen haben; die Pflicht des Inquisi-



2K2

Die Zukunft.

tors erfüllen und jedem Augenblick doch ein allweiser, unbeirrbarer Herrgottscheinen. Doppelt und dreifach schwer wird die Bürde, wenn auf den Vertheidigerstühlen eine ganze Donnerlegion den Mann mit der Goldlitze belauert. Da ist ein Robenträger, vielleicht nur mit dem Amt betraut, von vorn herein die Möglichkeit der Nrtheilsrevision zu schaffen; immer neue Beweisanträge zu ersinnen, über die das Kollegium nicht leichten Fußes hinwegschreiten kann, und der Kurialweisheit hübsch verhüllte Fallen zu stellen. Bedenkt sein Nachbar, vielleicht nur, daß er, dessen Name heute nicht im Prozeßbericht stand, morgen um jeden Preis, auch um den eines Gerichtsskandals, in der Zeitung sich der p.t. Kundschaft empfehlen müsse. (Hand aufs Herz, meg sieui, g les robins: wie viele Anträge werden nur in dieser Absicht gestellt, wie viele Ordnungstrafen nur zu diesem Zweck provoziert? Schließlich plagt man sich mit einem Mandat, das nichts Rechtes einbringt, doch nicht Wochen lang, damit die Kollegen Knusemüller und Ephraimsohn Ruhm und Reklame haben; der Kämpe, dessen Verdienste gestern im Stillen blieben, wagt sich weit vor und gewinnt, durch die Erwähnung seines groben Eingriffes, ohne Kostenaufwand mehr als der Mediziner, der in die Zeitung setzen ließ: „Von der Reise zurück!“) Zu ganz schlimmem Spektakel kam diesmal noch nicht. Der Vorsitzende, der weder als Witzbold noch als Wütherich angestaunt werden will und sich redlich im Dienste der Sache quält, wurde vor den gethürmten Hindernissen abersonnervt, daß er, gegen den unzweideutigen Wortlaut des hundertachtzigsten Paragraphen im Gerichtsverfassungsgesetz, das Disziplinarrecht der Kammer über die Sitzungsdauer hinaus dehnte, um des lieben Friedens willen mit den Vertheidigern Paktiren mußte und bald zu seufzen begann, die Strafprozeßordnung zwingen ihn, Erörterungen zu dulden und Anträge zuzustimmen, die für die Sache werthlos seien. Ist das aber nöthig, Tage lang Zeugen zu hören, die bekunden sollen, ob die Kohlenfirma Ernst Kupfer S Co. gute oder schlechte Löhne gezahlt, einen Schiedsrichterspruch gewünscht oder abgelehnt habe und ob die Schuld an den moabitischen Putschnächten der Arbeiterschaft oder dem Janhagel zuzusprechen sei? Nöthig nur für den Beweis, der die Sozialdemokratie ins Unrecht setzen soll. Nöthig für einen Gerichtshof, der in der ersten Verhandlungsstunde den Entschluß aussprach oder andeutete, jeden Abweg ins Gelände der Politik zu



Sextuor.

283

meiden, von Klassengroll, auch berechtigtem, sich nicht stimmen, verstimmen zu lassen und die Angeklagten, ohne Kenntniß ihrer Parteizugehörigkeit, nach dem Gewicht ihrer erwiesenen That zu richten. Die Verkündung dieses Entschlusses hätte dem Ansehen preußischer Rechtspflege genützt und der Staatspolitik die Sammlung der Ordnungstützen erleichtert. Jetzt sieht Jeder, daß auch in dieser leidigen Angelegenheit der Eifer der Behörden nicht stets von scharfsichtiger Klugheit bedient war. Zuerst das (allen Feinden Deutschlands willkommene) lammerschauspielviertägiger Straß» enkämpfe zwischen Polizei und Pöbel. Nahm mans leicht, dann konnte man sich, nach Bronsarts Rath, mit den Schläuchen der Feuerwehr begnügen und das Gesindel mit Wasserbeulen und triefenden Kleidern ins Schlafburschenheim schicken. Nahm mans schwer, dann mußte durch ein Militäraufgebot, wenns nicht anders ging, durch Maschinengewehre, nach höchstens zwölf Stunden die Straßenruhe gesichert sein. Die Furcht vor Öffentlicher Meinung, die Scheu, inden Ruch der im Schreckenschwelgenden „Reaktion“ zu gerathen, drängte in einen Mittelweg, den keines Sternchens Schimmer erhellte. Waszunächst nur ein frecher Alk der Zuhälterzunfft, der Athletenlehrlinge und der diesen Sippen Affiliirten gewesen war, wurde bald nun dem Aufruhr ähnlich. Mußte ihm ähnlich werden, seit der Mob fah, daß die Staatsgewalt nicht stark genug vertreten sei, um Steinwürfe, Knüppelhiebe, Verwundung durch Flaschen und Scherben abwehren zu können, und seit vorher Nn-betheiligten der Anblick schuldlos geschlagener, gefesselter, weggeschleppter Männer und Frauen das Blut in die Schläfen trieb. Wer bedenkt denn im Drang solcher Sensation, daß der Schutzmann, dem von allen Seiten der Schandname „Bluthund“ entgegenellt, den hundert Fäuste umdrohen, der mit Flaschen, Geschirrscherben. Steinen beworfen, mit heißem Wasser begossen wird, Messerklingen blitzen und brave Kameraden aus Schußwunden blutensieht, blind, ohne Ansehender Person, dreinschlagen muß und, wenn ernicht im Menschendickicht überrannt werden will, gar nicht fragen darf, ob sein nächster Streich etwa eine von der Neugier herbeigelockte Nnschuld treffen könne ? Der im Polizeihaß Erwachsene bedenkt sicher nicht; und mancher Bourgeois wird, wenns nichts kostet, ungemeins sentimental und menschenfreundlich. Ohne Wanksähe er zum Schutz des eigenen Geldschrankes einen Wall von Leichen



Die Zukunft.  
geschichtet; wo sichs um AndererHabe handelt, heischtersorglichste  
Scheidung des Guten vom Bösen und behutsamste Achtung der  
Menschenrechte. „Ordnung muß sein; doch dem unschuldig in einen  
Auflauf Gelangten darf kein Haar gekrümmt werden.“ An allen  
Ecken hört mans. Schon wird die arme, geplagte Schutzmann-  
schaft (der nur ahnunglose Thorheit grimmes Zorngefühl gegen  
sozialdemokratische Arbeiter zutraut) in den Holzkäfig der An-  
klagebank gepfercht. Die Prügel und Wunden, die sie ins Revier-  
amt trug,zählen nicht; daß sie nicht überdenHaupternwüthender  
Fleischerknechte das Banner derHumanität in mildem Mondlicht  
flattern ließ, ist unverzeihlich ... Für die Staatspolitik wird dieser  
Prozeß nicht ausmünzbar werden. Die Höhlenmenschheit der  
Großstädte wird er lehren, daß sie, ohne empfindlichen Verlust  
(die „Richtigen" greift der Arm der Gerechtigkeit ja nur selten),  
Tage lang, Nächte lang einen Indianerkrieg gegen die Hüter der  
Ordnung führen und dabei nochfette Beuteerschnappenkann. Der  
Sozialdemokratie wird er zum Ehrenzeugniß ihrer Gesetzlichkeit.  
And die Herren von Dallwitz und Beseler bleiben Minister.  
ZwanzigsterNovember. Tolstoi ist tot. Vergeßt, für Stun-  
den wenigstens, Alles, was die Weihestimmung dieses Totensonn-  
tags trüben könnte. Die Nnwahrhaftigkeit eines Erlebens, das in  
sicherem Port nach Stürmen, im wohligen Bewußtsein derNnan-  
tastbarkeit nach Martyrien lechzte; die Pose des Bauernheilands,  
der, mit seinem Haß aller Wissen schaffenden, Willen stählenden  
Mächte, die Jünger in noch schwärzere Nacht vergraben hätte,  
als selbst das Reussenland Iwans und Pauls sie je auf seinem  
Riesenleib lasten fühlte; das pfäffische Wesen des Kittelträgers;  
die sinnlose, doch unheilvolle Art seines allem kräftigen Handeln  
feindlichen Skopzen-Anarchismus; sein Zetern wider alle civi-  
lisirenden, Kulturmöglichkeit erwirkenden Gewalten und wider  
„dieRaubnester, die sich Großmächtenennen"; seine abscheulichen,  
nicht durch Bildungsmängel zu entschuldigenden Nrtheile über die  
höchsteKunst und die feinsten Künstler; seinTula-Bayreuth, das  
dem fränkischen den Zulauf neidete; das erbärmliche Buch über  
Shakespeare, das aus der Tobsucht eines im Messiaswahn gei-  
fernden Sklaven geboren scheint. Vergeßt heute den Sektenstifter,  
der dem nach Ehrfurcht langenden Sinn Goethes ein Gräuel, mit  
der Mixtur aus Laotses und Rousseaus Tränken ein Ekel gewe-  
sen wäre. (Wenn die Europäer nicht so früh aufgehört hätten, die



Sextuor.

283

Traktate des aus Mitleid Wüthenden zu lesen, war dieser Holz-papierheilige umseinenWeltruhm.)Fegt des StaubesSpur aus dem Gedächtniß! Der größte Epiker eines Jahrhunderts istfür immer verstummt.» Krieg und Friede" ,derRoman russischer Menschheit, wird dem Erinnern lebendig. Peter Besuchow während der Seelenwandlung durch die frommeEinfaltKaratajews;dieWund> fieberzweifel des Fürsten Andrej Bolkonskij, der.über demausterlitzer Schlachtgefeld, alle Himmel verhängt sieht; Napoleon, dessen fettenLeib einLakai mit dem Schwamm säubert; AlexanderPawlowitsch, der eitle Selbstherrscher, um dessen Zwiebackkrümel vor dem Kreml die tausendköpfige Menge rauft; NataschaRostow an Bolkonskijs letztem Bett. „Anna Karenina", nach Gogols „Mantel "und vorDostojewskijs „ Schuld und Sühne "das wichtigste, an reifer Nachfrucht reichste Ereigniß russischer Literatur, taucht aus feuchten Nebeln. Anna, im Schneesturm, auf derNachtfahrt von Moskau nach Petersburg: morgens, nach dem ersten Traum von derSeligkeit wirbelnderLeidenschaft, auf dem Bahnhofe vor dem korrekten Eheherrn, dessen Ohrlappen ihrplötzlich verlängertscheinen;Nikolais Tod in derHerberge. Die Fülle der Gesichte blendet den Betrachter. Schlachten, Pferderennen, Audienzen, Sumpfjagden, Schlammbäder, Hoffeste: von einem Buonarotti dünkt uns das Gewimmel erzeugt, in dem jede Form und Farbe, jede Regung des Körpers und der Hirnkräfte von Leben strotzt. „Kreutzer-Sonate", „Macht der Finsterniß", „Auferstehung" sind Bilderbücher (im Freskostil mancher Katakombenbilder bepinselte), die das Auge in grausender Bewunderung erblickt; nicht mehr, was die beiden Gesellschaftepen waren. Weckten auch nicht mehr den selben Widerhall. Als der bürgerlicheRoman in einer Zeitschrift erschien,hieltenamNewskij-Prospekt,imBahnwagenundWirthshaus fremde Menschen einander mit der Frage fest: „Wie, meinen Sie, wirds nun mitAnnaKareininawerden?" Das kam nicht wieder. And der mächtigste Plastiker des Erdostens bespie, da sein Arm müde geworden war, selbst das Werkzeug, mit dem er eine in Sehnsucht siechende Menschheit geschaffen hatte.

Einundzwanzigster November. In Großbritannien soll ein neues Nnterhaus gewählt werden; zum zweiten Mal imLauf eines Jahres. Warum? Die Liberalen haben, nur von der Gnade der Iren und Sozialisten freilich, eine sichere Mehrheit; und die Lords, deren Veto die vorige Wahlprobe erzwang, sind bereit, sich



2S6  
Die Zukunft.  
selbst zu entmachten: wollen ihr Erbrecht auf den Sitz in der Peers-  
kammer opfern und von den Commons beschlossenen Finanzge-  
setzen nie wieder den Weg sperren. Anter derFührungRoseberys,  
des Liberalen, haben sie, in einem Gefühl naherFährniß, das an  
die Haltung des Moskowiteradels in den letztenTagen derLeib-  
eigenschaft erinnert, einstimmig diesenWillen bekannt. Mit ihnen  
würde selbst dem schwerblütigen Barrister Asquith eine Verstan-  
digung leicht möglich. Doch die Liberalen möchten ihrHerrschaft-  
rechtmorgen bessersichern, alssie bisher vermochtenzundzusolcher  
Sicherung scheint ihnen die Gelegenheit günstig. So länge das  
Geschäft in London schlecht ging, war, mit Chamberlains treuerKo-  
horte,die ganzeCity und ein großerTheilderIndustriefürTarif-  
reform und Reichsschutzzoll. Seit der Sommersonnenwende geht  
das Geschäft gut und die Gefahr, das Wagniß jäher Abkehr vom  
Freihandel wird wieder in ängstlichem Gemüth erwogen. Also muß  
gewählt werden, ehe das Schlagwort der TarifreformneueWerbe-  
kraft gewinnt.WelcherKöderbleibtdannnochdenKonservativen?  
DieWarnung vor der Lockerung des Bandes,das Irland ans Bri-  
tenreich knüpft. Auch dieserSpukschrecktdieHomeruler nicht mehr,  
ttome Kule all rounä: so lautet der neue Lockruf. Nicht dem Iren-  
landnur,sondernallenTheilendesWeltreichessollAutonomiege-  
währtwerden; alle sollen, von denOrkneys am Golfstrom bis nach  
Kapstadt und an den Otago, ihre Bezirksgeschäfte nach eigenem  
Ermessen führen und nur zur Berathung der allen gemeinsamen  
Angelegenheiten Vertreter ins londoner Reichsparlament sen-  
den. Lebt drüben das Deutsche Reich nicht, mit Bundesstaaten und  
Landtagen, behaglich? Dann weicht der Irenalb endlich von der  
Brust des Leun; und die Konservativen können nur noch hoffen,  
als Streiter für den Rest der Peersprivilegien zu siegen. Keine  
bequeme Plattform für eine von der derben Demagogie Lloyd  
Georges bedrängte Partei. Dem Empire dämmert eine Schicksals-  
stunde. Werden die Konservativen noch einmal besiegt, dann wird  
aus dem Oberhaus ein nurdemAugenoch werthvolles Ornament,  
aus Britanien eine Demokratie ohne Bremsvorrichtung; wird  
Irland selbständig; die durch GladstonesHomernleplan bewirkte  
Nnion der für die Reichseinheitkämpfenden Whigs mit den Tones  
zwecklos; müssen die Iren allmählich ins Lager der Schutzzöllner  
abschwenken. Nnd auf den Gebieten internationaler Politik wird  
man bald spüren, daß England wieder eine starke Regirung hat.



Monna Lisa Gioconda.

287

Monna Lisa Gioconda.\*)

sagt in seinem „Traktat von der Malerei“: „Zum  
<MW Bildnißmalen sollst Du eine eigene Werkstätte haben: einen  
länglichen viereckigen Hof, zehn Ellen breit und zwanzig lang, mit  
schwarz gestrichenen Wänden, einem Dachvorsprung über den Wän-  
den und einem zusammenlegbaren Schutzdach aus Leinen gegen die  
Sonne. Ohne dieses Leinendach darfst Du nur vor der Abenddämme-  
rung oder bei bewölktem Himmel und nebeligem Wetter malen. Denn  
diese Beleuchtung ist vollkommen.“

Einen solchen Hof hatte er sich im Hause des vornehmen floren-  
tiner Bürgers und Kommissarius der Signorie, Ser Piero di Barto  
Martelli, eines Liebhabers der Mathematik, eines klugen und ihm  
freundschaftlich gewogenen Mannes, bei dem er wohnte, eingerichtet.

Es war das zweite Haus auf der linken Seite der Martelli-Straße,  
wenn man vom Platze San-Giovanni zum Palazzo Medici geht.

Es war an einem windstillen, warmen und nebeligen Tag, Ende  
Frühjahr 1505. Das Sonnenlicht drang trüb durch den feuchten Wol-  
kenschleier, wie durch Wasser, die Schatten waren zart und schmelzend  
wie Rauch; es war das von Leonardo bevorzugte Licht, von dem er  
behauptete, daß es dem Frauenantlitz besondere Schönheit verleihe.

„Kömmst sie am Ende doch nicht?“ fragte er sich. Er dachte an  
Die, an deren Bild er nun fast drei Jahre mit einer für ihn ganz un-  
gewöhnlichen Ausdauer malte.

Er machte die Werkstätte zu ihrem Empfang fertig. Giovanni  
Beltraffio beobachtete im Geheimen seinen Meister und wunderte sich  
über die beinahe an Ungeduld grenzende Unruhe der Erwartung, die  
sich des sonst so ruhigen Leonardo bemächtigt hatte.

Leonardo ordnete auf den Wandbrettern die verschiedenen Pin»  
sel, Paletten und Farbtöpfe, ans deren Oberfläche der Leim als helle  
Kruste erstarrt war, und nahm von dem Bilde, das auf einer verschieb»  
baren dreibeinigen Staffelei, dem Leggio, stand, die Hülle herab. Er  
ließ die Fontaine, die er in der Mitte des Hofes eigens für sie ein-  
gerichtet hatte, springen; die Wasserstrahlen trafen eine Reihe gläser»  
ner Halbkugeln, die dadurch in Drehung versetzt wurden und dabei eine  
eigenthümliche leise Musik ertönen ließen; auf dem Beet um den  
Springbrunnen blühten Schwertlilien, ihre Lieblingblumen, die er  
mit eigener Hand gepflanzt hatte. Er holte einen Korb mit feinge-  
schnittenem Brot für die zahme Hirschkuh herbei, die sich auf dem Hofe  
herumtrieb und die sie eigenhändig zu füttern pflegte; dann ordnete  
er den dicken Teppich vor dem Sessel aus glattem, dunklem Eichenholz

\*) Ein Buch von Mereschkowskij über die Zeit der Renaissance:

da braucht man Europäern kein Wort zur Empfehlung zu sagen. Das  
Buch (dem hier ein paar kleine Fragmente entnommen werden) trägt  
den Titel „Leonardo da Vinci“, heißt „Historischer Roman“ und wird  
bei R. Piper S Co. in München erscheinen.



Die Zukunft.  
mit gegitterter Lehne und Armstützen. Auf diesem Teppich, seinem gewohnten Platz, lag und schnurrte bereits ein weißer Kater von seltener Rasse, den er eigens zu ihrer Unterhaltung angeschafft hatte; der Kater stammte aus Asien und hatte Augen von verschiedener Farbe: das rechte war gelb wie ein Topas, das linke blau wie ein Saphir. Andrea Salaino brachte Noten herbei und begann, seine Viola zu stimmen. Etwas später kam auch der andere Musiker, ein gewisser Atalante, den Leonardo noch in Mailand, am Hofe Moros, kennen gelernt hatte. Besonders gut spielte er die vom Meister erfundene silberne Laute, die die Form eines Pferdeschädels hatte. Leonardo pflegte in seine Werkstatt die besten Musiker, Sänger, Erzähler, Dichter und die geistreichsten Gesellschafter zu laden, um ihr die Zeit zu vertreiben; denn er wußte, wie langweilig es ist, einem Künstler zu einem Bildniß zu sitzen. Er studierte in ihren Zügen das Spiel der Gedanken und Gefühle, die von Unterhaltung, Erzählungen und Musik hervorgerufen wurden. In der letzten Zeit veranstaltete er solche Unterhaltungen nur noch selten, denn er wußte, daß sie nicht mehr nöthig waren und daß sie sich auch ohne fremde Gesellschaft nicht langweilen würde. Nur die Musik, die Beide bei der Arbeit anregte, schaffte er nicht ab; denn auch sie arbeitete an ihrem Bildniß mit. Alles war fertig; sie aber erschien noch immer nicht. „Kommt sie am Ende doch nicht?“ dachte er sich. „Das Licht und die Schatten sind heute wie auf meinen Wunsch geschaffen. Soll ich sie holen lassen? Sie weiß, daß ich warte; also muß sie kommen.“ Plötzlich lenkte ein leiser Lufthauch den Wasserstrahl der Fontaine zur Seite; die Glaskugeln erklingelten und die Blütenblätter der weißen Schwertlilien neigten sich unter dem auf sie herabfallenden Wasserstaub. Die Hirschkuh reckte ihren schlanken Hals und spitzte die Ohren. Leonardo hob den Kopf und lauschte. Giovanni hörte selbst noch nichts; doch las er in den Zügen des Meisters, daß sie kam. Zuerst trat in die Werkstatt mit stiller Verbeugung Schwester Kamilla, eine Konvertitennonne, die bei ihr wohnte und sie jedesmal zum Künstler begleitete. Sie hatte die Eigenschaft, gleichsam unsichtbar zu werden: sie saß immer bescheiden mit ihrem Gebetbuch in der Hand in einer Ecke, hob nie ihren Blick und sprach auch fast nie ein Wort, so daß Leonardo kaum ihre Stimme kannte, obwohl sie schon seit drei Jahren in seine Werkstatt kam. Gleich nach Camilla erschien auch sie, die hier von Allen erwartet wurde: eine etwa dreißigjährige Frau, in einfacher dunkler Kleidung, mit einem durchsichtigen dunklen Schleier^ der bis an die Mitte der Stirne reichte. Es war Monna Lisa Gioconda. Beltraffio wußte, daß sie eine Neapolitanerin aus einem sehr alten Geschlechte, die Tochter des einst reichen, aber nach der französischen Invasion verarmten Edlen Antonio Gerardini und die Gattin des florentiner Bürgers Francesco del Giocondo sei. Der hatte im



Monna Lisa Gioconda,  
289

Jahr 1481 die Tochter eines gewissen Marians Rucellai geheirathet; sie starb nach zwei Jahren. Darauf heirathete er eine gewisse Tommasa Villani, und als auch sie starb, schloß er seine dritte Ehe mit Monna Lisa. Als Leonardo ihr Bildniß malte, war der Künstler fünfzig und ihr Gatte, Messer Giocondo, fünfundvierzig Jahre alt. Messer Giocondo war in das Kollegium der Zwölf Buonomini gewählt worden und sollte bald Prior werden; er war ein Durchschnittsmensch, wie man solche überall und immer findet, weder besonders gut noch besonders schlecht, im Geschäft tüchtig, sparsam und ganz seinem Amt und der Landwirthschaft ergeben. Die schöne junge Frau betrachtete er als einen angemessenen Schmuck für fein Haus. Von der Schönheit Monna Lisas aber verstand er viel weniger als von den Vorzügen einer neuen Rasse sizilianischer Stiere oder von den Vortheilen des Einfuhrzolles auf rohe Schafhäute. Man erzählte sich, sie habe ihn nicht aus Liebe, sondern nach dem Wunsche ihres Vaters geheirathet und sei schon einmal verlobt gewesen; doch habe ihr Bräutigam auf einem Schlachtfelde einen freiwilligen Tod gefunden. Man erzählte sich auch (vielleicht war es aber nur Klatsch) von anderen leidenschaftlich und hartnäckig, doch stets hoffnungslos in sie verliebten Verehrern. Uebrigens konnten böse Zungen, deren es in Florenz genügend gab> ihr nichts Schlechtes nachsagen. Monna Gioconda war stets still und bescheiden, hielt streng auf alle Gebräuche der Kirche, zeichnete sich durch Wohlthätigkeit aus und war eine gute Hausfrau, treue Gattin und ihrer zwölfjährigen Stieftochter Dianora eine wirkliche, zärtliche Mutter. Das war Alles, was Giovanni von ihr wußte. Doch erschien ihm jene Monna Lisa, die in Leonardos Werkstätte kam, als eine ganz andere Frau.

Obwohl er sie schon seit drei Jahren kannte, bemächtigte sich seiner bei jedem ihrer Besuche ein sonderbares Gefühl: ein Erstaunen, das an Angst grenzte, wie vor einer Gespenstererscheinung; und dies Gefühl schwand nicht mit der Zeit; es wurde vielmehr tiefer und stärker. Er erklärte es sich zuweilen damit, daß er ihr Gesicht schon so oft auf dem Bilde gesehen habe und daß die Kunst des Meisters so groß sei, daß die lebende Monna Lisa ihm weniger lebend erscheine als die gemalte. Doch es mußte wohl auch noch einen anderen Grund haben. Er wußte, daß Leonardo sie nur bei der Arbeit, also entweder in Gegenwart vieler Geladenen oder mindestens in Gegenwart der sie stets begleitenden Schwester Kamilla, nie aber nnter vier Augen sehen konnte. Und doch fühlte Giovanni, daß die Beiden ein Geheimniß hatten, das sie einander verband und von den anderen Menschen trennte. Er wußte auch, daß dieses Geheimniß nicht Liebe war; oder wenigstens nicht Das, was die Menschen Liebe nennen. Er hatte von Leonardo gehört, daß alle Künstler die Neigung haben, den von ihnen dargestellten Körpern und Gesichtern Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Körper und Gesicht zu verleihen. Der Meister erklärte es damit, daß die menschliche Seele, die ihren Leib selbst bildet,



Die Zukunft.

jedesmal, wenn sie einen neuen Körper erfinden müsse, bestrebt sei, in ihm das von ihr schon einmal Geschaffene zu wiederholen; diese Neigung sei so stark, daß man selbst in Bildnissen durch die äußere Aehnlichkeit mit dem Dargestellten, wenn nicht die Gesichtszüge, so doch die Seele des Künstlers hindurchschimmern sehen könne.

Was sich jetzt vor Giovannis Augen abspielte, war noch erstaunlicher: es schien ihm, daß nicht nur die auf dem Bilde dargestellte, sondern auch die lebende Monna Lisa dem Künstler immer ähnlicher werde, wie man es zuweilen bei Menschen beobachten kann, die viele Jahre zusammenleben. Aber das Schwergewicht dieser immer anwachsenden Aehnlichkeit lag weniger in den Zügen selbst (obwohl ihm auch diese in der letzten Zeit auffiel) als im Ausdruck der Augen und im Lächeln. Mit grenzenlosem Erstaunen erkannte er darin das selbe Lächeln, das er schon beim Ungläubigen Thomas wahrgenommen hatte; dem Thomas, der auf dem Bildwerk Verrocchios seine Finger in die Wunden des Heilands legt und zu dem der junge Leonardo Modell gestanden hatte. Auch bei Mutter Eva vor dem Baum der Erkenntniß auf dem ersten Werk des Meisters, beim Engel der „Felsgrotten-lungfrau“, bei der Leda mit dem Schwan und bei vielen anderen weiblichen Gesichtern, die der Meister noch vor seiner Bekanntschaft mit Monna Lisa gemalt, modellirt und gezeichnet hatte, fand er das Lächeln wieder. Als hätte der Meister sein Leben lang in allen seinen Schöpfungen die Spiegelung seiner eigenen Schönheit gesucht und sie endlich in den Zügen Giocondas gefunden.

Wenn Giovanni zuweilen dieses Beiden eigene Lächeln längere Zeit beobachtete, überfiel ihn ein unheimliches Gefühl, fast eine Angst, wie vor einem Wunder: die Wirklichkeit schien ihm ein Traum, der Traum Wirklichkeit zu sein, als wäre Monna Lisa kein lebender Mensch und nicht die Gattin des florentiner Bürgers Messer Giocondo, des gewöhnlichsten unter den Sterblichen, sondern ein durch den Willen des Meisters geschaffenes Gespenst, ein Zauberwesen, ein weiblicher Doppelgänger Leonardos.

Gioconda streichelte ihren Liebling, den weißen Kater, der auf ihren Schoß gesprungen war; unter ihren feinen zarten Fingern knisterten im Felle kaum hörbar unsichtbare Funken.

Leonardo ging an die Arbeit. Plötzlich legte er den Pinsel weg und musterte aufmerksam das Gesicht Monna Lisas: nicht ein Schatten und nicht die geringste Veränderung in diesen Zügen entging ihm, „Madonna,“ sagte er, „Ihr seid heute durch Etwas beunruhigt?“

Lisa richtete ihren ruhigen Blick auf Leonardo.

„Ja, ein Wenig“, antwortete sie. „Dianora ist nicht ganz wohl und ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Vielleicht seid Ihr müde und habt keine Lust, mir heute zu sitzen? Wollen wir es nicht lieber aufschieben? . . .“

„Nein, es macht nichts. Wäre es denn nicht schade um einen solchen Tag? Seht doch nur, wie Zart die Schatten, wie feucht das Licht ist: es ist mein Tag!“



Monna Lisa Gioconda.

291

„Ich wußte," fügte sie nach einer Weile hinzu, „daß Ihr mich erwartet. Ich wäre schon früher gekommen, aber man hat mich auf» gehalten: Madonna Sophonisbe. . ."

„Wer? Ach ja, ich weiß schon: es ist Die mit der Stimme eines Marktweibes, die wie ein Verkäufer von Wohlgerüchen riecht..."

Gioconda lächelte. „Madonna Sophonisbe", fuhr sie fort, „mußte mir durchaus über das gestrige Fest im Palazzo Vecchio bei der durchlauchtigsten Madonna Argentina, der Gattin des Gonfaloniere, Bericht erstatten und mir ausführlich erzählen, was zur Abendtafel gereicht wurde, wie die Damen gekleidet waren und von wem dieser und jener der Hof gemacht worden ist."

„So ist es! Folglich hat Euch gar nicht die Krankheit Dianoras, sondern das Geschwätz dieser Klatschbase so verstimmt. Wie sonderbar! Habt Ihr schon wahrgenommen, Madonna, daß manchmal irgendein Unsinn, den wir von fremden Menschen hören und der uns nicht angeht, oder eine gewöhnliche menschliche Dummheit oder Abgeschmacktheit ganz plötzlich unsere Seele betrübt und uns mehr verstimmt als ein schweres Leid?"

Sie neigte stumm ihren Kopf: man sah, daß sie längst gewohnt waren, sich fast ohne Worte, durch leiseste Andeutungen zu verständigen. Er versuchte wieder, zu malen.

„Erzählt mir Etwas", sagte Monna Lisa.

„Was?"

Sie dachte eine Weile nach und sagte:

„Von dem Reich der Venus."

Er wußte einige Erzählungen, die sie besonders liebte; es waren zum größten Theil eigene und fremde Erinnerungen, Reiseerlebnisse, Naturbeobachtungen und Vorwürfe zu Bildern. Er erzählte sie fast immer mit den selben einfachen, fast kindlichen Worten zu den Tönen einer leisen Musik.

Leonardo gab ein Zeichen. Und als Andrea Salaino auf seiner Viola und Atalante auf seiner silbernen Laute, die einem Pferdeschädel glich, die Melodie anstimmten, die immer die Erzählung „Von dem Reich der Venus" begleitete, begann er mit seiner feinen, beinahe weiblichen Stimme im Tonfall eines alten Märchens oder eines Wiegenliedes: „Schiffer, die an der Küste Kilikiens wohnen, behaupten, es sei jenen Seefahrern, denen bestimmt ist, in den Wellen ihren Tod zu finden, zuweilen vergönnt, in den tollsten Stürmen die Insel Cy» pern, das Reich der Göttin der Liebe, zu schauen. Um die Insel herum toben Sturzwellen, Wasserhosen und Wirbelstürme und viele Schiffe sollen schon an den von den Wellen umtobten Riffen zerschellt sein. Wie viele Seefahrer sind schon in diesem Strudel umgekommen! Auf dem Strand sind noch die elenden Gerippe der Schiffskörper zu sehen; vom Sand halb verschüttet, von Algen umwunden, strecken die einen den Bug, die anderen das Steuertheil empor; die einen zeigen ihre entblößten Spanten, die schauerlich wie Rippen halbverweste Leichen



Die Zukunft.

aussehen; die anderen Trümmer des Steuers. Ihrer sind,so viele, dag man glauben muß, der lüngste Tag, an dem das Meer alle Schiffe, die es verschlungen, wiedergeben muß, sei schon angebrochen. Ueber der Insel aber blaut ein ewig heiterer Himmel, die Sonne ergießt ihr Licht auf die mit Blumen bewachsenen Hügel und die Luft ist so ruhig, daß die langen Flammenzungen der auf den Tempelstufen stehenden Räuchergefäße eben so steil zum Himmel emporsteigen wie die weißen Säulen und die sich im glatten Wasser eines Sees spiegelnden schwarzen Cypressen. Man hört nur den süßen Gesang der Springbrunnen, die ihr Wasser aus einem Porphyerbecken in das andere rieseln lassen. Die im Meer Untergehenden sehen diesen nahen, stillen See; der Wind bringt ihnen den Duft der Myrthenhaine; und je schrecklicher der Sturm tobt, um so tiefer ist die Ruhe im Reiche der Cypris." Er schwieg. Die Töne der Viola und der Laute verklangen; und nun trat jene Stille ein, die schöner ist als alle Töne: die Stille nach einer Musik. Nur der auf die gläsernen Halbkugeln fallende Strahl des Springbrunnens sang noch leise.

Von der Musik gleichsam eingelullt, durch die Stille vom wirklichen Leben getrennt, heiter, Allem fremd und nur dem Meister ergeben, sah Monna Lisa ihm gerade in die Augen mit einem Lächeln, so geheimnißvoll wie stilles Wasser, das ganz durchsichtig, aber so tief ist, daß der Blick nie bis an den Grund dringen kann; es war Leonardos Lächeln.

Wie zwei Spiegel erschienen die Beiden Giovanni, wie Spiegel, die, einander widerstrahlend, sich in die Unendlichkeit vertiefen.

Als Leonardo am nächsten Morgen den Palazzo Vecchio verließ, wo er an der „Schlacht bei Anghiari" zu arbeiten hatte, blieb er auf dem Platze vor dem David des Michel Angelo stehen. Vor den Thoren des Rathauses von Florenz stand dieser Recke aus weißem Marmor wie ein Wachtposten. Er hob sich scharf gegen den dunklen Hintergrund des schlanken, drohenden Thurmes ab.

Der nackte Lünglingskörper war schwächlich. Die Rechte mit der Schleuder hing herab, so daß die Sehnen hervortraten; die vor der Brust erhobene Linke hielt einen Stein. Die Brauen waren zusammengezogen und der Blick wie bei einem Zielenden in die Ferne gerichtet. Die Locken über der niederen Stirn waren in einander verflochten und sahen wie eine Krone aus.

Und Leonardo gedachte der Worte des ersten Buches Samuelis: „David aber sprach zu Saul: Dein Knecht hütete die Schafe seines Vaters und es kam ein Löwe und ein Bär und trug ein Schaf weg von der Heerde. Und ich lief ihm nach und schlug ihn und errettete es au« seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tötete ihn. Also hat Dein Knecht geschlagen Beide, den Löwen und den Bären. So soll nun dieser Philister, der Unbeschnittene, sein gleich wie deren einer. Und nahm seinen



Monna Lisa Gioconda.

293

Stab in seine Hand und erwählte fünf glatte Steine aus dem Bach und that sie in die Hirtentasche, die er hatte, und in den Sack und nahm die Schleuder in seine Hand und machte sich zu dem Philister. Und der Philister sprach zu David: Bin ich denn ein Hund, daß Du mit einem Stecken zu mir kommst? David aber sprach zu dem Philister: Heutigen Tags wird Dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich Dich schlage und nehme Dein Haupt von Dir und gebe die Leichname des Heeres der Philister heute den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land innewerde, daß Israel einen Gott hat.

Auf dem Platz, aus dem Savonarola verbrannt worden war, erschien Michel Angelos David als jener Prophet, den Girolamo vergeblich angerufen hatte, als jener Held, den Macchiavelli erwartete. In dieser Schöpfung seines Nebenbuhlers fühlte Leonardo eine Seele, die vielleicht der seinen glich und ihr zugleich eben so entgegengesetzt war wie das Handeln der Beschaulichkeit, wie die Leidenschaft der Ruhe, wie der Sturm der Stille. Und diese fremde Macht zog ihn an und erregte in ihm Neugier und den Wunsch, ihr näherzutreten, um sie ganz zu erkennen.

In den Bauspeichern des florentiner Domes Maria del Fiore hatte ein ungeheurer, von einem ungeschickten Bildhauer verdorbener weißer Marmorblock gelegen; die besten Meister hatten sich geweigert, ihn zu bearbeiten, da sie ihn für ganz unbrauchbar hielten.

Als Leonardo aus Rom zurückgekehrt war, wurde ihm dieser Block angeboten. Während er aber mit der ihm eigenen Langsamkeit überlegte, maß und rechnete, kam ihm ein anderer Künstler, der um dreiundzwanzig Jahre jüngere Michel Angelo Buonarotti, bei diesem Auftrage zuvor. Er arbeitete nicht nur bei Tag, sondern auch in der Nacht bei Licht und vollendete seinen Recken im Laufe von fünfundzwanzig Monaten. Leonardo aber hatte sechzehn Jahre lang an dem thönernen Koloß, dem Denkmal der Sforza, gearbeitet; er wagte kaum, sich vorzustellen, wie viel Zeit er wohl für die Bearbeitung eines Bildwerkes von der Größe des David gebraucht haben würde.

Die Florentiner erklärten Michel Angelo für einen Nebenbuhler Leonardos in der Bildhauerkunst. Und Buonarotti nahm die Herausforderung ohne jedes Zögern an. Jetzt begann er das Schlachtenbild im Rathssaal, obwohl er bis dahin kaum einen Pinsel in der Hand gehabt hatte; aus diese Weise ließ er sich mit einer Kühnheit, die vielleicht unvernünftig erschien, auch in der Malerei in einen Wettkampf mit Leonardo ein.

Je mehr Sanftmuth und Wohlwollen Leonardo seinem Nebenbuhler entgegenbrachte, desto schonungsloser wurde Buonarottis Haß. Er deutete Leonardos Ruhe als Verachtung. Mit krankhaftem Argwohn lieb er jedem Klatsch sein Ohr, suchte nach einem Vorwand zu Streitigkeiten und benutzte jede Gelegenheit, um den Feind zu verletzen. Als der David beendet war, luden die Signori die beste» floren-



Die Zukunft.

tinier Maler und Bildhauer ein, um über die Frage des Standplatzes für das Kunstwerk zu entscheiden. Leonardo schloß sich der Ansicht des Architekten Giuliano da San Gallo an, der vorschlug, den Recken auf dem Platze der Signoria, unter dem Mittelbogen in der Tiefe der Loggia Orcagna aufzustellen. Als Michel Angelo davon erfuhr, erklärte er, Leonardo wolle den David aus Neid in die dunkelste Ecke so verstecken, daß Niemand ihn sehen könnte und der Marmor niemals von der Sonne beleuchtet würde.

In dem Werkstattthof mit den schwarzen Wänden, wo Leonardo das Portrait der Gioconda malte, fand eines Tages eine der üblichen Versammlungen Statt, an der viele Meister, unter anderen die Brüder Pollaiuoli, der alte Sandro Botticelli, Filippino Lippi und Peruginos Schüler, Lorenzo di Credi, theilnahmen; dabei wurde die Frage aufgeworfen, welche Kunst höher stehe: die Bildhauerei oder die Malerei; ein zu jener Zeit bei den Malern beliebter Streit.

Leonardo hörte schweigend zu. Als man ihn aber mit Fragen bedrängte, sagte er: „Ich halte eine Kunst für desto vollkommener, je weiter sie vom Handwerk entfernt ist.“

Das ihm eigene zweideutige Lächeln glitt über sein Gesicht, so daß es schwer fiel, zu entscheiden, ob er aufrichtig spreche oder spotte. „Diese beiden Künste“, fügte er hinzu, „unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von einander, daß die Malerei für den Geist, die Bildhauerei aber für den Körper anstrengender ist. Die in dem groben, harten Stein wie ein Kern eingeschlossene Gestalt wird vom Bildhauer langsam befreit, indem er sie mit Anspannung aller körperlichen Kräfte, bis zur Ermattung, mit Meißel und Hammer aus dem Marmor aushaut; dabei rinnt ihm der Schweiß wie einem Tagelöhner herunter, vermischt sich mit dem Staub und wird Schmutz; sein Gesicht ist beschmiert und wie das eines Bäckers mit weißem Marmormehl bestäubt; seine Kleidung ist mit den Splittern wie mit Schnee bedeckt und sein Haus ist mit Steinen und Staub angefüllt. Der Maler sitzt dagegen in völliger Ruhe und fein gekleidet in der Werkstatt und führt den leichten Pinsel mit den angenehmen Farben. Sein Haus ist hell und rein und mit schönen Bildern geziert; stete Ruhe herrscht darin und bei der Arbeit ergötzen ihn Musik, Gespräche oder Bücher; und Alledem kann er lauschen, von keinem Hammerschlag oder sonstigem lästigen Geräusch gestört.“

Leonardos Worte wurden Michel Angelo überbracht, der sie auf sich bezog; er verbarg jedoch seinen Zorn und erwiderte nur, giftig lächelnd: „Messer da Vinci, der uneheliche Sohn einer Gasthofsmagd, mag sich ja in der Rolle eines Müßiggängers und eines verwöhnten Muttersöhnchens gefallen. Ich aber, der Nachkomme eines alten Geschlechtes, schäme mich meiner Arbeit nicht und ekele mich, wie ein einfacher Tagelöhner, weder vor Schweiß noch vor Schmutz. Was aber die Vorzüge der beiden Künste anbelangt, so ist Das ein sinnloser Streit: alle Künste sind gleich, da sie der selben Quelle entspringen und nach



Monna Lisa Gioconda.

2^3

dem selben Ziel streben. Wenn aber Iemand, der die Malerei für edler als die Bildhauerei erklärt, auch in anderen Dingen, über die er urtheilt, eben so bewandert ist, versteht er vom Malen wohl kaum mehr als meine Küchenmagd.

Michel Angelo nahm mit fieberhafter Eile das Bild im Rathssaal in Angriff, um den Nebenbuhler einzuholen (was übrigens nicht schwierig war). Er wählte einen Zwischenfall aus dem Pisanischen Krieg: die florentiner Soldaten baden an einem heißen Sommertage im Arno; da wird Alarm geblasen: die Feinde sind da; die Soldaten eilen ans Ufer, steigen aus dem Wasser, wo ihre müden Körper in der Kühle Erquickung suchten, und ziehen, ihrer Pflicht gehorchend, ihre verschwitzten, staubigen Kleider und die von der Sonnengluth erhitzten ehernen Rüstungen und Panzer an. Im Gegensatze zu Leonardos Bild faßte Michel Angelo den Krieg also nicht als ein sinnloses Abschlachten, als „thierischste Dummheit“ auf, sondern als eine muthige That, als eine Erfüllung der ewigen Pflicht, als einen Kampf der Helden für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes.

Dieser Zweikampf zwischen Leonardo und Michel Angelo wurde von den Florentinern mit jener Neugier verfolgt, die der Pöbel allen außergewöhnlichen Schauspielen entgegenbringt. Und da Alles, was der Politik fern stand, ihnen so fad wie ein Gericht ohne Salz und Pfeffer erschien, beeilten sie sich, zu verkünden, Michel Angelo vertrete die Republik gegen die Medici, Leonardo jedoch die Medici gegen die Republik. Und nachdem so der Kampf Allen verständlich geworden war, entbrannte er mit neuer Kraft, wurde aus den Häusern auf die Straßen und Plätze hinausgetragen und selbst Leute, die sich nicht im Geringsten um die Kunst kümmerten, nahmen daran Theil. Die Werke des Leonardo und des Michel Angelo wurden zu Kriegslosungen zweier feindlichen Lager.

Es kam so weit, daß der David eines Nachts von Unbekannten mit Steinen beworfen wurde. Die vornehmen Bürger schrieben diese That dem Volk zu, die Volksführer den vornehmen Bürgern, die Künstler den Schülern des Perugino, der in Florenz vor Kurzem seine Werkstätte eröffnet hatte; Buonarotti erklärte aber in Anwesenheit des Gonfaloniere, die Taugenichtse, die den David mit Steinen beworfen hatten, seien von Leonardo bestochen worden. Und Viele glaubten es oder gaben wenigstens vor, es zu glauben.

Eines Tages, als Leonardo am Bildniß der Gioconda arbeitete und in der Werkstätte außer Giovanni und Salaino Niemand zugegen war, sagte er zu Monna Lisa mit Bezug auf Michel Angelo: „Mir scheint zuweilen, Alles würde sich ganz von selbst klären und diese ganze dumme Streitigkeit aus der Welt geschafft werden, wenn ich ihn unter vier Augen sprechen könnte: er würde dann begreifen, daß ich nicht sein Feind bin und daß Niemand ihn so lieben könnte wie ich.“ Monna Lisa schüttelte den Kopf: „Ist Dem auch wirklich so, Messer Leonardo? Würde er es denn verstehen?“



'^S6 Die Zukunft.

„Er würde es verstehen“, rief der Künstler aus; „es ist doch nicht möglich, daß ein solcher Mensch es nicht versteht! Das ganze Unglück liegt ja nur darin, daß er zu schüchtern ist und zu wenig Selbstvertrauen besitzt. Er quält sich, verzehrt sich in Eifersucht und Furcht, weil er sich selbst noch nicht kennt. Das ist ja ein Hirngespinnst, ein Wahnsinn! Ich würde ihm einfach Alles sagen und ihn dadurch sicher beruhigen. Hat er denn Grund, mich zu fürchten? Wißt Ihr, Madonna: als ich neulich seinen Entwurf zu den badenden Kriegern sah, traute ich meinen Augen nicht. Niemand kann sich auch nur eine Vorstellung davon machen, was er ist und was er werden wird. Ich weiß, daß er mir schon jetzt nicht nur gleichkommt, sondern stärker ist als ich.“ Sie richtete auf ihn jenen Blick, in dem sich, wie es schien, Leonardos Blick spiegelte, und lächelte leise und seltsam.

„Messere,“ sprach sie, „erinnert Ihr Euch an jene Stelle in der Heiligen Schrift, wo Gott zum Propheten Elias, der vor dem gottlosen König Ahab auf den Berg Horeb geflohen war, spricht: ‚Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn! Und siehe: der Herr ging vorüber und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, ging vor ihm her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Säuseln; und darin war der Herr. Messer Buonarrotti ist vielleicht stark wie dieser Wind, der vor dem Herrn die Berge zerreißt und die Felsen zerbricht. Doch er besitzt nicht jene Stille, in welcher der Herr ist. Er weiß Das und haßt Euch, weil Ihr eben so stark seid wie er und doch stärker, gleichwie die Stille stärker ist als der Sturm.“

In der Branacci-Kapelle, an der hinter dem Fluß gelegenen alten Kirche Maria del Carmine, sind die berühmten Fresken des Tommaso Masaccio, die eine Art Schule für alle großen Meister Italiens bildeten und die auch Leonardo einst studiert hatte; hier traf er eines Tages einen ihm unbekannten Jüngling, beinahe einen Knaben, der diese Fresken studierte und abzeichnete. Er trug ein mit Farben beschmutztes schwarzes Wams und reine, aber grobe Wäsche, aus im Haus gewebtem Leinen. Er war schlank und biegsam und hatte einen dünnen, ungewöhnlich weißen, zarten und langen Hals, wie ihn bleichfüchtige Mädchen haben; sein länglich rundes, eiförmiges, durchsichtig bleiches Gesicht war von einer gezielten und füßlichen Anmuth und seine großen, schwarzen Augen erinnerten an die der umbrischen Baurinnen, die Perugino in seinen Madonnen verewigte; diesen Augen war jedes Denken fremd, sie waren tief und leer wie der Himmel. Nach einiger Zeit traf Leonardo diesen Jüngling wieder, diesmal im Kloster Maria Novella, im Papstsaal, in dem der Karton zur „Schlacht bei Anghiari“ ausgestellt war. Er studierte und kopierte ihn eben so eifrig wie Masaccios Fresken. Der Jüngling, der Leonardo zu kennen schien, blickte ihn starr an, wagte aber nicht, ihn anzusprechen, obwohl er es sichtlich sehr wünschte.



Monna Lisa Gioconda.

297

Als Leonardo Das bemerkte, ging er selbst auf ihn zu. Der junge Mann erklärte ihm hastig, erregt und erröthend, in einer etwas aufdringlichen, aber kindlich naiven, einschmeichelnden Weise, er halte ihn für seinen Lehrer und für den größten Meister Italiens; Michel Angelo sei unwürdig, dem Schöpfer des „Heiligen Abendmahls" auch nur die Schuhriemen zu lösen.

Leonardo kam mit diesem Lüngling noch einige Mal zusammen, unterhielt sich mit ihm, prüfte seine Zeichnungen, und je mehr er ihn kennen lernte, desto tiefer wurde seine Ueberzeugung, einen künftigen Meister vor sich zu haben.

Er war wie ein Echo für alle Stimmen empfänglich und wie ein Weib jedem Einfluß zugänglich; er ahmte sowohl Perugino als Pinturicchio, bei dem er vor Kurzem in der Bibliothek zu Siena gearbeitet hatte, vor Allem aber Leonardo nach. Trotz dieser Unreife errieth der Meister in ihm eine Frische des Gefühls, wie er sie noch nie gesehen hatte. Am Meisten aber wunderte er sich, daß dieser Knabe, wie zufällig und ohne es selbst zu wollen, in die tiefsten Geheimnisse der Kunst und des Lebens eindrang; er besiegte die größten Schwierigkeiten ohne jede Anstrengung und wie im Spiel. Er erreichte Alles ohne jede Mühe und die Kunst war für ihn scheinbar frei von jenem endlosen Suchen, von der Arbeitpein, der Anstrengung, dem Schwanken und Zweifeln, welche die Qual und den Fluch von Leonardos ganzem Leben bildeten. Und wenn der Meister zu ihm von der Nothwendigkeit eines langsamen und geduldigen Naturstudiums und von den mathematisch genauen Regeln und Gesetzen der Malerei sprach, sah ihn der Lüngling mit seinen großen erstaunten und gedankenlosen Augen an; er langweilte sich offenbar und hörte nur aus Respekt vor dem Lehrer aufmerksam zu.

Einmal entschlüpfte ihm ein Ausspruch, der Leonardo durch seine Tiefe überraschte und beinahe erschreckte: „Ich habe bemerkt, daß man beim Malen gar nicht denken soll: es gelingt dann besser."

Dieser Knabe schien ihm durch sein ganzes Wesen zu sagen, daß die von ihm erstrebte Einheit, die vollkommene Harmonie zwischen Gefühl und Vernunft, Liebe und Erkenntniß, gar nicht eristire und nicht existiren könne.

Die sanfte, sorglose und gedankenlose Klarheit des Knaben erweckte in Leonardo größere Zweifel und größere Furcht für das künftige Schicksal der Kunst und für seine Lebensarbeit als die Empörung und der Haß des Buonarotti.

„Woher stammst Du, mein Sohn?" fragte er ihn bei einer der ersten Begegnungen. „Wer ist Dein Vater und wie heißest Du?"

„Ich stamme aus Urbino", antwortete der Lüngling mit seinem freundlichen, etwas füßlichen Lächeln. „Mein Vater ist der Maler Giovanni Sanzio. Ich heiße Rafael."

Petersburg. Dmitrij Mereschkowskij,



298 Die Zukunft.

/^Protest.

Is benervter Mensch, als ehrgeiziger Dichter, als natürlicher Vormund nnd Verkünder der eigenen Produktion protestire ich gegen das Verfahren der Unterdrückung und Knebelung, dessen Opfer seit geraumer Zeit meine Person und meine Kunst ist, rufe ich, die Öffentlichkeit als Zeugin zu einem Vorgang an, der im Bezirke des literarischen und künstlerischen Lebens beispiellos ist.

Meine Arbeiten, namentlich meine lyrischen und satirischen Gedichte, fanden früher durch die ersten auf Kunst und Satire gestellten Zeitschriften Deutschlands alle Verbreitung, die ein Autor, dem es um Wirken zu thun ist, seinem Werk nur wünschen kann. Meine Verse wurden gern und oft gedruckt; und ich schließe daraus, daß sie gern und von Vielen gelesen wurden. Das ist plötzlich anders geworden. Seit einem Jahr ist mir die Möglichkeit abgeschnitten, meinen Namen in den großen Zeitschriften, denen die Uebermittlung guter Gedichte obliegt, gedruckt zu sehen. Die Manuskripte häufen sich im Schubfach. Denen, die sich im Lauf der Jahre mit meiner Kunst befreundet haben, die sich ihrer noch erinnern und die sie vielleicht vermissen, sei erklärt, daß meine Schaffenskraft nicht erlahmt ist, daß mein dichterisches Talent nicht versiecht ist und daß ich nicht in stolzer Blasirtheit den Redaktionen den Ertrag meiner Thätigkeit vorenthalte. Nein; die Redaktionen haben mir mit einem Schlag, in schweigender Uebereinstimmung und nach allen Regeln des Boykotts, den Zugang zur öffentlichen Tribüne gesperrt.

Man könnte glauben, ich sei unehrenhafter Handlungen, etwa des Plagiates, überführt worden nnd danach sei Zeitschriften, die auf Reinlichkeit halten, eine Verbindung mit mir nicht länger zuzumuthen. Die Annahme wäre falsch. Einziger Grund zu dem an mir geübten Verfahren ist die Stellung, die ich als sozial interessirter Mensch im öffentlichen Kampf der Meinungen einnehme.

Meine Einsichten, meine Gefühle, mein Temperament und mein soziales Gewissen haben mich den Aermsten der Gesellschaft, den Ausgestoßenen, den Geächteten und Verlassenen verbündet. Diese Gemeinschaft gab Anlaß zu einem Strafprozeß wegen Geheimbündelei, der im Herbst 1909 mit meiner vorübergehenden Verhaftung begann und im Sommer dieses Jahres in München zur Hauptverhandlung kam. Es gelang mir, nicht nur sämtliche Behauptungen der Anklage, sondern zugleich auch alle im Anschluß an meine propagandistische Thätigkeit von feindlichen Politikern gegen mich erhobenen Verdächtigungen und Verleumdungen privater Natur vor Gericht bündig zu widerlegen. Ich hoffte aber vergebens, nun, nach der Freisprechung, werde die „Oeffentliche Meinung“ mir mit der Achtung begegnen, auf die ich als ehrlicher Verfechter einer ehrlichen Ueberzeugung Anspruch zu haben glaube. Es blieb bei der Besudelung meiner Absichten, meiner Ansichten und meines privaten Lebens, bei der Verpönung meines



Protest.

Namens um meiner Gesinnung willen. Dieses Verhalten der politischen Presse konnte mich nicht wundern. Es ist in Deutschland nichts Neues, daß die Diskussion von Ideen, statt mit sachlichen Gründen, mit persönlichen Kränkungen geführt wird. Neu aber ist, selbst für Deutschland, die Betheiligung großer literarischer und künstlerischer Zeitschriften an der Unterdrückung der Person und der Arbeit eines Einzelnen. Der Redakteur einer der bekanntesten und größten illustrierten Wochenschriften, deren regelmäßiger Mitarbeiter ich gewesen war, erklärte mir, als ich ihn nach meiner Entlassung aus dem Gefängniß in gewohnter Weise aufsuchte, mit dünnen Worten, daß über mich Gerüchte in Umlauf seien, die eine weitere Verbindung mit mir dem Blatt nicht wünschenswerth erscheinen ließen. Diese Gerüchte stammten aus Verleumdungen, deren Grundlosigkeit mir vor Gericht ausdrücklich bestätigt wurde. Die Redaktion der erwähnten Wochenschrift hat in dieser erwiesenen Thatsache keinen Anlaß gefunden, die frühere Verbindung mit mir wieder herzustellen. Wobei besonders bemerkt werden mag, daß als Tendenz des Blattes von je her der energische Kampf gegen Pruderie und Zelotenthum gepflegt wird. Die übrigen Blätter begnügen sich damit, mir meine Einsendungen mit der größten Geschwindigkeit als „leider ungeeignet“ zurückzugeben. Es ist keine plumpe Eitelkeit, keine Ueberhebung, sondern es ist das deutliche Bewußtsein von meinem Können als Dichter, das mich behaupten läßt: Eine literarische Zeitschrift mit künstlerischem Anspruch, für die meine Beiträge ungeeignet sind, ist eine schlechte Zeitschrift. Denn ich habe so viel Selbstkritik und so viel Stolz, daß ich einer Redaktion den Abdruck minderwerthiger Verse niemals zumuthen werde. Aber ich sage öffentlich den Redaktionen, die dieser Protest treffen soll, daß die Begründungen, mit denen sie meine Verse ablehnen, Ausflüchte sind und daß ihre Weigerung, meine Beiträge zu drucken, sich nicht gegen meine Produktion, sondern gegen mich persönlich richtet. Was ich denke, fühle, für richtig halte und als meine Meinung verkünde, straft man an meinem künstlerischen Werk. Und noch schwerer ist die Anklage, die ich erheben muß. Denn es ist nicht die Empörung über meine Gesinnung, nicht die Ueberzeugung von der Gefährlichkeit und Schädlichkeit meiner sozialen Bestrebungen, die diese Blätter veranlaßt, meinen Namen und meine Kunst totzuschweigen: es ist die Angst vor den Vorurtheilen der Menge, die Angst, bei der „Oeffentlichen Meinung“ anzustoßen. Heute trifft mich; morgen kann es jeden Anderen treffen. Dürfen wir nicht wenigstens auf dem Gebiete der Kunst Parteilosigkeit und Gerechtigkeit fordern? Ich verlange für mich, wie für Jeden, der als Dichter etwas Persönliches zu sagen hat, freie Tribüne und freie Rede!

München. Erich Mühsam.

Wir Unterzeichnete schließen uns dem Protest unseres Kollegen Erich Mühsam an. Wir mißbilligen den gegen ihn geübten Boykott und wir verwahren uns dagegen, daß für die Beurtheilung und Ver»



Die Zukunft.  
breitung dichterischer Arbeiten andere als rein künstlerische Momente maßgebend sein dürfen. Erich Mühsams dichterische Begabung steht außer Zweifel und wir verlangen für ihn die selben Möglichkeiten, sich zu bethätigen und zu äußern, die uns Anderen gewährt werden.  
Hermann Bahr. Heinrich Mann. Thomas Mann.  
Frank Wedekind.

Vier neue Gedichte von Mühsam:  
Erlebniß.

Es ging von mir zu Dir ein stilles Staunen;  
das strich Dir zart den goldenhellen Scheitel,  
das rastete auf Deiner weichen Haut,  
das glitt um Deinen Mund, auf Deine Hände,  
das war so anders als verliebte Launen,  
so gar nicht heftig und so gar nicht eitel;  
das kannte keinen Anfang und kein Ende:  
ein stilles Staunen nur, das ohne Laut  
das Herz mir in den heißen Blick getrieben.  
Da sagtest Du zu mir: „Ich will Dich lieben.“  
Es ging von mir zu Dir ein starkes Glühn,  
ein wilder Strom, der siedete und rauschte,  
ein Auf und Nieder, das die Ufer tauschte,  
ein rothes Glühn von Feuer und von Blut.  
Nie war ich noch so frei und groß und kühn  
und nie so jung und schön und stolz und gut,  
so von Erfüllung stark und feierlich.  
Da sagtest Du zu mir: „Ich liebe Dich.“  
Es ging von Dir zu mir ein füßes Wehn;  
aus Deinen Augen floß ein gütiges Licht,  
von Deinen Händen glänzte alles Schöne.  
Nie hatte ich Dich herrlicher gesehen,  
so wunderbar, so fern, nur Duft und Töne.  
So ging ein Wehn . . . Doch ach: Du sahst mich nicht.  
Mir war ums Herz so schwer, wie wenn Du weinst.  
Da sagtest Du zu mir: „Dich liebt' ich einst.“  
Bahnfahrt.  
Weiter! Weiter! Unermüdlich!  
Westlich, östlich; nördlich, füdlich!  
Suche, Seele, suche!  
Suche nur! Kannst doch nichts finden!  
Sonnen strahlen; Sonnen schwinden.  
Fluche, Seele, fluche!  
Nördlich, füdlich; westlich, östlich!  
Such' das Glück! Das Glück ist köstlich!



Protest,  
M!  
Suche, Seele, suche!  
Suche, daß die Sterne stieben!  
Wird Dich doch die Welt nicht lieben!  
Fluche, Seele, fluche!  
Südlich, nördlich; östlich, westlich!  
Himmel, Erde, schmuck und festlich!  
Suche, Seele, suche!  
Schönheit, Freuden, Räusche, Frieden  
sind Dir, Seele, nicht beschieden.  
Fluche, Seele, fluche!  
Mit dem Fahrschein, bahnhöflich:  
Westlich, östlich; südlich, nördlich!  
Suche, Seele, suche!  
Siehst Dein Glück vorübertreiben  
Hinter Schnellzugsfensterscheiben.  
Fluche, Seele, fluche!  
Abschied.  
Leicht umwallt von frühen Abenddämpfen  
neigt sich über mich der Sims von Erlen.  
Schläfrig muß der Wald mit Thränen kämpfen,  
die an herbstgescheckten Blättern perlen.  
Tastend greift mein Blick und zag ins Weite:  
Sonne muß und Sommer Abschied leiden.  
Jeder Schattenstreif, durch den ich schreite,  
hemmt den Fuß und läßt mich trüber scheiden.  
Gleich Gewichten hängen die Minuten  
an mir nieder, seit ich Dich verlassen.  
Wie mein Glück seh' ich den Tag verbluten,  
seh' der Bäume buntes Laub verblassen.  
Leise zittert es, berührt vom Winde,  
wie Dein Haar, als meine wehbeglückten  
Lippen fromm sich neigten und gelinde  
einen Kuß auf Deine Stirne drückten.  
Begegnung.  
Heut hab' ich in ein Herz hineingesehn,  
das anders war als anderer Menschen Herzen.  
Ich sah darin ein gütiges Verstehn  
und sah ein Leid darin, das anders war  
als anderer Menschen Angst und trübe Schmerzen,'  
ein Leid, das fern von Erdennöthen lebte ...  
Ich hab' — und mein Gefühl war sonderbar —  
heut eine Hand geküßt, die leise bebte.  
München. Erich Mühsam.

HT.params.download\_progress\_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/000679567';

# Die Zukunft. v.73 1910. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

## Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text

Catalog

Search

Search Field List   All Fields

Search



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Die Zukunft. v.73 1910.

[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

### Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Buy a copy](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))*

### Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

#### Add Item to Collection

Add to your collection:   

### Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

### About versions

**Version:** 2012-07-03 12:30 UTC[version label for this item](#)

## Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)  
[Rotate left](#) [Rotate right](#)  
[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 19](#)
- [Section 3 - 35](#)
- [Section 4 - 69](#)
- [Section 5 - 101](#)
- [Section 6 - 103](#)
- [Section 7 - 105](#)
- [Section 8 - 113](#)
- [Section 9 - 116](#)
- [Section 10 - 122](#)
- [Section 11 - 130](#)
- [Section 12 - 137](#)
- [Section 13 - 146](#)
- [Section 14 - 153](#)
- [Section 15 - 155](#)
- [Section 16 - 171](#)



[Section 17 - 187](#)

- [Section 18 - 189](#)
- [Section 19 - 203](#)
- [Section 20 - 205](#)
- [Section 21 - 206](#)
- [Section 22 - 207](#)
- [Section 23 - 237](#)
- [Section 24 - 239](#)
- [Section 25 - 255](#)
- [Section 26 - 264](#)
- [Section 27 - 269](#)
- [Section 28 - 271](#)
- [Section 29 - 273](#)
- [Section 30 - 303](#)
- [Section 31 - 305](#)
- [Section 32 - 307](#)
- [Section 33 - 321](#)
- [Section 34 - 322](#)
- [Section 35 - 324](#)
- [Section 36 - 329](#)
- [Section 37 - 337](#)
- [Section 38 - 350](#)
- [Section 39 - 351](#)
- [Section 40 - 355](#)
- [Section 41 - 357](#)
- [Section 42 - 359](#)
- [Section 43 - 371](#)
- [Section 44 - 389](#)
- [Section 45 - 390](#)
- [Section 46 - 397](#)
- [Section 47 - 403](#)
- [Section 48 - 405](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

Protest,  
MI  
Suche, Seele, suche!  
Suche, daß die Sterne stieben!  
Wird Dich doch die Welt nicht lieben!  
Fluche, Seele, fluche!  
Südlich, nördlich; östlich, westlich!  
Himmel, Erde, schmuck und festlich!  
Suche, Seele, suche!  
Schönheit, Freuden, Räusche, Frieden  
sind Dir, Seele, nicht beschieden.  
Fluche, Seele, fluche!  
Mit dem Fahrschein, bahnbehördlich:  
Westlich, östlich; südlich, nördlich!  
Suche, Seele, suche!  
Siehst Dein Glück vorübertreiben  
Hinter Schnellzugsfensterscheiben.  
Fluche, Seele, fluche!  
Abschied.  
Leicht umwallt von frühen Abenddämpfen  
neigt sich über mich der Sims von Erlen.  
Schläfrig muß der Wald mit Thränen kämpfen,  
die an herbstgescheckten Blättern perlen.  
Tastend greift mein Blick und zag ins Weite:  
Sonne muß und Sommer Abschied leiden.  
Ieder Schattenstreif, durch den ich schreite,  
hemmt den Fuß und läßt mich trüber scheiden.  
Gleich Gewichten hängen die Minuten  
an mir nieder, seit ich Dich verlassen.  
Wie mein Glück seh' ich den Tag verbluten,  
seh' der Bäume buntes Laub verblassen.  
Leise zittert es, berührt vom Winde,  
wie Dein Haar, als meine wehbeglückten  
Lippen fromm sich neigten und gelinde  
einen Kuß auf Deine Stirne drückten.  
Begegnung.  
Heut hab' ich in ein Herz hineingesehn,  
das anders war als andrer Menschen Herzen.  
Ich sah darin ein gütiges Verstehn  
und sah ein Leid darin, das anders war  
als andrer Menschen Angst und trübe Schmerzen,'  
ein Leid, das fern von Erdennöthen lebte ...  
Ich hab' — und mein Gefühl war sonderbar —  
heut eine Hand geküßt, die leise bebte.  
München. ErichMühsam.

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)



- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



302 Die Zukunft.

Berliner Banken.

zls die Dresdener Bank im Frühjahr ihr Aktienkapital auf 200

Millionen erhöht und damit das Ziel ihrer Sehnsucht, die Ka-

pitalshöhe der Deutschen Bank, erreicht hatte, glaubte man allgemein,

die Deutsche werde nun bald neue Aktien ausgeben. Seit fast fünf

Jahren hatte sie es nicht gethan. Und wenn die Summe des Betriebs-

kapitals auch 305 Millionen beträgt, so ist die Distanz zu den fremden

Guthaben, die den Kreislauf des Blutes fördern, doch recht groß. 1500

Millionen in Kreditoren und Depositengeldern: damit läßt die Deutsche

Bank alle Rivalen weit hinter sich. Die Dresdener Bank, die an Aktien-

kapital und Reserven 260 Millionen hat, verfügte am dreißigsten Sep-

tember 1910 über 852 Millionen fremden Kapitals; die Diskontogesell»

schaft, mit 230 Millionen eigenen Betriebskapitals, über 567 Millio»

nen. Aber die Machthaber der Deutschen Bank behaupten, daß sie ihr

Kapital nicht erhöhen wollen. Vielleicht nur in diesem Jahr nicht, um

den Frieden des Bilanzabschlusses nicht zu stören? Auch eine höfliche

Rücksicht auf die Reichsbank könnte mitsprechen. Präsident tzavenstein

hat die Banken ja ersucht, die langfristigen Kredite einzuschränken und

sich eine genügende Beweglichkeit der eigenen Mittel zu wahren. Die

Reichsbank ist an den Quartalsterminen von einer Wechselfluth be-

droht, die aus den Großbanken herandrängt. Auf diesen Appell mag

man nicht mit der Ankündigung einer neuen Aktienemission antworten.

Wer sein Kapital erhöht, denkt wohl nicht daran, das Kreditgeschäft

einzuengen. Im nächsten Jahr verfügt die Reichsbank über die er-

höhten Notenkontingente der Novelle zum Bankgesetz, hat also mehr

Bewegungsfreiheit. Warum soll man ihr bis dahin die Laune verder-

ben? Dem Beispiel der Deutschen würden bald andere Banken folgen,

deren Stammkapital seit Jahren nicht erhöht worden ist. Die Diskonto-

gesellschaft arbeitet seit 1904 mit dem Kommanditkapital von 170 Mil-

lionen? die Nationalbank für Deutschland hat ihr Grundkapital im

Juni 1905 von 60 auf 80 Millionen erhöht; der Schaaffhausensche

Bankverein stieg im August 1906 von 125 auf 1Ä5 Millionen. Die

Berliner Handelsgesellschaft gab vor zwei Jahren 10 Millionen Mark

neuer Antheile aus. Nur die Dresdener und die Darmstädter Bank

haben in diesem Jahr ihr Kapital erhöht. Bei der Darmstädterin han-

delte es sich allerdings nur Um einen Austausch eigener Aktien gegen

die der Bayerischen Bank für Handel und Industrie. Mit der Möglich-

keit eines neuen Bankaktienschubes darf man immerhin also rechnen.

Vis zu dem Tag der Dividendengewißheit dauerts noch vier Mo-

nate; die jetzt genannten Ziffern sind nur das Produkt von Vermuthun-

gen. Schon aber weiß man, daß diesmal, weil das Kontokorrent- und

Wechseldiskontgeschäft wieder einträglich war, nicht weniger gegeben

wird. Der Durchschnittssatz des Privatdiskonts und des amtlichen

Wechselzinsfußes ist heute schon über Vs Prozent höher als in den

ersten zehn Monaten des Jahres 1909; und ob die Reichsbank, die den



Berliner Banken.

S03

letzten Jahreswechsel mit 4 Prozent überstand, diesmal mit 5 Prozent über die Schwelle kommt, ist noch fraglich. Auch die Börse war den Banken günstig. Das Publikum blieb dem Effektenhandel treu und ließ die Depositenkassen gute Provisionen verdienen. Wenn alle Aktiengesellschaften ihrer Dividende so sicher wären wie die Berliner Banken, dann wären die Aussichten der Staatsrenten schlecht.

Als ich hiervon dem neuen türkischen Finanzgeschäftspräsidenten, erwähnte ich die Sorge um das französische Geld, das gegen Wechsel «nd Effekten nach Deutschland gegeben wurde. Die Börse fürchtete, die französischen Banken könnten, aus Aerger über die ihnen entgangene Anleihe, ihre Guthaben zurückziehen. Ganz so schlimm haben die gekränkten Gallier sich nicht gerächt; doch wurde behauptet, der neue Finanzminister Klotz habe dem pariser Bankensyndikat den Wunsch ausgedrückt, die geschäftlichen Beziehungen zur deutschen und österreichischen Finanz zu lockern. Das Gerücht verstimmte zunächst ein Bißchen; aber man wahrte das Gesicht und erklärte, eine solche Drohung könne uns nicht schrecken. Die Guthaben der französischen Finanz seien nicht so beträchtlich (die Schätzungen schwankten zwischen 250 und 100 Millionen Francs), daß ihr Abzug den deutschen Geldmarkt schwächen werde. Diese vernünftige Taktik wirkte: die höflichen Pariser begnügten sich mit dem Entschluß, die türkischen Schatzscheine nicht zu beachten. Der internationale Geldverkehr richtet sich eben nicht nach Gefühlen, sondern nach Zinssätzen. Wenn in Paris der Bankdiskont 3, in Berlin und Wien aber 5 Prozent beträgt, wandert das französische Geld ohne Wink über die Grenze. Der Weg über den Kanal ist ihm der liebste; schließlich aber entscheidet der Zinsfuß. Auch London hat jetzt 5 Prozent: also kann man auf der lieben Straße bleiben. Das Geld strömt immer dem höchsten Punkt zu. Der einzige Strom, der bergauf fließt. Das kurze Geplänkel zwischen Berlin und Paris weckte die Erinnerung an die Jubeltöne, die das erste Bündniß zwischen deutschen und pariser Banken bewirkt hatte. Den Anfang machte die Nationalbank für Deutschland, die Beziehungen zum Österreichischen Anlehnsinstitut anknüpfte, dem selben Institut, das die Türkenanleihe durchführen sollte; dann verband die Dresdener Bank sich der Firma I. Allard S Cie. Das scheint schon lange her; heute siehts wieder trüber aus. Die deutsche Finanz konnte sich von den zarten Banden, die zwischen Spree und Seine geknüpft worden waren, nicht hemmen lassen, als sie das Türkengeschäft machen wollte; und das pariser Bankensyndikat hätte die Freundschaftsbande zerrissen, wenn der deutsche Zinsfuß für französisches Geld nicht gerade gut genug wäre. Grundsätze sind wunderschön, so lange sie nichts kosten. Einst galt der Grundsatz, die Banken sollten jede Beteiligung an Terraingeschäften ablehnen; Depositengelder seien nicht bestimmt, die Bodenspekulation zu unterstützen. Heute würde man ausgelacht, wenn man einer Bank solche Enthaltsamkeit zumuthete. Daß es den stärksten Vertretern des Bankenkapitals nicht an Initiative fehlt, ist bekannt; und die Dresdener Bank gilt als besonders betriebsam. Aber

2S



'Die Zukunft.  
man freut sich doch, wenn mal etwas ungewöhnlich Nettes von diesem Gebiet der Thatkraft zu melden ist. Vor zwei Jahren, als die Laura-  
hütte ihr Aktienkapital erhöhte, wurden die Gründerrechte abgelöst,  
die noch aus der Zeit des älteren Aktienwesens in den Bereich der  
neuen Gesetzgebung hineinragten. Die sechs Gründer der Laurahütte  
(Oesterreichische Kreditanstalt, Nationalbank für Deutschland und Ge-  
heimer Kommerzienrath Ledermann, Beide als Rechtsnachfolger der  
Firma Jakob Landau in Breslau, Norddeutsche Bank in Hamburg, L.  
Behrens öd Söhne in Hamburg, Schröder Gebrüder S Co. in Hamburg,  
S. Bleichröder in Berlin) bekamen die Hälfte der neuen Aktien zu  
Pari und konnten sie mit einem Aufgeld von 80 Prozent weiterbe-  
geben. Bevor dieser Pakt fest abgeschlossen war, soll nun die Dresdener  
Bank als Großaktionärin erschienen sein und erklärt haben, sie werde  
nur zustimmen, wenn man ihr den siebenten Theil des aus der Abfindung  
entfallenden Gewinnes, etwa 500000 Mark, herauszahle. Vor der  
Generalversammlung, die über die Ablösung der Gründerrechte zu be-  
schließen hatte, und im Geheimen; die übrigen Aktionäre der Laura»  
h.'tte haben nichts von dem Sondergeschäft erfahren. Die Dresdener  
Bank hätte also von einem Handel profitirt, der sie gar nicht anging.  
Als Aktionärin konnte sie die Beseitigung der Gründerrechte anneh-  
men oder ablehnen; ließ sie sich wirklich für die Zustimmung „entschä-  
digen"? Erleichtert wurde ihr diese Aktion durch die Thatsache, daß sie  
doppelt im Aufsichtrath der Laurahütte vertreten war. Mit ihrer For-  
derung waren die sieben Betroffenen gar nicht einverstanden. Das lau-  
teste Veto kam von der Oesterreichischen Kreditanstalt und der Natio-  
nalbank. Die Wienerin wurde durch den Chef der Firma Bleichröder,  
Generalkonsul Dr. von Schwabach, beschwichtigt, die Berlinerin durch  
die Zusicherung der Aufnahme in den Bankenconcern der Laurahütte  
gewonnen. Die Dresdener Bank konnte also ihre halbe Million ein-  
streichen. Olle Kamellen. Aber Neugierige möchten doch wissen, wel-  
chen Besitz die Dresdener Bank als Aktionärin damals vertrat. Waren  
es nur eigene Aktien oder auch solche aus den Depots der Kundschaft?  
Zu den Geschäftsbedingungen unserer Banken gehört ja auch eine Voll-  
macht zur Vertretung der Aktien in den Generalversammlungen. Man  
unterschreibt, ohne lange nachzudenken, oder meint, in jedem einzelnen  
Fall besondere Weisung geben zu können. Meist wird die Generalvoll-  
macht und damit den Banken eine starke Waffe zum Kampfe für eigene  
Wünsche gegeben. So kanns geschehen, daß der Deponent an einer  
Entscheidung mitwirkt, die er gar nicht gewünscht hat. Daß die Betrieb-  
samkeit der Dresdener Bank hoch eingeschätzt wird, lehrt die Thatsache,  
daß die Berliner Handelsgesellschaft ihr den Vertrieb der unter den  
Fittichen Caroli Fürstenberg ans Licht gebrachten Papiere anvertraut.  
Ein nüchtern ersonnenes Abkommen, das zu nichts verpflichtet, von  
der Börse aber als eine Abkehr von den fürstenbergischen Prinzipien  
aufgefaßt wurde. In allen Winkeln des Burgstraßenhauses konnte  
man hören: „Die Depositenkassen sind doch mächtiger als er." Lado n.  
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. H, in Berlin.



Berlin, den 3. Dezember 1910.

^ Reichstag.

Fleischnoth.

echs Monate Ferien: insolangerZeit,sollteman meinen,muß ein beträchtlicher Theil des Hirninhaltes sich erneuen; hat jederMuße, Gewesenem nachzudenken und Werdendes sorgsam zu wägen. Der Excellente, der ein halbes Jahr lang in derFurcht des Parlamentes stöhnte, kommt endlich zu sich; der vomVolkAbgeordnete geht wieder ins Volk. Neue Landschaft, neues Erlebniß.AucheinderSelbsttäuschung Entwachsener möchtenicht zweifeln, daß nach solcherRuhe uudFütterung die Hirne besser arbeiten werden als in denTagenkaum unterbrochenerFron. Doch der Deutsche Reichstag hat die Hoffnung, die sich regen wollte, rasch ausgerodet; hat uns in vier Tagen gelehrt, daß er unverändert ist. Auf der Estrade und in den Reihen der Volksvertreter die selbe Kurzsicht und Kummerlichkeit, die vor den Ferien beseufzt ward; auch die selben schlau scheinenden, unwahrhaftigen Kniffe, deren Wirkung sieben Sonnen nicht überdauert. EinenAugenblick durfte man auf einen Stimmungwechsel hoffen, der wenigstens die Strategie der Fraktionen ändern könne: als der von derReichspartei fürs Vicevräsidium empfohlene Landgerichtsrath die Stimmen dermeistenNationalliberaleneinheimste.DadieseFraktion,dachte Mancher,den vor einemJahrverkündetenBoykottbefehlaufhebt, muß derKanzlerwohl mit ihr einig geworden sein.Daß auchdiese Hoffnung trog, wurde bald fühlbar; und nur allzu schnell dann leidige Gewißheit, daß der Ernsthafte, der das Bedürfnis; und die Nothwendigkeit deutscherPolitik erkannt hat, aufhören müssc.den Ntionalliberalen zu dieser Einigung zu rathen. Sie haben die



306  
Die Zukunft.  
Zeit versäumt; jetzt scheint der Kanzler, den sie in die Richtung ihres Willens zwingen konnten, Wünschen hörig, deren Erfüllung die wichtigstenReichsinteressenwiderrathen. Inzwei Debatten, deren schädliche Nachwirkung lange zu sputen sein wird, hatsichs gezeigt. And wir dürfen nun nicht klagen, wenn die Haushaltsberathung uns wieder all die alten, verquollenenMöbel,all die eingestaubten Ladenhüter vors Auge rückt, das dieser Anblick längst ekelt; wenn wieder vom Segen erhöhter Erbschaftsteuer, vom Fluch indirektenWahlrechtes.vom schwarzblauen Block und von finsterer Reaktion geredet wird. Dürfen nicht einmal darüber staunen. Zuerst gings um die Fleischnoth. Giebts gar nicht, läßt, durch den Mund derHerrenDelbrück und vonSchorlemer, der Kanzler den Deutschen künden; von Fleischtheuerung dürft Ihr, nicht von Fleischnoth sprechen. Armsälige Silbenstecherei. Wenn ein Lebensmittel den Massen unerschwinglich wird, darf man vonNoth reden, mag dieses Lebensmittel den Wohlhabenden auch an allen Ecken erreichbar sein. Noth und Mangel sind nicht Synonyma, (sonst hätteGoethesienichtinverschiedenerWesenshülleanFausts letzte Schöpferstätte geschickt); ein Reich kann unter Kanzlernoth leiden, trotzdem der Stuhl des Kanzlers besetzt ist. Der österreichische Handelsminister Dr. Weiskirchner (den Lueger sich zum Nachfolgerwählte) hat sich nicht zusolchenKunststücken erniedert, als er, einen Tag nach unseren Excellenzen, über die Fleischnoth sprach. Auch er glaubt nicht, dah die Herabsetzung des Biehzolles auf die Dauer denFleischpreis drücken würde. („Wenn, wie jetzt berichtet wird, in Nord- und Südamerika und Neuseeland ein internationaler Fleischtrust entsteht, dann steckt er am Ende ein, was wir bisher aus dem Zoll einnahmen, und das Publikum hat gar nichts davon.“) Aber er versucht nicht, mit Worten wider die Nothzu streiten, sondern erkennt ihre Bedeutung und kann seinen Landsleuten Hilfe verheißen. Die Viehfrachttarife, in den Hauptstädten auch dieMarkt- und Schlachtgebühren sind um die Hälfte herabgesetzt, aus Frankreich, Italien, Holland, Dänemark, Bosnien und der Herzegowina Rinder und Schweine hereingelassen und von der Regirung ist dafür gesorgt worden, daß in jedem Monat anderthalbMillionen Pfund argentinischenFleisches nach Oesterreich kommen. „Darin sieht die Regirung eine vomInteresse der konsumirenden Bevölkerung geforderte Nothstandsmaßregel; und sie wird, wenn die Noth nicht weicht, auf der Bahn solcher



Reichstag.

307

Bewilligungen weitergehen." Vielleicht ists nicht genug; immer» hin: Etwas. Die berliner Herren verheißen nichts; sie würden ja helfen, „wenn man ihnen Wege und Mittel zeigte, die gangbar und brauchbar sind. Das ist leider nicht der Fall." EinBekenntniß trauriger Ohnmacht. In kurzer Zeit ist der Fleischpreis um fast fünfundzwanzig Prozent gestiegen und die Klage über denNoth-stand ist längst nicht mehr auf den Kreis derAermsten beschränkt. Doch die Regirungkann dagegen nichts thun; kann nurmit Bilanz-ziffern,derenWerth jeder Pfuschiobber und jeder Kassenbote kennt, den Klagenden„beweisen",daßganzsoslamm,wie sie geschildert werde, die deutsche Wirklichkeit noch nicht sei. Möglich. Würde dadurch die Pflicht zur Linderung beseitigt? Muß eine Noth fortwähren, fortwuchern, weil ein paarReichspfründner beweisen zu können glauben, daß sie noch nicht ins Nnerträgliche gewachsen ist? Ein Arzt von Menschenverstand und Menschengefühl wird einem Leidenden, dessen Schmerz zu ihm emporächzt, nicht sagen: „Ich kann Dir nicht helfen " Wird lieberinunschädlichesMittel verschreiben, das der Kranke für heilkräftig hält. And wenn alle Vorschläge, die Herr von Schorlemer bemäkelt, unwirksam wären: durch ihre Annahme hätte die Regirung wenigstens den guten Willen zur Hilfeleistung gezeigt. Hat sies nicht nöthig? Fühlt sie sich, hinter dem Wall ihrerMehrheit, so sicher, daß sie alle Drohung von draußen belächeln darf? Auch dann noch war das Geständniß thöricht, daß die winzigen Erleichterungen von den süd-deutschenBundesstaaten erzwungen wurden; warswiefach thöricht, in dieser Debatte nur Preußen für den Bundesrath reden zu lassen. And die stolzen Lächler können bald das Entsetzen lernen. Herr Paasche (der seine Gründe recht Pfiffig gruppiert hatte und dessen Rede stärker wirkte als alle anderen) meint, die Herabsetzung des Zolles würde den Stand der Dinge nicht ändern. Wahrscheinlich. Auch wenn der Vichpreis sinkt, bleibt der Fleischpreis meist auf derHöhe, an die dcrKommissionär, derZwischenhändler, der Schlächter sich behaglich gewöhnt hat. Wäre dcrFreihändlerglaube, daß in den von Zollmauern umringten Ländern das Produkt (des Bodens oder Gewerbes) sich stets um denBetrag desZolles vertheure,unwiderleglich,dannsähenwirnichtdie größtenDemokratien dem Schutzzoll unterthan; hätten diepariser Jakobiner, die fast zehn Jahre herrschen, die Mauern längst abgetragen. Aber hat Herr Paasche, hat Herr von Heydebrand sich ^7»



Die Zukunft.

noch nie die Frage vorgelegt, ob es möglich sein werde, die Lebensmittelzölle noch zwanzig Jahre lang auf der heute erreichten Höhe zu halten? Mir haben Theoretiker und Praktiker. Industrielle und Großkaufleute, die nicht auf Cobdens Allweisheit eingeschworen sind, immerwiedergesagt: »Das ist nicht möglich. Deutschlands Entwicklung zum Industrie- und Exportstaat ist zu weit gediehen. Gerade von den Hauptkunden, die, bei dem gesteigerten Wettbewerb, jetzt nicht mehr gezwungen sind, um jeden Preis deutsche Waaren zukaufen, brächt dieser Tarif uns keinen brauchbaren Handelsvertrag.« Richtig oder falsch: die Tatsache, daß wichtige Industrien, weil ihre Ausfuhr gehemmt ward, mit beträchtlichen Theilen ihrer Produktion (und Steuerkraft) ausgewandert sind und daß andere, vom deutschen Boden nicht lösbare Industrien, um ihren Exportumfang zu wahren, das Ausland billiger als die Heimath bedienen müssen, weist in eine Zukunft, in der die Häupter der Industrie vielleicht denken werden, der Verzicht auf den Zollschutz vor ausländischer Konkurrenz, die sie durch die Qualität der deutschen Leistung allein abwehren könnten, sei ihnen leichter als die Pflicht, ein Arbeitervolk zu lohnen, das seine Nahrung theuer bezahlt. Wer je ernstlich bedacht hat, was aus Deutschland, aus Preußen gar nach der Entkräftung seiner Landwirthschaft werden müßte, wird diesen Tag nicht herbeisehnen. Doch sein Nahen wird beschleunigt, wenn sich der Glaube festsetzt, die Lebensmittel seien theurer, als sie bei weiserer Vorsorge sein müßten. Den Reden des preußischen Landwirthschaftsministers (der wenigstens diesmal nicht den Eindruck eines Mannes von ungewöhnlichem Format machte) muß der fromme Hörer die Neberzeugung entnehmen, ringsum sei Alles verseucht und jede Grenzöffnung müsse uns die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche bringen. Merkwürdig. Die wiener Regierung läßt dänische und holländische Rinder ins Land; die londoner hat zwar die Einfuhr lebenden Viehs aus Argentinien verboten, läßt aber auf hundert und siebenzig Schiffen, die ohne Pause hin und her fahren, gekühltes und gefrorenes Fleisch importiren. Als dervon Köln abgeordnete Herr Trimbornd die niederländischen Ochsen und Kühe rühmte und erwähnte, wie oft ihre besondere Schönheit Maler von großem Namen zur Darstellung gereizt habe, wurde im Reichstag gelacht. Das konnten nur Leute thun, die Hollands Wiesen und Viehzucht so wenig kennen wie Hollands Thiermalerkunst von Potter bis auf die Brüder Maris.



Reichstag.

309

And auch dieses Prachtvieh, das der fremde Landwirth bestaunt, dräut uns mit der Gefahr der Verpestung? Auch in Holland, sagt Herr von Schorlemer, »kommt immer noch in einzelnen Fällen die Maul- und Klauenseuche vor und ich kann deshalb die Oeffnung dieser Grenze nicht in Aussicht stellen." Seinen österreichischen Kollegen schreckt solches Bedenken nicht. Wärs nicht vernünftiger, offenzu sagen,daß man die lohnendeVerwerthung deutschenViehs sichern und einen jähen, schädlichen Preissturz hindern wolle? Solches Bekenntniß schändetnicht. Bismarck hat in den Schutzzolldebatten oft gesagt, eins seiner Ziele sei die Erlangung höherer Preise für Landwirthschaftprodukte. Nur dürfte man heute nicht vergessen, daß die Wirthschaft des Deutschen Reiches anno 1910 noch andere Bedürfnisse als die im Jahr 1879 empfundenen hat. Der Arbeiter könnte die (auch von denAgrariern „bedauerlich" genannte) VertheuerungwichtigerLebensmitteltragen,wenn er auf Bier, Branntwein, Tabak verzichtete und dadurch, schon bei mäßiger Gewöhnung.injederWochemindestensanderthalbMark für den Haushalt ersparte. Er wirds nicht thun; wird die Zumuthung des Verzichtes auf die paar Dinge, die ihm Vergnügen oder Betäubung gewähren, auf der Zunge von Männern mit Millionärseinkommen als höhnische Herausforderung empfinden. Was alfo wird geschehenem März 1884 sagte Bismarck: »Wenn eine Vertheuerung der Lebensmittel eintritt, so ist ganz sicher, daß sie der Arbeiter nicht in letzter Instanz bezahlt. Er bezahlt sie vielleicht das erste Mal; aber die Abwälzung dieser Summe auf den Arbeitgeber und von dem Arbeitgeber auf den Konsumenten ist ganz zweifellos. Ein Betrieb, dessen Arbeiter nicht das zu ihrer üblichen Existenz Nöthige bekommen, kann auf die Dauer nicht fortbestehen." Die Industrie muß sich also auf neuen Lohnzuschlag gefaßt machen; ob sie ihn auf den ausländischen Verbraucher abwälzenkann, bleibt fraglich. Nach Kirdorfs Berechnung giebtseine Gesellschaft (Gelsenkirchen) für Arbeiterfürsorge, Steuern, Versicherung ungefähr sechzigProzent ihres Reingewinnes hin; und dieanderenAktiengesellschaftenaufgebürdetelastistnichtgeringer. Ist nicht, mehr als die Maul- und Klauenseuche, zu fürchten, daß so schwer bepackte Kämpfer ins Hintertreffen kommen und daß magere Jahre uns einen Nothstand von unübersehbaren Folgen bringen? Die Verbündeten Regirungen dürfen nicht wähen,



310  
Die Zukunft.  
immer nur die Gewinne des deutschen Industriereicheseinsäckeln,  
dessen Lebenswünschen aber die Erfüllung weigern zu können.  
Herr von Schorlemer hat einen verständigen (und deshalb  
grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sagte er, ist alsNah-  
rungsmittel weder unentbehrlich noch unersetzlich. Das kann nur  
Befangenheit leugnen. DerDurchschnittsdeutsche hängt allzu fest  
an karnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befrie-  
digt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise und imWirths-  
haus, das er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem ande-  
renVolkAngehörige.forderterinneunvonzehnfällen einFleisch-  
gericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehn-  
lichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr- und schmackhaf-  
ter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich  
erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen,  
Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären  
billig zu liefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber  
muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten  
einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser,  
worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt;  
meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust verweht. (Die  
Straßenpolizei, die sich um allerlei Winzigkeit kümmert, müßte für  
die Nase des Steuerzahlers emsiger sorgen; an mancherEcke,wo  
neben einem Fleischer ein Käsehändler Kunden herbeiwinkt, ist,  
besonders im Sommer, die Symphonie der Gerüche kaum noch  
erträglich.) Die Versuche, Seefische als Massennahrung einzufüh-  
ren, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel un-  
tauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, ver-  
staubenderBassintümpel,drüberunansehnlicheRäucherwaare,ge-  
trockneter Kabliau, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse,  
deren Schrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinselt ist: so gehts nicht.  
Doch lasse ich nicht von dem Glauben, daß hier ein Riesengeschäft  
zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende  
Lorberleichtzupflückenwäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der  
LeistungsfähigkeitundKüstenkenntnißderHamburg-Amerika-Linie  
müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom  
Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochots-  
kisch :nGolf,denFang aufkaufen; kühlen und sauberen Transport  
sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und  
Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste



Reichstag.

311

moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. (Ausrangirte oder im Passage-dienst gerade nicht verwendbare Schiffe gäben dann noch eine nette Rente und die Direktoren brauchten nicht thatlos himmelan zu seufzen, wenn selbst die der Dividende fühlbarste Fahrpreisminderung die Auswandererziffern nicht in die Höhe rundet.) Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns naher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil, wie der Meister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren muffig veröden den Markthallen Aehnliches. Große, blitz-blanke Marmorbassins. Springbrunnen. Schilf, Küstengräser, Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weils dazu gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die Tafelschätze südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen würden und das Einerlei deutscher Ernährung graswohl thätigem Wechsel wiche? Durch das Gelingen solchen Versuches würde der Fleischnoth sicherer vorgebeugt als durch Zollherabsetzung. Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachen Auges durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die selbe Entwicklung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu ködern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnenbad gelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Spatzen im Erdgeschoß der Protzenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstrebende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirth, die mit Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener und Nnterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grünkram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes no-rhige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermietet, grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien, dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt bald nun im Strahlenglanz modischer Ausstattung wunder Fenster



und Thören sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; von Decke und Wand blinken Kacheln, die an Alt-Delft erinnern möchten; die Körper der Glühbirnenträger verschlingen sich zu goldfarbigem Geknäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken, das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schaufenster Bartbinden, Mund- und Haarwasserflaschen, Brillantinebüchsen gestellt und die Phantasie höchstens mit der geheimnißvollen Inschrift „Pariser Artikel“ angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingt wohl schon zu deutsch) hat drei theure Wachsbüsten mit Leonardolächeln und geräumigem Busen vor dem die Quartaner den Schulanfang verträumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehrt (und meist Alles „auf Kredit“). Vor des Krämers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Äpfeln, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die Kolonialwaaren- und Delikatessenhandlung hat eine Straßenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früchten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmauszubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gasärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kesselqualm und Blutgeruch, das über den Holzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlächtereier und Fleischwaarenhandlung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Bläßrosa alle Fleischfarben der Iordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählt, wie viele große Schiachtergeschäfte (mit den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern stehts eben so) Ihr bei einer Wanderung von Zehnminutendauer findet: und fragt Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung des entliehenen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an



Reichstag.

313

Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbdutzend großer und kleiner Kommissionäre seinen Theil. Ists da ein Wunder, wenn all diese Händler noch lauter als ihre Abnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen, der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrer Geschäftskosten sparen. Längst haben Mill. Rogers, Roscher, Gide, Lexis warnend auf die Aeberzahl der Kleinkäufer hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster der Whiteley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel & Cooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrer Grundsätze (Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, also weder Wucherzins noch Schuldausfall, rascher und großer Absatz, der im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detailistengekribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ists nicht Wahnsinn, daß zwischen zweier Berliner Querstraßen drei Bäcker, Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlerleben fristen? Wäre das Elektrische Licht vom Mittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend getrennten, in der Aeppigkeit ihrer »Aufmachung" konkurrierenden Betrieben verhökert würde? Und ist die Ernährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt? Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Waarenhausbesitzer haben das Bedürfniß erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. Die Lebensmittelabtheilung wird meist, damit die Ausdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch, Käse, Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe, Butter, scharf Geräuchertes im selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, maller Frühe oft von Detaillisten der Nachbarschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, luftige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu haben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer gelabt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gemüsehalle, wie das Frankfurter Palmenhaus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt.



314 Die Zukunft.

Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Nnterm Dachgewölb die Bäckerei. In kühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butter; hinter hermetischem Verschuß Käse, Gewürze, alle stark riechende Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmackhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; kein Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliarden hinwarf); unvermittelterEinkaufvomProduzenten; eigene Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den selben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt derMilchmann, der Bäckerjunge, die Zeitungfrau; morgens und abends derSchlächtergeselle; der„Kaufmann" muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Amgegncnd ein paar feste Kunden hätten, auch dieZeitungsdistri-tribution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier, zwei Liter abgesahnter Milch, anderthalb Pfund Eßbuttc, eine Ente,dreiPfundSuppenfleisch,vierkleineRoihkohlköpfe,Roggen- und Weizenbrot wie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nelken, Kapern,Edamer,Kastanien,Iohannisbeermarmelade,Gurke, Essig und einenNapfkuchen ohne Rosinen." Ists weniger..schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus... Wer wagts? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendeinWertheim oderTietz, Emden oderIandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre derWandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten.



Daß in solchen Häusern dasFleisch wohlfeiler wäre als noch bei dem nach sechs Seiten tributpflichtigen Kleinmetzger, werden «uch die Herren Delbrück und vonSchorlemer nichtleugnen; aber denWegvielleichtwieder»nicht gangbar" finden. Der glatten GeschicklichkeitdesEinen,dernochanProvinzspitzensitte erinnernden, zwischen zu steiferWürde und zu leutsälicher Witzelsucht schwanken- den Redensart des Anderenfehlt leiderjede innere Wärme, jeder ins Volksgemüth klingendeTon. Sie erledigenAlles schnell und Zauber, gewissenhaft und verständig. Nnd Alles ohne Liebe. Nebelung.

„Muß denn über die königsberger Rede des Kaisers noch .einmal in breiter Ausführlichkeit geschwatzet werden?" So fragte ich hier vorachtTagen; und wagte, zu prophezeien, wiedasTreffen ausgehen werde. DerKanzler wird das in seiner Zeitung Gesagte wiederholen und die Mehrheit des Hohen Hauses für sich haben, die Ausbrüche loyaler Lehnstreue leisten und das Vergnügen erleben wird, ihre Gegner zersplittern zusehen. Fast geiwu so ists geworden. Fast. Die behende Evolution des sonst nicht leichtfüßigen HerrnvonBethmann konnte Keiner ahnen. Der Kanzler hat sein Wollen nicht auf die Wiederholung des in der Norddeutschen Verkündeten beschränkt, sondern eifernd versucht, das Ergebniß der Debatten vom November 1908 umzudeuten And zu beweisen, daß von gerechtemNrtheil kein Satz der königsberger Rede getadelt werden kann. Dabei immer die Oberlehrerfreude an haarscharfenAnterscheidungen. NichtFleischnoth, sondernFleischtheuerung; nicht demReichstag gegebene, sondern im Reichsanzeiger veröffentlichte Erklärungen; nicht der Deutsche Kaiser sprach am Pregel, sondern der König von Preußen. Man glaubt, die rothe Tinte zu sehen, die am Heftrand die Fehler rügte; glaubt, zu fühlen, wie gern magistraler Anwille den interpellirenden Schlingeln, weil sie sich so arg verschrieben haben, eine Strafarbeit aufbrummte; denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt. In dreifacher Gestalt steht der höchste Reichswächter vor des Betrachters Auge: als Philologe, Historiker, Politiker. Der Philologe prüftdenvorzweilahren imReichsanzeigerveröffentlichten Text (den er, wirklich inFleisch und Blut der selbeMann, als Vertreter des Kanzlers damals dem Bundesrath vorzulegen und zu kommentiren hatte); und übersieht die weitaus wichtigste



316 Die Zukunft.

Stelle: das den Kaiser heute noch ehrende Zugeständnis daß die Interview mit den Briten »großen Schaden" ins Reich gebracht, in den Hauptpunkten Anrichtiges verbreitet habe und daß kein. Kanzler die Verantwortung tragenkönnte.wenn, inöffentlich hörbarer Rede und im Privatgespräch, der Kaiser sich fortan nicht die Zurückhaltung auferlege, die für die Einheit der Politik und für die Autorität der Krone unerläßlich ist. Der Historiker behauptet, daß die Hohenzollern das preußische Volk und den preußischen Staat geschaffen haben, deshalb auch jetzt noch aus eigenem Recht in Preußen herrschen und diesen Rechtsanspruch nur auf Gottes Gnade stützen dürfen; und vergißt, wie der erstePreußenkönigzu seiner Krone kam, wie, im Sturm, Preußens Verfassung entstand, was in der Nacht nachdem achtzehnten März ISWFriedrichWilhelm der Vierte an seine lieben Berliner schrieb und durch welche Leistung in drei Kriegen und sechzig Friedensjahren das Bo-russenvolk denRechtsanspruch seinerMündigkeit vorAnfechtung gesicherthat.DerPolitiker preist, als dem Bundesrath vorsitzender Kanzler, im DeutschenReichstag die „fast beispiellose Arbeit der . großen Hohenzollern", macht aus einem mit leichter Hand wegzu»weisenden Windmondspuk den Gegenstand einer Staatsaktion; und merkt nicht, daß sein schartiges Wort an mancher schmerzenden Narbe schabt und der um weithin wirksame Losung verlegenen Schaar das Feldgeschrei liefert. Einen schlimmeren Tag als diesen, der ihm zunächst wohl ein Siegbringer schien, hat der fünfte Kanzler noch nicht erlebt. Seine letzten ernsthaftenVerteidigersindanihm irr geworden. Aus derTiefe steigt derGroll bis aufGipfel. „Da» gegen Bülow!" Neberall hört maus. Draußen lächeln sie wieder. And die Sozialdemokraten, die zu einer Dummheit ausgezogen waren, haben die zugkräftigste Wahlparole heimgebracht. „Der Novemberpakt zerfetzt! Preußens Volk nur die Stütze der Hohenzollern! Der Mehrer der Krondotation auf der Schanze des Absolutismus! Das Gottesgnadenthum als Geßlerhut auf der Stange!" SolcheFanfarewirbtStimmen; leider. Mußteessein? Wozu? Auchder Kaiser könnteso fragenund überdemrückblickenden Auge von Gram und Menschenverachtung die Stirn furchen lassen. „ Iet^ sindAlle für mich.Diedamals kein armesWort zu meinerVertheidigung fanden. WeilAlle vonmir morgen was wollen; in ihrer Noth mit meinem Namen Geschäfte zu machen hoffen. So wars immer; seit zwanzig Jahren hat Jeder versucht.



Reichstag.

317

Wenns schief ging, mich vorzuschieben; schien die Sonne wieder, dann saßIeder aufhohemPferd und langweilte mich mit derBe-theuerung seiner Pflicht und Verantwortlichkeit. Nur Einer war anders. Den ertrugmeine Jugend nicht... ImNovember 1908war dasCentrumdurchBülowsBluffunddurchmeineWahlabendrede verärgertund meine Herren Junker witterten schon die Morgenluft liberaler Regirung; Kinc illae irse. ImNovember 1910 empfehlen sich, im Dunkel vor einer schwierigenWahlschlacht, Beide zu Gnaden. Wenn ich übermorgen gegen hohenNahrungzollundfürden Evangelischen Bund spräche: ob ich fürtzeydebrand undtzertling noch der König aus eigenem Recht und vonGottes Gnaden wäre, dessen von tzimmelsglanz erleuchtetem Wollen auch der Unterthan, dems unbequem wird, sich demüthig beugen muß? Darauf allein kommts schließlich an. Die Reichstaselöhner denken am Ende gar, ich wisse nicht, wie sie im Kämmerchen reden. Von Gottes Gnaden! In dem Entwurf meiner Rede stand die Formel nicht; auch nichts vom Instrument destzerrn und von der Geringschätzung anderer Meinung. Daß mirs im Manöverjubel über die Lippe kam, habe ich mehr bedauert als Bethmann, aus dessen Briefen der sorgenvolle Flügelschlag ausgiebiger Arme hervorguckte. Nach der marienburger Reparatur konnte man mir Ruhe gönnen. Telegraphirte ich nicht noch am Tag der Interpellation aus Neudeck an Jacobi, den Artilleristen, ich freue mich, daß er .durch Gottes Gnade' das achtzigste Lebensjahr vollenden durfte? Das, Pauli Wort aus dem Ersten Korintherbrief und das Demuthbekenntniß der in Ephesus um Cyrill geschaarten Bischöfe konnte Bethmann benutzen. Den Schimpfern Eins auf den Schädel geben und den ganzen Kram als Bagatelle behandeln. Wozu mit der Elle wieder das von König und Volk Geleistete nachmessen und Abgestandenes aufrühren? Ich will nicht von meinem Novemberwort los und bin kein Objekt für Bärendienste. Anderthalb Jahre lang ließ man mich aus dem Gerede; riß sich Jeder wund, der an der Krone das Zünglein wetzen wollte; wurde in Nord und Süd nur der Kanzler gescholten. Soll die Geschichte etwa von vorn anfangen und ich mir an allen tzöfen nachtuscheln lassen, nur in dieserVoraussicht sei mein Auge auf Theobaldum gefallen? Danke. Kein Daimler bringt mich je wieder von meiner kühlen Firnhöhe. Und wennvonderWsrttdreschertenne dertzominingeruchzuBerg steigt, halte ich mir rasch die Nase zu; aus eigenem Recht."



318 Die Zukunft.

^^Heilpädagogien.

AZMährend einer Beobachtungszeit von etwa dreißig Jahren habe ich mir ein Urtheil über die Seelenzustände nervenschwacher Schulkinder zu bilden vermocht, das ich nicht als bloßen Wissens»stosf ohne Nutzenanwendung mit mir herumtragen will. Dabei handelt sichs um ein viel weiter verbreitetes Leiden, als Viele glauben. Wer selbst mit starker Nervenkraft begabt ist und wer seinen Blick nicht geschärft hat für die Beobachtung nervöser Leiden, wer zumal gar keine Gelegenheit zu ausgedehnteren Beobachtungen sucht und deshalb auch nicht findet, Der ist in dieser Frage nicht kompetent. Er ist auch leicht geneigt, die Schwäche der Anderen durch einen Vorwurf von sich abzuweisen und ein freundlicheres Eingehen aus die Noth der Klagenden als unwürdige Gefühlsduselei zu bespötteln; ist wohl auch der Meinung, daß Nervosität zum großen Theil auf Verweichlichung der Erziehung und auf strafwürdiger Willensschwäche des Zöglings beruhe, und empfiehlt deshalb Rück»kehr zur alten robusten Erziehung der Strenge und Abhärtung. Ein modern denkender Erzieher steht ganz anders zu dieser Frage. Er meint, die Nervosität dürfe den Schulkindern nicht ins Schuldkonto gebucht werden. Sie seien unschuldig daran und wären ohne Ausnahme viel lieber Kinder von unerschütterlicher Kraft. Wenn wir schon nach einer Lösung der Schuldfrage suchen, so kommt der ganze kulturelle Hochbetrieb in Betracht, die überhitzte geistige Arbeit fern von der stärkenden Natur bei der Mehrzahl der Erwerbenden. Um leben zu können, strengen Inzählige ihre Nerven über deren Kraft an und kommen trotzdem erst in späten Lebensjahren zu so gesicherter materieller Existenz, daß sie die Gründung einer eigenen Familie wagen dürfen. Oft kommen wirk»liche Verfehlungen der Eltern hinzu (Alkoholismus, sexuelle Ausschweifungen); aber selbst diese Fehler wurzeln vielfach in ungesunden sozialen Verhältnissen und sind auch Folgen einer der Natur entfremdeten, entgleisten Eesellschaftordnung. Späte Ehemöglichkeit fördert die Prostitution; und wer als Lunggeselle kein behagliches Heim hat, begrüßt im Gasthaus sein wahres Asyl. Doch wie der Arzt, der den Kranken vor sich hat, haben auch wir nicht nach der Schuld, sondern nach den Mitteln zur Rettung zu fragen. Wir sind nicht von so derber Moral, daß wir frischweg erklären: „Na ja, der Bengel ist eben ein Kümmerling und muß tauglicheren Menschen Platz machen; so wills das Gesetz der Auslese.“ Mit solchem Spruch wird sich in der Praxis seiner eigenen



Heilpädagogien.

3W

Familie kein Elternpaar zufrieden geben, das einem zarten Kinde das Leben geschenkt hat. Bei den Menschen kommt es nicht allern und nicht zuerst auf körperliche Kraft an: Kräfte des Geistes, des Gemüthes, des Willens können den Körper meistern. Es wäre interessant, festzustellen, wie große Kulturgüter und Fortschritte gerade solchen Menschen verdankt werden, die als Kinder schwächlich oder krankhaft nervös waren. Man denke nur an Melanch»thon, Voltaire, Kant, Friedrich von Preußen, Kaiser Wilhelm den Ersten. Wir wissen heute, daß angeborene Schwäche durch geeignete Pflege zum großen Theil überwunden werden kann. Ich habe es an mir selbst und an den mir Nächsten erfahren. Als Zwilling schwach geboren, habe ich in meiner Kindheit alltäglich mein rohes Ei essen und Leberthran trinken müssen und bin durch die rechte Pflege so stark geworden, daß ich als Student schon mit allen Anderen in Arbeit und Vergnügen Schritt halten konnte und seitdem Jahrzehnte lang von Schwäche und Nerven nichts mehr wußte. Mein ältester Sohn war auch sehr zarter Konstitution, aber ich habe Mittel gefunden, aus dem weinerlichen, ängstlichen, anfälligen Kindchen einen Lüngling heranzubilden, der sich an Körper und Geist jetzt mit den stark geborenen Altersgenossen messen kann. Er macht mit dem Rucksack seinen Marsch von zehn Stunden im Gebirge ohne Anzeichen der Ermüdung, hat seinen normalen Schlaf und Hunger und einen gegen das Wetter prächtig abgehärteten Leib. In der Unterprima hat er den zweiten Platz und seine Schulzeugnisse zeigen nur lobende Prädikate. Und den selben Erfolg hatte ich mit dem zweiten Jungen, der mit fünfzehn Jahren zu den 'besten Schülern der Obersekunda gehört und auch körperlich zu Kraft gediehen ist.

Wie wurde Das erreicht? Zuerst durch die rechte Diätetik der Seele. Die erregbaren Kinder, die vor Schulangst nicht schlafen konnten, wurden der Schule so lange fern gehalten, bis sie der unberechtigten Furcht ledig wurden. Ich habe (Dank der Schule, deren Großmuth mirs erlaubte!) das Unglaubliche möglich gemacht, daß mein Aeltester als Zweiter in der Unterprima sitzt, obgleich er erst seit ungefähr vier Jahren eine Schulbank drückt. Er müßte im normalen Verlauf drei Vorschulklassen mit drei Jahren und von Sexta bisUnterprima sieben, im Ganzen zehn Schuljahre haben und hat kaum vier. Das erreichte ich dadurch, daß ich ihn erst in der Quinta anfangen ließ und jeden Sommer von Ostern oder Juni an ins Gebirge schickte, wo er meist ohne jeden Unterricht durch Privatfleiß und durch den lebendigen Verkehr mit geistig angeregten Menschen seine normale Entwicklung auch im Geistigen



L20  
Die Zukunft.  
fand. Und das Selbe gelang mit dem Zweiten, der in Sexta begann, seitdem fast in jedem Jahr ein halbes der Schule fern blieb und seine nervöse Schwäche beinahe völlig abgelegt hat. Zahlreich sind die Briefe und Besuche von Eltern, die in ernster Sorge um das Leben ihrer nervösen Kinder meinen Rath eingeholt haben. Selten konnte ich ihnen so dienen, wie ich wollte. Noch fehlt es an Schulen, wo die schwachen und kränklichen Kinder in rechter Rücksicht auf ihre Schwäche erzogen und unterrichtet werden. In den großen Klassen mit ihrem nothwendigen Fabrik« betrieb verkümmern sie und leben jammervolle Tage. Die Schule erklärt mit Recht, daß sie zu schwachen Kindern in Rücksicht auf die nun einmal vorgeschriebenen Lehr- und Bildungsziele und in Rücksicht auf die Starken, Gesunden und deshalb mit Recht Bevorzugten nicht gerecht werden könne. Sie weist die Kinder, die eine normale Behandlung nicht vertragen, in Privatschulen, Landerziehungsheime und Sanatorien. Vielen wird dadurch geholfen; nicht allen. Auch in solchen Anstalten herrscht der Normal-Lehrplan mit den streng abgemessenen Klassenzielen; und wo Gleiches erreicht werden soll, werden im Wesentlichen auch gleiche Anstrengungen zu machen sein. Oft schadet sogar ein übertriebener Körperkultus den Nerven, die Ruhe brauchen oder doch nur gemäßigte und sorgsam zugemessene körperliche Bewegung. In den Sanatorien aber, wo die Kinder all Dies finden, fehlt es meist wieder an der rechten geistigen Kost. Unter Erwachsenen fühlen sich die Kinder zurückgesetzt und vernachlässigt, eingeengt und eingeschüchtert, namentlich aber gelangweilt. Sie wissen nicht, was sie mit dem endlos scheinenden Tag anfangen sollen, und leiden unter der Angst, daß sie immer mehr hinter ihren Altersgenossen in der Schule zurückbleiben. Diese Angst stört den Heilprozeß und verschuldet oft, daß die Patienten, in innerer Unruhe und Ungeduld, die Heilung nicht abwarten und mit den ersten, leichten Erfolgen schon zufrieden sind. Die zu früh in die Schule Zurückgekehrten erliegen dann bald wieder den alten Zuständen, schleppen so ihr Leiden von Klasse zu Klasse und erreichen die oberste mit einem für das ganze Leben untauglichen Körper. Das sind die unglücklichen Schwächlinge, die dann im öffentlichen Leben so leicht erliegen und die erschreckend wachsende Menge der Kandidaten für Irrenanstalten und für den Selbstmord bilden oder, wenn es nicht zum Aeüßersten kommt, mit Sorgen und Schmerzen hoffnungslos und freudlos hinvegetiren. Tausende solcher Kinder wachsen in unseren Großstädten auf und ihre Zahl wird zunehmen, je mehr die Großstädte wachsen und die gesunden Verhältnisse aus dem Leben der Miethkasernen-



Heilpädagogien.

321

bewohner schwinden. Wir wissen, daß in weitem Umkreis um Berlin schon von der Bauspekulation für solche Miethkasernen der Bauungsplan fertig vorliegt und polizeiliche Genehmigung hat, der zwölf Millionen Einwohnern Unterkunft geben soll. Man versuche einmal, sich klar zu machen, was diese Thatsache für die Zukunft der deutschen Jugend bedeutet!

Eine weitblickende Erziehungsreform wird das Bemühen aufgeben, mit untauglichem Werkzeug an den Lehrplänen zu basteln; sie wird Einrichtungen schaffen, die eine Aufzucht lebensstüchtiger Menschen ermöglichen und verbürgen. Die armen Kinder, die als Opfer ungesunder Zustände schon mit gebrochener Kraft ins Leben treten, müssen mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt, ihrer Natur gemäß behandelt und entwickelt werden. Wir brauchen Schulen und Asyle für das Heer der schwachen, nervösen Kinder, die in der Normalschule zerrieben' werden und ungerecht leiden, weil ihre Nervenschwäche als moralischer Mangel unter Strafe gestellt wird; die meisten angeblich oder thatsächlich ungezogenen, zerstreuten, trägen, unlustigen und unwilligen Schulkinder sind, krank. Statt sie anzuspornen durch Versprechungen, Tadel und Strafen, statt sie durch Nachhilfestunden noch mehr zu belasten und deshalb noch kränker zu machen, sollte man sie als Kranke behandeln.

„Was sollen wir thun?“ So fragen mich die mit Recht bekümmerten und doch hilflosen Eltern.

Meine Antwort lautet: „Helft uns Heilpädagogien schaffen!“

Anstalten, die sich gerade solcher schwachen Kinder annehmen und ihr ganzes Wirken nach den Bedürfnissen dieser Kinder einrichten; Sanatorium und Erziehungshaus sind, wo es zuerst und vor Allem darauf abgesehen ist, die Kinder gesund und tüchtig zu macheu, und wo neben dem erfahrenen Jugendbildner ein erprobter Nervenarzt waltet; Anstalten, die dem Schwächling eine Heimath geben, die gerade diesen auch im Gemüth schwachen und allen Einflüssen zugänglichen Kindern unentbehrlich ist; Anstalten, in denen sie, dem zu harten Zwang der öffentlichen Schule, dem zu hitzigen Wettkampf mit besser begabten oder leistungsfähigeren Kindern entrückt, Zeit, Ruhe und Stimmung finden, sich auf ihre eigene Natur und deren Gaben zu besinnen; Anstalten, die auf Berechtigungsscheine verzichten, sich aber den Ehrgeiz wahren, die der öffentlichen Schule auf längere oder kürzere Dauer entnommenen Kinder so in ihrem ganzen Wesen zu festigen, daß sie dann ohne beträchtliche Einbuße an Zeit wieder in den Wettkampf mit den gesunden Schülern eintreten können. Alles hängt an der rechten Oekonomie der Kräfte. Meine schwachen'Knaben haben in vier bis fünf Schuljahren er»

2S



Die Zukunft.  
reicht, was sonst neun erfordert. Durch rechte Ausnutzung der  
Lebensenergie konnte die Hälfte Schulzeit gespart werden.  
Ich hätte Lust, einen Versuch mit einem solchen Heilpäda-  
gogium in der Nähe von Berlin zu wagen; die rechten Männer  
zur Mitarbeit sind auch schon gewonnen. Ist die Zeit dafür schon  
reif? Die Antwort auf diese Frage kann ich selbst nicht geben; sie  
muß von außen her kommen. Eltern und Pfleger, die für das  
Lebensglück schwacher Kinder bangen, Menschenfreunde, die hel»  
fen wollen, die Lebenskraft unseres Volkes zu steigern, mögen sich  
mir verbünden. Dann wird sich erweisen, ob aus einem richtigen  
Gedanken bald auch die rettend: Tat erwachsen soll.  
Steglitz, Arndtstr. 33. Professor Dr. L u d w i g G u r l i t t.  
der Geschichte der Menschheit giebt es einige Bevorzugte,  
die ein gütiges Geschick, vom Zauberglanz ewiger Jugend  
umstrahlt, in die Ewigkeit eingehen ließ. Raffael, Giorgione,  
Watteau, Mozart, Schubert, Chopin, Andre Chenier, LordByron,  
Shelley, Keats, Aubrey Beardsley: sie Alle sind in der Blüthe  
ihrer Jahre dahingegangen, ohne daß der Vollendung ihres  
Schaffens Etwas zu fehlen scheint. Ia, es ist, als ob aus ihren  
Werken nur eine noch heißere Gluth hervorleuchte, die sie dem  
Herzen der Nachwelt besonders theuer macht, wie wir das An-  
denken eines jung verstorbenen Bruders zugleich als Erinnerung  
an unsere eigene Jugend inniger hegen und ehren.  
Zu diesen ewig jugendlichen Geistern gehört auch Alfred de  
Musset, obwohl ihn der Tod erst als Siebenundvierzigjährigen  
von der Last seines Lebensrestes erlöst hat. Denn in einem Alter,  
in dem Andere noch die Hochschule besuchen, gab er sein erstes Buch  
heraus und fast Alles, was seinen Namen unsterblich gemacht, ist

Alfred de Musset.')

\*) Der Dichter ist am elften Dezember 1810 geboren worden.



Alfred de Musset,  
323

von ihm zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr geschaffen worden. Seine Frühreife war erstaunlich, aber sie trug den Keim des frühen Todes in sich; und wie sie ihn zwang, in der kurzen Frist von zehn Jahren Jugend, Kraft und Genie in berausgender Fülle zu verschwenden und wie ein edler Renner das Leben zu durchrasen, so lies; sie ihn nachher ermattet und kraftlos am Wege liegen, in Betäubung und schweigend das Ende erwarten. Nachdem aber das kranke und ruhelose Herz zu schlagen aufgehört, hat das Schicksal im Antlitz des Toten die Falten geglättet, auf die bleiche Stirn den Schimmer immerwährender Jugend geküßt und seine schönsten Dichtungen mit goldenen Lettern in das Ewige Buch der Kunst eingetragen.

In Frankreich sind noch heute die Meinungen nicht geklärt, wem der Lorber des ersten lyrischen Dichters zu reichen ist, ob Lamartine, Victor Hugo oder Alfred de Musset. Für die gebildete Welt außerhalb seines Heimathlandes ist die Frage beantwortet. Mögen Lamartine und Victor Hugo auch große französische Dichter sein: Alfred de Musset hat die Schranken der Nationalität überwunden, er ist in die Weltliteratur eingegangen und sein goldumkränzttes Haupt ruht zu Füßen der wenigen Ganzgroßen im Reich der Dichtung.

Und seltsam genug: er ist viel französischer als seine beiden Mitsreiter. Lamartines elegische Weiche und Hugos Wortpracht und rauschende Fülle, die an prunkhafte Barockbilder mit stürmisch gebauschten Vorhängen und flatternden Fahnen aus der Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs erinnert, sind im Grunde gar nicht französisch oder stellen doch nur eine Seite der französischen Art dar. Das eigentlich Gallische, das Warmblütige, Großherzige, das, aus innerer Vornehmheit geboren, oft kühn, ja, verwegen über die Lippen springt, im letzten Augenblick aber gemildert durch eine geistreiche, lächelnde Wendung, die wie eine blitzende Degenklinge sich ehrfurchtvoll neigt: gerade Das ist die Eigenart Alfreds de Musset. Und er kommt geraden Weges aus der Blüthezeit französischer Lyrik, der Zeit Ronsards und Ioachims du Bellay, gleichsam als ob Boileau, Corneille und Racine nicht gelebt hätten (Erscheinungen, die man, mit Ausnahme Molières, sich aus der französischen Literatur wegdenken könnte, ohne daß ihr wesentlich französischer Charakter eine Einbuße erleiden müßte), und es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß die Vorahnin Mussets jene Cassandra Salviati war, an die Ronsard zehn Jahre hindurch seine schönsten Gedichte gerichtet hat, und noch mehr, daß er in direkter Linie von den Du Bellay-Langey abstammte, die Vettern



des gleichnamigen Dichters waren. Ein reizendes Madrigal Ron-  
sards lautet:  
Li c'est Ävmer, ^l«lame, et <le jour et äe nuict  
Kesver, sonder, penser le moyen de vous plsire, >  
Oublier toute cliose et ne vouloir rien ruire  
<Ju'g<lorer et servir ls besute qui me rmit,  
!zi e'est a^mer, de suivre un bonl^eur c^ui me luit,  
Oe me per<Ire mo>-mesme et 6'estre solitsire,  
Louikrir be^ucoup de mal, beaucou« crsin6re et me tsire,  
pleurer, crier mercv, et m'en voir eseon<luit,  
Li e'est s^mer, <le vivre en vous plus qu'en mo^mesrkie  
OscKer <l'un front jo^eux uns l^NAueur extreme,  
Lentir su fon6 6e l'ume un combst meZ^l,  
Onsu<l, froid comme ls fisvre smoureuse me trsite,  
l^onteux, psrlsnt ä vous, <le conkesser mon msl:  
8i cel,^ c'est seiner, kurieux je vous s^'me,  
/e vous a^me; et ses^ Kien que mon msl est fatsl:  
Le coeur le <lit ssse?, msis 1^ l^NAue est muette.  
Und Musset ruft seiner Ninon zu:  
^'sime, et je ssis rspon6re avee in6ikierence^  
)sime, et rien ne le dit; j'sime, et seul je le ss,is;  
Ilt mon secret m'est ener, et ekere ma svufirance^  
Lt j'si Kit le serment o"aimer s^ns esp6rs,nce  
^lisis non p2s ss,ns bonlieur, je vous vois: c'est ssse?.  
Sollte man glauben, daß zwischen diesen beiden Gedichten  
zweieinhalb Jahrhunderte liegen, und fühlt man nicht deutlich die  
Verwandtschaft des Tons und der Grundstimmung? Es ist be-  
fremdlich, beinahe unverständlich, daß ein Volk von der hohen Kul-  
tur des französischen sich von einem im Grunde so hölzernen,  
poesielosen Mann wie Boileau in seinem Werk „L'^,rt p«6nque"  
einfach diese Dichter aus der Literaturgeschichte wegstreichen und  
damit den Strom abdämmen ließ, der noch Leben und Kraft zeigen  
konnte. Fast zwei Jahrhunderte schwieg die wahre französische  
Poesie. Erst in Andr« Chenier erwachte sie plötzlich wieder. Da,  
war es nun kein Wunder, daß die Reaktion, die mit Victor Hugo  
einsetzte, zumal in der politisch schwächlichen Zeit, die dem Sturz  
Napoleons folgte, nach hallenden Worten, nach langtönenden,  
reichen Reimen, nach glühenden Farben und glänzenden Bildern  
griff, um sich von dem Schweigen zu erholen, um die Hörer auf-  
zurütteln und ihnen mit lauter Stimme zuzurufen, daß wieder  
französische Dichter erstanden seien. And in den Kreis, der sich als



Alfred de Musset.

325

Osns cle um Victor Hugo scharte, trat nun plötzlich der sieben-zehnjährige Alfred de Musset mit dem zögernden Geständnitz, datz auch er Verse mache. Mit zwanzig Jahren veröffentlichte er sein erstes Buch, die „(Pontes et ä ltslie“. Spanien und Italien: Das waren die Länder, nach denen die französische Lungromantik sehnsuchtvoll hinüberblickte. Da gab es Farben, Abenteuer, dunkeläugige Frauen mit rasch aufglühenden Herzen und Sinnen, Degen und Stilete. Und in diesem farbig überreizten, sinnlich entflammten Stil waren auch die Gedichte und kurzathmigen Dramen Mussets geschrieben, der danach als vollgiltiges Mitglied in das Oänacle aufgenommen wurde. Sehr bald aber machte sich doch bemerkbar, datz er nicht in die Fußstapfen Hugos trat, sondern seine eigenen Wege ging, deren Anfänge der literarisch scharfäugige Sainte-Beuve schon in seinen ersten Gedichten wahrgenommen hatte. Gegenüber der farbenprächtigen, bilderreichen Art Hugos war er von gesuchter Einfachheit; er verschmähte die sogenannten reichen Reime, gewann aber dadurch an Eindringlichkeit und Schärfe des Ausdrucks. Und er besasz Herz und besonders Geist und lietz sie, nicht nur tönendes Pathos, sprechen. Zugleich fing er an, erst leise, dann lauter, die Bestrebungen der Romantiker zu persiffliren, bis er mit der „Lallsäe 5, 1s l.une“ in der er sich nicht scheute, dieses Symbol aller Romantik mit einer geschwellenen Spinne zu vergleichen, alle künstlerischen Beziehungen zu ihnen löste. Damit war sein literarischer Ruhm einstweilen beendet. Victor Hugo wandte sich von ihm ab, für die Feinheit seines an Ronsard und die Plejade anklingenden einfachen Stils hatte oder zeigte man kein Verständnitz und viele „gebildete“ Leute, die seine Ballade an den Mond ernsthaft genommen oder auch nur von ihr gehört hatten, haben von ihm erst mehr erfahren, als der Dichter verstummt war und seine Stücke auf der Bühne erschienen. Die wahre Anerkennung hat er erst nach seinem Tode gefunden, wie es bei großen Begabungen, außer in der kulturell hoch entwickelten Renaissancezeit, fast immer üblich gewesen ist. AlsDreiundzwanzigjähriger veröffentlichte er dann sein zweites Buch Zpectacle 6sns un 5'äuteuil“, in dem die Abkehr vom Romantismus vollzogen war, das aber, wie von einem Lüngling, der noch nichts erlebt hatte, zu erwarten war, trotz einer überraschenden Begabung für die Form und funkelndem Geist noch viel Unreifes brachte. Immerhin stehen in dem Gedicht „^ämounn“ die Strophen über Don Iuan, die in der französischen Literatur unsterblich geworden sind. Kaum aber war sein Buch erschienen, als er die Bekanntschaft



326  
Die Zukunft.  
der Frau machte, die ihn nach kurzer Zeit in Venedig kaltblütig an seinem Krankenbett betrog. Diese Täuschung reifte ihn zum Mann, und als er nach schweren inneren Kämpfen die Leidenschaft besiegt hatte und wieder zur Feder griff, da war alles Unfertige in ihm überwunden, wie Schlacken vom Edelmetall abgefallen. Mit einem Schlag war er nun der große Dichter, dessen Verse, die mit seinem Herzblut geschrieben waren, von tiefer, lange nachhallender Empfindung zitterten. Meisterwerk folgte nun auf Meisterwerk. Nach kurzen Zwischenräumen schrieb er sein Medicäerdrama „Luren. ?accic>“, den Roman „Ls, duntessian <Z'un ent^nt clu sieele“, die Komoedien „Le OKangelier“ und „vn dsprico“, das Proverbe „Il ne taut jurer 6e rien“, dem dann später noch das Proverbe „Il taut <zu'une porte soit ouverte ou termee“ und das Drama „^sr. mosine“ folgten. Zugleich schuf er die Gedichte, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, die ^'uits 6e ZVlai, de Oecembre, ä'.^oöl und 6'Octobre, „Lucie“, die „Lettre ^ Lamartine“, die Stanzas an die Malibran, an Ninon, „I.'Tspoir en Oieu“ und später „Le Lou. veriir“ und „^.pres une leecture“. Sein dichterisches Genie schaltete nun mit souveräner Sicherheit; für jede Nuance der Empfindung stand ihm der zarteste Ausdruck zu Gebot, seine Verse hatten einen weichen und süßen Klang, wie die französische Dichtkunst ihn vorher nicht gekannt und nachher, trotz Verlaine und den belgischen Dichtern, in dieser Reinheit nicht wieder erreicht hat. Und diese Gedichte eben weisen ihm die einzigartige Stellung an, die er in der Literatur aller Völker einnimmt und, die ihn weit über alle nationalen Vergleiche hinaushebt. Es ist eine Schönheit des Wortes und der Empfindung darin, die ihresgleichen nicht hat, und auf manche paßt das Wort, das er seiner Muse in der „Mainacht“ in den Mund legt:  
Les plus <Z6esperes Ksrts les ckanls les plus beaux^  
Lt. j'en sais «l'immortel» <zui sunt <le pars sanglots. ... . > ^ , ,  
Er fühlte sich nun im Vollbesitz seiner Dichterkraft; und nie ist das Wesen des lyrischen Dichters zu innigerem Ausdruck gekommen als in den unübersetzbaren Versen aus dem Gedicht „^pres uns lecture“ die man kennen muß, um diesen dichterischen Genius voll zu würdigen:  
Oelui c^ui lIO scnt pas, ^uand la brise eloufíee  
Loupire au lond 6es bois son ten<tre et cka^rin,  
Lorlir sevl su Kasar^, ckantant c^uelczue reirain,  
,?lus lou c>u'OpK6lia, <le roniarin coiffée,  
,?lus ötuuicti o.u'un pa^e arnoureux u"une f<^e, . .  
Zur son ckspeau casse zousnl <lu tarnbourin;



Alfred de Musset.  
«27  
Lelui q^ii ne voit p^s, dans l'surore empourpree,  
l'lotter, l« br« vuver^, une oinbre íóolätr6e;  
Oelui gui ne «ent uus, ^,i>,Inc! lout est enäormi,  
k)uelciu<: c,liose qui l'üinie errer autour <le lui;  
delui qui n'entenä p^s une vuix äplore  
^lurnrurer 6^ns sour^e et l Apeler i^miz  
delui u^ui n's, v^s l^m: ä tout ^uinuis aim^nte,  
i)ui n ^ pas pour lout bien, pour unic^ue l\_>on!>enr,  
ve venir lenteinent voser s«n krönt reveur  
Zur un krönt jeune et krsis, ^ tr^sse oüorante,  
l^t <le sentir 2U^«i d'une tôte elrurin^nts  
vie et behüte <lescénóre il^i« son cœur^  
Oelui ^ui ne sait vus, <lurg,nt les nuits brül^ntes  
(ui 5ont v^lir <j'^inour l'etuile de Vónus,  
Le lever en surs^ut, su,ns raison, les vieäs nus,  
Nsrcner, prier, pleurer <les l^rmes ruissel^ntez,  
<lev^nt l'inkini juiniire cles msins tremblantez,  
l^s ceeur vleirr <le vitie uo^r d^s rnsux ineonnus^  
(ue celui-ls, r^ture et burbuuüle ä sun aise;  
Il peut, tcuit ^u'il vuuär^, riiner s tour cle br^s,  
Ksvsu6er l'oripe^u <^u'»n apnelle antitksse  
l^t s'en ^ller sinsi ^uzc^u'iiu l>srol^ON!Nse,  
l'rainant ses talons lous les sots <l'ici-bas;  
Lr!>,n<l nomine, si l on veut; msis poste, non pa,s.  
Seelisch Zarteres als die vorletzte Szene aus „Le OKanclelier"  
und die beiden letzten Szenen von „^armosirie" ist in keiner Dich-  
tung zu finden. And Mussets Novellen „Ammelino" und >,l^e iils  
du 1'itien" stellen sich an die Spitze aller Meisterwerke gleicher Art,  
wie Turgenjew und Heyse neidlos anerkannt haben. Auch hier  
ists eben nicht allein der Dichter, der das Wunder vollbringt; der  
Mensch mit dem vollen, heißen Herzen findet, ohne sie zu suchen,  
immer die Töne, die unmittelbar wieder zu Herzen gehen und dem  
Leser in dem Dichter ein:n Freund und Begleiter fürs Leben  
schaffen. Wer einmal den tiefen Reiz dieser Dichtungen empfun-  
den hat, kehrt immer wieder zu ihnen zurück, um von Neuem den  
warmen Hauch zu spüren, der ihnen entströmt und mit seltsamem  
Zauber das Herz umfängt. Mit wenigen Ausnahmen hat man bei  
anderen Dichtern doch immer das Gefühl des Erdichteten, während  
hier die Seele unmittelbar zur Seele spricht und man der Wahr»  
heit durch einen leichten, dunklen Schleier ins unergründliche Auge  
zu blicken meint. Diese Empfindung ist es, die den sonst nicht leicht  
überquellendenTaine trieb, amSchluß seinerGeschichte der englischen



328  
Die Zukunft.  
Literatur (und zwar eigentlich ohne zwingenden Anlaß) Musset dem Engländer Tennyson gegenüber zu stellen und die schönsten Worte zu sprechen, die über ihn gesagt worden sind und die in dem Satz gipfeln: „delui.l^ au moins n'a Smais menti", im Munde Taines ein Lob von besonderer Tiefe. Seltsam genug: die Mitwelt hat diesen Poeten in seiner künstlerischen Reife kaum bemerkt. Wie Heinrich Heine erwähnt, mußte die Welt, in der er lebte, wenig von ihm, obwohl der Herausgeber der „Kevue 6es äeux KlonSes", Bu» loz, der früh genug diesen Genius würdigte, in seiner Zeitschrift fast Alles von ihm zum Abdruck brachte. Ms diese ewigen Gedichte als „?o6sies nouvelles" gesammelt 184U erschienen, blieben sie un» beachtet. Und ihr Verfasser war damals erst dreißig Jahre alt. Ob diese Vernachlässigung nicht dazu beigetragen haben mag, den Dichtermund so früh verstummen zu lassen?  
Erst als in seinen letzten Lebensjahren die ausRußland heim-gekehrte Schauspielerin Frau Allan-Despreauz in seinem Stück „Un Oaprice" einen großen Erfolg errang und nun auch die besten seiner Bühnenwerke in das ständige Repertoire aufgenommen wurden, erst da wurde sein Name bekannter. Zu spät für ihn; die- ser Erfolg konnte ihn nicht mehr zu Neuem anregen. Seine Auf» nahme in die H.cA66mie 5ran?Äise konnte es natürlich noch we» niger. Und als er in der Nacht nach dem ersten Maitag des Jahres 1837 die Augen für immer schloß, hatte er seit einer Reihe von Jahren nichts von Bedeutung mehr geschrieben. Nur in der 1850 erschienenen „Osrmosine" hatte er noch einmal den ganzen Zau» ber feiner Seelenkunst aufleuchten lassen und Gestalten von einem inneren Adel geschaffen, die wie durch einen Silberschleier von der Welt der Wirklichkeit geschieden sind. In ihnen ist das Gefühl lebendig, das dem Dichter einst — als Variante zum ^,när6a 6el Zarto — die an sprachlicher Schönheit die Originalfassung über» treffenden Worte eingegeben hat:  
I^es poeles se sont trornpös; ce n'esl pss 6u rnal I^ui  
est l'ariAe <Z6cKu, — c'est celui <1e l'sincmr, c^ui s,prös le grun<j  
«uvre ne voulul p^s c^uitter Is terre, et tsri<jis czue ses frsres  
iernoM^ient s,n ciel, I^issä tornber ses ailes su pied 6e Is  
Zu den Füßen der Schönheit hat auch er gekniet, der Engel  
hat ihm den süßesten Sang auf die Lippen geküßt und unter dem  
Schutze seiner silbernen Flügel hat er, trotz Allem und Allem, ge-  
standen, sein Leben lang.  
Hamburg. Theodor Suse.



^ . Bei Tolstois. 329

>^ Bei Tolstois.

W^ei meiner Ankunft in Iasnaja Poljana fand ich die Gräfin Sofia AtzN, Andrejewna Tolstoi in heftigen Schmerzen. Sie schrie laut und riß sich Alles vom Leibe. Die agonieähnlichen Schmerzen waren weder durch heiße Umschläge noch durch Cocain oder Atropin zu lindern. Die Kranke schrie Tag und Nacht. Im Haus war Alles fassunglos. Aus den wenigen Worten, die ich mit dem Grafen Tolstoi wechselte, gewann ich die Ueberzeugung, daß er keine Hoffnung mehr habe und den Tod der Kranken als unvermeidlich ansehe.

Ich ging in das Krankenzimmer, um die Gräfin zu untersuchen, sah aber bald, daß es während dieser Schmerzen unmöglich sei. Ich forderte Morphium, spritzte ein Viertelgramm ein und legte Eis auf die Geschwulst am Unterleib. Die Kranke wurde ein Wenig ruhiger. Nach der Besichtigung neigte ich zu der Annahme, daß eine ulcerirende Cyste vorhanden sei, die eine Operation nöthig mache, und wandte mich an Tolstois Sohn Andrej mit der Bitte, ein Telegramm wegzuschicken, das meine Assistenten aus Moskau herbeirief. Neben dem Krankenzimmer richtete Dr. Tschekan einen Raum für die Operation her. Dem Mann und den Kindern sagte ich, meine Diagnose sei zwar nicht ganz sicher; ich halte aber für wahrscheinlich, daß sich eine ulcerirende und zerfallende Cyste gebildet habe. Dann erklärte ich Tolstoi den Vorgang im Körper.

Er sagte: „Das ist interessant. Ia, ja, so muß es wohl zugehen.

Ich kehrte mit Dr. Polilow in mein Zimmer zurück und wir besprachen die bevorstehende Operation. Dabei erwogen wir alle in Betracht kommenden Umstände: die ungenügende Desinfektion und das schlechte Licht des Raumes; etwa denkbare Komplikationen: Peritonitis, Perforation; das erschöpfte Nervensystem der Kranken; ihr Alter; außerdem ihre soziale Stellung und Bekanntheit; das Interesse, das nicht nur Rußland, sondern auch das Ausland an der Kranken hatte; die Wirkung der Operation auf Tolstois Leben und Thätigkeit; die ungeheure Verantwortung, die ich auf mich nahm. Dabei wieder» holte ich, daß ich, nach so ungenügender Untersuchung, meiner Diagnose nicht absolut sicher sei und daß vielleicht einer der Kollegen mich eines Besseren belehren könne. Für jeden Fall mußten wir einen angesehenen Zeugen alles Geschehens vor wie während der Operation haben. Dr. Polilow schlug ein Konsilium vor. Nach einer Wendung zum Günstigen konnte die Gräfin vielleicht in ein moskauer Krankenhaus geschafft werden. Ich bat den Grafen Andrej zu mir, theilte ihm meinen Entschluß mit und forderte ihn auf, mit dem Vater alles Nsthige zu besprechen. Wir beschlossen, Professor Phenomenow aus Petersburg herbeizurufen.

Andrej sprach mit seinemVater und kam dann mit seiner Schwester Maria und deren Gatten, dem Fürsten Obolenskij zurück. Sie sagten, ihr Vater und sie Alle seien gegen unseren Vorschlag. Sie vertrauten



Die Zukunft.

mir und glaubten nicht, daß eine neue Konsultation nothwendig sei. Ich wiederholte mein Anerbieten und rieth, das Gutachten einer unbetheiligten Autorität nicht gering zu schätzen. „Meine Diagnose ist nicht sicher. Vielleicht treten neue Umstände ein, die eine Operation überflüssig machen. Auf diese Weise vermeiden wir, was Ihnen so schrecklich vorkommt.“ Schließlich stimmten sie zu und das Telegramm an Professor Phenomenow ging ab. Nach unserer Berechnung konnte er in der Nacht nach dem Freitag eintreffen und Sonnabend früh die Entscheidung fallen.

Am Freitag verschlimmerte sich der Zustand der Kranken. Die Schmerzen wichen nicht, die Temperatur stieg und drohende Symptome einer Peritonitis wurden merkbar. Wir verbrachten die Zeit in gedrückter Stimmung.

Um sieben Uhr abends kamen meine Assistenten Gaitschman und Ulitin aus Moskau mit den nothwendigen Instrumenten und Verbandzeug. Mir wurde etwas leichter zu Muth; ich fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Die drohende Perforation, die jede Minute eintreten konnte, traf uns jetzt nicht mehr unvorbereitet.

Inzwischen kam von Phenomenow die Antwort, daß er Sonnabend früh eintreffen werde. Die Assistenten gingen an die Vorbereitung zur Operation; Alles war in regster Thätigkeit.

Etwas leichteren Herzens legte ich mich schlafen, obwohl der Zustand der Kranken sich allmählich verschlimmerte. Als ich um sechs Uhr erwachte, erfuhr ich, daß Professor Phenomenow noch nicht gekommen sei. Das Befinden der Kranken war seit dem Abend nicht verändert.

Ich untersuchte mit den anderen Aerzten die Gräfin und fand, daß die Operation jetzt unbedingt nothwendig und nicht mehr aufzuschieben sei. Wenn der Darm sich nicht bald leerte, wurde die Operation (durch die Blähung) unmöglich und der Tod der Gräfin gewiß.

Die Aerzte stimmten meiner Auffassung zu. Ich benachrichtigte die Familie. Um neun Uhr morgens machten wir Versuche, die keinen Erfolg hatten. Da sagte ich zu den Kindern: „Wenn die Kranke nicht sofort operirt wird, stirbt sie. Und so wichtig die Mitwirkung des Kollegen Phenomenow mir wäre, bin ich doch gezwungen, unverzüglich zur Operation zu schreiten.“

Die Kranke klagte während der ganzen Zeit, daß sie mit diesen entsetzlichen Schmerzen nicht weiter leben könne. „Also zerschneiden Sie mich!“ sagte sie.

Ich ging zu Tolstoi und sagte ihm, die Operation müsse sofort vorgenommen werden.

Er antwortete: „Ich sehe den Zustand meiner Frau mit trüben Augen an; sie ist gefährlich krank. Der grohe feierliche Augenblick des Todes naht, der versöhnend auf uns wirkt. Wir müssen uns dem Willen Gottes fügen. Ich bin gegen eine Einmischung, weil sie den erhabenen Todesakt stört. Wir Alle müssen heute, morgen, vielleicht in fünf Jahren sterben. Ich verstehe, daß Sie nicht anders handeln



Bei Tolstois.

331

können. Ich schalte mich ganz und gar aus; bin weder dafür noch dagegen. Da versammeln sich die Kinder; auch mein ältester Sohn Sergej kommt. Die mögen entscheiden. Außerdem müssen Sie natürlich die Kranke fragen. Wenn sie nichts dagegen hat, thun Sie, was Sie wollen."

Ich sagte: „Vielleicht ist die Operation nicht nöthig. Aber zeigen Sie mir ein Mittel, das die Kranke von ihren Schmerzen befreit. Ich weiß kein anderes Mittel als die Operation."

Tolstoi erwiderte: „Schmerzen sind nothwendig; sie bereiten uns auf den großen Augenblick des Sterbens vor."

Ich sagte: „Lassen wir diese Auseinandersetzung. Ich bin nicht hergekommen, um Sie zu überzeugen, sondern ich wollte Ihnen meine Meinung sagen, die nun zum desinitiven Entschluß geworden ist. Ich gehe zur Kranken und frage sie. Und bitte Sie, das Selbe zu thun."

Tolstoi ging fort und kam mit dem Bescheid zurück, die Kranke sei mit der Operation einverstanden. Auch die Kinder erklärten nun die Operation für nothwendig. Tolstoi hatte ihnen das Selbe gesagt wie mir.

Die Kranke wünschte, von den Angehörigen Abschied zu nehmen, nachdem sie gewaschen und angekleidet war. Das geschah. Auch das Gesinde kam und nahm weinend Abschied. Dann rief die Kranke ihre Tochter Maria zu sich und bat um Papier und Bleistift, um sich von dem abwesenden Sohn Lew zu verabschieden.

11 Uhr WMinuten: Wirbeginnen, noch imSchlafzimmer, mit der Narkose. 12 Uhr8 :dieKranke wird in denNebenraum gebracht. 12 Uhr 17: sie ist nochnichtbewußtlos. 12UhrW: der Bauchschnitt wird gemacht. Bei derOeffnung des Bauchfells trafen wir ein vergrößertes Oinsntuin; nachdem die Eingeweide auseinandergeschoben waren, konnte man die Cyste (Geschwulst) sehen. Da sie dünnwandig und mit serumartiger Flüssigkeit gefüllt war, vergrößerte ich den Bauchschnitt, um zu vermeiden, daß sie innerhalb der Bauchhöhle platze. Die Cyste wurde dann leicht herausgezogen. Die Operation dauerte ungefähr sechsundzwanzig Minuten. Die Narkose verlies günstig: keine Cyanose, kein verringerter Puls. Neigung zu Erbrechen. Nicht der kleinste Blutverlust.

Als die Bauchwunde vernäht war, ließ ich der Familie sagen, die Operation sei beendet. Alle Gegenstände wurden aus dem Operationzimmer entfernt und der Raum gereinigt. Ich war tüchtig in Schweiß gerathen, und bat um irgendein Kleidungsstück. Die Tochter Maria brachte mir den Schlafrock des Vaters. Ich zog ihn an und ging in das frühere Schlafzimmer, um derFamilie die entfernte Cyste zu zeigen.

.. Pejm Verlassen des Zimmers traf ich Tolstoi. Er war blaß und finster, schien aber ruhig, fast gleichgiltig. Sein Blick fiel auf meine Hand und er fragte ganz gelassen: „Sind Sie fertig? Das da haben Sie entfernt?"... ...

Ich ging nach unten, um mich umzukleiden, Alle Kinder Tolstois k,amen zu mir, unterhielten sich fröhlich und fragten nach dem Verlauf der Operation.



Die Zukunft.

Nach dem Umzug ging ich wieder nach oben ins Eßzimmer, wo ich mit Dr. Gaitschman das Protokol aufsetzte.

Das Frühstück verlief in lebhaftem Geplauder. Tolstoi erschien nicht. Als er mir dann aber begegnete, sagte er, er habe wenig Hoffnung auf einen guten Ausgang, da die Kranke weiter über Schmerzen klage und behaupte, sie leide genau so wie vor der Operation. Es sei, als ob ihr Leib auseinandergerissen würde. „.

Außer Tolstoi durfte Niemand die Kranke sehen. Er meinte:

„Haben Sie die Operation nicht vergebens gemacht?" Ich antwortete:

„Der Zustand ist bedenklich, aber sicher besser als vor der Operation."

Danach fuhr ich ins Freie und traf bei meiner Rückkehr bereits einen festlich gedeckten Tisch. Man wartete aus Professor Phenomenow.

Er kam vor Acht.

Bei Tisch saß ich neben Tolstoi; mir gegenüber Phenomenow.

Das Gespräch betraf allgemeine Angelegenheiten, nicht die Gesundheit der Gräfin. Tolstoi war ernst, aß aber mit seinem gewöhnlichen Appetit und bemühte sich, dem neuen Gast liebenswürdig zu scheinen.

Nach Tisch gingen Professor Phenomenow, die Assistenten, zwei Söhne Tolstois und ich in mein Zimmer. Hier wurde die Krankheitsgeschichte durchgenommen. Dann besuchten wir die Kranke. Phenomenow fand ihren Zustand für den ersten Tag befriedigend; er hätte, den Umständen nach, schlimmer sein können. Auf die Frage eines Sohnes, wie die Sache nun weiter verlaufen werde, erwiderte er, morgen könne man mit größerer Gewißheit darüber sprechen. Das Selbe wiederholte er dem alten Grafen.

Beim Abendthee wars, in Gegenwart des Hausherrn, ziemlich lebhaft. Um zehn Uhr sahen wir noch einmal nach der Kranken und gingen dann schlafen.

In der Sonntagsfrühe hatte sich der Zustand der Kranken sichtlich gebessert. Phenomenow brachte der Familie diese gute Botschaft, Tolstoi blieb ruhig, schien aber sehr erfreut; er trug den Kopf höher und sah zuversichtlicher drein.

Nachdem wir jede Möglichkeit besprochen hatten, nahm Professor Phenomenow von Allen Abschied und erhielt von Tolstoi zum Andenken eine seiner letzten Schriften mit Widmung.

Vier Tage nach der Operation, als die Kranke außer Gefahr war, verließ ich Tolstois Haus und fuhr nach Anapa. Vorher hatte ich mir ausbedungen, daß mir über den Zustand der Kranken täglich Bericht erstattet werde, damit ich im Nothfall rechtzeitig zurückkehren könne.

(Aber der Zustand der Gräfin blieb gut.) Als ich Tolstoi Lebewohl sagte, war er allein in seinem Arbeitszimmer, trug sein gewöhnliches Morgenkleid und las. Er war finster und empfing mich einsilbig. Ich schilderte ihm den Zustand der Kranken und sagte, daß die ärztliche Pflicht mich zur Abreise zwingt. Er wußte, daß ich telegraphisch nach Moskau zur Konsultation gerufen worden war. Er blieb schweigend sitzen; stand auch nicht auf, als ich Abschied nahm, sondern wandte sich



Theuerung.

333

halb um, reichte mir die Hand und murmelte ein höfliches Wort in den Bart. Sein Verhalten bedrückte mich; offenbar war er unzufrieden. Doch hatte weder ich noch einer der Assistenten Grund zu solcher -Unzufriedenheit gegeben. Am Ende war seine Verdrossenheit der Uebermüdung zuzuschreiben.

In ihm hatte ein heftiger Kampf getobt. Die eine Hälfte seines Wesens sollte ihm genommen, die Einheit seines ganzen Lebens zerstört werden. Eines Tages sagte er zu der Kranken: „Nun liegst Du im Bett, gehst nicht umher und ich höre Deine Schritte nicht in den Zimmern. Da kann ich gar nicht recht lesen und schreiben. " Und als er sie nach der Operation besuchte, sprach rührende Zärtlichkeit aus dem Blick und der Stimme, wenn er eine scherzhafte Bemerkung machte.

In sein stilles, gleichmäßiges Leben war etwas Fremdes, Feindsäliges eingedrungen. Eine Menge fremder Leute, die das ganze Haus auf den Kopf stellten und Alle nöthigten, nur an die Operation zu denken und über sie zu sprechen. Dabei hörte man immer und überall das Stöhnen und Schreien der Kranken. Ein schweres Verhängnis; brach über das Haus herein und bedrückte Alle. Tolstoi blieb den Kindern fern; er ging in den Park und betete. Was mochte in dieser Einsamkeit seine Seele erlebt haben? Daß ein Mißgefühl zurückblieb und sich gegen den Hauptschuldigen, den Operateur, richtete, ist begreiflich. Einen Monat danach war ich wieder in Iasnaja Poljana; sah die freundlichen, anhänglichen Kinder, die Gräfin und den gastfreien Hausherrn. Tolstoi empfing mich mit bezaubernder Liebenswürdigkeit; ganz wie ein Gentleman. Seine Redeweise war bescheiden, gewählt und ungemein freundlich. Ich sah den jungen Tolstoi vor mir. Der Unterschied zwischen diesem und dem alten (aus der Abschiedsstunde) war so groß, daß ich mir sagte: „So wie jetzt wird er sich Dir nie wieder zeigen. Aber diesen letzten Eindruck von Tolstoi kann Dir Niemand nehmen. Der bleibt Dein.

"

Petersburg. Professor WassilijFeodorow Snegirew.

Volk steht auf, der Sturm bricht los!" Wir erleben eine Hungerrevolte nach der anderen; aber keine von der gefährlichen Sorte. Statt Pulver, Blei und Säbel giebts Petitionen, Interpellationen, Diskussionen. Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Die Klage über die Theuerung der Lebensmittel schlängelt sich nun seit drei Jahren durch die Gespräche ernsthafter Leute. In Deutschland und in Oesterreich hat die Gefährdung der Fleischnahrung die Betroffenen aufgerüttelt. Vor dem Tempel des Reichsrathes in Wien wurden die Fahnen des Aufruhrs aufgepflanzt. Das Volk rief nach dem Blut Theuerung.



Die Zukunft.  
argentinischer Rinder, Und siehe: die Einfuhr argentinischen Fleisches wurde erleichtert. Aber die Quantitäten, die zum Verkauf kamen, waren leider zu klein, um den Hunger Aller zu stillen. Im oberösterreichischen Landtag, in dem Parlament der Bauern, wurde beschlossen, die Regierung zur Prüfung der Frage aufzufordern, ob die Grenze für ausländisches Vieh und Fleisch zu öffnen, die Zoll- und Handelspolitik zu revidiren sei. Eine Fanfare also aus Trompeten, die Agrarier an den Mund gesetzt hatten. Der Reichsrath muß den Bericht des Ausschusses über die Theuerungfrage im Plenum behandeln. (Das „Fortwursteln" wäre in diesem Fall innig zu wünschen; denn an Wurst fehlt's ja gerade.) Die Wiener haben mehr Temperament als die Weltstädter an der Spree. Die Agitation wurde dort mit größerer Verve betrieben als im kühlen Norden. Der Deutsche Reichstag hatte sich gleich nach den Ferien mit der Sache zu beschäftigen. Die Sozialdemokraten wollten wissen, was der Reichskanzler gegen die Lebensmitteltheuerung zu thun gedenke; die Konservativen gaben zu, daß eine „bedauerliche Vertheuerung des Fleisches in vielen Städten eingetreten" sei, und fragten, was der Reichskanzler vorschlagen werde, um die Steigerung der Kleinhandelspreise in den Städten zu hemmen, ohne den Wunsch nach vermehrter Vieheinfuhr zu erfüllen. Die Interpellationen wurden vom Staatssekretär Dr. Delbrück und vom preußischen Landwirtschaftsminister Freiherrn von Schorlemer beantwortet; und aus Allem, was vorgebracht wurde, hörte man nur das Nein. Die Regierung ist nicht in „der Lage", irgendetwas zu thun. Die Maßregeln zum Schutz der inländischen Viehzucht müssen bleiben. Der Einschleppung von Viehseuchen muß um jeden Preis vorgebeugt werden. Die Minister erklärten, daß an die Oeffnung der Grenzen nicht zu denken sei; auch dürfe man nicht von einer Fleischnoth, sondern höchstens von einer Theuerung einzelner Fleischsorten sprechen. Der Herr Landwirtschaftsminister gewährte den nach Fleisch Hungernden den Trost, daß Fleisch nicht das einzige, nicht ein unbedingt notwendiges Nahrungsmittel sei. Man könne die Fleischnahrung zum größten Theil ersetzen. Die Vegetarier werden damit einverstanden sein. Alles Petitioniren und Interpelliren ist fruchtlos geblieben. Vielleicht irrt also das Volk und es giebt gar keine Theuerung. Doch im Süden denken auch die Regierungen anders als im Norden. Bayern hat die Zulassung französischen Viehs durchgesetzt. Die bayerische Regierung hatte vom Bundesrath freilich mehr gewünscht: Zulassung der Einfuhr lebender Schweine aus Oesterreich, Erleichterung der Vieheinfuhr aus Dänemark, Aufhebung der Zölle auf Mais und Futtergerste, Ermäßigung der Frachten für Futtermittel; aber nur der erste Wunsch wurde erfüllt. Aus Furcht vor den Agrariern? Deutsche Viehhändler haben das beste Vieh auf dem pariser Markt aufgekauft. Die Preise gingen in die Höhe, weil nicht genug Vieh da war, um den Bedarf zu decken. Daß man an der Seine nicht gern die feinsten Rinder nach Bayern, Württemberg, Baden verkaufen sieht, ist erklärlich. Die



Theuerung.

pariser Fleischer wünschen ein Ausfuhrverbot oder mindestens einen hohen Ausfuhrzoll. Da sieht man den eiroulus vitiosn«. Die Länder sind bei der Versorgung mit Fleisch auf einander angewiesen. Dänemark, Frankreich, Oesterreich-Ungarn produziren mehr Vieh als Deutsch» land, das die stärkste Bevölkerungzunahme (900000 Menschen im Jahr), also den am Schnellsten wachsenden Bedarf hat. Ginge es im Staatsleben nach der Vernunft, so müßte Alles geschehen, um die Ergebnisse der Viehzucht zu steigern, und jedes Futtermittel von Zoll frei bleiben, damit die Viehhaltung nicht zu theuer wird. Ist das Rohmaterial theuer, so ists auch das Produkt. Bei uns wurde der Maiszoll seit dem Jahr 1926 fast verdoppelt (auf 3 Mark für den Doppelcentner): der Gerstenzoll ging von 2 auf 1,30 Mark zurück. Die Folge ist eine Minderung der Maiseinfuhr von 11Vs auf 6Vs Millionen Doppelcentner (seit 1905/06) und eine Zunahme des Imports von Futtergerste von 19 auf 27 Millionen Doppelcentner. Das Plus hier kann das Minus dort nicht ausgleichen: denn Mais ist durch Gerste in der Viehfütterung nicht zu ersetzen. Das Wachsthum der Bevölkerung verlangt eine reichlichere Versorgung mit Lebensmitteln: ein Plus von 50 Millionen Kilo Fleisch im Jahr ist nicht zu hoch gerechnet. Dazu die Milch von 5000Z Kühen mehr. Wird dieses Bedürfnis gedeckt? Die Frage sollte man erst nach ernster Prüfung beantworten. In den ersten neun Monaten des Jahres 1910 wurden an Fleisch und Fleischwaaren rund 19 Millionen Kilo in das deutsche Zollgebiet eingeführt. 500000 Kilo weniger als in den selben Monaten des Jahres 1909. Die Einfuhr von frischem Rindfleisch aus Dänemark und den Niederlanden (den Hauptbezugsquellen) war größer, der Import von Schweinefleisch dagegen wesentlich niedriger. Diese Ziffern lehren, wie es mit der Deckung des Bedarfes steht. Und der Viehauftrieb auf den Schlachtmärkten? In den ersten neun Monaten des Jahres 1910 war (nach der Statistik über den Viehverkehr an den vierzig wichtigsten SchlachtviehmZrkten Deutschlands) eine Steigerung (im Angebot von Rindern. Kälbern, Schafen und Schweinen) von 8>/s Prozent gegen das Vorjahr zu verzeichnen: und im ersten Halbjahr 1910 hat der gesammte Fleischvorrath 12,98 Millionen Doppelcentner, 230000 mehr als im ersten Semester 1929, betragen. Darunter sind 165320 Doppelcentner Pferdefleisch (163424 Doppelcentner), die abgezogen werden müssen. wenn von Fleischnahrung im landläufigen Sinn gesprochen wird. Bleiben also 61604 Doppelcentner (6,16 Millionen Kilo) mehr als im ersten halben Jahr 1909. Erforderlich ist, im richtigen Verhältnis; zur Bevölkerung^unahme (aufs halbe Jahr gerechnet), ein Plus von 25 Millionen Kilo. Die Einfuhr ergab, wie ich sagte, in den ersten neun Monaten 5000J0 Kilo weniger. Das wären im halben Jahr vielleicht 300000 Kilo. Der Vorrath war um 6,16 Millionen größer; so bleibt ein Plus von höchstens 6 Millionen Kilo, An der Menge, die zu fordern war, haben im ersten Semester 1910 also rund 19 Millionen Kilo gefehlt. Ob man dieses Resultat als ausreichendes Zeugniß für



336  
Die Zukunft.  
eine Fleischnoth ansehen will oder nicht: darüber scheint im Deutschen Reichstag nur noch das Parteiinteresse zu entscheiden.  
Die Steigerung der Preise wird auch von den Staatsministern nicht geleugnet, sondern „als wahr unterstellt“. Das Statistische Amt der Stadt Dresden hat einige Ziffern ermittelt. Im Durchschnitt kosteten Fleisch und Fleischwaaren 1899 1,89, im Jahr 1909 aber 2,20 Mark pro Kilogramm. Die Steigerung beträgt 16,2 Prozent. Vollmilch ging um 1A, Magermilch um 16Vs, Molkereibutter um 12,9, Weizenmehl um 30,7, Roggenmehl um 21 bis 23, Brot um 13 bis 15 Prozent (die größte Preissteigerung bei der schlechtesten Sorte!) in die Höhe. In dem Jahrzehnt, um das es sich handelt, sind auch die Löhne besser geworden, so datz ein Theil der gesteigerten Kosten des Lebens durch die vermehrten Einnahmen gedeckt war. Was aber bedeutet eine Zunahme von 55 Pfennigen im durchschnittlichen Tagesverdienst gegen die unbestreitbare Vertheuerung von Fleisch und Brot? Auf der einen Seite ein Plus von 18V2, auf der anderen ein Aufschlag von fast 32 Prozent! Der Landwirthschaftsminister hat festgestellt, daß für das Jahr 1910 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 30 Kilo Fleisch kommen werden; also ganze achtzig Gramm täglich. Und trotzdem waren die Ziffern der Jahre 1909 und 1908 noch höher. Sicher ist ja, daß die Fleischpreise nicht den Viehpreisen entsprachen. Fleisch bleibt theuer, auch wenn der Viehpreis sinkt. Das erklärt sich durch die Einwirkung eines „kommerziellen“ Umstandes, mit dem die Landwirthe nichts zu thun haben, Rinderfilet kostet im Laden 1,8« bis 2 Mark, auf dem Markt 1,20 bis 1,W Mark. Kalbsschnitzel bekommt man im Waarenhaus für 1,60 Mark, während man im Laden 2 Mark fürs Pfund bezahlen muß. Die Waarenhäuser bieten alle Sorten Fleisch zu Preisen an, die niedriger sind als die der Schlächterläden. Die Fleischer sind über die „Schmutzkonkurrenz“ der Waarenhäuser empört; aber über ihren Beschwerden steht doch wohl das Interesse des Konsumenten, für das in der „Ramschbude“ besser gesorgt wird als im Spezialgeschäft. Auch eine Preisermäßigung im Engrosverkehr färbt noch lange nicht auf den letzten Preis ab. Der ist durch so viele Zwischenglieder vom Ausgangspunkt entfernt, daß eine Bewegung, die dort beginnt, schon von langer Dauer sein muß, wenn ihre Ausläufer bis ans Ende reichen sollen. Wie beim Fleisch, ists, zum Beispiel, auch bei der Butter. Der Großhandelspreis für Butter Erster Sorte betrug im Oktober A3 Mark für den Doppelcentner gegen 270 Mark im Oktober 1909. Das bedeutet einen Rückgang um 11Vs Prozent. Im Kleinhandel war das VerhSltniß 2,66 gegen 2,72 Mark fürs Kilo; seit dem Vorjahr also nur eine Ermäßigung um 2Vt Prozent. Daß die Agrarier die „großkapitalistischen Tendenzen“ für die Theuerung verantwortlich machen, ist leicht zu begreifen. Der Unterschied zwischen Vieh- und Fleischpreisen und manches unvorsichtige Wort haben ihnen die Berechtigung zu ihrer Ansicht geliefert. Als dieser Tage die Sperre über den berliner Schlachthof (wegen des Aus-



Von Gottes Gnaden.  
Hsaulus,dermitDrohcnundMorden solangewider dieLünger  
8^? des Herrn geschnaubet hatte, ward aufdemWegegegenDamas-  
kus vomLicht des Himmels umleuchtet, vonIesu Stimme gerufen  
und in derStadt dann,nachdem es ihm,unterderhanddesAna-  
nias, wie Schuppen vom Auge gefallen war, zum Christglaubcn  
bekehrt. Dieser Erleuchtung dachte er, der nun Paulus hieß, da  
er, am elften Sonntag nach Trinitatis, aus Philipp! an die Ko-  
rinther schrieb: „Unter den Aposteln bin ich dergeringsteund,weil  
ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe, des Apostelnamens im  
Grunde unwürdig. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.  
Und seineGnade hatsichanmirnichtvergebensbemüht;viel mehr  
denn alle anderen habe ich gearbeitet. Dennoch ist nicht mir das  
Erreichte zu danken, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." In  
der selben Epistel sprach er: „IhrseidGottesAckerund Baugrund  
und wir sind Gottes Mitarbeiter. Als einweiscrBaumeister habe  
ich, der von Gottes Gnade ist, für denGrund gesorgt.auf dem ein  
Anderer bauen soll. Ein Jeglicher aber sehe zu, wie er darauf  
baue." In diesen Sätzen bekennt fromme Demuth: Der gnädige  
Wille des Höchsten hat meinLeben erleuchtetund aus demDunkel  
des Irrwahneshat mir Blinden den Weg in die Klarheit gewiesen.  
Vierhundert Jahre nach der Zeit des Ersten Sendschreibens an  
die Korinther, alsNestorius vonKonstantinopel das menschliche  
vom göttlichenWesen Christi scheiden wollte und sein Widersacher,  
Cyrillus vonAlezandria, um die irdischeAbkunft des vergotteten  
Menschensohnes zu heiligen, dieAnbetung derLungfrauMaria  
als neuen Kult heischte, wurde nach Ephesus ein Konzil einbe-



31» Die Zukunft.

rufen: und in dieser Stadt, wo Herostratus einst (in der Stunde, die demMakedonenAlexander oasLeben gab) denArtemistem-pel angezündet,wo dertarsischetzeidenmissionarPaulus der jun-gen Christenheit die stärkste Gemeinde erworben hatte, kam, in den heißen Tagen des cyrillischen Sieges über die Nestorianer, auch Pauli bescheidenes Wort zu neuer Ehre. Die versammelten Bi-schöfe beschlossen, die Formel clei grstia vor ihre Titel zu fetzen, als ein sichtbares Zeichen der Demuth, die sich von Gottes Gnade abhängig fühlt. Seit dann dem Bischof vonRom, als dem Nach-folger des Apostels, auf dessen Felsenfestigkeit Jesus die Ge-meinde gebaut hatte, so viel Macht zugewachsen war, daß er sich Christi Statthalter auf Erden nennen durfte, schien ihm die For-mel zu eng. Oei et^postolicae Seclis Zratia: sosolltesiefortan lauten. Sollte den Bischöfen einprägen, daß sie, um ihres Sitzes sicher zu sein, zu Gottes Gnade auch die des Papstes sich erhalten müssen. Von den Trägern geistlicher Würde übernahmen die Karlinge, die in dem BischofArnulph von Metz ihrenAhnherrn ehrten und von der Legende die Stammtafel mit den Namen aquitanischer und brabantischer Heiligen schmücken ließen, die ephesische For-mel. Wohl erst nach Pippins Krönung und der Gründung des Kirchenstaates, die dem Patrimonium ?etri die Stützen und Ge-fahren weltlicher Macht schus. Mochte Karl in seiner Lernbegierde mitAlkuin undEinhard.AngilbertundTheodulfwie mitimRang Gleichen, wie mitFreunden derFreund verkehren und oft gar als dankbarer Schüler zu ihrer Lehrweisheit aufblicken: das Bewußt-fein erhöhender, über den Troß hebender Weihe blieb in ihm le-bendig; und der kräftigste Vertreter kaiserlicher Theokratie, den die Reichsnothwendigkeit trieb, die Kirche inseinenDienstzu zwin-gen, durfte, ohne Mißverstand fürchten zu müssen, von sich sagen, daß er durch Gottes Gnade Oberhaupt des Imperiums gewor-den sei. Die Zumuthung, vor dem Sterblichen auf dem römischen Apostelsitz sich zu beugen, hat mit unwiderstehlicher Wucht dann Otto der Große abgewehrt, als er Johann den Zwölften der An-zucht und Simonie, des Meineids und Tempelraubes anklagen und von Petri Stuhl stoßen ließ und obendrein die Römer durch Eidschwur verpflichtete, nie wieder ohne seine Zustimmung einen Papst zu wählen.DerGewaltige, der Leo dem Achten, dem Mann feines Vertrauens, mit eiserner Faust wieder den Weg auf die Sella gebahnt, denGegenpapstBenedikt ausRomin den deutschen



Von Gottes Gnaden.  
Norden geschleppt und den diesem Nsurpator anhangenden Stadt-  
präfektcn mit den Haaren ans Neiterdenkmal des Marcus Au-  
relius geknüpft, auf einem Eselnacktdurch die Tiberstadt gepeitscht  
und dann aus dcrenMauern verbannt hatte,warHerr auch über  
Rom; war nun jedem Papst überthan. Von Gottes Gnaden.Doch  
erst ein langes Halbjahrtausend nach Ottos Tod in Memleben  
kam die Formel überall in Gebrauch, wo ein Herrscher unum-  
schränkt über das Leben und die Habe ihm Nnterthaner gebot.  
Dann eist gewöhnte die Christenheit sich in den Anblick, in die  
Vorstellung eines Kaisers oder Königs, der laut künden läßt, er  
habe seine Krone, ohne Mitwirkung irdisch Gezeugter, von Gott  
empfangen und sei fürsein(durch keinGesetz jegebundenes, durch  
keine Schranke begrenztes) Handeln nur dem höchsten Herrn des  
Himmels und der Erde verantwortlich. Leicht konnte da geschehen,  
daß aus dem Wort derDemutheinWort desHochmuthes wurde  
und in Fürstenhirne sich der stolze Wahn einnistete, mitdem Gold-  
reif habe anch eine besondere Kraft, eine den Gekrönten vorbc-  
haltene göttliche Weihe sich um ihre Schläfen geschmiegt und die  
Empfänger solcher Gnade seien über den gemeinen Haufen er-  
haben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Walten eines im  
NnermcssenenthronendenGeistesschrumpste oft allzu schnell und  
wich dem Wonnebewußtsein, in einem großen oder kleinen Erden-  
winkel, als ein von Gottes Gnade Auserwählter, des höchsten  
Weltwillens Vertreter, Verkünder zu sein. Die Sätze des Ko-  
rintherbriefes schwanden fast spurlos aus dem Gedächtniß. Wem  
frommte nun noch die Erinnerung? Paulus hatte geschrieben,  
nur durch die Gnade Gottes sei ihm, dem geringsten, unwürdig-  
sten aller Apostel, beschieden gewesen, Gutes und Großes sogar  
zu vollbringen. Mancher König und Kaiser sprach: In mir wirkt,  
aus mir redetGott, dessenGnade mich krönte, und anReckMund  
Sitten, anWollen undWünschen des Gehudels da unten knüpft  
mich drumkeinerPflichtfesselIndesBand; daeineEuch unhörbare  
Stimme mir dasNothwendige, dasNützlicheinsOhrraunt, weiß  
ich allein, was morgen geschehen und wie meines Reiches Ord-  
nung, um dafür geeignet zu werden, beschaffen sein muß.  
„I^e Premier qui lut roi tut un soläat Keureux." Als nach diesem  
Vers in Voltaires „^erope", die in Lyon, mit Talma und der  
Rcmcourt.vor italienischen Gästen aufgeführt wurde, ein Klatsch-  
gctos dcmErstenKvnsul gehuldigt hatte,ließBonapartc dcnauch



Die Zukunft.  
für die Theaterpolitik verantwortlich. Graf von Chaptal von Chanteloup kommen und fragte ihn, weshalb er gerade dieses Stück für die Festvorstellung gewählt habe. Weil, war die Antwort, die lyoner Schauspieler nur diese Tragoedie rasch herausbringen konnten. »Dann wäre besser gewesen, ein paar Tage zu warten. Ich will nicht, daß man dieses Stück spiele; weder hier noch in Paris. Ein vom Glück begünstigter Soldat wurde der erste König! Welchen Sinn hat diese populäre Redensart? Wer sich bis auf die Höhe des Thrones zu heben vermag, ist der erste Mann seines Jahrhunderts. Da soll man nicht von Glück schwatzen; nur von Verdienst auf der einen, von Dankbarkeit auf der anderen Seite kann die Rede sein." Diese Abneigung von dem Brauch, das Königsrecht auf Kriegsglück und Gewalt zu stützen, war auch bei denen zu spüren, die den Machtsitz auf glatter gebahntem Weg erreicht hatten als der Artillerist aus Ajaccio. Sehr früh auch der Drang, das Herrschergeschlecht einer Götterreihe zu verknüpfen. Große Menschen galten der griechisch-römischen Mythologie oft als Göttersöhne (Alexander, Platon, Pythagoras); und aus der altjüdischen, in die Legende von Jungfrauenempfangniß fortwirkenden Neberlieferung wissen wir, wie gern in der Welt dieser Vorstellung der Menschenantheil an der Zeugung wichtiger Männer eingeschränkt und ihr Ursprung göttlicher Mitwirkung zugesprochen wurde. Isaak und Joseph, Samuel und Simson: der Neberragende war das Kind greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter, war, wie Jesus, vielleicht gar der Sohn einer vom Manne nie berührten Jungfrau; und die Phantasie der Volkheit konnte träumen, die besondere Wesensart solcher Männer, die, nach dem Plan einer Vorsehung, ihrem Stamm Großes erwirken sollten, sei göttlicher, nicht menschlicher Zeugerkraft zu danken. Konnte sich mit dem Gedanken trösten: Weil ihn ein Gott schuf, wuchs er höher als wir armen Menschen samen entsprossen. Und da der König stets aller sterblichen Menschengröße scheitern mußte, war in allen Zeiten und Zonen das Mühen fühlbar, ihm im Glauben die Weihe göttlicher Abkunft zu sichern. »Wie dürfte er über uns herrschen und seiner Brust, seinem Hirn das Recht zur Vorschrift unserer Lebensordnung entnehmen, wenn nicht aus anderem Stoff gefügt wäre als wir?" Die Könige von Hellas sahen in Zeus ihren Ahnherrn; Romulus, den ersten Römerkönig, hat, nach uralter Sage, Mars im Schoß der Vestalin Rea Silvia gezeugt; und im Germanen-



Von Goltes Gnaden.  
Mythos ist Wotan der Stammvater der tzeerkönige. War jungen Völkern, deren Fühlen noch dumpf, deren Denkvermögen noch winzig war, denn zuzumuthen, demRathkühlerVernunft zu folgen und aus freiem Willen sich dem Wink eines ihnen Gleichen zu beugen, weil er geeignet sei, ihren nationalenWünschen die Erfüllung zu bescheren? Wo sie gehorchen sollten, mußten sie einen HauchgöttlichenOdemswittern; ihr König durfte nicht einMensch wie andere Menschen sein.Nnd diesemKönig, der oft als Eroberer ins Land gekommen war, konnte die Berufung auf das immer verhaßte Recht des Siegers nicht behagen; wenn er ohne hemmende Schranke herrschen, die Gesetze nach Belieben aufheben oder ändern, nach Bedürfniß oder Willkür über die Habe derNetherthanen verfügen und selbst von Gekränkten und Beraubten als in der Glorie Thronender angebetet sein wollte, brauchte er einen stärkeren Rechtsanspruch, der doch milder schien und die Gemüther nicht zum Zorn aufreizte. Deshalb war die ephesischc Formel ihm willkommen. Die paßte noch in die Vorstellung der Zeit des Byzantinischen Kodex, des dantischen Traumes von der Weltmonarchie und der Nbiquität des Kaiseradlers, des bedenkenlos gläubigen Satzes: „Den König müßt Ihr als Einen denken, der in seines Herzens Schrein alle Rechte gespeichert hat." Der Zustand genügte demBedürfniß; und wardrum erträglich. Die Völker hatten in der vom tzimmerglanz umleuchteten Krone einen der Anbetung würdigenGegenstand und die Könige konnten dasRecht auf schrankenlose Gewalt aus dem übersinnlichenUrsprung ihres tzerrscherberufes ableiten. Jahrhunderte gehen und kommen; und in willenlos frommerDemuth dulden inOst und West die Völker den sanften oder hartenDruck derHand eines Imperator oderBasilus, Kaisers oder Königs von Gottes Gnaden. Noch im sechzehnten Jahrhundert der Christenzeit sagt William Barclay (in demTraktatOe regn« et regali potestaie aciversus monarcKomackKos), die Monarchie sei das irdischem Blick sichtbare Abbild des göttlichenRegimentes; nur vonGott, der die Völker höchstens einmal alsWerkzeug zumThronbau benutze, habe derKönig seine Krone und sei drum, so lange ernichtwiderGottesGebot handle, unantastbar und noch als ein Ungerechter, als der ärgste Tyrann dem Rrtheil und der Rache des Volkes entrückt; denn ihm habe, als dein einzig von Gott zur Herrschaft Berufenen, das Volk sich mit all seinenRechten und Sitten, seinem Besitz und seiner Kraft, mit



Die Zukunft.

Städten und Aeckern, Land und Wasser unterworfen und damit auf jede Möglichkeit verzichtet, die einmal hingegebenen Rechte und Gewalten je wieder zurückzufordern; als ein Theil oder Abglanz göttlicher Majestät sei die Gewalt des Königs weder an Recht noch an Brauch, weder an Volkswünsche noch an den Rath Edler gebunden und jeder Versuch, sie zu fesseln oder ihrem Willen den Weg zu sperren, als frevle Auflehnung wider die göttliche Weltordnung anzusehen. Und der in Frankreich lebende und lehrende Schotte wurde bald von dem Italiener Albericus Gentilis noch übertrumpft, der den König gegen den unwürdigen Verdacht, der Hüter des Gemeinwohles zu sein, verwahrt und ihm das Recht zuschreibt, jeder launischen Regung die unlösliche Fesselkraft des Gesetzes zu geben. Freilich nur einem König, der auf der Erde keinen Herrn über sich anerkennt und auch in Sachen des Glaubens, ohne des Papstes oder gar eines anderen Kirchenfürsten zu achten, das entscheidende Wort spricht. »Ein König im wahrsten Sinne des Wortes ist nur, wer sich in keiner Angelegenheit, geistlichen oder weltlichen, auch nicht in der allergeringsten, dem Richter-spruch eines Anderen unterordnet. Der König steht nur unter Gott und ward allein berufen, auch die älteste Gesetzestafeln nach eigenem Ermessen auszulegen. Was dem König paßt, ist Gesetz. Er ist ein auf Erden wandernder Gott und seine Macht reicht weiter als die in vorchristlicher Zeit dem Vater über das Kind, dem Herrn über den Sklaven anvertraute.« Nögefähr eben so denkt Hobbes, der in dem Buch „De cive« den Nnterthanen verpflichtet, auch ungerichtlichem, vom Gesetz unzweideutig verbotenem Befehl der Obrigkeit blind und stumm zu gehorchen, dem König die Befugniß vorbehält, den Sinn der Heiligen Schrift zu deuten und die Glaubenssatzung vorzuschreiben, den Besitz des Bürgers von der Willkür des Herrschers begrenzen, mehren und mindern läßt und als ein Vorrecht der Königsmacht verkündet, im ganzen Nmkreis ihres Waltens mit alle Nnterthanen bindender Kraft die Normen der Sitte und Sittlichkeit zu bestimmen, Ehre und Schmach zu prägen. Ungefähr wie die Lehre Barclays und der Stuartvertheidiger Gentilis und Salmasius klang diese Rede. Nur glommt in Thomas Hobbes kein Fünkchen mystischen Glaubens. Der Mann, der das Wort vom Krieg Aller gegen Alle sprach und die Behauptung, der Zweck könne jedes Mittel heiligen, nicht scheute, war den Römern näher als dem Galiläer und benutzte die Re-



Von Gottes Gnaden.

345  
ligion nur als Werkzeug zur Festigung der Staatsallgewalt. Mit  
Macchiavelli, dem beredtesten Anwalt des Absolutismus, hätte  
er sich verständigt; auch mit dem Doktor Luther, der rieth, wider  
Vernunft und Wissen, wenns die Obrigkeit befehle, zn glauben,  
die Addition von Fünf und Zwei ergebe Acht. Nicht so leicht mit  
Bossuet; der Bischof von Meauz wäre ihm allzu christlich und da-  
neben allzu kritisch gewesen. »Der Königsthron ist der Thron  
Gottes, nicht eines Menschen. Als Diener Gottes, von, dem alle  
Macht kommt, handelt der König: deshalb ist seine Person, als  
eines Statthalters Gottes, heilig; ist sie vom höchsten Herrn selbst  
gesalbt und auserwählt, hienieden den Willender göttlichen Ma-  
jestät zu vollstrecken. Der Friede jedes Gemeinwesens ist bedroht  
und das Staatsgefüge in Lebensgefahr, wenn das Volk sich  
das Recht zuspricht, aus irgendeinem Grunde sich in Empörung  
gegen den König zu wenden. Denn in dem König lebt der ganze  
Staat." (Tout l'ôkt est en lui: das Wort steht in der Schrift?o.  
litique tiree des propres paroles de l'écriture Sainte». Daß Ludwig  
der Vierzehnte nie gesagt hat: „l.'ôtat c'est moi", scheint heute fast  
gewiß; daß ers nicht im April 1653, als gehorsamer Schüler Ma-  
zarins, der damals noch »der Staat" war, gesagt haben könne,  
hat schon Fournier erwiesen. Doch hätte der Satz nur mit der  
Deutlichkeit eines Entschüchterten ausgedrückt, was jeder Abso-  
lutist empfinden mußte. Nnd unter den Reden Napoleons fand  
ich eine, in der, noch 1813, der Kaiser zu den in die Gesetzgeber-  
versammlung Abgeordneten spricht: »Wer mich angreift, greift den  
Leib der Nation an. Was ist ein Thron? Ein mit Sammet über-  
zogenes Holzgestell. In der Sprache der Politik bin ich der Thron.  
Nur ich bin der Vertreter des Volkes. Ich bin der Staat.") Solche  
Sätze Bossuets hätten dem englischen Materialisten, der den „Le-  
viathan" schuf, nicht gefallen; doch auch das Rügerecht und den Ein-  
spruch ins Monarchenamt hätte er dem genialisch eifernden Kron-  
prinzenerzieher nicht eingeräumt. Der sah, beinahe noch aus dem  
Auge eines Augustinus oder Tertullian, die unter dem Wink und  
unter der Hut des dreieinigen Gottes stehende Majestät des aller-  
christlichsten Königs; und schrieb dennoch: »Etwas vom Wesen der  
Gottheit lebt in dem König und flößt den Völkern Furcht ein. Aber  
vergeht nicht, Ihr Götter aus Fleisch und Blut, aus Staub und  
Schmutz, daß Ihr eines Tages sterben werdet wie andere Men-  
schen! Nur für eine kurze Zeitspanne trennt die Größe die Glieder



Die Zukunft.  
des Menschheitkörpers; das allen gewisse Ende stellt die Gleichheit wieder her. Weil den Königen alle Gewalt von oben kommt, schulden sie Gott Rechenschaft und dürfen die Gewalt, die ihnen ergab, nicht nach willkürlicher Laune anwenden. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die vom Himmel stammende Macht zum Bösen gebrauchten. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so gestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Wer von Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Wie der König die Hand vom Blut Nnschuldiger rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wundenschlägt als das Schwert. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ekklesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbeschworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, spricht der Prediger Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viele Worte macht und keins davon hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen: so stehts unter den Sprüchen Salomos, des von David gezeugten Königs; und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauern beraubte Stadt. Durch unbedachte, verwegene Rede hat mancher König Nnruhe gestiftet. Drum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellet Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe!" Der Erzieher, der so zu seinem Zögling, zum Dauphin von Frankreich zu sprechen wagt, ist weit von dem Glauben an die Allmacht und Allweisheit, Allgegenwart und Allwissenheit der Könige. Ist, all in seiner Frommheit, dem Bracton, der die Möglichkeit sah, der Statthalter Gottes könne sich in einen Satanspriester wandeln, näher als dem ungläubigen Thomas aus Malmesbury. Mit hartem Wort rügt er die Willkürherrschaft; und tritt für den Absolutismus als Kämpfer «ur "n, weil ihm die



Von Gottes Gnaden.  
Völkernoch gottmenschlicher Führung bedürftig, noch nichtreiffür die Aufgabe scheinen, ihres Schicksals Ring selbst zu schmieden. Wie sie bald danach, auf der Angelninsel zuerst, dann im Frankenreich, reiften und, im stolzen Bewußtsein der Mündigkeit, aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre langten, ist auch auf diesen Blättern oft erzählt worden. Der asiatisch-egyptische Spuk zerflattert; und der Wirbelwind, der über den Aermelkanal ins Reich des Heiligen Louis weht, fegt des Dunstes letzte Schwaden in den Wolkenkehricht. Just in den Ländern, wo einfältiger Glaube einst der Hand des Königs die Kraft zur Heilung von jeglicher Siechthumsform zugetraut hat, richtet man nun die Könige, köpft die unter dem Auge der höchstentzimmelsmacht Gekrönten und schließt mit denen, die der erwachsene Volkswille leben läßt, Verträge, in denen die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau abgegrenzt werden. Der Begriff der Monarchiebildetsichum; paßtsichneuerNothwendigkeit an. Wer König heißen will, braucht nicht mehr, wie Saul in Israel, der an Körpermaß Längste, nicht, wie Herodots Aethiopierkönig, jedem Blick als der Kräftigste erkennbar, braucht auch nicht von der Weis-sagung einerSybille alsWeltinonarch.ErlöserundFriedenbringerempfohlenzusein. Gewissenhafte Haushalter und tüchtigeGeschäftsführer werden gesucht. Ein Volk, das die Stuarts oder die Lilienlouis erlebt hat, wäre nicht vondemBilde desNormannenherzogs zu blenden, der, als SohnRoberts, des Teufels derNormandie, und einer Kürschnerstochter, im raschesten Ritt den Bogen zu spannen vermag, dessen Sehne der Griff eines britischen Edlen, auch eines mit beidenBeinen auf festem Grund stehenden, niemals noch vomBügelzumSchaft herabzog. Kriegerkunst, dem Eroberer unentbehrlich, scheint an dem Erhalter, Verwalter des Staates kaum noch wichtig. Die heroische Zeit des Königsgedankens ist überlebt. Auch der Machtstreit mit der Kirche längst schon entschieden. Seit der erste Papst Gelasius anAnastasios Dikoros, den Basileus von Byzanz, geschrieben hatte: „Weil am Tag des Jüngsten Gerichtes die Nachfolger Petri auch vom Wirken der Könige Rechenschaft zu geben haben, lebt in der Priestergewalt höhereBedeutung.heiligere als in irgendeiner Königsmacht“, war der Primat unter den Trägern geistlicher und weltlicher Gewalt streitig gewesen. Durchs ganze Mittelalter hin. Nun war die Saat der Reformatoren auch in Römerland aufgegangen. In dem Ent-



A8

Die Zukunft.

schluß des zweiten Calixtus, von der Stunde des Wormser Konkordates an dem Kaiser das Recht zur Belehnung der Bischöfe mit Reichsgut und Kirchenregalien zu gewähren, hätte der kleinste Territorialherr jetzt nicht mehr ein ausreichendes Zugeständnis der Kurie gesehen. Am hellen Tag wenigstens öffnet sich dem von Rom her in den Bereich weltlichen Regimentes vordrängenden Einfluß fortan kein Schließenthor. Der Priester, der dem Akt der Krönung die im Volksempfinden nachhallende Weihe giebt, ist noch willkommen. Doch mancher König betont schon laut, daß die Krone nicht von einem Papst oder anderen Fremden empfangen, sondern „aus eigenem Recht“ auf's Haupt gesetzt habe. Von Gottes Gnade? Die alte Formel hatte so gute Dienste geleistet; wozu sie ohne Zwang opfern? Sie putzte den Titel des Kaisers, den der Pfalzgraf vor seines Gerichtes Schranke lud und dem in der Wahlkapitulation, für den Fall schuldvollen Fehles, die Absetzung angekündigt worden war. Wie im Patrimonialstaat, dem ins Weite gedehnten Erbgut einer Familie, so hatte sie auch in der Lehensmonarchie gegolten, die auf Eide gegründet, durch Eidbruch zu lösen war. Der Kluge bewahrt Ehrwürdiges, bis er fahren lassen muß. Auch der hinter das Goldgitter eines Vertrages gezwängte König mag sagen: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Doch soll er, der Solches spricht, an den demüthigen Apostel Paulus denken, nicht an Karl Stuart und den Sonnenkönig. Woher nähme eine Europa, deren Antlitz von Zweifelssorge durchfurcht, von schlimmer Erfahrung verrunzelt ist, je noch Monarchen, wenn, nach dem Wort des Aristoteles, nur Einer, der, wie ein Gott die Menschheit, alle Mitlebenden überragt, des Königstitels würdig wäre, nur, nach dem Prahleruf des Korsen, der erste Mann seines Jahrhunderts den Thron besteigen dürfte? Rückfälle in den Brauch der Wahlmonarchie findet der Europas Leib umkreisende Blick heute ja höchstens noch auf den von Asiens Sonne gewärmten Flächen der Ostflanke. Dahin holt man aus Sigmaringen, Kopenhagen, Koburg einen Prinzen, aus Potsdam einen Offizier, aus Genf einen grauen Verschwörer: und kürt ihn zum Fürsten. (Weiler Halb-gott und Herosscheint? Nein: weil ernützliche Familienbeziehungen hat oder im Wahl-land Anhang zu werben wußte.) Der Westen weicht, wenn nicht zur Republik abschwänkt, nicht von der Erbmonarchie, die alt und schon dadurch den Meisten heilig ist und zwar selbst den Nützlichsten auf den Thron hebt.



Von Gottes Gnaden.  
aber durch tausend Gefühlserinnerungen, durch die Gemeinschaft  
langen Erlebens, guten und schlimmen, geschirmt wird und für alle  
Zeit den Wettbewerb um die höchste Staatsstelle mit seiner rnh-  
losen Wirrniß und eklen Massenvergiftung ausschließt. Das Ziel  
aller Kämpfe für Volksrecht und Verfassung war, den monarch-  
ischen Staaten einen Zustand zusichern, der dem König jede Mög-  
lichkeit zu nützlichem Wirken läßt und ihm jede Möglichkeit nimmt,  
dem Lande zu schaden. Nun mag der vom Zufall der Geburt (oder  
des Todes) mit dem Erbrecht Beschenkte herrschen. Die Namen, oft  
nur die Namensziffern wechseln; der König, der zur Regierung be-  
rechtigte Sohn der Dynastie, kann niemals sterben. Und wenn die  
Dynastie ausstürbe: wer vermag sich vorzustellen, daß statt einer  
Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach dann ein aus landfremdem  
Haus gewählter Mann in Oesterreich, Preußen, Bayern die Krone  
trüge? Die Tage solcher Wahlmöglichkeit scheinen für immer dahin.  
Weilsie allzu deutlich offenbaren würde, daß der so Gewählte nicht  
von Gottes sondern von Volkes Gade ist? Diese Offenbarung könnte  
dem Wahn, der sich „Zeitgeist“ dunkelt, nur schmeicheln. In der  
Frühe des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Joseph de Maistre:  
„Ich bin es, der die Könige einsetzt: also stehet geschrieben. Und diese  
(nicht etwa als Redensart oder Rhetorenbild eines Predigers zu  
nehmende) einfache und leicht faßliche Wahrheit gilt auch für die  
Gebiete der Politik. Gott setzt die Könige ein; er pflanzt die könig-  
lichen Geschlechter, läßt sie in einem Gewölk, das ihren Arsprung  
verhüllt, reifen und erst hervortreten, wenn Ruhm und Ehre sie  
krönt. Der Mensch kann wohl da als Werkzeug nutzbar werden, w>  
einem souverainen Fürsten die Macht genommen, wo diese ge-  
raubte Macht einem schon vorher Gefürsteten übertragen wird,  
niemals aber souveraines Fürstenrecht verleihen. Noch sahen wir  
keine Dynastie, deren plebejischer Nrsprung sich nachweisen ließ;  
der Tag, an dem dieser Nachweis gelingen könnte, begönne einen  
neuen Abschnitt der Weltgeschichte.“ Als Sardinien Vertreter  
am Hof des Zaren schrieb der fromme Bruder des Zimmermanns  
Xavier diese Sätze. Das Buch, das sie ans Licht bringen  
sollte („L'essai sur le principe Zenerateur des constitutions politique  
et des autres Mstitutions Kumames“), erschien erst 1810 in Peters-  
burg: fast sechs Jahre nach der Krönung des korsischen Plebejers,  
dessen Geschwister sich bald auf den Thronen großer und kleiner  
Reiche räkelten. Dämmerte der Monarchie nun der letzte Mo»



gen? Sie lebt noch; sieht gar nicht schwindsüchtig aus. Nur Lac-  
titiens Brut wohnt nicht mehr im Kronrecht. Kühler als der späte  
Verkünder des theatralischen Absolutismus hat derWirthschäft-  
historiker Wilhelm Roscher die Entwicklungsmöglichkeiten beur-  
theilt, da er schrieb, nur eine in den Tagen kindhafter Volksein-  
falt gegründete Erbmonarchie könne dauern: denn ohne Herzens-  
hang, ohne ein religiöser Andacht ähnliches Massengefühl, wie  
es nur auf niedriger Kulturstufe keime, sei die willige, völlige Hin-  
gebung an einFürstenhaus und dessen schwache oderverächtliche  
Sprossen undenkbar. Das Haus Bonaparte zerfiel. Napoleon?  
Das Genie herrscht wirklich aus eigenem Recht. Nnd der Mann,  
der alsReiter, „ruhig auf einem wildenRoß",gemaltsein wollte,  
vor einer Büste Alexanders desGroßen aufbrüllte, der Makedone  
sei kleiner als er gewesen, und eben so laut bestritt, daß sein Sohn  
ihn, das Geschöpf der Zeit, ersetzen könne, sprach in Mailand den-  
noch, als er die Eisenkrone Karls des Großen auf den Schädel  
gestülpt hatte: „Weh Dein, der danach greift! Gott gab sie mir."  
Deutschen Fürsten hatte Fritz von Preußen, ehe es noch zu  
Grcnzregulirung und Konstitution kam, den Imperatorenwahn  
auszutreiben versucht. „DerKönig muß sich an dieStelle des ar-  
men Mannes setzen und sich fragen, was er, unter solchenLebens-  
bcdingungen,vomMonarchen wünschenwürde. WennderKönig  
seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch  
ist, wie derGeringsteder ihmNnterthanen, und als ErsterDiener  
des Staates soedlich, klug und uneigennützig zuhandelnhat,als  
müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Ver-  
waltung Rechenschaft geben. Könige sind Menschen wie andere;  
haben nurWichtigeres zu thun.Wer sich für besonders merkwür-  
dig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit  
erfahren, die ihn angeht. Wer immer regirt hat, ist, wie ein Gott,  
<in den Weihrauch gewöhnt und müßte verschmachten, wenn ihm  
das Lob versagt bliebe. Der König nennt sich zwar ‚Wir‘, ist  
ober nicht etwa vielfach da. Wie der Herrgott während der  
Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herr-  
lichkeit zeigen." Das war einmal Preußenstil. Auf denSohn des  
gekrönten Korporals folgt ein dicker Lüdrian und Wundersucher  
dann ein unköniglich kleinemüthiger Herr, den Borck und Schill,  
Stein, Scharnhorst, Gneisenau zur befreienden, rettendcn That  
zwingen mußten. Friedrich Wilhelm derMerte: »Keiner Macht



Von Gottes Gnaden. 3SI  
der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regierung Rechenschaft schuldig." Sieben Jahre später, im Zorn über die widerspenstigen Anterthanen: »Angezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen." Acht Monate danach: »Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesst das Geschehene! Eure liebevolle Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen." Der König von Gottes Gnaden muß unter die Arkade des »konstitutionellen Verhältnisses" seinen Namen setzen; vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen; wird zur Zielscheibe giftigen Pöbelspottes. Das Ministerium ist zu feierlicher Anerkennung der Revolution gezwungen, »als einer, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Amsturz aller staatlichen Verhältnisse, die konstitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht die Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest." (Hanselmcmn.) In der Preussischen Nationalversammlung sagt Lothar Bücher: »Das ganze Gebäude des Absolutismus, so sorgfältig gezimmert, so voll künstlicher Dunkelheit, anscheinend so unerschütterlich gegründet, es ist vor dem Frühlingshauch einer Märznacht über den Haufen gefallen." Wird die Frage erörtert, ob man die ephesische Formel erhalten oder abschaffen sollte, und auf die Aenderung des Titularrechtssatzes schließlich nur verzichtet, weil (wie ein Minister zu bedenken empfiehlt) dem Christenglauben jeder, der Geringste selbst, von Gottes Gnaden sei. Das war die Antwort auf die Reden, die der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen im Ersten Vereinigten Landtag gehalten hatte. »Die preussischen Monarchen waren nicht von Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitz einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie eine freiwillig einen Theil dem Volk verliehen haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Für mich sind die Worte 'von Gottes Gnaden', welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten



Die Zukunft.  
das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen." Der so sprach, ließ sich durch Revolution und Konstitution nicht im Glauben wandeln. Im März 1849 ruft er: „Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung: er ist es gerade recht!" Und sagt im Herbst des selben Jahres: „Die preußische Krone darf sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unseren dessen tragenden Mittelpfeiler erkenne." Er hat noch bereut; hat noch gesehen, daß Victoria die fette Frauenhand über das Erdenrund reckte und in ihrem Weltreich Alles in Allem war. Nicht verantwortlich und dennoch ungemein mächtig; nicht, wie in heidnischer Zeit mancher Skandinavenkönig, in Staatsnoth den zornigen Göttern als willkommenes Opfer bestimmt, sondern, wie (nach Diodors Bericht) alte Ägypterherrscher, als Quell alles Guten gepriesen und von der Schuld an allen Nebeln, die sicher nur von gewissenlosen oder dummen Räthen bewirkt waren, vor dem Nichtstuhl der Volksgemeinde entbürdet. Auch von der Kuppel aus, merkte er, läßt sich ein Haus leiten; und hätte weder dem Elferausschuß der Konservativen Partei, der dem König von Gottes Gnaden größere Zurückhaltung empfahl, noch Herrn von Heydebrand widersprochen, der 1908, am Tag Luthers und Schillers, im Reichshause sagte: „Man muß ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken und von Nöthen handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch Niemand gezweifelt hat." Der in Friedrichsruh Vereinsamte, dem der Schoßrock des Deichhauptmannes nicht mehr paßte, hätte die Warnung dick unterstrichen; nicht zaudernd bedacht, ob Bossuet, dem schon ehrfurchtloses Gemurr Todsünde schien, so laute Rüge eines Herrscherwandels billigen könnte; und der Frage nach der heute noch erhoffbaren Lebensdauer der alten Formel vielleicht die Antwort gefunden: „Die hält wohl noch eine Weile, wenn sie nur an den höchsten Hoffeiertagen, wie Krone und Purpur, Szepter und Schwert, den in den Dom oder Weißen Saal Zugelassenen gezeigt wird, und bricht erst unter der Hand, die darauf pocht."



HWWie Cosas de Espana sind nicht so unverständlich, wie sie dem □Unkundigen scheinen. Man bedenke nur, daß das Land von 711 bis über die Eroberung Granadas (1492) hinaus in dem Zu» stande gewesen ist wie das übrige südwestliche und mittlere Europa in der Zeit der Völkerwanderung, indem zuerst die Mauren er- obernd bis über die Pyrenäen vordrangen, dann die keltiberisch» gothischen Christen ihr Gebiet in siebenhundertjährigen Kämpfen zurückeroberten und es, die Mohammedaner „bekehrend" oder ver- treibend, aufs Neue besiedelten. Dann litt das Land noch mehr als hundert Jahre lang unter den feindlichen Einfällen und der See- räuberei der Sarazenen. Aus der Geschichte der Zoraide im Don Äuixote (für die Cervantes seiner eigenen Gefangenschaft in Al- gier 1575 bis 1580 Stoff und Farbe entlehnt hat) erfahren wir, wie groß die Zahl der christlichen Gefangenen im Mohrenlande und wie hart ihr Los war, ferner, daß die Küstenbevölkerung in be- ständiger Angst vor Einfällen der Sarazenen lebte und daß zum Schutz vor solchen eine cabAlleria às la costa organisirt war. Da auf beiden Seiten, der christlichen wie der maurischen, mit der Nationalität eng die Religion verknüpft war, mußte der mehr als achthundertjährige Kriegszustand die Religiösität zum fanatischen Haß der Andersgläubigen steigern und es war sehr natürlich, daß man bekehrten Mauren nicht traute, vielmehr in ihnen heimliche Verbündete der Landesfeinde sah. Die Gefahr einer Wiedererobe- rung Spaniens durch die Mohammedaner erschien um so weniger ausgeschlossen, da zur selben Zeit die Türken von Südosten her die Christenheit bedrohten; V. A. Huber hat in dieser Gefahr einen durchschlagenden Beweggrund für die Einsetzung der Inquisition erkannt. Darum galt der Name „alterChrist" für einen Ehrentitel, denn nur bei Christen von altgothischem Stamme glaubte man die Echtheit und Festigkeit des Glaubens und die Treue gegen das Vaterland nicht bezweifeln zu dürfen. Die schöne Dorothea, die der Pfarrer, der Barbier und Cardenio in der Einöde finden, wo Don Quixote Buße tut, erzählt rühmend, daß ihre Eltern nicht nur reich, sondern auch alte Christen seien, und zwar seien ihre Ahnen tan rancios (so vom hohen Alter ranzig), daß sie, obwohl bäuer- lichen Standes, sich zu den Hildagos, ja, zu den Caballeros rechnen dürften, besonders da sie ganz frei seien von jeder Mischung mit dem Blut einer schlechteren Rasse. (Der Rassenbiologe Woltmann hat hervorgehoben, daß alle Schönheiten, die Cervantes beschreibt, Goldhaar haben.)



354  
Die Zukunft.  
So erklären sich der Rittersinn und der Fanatismus der Spanier auf die natürlichste Weise, und wenn diese beiden Eigenschaften für sich allein schon ein Volk wenig für die gewerbliche Konkurrenz geeignet machen, so haben die selben Schicksale, die einen solchen Volkscharakter erzeugten, auch noch andere Hindernisse des Volkswohlstandes geschaffen. Dr. Rudolf Leonhard hat diese Hindernisse beschrieben in seinem, nach zweimaligem längeren Aufenthalt in Spanien verfaßten Buch: „Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter Karl dem Dritten.“ Ich wußte schon aus den spanischen Studien des Franzosen Desdevises du Dezert (er ist Professor der Universität Clermont-Ferrand), daß sich die Regierung der spanischen Bourbonen im achtzehnten Jahrhundert, so unbedeutend und unfähig Diese auch für ihre Person sein mochten, durch regen Reformeifer ausgezeichnet hat; besonders Karl der Dritte hatte Glück in der Wahl seiner Minister. Obwohl man damals vom Zeitalter des elektrischen Telegraphen noch sehr weit entfernt war, pflanzten sich doch geistige Strömungen rasch durch die ganze Kulturwelt fort, und wie in England, Schottland und Frankreich, wie an den Höfen von Berlin und Wien, wimmelte es auch in Spanien, das ja durch die Dynastie in lebhaften Verkehr mit Paris geraten war, wie Leonhard sich ausdrückt, von Amateurlandwirthen und Salonökonomen. Gemeinnützige Gesellschaften wurden gegründet, Reformpläne im Sinne der Physiokraten entworfen, unzähligeSchriften verfaßt,Enqueten veranstaltet und auch nicht wenige Gesetze und Verordnungen erlassen, die leider meist unwirksam blieben, weil die Reformthätigkeit an der Uebermacht des historisch Gewordenen scheiterte. Aber wie die Uebelstände geworden sind: Das vermag Leonhard dank der Masse von Rkundenmaterial, das der Reformeifer aufgehäuft hat, genau anzugeben. Grundübel waren die Bodenvertheilung, die Vinkulirung des Grundbesitzes und die Privilegien; und wie diese entstanden waren, soll hier wenigstens kurz angedeutet werden.  
Die Reconquista war das Werk der Könige, der weltlichen und der geistlichen Großen und der Ritterorden, die „gewissermaßen das spanische Wesen in Reinkultur darstellen“ und denen ähnliche Körperschaften auf der feindlichen Seite gegenüberstanden; beide, die christlichen wie die mohammedanischen geistlich»krie»gerischen Orden, setzten sich die Aufgabe, die Grenze zu bewachen und den Krieg in Feindes Land zu tragen. Obwohl nun die Rechtsfiktion herrschte, daß das ganze Land dem Könige gehöre, vermochte Dieser doch sein Obereigenthum nicht durchzusetzen; was die Ritt.rorden, was die einzelnen weltlichen Großen und die meist dem

href="/cgi/ssd?id=mdp.39015067086259">text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details



[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

## Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Buy a copy](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

## Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

### Add Item to Collection

Add to your collection: 

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2012-07-03 12:30 UTC [version label for this item](#)

## Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)

## Full Screen

## Zoom In Zoom Out

Rotate left Rotate right

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 19](#)
- [Section 3 - 35](#)
- [Section 4 - 69](#)
- [Section 5 - 101](#)
- [Section 6 - 103](#)
- [Section 7 - 105](#)
- [Section 8 - 113](#)
- [Section 9 - 116](#)
- [Section 10 - 122](#)
- [Section 11 - 130](#)
- [Section 12 - 137](#)
- [Section 13 - 146](#)
- [Section 14 - 153](#)
- [Section 15 - 155](#)
- [Section 16 - 171](#)
- [Section 17 - 187](#)
- [Section 18 - 189](#)
- [Section 19 - 203](#)
- [Section 20 - 205](#)
- [Section 21 - 206](#)
- [Section 22 - 207](#)
- [Section 23 - 237](#)
- [Section 24 - 239](#)
- [Section 25 - 255](#)
- [Section 26 - 264](#)
- [Section 27 - 269](#)
- [Section 28 - 271](#)
- [Section 29 - 273](#)
- [Section 30 - 303](#)



- [Section 31 - 305](#)
- [Section 32 - 307](#)
- [Section 33 - 321](#)
- [Section 34 - 322](#)
- [Section 35 - 324](#)
- [Section 36 - 329](#)
- [Section 37 - 337](#)
- [Section 38 - 350](#)
- [Section 39 - 351](#)
- [Section 40 - 355](#)
- [Section 41 - 357](#)
- [Section 42 - 359](#)
- [Section 43 - 371](#)
- [Section 44 - 389](#)
- [Section 45 - 390](#)
- [Section 46 - 397](#)
- [Section 47 - 403](#)
- [Section 48 - 405](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

354  
Die Zukunft.  
So erklären sich der Rittersinn und der Fanatismus der Spanier auf die natürlichste Weise, und wenn diese beiden Eigenschaften für sich allein schon ein Volk wenig für die gewerbliche Konkurrenz geeignet machen, so haben die selben Schicksale, die einen solchen Volkscharakter erzeugten, auch noch andere Hindernisse des Volkswohlstandes geschaffen. Dr. Rudolf Leonhard hat diese Hindernisse beschrieben in seinem, nach zweimaligem längeren Aufenthalt in Spanien verfaßten Buch: „Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter Karl dem Dritten.“ Ich wußte schon aus den spanischen Studien des Franzosen Desdevises du Dezert (er ist Professor der Universität Clermont-Ferrand), daß sich die Regirung der spanischen Bourbonen im achtzehnten lahrhundert, so unbedeutend und unfähig Diese auch für ihre Person sein mochten, durch regen Reformeifer ausgezeichnet hat; besonders Karl der Dritte hatte Glück in der Wahl seiner Minister. Obwohl man damals vom Zeitalter des elektrischen Telegraphen noch sehr weit entfernt war, pflanzten sich doch geistige Strömungen rasch durch die ganze Kulturwelt fort, und wie in England, Schottland und Frankreich, wie an den Höfen von Berlin und Wien, wimmelte es auch in Spanien, das ja durch die Dynastie in lebhaften Verkehr mit Paris geraten war, wie Leonhard sich ausdrückt, von Amateur» landwirthen und Salonökonomen. Gemeinnützige Gesellschaften wurden gegründet, Reformpläne im Sinne der Physiokraten entworfen, unzähligeSchriften verfaßt,Enqueten veranstaltet und auch nicht wenige Gesetze und Verordnungen erlassen, die leider meist unwirksam blieben, well die Reformthätigkeit an der Uebermacht des historisch Gewordenen scheiterte. Aber wie die Uebelstände geworden sind: Das vermag Leonhard dank der Masse von Rrkundenmaterial, das der Reformeifer aufgehäuft hat, genau anzugeben. Grundübel waren die Bodenvertheilung, die Vinkulirung des Grundbesitzes und die Privilegien; und wie diese entstanden waren, soll hier wenigstens kurz angedeutet werden.  
Die Reconquista war das Werk der Könige, der weltlichen und der geistlichen Großen und der Ritterorden, die „gewissermaßen das spanische Wesen in Reinkultur darstellen" und denen ähnliche Körperschaften auf der feindlichen Seite gegenüberstanden; beide, die christlichen wie die mohammedanischen geistlich»krie»gerischen Orden, setzten sich die Aufgabe, die Grenze zu bewachen und den Krieg in Feindes Land zu tragen. Obwohl nun die Rechtsfiktion herrschte, daß das ganze Land dem Könige gehöre, vermochte Dieser doch sein Obereigenthum nicht durchzusetzen; was die Ritt .r-orden, was die einzelnen weltlichen Großen und die meist dem

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Adel entsprossenen Kirchenfürsten (Haudegen von der Art jenes Christian von Mainz, der im Dienste desRothbarts mit seinerKeule der Schrecken der Italiener ward und den uns Friedrich van Raumer und Gregorovius so anschaulich geschildert haben) erobert hat« ten, Das blieb ihnen als freies Eigenthum; und das Königland wurde nach Feudalrecht zu Lehen vergeben. Beides wäre nicht so schlimm gewesen, wenn nicht die Adelsgüter durch einen Prozeß, den man bei Leonhard nachlesen mag, zum größten TheÄ in Majorate verwandelt und damit dem Grundstückverkehr entzogen worden wären. Was die Kirche, was die Ritterorden gewannen, blieb natürlich unter allen Umständen Tote Hand; und das Ergebniß war, daß im Jahr 1812 von den 55000000 Fanegadas (s, W Ar) bebauten Landes der Adel 38306700, der Klerus 9093400, Bürgerliche nur 17559900 besaßen. Und auch dieser viel zu kleine Antheil der nichtadeligen Laienbevölkerung war noch unzweckmäßig vertheilt. In der Zeit der Kriege waren die Bauern genöthigt gewesen, sich in befestigten Ortschaften zusammenzudrängen, so daß die Wohnungen meistens von den Aeckern weit entfernt waren. Und zu der schlechten Bodenvertheilung kam die ungerechte Lastenvertheilung; nicht allein waren die privilegierten Stände beinahe steuerfrei, sondern in den Gemeinden verstand es eine Minderheit, eine bürgerlich-bäuerliche Aristokratie, alle Lasten auf die Aermeren abzuwälzen, wobei ihnen der Politikastergeist zu Statten kam, der, wie Leonhard hervorhebt, auch den Italienern und den Neugriechen (Die haben ihn von den alten Hellenen geerbt) eigen ist; jeder noch so kleine Ott hat sein Kaffeehaus, in dem die Honoratio^ren den Tag mit der Berathung desGemeinwohls, also mitRänken gegen die nicht zur Vetterschaft Gehörigen, totschiagen. Durch diese Verhältnisse und andere von Leonhard angeführte Umstände wird dem Kleinbauer, dem Tagelöhner jede Hoffnung auf eine gesicherte anständige Existenz abgeschnitten und die Aussichtlosigkeit hat ihn faul gemacht. Zu all diesen Uebeln kam noch die auch aus der Zeit der Eroberung stammende Mesta. So heißt die Körperschaft der großen Schafzüchter; wie der englischen, so ist auch der spanischen Landwirthschaft das Wollschaf (in anderer Weise allerdings) verhängnißvoll geworden. Im Winter gehen die Schafe (Stallfütterung kennt man nicht) auf der rauhen kastilischen Hochebene zu Grunde. Deshalb pflegten die Hirten im Herbst mit ihren Heerden in das mildere Estremadura hinabzuwandern, das nach der Vertreibung der Mauren beinahe menschenleer war. Aus der Gewohnheit wurde ein Recht, das den mit der Zeit sich mehrenden Bewohnern der genannten Provinz die Verwandlung von Weide-



Die Zukunft.

land in Gärten und Aecker unmöglich machte oder wenigstens erschwerte und eine unnatürliche Trennung der Viehzucht vom Ackerbau zur Folge hatte. Nach und nach breitete sich diese privilegierte Körperschaft über ganz Spanien aus. So erdrückten Staatssteuern und Privilegien den Bauer und die landwirthschaftlichen Arbeiter (am Höchsten stieg deren Elend im schönen Andalusien), während sich, wie Leonhard bemerkt, Handel und Gewerbe, so weit es in diesem Agrarlande emporkam, dem Druck zu entziehen wußten. Des Schadens, den der kirchliche Besitz anrichtete, muß noch besonders gedacht werden. Daß er viel zu groß war, ist aus den angegebenen Zahlen ohne Weiteres zu ersehen. Und neben dem Grundbesitz mehrte sich der mobile Besitz stetig, weil das blindgläubige bigotte Volk jeden sich darbietenden Anlaß, wie besonders Landplagen, zu Schenkungen an die Geistlichkeit benützte, diese aber, trotz dem anti-industriellen Volkscharakter, im schlechtesten Sinne des Wortes höchst industriell war. Bei der großen Enquete unter Karl dem Dritten berichtete unter Anderem der königliche Intendant der Provinz Burgos, die Bauern seien elende Sklaven der Kirche und der Majoratsherren. Die geistlichen und die weltlichen Grundbesitzer beschränkten sich darauf, die Pachtrente einzutreiben, ohne sich um die Lage der Pächter zu kümmern und ohne an Meliorationen zu denken. Daneben wirke die unzweckmäßige Wohlthätigkeit des Welt» und Ordensklerus verderblich, die nicht allein die Spanier an Müßiggang und Bettel gewöhne, sondern Schaaren von Vagabunden aus dem Ausland herbeilocke, die sich unter dem Vorwande von Wallfahrten von den Geistlichen Bettellizenzen ausstellen ließen. In den einzelnen Ortschaften kauften sich die Wohlhabenden Mitgliedskarten klösterlicher Genossenschaften, wodurch sie Laienbrüder und von Kommunallasten befreit würden, was die auf den Schultern der Aermeren liegende Last vergrößere. Nach anderen Berichten bewirthschafteten die Klöster nicht allein ihren großen Grundbesitz selbst, statt ihn in Parzellen zu verpachten und so zahlreichen Familien die Grundlage einer Existenz zu gewähren, sondern sie pachteten und kauften auch noch Grundstücke hinzu und verminderten so die Zahl der kleinen Wirthe, trieben auch wucherischen und Gewinn bringenden Getreidehandel. Ein Reisender erzählt: „In dem Orte Valdemoro kauften die Jesuiten etwa die Hälfte aller Stellen auf; diese Hälfte wurde steuerfrei. Die andere Hälfte war nun nicht mehr im Stande, die ganze unverminderte Steuersumme aufzubringen, sie wurde ruinirt, wanderte aus und der Ort verödete.“ Daß die Spanier und ihre Geistlichen, daß die Grundbesitzverhältnisse so geworden, sind, wie sie



sind, ist die Wirkung eines historischen Prozesses, für den einzelne Personen nicht verantwortlich gemacht werden können. Aber unsere Zeit hat Einsicht in die verderblichen Wirkungen solcher Prozesse und empfindet die Pflicht, diese Wirkungen durch Reformen zu bekämpfen; wie sollte sie nicht, da sogar die spanischen StaatsmännervoranderthalblahrhundertensKarlIII.rzgirtevon 1759 bis 1788) so viel Einsicht und Pflichtgefühl gehabt haben! Heißt es der Römischen Kurie zu viel zumuthen, wenn man auch von ihr diese Einsicht und dieses Pflichtgefühl fordert? Aber hat man jemals von dort etwas Anderes vernommen als Vertheidigung jedes Privilegs der Kleriker und Verwünschung Aller, die im Interesse des Volkswohls schädliche Privilegien bekämpfen und Reformen anstreben, wie gerade in diesenTagen wieder? Die dogmatischen Hirngespinnste, um deren willen zankfüchtige Theologen einen unfehlbaren Richter in Glaubenssachen brauchen, sind das Gleichgiltigste und Werthloseste von der Welt; kein verständiger Mensch unserer Zeit kümmert sich darum. Aber hier haben wir es mit einer Angelegenheit zu thun, die nicht allein das Wohl der Völker, sondern den Kern der geoffenbarten Religion betrifft. Wenn irgendetwas klar, unzweideutig und zweifellos in der Bibel ausgesprochen dasteht, so ist es die Lehre, daß das Streben nach Reichthum verwerflich, solches Streben auf Kosten der Gerechtigkeit und der Armen doppelt verwerflich ist. Die Seligpreisung der Armen, die werktthütige Nächstenliebe (die natürlich nicht in der Weise zu üben ist, daß man den Leuten, die man elend gemacht hat, Bettelsuppen reicht), das Weh über die Reichen, die ungerecht Besitzenden: Das sind die Grundtöne nicht allein der Bergpredigt, sondern der gesammten Propheten- und Apostellehre vom Deuteronomium, von Amos und Iefaja an bis zum Iakobusbries. „Weh Euch, die Ihr Haus an Haus, Acker an Acker reiht! Wollt Ihr denn allein wohnen im Lande?“ (Iefaja 5, 8), Das scheint geradezu gegen den spanischen Adel und Klerus geschrieben zu sein. Woraus zu ersehen ist, daß, mag auch die Institution des Primates vorübergehend nothwendig gewesen und selbst heute noch in mancher Beziehung nützlich sein, der Geist, der die Römische Kurie beseelt, ein durchaus ungöttlicher, widerchristlicher Geist ist. Dieser widerchristliche Geist hat im dreizehnten Jahrhundert von ihr Besitz genommen und ist zum ersten Mal in Bonifaz dem Achten offenbar geworden. Die spanischen Liberalen haben also Recht mit der Verurtheilung des Klerikalismus. Nur ist leider von ihnen eine wirkliche Reform nicht zu erhoffen, denn sie treiben, wie auch Leonhard hervorhebt, gleich ihren Gegnern nur selbstfüchtige Beutepolitik; und gesetzliche Aenderun-

31'



3S8

Die Zukunft.

gen ändern nicht den Geist des Volkes: „Die politische Aufhebung der Vinkulation«!! hat nicht zur Auftheilung des Großgrundbesitzes und zur Aenderung der Wirthschaftsweise geführt; trotz dem Firniß einer Verfassung und Verwaltung nach französischem Muster blieb die feudale Gesinnung, die Bodenbesitz für den einzigen vornehmen ansieht, bestehen.“ Den spanischen Geist in Dem, was ihm Verderbliches anhaftet, zu ändern, wäre nun recht eigentlich die Aufgabe der Geistlichkeit; gerade in Spanien, wo ihr das Volk blindgläubig ergeben ist, vermöchte sie es. Und wenn die spanischen Geistlichen durch eigene Kraft aus ihrer nationalen Haut nicht herauskönnen, wäre die Römische Kurie verpflichtet, ihnen herauszuhelfen. Und sie wäre dazu im Stande, wenn sie, was sie ihrer Idee nach sein soll, der Mittelpunkt der Katholizität, des Geisteslebens der Christenheit, der Extrakt der edelsten seelischen Säfte der Menschheit wäre. Nicht der Unfehlbarkeit bedürfte sie hierzu, keiner übernatürlichen Gabe; nicht einmal des spezifisch christlichen, des Propheten- und Apostelgeistes; jene Rechtschaffenheit, Humanität, Pflichttreue, Liebe zum Volke und nüchterne Verständigkeit, durch die sich die Besten unter den Hohenzollern und ihre protestantischen Rathgeber ausgezeichnet haben, würden genügen. Leonhards Buch erschließt nicht nur die Kenntnitz spanischer Dinge, sondern vertieft und erweitert die volkswirtschaftlichen Einsichten (zum Beispiel: in die richtige Methode innerer Kolonisation) im Allgemeinen. Auch die Geschichte der deutschen Siedlungen in der Sierra Morena wird darin erzählt.

Neisse. Karl Ientsch.

^t»n der antiken Geschichte finden wir einen Bericht über Herostratos. Er äscherte im Jahr 35S vor Christus den Tempel der Artemis zu Ephesos ein, um seinem Namen durch diesen Frevel Unsterblichkeit zu sichern.

Ich möchte die etwas paradoxe Behauptung wagen, daß Herostratos sein Ziel auch dann erreicht haben würde, wenn er niemals gelebt hätte. Denn er ist keine Individualität, sondern ein Typus. Und so dankt er seinen Nachruhm auch nicht dem spezifischen Gepräge seiner es

Herostratismus. \*)

\*) Ein Essay aus dem Band „Lebensfragen“, den der wiener Privatdozent Dr. Ewald bei Hirzel in Leipzig erscheinen läßt.



Herostratismus.

«9

That: er dankt sie lediglich der symbolischen, generellen Bedeutung ihrer Motivation.

Was eine Individualität ist, muß aus der unmittelbaren Wirklichkeit geschöpft und empfangen werden; der Typus hingegen laßt sich konstruieren. Denn ihm fehlt das Kennzeichen der echten Persönlichkeit: die Einzigkeit und Originalität. Dafür eignet ihm das Merkmal der Allgemeinheit; er kann sich in den verschiedenartigsten Exemplaren verkörpern. Aus dem selben Grunde muß er nicht in plastischer Anschaulichkeit ergriffen und erlebt werden, sondern er löst sich allmählich aus einer Summe heterogener Erlebnisse ab. Würde Herostrat niemals auf Erden gewelt haben, die gehäuften Erfahrungen der Menschheit hätten sich einmal zu einer Gestalt verdichtet, die seine Züge trägt. Denn der Typus, den er vertritt, ist ein sehr prägnanter und bedeutsamer. Es ist der Typus des sterilen Menschen, der, außer Stande, seinen Namen durch eine positive Schöpfung zu verewigen, nach dem Werkzeug der Zerstörung greift, um von der Mitwelt bemerkt und von der Nachwelt nicht vergessen zu werden. ,

Wir können dem Problem aber eine noch prinzipiellere Wendung geben, wenn wir hier nur auf den seltsamen Zusammenhang unser Augenmerk richten, der zwischen der Bedeutung, die Einer seiner Person zu schenken sucht, und der Sünde besteht, deren er sich hierzu als eines wirksamen Mittels bedient. Dieser Zusammenhang läßt sich schlechtweg als der Reiz des Lasters bezeichnen.

Wendet man dagegen ein, es sei kein Gefühl der Sympathie, sondern des Abscheus, das die Gestalt des Herostrat in uns auslöst, so vergißt man, daß sie einen Superlativ, ein Extrem bezeichnet und deshalb nicht unmittelbar zum Maßstab des ganzen Problems dienen kann. Es handelt sich hier um die steilste Höhenlage des Affektes, die seine wahre Natur eher zu verdunkeln als aufzuhellen geeignet ist. Denn die Leidenschaft wird zur Fratze, wenn sie alle festen Grenzen überschreitet; und dann ist es schwer oder sogar unmöglich, ihre echten und ursprünglichen Züge wiederzusinden. Deshalb muß man auch hier immerhin noch den Typus von der Individualität, den Herostratismus von Herostrat unterscheiden. Und wenn wir den Herostratismus definieren sollen, dann werden wir mit Notwendigkeit zu dem Ergebnis zurückgeführt: daß es in ihm auf den reizvollen Effekt des Bösen und Verbrecherischen abgesehen ist. Innerhalb dieses weiteren Rahmens kommt dem Phänomen aber eine tiefere Bedeutung zu. Es läßt uns einen Blick in die Psychologie des Individuums und in die Psychologie der Gesellschaft werfen.

Sicherlich ist es ein oberflächliches Urtheil, welches in Tugenden und Lastern konventionelle Begriffe erblickt, deren Prägestock lediglich der soziale Nutzen bildet. Der tiefere Gehalt Dessen, was als gut und böse bezeichnet, was als gut und böse empfunden wird, hat seine Wurzeln im Urgrund des Persönlichen. Eben deshalb aber darf die Frage danach, wie sich diese Werthe unter dem Druck gesellschaftlicher Wir-



36«  
Die Zukunft.  
kungen und Wechselwirkungen modifizieren und umgestalten, nicht unbeantwortet bleiben. An sich wäre ja die Erscheinung des Herostrat mit einigen Randglossen abgethan; aber gerade ihre Beziehung zum individuellen und sozialen Werthgefühl zwingt uns, länger bei ihr zu verweilen.  
Wenn wir nämlich die Art ins Auge fassen, in der sich die menschliche Gesellschaft zu den moralischen Phänomenen verhält, in der sie auf Tugenden und Laster reagirt, so drängt sich uns eine seltsame Paradoxie auf. Zunächst liegt es schon im Begriff der Tugend, sich Anerkennung zu erzwingen, und es ist mit vollem Recht darauf hingewiesen worden, daß sie ihr auch dort nicht vorenthalten wird, wo das Laster waltet. Was einen Menschen erst endgiltig zum Schurken stempelt, ist nicht so sehr das Maß der von ihm verübten Schandthaten wie das Erlöschen der instinktiven, inneren Achtung vor dem Guten und Vornehmen. Ein solcher Mensch, der für die moralischen Phänomene kein Organ der Aufnahme mehr besitzt, der an dem erhabenen Schauspiel der Aufopferung und Hingabe kalt und verständnißlos vorübergeht, er macht, mag er auch für seine Person im Buchstaben des Gesetzes leben, einen schrecklicheren Eindruck auf uns als ein Verbrecher, der das Werk der Gerechtigkeit noch zu fassen und zu achten, wenn auch nicht mehr zu befolgen vermag. Daneben hat aber das Laster eine spezifische Anziehungskraft, welche der Tugend fremd ist. Man muß nur einen Blick auf die Sphäre sozialer Wechselwirkungen werfen, um sich hiervon zu überzeugen. In jedem Menschen giebt es zwei Seiten, in denen sich ihm sein eigenes Selbst darstellt: beide lassen sich allerdings nur künstlich isoliren, da sie fortwährend ineinandergreifen. Die eine können wir bildlich die konkave Seite nennen: hier erfaßt sich der Mensch von innen heraus in unmittelbarer Selbstbetrachtung. Die andere können wir als die konvexe Seite bezeichnen: hier erlebt sich der Mensch gleichsam von außen her, im Medium der Mitwelt, als einen Reflex des Eindruckes, den seine Individualität auf die anderen Menschen macht. Beide Seiten werden nicht immer zur Deckung gelangen. Wenige Menschen sind eben so, wie sie erscheinen und wirken. Und wohl noch weniger Menschen wollen eben so wirken und erscheinen, wie sie sind. An dies Verhältniß ließen sich zahlreiche Betrachtungen psychologischen und charakterologischen Inhaltes knüpfen. Ganz im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß der konkaven Seite Das entspricht, was wir den Stolz, der konveren Seite dagegen, was wir die Eitelkeit nennen. Denn wie der Stolz das unmittelbare innere Bewußtsein des Eigenwerthes zum Ausdruck bringt, so geht die Eitelkeit auf die äußere, körperliche oder geistige Erscheinungsform, die sich dem anderen Menschen mittheilt; sie will sich im Bewußtsein der Mitwelt spiegeln.  
And nun kehre ich mit der Bemerkung zu meinem Thema zurück, daß namentlich dies zuletzt definirte Verhalten, das sich gleichsam an der konveren Krümmungsfläche des Charakters entwickelt, einen unver»



Herostratismus.

361

kennbaren Hang verräth, sich des Lasters oder wenigstens einer leiseren Abtönung des Lasterhaften als eines wirksamen Reizmittels zu bedienen. Wer einen starken Eindruck in der Gesellschaft machen will, wird sich wohlweislich hüten, den strengen Tugendbold zu mimen, dessen Richtschnur das abstrakte Sittengesetz ist. Mag er auch in Wahrheit dieser Art sich nähern: er wird bestrebt sein, nach außen den Schein des Gegentheils zu wecken und die willkürlichen Windungen und Wendungen seines Temperaments in ihrer schroffen, ja, sogar ungezügelten Rücksichtslosigkeit deutlicher zur Schau zu tragen als die gerade Linie des moralischen Gehorsams. Und der Erfolg giebt ihm Recht. Ein Mensch, der nichts ist und nichts sein will als ein Mandatar des Pflichtbewußtseins, wird leicht als pedantisch und langweilig empfunden. Man schätzt ihn, aber man belächelt ihn immer auch ein Wenig. Und in diesem Verhalten liegt unverkennbar ein Tropfen Mißachtung. „Ein guter Mensch!“ Wie oft bedient man sich dieser Charakteristik, wenn es darauf ankommt, die geistige Minderwertigkeit des Besprochenen stilvoll zu umschreiben. Güte und Dummheit werden hier in die engste Nachbarschaft gerückt. Und was ein naiver Sinn für Tugend ansah, wird schließlich als die Ohnmacht des Lasters demaskirt. Der Zusammenhang ist nicht schwer aufzufinden. Man darf nicht vergessen, daß der Maßstab des Werthes ursprünglich mehr den praktischen als den theoretischen Rücksichten entnommen wurde. Der Güte ist aber mit der Dummheit wenigstens Dies gemeinsam, daß Beide sich in ihren Wirkungen verhältnißmäßig leicht vorausberechnen lassen, daß ihnen ein hoher Grad von Durchsichtigkeit innewohnt. Wer sich betrügen und mißbrauchen läßt, ist entweder zu anständig oder zu dumm, um die Kombinationen des Gegners zu durchschauen und zu durchkreuzen. Und so ist es nicht zu verwundern, wenn der Alltags»oerstand, der die Ursache allein an der Wirkung und am Erfolg mißt, Beide mit einander identifizirt. Es muß auch zugegeben werden, daß dieser Identifizirung der objektive Sachverhalt in einem Punkt entgegenkommt, den ich schon angedeutet habe. Restlos gute und restlos dumme Menschen sind im Allgemeinen durch die Einfachheit ihres Wesens charakterisirt. Komplizierte Naturen dagegen sind niemals völlig vom Bösen frei; wenn sie es auch nur als eine schwebende Möglichkeit in sich tragen.

Wie deutlich sich dieser Zusammenhang zwischen Güte und Dummheit im Urtheil der Gesellschaft spiegelt, dafür läßt sich ein indirektes historisches Beispiel vorbringen: Nietzsches Kritik der Moral. Nietzsche war so völlig von der Ueberzeugung durchdrungen, hinter aller offiziellen Lobrednerei auf die Tugend berge sich ein verschmitztes und perfides Lächeln über die geistige Armuth Derer, die sich dem verherrlichten Ideale rückhaltlos hingeben, daß er hierauf seinen wuchtigen Angriff gegen die Sklavenmoral gründete. Die sittliche Erziehung gehe allein darauf hinaus, die starke Individualität unschädlich, zu machen, um sie desto besser dupiren zu können. Mag sich diese Theorie auch



in ein unhaltbares Extrem verirren: sie entbehrt gerade in dem ent»scheidenden Argument nicht der Berechtigung. Das wird noch klarer, wenn wir das Sondergebiet des sozialen Lebens betreten, das sich um, die erotischen Affekte verbreitet. Es ist eine der anziehendsten, in ihrer vollen Bedeutung noch lange nicht gewürdigten Aufgaben der Psycho»logie, die Charakterzüge zu erkunden, durch die das eine Geschlecht im anderen Sympathien zu wecken bestrebt ist. Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß (in Uebereinstimmung mit unserer bisherigen Ana»lyse) es selten die Güte und Tugendhaftigkeit ist, die, namentlich von der Seite des Mannes, stärkere Neigungen einflößt. Um sich in einen Menschen verlieben zu können, muß er Einem irgendwie interessant und originell erscheinen. Auf den Mann wirkt die weibliche Koketterie, die sich zwar mit einem bestimmten Grade von Sittsamkeit verträgt, selber aber nichts weniger ist als ein Ausdruck der Sittsamkeit. Die Fran bevorzugt wiederum starke und rücksichtlose Naturen unter den Männern und der Verführer, den sie innerlich am Meisten fürchtet, übt den mächtigsten Reiz auf sie aus. Dagegen bezweifle ich, daß Häuslichkeit und Pflichtbewußtsein jemals leidenschaftliche Affekte geweckt haben. Der größte Zauber strömt von jenen geheimnißvollen, unfäßbaren Menschen aus, deren Begierden stark genug sind, eine Welt in Brand zu setzen und sich nirgends in feste, klare Grenzen bannen zu lassen: Menschen wie Alkibiades, wie Kleopatra. Sie sind nicht zu enträthseln; deshalb müssen sie immer von Neuem und immer glühender geliebt werden, mögen sie auch Verbrechen auf Verbrechen häufen. Mit diesem Bilde, das sich leicht in die größten Perspektiven rücken ließe, stimmt auch der Aspekt des Alltags überein. Wer den Verkehr zwischen den Geschlechtern jemals beobachtet hat, weiß, daß die meisten Männer, mögen sie auch herzlich unbedeutend und gewöhnlich sein, Alles aufbieten, sich originell zu geben und interessant zu machen. Und als das unfehlbarste Mittel gilt hier: sich mit Lastern (nicht etwa mit Tugenden) zu schminken.

Da die Beispiele hier leicht zu greifen sind, sehe ich von weiteren Belegen ab und gehe sogleich zur Erklärung dieses Phänomens über. Die Analyse des erotischen Empfindens verräth sein Geheimniß. Das Laster wird als Symptom einer stärkeren Individualität empfunden. Die Erotik ist aber immer und ausnahmelos ein individualisirender Affekt. Sie gravitirt daher nach der Seite der stärksten Anziehung und zieht häufig das Böse dem Guten vor, wenn in jenem das persönliche Moment deutlicher zur Abhebung kommt. Daß diese Bedingung aber oft erfüllt ist, läßt sich leicht begreifen. Im Laster liegt immer eine freiwillige Isolirung und Opposition, ein Sich-Stemmen gegen die Autorität, eine Herausforderung der Öffentlichen Meinung. Die Tugend aber erscheint im selben Maß als farblos, in dem sie sich als Aeüßerung des sozialen Gesamtwillens kundgiebt. So kann es nicht Staunen erregen, daß die bohrende Skepsis des Analytikers in ihr schließlich nichts mehr sehen wollte als eine Konventionmünze, die der



Herostratismus.

363

Gemeinnutzen geprägt hat, daß sie in der tugendhaften Veranlagung weniger ein Resultat der Erziehung als ein Resultat der Züchtung, weniger den Ausdruck der Freiheit und Aktivität als den einer langen Hebung und Gewöhnung, weniger eine positive Eigenschaft als eine Abstumpfung des Widerstandes, eine Technik des Verzichtes erblickte. Damit ein Mensch die Bewunderung der Menge und die Zuneigung der Einzelnen erregt, muß er durch irgendein Merkmal auffallen, das ihn von den anderen unterscheidet. Das Pflichtbewußtsein scheint zunächst ein nivellirendes Prinzip zu sein; es läßt die persönliche Antheilnahme hinter die sachliche Leistung zurücktreten. Daher der Reiz der Sünde: sie bietet dem Individuum rein durch sich selbst Gelegenheit, Eigenwillen zu verrathen.

Allerdings muß eine Einschränkung gemacht werden: wenn das Laster eine gesellschaftliche und erotische Wirkung üben soll, darf es des Schwunges, des großen Zuges nicht entbehren. Die Gemeinheit, die dadurch charakterisirt erscheint, daß ihr der Sinn für alle weiten Dimensionen und Perspektiven, aber auch das Verständniß für die intimen Nuancen und Differenzen abgeht, wirkt, auch auf gemeine Naturen, stets abstoßend. Dem Herostratismus eignet denn auch in der That ein imponirender Zug, der ihn hassenswerth, nicht aber verächtlich erscheinen läßt. Es ist die Freude an der Zerstörung: etwas Furchtbare, doch nicht etwas Gemeines, wie die Freude am Verkleinern. Eben diese Wendung des Empfindens aber, die an das Laster die Forderung der Vornehmheit knüpfen möchte, klärt uns zugleich über die innere Paradoxie einer solchen Werthungart aus. Der Unterschied zwischen einer schwachen und einer starken Individualität entspricht so wenig dem zwischen einem guten und einem bösen Menschen, daß uns eine genaue Analyse sogar vom Gegentheil überzeugen muß. Es giebt bestimmte Tugenden, auf die gerade das erotische Empfinden nicht Verzicht leisten kann, Tugenden wie Muth, Ehrgefühl und Festigkeit. Sie sind deshalb so unentbehrlich, weil sie zugleich Bedingungen und Ausdrucksmittel einer stärkeren Persönlichkeit darstellen. Was hier aber besonders einleuchtend hervortritt, ist das Wesen aller wahren und echten Tugend überhaupt. Die Unterordnung mag manchmal, auch wo sie freiwillig geübt wird, ein Zeichen von Schwäche sein. Hingabe und Opfermuth sind dagegen stets Beweise einer ungebrochenen und großen Individualität. Und sie bieten zugleich die höchste Vollendung Dessen, was als vornehm bezeichnet werden darf: ein Prädikat, welches das Laster, auf seine letzten Voraussetzungen geprüft, niemals beanspruchen kann. Denn allem Bösen haftet ein Rest von Inkonsequenz und Feigheit an, der schließlich darin zu Tage tritt, daß der Schuldige die Last der Verantwortung unablässig von sich abzuwälzen sucht, da er sich den Wirkungen seines Handelns nicht gewachsen weiß. Wir können Dies vielleicht in ein Bild fassen: das Laster kann Farbe haben (und dann sprechen wir von glänzenden Lastern); aber es hat, niemals Linie, mag auch der äußere Anschein ein solche vor-



Die Zukunft.

täuschen. Doch sogar Das, was ihm seinen bestrickenden Glanz leiht, entspringt in Wahrheit nicht aus ihm selber, sondern aus der Tugend, die ihm dann insgeheim zur Folie dient. Wenn wir, wie nicht geleugnet werden kann, an einem Menschen vor Allem seine Fehler lieben, so geschieht es nicht aus einem perversen und dämonischen Instinkt, vielmehr gerade aus dem entgegengesetzten Grunde. Wir lieben ihn dann, weil er stark genug ist, um den zerstörenden Mächten des Bösen, denen er sich doch nicht entzieht, Widerstand zu leisten. Nicht, daß er fündigt, zieht uns zu ihm hin, sondern, daß er fündigen darf, ohne die ursprüngliche Reinheit und Größe seines Wesens zu verdunkeln. Ist Faust, der am Wahnsinn und am Tod seiner Geliebten, ihrer Mutter, ihres Bruders die Schuld trägt, kein schwerer „Sünder“? Oder Hamlet, der Mörder des Polonius und der Ophelia? Und dennoch schweben Beide als hehre Lichtgestalten vor uns, von denen jeder trübende Schatten gewichen ist. Aber auch einem Macbeth entziehen wir unsere Sympathien nicht, weil seine Frevel sich vom Untergrunde einer starken, heldenhaften und, wie sein Verhältniß zu Lady Macbeth beweist, zart empfindenden Seele abheben, die nichts von den Schrecken beweist, welche ein ruchloser, durch die entfesselten Mächte des Schicksals aufgepeitschter Ehrgeiz in nächtigen Gräueltaten häuft. Und wenn schließlich sogar an einem Richard dem Dritten Züge sind, die unsere Bewunderung erwecken und uns mitreißen, so ist dieser Anziehungspunkt offenbar nicht in dem Umstande zu suchen, daß er lahm und bucklig, daß er böse, grausam, perfid, verlogen und falsch ist, nicht in dem Register von Häßlichkeiten und Schlechtigkeiten, mit dem er selbst sich brüstet, sondern in dem großen Wurf feines Wollens, seiner Energie und Entschlossenheit, seiner bestrickenden Redegewalt und Geistesstärke. Wir bewundern die Züge, von denen wir annehmen müssen, daß sie in Verbindung mit anderen, besseren Charaktereigenschaften und Motiven segensreiche Wirkung hätten üben müssen. Die Anziehungskraft des Lasters ist demnach (ähnlich wie die Mißachtung der Tugend) nur eine Art perspektivischer Täuschung. Nicht sie lieben wir, sondern die starke Persönlichkeit, die, nicht durch sie, sondern trotz ihr, sich zu bewahren und zu bewähren vermag: eben so wie wir nicht die Tugend schmähen, sondern die individuellen Bedingungen, unter denen sie geübt wird, wenn wir sie als Schwäche, Mangel an Leidenschaft, Trägheit bezeichnen. Die Größe des Lasters ist, dem Licht der Planeten vergleichbar, ein insgeheim von dem unwandelbaren Gestirn der Tugend entliehener Glanz. Und wo die Tugend nicht Ausdruck einer starken Persönlichkeit ist, verdient sie gar nicht mehr, Tugend genannt zu werden, denn von ihr geht weder Wärme noch Licht aus und sie vermag daher auch dem Laster nicht mehr davon mitzutheilen.

Wien. Dr. Oskar Ewald,



Der freie Verkehr.

365

Der freie Verkehr.

Die Börse in den Begriff des Amtlichen zu bringen, ist nicht leicht.

Börsenspekulation undBureaukratismus: dazwischen liegt min»

bestens eine Welt. Der Kurszettel trägt den Vermerk „amtlich“; der

Staatskommissar, der den Verkehr zu überwachen hat, ist ein Beamter;

die Kursmakler sind vereidet und haben eine Art von Beamtenquali-

tät: das Börsengesetz ordnet von Amtes wegen die Handelsnormen.

Trotz Alledem bleibt die Börse eine private Veranstaltung der Kauf-

mannschaft. Der aus inkorporirten Kaufleuten bestehende Börsenvor-

stand hat über die Zulassung von Personen zum Besuch der Börse zu

entscheiden. Und die Zulassungstelle, die auch kein öffentliches Amt ist,

erlaubt oder verbietet die Einführung von Papieren in den Börsen-

handel. Ohne Börsenbesucher und Börsenpapiere gäbe es keine Börse.

Immer wieder aber sucht das „Amtliche“ sich auch hier Geltung zu

schaffen. Seit Jahr und Tag wird die Börse von den Trieben des

Publikums öfter als von dem Treiben der gewerblichen „Kurskuppler“

in Bewegung gebracht. Die Zeiten sind hart und fordern vom Ein-

zelnen, daß er sein Kapital munter halte. Aber die Behörde glaubt,

Unerfahrene warnen zu müssen; sie möchte den Unterschied zwischen

dem amtlich beglaubigten Geschäft und dem nicht offiziellen Handel

mit Bogenlampen beleuchten. Die Trennung mag gut sein; kann aber

an der Grenze der Verkehr gänzlich gehindert werden? Nein. Auch

der „freie Verkehr“ vollzieht sich in den Börsenräumen; ist oft sogar

der Mittelpunkt des Handels, während an den Maklerschranken kaum

ein paar Bankvertreter zu sehen sind. Für den Gesetzgeber ist der „freie

Verkehr“ nur ein Auswuchs des legalen Börsenhandels und, in seiner

Winkelexistenz, amtlichen Schutzes nicht würdig. Von Amtes wegen

darf der Preis von Papieren, die nicht zum Börsenhandel zugelassen

sind, nicht festgestellt werden; solche Papiere dürfen nicht von den

Börseneinrichtungen profitiren noch durch die Veröffentlichung oder

Verbreitung von Kurszetteln („Preislisten“) gefördert werden. Wer

diesen Verboten zuwiderhandelt, wird bestraft. Und das Verbot gilt

auch für Papiere, die zwar zum Börsenhandel, nicht aber zum Ter-

minhandel zugelassen sind. Das muß man im Gedächtniß behalten:

auch über Papiere, denen zwar der Eintritt in den Börsenhandel, nicht

aber der ins Termingeschäft gestattet ist, darf keine Kursnotiz veröffent-

licht werden. Warum? „Ich warne Neugierige.“

Das vorige Börsengesetz hatte den Terminhandel in Bergwerk-

und Industrieaktien verboten. Der Kassaverkehr allein genügte aber

nicht und so entstanden Ersatzformen für das Zeitgeschäft. Die Notiz

über solche Geschäfte durfte nicht veröffentlicht werden; wenigstens

nicht in der Form einer Preisliste. Das geschah trotzdem täglich. Die

Kurse der damals im freien Verkehr umlaufenden Montanaktien

(Laura, Bochumer, Gelsenkirchener, Harpener, Dortmunder, Hibernia)

standen, tabellarisch geordnet, am Ende des Kurszettels; und Niemand



366  
Die Zukunft.  
fand daran Etwas auszusetzen. Meist handelte sich ja um sehr starke und angesehene Gesellschaften. Das neue Börsengesetz erlaubte den Terminhandel wieder, hob aber die Polizeivorschriften gegen die Obdachlosen nicht aus. Allmählich ist so gegen alle Papiere, die nicht zum Börsen- und Terminhandel zugelassen sind, eine mißtrauische Feindseligkeit entstanden; und schließlich wurde gegen die öffentliche Notirung solcher Papiere das Gericht angerufen. Die Kletterkunststücke der Aktie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika waren lange die Hauptattraktion der Börse. Bis der Kurs ins Rutschen kam und die Aktie 1200 Prozent ihres „Werthes“ verlor. Sie gehört nicht zu den privilegierten Papieren; die Shares der South West Africa Company gehören dazu: und trotzdem haben die Leute, die vor einem Jahr den Share zu 190 kauften, jetzt einen Verlust von 25 Prozent zu buchen. Die Legitimität allein thut also, wie man sieht, auch nicht. In den Zeitungen stehen täglich Berichte über die Ergebnisse des Geschäftes in Kolonialantheilen und bei jedem Papier werden doppelte Kurse genannt: ein Preis (Brief), zu dem die Stücke angeboten waren; und ein Preis (Geld), zu dem Nachfrage merkbar wurde. Dadurch unterscheiden sich die Notizen von den Einheitskursen des offiziellen Zettels; sie stehen auch nicht auf einer vollständigen Liste, sondern in dem vom Handelsredakteur bearbeiteten Text. Wird durch solche Publikation gegen das Gesetz gefündigt? Die Aktien der South West Africa Company werden von dem Verbot nicht getroffen, weil sie in jeder Beziehung „offiziell“ sind. Die Antheile der Otavigesellschaft sind zum Börsen-, nicht aber zum Terminhandel zugelassen. Auf diesen Punkt hat das Reichsgericht mit rügender Miene hingewiesen. Der Staatskommissar für die berliner Börse war gegen den Berliner Lokal-Anzeiger vorgegangen, weil dieses Blatt die Kurse von Kolonial- und Kaliwerthen veröffentlicht hatte, die unter das erwähnte Verbot des Börsengesetzes fallen. Die Erste Instanz sprach die Angeklagten frei, ohne sich auf eine Definition des Begriffes Kurszettel einzulassen. Die Frage, ob die Zusammenstellung der paar Notizen im redaktionellen Theil als Preisliste im Sinn des Börsengesetzes anzusehen sei, wurde gar nicht erörtert. Das Urtheil stützte sich auf die als richtig angenommene Behauptung, daß Kolonialpapiere zum großen Theil nicht „an der Börse“, sondern von Kontor zu Kontor umgesetzt werden. Da Paragraph 43 des Börsengesetzes von Geschäften spricht, die „an der Börse“ abgeschlossen wurden, so schienen Preisangaben über draußen erledigte Geschäfte dem Gericht nicht strafbar. Der Staatsanwalt rief das Reichsgericht zur Nachprüfung des Urtheils auf und hatte Erfolg. Die Entscheidung Erster Instanz wurde aufgehoben und die Sache an die Strafkammer zurückverwiesen. Der höchste Gerichtshof sagt, wenn in Otaviantheilen ein „börsenmäßiger“ Terminhandel bestehe, dürfe der dabei erzielte Preis nicht veröffentlicht werden. Entscheidend sei, daß das Termingeschäft zu einem Preis abgeschlossen wurde, wie er sich „in Folge des Zusammentreffens und Zusammen-



Der freie Verkehr.

367

Wirkens von Börsenbesuchern an der Börse zu bilden pflegt". Wie dieser Preis für das Papier im einzelnen Fall ermittelt werde, sei gleichgiltig. Fraglich blieb also nur, ob in Otaviantheilen Ultimogeschäfte vorgekommen sind, bei denen sich die Benutzung der BSrseneinrichtungen nachweisen läßt. Die Ultimospekulation in diesen Antheileu ist nicht verboten, wenn sie sich ohne jede Beziehung zur Börse vollzieht. Wie will man Das aber nachweisen? Praktisch wird die Nothwendigkeit solchen Nachweises eben nur, wenn die Resultate der Umsätze, also die festgestellten Preise, veröffentlicht werden.

Ist auch eine Mittheilung der Redaktion als ein Theil einer „Preisliste" anzusehen, dann darf über den Preis der Papiere, die von den Börseneinrichtungen ausgeschlossen sind, künftig überhaupt nichts d«öffentlicht werden als etwa die private Anzeige einer Bankfirma, zu welchen Preisen sie selbst die „Werthe ohne Börsennotiz" ankauft oder abgiebt. Mit solchen Veröffentlichungen kann aber Unfug getrieben werden. Ists wirklich nöthig, dem vernünftigen Ermessen der Handelspresse so enge Schranken zu setzen? Wer Kolonialpapiere besitzt, will aus seiner Zeitung erfahren, welchen Preis sie haben. Die großen Handelsblätter sind in Uebereinstimmung zu dem Entschluß gekommen, die Preisveränderungen der im freien Verkehr umlaufenden Papiere mitzuthemen. Das scheint ihnen ein Theil der Pflicht, Erkenntniß zu verbreiten. Was sie veröffentlichen, ist keine Preisliste, kein Kurszettel. Wer es dafür ausgiebt und die Urheber bestraft wissen will, klebt am Buchstaben und mißachtet ein Wirthschaftbedürfniß. Natürlich will er (der Herr Ankläger) nicht Bestrafungen durchdrücken, sondern ein Praejudiz (wörtlich auf Deutsch: Vorurtheil) schaffen, das schädliche Kursnotirungen hindern könne. Sind sie in unserem Fall aber schädlich? Wem wird durch die öffentliche Angabe des für Papiere, mit denen vor Aller Augen täglich gehandelt wird, gezahlten Preises denn geschadet? Der Vertreter des Fiskus möchte von diesen in seinem Sinn „wilden" Geschäften dadurch abschrecken, daß er den von ihnen Angelockten die Möglichkeit nimmt, täglich aus ihrem Blatt bequem den Kursstand ihrer Papiere kennen zu lernen. Vernichten oder auch nur zurückdrängen wird er damit das „illegitime" Geschäft nicht. Dessen Hauptmacher brauchen nicht erst die Abendzeitung abzuwarten, um zu hören, welche Preise im freien Verkehr mittags bezahlt worden sind. Im freien Verkehr: nach dem neusten Erlebniß klingt das Wort wie Hohn. Mir scheint, die Regirenden müßten wählen. Scheint ihnen diese Geschäftsart schädlich, dann müssen sie das Recht fordern, sie zu beseitigen. Können und wollen sie aber das Geschäft selbst dulden, dann dürfen sie es auch nicht chicaniren. Was ein Kurszettel ist, weiß heute schon der einfache Mann auf der Straße. Und keine Autorität wird den Glauben schaffen, daß eine vereinzelte Mittheilung der Redaktion der Notiz auf einem vollständigen, kommentarlosen Kurszettel gleichzuachten und, als ihr gleichwerthig, zu pönen ist. Ladon.



3U8  
Die Zukunft,  
Drei Briefe.  
in K nner des Bagdadbahngebietes schreibt mir:  
Die „Zukunft“ hat neulich über „Suez und Bagdad“ einen Artikel  
des Herrn I)r. Richard Hennig veröffentlicht, der zwischen Suezkanal  
und Bagdadbahn eine Parallele zieht. Diese Parallele ist ganz richtig  
gezeichnet, so weit sie die Entstehungsgeschichte und die Zielrichtung  
beider Wege und die finanziellen und politischen Kämpfe um und gegen  
ihre Durchführung veranschaulicht. Die Skizzirung der Bagdadbahn  
irrt aber in der wichtigsten Linie. Diesen Irrthum möchte ich korri-  
giren. Ich kann es auf Grund des Augenscheins, den ich vom Bagdad-  
bahngebiet bei einer Studienreise quer durch Türkisch-Asien gewonnen  
habe, und der meine Eindrücke bestätigenden Konferenzen mit den ver-  
antwortlichen Staatsmännern und Finanzleuten in Konstantinopel  
und Berlin. Danach steht jetzt unverrückbar fest, daß die Bagdadbahn  
vom kilikischen Taurusgebirge aus über Adana landeinwärts auf  
Aleppo zu gebaut wird (nicht der Küste entlang nach Alexandrette hin).  
Damit hat die militärisch-strategische Richtung in Konstantinopel über  
die kaufmännisch-wirthschaftliche Berechnung in Berlin gesiegt. Die  
Küstentrace (Adana-Alexandrette) hätte die Bagdzdbahn und den  
Mekkalnhnanschluß in ihrem Mittelstück für die Kanonen der (eng-  
lischen) Kriegsschiffe erreichbar gemacht. Die Inlandstrace (Adana-  
Aleppo) entgeht dieser Gefahr. Die Küstenbahn (Adana-Alexandrette)  
wäre aber billiger und leichter zu bauen gewesen, besonders von dem  
guten und geschützten Hafen von Alexandrette aus, und sie hätte eine  
sichere Rentabilität verbürgt, weil sie mit dem heute schon nicht gerin-  
gen Verkehr und Ertrag des kilikischen Kanaan rechnen konnte. Die  
Inlandsbahn (Adana-Aleppo) dagegen hat im Amanusgebirge sehr  
schwierige Strecken zu überwinden, welche di: Baukosten eines Kilo-  
meters bis auf eine Million vertheuern, und sie hat öde Steinsteppe-  
n zu durchziehen, die wenig Fruchtbarkeit noch Gewinn versprechen; sie  
muß außerdem ihr Material von der schlechten, weil ungeschützten  
Rhede von Mersina aus verfrachten, wo erst in der letzten Woche meh-  
rere Maschinen dem offenen Meer zum Opfer gefallen sind. Eine deutsch-  
türkische Studienkommission hat lange versucht, die Nachtheile jeder  
dieser beiden Tracen zu vermeiden und die Vorthelle beider Linien zu  
vereinigen: die wirtschaftlich aussichtreiche Küstenbahn sollte auch die  
politische Bedeutung der Inlandsbahn dadurch erhalten, daß sie gegen  
den Golf von Alexandrette, gegen feindliche Kriegsschiffe des vorge-  
lagerten (englischen) Cypern durch Sperrforts und Minenanlagen ge-  
deckt werden sollte. Diese Maskirung sollte der Küstenlinie die strate-  
gische Sicherheit der Inlandstrace verleihen und verbürgen. Die Ent-  
scheidung ist aber schließlich anders gefallen. Das bedauert die Deutsche  
Bank heute noch; sie ist davon überzeugt, daß das deutsche Kapital und  
die türkischen Wirthschaftsinteressen mit der Küstenbahn besser gefahren  
wären, und sie fürchtet eine Enttäuschung von dem Ertrag der Inlands-



bahn, für die (was den Leitern der Deutschen Bank charakteristisch scheint) auch der anglophile Großwesir Kiamil Pascha eingetreten ist. Das jungtürkische Kriegsministerium unter Mahmut Schefket Paschas Leitung hat aber, ganz wie die vorsichtige panislamische Diplomatie des alten Sultans Abd ul Hamid, den strategischen Werth der Bagdadbahn über alle anderen Berechnungen gestellt. Auch die englische Lynch-Compagnie hat ihren Wunsch nach einem mesopotamischen Schiffahrt-» Monopol nicht durchgesetzt, weil das jungtürkische Regime die damit verbundene politische Gefahr einer englischen Invasion erkannt hat und vermeiden will. Diese beiden englischen Gegenschläge gegen die Bagdadbahn sind zunächst abgewehrt worden; andere werden folgen. Wir dürfen aber hoffen, daß die Leitung unserer internationalen Politik den englischen Bluffs gewachsen sein wird. Die deutsch-englische Antithese kann sich über Bagdad zu einer verständigen Synthese entwickeln; freilich auf einer anderen Basis, als England heute noch wünscht. Heilbronn. Chefredakteur Dr. E. Iäckh.

Ausdem Pharmakologischen Institut in Halle schrieb mir der Leiter: Hochgeehrter Herr Harden, gestatten Sie mir die Bitte, zu dem Artikel von Dr. Georg Rothe über Radioaktivität des Menschen eine kleine sachliche Berichtigung liefern zu dürfen. Bei der sonst durchaus richtigen Wiedergabe meiner Versuche schreibt Dr. Rothe, ich habe auch gewisse Leuchtwirkungen am menschlichen Körper festgestellt, sei aber den Beweis dafür schuldig geblieben, daß sie thatsächlich Ausflüsse der elektrischen und magnetischen Eigenschaften der Haut sind. In meinen „Studien über Hautelektrizität“ sage ich aber ausdrücklich: „Mir selbst ist übrigens bisher nicht gelungen, an den eigenen Fingerspitzen Strahlen zu beobachten, auch nicht durch Vermittelung des Leuchtschirmes.“ In Dem, was ich über Leuchterscheinungen mittheilte, habe ich nur die Beobachtungen Anderer verzeichnet und allerdings keinen Beweis dafür zu liefern vermocht, daß diese Erscheinungen, wo sie sicher beobachtet worden sind, mit elektrischen oder magnetischen Bewegungsvorgängen in unmittelbarem Zusammenhang stehen. In aus-gezeichneter Hochachtung Geheimrath Professor Dr. Erich Harnack In Sachen Ehrlich-Hara S06:

Vor längerer Zeit erlaubten wir uns, Ihnen einen Brief zu senden, in dem wir Ihre Aufmerksamkeit auf das neue Syphilismittel von Ehrlich lenkten und unter kurzer Begründung vor kritikloser Begeisterung für dieses Mittel warnten. Sie lehnten die Veröffentlichung des Briefes ab, da Ihnen die Angelegenheit nicht ausreichend geklärt erschien. Heute, nachdem vier Monate verstrichen sind, dürfte diese Klärung erreicht sein. Wir können, mit einer gewissen Genugthuung, darauf hinweisen, daß der Verlauf der Prüfung des neuen Mittels uns Recht gegeben hat. Wir brauchen von unseren damals ausgesprochenen



Sätzen nichts zurückzunehmen; von allen Seiten kommen jetzt Warnungen besonnener Praktiker vor allzu ausschweifender Hoffnung auf das neue Mittel. Sollte es nun nicht an der Zeit sein, an einer Stelle, die von Vielen nicht nur gesehen, sondern auch geschätzt wird, zu versuchen, die Lehre daraus zu ziehen, wie nervös heutzutage neu auftauchende medizinische Probleme von dem überwiegenden Theil der Aerztewelt behandelt werden? Sollte es nicht von Nutzen sein, wenn beim Hinweis darauf, wie viel kritiklose Begeisterung hierbei nutzlos verpufft wurde, den Einen oder Anderen von den Vielen, die immer dabei sein müssen, um ja nicht zu spät zu kommen, leise Beschämung beschliche? Und könnte nicht dadurch am Besten Aehnlichem vorgebeugt werden? Der Warnungsruf Einzelner kann nicht an Stärke den einer einflußreichen Zeitschrift erreichen. Wir bemerken, daß wir uns bisher in keiner Weise literarisch für oder gegen das neue Mittel engagiert haben. Es ist uns lediglich um eine sachliche, aber nachdrückliche Warnung von solcher Behandlung wichtiger therapeutischer Fragen zu thun. Wir würden es daher dankbar begrüßen, wenn Sie in Ihrer Zeitschrift unsere Zeilen in Ihnen passend erscheinender Form veröffentlichten. In vorzüglicher Ergebenheit Dr. msä. ErichSteffen, Dr. Steinbrecher. Gewiß wäre solche generelle Warnung nützlich; und ich werde Einem, der sie gut zu begründen vermag, das Wort nicht weigern. Für ein gerecht wägendes Urtheil über Ehrlichs neues Mittel scheint mirs aber noch immer zu früh. Zuerst hat die etwas geräuschvolle Ankündigung (an der nicht der Finder schuld zu sein braucht), hat auch die Möglichkeit kommerzieller Ausbeutung verstimmt. Dann kamen die Tage der Hymnen; und schließlich die Monate der Enttäuschung. So ists fast jedesmal, wenn ein vorher unbekanntes „Heilmittel“ ans Licht gebracht worden ist. Jetzt hört der Laie, das Mittel sei werthvoll, dürfe aber nicht überschätzt und für unfehlbar gehalten werden. Auch nichts Neues. Die Hoffnung, die Syphilis werde, unter der Einwirkung des Zaubersaftes 606, bis übermorgen vom Erdrund verschwinden, haben nur Thoren und von der Lustseuche Heimgesuchte gehegt. Wir müssen zufrieden und dankbar sein, wenn die Heilung Luetischer durch Ehrlichs Finderthat in manchem Fall erleichtert wird. Und von den Aerzten fordern, daß sie auch in der ersten Therapeutenfreude kaltes Blut bewahren und unzulänglich erprobte Präparate mit gewissenhafter Vorsicht anwenden; auch wenn die Patienten impatient werden und gierig große Dosen des besonderen Saftes verlangen. Alles Andere: Wirthschaft, Horatio! Da ein neues Mittel irgendeiner Privatfirma oder Aktiengesellschaft die Möglichkeit großen Gewinnes und erhöhter Dividende bietet, dürfen nüchtern ins Leben Blickende sich nicht wundern, wenn jeder Finderthat dieser Sorte ein Lärm folgt, der dürre Hoffnung nähren und in den Winkeln selbst, wo lange bleiche Verzweiflung hockte, zahlungsfähige Kundschaft werben kann.

Herausgeber und verantwortlicher Bedactcnr: Maximilian Farben in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G, m, b, H, i» Berlin.



Berlin, den 17. Dezember 191«.

Spektakel.

Republikaner.

AMus dem grauen Iammer einer Reichshaushaltsberathung,  
DM in derTage lang nicht das kleinste Fünkchen eines vorwärts  
weisenden Gedankens aufglimmt und die, weil sie nur den hundert-  
mal beschnüffelten und beleckten Brei als Atzung bietet, keinen  
Hungernden zu sättigen vermag, flieht der Sinn gern in die Ju-  
gendzeit des deutschen Parlamentarismus; aus derFutter- und  
Schoppenstätte der Leute vonMittelmaß zurück in die frankfurter  
Paulskirche, in die Jakob Grimm und Friedrich Dahlmann, Nh-  
land und Jordan, Arndt und Iahn,Mathy und Waitz,Döllinger  
und Vincke, aus Süd und Nord die besten Männer zu dem Ver-  
such abgeordnet waren, den Deutschen ein Reich und eine Ver-  
fassung zu schaffen. Der Versuch mißlang; und mußte, weil die  
Einung der deutschen Stämme durch Parlamentsbeschlüsse nicht  
haltbar zu sichern war, mißlingen, selbst wenn auf Preußens Thron  
ein fester Königswille saß. Diese Nationalversammlung hat in  
ihrem kurzenLeben aber gezeigt, daß auch inDeutschland ein Par-  
lament möglich ist, von dem das Auge der Gebildeten sich nicht  
hoffnungslos abzuwenden braucht. Im Ton ruhiger Würde, die  
den anders Denkenden nicht einen schlechten Kerl und Landes-  
verräther schimpft, erörtern Patrioten die Frage, ob aus Deutsch-  
land eine Republik werden könne oder eine Monarchie werden  
müsse. Ernst Moritz Arndt spricht: „Wir können keine große, all-  
gemeine Republik haben, wir dürfen sie nicht haben nach unserer  
ganzen Sinnesart, nach unserer Vielseitigkeit und Mannichfaltig-  
keit: aber Republiken von aller Art, wenn sie stehen können und



M Die Zukunft,  
überhaupt menschlich sind, die können wir haben.und vertragen."  
Friedrich Dahlmann: »Ich bin kein Verächter der Volksfouve-  
rainetät; ich ehre den Grundgedanken, der in diesem Wort liegt,  
wenn ich auch das Wortselbst nicht eben leidenschaftlich liebe. Die  
Kraft der Selbstbestimmung eines Volkes soll so weit wie irgend  
möglich gefördert werden.Aber ich wünschte gar sehr, daß die Be-  
geisterung dertzerren für dieVolkssouverainetät in die Begeister-  
ung für den Staat überginge, der das Heil des Volkes und der  
Regirung gemeinsam in sich begreift." Wilhelm Jordan: „Wir  
sind vor den Thronen stehen geblieben, weil wir in der demokra-  
tischen Monarchie die für eine ins Mannesalter der Reife ge-  
langte Gesellschaftpassendste Staatsform sehen." Gabriel Riesser:  
„Eine republikanische Spitze der Staatspyramide, eine wirkliche  
Gewalt, vom Volk oder von dessen Vertretern gewählt, und unter  
dieser Gewalt erbliche Fürsten: Das ist einWahnsinn." Friedrich  
Wassermann: »Mir ist jeder Weg, auf dem Deutschland Einheit  
und Kraft findet, lieber als Prinzipienstreite, lieber als Worte.  
Ich glaube.wir Deutsche sollten endlich anfangen.Praktiker zu wer-  
den, und nicht noch längerTheoretiker bleiben." Fürst Felix Lich-  
nowski:»Ich gehöre nicht zuDenen, welche die Republik als einen  
Jugendtraum geliebt haben. Wenn durch Gottes Willen die vier-  
unddreißig deutschen Souveraine und ihre Familien von dieser  
Erde hinweggenommen würden, so, bin ich überzeugt, würde man  
sich vereinen und neue an die Spitze dieses Landes stellen, wenn  
auch nicht in so großer Anzahl." Karl Mathy: »Wenn ich die  
Schmeicheleien höre, die jetzt so oft der Masse gemacht werden, so  
möchte ich eine solche Schmeichelei nicht minder unwürdig finden  
als das Knien vor dem Thron eines gekrönten Hauptes." Friedrich  
Ludwig Jahn: „Wie ein Kutscher auf dem Bock ist, ein Lotse am  
Steuer, einLenker auf demFeuerwagen der Eisenbahn, ein Koch  
amHerd und ein Arzt am Krankenbett, so wünsche ich einenKaiser  
für Deutschland." Gustav Rümelin: „Wir wollen einen preußi-  
schen Erbkaiser eben darum,weil wirnichtpreußisch werden wollen.  
Wir wollen uns ganz hingeben; aber wir verlangen das Selbe  
auch von Preußen: wir verlangen, daß es seinen staatlichen Or-  
ganismus als ein fügsames Glied in die deutsche Verfassung ein-  
reihe, daß es uns inBerlinnichtdenDoppelgängereinesReichs-  
tages hinstelle, daß es nicht die Stellung und Gliederung einer



Spektakel.

373

Großmacht fortbehalte. Diese Forderung können wir aber nur stellen, wenn die Verbindung keine zeitliche, sondern eine unauf-lösliche ist." Ludwig Ahland: „Ich erkläre mich für die periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. Der unverantwortliche, erbliche Monarch ist einpersonifizirterBegriff der einheitlichen und stetigen Staatsgewalt, ein allegorisches We-sen, eine Fiktion des Regirens, keine erweisliche Wahrheit. Da er nicht vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, sondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen ist, so müssen für den rich-tigen Gebrauch dieser Gewalt verantwortliche Rä'the eintreten. Anter dieser Bevormundung kann ein selbständiger Charakter schwer gedeihen; und wenn solche Charaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung eines lebenden Gemäldes hervor-brechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß. Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geist die ihr angemessene Form schaffen. Ist denn unsere politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens aus-gegangen? Nein: unbestritten von der demokratischen. Die Wurzel alsoistdemokratisch;derWipfel aberschießnichtvondenZweigen, sondern aus derWurzel empor. Das wäre dem natürlich enWach s-thum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihremWipfeleinBrutnesterblicherReichsadler auspflanzenwoll-ten. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden nicht für das erblicheKai-serthumstimmenzsolcherVerzichtaufIhrWahlrechtstehtinWider-spruch zu dem Geist, durchden Siehierhergerufen sind. DieRevo-lution und ein Erbkaiser: Das ist ein Jüngling mit grauen Haaren. Retten Sie das Wahlrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volkma'ßigenArsprunges derneuenGewalt! GlaubenSie.mei» neHerren: es wirdüberDeutschlandkeinHauptleuchten.dasnicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist." Georg Freiherr von Vincke: „Die Bedeutung der konstitutionellen Mon-archie hat sich in England gezeigt. Wir erinnern uns, daß Georg derDrittegeisteskrank war, daß er das Parlament mit ‚Mylords und Wasserschnepfen‘ anredete und deshalbunterKuratelgestellt werden mußte: und selbst solche Zustände haben den Konstitution nalismns nicht zu Fall zu bringen vermocht und noch heute singt der Engländer mit Begeisterung: Ooä save tke KmZ! Ich bin der



Die Zukunft.

Ansicht, daß jede konstitutionelle Monarchie eine republikanische Beimischung haben muß: aber ich glaube auch, daß man die Monarchie stark machen muß, um dem Neberfluthen dieses republikanischen Elementes einen Damm entgegenzusetzen." Schüler: „Ein persönlicher, sichtbarer, bleibender Repräsentant der Staatsidee und der Volkseinheit, dessen Würde von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, giebt einen Mittelpunkt, an den der sinnliche Mensch sich leichter anklammert als an die abstrakte Idee." Simon: „In dem Grundsatz der erblichen Monarchie liegen mehr Keime der Trägheit als in allen Bettlern der Welt. Dadurch wird anerkannt, daß in der Spitze die Verdienstlosigkeit, die erlaubte Untüchtigkeit und Erschlaffung, ohne alle Verpflichtung zur Arbeit, sitzen dürfe." Welcker: „Bei uns siegt die Republik nicht eher, als bis sich das Königthum selbst vernichtet hat, nicht eher, als bis die unglückseligen Zeiten wiederkehren, die Erzbischof Hinkmar von Reims aus den Tagen Ludwigs des Frommen und seiner Söhne berichtet. Erst wenn an die deutschen Fürsten, weil sie in dem fürs Vaterland Nothwendigen nicht zusammenstimmen, kein Glaube mehr ist, wird in Deutschland die Republik siegen." Karl Vogt: „Konstitutionelle Regirungen sind weiter nichts als Anstalten zur Fortsetzung, zur Verewigung der Bureaukratie. Das preußische Erbkaiserthum wird uns den Streit zwischen deutscher und preußischer Versammlung bringen und der Absolutismus wird sich dahin flüchten, wo er den besten Boden findet, nach Preußen, um von dort aus die Wirksamkeit des anderen gesetzgebenden Körpers zu Paralsiren." Maitz: „Ich bin viel zu sehr Doktrinär und Freund der Geschichte, als daß ich die republikanische Regirungsform an sich verwerfen oder mißachten könnte; aber Das, was wir in Europa neuerdings als republikanisch kennen gelernt haben, erscheint meinem Auge durchaus nicht als ein Zustand strotzender Gesundheit, sondern als ein Symptom von Krankheit und Auflösung." Ist das Deutsche Reich, das schließlich doch nicht, wie Nhlant geglaubt hatte, „vonder demokratischen Seite her", sondern aus dem Pulverdampf dreier unter dynastischer Führung siegreich durchgeführten Kriege kam, eine Monarchie geworden? „Den Namen Deutscher Kaiser führt der König von Preußen", der, nach dem elften Artikel der Reichsverfassung, Präsident des Ewigen Bundes ist. Nicht Monarch, nicht Souverain; nur nach einem Angriff



Spektakel.

375

auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten nicht an die Zustimmung des Bundesrates gebunden. Souverain ist das Reich, in dessen Namen das Recht gesprochen, der Krieg erklärt, der Friede, jedes Bündniß und jeder Vertrag geschlossen, jeder Gesandte beglaubigt und empfangen wird. Monarchien sahen, von der Assyrischen Zeit bis in die Tage Nikolas von Montenegro, anders aus. Als Chlodwig Hohenlohe, der eine Weile den Kanzler im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes vertrat, in einer andern Botschafter-Prinzen-Reuß nach Wien geschickten Depesche die Fortschritts-Partei republikanischer Gesinnung beschuldigt hatte, schrieb Lagarde: „Jeder, der die Verfassungsurkunde des Deutschen Reiches als ein letztes Wort ansieht, ist Republikaner. Wir haben eine? (epublik noch nicht dagewesener Art, aber wir haben eine Republik und rechtlich ist der Kaiser ihr Präsident.“ Verjüngen Bismarck hat sich einen diplomatischen Republikaner genannt; der alternde hat Karl Schurz versichert, daß er in der Theorie den Republikanern sehr nah sei; der entlassene hat öffentlich erzählt, wie oft er aus dem Munde von Standesgenossen bittere und geringschätzige Urtheile über Monarchen und deren Handeln gehört habe. Jetzt, dreißig Jahre nach Chlodwigs Depesche, einundsechzig Jahre nach den Verfassungsdebatten in der Paulskirche, redet der höchste Reichsbeamte, als sei die Grundmauer Deutschlands bedroht, weil ein Abgeordneter gesagt hat: » Wir Sozialdemokraten sind Republikaner.“ Das wußten wir nicht seit gestern. Das ist, von schrilleren Stimmen und im Ton heißerer Leidenschaft, hundertmal durchs Reich gerufen worden. Wem hat's geschadet? Keinem Kaiser, König, Herzog auch nur eine Stunde vergällt. Denn noch ist, in vier Jahrzehnten, nicht einmal der winzigste Versuch zur Aenderung der Reichsform gemacht worden. In Frankreich und Portugal leben Monarchisten, in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Norwegen, Italien, Spanien Republikaner. Darüber mögen Kinder nachts greinen. Erwachsene wissen, daß nur die Kaiser unser Kaiserthum gefährden könnten und daß von allen deutschen Sorgen die um die Reichsform die allergeringste ist. King Edward soll, in munterer Laune, seinen Enkel einst Gästen aus Frankreich als „den letzten Britenkönig“ vorgestellt haben. Mit der Möglichkeit einer Evolution, die von den heute noch brauchbaren Neberbleibseln alter Königsgewalt wegdrängt, müssen, auch in ernsterer Stimmung,



Die Zukunft.

alleMonarchen rechnen. Doch alle auf deutschemBodenlebenden dürfen mit ziemlicher Zuversicht in die nahe Zukunft schauen, wenn sie bedenken, daß ein jedem Auge sichtbarer, jedem Ohr hörbarer Herrscher nicht leben kann wie ein hinter Purpurwolken im Elfenbeinthurm thronender, den nur anNationalfeiertagen der Blick der Menge amFenster der goldenenSänfte erhascht.und wenn sie morgens und abends sich des Rathes erinnern, den Nikolai Pawlowitsch,MonomachosundZarallerReussen, ihnenindemSatz hinterließ: « Wir Fürsten müssen alles Erdenkliche thun, um für die ungeheuren Vorrechte unsererStellung vom Volk Verzeihung zu erlangen." Daß sanftmüthigem Wunsch oder wilder Gewalt morgen gelingen könne, den gekröntenBundesstaatshäuptern, die, inWaldeck wie in Preußen, noch recht ruhig imBesitzrecht wohnen, einen Präsidentenüberzuordnen, glaubt keinWacher. Keiner sollte aber auch glauben, in Deutschland (wo fünf Viertelmillionen Menschen in Republiken leben) werde der Teutonenzorn prasselnd auflockernNz wcil eine Partei, um das GDM-z^^^MMMMß zum Republikaneriöeal wleöerholt. Ms nichMMM, yqßllgM in Berli^ezeter?V!r^wä^W WKrankKtVt Massen erwogen wurde? Müssen stolze Denker sich dieses Wandels nicht schämen? Ezcellenzen.

Im langwierigenLaufderHaushaltsberathung.die wie eine aufgewärmte Schüssel schmeckte, gab es nur ein Neues: den Erfolg des Reichsschatzsekretärs. Das Schatzamt galt stets als das undankbarste imReich; sein Inhaberwar der Türkenkopf, um den aus allen Budenflinten die Bleiklumpchen knatterten. Herr Wermuth wurde von der Mehrheit bejubelt und hörte auch aus dem Lager ihrerGegnerkaum eine leise Rüge. Nach seiner sachlichen, knappen, putzlosen Rede wußte im Hohen Haus Jeder: Dieses Amt ist so gut geleitet, wie wirs nurwünschenkonnten. War auch die Steuerlitanei vor Ernsthaften nicht mehr wiederholbar. Da die von den FraktionenderKonservativenund des Centrums im Jahr1909 bewilligten Steuern den nächsten Reichsbedarf gedeckt, weder Produzenten noch Händlern die Schwungkraft gelähmt und dem Verbraucherheer die Lebensbehaglichkeitnicht geschmälert haben: worüber soll man fortan noch keifen und flennen? Mit der Thatsache, daß die Erbschaftsteuer nicht auf überlebende Ehegatten und auf



Spektakel.

377

Waisen ausgedehnt wurde, wird das deutsche Volk sich allgemach wohl ohne Grausen abfinden; gegen diese Ausdehnung hatten ein paar Jahre zuvor ja auch die Minister Bülow und Rhein» baben, der nationalliberale Abgeordnete Paasche und Richters Erben sich heftig gewehrt. Die Meinung zu ändern, war ihr Recht; nicht, die im alten Nrtheil Beharrenden Schelme und Räuber zu schelten. Die Ziffern des Herrn Wermuth haben eine Legende durchlöchert, die noch über die Stichwahlzeit hinaus dauern sollte. Nnd der Mann fängt erst an; kann nun erst, im Besitz von Vertrauen und Autorität, zeigen, was er als Finder und Schöpfer vermag. Wenn er den Bundesstaaten die Möglichkeit beträchtlicher Ersparnis^ (durch Interessengemeinschaft der großen, Verwaltungsfusion der kleinen) zeigt, die Einheit der deutschen Steuersysteme vorbereiten hilft und dem Reich dadurch große Einnahmen schafft, daß er ihm die dauernde Distribution wichtiger Industriestoffe (Elektrizität, Kohle, Petroleum) sichert, wird die Geschichte ihn als einen Reichsretter rühmen. Vonder Steuersuche ist nicht mehr genug heimzubringen. Das Reich muß sich (nicht als Produzent, nur als Vertheiler) nach einträglichen Geschäften umsehen. Die es nicht selbst machen, sondern in Pacht geben soll und deren Verstaatlichung keinen der jetzt thätigen Distributeurs zu schädigen braucht. Der Erwähnung werth ist noch, daß mindestens zwei Drittel des Hohen Hauses zur Annahme der neuen Militärvorlage bereit waren, ehe der Kriegsminister zu einer (nicht gerade überwältigenden) Empfehlung den Mund aufgethan hatte. Warum stöhnen die Herren auf der Estrade gar so laut und klagen über Verkennung und Ngebühr? Leichter kanns eine Regierung, die, als Gesamtheit, noch nichts geleistet hat, doch wirklich nicht haben. Leidliche Finanzen und für alles der Reichsmacht zu Land und zu Wasser Nothwendige eine übers Bedürfniß große Mehrheit. Erstes Auftreten zweier Staatssekretäre im Reichstag. Herr von Lindequist sichert sich durch ein Lobliedchen auf die Excellenz Dernburgs (der ungeduldig jetzt auf die Erlaubniß wartet, dem Kaiser über Ostasien zu berichten) den Beifall der harmlosen Leute, dieden zweiten Großen Bernhard, trotz seiner schroffen Abkehr von dem ersten, trotz der aus der Tiefe seines treuen Royalistenherzens erwachsenen Verdammung des Novembersturmes, noch immer als den Märtyrerungestümen Freiheitsehnens bewundern. Recht



Die Zukunft,  
 pfiffig; doch keine Neberraschung von Einem, der gewöhnt ward,  
 die Vorgänger zu preisen, deren Politik er im wichtigsten Punkt zu  
 ändern berufen ist. Auch von dem ^Unermeßlichen, der sogar dem  
 Handkoffer, als echter Demokrat, den Excellenztitel aufpinseln ließ  
 (und dennoch, wenn er an Rückkehr dächte, im Kolonialamt eben so  
 wenig eine Mehrheit fände wie in der Darmstädter Bank), weicht  
 Herr von Lindequist da ab, wo der Hauptfrage (Negerkolonie oder  
 Europäersiedlung?) die Antwort zu suchen ist. Im Nebrigen: nett,  
 bescheiden, „sympathisch“; ob er fein Amt, das jetzt fast desorga-  
 nisirt scheint, in den Zustand genügender Leistungsfähigkeit bringen  
 kann, wird sich bald zeigen. Kann er es nicht, so vermag es gewiß  
 mühelos Herr von Rechenberg. Der überschätzt die Kolonien nicht,  
 kennt ihre Völker wie Einer, der mit ihnen erwuchs, ist ein Organi-  
 sator von unbeugsamer Willenskraft und würde, mit seinem süd-  
 deutschen Kaltblut, recht gut nebentzerrn von Kiderlenpasfen. Auch  
 der Schwabe ist in der neuen Würde Debutant; und kann, als er  
 sein kurzes Sprüchlein gesagt hat, dem Werth Öffentlicher Mein-  
 ung nachsinnen. Vor zwei Jahren wurde hier gefragt: « Mußte man  
 Herrn von Kiderlen, den an Praktikerbegabung und an Jäger-  
 witterung reichsten unserer Diplomaten, wie einen Tölpel be-  
 gröhlen, weil er eine häßliche Weste trug, der Schwabenmundart  
 sich nicht entwöhnt hat und sich in die undankbare Pflicht locken  
 ließ, in der Debatte über die Gespräche des Kaisers das Aus-  
 wärtige Amt zu vertheidigen, dessen Arbeit er seit vierzehn Jah-  
 ren doch aus dem Auge verlor? » Damals hielt man den Ver-  
 treter des gehätschelten Herrn von Schoen für abgethan; zitterte  
 selbst Holstein für den Freund, dessen Berufung dem schon Krän-  
 kelnden fast die alte Frische wiedergegeben hatte. Im Reichstag,  
 hieß es, ist er unmöglich; erbarmungslos, wie niemals ein Zufalls-  
 kommissar, ausgelacht worden; für immer erledigt. Doch der wackere  
 Schwabe forcht sich nit. Trotz der Farbenblindheit stimmt er die  
 Kleidungsstücke jetzt secunclum orclinem zu einander; spricht aber  
 noch wie ein mit Spätzle Aufgepöppelter. Nnd wird von den selben  
 Abgeordneten, die ihn höhnten, umjauchzt. Weil er ein hohes Ziel  
 zeigt? Nein: weil er Furcht nicht zu kennen scheint, deutsche Inter-  
 essen nicht in schüchterner Zagheit dem Feind preisgiebt und wie  
 Einer redet, der weiß, was er will. Lorber ist billig geworden.  
 Ist endlich sogar dem Kanzler erreichbar, den die Volksgunst



Spektakel.  
bisher nicht verwöhnt hat. Der entbündet den Staatssekretär von der Pflicht, ausführlich über das internationale Geschäft zu sprechen; will selbst das Errungene dem Parlament vors Auge rücken. Erstens: Dank, lieberAehrenthal und SanGiuliano, weil Ihr sofreundlichüberunsereBeziehungengesprochenhabt; Dank, lieber San Giuliano und Aehrenthal. (Dankvom DeutschenReich, weil die Minister zweier schwächeren, ihm seit Jahrzehnten verbündeten Staaten gesagt haben, daß sie dasBündniß nicht lockern wollen. Nnbescheidenheit darf der Gerechte unserer Politik nicht mehr nachsagen.) Zweitens: Daß dieTürkei aus deutschenBankkassen Geld bekommen hat, findet die Kaiserliche Regirung erfreulich.(Nichtminder erfreulich findetsHerrPichon,der,mitderErsten Hypothekin der Tasche, Anderen das ermüdende Pumpvergnügcn gönnen darf. Wenns in die großen Summen geht, muß doch wieder die pariser Hexe dran, die sich inzwischen für die Strapaze derRussenanleihe ausruht.) Drittens: Mit Großbritannien wollen wir einen zwanglosen und vertrauensvollenGedankenaustausch über politische und wirthschaftliche Interessen: nicht einen Vertrag, der dieFlottenziffern festlegt.»DiePourparlers waren von freundschaftlichemGeistgetragen."(SchaffenunsabernichtdieThatsache vom Hals, daß England, weil es durch unseren Flottenbau gezwungen ist, für seine Seewehr mehr Geld auszugeben, als ihm sonst nöthig schiene, uns auf allen Seiten Schwierigkeit zu häufen und zu lähmen sucht). Viertens: Als der Zar in Potsdam war, ist „konstatirt worden, daß Deutschland und Rußland ein gleichmäßiges Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo im nahen Orient habenund daher keinerlei Politik, von welcherSeite sie auch kommen möge, unterstützen werden, die auf eine Störung diesesZustandesgerichtet wäre".(Wersglaubt, wird selig. Rußland wünscht eine schwache, Deutschland eine starke Türkei. Für Rußland ist die Orientalische Frage heute die Meerengenfrage und jeder zurechnungsfähige Minister des Zaren wird jede Politik, von welcher Seite sie auch kommen möge, fördern, die den status quo ändert, Oesterreichs Einfluß in die Südslavengebiete dämmt und denRussen denWegausdemSchwarzeninsMittelländische Meeröffnet.) InNordpersien hatRußlandeineprivilegirte Stellung, die ihm das Recht auf alle Konzessionenzu Eisenbahn-, Telegraphen- und Weganlagen giebt; doch wird es unseren HandelH



38« Die Zukunft.

nicht hindern und die Anschlußlinie derBagdadbahn erleichtern.

<Die Bagdadbahn soll am Euphrat einen transkaspischen Strang erhalten, in den die russische Ausfuhr münden kann. Wir helfen den 'Russen also an den Persischen Golf und auf die kürzeste Straße nach Indien. Mit dem Versprechen, den deutschen Handel, der auf Staatskonzessionen verzichten muß,nicht zu hindern,ist dieserDienst nich t allzu theuer bezahlt.) „Beide Regirungen sind entschlossen.sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderenTheil habenkönnten." (Das istnichtneu. Schon inSwinemünde hatNikolaiAlexandrowitsch zumDeutschenKaiser gesagt: „AufderSeiteDeinerFeindewirstDumichniemalsfinden." DaRußland fürs Erste keinenKrieg führen kann, ist derVerzicht auf „ aggressive Spitzen" ihm kein Opfer, der Verzicht Deutschlands aberein beträchtlicherGewinn.WennzweiMönner,dereneinerge-^und und stark ist, deren anderer siech im Spital liegt, sich verpflichten,nicht gegen einander zu fechten.macht derLazarus ein gutesGeschäft.RußlandistdenBrittenundFranzosenbefreundet,denOestevreichern nochverfeindet;werglaubt,„dasaltevertrauensvolleVerhältniß" sei wiederzufinden.während wir im Orient Oesterreich und dieTürkei zu stärken trachten, istumdieEinfaltseineskindlichenGemüthes zu beneiden.) Diese Errungenschaften sind nicht derRede werth.WerdenimReichstagaberals»höchstbedeutsameErklärungen"gebucht.DaistAlles brünstigerBewunderung voll,weil eine Großmacht, die über vier MillionenBayonnettes und eine starke Flotte gebietet, nicht auf Schritt und Tritt geärgert und belästigt wird. Die Haltung ist, die Allure besser geworden. Doch immer noch muß man, wie vor dreiundfünfzig Jahren Bismarck, fragen: „Können Sie mir ein Ziel nennen, das unsere Politik sich vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus? Nnd glauben Sie, daß bei denLeitern eines der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist?" Noch immer seufzen: „Am so weiter zu vegetiren, dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht. Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 n>ar, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer



Spektakel.

331

zu werden." Eine Jahresausgabe von dreizehnhundert MillionenMark müßte dem Reich kräftigerenNährstoff einhandeln, als die vom Kanzler ausgespreiteten Naschwaaren ihm bieten. Der Reichstag (und mancher des langen Haders müde Redakteur) bestaunt sie; darf sich dabei aber nicht die Volksstimme wännen. „Unsere inneren Verhältnisse leiden unterihreneigenen Fehlern kaum mehr als unter dem peinlichen und allgemeinen Gefühl unseres Verlustes an Ansehen im Ausland und der gänzlich passiven Rolle unserer Politik. Wir sind eine eitle Nation; es ist uns schon empfindlich, wenn wir nicht renommiren können, und von einerRegirung.die uns nach außen hin Bedeutung giebt, lassen wir uns, selbst im Beutel, viel gefallen." Auch diese Sätze <n>sBismarcks zornigem Lenzbrief an Gerlach klingen wieder, als ,wären sie gestern geschrieben. Vielleicht hat sie Herr von Bethmann gelesen und deshalb die vier Punkte illuminirt. Kann, mit offiziöser Nachhilfe, der Glaube geschaffen werden, daß Deutschland draußen vorwärts kommt, dann sinken drinnenwohlbalddie Nebel. Die Hoffnung auf andereStimmungmittelscheintfastschon geschwunden. Zwar ruft der Kanzler die Bürgerfraktionen zu gemeinsamer Arbeit an derReichsversicherungordnung,demGesetz überdieStaatsangehörigkeit,derStrafprozeßordnung,demStrafgesetzbuch und der Verfassung für Elsaß-Lothringen. Glaubt aber sicher selbst nicht, daß von so dürrer Boden ein Ernteglückzu holen ist. Mit etwas festererZuversicht mag er auf die Wirksamkeit des Rufes bauen, der den Sozialdemokraten grimmen Krieg ankündet. Doch warum die Kriegserklärung?Wozu die demAnsehenDeutschlands schädliche Aufbauschung der sozialdemokratischen Gefahr, die Jahrzehnte lang mit viel schlimmerenSchrecken drohte und das Reich dennoch niemals auch nur für Tage entkräftet hat? Mancher wird in solchemMühen dieTaktik derVerzweiflung erkennen; wenn garnichts gelingen willund dasBürgerheerweder durchTrommelschlag noch durch Lockpfeifchen unter eine Fahne zu sammeln ist, kann nur das Rothe Gespenst die Haufen zusammenscheuchen. Wer heute noch solchen Versuch wagt, wird ihn rasch bereuen lernen. Durch furchtlosen Spott (in seinen bestenStunden traf FürstBülow den Ton), nicht durch die gellende Ankündigung einer Hauptschlacht .(zu ders, taute cte wmbatwns, doch niemals kommt) kann ein Regnender der Sozialdemokratie schaden. »Ein Glück, daß wir die



382  
Die Zukunft.  
Leute habenI IhrGeschimpf undGehetz ist oft häßlich; am Ende nicht ärger als das der gerade radikalsten Partei. Aber sie blasen nicht zumAufruhr; wollen.aus gutemGrund,keinen.Wir haben weniger Pöbelputsche als irgendeine uns bekannte Zeit. Die Kritik der Genossen ist in acht von zehn Fällen nützlich. And wenn sie so stark würden, daß sie dem Reich das zum Leben Nothwendige versagen könnten, müßten sie es ihm morgen gewähren: weil ihr Anhang darauf bestünde. Alle Staaten Europas ertragen sie; wir haben nicht MußenochLustzufuchtlosenKämpfen,diehinterPreußensGrcn-ze schonkeinendeutschenMenschenmehrfreuen/DieseTonarthört man heute aus dem Munde derReichen. Herr vonBethmannwar allzu lange in sein Museum gebannt und sah die Welt, wie durch ein Fernglas, nur von Weitem. Er weiß nicht, daß die Schaar, die vor der Sozialdemokratie Angst hat, geschrumpft ist. Nnd überschreit sich im ungewohnten Lärm des Applauses. Er möchte endlich „beliebt werden“, irgendwo sich insVolksgemüth verankern; und kanns noch: denn derDeutsche schätzt, mag er noch so oft gegen die Bureaukratie pfauchen, denBeamten,der nur steifer Beamter ist, das Knäuel seiner Standesvorurtheile zu verbergen trachtet und banale Wahrheit, wie einen mühsam selbst ergrabenen Schatz, aufdenMarktderMengeschleppt. Nurmuß derSchwerfällige,dem keine Sonne natürliches Feuer einsengte, kein Humor das Blut je in Tanzrhythmen trieb, sich mit gedoppelter Achtsamkeit vor einem falschen Schritt hüten. »Wenn die Sozialdemokraten wieder zu brüllen anfangen, können die Bourgeois am Stichwahltag nicht für sie stimmen.“ Die Rechnung konnte richtig sein; wars aber in der Stunde nicht mehr, wo der Kanzler den Bezirk des moabiter Prozesses betrat und behauptete, die moralische Mitschuld der Sozialdemokratie (nicht: ihrer Presse) an dem Aufruhr sei erwiesen. Die will die von Ministerialbefehlen abhängige Staatsanwalt»schaft erweisen(nur,weilsie,in einem Nachtrag zur Anklageschrist, dieseAbsicht entschleiart hat, kann der Gerichtshof dieinsPolitische zielenden Anträge der Vertheidiger nicht ablehnen); der Ministerpräsident und Kanzler darf ihrdabei nichtvomParlamentaus helfen. DerBegriff moralischerMitschuld ist nicht leicht zu fassen. Daß die Sozialdemokratie denAufruhr nicht gewollthat, weiß auch derFeind,der ihrWesenkennt. Hetzreden? Ein Frucht verheißen-der Schöpfergedanke desReichskanzlers hätteDutzendeübertönt.  
V4



Das gefährliche Alter,  
Das gefährliche Alter.

I. Entdeckung oder Erfindung?

^KHas gefährliche Alter": das neue Buch von Karin Michaelis.

Tagebuchaufzeichnungen. Eine Kaute nouveaute in der Gedankenwelt. Saisonsensation. Das Weib auf Entdeckerwegen. Frau Cury hat das Radium mite.itdeckt; Karin Michaelis entdeckt ein tiefes Weibmysterium. Ihre Entdeckung (oder Erfindung?) hat in Dänemark einen Sturm der Entrüstung bewirkt.

Wie? Entrüstung und Karin Michaelis? Die Dichtungen, ge« schaffen von zermalmender Süße, wie aus verwundeter Brust eine sterbende Nachtigal singt! Ia: die Selbe. Mir scheint, der Titel des Buches ist mitschuldig. Der falsche Titel. Das heiszt hier: die Generalisirung oder Uebertragung der physisch-psychisch abnormen Beschaffenheit einzelner Frauen auf das ganze Geschlecht. Hätte der Titel (fern sei mir der Gedanke, „Leiden einer Mannstollen" oder „Das Weib, vom Teufel geritten" vorzuschlagen) etwa gelautet: „Weibliche Spezialitäten", so wären die Wogen der Empörung weniger hoch gegangen. Vielleicht hätte das Buch sogar Psychiatern und Psycho-Physiologen ein werthvolles Kapitel für ihr Fachgebiet geliefert; und der Leser hätte sich an der Erzählungskunst, an reizvollen Stilwendungen und Einfällen des Buches erfreut. Aber so . . .

Elsie Lindtner hat zweiundzwanzig Jahre in, wie es schien, befriedigender Ehe mit Richard gelebt. Eigentlich zwar mag sie ihn nicht; doch ist er (so schreibt sie) „lange Jahre hindurch der Herr ihrer Sinne gewesen". Plötzlich, in ihrem zweiundvierzigsten Jahr, fühlt sie den unbezwingbaren Drang, sich von ihm zu trennen; nicht nur von ihm: überhaupt von der Welt. Wie das verwundete Thier sich ins Dickicht verkriecht, so flieht sie in klösterliche Stille; zwei Bedienerinnen sind ihre einzige Gesellschaft. Die hohe Hecke, die den Garten einschließt, erinnert an Dornröschen. Ach, auch Elsie wartet auf den Kuß Eines, der sie erlösen soll. Ihr Prinz ist Iörgen Malthe. Mitten im Walde hat er ihr die weiße kleine Villa mit dem Glasdach über ihrem Bett gebaut. Ein poetischer Einfall, nachts die Sterne sehen zu wollen (obwohl man da meistens schläft). Und das Motiv ihrer Weltflucht? Furcht vor sich selbst, Furcht und Scham vor der Welt, die errathen könnte, was einzumauern Elsie entschlossen ist.

Und Das ist die gruselige Entdeckung (oder Erfindung?) und wird zur Fixen Idee: Die Frau ist von ihrem vierzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr erotisch entartet. Plötzliche Feuersbrünste,



Die Zukunft.  
wie vom Blitz entfacht, brechen bei ihr aus. Sie unterliegt gleichsam einer zweiten Pubertät; um das vulgärste Wort zu gebrauchen: sie verfällt der Mannstollheit. Und nicht etwa diese oder jene Frau oder eine Gruppe von Frauen wird von dieser Tarrantel gestochen, von Delirien der Sinnlichkeit geschüttelt, nein: das Weib schlechthin; auch die Frauen, die niemals vorher, weder im Geist noch im Fleisch, sinnlich gesündigt hatten. Hat das Weib die zehn Jahre im Zuchthaus der Sinne abgemacht, so klingt die Erotik ab. Es ist, als wäre sie nicht gewesen.  
Nicht geliebte Kinder, nicht ein trefflicher Gatte, nicht eine auserlesene soziale Stellung retten das Weib aus dieser Noth des Leibes und der Liebe. Auch Lili, Elfte Freundin und Cousine, die unantastbar ist, reines Gold, schlachtet die Dichterin in ihre Fixe Idee ein. Im dreiundvierzigsten Jahr verläßt sie Haus und Familie, um „der Krankheit ihrer Jahre“ den Tribut zu zollen. Solches (wir lesens, starr vor Staunen) ist der Frauen, dieser „gottgewollten“ Patientinnen der Menschheit, unentrinnbares Schicksal, auf Lateinisch Fatum, auf Türkisch Kismet.  
Hier liegt nicht etwa eine Verwechselung mit den Wechseljahren der Frau vor, einer Zeitperiode, die, von Ausnahmen abgesehen, gerade da erst einsetzt (um das fünfzigste Jahr herum), wo nach Karin Michaelis der kranke Erotismus der Vierzigerin erlischt. Die körperlichen, manchmal auch seelischen Störungen, die das Aufhören der Menstruation in vielen Fällen zur Folge hat, haben nicht das Geringste mit Erotik zu thun.  
Schwarz, rabenschwarz malt hier eine Frau die Frauen, alle, insbesondere die reifen Hexlein, die nicht nur am ersten Mai, sondern lange Jahre auf dem Blocksberg ihre vulkanischen Iohannistriebe ausrasen.  
Elfte wünscht ein Asyl für die Opfer der Uebergangsjahre. „Auf alle Fälle wäre ihr in diesen Jahren mit einer vollständigen Absperrung von dem anderen Geschlecht gedient.“ „Wenn Männer ahnten, wie es in uns Frauen aussieht, wenn wir über die Vierzig hinaus sind, sie würden uns fliehen wie die Pest oder uns niederschlagen wie tolle Hunde.“ „Wir sind Alle, wenn wir lieben, wie Magna Wellmann“ (eine Mitkranke). Von Magna aber sagt sie: „Sie hätte den ganzen Ruhm ihres Mannes für eine Nacht glühender Liebe hingegeben.“ Und an einer anderen Stelle: „Könnten Frauen sich neue Jugend erkaufen, indem sie das Herzblut ihrer Kinder tranken, so würden viele Mordthaten im Geheimen begangen werden.“ (Hast Du Worte?) „Eine Frau würde eher Blutschande begehen als einem Mann ihre geheimen Gedanken ausliefern.“



Das gefährliche Alter.

365

So unsauber, so pervers wäre, was wir denken und fühlen?

„Wir“: nicht Diese oder Iene unter uns, sondern wir Alle, Alle.

Sind die Weiber denn in Sodom und Gomorrha zu Haus und nur die Männer in Arkadien geboren?

Wenn Frauen ihre Gedanken oft dem Manne (nicht verbergen, aber) verschweigen, so geschieht es, weil sie wissen, datz ihr inneres Leben ihm höchst uninteressant ist; nur was an ihnen genüßlich und amusant ist, interessirt ihn.

So alt ich bin: nie noch bin ich gesunden, geschlechtlich normalen Frauen begegnet, die, obwohl von ihren Gatten befriedigt, plötzlich, wie aus heiterem Himmel, in ihrem vierzigsten Jahr von wilder Sinnlichkeit angesprungen wurden. Diese Furien der Erotik, Aphrodites Mob, sind Sonderfälle. Das sind nicht „wir“.

Gewiß: ich weiß von Frauen, die nicht nur bis in die vierziger Jahre hinein, sondern weit darüber hinaus, bis ins Greisenalter, der Minne pflegen. Das sind die Frauen, die die Natur mit einem feurigen Temperament, mit überschüssiger Vitalität ausstattete. George Sand verzichtete erst im sechzigsten Lebensjahr auf galante Abenteuer. Allein bei diesen Zranäes amoureuses waren die späten Gluthen doch nur eine Fortsetzung der süßen Gewohnheit früherer Jahre; ihnen war die erotische Bethätigung eine Kette ohne Ende.

Uebrigens: ist es denn so unnatürlich, daß eine Frau in den vierziger Jahren noch erotisch fühlt und auf die Erfüllung ihrer Wünsche hofft? Daß die Männer sich diesen Ansprüchen gegenüber intolerant verhalten, habe ich nicht wahrgenommen. Ich kenne unter den Vierzigerinnen Frauen von wunderbarer Schönheit, die den Männern die Köpfe verdrehen. Doch hat Das nichts mit der Entdeckung des gefährlichen Alters zu thun.

Leser, die in der Erwartung pikanter Erotismen das Buch in die Hand nehmen, werden gründlich enttäuscht sein. Keine Brunst der Sinne, keine Entzückungen der Wollust, nicht selige Schauer schöpferischen Wollens werden da entschleiert. Nichts findet man als eine gänzlich unberauschte Schilderung sexueller Nothdurft, einer Liebe au naturel. Bekennt doch die Heldin selbst: „Mein Körper bedarf wohl einer Umarmung. Ich entbehre Richard, nicht den Mann, den Freund, sondern den Liebhaber, ich entbehre das Eine: die Müdigkeit nach dem Genuß.“ Sie liebt Iörgen Matthe; ihre Sinne lieben ihn, der ihr sonst fremd ist. Wie ein Vampyr würde sie ihn aussaugen. Elftes Gier nach Liebe steigert sich schließlich zum Heißhunger. Uneingedenk ihres Klostergelübdes, bietet sie sich eines Tages mit Haut und Haaren Herrn Matthe an.



J86  
Die Zukunft.  
Er naht. Aber kommen, sie sehen und nicht mehr lieben ist Eins.  
In der Noth frißt der Deibel Fliegen, denkt sie (der Franzose hat  
dafür das hier, trotz der männlichen Prägung, besser passende  
Sprichwort: k'auto äe mieux on coucke s,vec ss, temme); und  
schmeichelt sich ihrem ungeliebten Richard, dem Verflossenen, wie?  
der an. Der aber hat sich schon anderweitig versehen.  
Recht geschieht ihr; denn Elsie ist eine Canaille; oder, auf  
Deutsch: ein Biest. /  
Karin Michaelis, wie konntest Du! Wie konntest Du! Büße  
es ab, das Verbrechen Deines „Wir“. Dichte wieder, wie Du schon  
gedichtet hast, so schön, so hold, so rein. Aber erdichte nicht psy»  
chische und physiologische Naturgesetze. Von den hohen Gipfeln,  
die nur starker Geister Athem nicht hemmen, steige nieder zu den  
lieblichen Thälern, wo in Fülle Dir der Lorber blüht. Nun hast  
Du ihn Dir in Brennesseln verwandelt. Als ein Stern am Himmel  
der Literatur warst Du aufgegangen. „Das gefährliche Alter“ ist  
ein Unstern. Laß ihn erleichen in den Morgenröthen kommender  
Dichtungen.  
Denn wir lieben Dich, Karin Michaelis.  
Hedwig Dohm.  
II. Mann und Weib.  
V^agebuch»Bekenntnisse einer hübschen hysterischen Frau, die  
sich, nach scheinbar glücklicher Ehe, nah der Silberhochzeit  
scheiden läßt; vor dem Trieb zu einem jüngeren Manne flieht sie  
in die Einsamkeit, wo in grübelnder, oft widerlicher Beobachtung  
der eigenen und der Geschlechtssphäre anderer Frauen ihr Witz  
sich erschöpft. Das ist ungefähr der Inhalt des neusten Buches von  
Karin Michaelis: „Das gefährliche Alter“.  
Ein Verdacht wird wach. Gilt es, die Grenze des pikanten  
Jahrzehntes hinauszuschieben? teirime de ^uarante ans? Läßt  
diese Grenze sich weiter rücken? „Sieh mich an mit Deinen Men-  
schenaugen. Allzu lange schon warst Du mein Weib.“ (Dehmel.)  
Die neue Deutung, die alle galanten Abenteuer der alten Ninon  
de l'Enclos als Lünglingsspott hinstellt, wirkt überzeugend.  
Frauen sollten den Reiz ihres Alters haben, wie jede Jahres»  
zeit ihre Wohlthaten spendet. Uebrigens, les vieilles mesäsmes  
oder les vieux messieurs: jugendlich betonte Erotik macht auch den  
alten Mann lächerlich.  
Eine Naturnotwendigkeit befiehlt freilich nicht, daß der  
Vullan in den vierziger Jahren erlösche (hier giebt es keine Ge-  
setze). Doch man verlangt mit gutem Recht, daß späte Flammen



Theuerung.

337

bruches der Maul- und Klauenseuche) verhängt wurde, hörte man Bedenken: eine radikale Abschächtung der vorhandenen paar tausend Rinder werde die Großschlächter schädigen, deren Fleischkammern ganz voll seien. Solcher Einwand nimmt sich im Lärm über Fleischnoth und Theuerung allerdings seltsam aus. Die Entwicklung der Lebensmittelpreise in den Vereinigten Staaten hat ja bewiesen, wie auch in diesem Bezirk die Taktik des Kapitals mitwirkt. Die Vereinigten Staaten könnten eine Bevölkerung ernähren, die doppelt so groß wäre wie die jetzt in der Union lebende. Aber die Preise gingen, trotz dem Reichtum an Vieh und Weizen, in die Höhe, weil die Armour, Patten und Genossen die Hand auf den Schlachthäusern und den Weizenelevatoren haben. Die Großspekulanten waren an der Theuerung schuld. Die dauerte, bis die Bäcker von Chicago und die Fleischer von New Pork zum Sturm gegen die Brot- und Fleischwucherer bliesen. Die Preise senkten sich vor den Fahnen der hungernden Nation. Seit der Theuerung des Jahres 1894 sind alle Lebensmittel billiger geworden: Weizen, Schweinefleisch, Schmalz, Eier, Zucker. Jetzt sollen die Pankees die Absicht haben, der Welt ein Fleischmonopol, einen Fleischhandels-trust aufzuzwingen. Der nordamerikanische Trust will seinen Ring um Argentinien, Australien und Neuseeland legen und sich damit die Hauptstraßen zum Weltmarkt sichern. Die Armour, Swift, Nelson Morris S Co. haben aus Chicago ein Weltreich der Schweine gemacht. Nun wollen sie die Rinderheerden des La Plata und die Schafe Australiens dem Schweinestaat angliedern, um der Erde den Fleischpreis diktiren zu können. Daß die ersten Nachrichten über den neuen Trustplan in die Tage der parlamentarischen Abschächtung der Fleischnoth fielen, hätte ein Omen sein können. Vielleicht ein gutes für die Leute, deren idealer Lebenszweck die Negoziirung des Bedürfnisses nach Fleischnahrung bildet. Was in den „Fleischrepubliken“ Südamerikas produziert wird, wäre ausreichend, um die Erde von der Sorge der Theuerung zu befreien. Aber die Schranken an den Grenzen sind geschlossen, um die Gesundheit von Mensch, Vieh und Haupteinkasse zu schützen. Wird der Bogen nicht zu straff gespannt? Die Getreidezölle haben zur Vertiefung des Mißverhältnisses zwischen Gefordertem und Möglichem beigetragen. Mag man immerhin die Gegner des Schutzzolles für agrarische Produkte als Verfechter einer rückständigen Theorie verlachen: Thatsache ist, daß der Weltpreis um den Zollbetrag niedriger ist als der Inlandspreis plus Fracht und Zoll, woraus hervorgeht, daß der einheimische Konsument, nicht der fremde Lieferant den Zoll zu tragen hat. Die Zölle auf Roggen, Weizen und Hafer haben, wie festgestellt worden ist, in den Jahren 1907/09 dem Deutschen Reich 281 Millionen Mark gebracht. Die Preiserhöhungen aber, die durch die Zölle bewirkt waren, betrugen 2¼/t Milliarden; nach dem Abzug des Betrages, der in die Reichskasse floß, bleiben also fast 2½/s Milliarden, die in private Kassen strömten. Wo diese Geldbehälter zu suchen sind, ist wohl nicht schwer zu errathen.

SS



Die Zukunft.

Die Regierung denkt nicht an Zollerniedrigungen. Wie eifrig sie die heiligsten Güter der Nation bewacht, hat ihre Antwort auf die Frage nach Mitteln gegen die Theuerung gezeigt. Als ob die Zusicherung, daß die deutsche Landwirthschaft' sich Mühe gebe, die Viehzucht zu heben, auch nur ein Milligramm mehr Fleisch auf den Tisch des Arbeiters brächte! Der Reichskanzler läßt erklären: „Es giebt keine Fleischnoth.“ Aber aus allen Winkeln des Reiches werden Boten entsandt, um die Regierung zu bewegen, der Noth zu steuern. „Es giebt keine allgemeine Theuerung.“ Beweis: der Fleischkonsum im Deutschen Reich ist „nur“ um 0 Gramm pro Kopf seit Ende 1909 zurückgegangen; und der Verbrauch von Hundefleisch hat zugenommen. Die Grenzschlagbäume bleiben geschlossen; offen aber bleibt die Frage, wie der Konsument sich gegen die hohen Preise schützen könne. Die Amerikaner habens mit Strikes versucht und die Trustleute zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber im gesitteten Mitteleuropa kann Solches nicht geschehen. Daß sich die Kaufkraft des Volkes an den Schwierigkeiten des Lebensunterhaltes abwetzt, wird gering geachtet: die Privatwirthschaft ist noch immer Alles, die Volkswirthschaft nichts. Ladon.

«SÄ»

An die deutschen Bischöfe.

Ein *mow proprio* entstandener Erlaß des Papstes fordert von Geistlichen, Kandidaten, Professoren, Bisthumsbeamten einen Eid, der sie verpflichtet, jede Anwandlung des Geistes, den man jetzt den „modernistischen“ nennt, als eine Glaubensgefahr abzuwehren. Diese Forderung hat aus dem Gewissen des frommen Altkatholiken Karl Ientsch den hier folgenden Appell hervorgerufen.

In den Grundwahrheiten des ursprünglichen katholischen Glaubens halte auch ich fest; aber das neuscholastische Dogmensystem mit seinen ausgesprochenen und unausgesprochenen Konsequenzen kann ohne modernistische Vorbehalte, Einschränkungen und Deutungen kein denkender, kein fühlender Mensch annehmen. Wie hoch schätzen Sie, Hochwürdigste Herren, die Zahl der Denkenden und Fühlenden in Ihrem Klerus? Wie hoch demnach die Zahl der Meineide, die Sie durch Abnahme des Antimodernisteneides erzwingen würden? Wie hoch die Zahl der übrigen „Todsünden“, etwa der unwürdigen Kommunionen, die nach römischer Kasuistik jeder dieser Meineide gebären würde? Für diese vielhunderttausend „Todsünden“, untheologisch gesprochen: für diese Gewissensfolter und Charakterverderbniß Ihrer besten Geistlichen (oder sind vielleicht die nicht denkenden, fühllosen die besten?) würden Sie die Verantwortung zu tragen haben.

Neisse. Karl Ientsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Karden in Berlin, — , Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb S, m. b, g. in Berlin.



Das gefährliche Alter.

387  
nach innen schlagen. Iung« Iugend kleidet Gefunkel und Ge-  
prassel. Vom Lebensherbst heischt Geschmack und Beruf das Sachet,  
die Schweigsamkeit. Unter dem fallenden Laub mag die Gluth  
sich bergen. Still und tief. Abendheiligthum. Welt und Werk  
gehöre der reife Tag.

Trotz dem Vergreifen im Gegenstand (tragisch genommener  
Burleskenstoff) liegt ein Abglanz von der feinen, rührenden Dich»  
tung „Das Kind" auch auf diesem Buch der Frau Karin Mi»  
chaelis. Nur: neben echte Anmuth trat die Manier. Werthet das  
Buch als Splitter der Zeitliteratur oder als Beitrag zur Psycho»  
logie der Hysterischen (Thorschlußpanik, Klimakterium); macht aber  
nicht Menschheit-, nicht Frauengeschichte daraus. Wenn stille  
Bücher, Bücher, die still sein sollten, ausgetrommelt werden, ist  
immer peinlich. Und hier: Marktgeschrei an der Schwelle der Ner»  
Venanstalt. Wie widersinnig! Ueberreiztheiten, aufgebauscht zu  
Wesenselementen. Vexirspiegel, die Mann und Weib toll und  
thöricht zeigen, als Röntgenapparate angepriesen. ?oul ig fair anó  
fair is toul; fiebrige Finger umzittern den tiefsten Lebensinhalt,  
zerren die Beziehung der Geschlechter in stickige Krankenatmo-  
sphäre. Der Gesunde muß sich ihrer erwehren.

Ueber die Gefährdung der Frauen zwischen Vierzig und  
Fünfzig werden eindringende Untersuchungen der Wirkung von  
Geschlecht, Alter, Familienstand auf Selbstmord» und Irrenstatistik  
redlicher aussagen als Geständnisse. Allgemein wächst mit dem  
Alter der Selbstmordhang; beim Mann ohne Unterbrechung; beim  
Weib ebbt er zwischen Fünfundzwanzig und Vierzig, den Jahren  
erfüllten Frauendaseins; von Vierzig ab steigt stetig auch der Ver»  
hältnitzantheil der Selbstmörderinnen, ist aber jenseits von der  
Jahrhunderthälfte höher als im „gefährlichen Alter". Dunkler als  
das Klimakterium scheint der Witwenschleier (die Zahl überleben-  
der Gattinnen ist zum Erschrecken grotz) das Frauengemüth zu um»  
schatten.

Aus kritischen Stadien kann niemals glaubhafte Kunde kom»  
men. In der Färbung des „gefährlichen Alters", wie Karin Mi»  
chaelis es malt, erscheint alle Erotik, auch die blühender Iugend,  
entweicht, jede Zweieinigkeit der Gatten derneint und zerrissen; so»  
gar die Mutterschaft hat ihre Kraft und Machtfülle eingebüßt.  
Bleibt das Weib als Brennpunkt einsam verzehrender Ge-  
schlechtlichkeit; ein Nervenbündel sonder Seelenzug zum Manne;  
antheillos seinem Wollen und Wirken: das Weib, das den Mann  
für Sinne und Gaukelspiel braucht.

Die Patientin der Michaelis ist aber nicht nur in den Wech-



388  
Die Zukunft.  
seljahren, sondern auch stark hysterisch. Es giebt verschiedene Formen der Hysterie. Allen gemeinsam ist schrankenlose Ichsucht, der Mangel an echtem, allseitigem Welt-, Natur» und Kunstempfinden; Symptome, die im Fall Elfte Lindtner bis zur Uebelkeit sich aufdrängen. Alle widrigen Tüfteleien ergeben schließlich in neuem Aufputz das alte Cliche der unverstandenen Frau, deren Leere und Unwahrheit nur von ihrer Anmaßung überboten wird. „Männer sind ja eben so unwissend in Bezug auf die Art und Ursache und die Bedeutung des Lächelns, wie sie es in Bezug auf alles Andere sind, was die Frau betrifft, nicht einmal das Geschlechtsleben ausgenommen.“ „Männer können überhaupt nicht lächeln.“ Die Blasphemirung des Lächelns: Das ist die große Sünde des Buches. Im Schwefellicht müßigen Sinnirens entstellt es dies Widerspiel feinsten Menschenkultur zum „Freimaurerzeichen“ verbogener Weib-Erotik, der die feinsten Essenzen von Roger S Gallet nicht den Verwesunghauch nehmen.  
Ich gestehe meine Unzulänglichkeit. Ich habe Frauen jeden Alters, jeder Art gut gekannt und ihr Vertrauen besessen. Doch dieses besondere Lächeln habe ich nicht gesehen oder nicht begriffen. Und nie las ich mehr Inhalt: Stolz, Trotz, Spott in Wehmuth sich lösend, abgründig Leid, gipfelhohes Glück als in dem Lächeln des Freundes, der meiner Seele Heimath war.  
Glaubt Ihr, daß je ein Weib der Monna Lisa Lächeln verstanden hätte, wie es Leonardo verstand? Das Lächeln, von dem Mereschowskij sagt: „Es war Leonardos Lächeln.“ „Wie zwei Spiegel erschienen die Beiden, wie Spiegel, die einander widerstrahlen, sich in die Unendlichkeit vertiefen.“  
Die Idee der Gegensätzlichkeit der Geschlechter, wie sie die Kultur von Jahrhunderten pflanzte, ist nicht Kampf, sondern Synthese. Stets erneutes Finden der im Raum getrennt einander Suchenden. Ist der Wille zur Einheit. Das letzte Ineinander auch im Seelischen ist undenkbar, wo mit der Ungleichheit des Geschlechtes die Möglichkeit der Ergänznng fehlt. Wie jedoch in aller Wirklichkeit vollendetes Gebilde selten ist, sei es die untadlige Rose, sei es die restlos schöne Menschengestalt, so erscheint auch die Synthese „Mann und Weib“ in unzähligen Abweichungen; durch tausend Tücken gekreuzt, verblaßt, verzerrt, herabgezogen. Allein in der Idee der Zweieinigkeit und ihren Ausstrahlungen, in dem ewig wechselnden, schillernden Ungefähr der Erfüllung wurzelt das Geheimniß persönlicher Schicksale, wurzelt die Gesundheit der Völker. Helene Simon.



Orientlehre.

389

Orientlehre. \*)

WvMeber den Theorien von Rassen und Kulturen ist in unserer Zeit HU? das alte Wissen vernachlässigt worden, daß der Orient eine natürliche, in seinen Werthen und Werken geäußerte Einheit bildet: daß über seinen Volksgliedern sich eine Gemeinsamkeit erhebt, die ihn von Schicksal und Schöpfung des Abendlandes in unbedingter Klarheit sondert. Die genetische Erklärung dafür hat ihre Begründung natürlich in den verschiedenen Bedingungen nicht bloß im Raum, sondern auch in der Zeit, da ja die im Geistigen bestimmende Epoche des Orients einem anderen Menschheitsmoment zugehört als die des Abendlandes, Hier ist die Einheit des Orients nur andeutend zu erweisen an einer Erscheinung, die freilich unter allen die wesentliche ist: an der Erscheinung der Lehre.

In seinem Urzustand ist der morgenländische Geist, was aller Geist im Urzustand ist: Magie. Das ist sein Wesen, daß er der mit tausendfacher Drohung einstürmenden Ungebundenheit der Natur mit seiner Gebundenheit entgegentritt, der bindende, also magische Gewalt innewohnt. Geregelter Wort, geordnete Bewegung, Zauberspruch und Zaubergeste zwingen das dämonische Element in Regel und Ordnung, Alle primitive Technik und alle primitive Organisation sind Magie; Werkzeug und Wehr, Sprache und Spiel, Brauch und Bund entspringen magischer Absicht und dienen in ihrer Urzeit magischem Sinn, aus dem sich ihr Eigenleben erst allmählich herauslöst und verselbständigt. Diese Herauslösung undVerselbständigung vollzieht sich imOrient sehr viel langsamer als im Abendland. Im Abendland hat das Magische nur in der Volksreligiosität, in der sich die undifferenzirte Ganzheit des Lebens bewahrt hat, lebendige Dauer; auf allen anderen Gebieten ist die Lösung schnell und vollständig. Im Orient ist sie langsam und unvollständig: an den Produkten der Scheidung haftet noch lange der magische Charakter. So verharrt die Kunst des Orients vielfach auch nach Erlangung der bildnerischen Freiheit und Macht noch in der magischen Intention, wogegen ihr im Abendland die Erreichung dieser Höhe das Eigenrecht und den Eigenzweck verleiht.

Unter den drei Grundmächten, in denen sich der weisende Geist des Morgenlandes (von dem gestaltenden Geist sehe ich hier ab) aufbaut und von denen der Occident nur zwei (sie seien Wissenschaft und Gesetz genannt) schöpferisch besitzt, ist es die dritte (sie sei die Lehre genannt), die sich vom magischen Urboden vollständig zu lösen vermag. Es scheint mir zum Verständniß des Orients nöthig, diese Grundmächte in aller Deutlichkeit von einander abzuheben.

Die „Wissenschaft“ umfaßt alle Kunde von einem Sein, irdischem \*) Aus dem Nachwort zu den „Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse“, von deren Gedankenreichthum neulich hier eine Probe gegeben wurde und denen eine große Schaar ernster Freunde zu wünschen ist.

33»



und himmlischem, die niemals und nirgends von einander geschieden sind, sondern sich zur Welt des Seins zusammenschließen, die der Gegenstand der Wissenschaft ist. Das „Gesetz“ umfaßt alles Gebot eines Sollens, menschlichen und göttlichen, die niemals und nirgends von einander geschieden sind, sondern sich zur Welt des Sollens zusammen» schließen, die der Gegenstand des Gesetzes ist. Wissenschaft und Gesetz gehören stets zu einander, so daß das Sein sich am Sollen bewährt, das Sollen am Sein sich begründet. Der wachsende Zwiespalt zwischen Sein und Sollen, Wissenschaft und Gesetz, der die Seelengeschichte des Occidents charakterisirt, ist dem Orient fremd. Zu Wissenschaft und Gesetz tritt als die dritte Grundmacht des morgenländischen Geistes die Lehre. Sie umfaßt keine Gegenstände, denn sie hat nur einen Gegenstand, sich selber: das Eine, das noththut. Sie steht jenseits von Sein und Sollen, von Kunde und Gebot; sie weiß nur Eins zu sagen: das Nothwendige, das verwirklicht wird im wahrhaften Leben. Das Nothwendige ist keineswegs ein Sein und der Kunde zugänglich; es wird nicht vorgefunden, weder auf Erden noch im Himmel, sondern besessen und gelebt. Das wahrhafte Leben ist keineswegs ein Sollen und dem Gebote unterthan; es wird nicht übernommen, weder von Menschen noch von Gott, sondern es kann nur aus sich erfüllt werden und ist ganz und gar nichts Anderes als Erfüllung. Wissenschaft steht auf der Zweiheit von Forderung und That; die Lehre steht ganz und gar auf der Einheit des Einen, das noththut.

Man darf immerhin den Sinn, den die Worte Sein und Sollen in Wissenschaft und Gesetz haben, von Grund aus umwandeln und das Nothwendige als ein Sein bezeichnen, das keiner Kunde zugänglich ist, das wahrhafte Leben als ein Sollen, das keinem Gebote unterthan ist, und die Lehre dann als eine Synthese von Sein und Sollen. Aber man darf, wenn man es thut, diese Rede, die für Wissenschaft und Gesetz ein Widersinn ist, nicht dadurch eitel und nichtig und präsentabel machen, daß man Kunde und Gebot durch eine „innere“ Kunde, durch ein „inneres“ Gebot ersetzt, mit denen die Lehre zu schaffen habe. Diese Phrasen einer hergebrachten gläubig-aufklärerischen Rhetorik sind nichts als wirrer Trug. Der dialektische Gegensatz von Innen und Außen kann nur zur symbolischen Verdeutlichung des Erlebnisses dienen, nicht aber dazu, die Lehre in ihrer Art von den anderen Grundmächten des Geistes abzuheben. Nicht Das ist das Eigenthümliche der Lehre, daß sie sich mit der Innerlichkeit befaßte oder von ihr Maß und Recht empfinde; es wäre unsinnig, Wissenschaft und Gesetz um die gar nicht von der äußeren zu sondernde „innere Kunde“, um das gar nicht von dem äußeren zu sondernde „innere Gebot“ schmälern zu wollen. Vielmehr ist Dies das Eigenthümliche der Lehre, daß sie nicht auf Vielfaches und Einzelnes, sondern auf das Eine geht und daß sie daher weder ein Glauben noch ein Handeln fordert, die Beide in der Vielheit und Einzelheit wurzeln, daß sie überhaupt nichts fordert, sondern sich verkündet. Dieser wesenhafte Unterschied der Lehre von Wissenschaft



Orientlehre,  
391

und Gesetz zeigt sich auch im Historischen. Die Lehre bildet sich unabhängig von Wissenschaft und Gesetz, bis sie in einem centralen Menschenleben ihre reine Erfüllung findet. Erst im Niedergang, der bald nach dieser Erfüllung beginnt, vermischt sich die Lehre mit Elementen der Wissenschaft und des Gesetzes. Aus solcher Vermischung entsteht eine Religion: ein Produkt des Verfalls, der Kontamination und Zersetzung, in dem Kunde, Gebot und das Nothwendige zu einem widerspruchsvollen und wirksamen Ganzen verschweißt sind. Nun wird so Glauben wie Handeln gefordert: das Eine ist entschwunden. Lehre und Religion, Beide sind nicht Theilmächte, wie Wissen» schaft und Gesetz, sondern repräsentiren die Ganzheit des Lebens. Aber in der Lehre sind alle Gegensätze der Ganzheit in dem Einen aufge» hoben wie die sieben Farben im weißen Licht; in der Religion sind sie zur Gemeinschaft verbunden wie die sieben Farben im Regenbogen. Die Magie, die Wissenschaft und Gesetz umrandete, die Lehre aber nicht anrühren konnte, ergreift Besitz von der Religion. Ihre bindende Gewalt bindet die auseinanderstrebenden Elemente zum schillernden Zauberwirbel, der die Zeiten beherrscht. Zwischen der Lehre und der Religion, von der einen zur anderen führend, stehen Gleichniß und Mythos. Beide schließen sich an das centrale Menschenleben, in dem die Lehre ihre reinste Erfüllung gefunden hat: das Gleichniß als das Wort dieses Menschen selber, der Mythos als der Niederschlag seines Lebens in dem Bewußtsein der Zeit. Dem gemäß scheint das Gleichniß noch ganz auf der Seite der Lehre, der Mythos schon ganz auf der Seite der Religion zu stehen. Dennoch tragen Beide die Vermittelung in sich. Dies ist aus dem Wesen der Lehre zu verstehen, wenn sie in ihrem Verhältniß zu den Menschen betrachtet wird. Die Lehre hat nur einen Gegenstand: das Nothwendige. Es wird verwirklicht im wahrhaften Leben. Vom Menschen aus gesehen, bedeutet diese Verwirklichung nichts Anderes als die Einheit. Das ist aber nicht, wie es scheinen mag, eine abstrakte Bestimmung, sondern die allerlebendigste. Denn die Einheit, die gemeint ist, ist ja nicht die zusammenfassende Einheit einer Welt oder einer Erkenntniß, nicht die gesetzte Einheit eines Gottes oder des Geistes oder des Seins oder irgendeines gedachten oder gefühlten oder gewollten Dinges, sondern sie ist die Einheit dieses Menschenlebens und dieser Menschenseele, die sich in sich selber erfüllt, Deines Lebens und Deiner Seele Einheit, Du von der Lehre Ergriffener. Das wahrhafte Leben ist das geeinte Leben. Es giebt aber, wie es zweierlei Güte und zweierlei Weisheit giebt, elementare und gewonnene, so auch zweierlei Einheit im Menschen, an der sich die Lehre als deren Weihung bewähren und verwirklichen kann: die Einheit der Einfältigen und die Einheit der Eingewordenen. In der Zeit ihrer Bildung spricht die Lehre nur zu den Eingewordenen. Aber sobald der centrale Mensch erscheint, dessen gewonnene Einheit die Reinheit und die schlichte Kraft der elemen-



Die Zukunft.

taren hat, muß er die Einfältigen suchen, seine armen Brüder im Geist, daß ihre tiefe Einheit, die all ihre Sünden und Narrheiten im Schöße hegt, sich über Sünde und Narrheit heilige. Und er spricht zu ihnen in der Sprache, die sie hören können: im Gleichniß. Und wenn er stirbt, ist ihnen sein Leben zum Gleichniß geworden. Ein Leben aber, das zum Gleichniß wurde, heißt Mythos. Das Gleichniß ist die Einstellung des Absoluten in die Welt der Dinge. Der Mythos ist die Einstellung der Dinge in die Welt des Absoluten.

Auch schon so lange die Lehre nur zu den Eingewordenen spricht, kann sie des Gleichnisses nicht entrathen. Denn die nackte Einheit ist stumm. Nur aus den Dingen, Vorgängen und Beziehungen kann sie Sprache gewinnen: es giebt keine Menschengestalt jenseits von den Dingen, Vorgängen und Beziehungen. Wie die Lehre zu den Dingen kommt, kommt sie zum Gleichniß. So lange jedoch die Lehre nur zu den Eingewordenen spricht, ist das Gleichniß nur ein Glas, durch das man das Licht von einem Farbensaum umrahmt schaut. Aber sobald die Lehre durch ihren centralen Menschen zu den Einfältigen zu reden beginnt, wird das Gleichniß zum Prisma. So leitet die Erfüllung zur Aufhebung hinüber und im Gleichniß des Meisters ruht schon keimend aller Riten Rausch und aller Dogmen Wahnsinn.

Und hinwieder wird auch das Leben des centralen Menschen nicht im Spiegelglas, sondern im Prisma aufgefangen: es wird mythisirt. Mythos heißt nicht: die Gestirne auf die Erde herabbringen und in Menschengestalt auf ihr wandeln lassen, sondern die beseligende Menschengestalt wird in ihm zum Himmel erhoben und Mond und Sonne, Orion und die Plejaden dienen nur dazu, sie zu schmücken. Mythos ist auch nicht ein Ding von dort und ehemals, sondern eine Funktion von heute und ewig, von dieser Stadt, in der ich schreibe, und allen Orten des Menschen. Eine ewige Funktion der Seele: die Einstellung des Erlebten in den bald mehr triebhaft, bald mehr gedankenhaft, aber auch vom Dumpfsten noch irgendwie empfundenen Weltprozeß, in die Magie des Daseins. Je stärker die Spannung und Intensität des Erlebens, je größer die erlebte Gestalt, das erlebte Ereigniß, desto zwingender die Mythen bildende Gewalt. Wo die höchste Gestalt, der Held und Heiland, das erhabenste Ereigniß, sein dargelebtes Leben, und die mächtigste Spannung, die der erschütterten Einfältigen, zusammentreffen, entsteht der Mythos, der alle Zukunft zwingt. So geht der Weg zur Aufhebung weiter, denn im Mythos des Heilands ruht schon keimend das Bekenntniß zum kleinen Wunder und der Mißbrauch der Wahrheit von Heil und Erlösung.

Die Aufhebung vollzieht sich in der Religion und sie vollendet sich in der perpetuirten Gewaltthat, die sich Religion nennt und die Religiosität in Fesseln hält. Immer wieder erwacht in den Seelen der Religiösen die Inbrunst nach der Freiheit: nach der Lehre; immer wieder wird Reformation, wird Wiederbringung, Erneuerung der Lehre gewagt; immer wieder muß sie mißlingen, muß die glühende Bewegung,



Orientlehre.

393

statt in die Lehre, in eine Mischung von Wissenschaft und Gesetz, die sogenannte geläuterte Religion münden. Denn die Lehre kann nicht wiedergebracht, nicht erneut werden. Ewig die eine, muß sie doch ewig von Neuem beginnen. In dieser Bahn vollzieht sich die Geschichte der höchsten Erscheinung morgenländischen Geistes.

Der Weg der Lehre ist nicht der zur Ausbildung einer Erkenntniß, sondern der zur reinen Erfüllung in einem centralen Menschen» leben. Das ist an den drei Erscheinungen der Lehre, die uns in hin» länglicher Dokumentation überliefert sind, mit größerer oder geringerer Klarheit zu gewahren.

Diese drei Erscheinungen sind: die chinesische Tao-Lehre, die indische Erlösungslehre, die jüdisch-urchristliche Lehre vom Reich Gottes. Auch dieser Erscheinungen Dokumentation reicht nicht hin, um ihren Weg ganz zu überschauen. So wissen wir von der werdenden jüdisch-urchristlichen Lehre Einiges von den Lebensgemeinschaften, die sie trugen, von den (anscheinend von den Redaktoren des Kanons absichtlich oder unabsichtlich mißverstandenen) Rechabitern (Jeremias 33) bis zu den Essäern, auf deren uralte Tradition sicherlich trotz allen Uebertreibungen mit Recht hingewiesen wird; aber sehr wenig von den Worten dieses sozusagen unterirdischen Iudenthums, die wir nur dürftig aus späten Quellen erschließen oder errahnen können. Hinwieder sind uns in den Schriften der Tao-Lehre Sprüche der „Alten" über» liefert, die uns die lange Vorexistenz der Lehre verbürgen, und diese wird auch durch Aeüßerungen von gegnerischer Seite bestätigt; aber von den Lebensformen, in denen sie sich fortpflanzte, haben wir nur ganz unzulängliche Nachricht. Nicht einmal das indische Schriftthum, von allen das unvergleichlich größte, bietet eine vollständige Anschauung des Zusammenhanges.

Immerhin genügt das Material, um zu zeigen, wie sich die Lehre unabhängig von Wissenschaft und Gesetz bildet und wie sie sich im centralen Menschen erfüllt, der Wissenschaft und Gesetz ohne Kampf, lediglich durch die Lehre und das Leben überwindet. So überwindet Buddha die vedische Wissenschaft mit der Aufhebung der „Ansicht", die dem Vollendeten nicht zustehe, im „Pfad", und das brahmanische Gesetz mit der Aufhebung der Kasten im Orden. So überwindet Lao-Äse die offizielle Weisheit durch die Lehre vom „Nichtsein", die offizielle Tugend durch die Lehre vom „Nichtthun".

Und auch Dies können wir an den Erscheinungen der Lehre sehen, daß der centrale Mensch der Lehre kein neues Element zubringt, sondern sie erfüllt. „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern, zu erfüllen." So sagt auch Lao-Tse von sich, er habe nur das Uerkannte der Vorzeit zu erfüllen. „Die in der Vorzeit Meister geworden sind, die Lauteren, die Geistigen, die Tiefen, die Durchdringenden, in ihrer Tiefe konnten sie nicht erkannt werden. Weil sie nicht erkannt werden können, will ich sie kenntlich machen." Und so habe er auch die Ahnung des Einen, die im Wort des Volkes ruht, zu erfüllen. Er führt etwa



394  
Die Zukunft.  
den Spruch an: „Gewaltthätige erreichen nicht ihren natürlichen Tod“  
und fügt hinzu: „Was die Anderen lehren, lehre ich auch: ich will  
daraus einen Vatergrund der Lehre machen.“ Dies entspricht den  
Worten der Bergpredigt „Ich aber sage Euch“; denn Gewalt ist schon,  
an sich für Lao»Tse das Tote, das Leblose in der Welt, weil sie das  
Taolose ist. Erfüllen bedeutet hier wie dort: ein Ueberliefertes aus  
dem Bedingten ins Unbedingte heben.  
Der centrale Mensch bringt der Lehre kein neues Element zu,  
sondern erfüllt sie. Das heißt: er hebt sie zugleich aus dem Uerkann-  
ten ins Erkannte und aus dem Bedingten ins Unbedingte.  
In ihrer höchsten Wahrheit erweist sich diese Unbedingtheit des  
Erfüllenden, welche die Welt der Bedingten wider ihn setzt, erweist sich  
diese seine Kraft der Erfüllung in seinem Leben. In unvergleichbar  
höherem Maße noch als vom großen Herrfcher, vom großen Künstler  
und vom großen Philosophen gilt von ihm, daß alles Zerstreute, Flüch-  
tige und Fragmentarische in ihm zur Einheit zusammenwächst; sein  
Leben ist diese Einheit. Der Herrscher hat seine Völkergeftaltung, der  
Künstler hat sein Werk, der Philosoph hat seine Ideologie; der Er-  
füllende hat nichts als sein Leben. Seine Worte sind Stücke dieses  
Lebens, jedes Vollstrecker und Urheber, jedes vom Schicksal einge-  
sprochen und vom Schicksal aufgefangen, das Heer der Stimmen durch  
diesen Menschenleib ins Endgiltige wandelnd, die schwache Regung  
vieler Toten in ihm zur Macht gebunden, er das Kreuzesholz der Lehre,  
Erfüllung und Aufhebung, Heil und Untergang. Darum giebt es Logia,  
die kein Zweifel anzutasten vermag und die sich, durch die Geschlechter  
schreitend, auch ohne Schrift unvermischt erhalten kraft der Schicksals-  
prägung und der elementaren Einzigkeit der erfüllenden Rede. Denn  
der Erfüllende, der aus Allem gebunden ist und doch aus dem Nichts  
kommt, ist der einzige Mensch. Obgleich alles Suchen ihn begehrte und  
alle Einkehr ihn ahnte, wird er, wenn er erscheint, von Wenigen er-  
kannt; und diese Wenigen sind wohl gar nicht von Denen, die ihn ahn-  
ten und begehrten: so groß ist seine Einzigkeit, so unoriginell, so un-  
scheinbar, so ganz und gar die letzte Echtheit des Menschenthums.  
Am Sichtbarsten ist Dies an Jesus, an dem das Zeugniß, wie es  
scheint, durch den Tod, das einzige Absolute, das der Mensch herzu-  
geben hat, vollendet worden ist. Ihm zunächst steht Buddha. Lao-Tses  
Leben bietet sich am Wenigsten dar. Das liegt daran, daß es eben das  
Leben seiner Lehre, ein verborgenes Leben war. In dem kargen Bericht  
des Geschichtschreibers ist Alles darüber gesagt; von seinem Leben:  
„Seine Lehre war die Verborgenheit des Selbst: namenlos zu werden,  
war Das, wonach er strebte“; und von seinem Tode: „Niemand weiß,  
wo er geendet hat: Lao-Tse war ein verborgener Weiser.“  
Wie das Leben Lao-Tses, so ist auch seine Lehre die verborgenste,  
denn sie ist die gleichnißloseste.  
Die nackte Einheit ist stumm. Sobalddie Einheitaus GrundundZiel  
eines ausgesonderten, in das wortlose Wunder versunkenen Menschen-



Orientlehre.

393

thums zur Lehre wird, sobald sich in diesem Manne das Wort bewegt (in der Stunde der Stille, vor Tag, wo noch kein Du ist als das Ich und die einsame Rede im Dunkel den Abgrund hinüber und herüber mißt), ist die Einheit schon vom Gleichniß berührt. Der Mensch redet seine Worte, wie der Logos die Menschen redet: sie sind nicht mehr reine Einheit, es ist schon die Vielheit, das Gleichnitz darin. Aber wie die Vielheit der Menschen, so lange sie Kinder sind, noch an die Einheit gebunden ist und das Gleichniß nur auf ihnen ruht wie das Lächeln auf ihren Lippen, so ist die Rede des Ausgesonderten in der Stunde der Stille nur erst vom Gleichniß berührt wie von einem Lächeln. Und wie die Vielheit der Menschen, wenn sie erwachsen und selber Kinder zeugen sollen, sich von der Einheit löst und das Gleichniß in ihnen strömt wie das Blut in ihren Adern, so ist die Rede des Erfüllenden, wenn er zu den Menschen geht, vom Gleichniß durchflossen wie vom Blut.

Wie aber zwischen Kindheit und Mannheit die Zeit der Jugend steht (Das ist die Tragoedie, die sich unmerklich versöhnt, bis sie verschwunden ist), so steht zwischen Einsamkeit und Predigt die Zeit des Ueberganges, die sich freilich nicht unmerklich versöhnt, sondern sich entscheidet. Buddha nennt sie die Zeit der Versuchung. Er spricht zum Versucher: „Nicht eher werde ich, o Böser, ins Nirwana eingehen, bis nicht dieser mein unsträflicher Wandel gediehen sein wird und zur Blüthe gekommen, weithin verbreitet, bei Vielen zu finden, reich entfaltet, so daß er von den Menschen schön geoffenbart ist." In dieser Zeit ist das Gleichniß nicht mehr das Lächeln, noch nicht das Blut; es ist noch auf dem Geist, schon in dem Geist, wie der Traum. Wie die Jugend im Traum steht, so steht der Uebergang im Traum.

Es giebt jedoch ein Leben, in dem der Uebergang nicht von der Einsamkeit zur Predigt führt, sondern von der Einsamkeit der Frage zur Einsamkeit der Fülle, von der Einsamkeit des Abgrunds zur Einsamkeit des Meeres. Das ist das verborgene Leben. „Ich bin vergessen wie das Meer", sagt Lao-Tse.

Ich glaube, daß dieser Mensch, wie die anderen Menschen, versucht wird. Und wie die anderen geht er nicht ins Nirwana ein, aber er geht auch nicht zu den Menschen; er geht in die Verborgenheit. Die Verborgenheit soll ihm seine Kinder gebären. „Der seine Helle kennt, sich in sein Dunkel hüllt", so nennt ihn Lao-Tse.

Was ist diesem Menschen die Predigt? „Der Himmel redet nicht und weiß doch Antwort zu finden." Was ist ihm die Mannheit? „Der seine Mannheit liebt, an seiner Wahrheit hält, Der ist das Strombett aller Welt." Wie ein Brüten ist sein Ruhen in der Verborgenheit. „Er kann das Vogelweibchen sein."

Dieser Mensch redet nicht zu sich und nicht zu den Menschen, sondern in die Verborgenheit. Wiewohl er selbst nicht auf dem Wege zu den Menschen ist, so ist doch sein Wort nothwendiger Weise auf dem Wege zum Gleichniß; er ist nicht im Uebergang, aber sein Wort ist das



W6

Die Zukunft.

Wort des Ueberganges geblieben: das Bild. Seine Rede ist nicht eine volle Gleichnißrede wie die Buddhas oder Jesu, sondern eine Bilderrede. Sie gleicht einem Lüngling, der sich noch nicht von der Einheit zum Gleichniß gelöst hat wie der Mann, der nicht mehr an die Einheit gebunden ist wie das Kind. Aber Das wäre ein Lüngling, wie wir ihn etwa in Hölderlins Gedichten ahnen: der nicht das über sich Hinausstrebende des Traumes und der Tragödie hat, sondern nur die seherische Fülle der Jugend, ins Unbedingte und Ewige gekehrt, wo der Traum zur Mantik und die Tragödie zum Mysterium geworden ist. Verborgenheit ist die Geschichte von Lao-Tses Rede. Mag die Predigt von Benares, mag die Bergpredigt noch so mythisirt sein: daß dem Mythos eine große Wahrheit zu Grunde lag, ist unverkennbar. In Lao-Tses Leben ist nichts, was Diesem entspräche. Seiner Rede, dem Buch, merkt man überall an, daß es gar nicht war, was wir Rede nennen, sondern nur wie das Rauschen des Meeres aus seiner Fülle, wenn ein leichter Wind es berührt. In dem kargen Bericht des Geschichtschreibers ist auch Dies mitgetheilt oder dargestellt. Lao-Tse geht in seine letzte Verborgenheit; er verläßt das Land, in dem er gewohnt hat. Er erreicht den Grenzpaß. Der Befehlshaber des Grenzpasses spricht zu ihm: „Ich sehe, daß Du in die Verborgenheit gehst. Wolle doch ein Buch für mich schreiben, ehe Du gehst.“ Darauf schreibt Lao-Tse ein Buch in zwei Abtheilungen. Das ist das Buch von Tao und der Tugend, in fünftausend und etlichen Worten. Dann geht er. Und unmittelbar daran schließt sich in dem Bericht, was ich früher anführte: „Niemand weiß, wo er geendet hat.“ Nachricht oder Sinnbild, gleichviel: Dies ist die Wahrheit über Lao-Tses Rede. „Die es wissen, reden es nicht; Die es reden, wissen es nicht“, heißt es in seinem Buch. Seine Rede ist nur wie das Rauschen des Meeres aus seiner Fülle. Die Lehre Lao-Tses ist bildhaft, aber gleichnißlos, wofern wir an das vollständige Gleichniß denken, das vom Bilde zur Erzählung wurde. So übergab er sie der Zeit. Hunderte von Jahren vergingen darüber, da kam die Lehre an Einen, der (sicherlich, wie alle großen Dichter, vieles Volksgleichniß in sich sammelnd) ihr Gleichniß dichtete. Dieser hieß Tschuang-Tse. Nicht also wie in der Lehre Jesu und Buddhas ist das Gleichniß in der Tao-Lehre das unmittelbare, im centralen Menschen erwachsene Wort der Erfüllung, sondern es ist die Dichtung Eines, dem die Lehre schon in ihrer Erfüllung übergeben war. Zerfallen ist die Erscheinung der Tao-Lehre in das erste Wort, das der nackten Einheit so nah steht wie kein anderes Wort der Menschenwelt, und in das zweite Wort, in dem die Einheit so reiche und zärtliche Gewandung trägt wie in keinem anderen Wort der Lehre, sondern allein in den großen Gedichten der Menschenwelt. Beide aber zusammen erst geben uns die vollkommene Gestalt der Lehre in ihrer reinsten Erscheinung: wie sie Tao, „die Bahn“, Grund und Sinn des geeinten Lebens, als den Allgrund und Allsinn verkündet. Zehlendors. Dr. Martin Buber.

Selbstanzeigeiv

3«7

Selbstanzeigen.

Der Iwiebelfisch. Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen. Hyperion» Verlag Hans von Weber, München. 50 Pfennige.

Mit diesem Heft schließt der erste Jahrgang ab und deutet durch mannichfache Erweiterung zugleich das Programm des zweiten an, der sich nicht mehr ausschließlich mit Büchern, sondern gelegentlich auch mit anderen Erscheinungen unserer Kultur und Unkultur leicht und frühlich, doch nie unsachlich beschäftigen soll. Die Feder meines bisherigen Mitarbeiters Dr. Franz Blei ward durch eine andere ersetzt, die einst» weilen nur mit Chiffre zeichnet, dem Kenner aber ihre Persönlichkeit leicht verräth. Verantwortlich für die Redaktion ist allein der unter» zeichnete Herausgeber. Ich meine, als Verleger einer Zeitschrift, die in der Hauptsache meine Ansichten über den heutigen Stand unserer Buchkultur vertreten soll, mich nicht hinter dem Rücken meiner Mitarbeiter verstecken zu sollen, etwa weil ein Verleger als Redakteur etwas Ungewöhnliches sei oder wegen des möglichen Vorwurfes, mich treibe nicht Begeisterung für die Sache, sondern „Konkurrenzneid". Witze werden in diesem Heft nicht produziert, aber die Komik des Geschmacklosen, Dummen und Vulgären schimmert zwanglos aus den Artikeln und Artikelchen hervor, die gewisse hilflose Bestrebungen auf künstlerischem Gebiet zum Thema nehmen. So erörtert der erste Aufsatz „Werth und Gewand" den drolligen Kontrakt, der entsteht, wenn äußere Kunstmittel inneren Unwerth verdecken sollen; so legt die Geschichte des Autographenfabrikanten Gerstenbergk dar, wie plumpe Fälscherpraktiken die philologische Welt Jahre lang in Athem halten können. Einige Besprechungen neuer schöner Ausgaben durften in dieser Zeitschrift für Bücherliebhaber nicht fehlen.

München. HansvonWeber.

Saitensxiel. Karl Schnabel in Berlin.

Ist Das in mir, was meine Laute singt?

Aus einem Springquell weht ein Glück mich an,

Aus einem Blau, aus einem Athemzug

Des Frühlings, aus dem Zittern meiner Blumen

Am Fenster, — und ich grüße es und weiß

Von ihm so wenig wie von meinen Ahnen,

Die längst schon Erde sind, so wenig wie

Von Blumen oder von dem Wind im Park.



338  
Die Zukunft.  
Und doch: ich bins! Ich bins! Es ist in mir!  
Ich weiß es; und die Landschaft mit dem Monde  
Ist auch in mir und auch das Lied der Lerche  
Und Morgenthau und Blüthenglanz der Bäume  
Und Alles, Alles! Aber was aus mir  
Hinwegströmt in die Saiten meiner Laute,  
Ist holder, als ich bin, und reicher auch  
Und dennoch, dennoch: angefüllt mit Vielem,  
Was niemals in mir war, was mir so fremd  
Und unbegriffen ist wie Morgenthau  
Oder der Mond auf Dächern oder Blumen  
Oder das Lied der Lerche in der Früh.  
Hans Bethge.  
Maxi Vierjung. Naturgeschichte eines Pennälers. Leipzig, in  
Staackmanns Verlag.  
Ich hatte schon einige Bände Gedichte und Novellen geschrieben,  
ohne der Unsterblichkeit näher zu kommen. Alle meine hohen Werke  
blieben herrlich wie am ersten Tag und wurden (nicht wahr, lieber  
Leser?) wenig gelesen, denn sie litten an einem großen Fehler ihres  
inneren Wesens: sie waren nicht „humoristisch“. Im Zeitalter zwischen  
Charleys Tante und der Lustigen Witwe Etwas herauszugeben, das  
nicht „fidel“ war, erscheint allerdings als das Hirnrissigste, was sich  
Einer vorzustellen vermag. Dies bemerkten sehr richtig auch all meine  
Gönner und Freunde, und da vom Bemerken zur Bemerkung nur ein  
lächerlich kleiner Schritt ist, sagte man mir bald, es gebe nur einMittel,  
meinem Dichterroß literarisch und finanziell auf die Beine zu helfen:  
das Oeffnen der „humoristischen Ader“. Offenbar eine RoHkur. Man-  
cher Gaul hält sie aus, mancher nicht. Dem meinen ist )-ie vortrefflich  
bekommen. Er befindet sich seitdem (wie der Trainer mittheilt) wesent-  
lich besser. Und das Produkt dieses Aderlasses ist die Pennälerge-  
schichte. Unter uns: ich habe sie mir nicht schwer gemacht. Meine Ju-  
gend hatte so viele Lausbübereien erlebt, daß ich mich ihrer nur zu  
erinnern brauchte. Manchem werden sie wie seine eigenen erscheinen.  
„Und Das ist der Humor davon“, würde Pistol sagen. Ich glaube da-  
her, theurer Leser, daß Du sie lieben wirst. Weil sie echt sind. Der  
Moralist wird sie nicht für erzieherisch halten: und ich gebe ihm Recht  
darin. „Der Lausbub als Erzieher“ war nicht das Ideal, das mir vor-  
schwebte. Sondern ihr Zweck war einfach, einmal den jungen frechen  
Dachs zu malen, der wir sind, wenn wir uns von der Sexta zur Se-  
kunda in die Höhe wimmeln. Ihn zu malen ohne Schminken und  
Schmeicheln. Einen Typ. Ich denke, daß mirs gelungen und daß des-  
halb auch dieses Buch ein gutes Buch ist. Mit kleinen Eselsohren.  
München, A. DeNora.

Die Große Berliner.

Die Große Berliner.

n der londoner Guildhall stehen zwei riesige Steinbilder, die das bibelkundige Volk Gog und Magog nannte. Die Standbilder sollen, nach der Sage, den Sieg eines Sachsen über einen Riesen von Cornwallis darstellen. Gog und Magog sind auch in Berlin. Zwei Riesen, die, schlau und gewaltthätig zugleich, um den Preis des Siegers ringen. Gog ist die Große Berliner Straßenbahn und Magog die Stadt Berlin. Hundert Millionen Mark Aktienkapital gegen ein Regiment über mehr als zwei Millionen Menschen. Seit zwölf Jahren wird Krieg geführt, mit Finessen, Prozessen, leider meist ohne Politessen. Jetzt hat der Magistrat sich in einer Denkschrift zur Sache geäußert und mit diesem Anklageakt haben sich die berliner Stadtverordneten beschäftigt. Oberbürgermeister Kirschner gehört nicht zu den Optimisten. Was er zur Empfehlung der Magistratsvorlage sprach, klang beinahe wie eine Grabrede. Fast zwei Drittel des gesamten Verkehrs der Metropole werden von der Großen Berliner Straßenbahn kontrahiert; und da sie im Besitz einer ihr vom Wohlwollen des Verkehrsministeriums bis Ende 1949 gewährten Konzession ist, hat sie eine sehr starke Stellung. Man kann diesen gewaltigen Zähler aus keinem Verkehrsexempel mehr streichen. Das ist der Kummer des Stadtreiments, dessen Haupt, in reuiger Zerknirschung, die Unzulänglichkeit der Magistralen Erkenntniß zugab. Herr Kirschner gestand (offen und ehrlich, wie er sagte), daß die Verkehrsschmerzen aus der Schwierigkeit eines noch nicht gelösten Problems stammen. Sollen städtische Unternehmungen, die dem Publikum dienen, privaten Erwerbsgesellschaften überlassen oder in städtische Regie genommen werden? Das ist das Problem. Andere Städte (München, Dresden, Frankfurt a. M., Nürnberg, Düsseldorf) haben es gelöst (ob mit oder ohne beträchtlichen Nutzen, kommt hier nicht in Frage); nur die „intelligenteste“ Stadt Mitteleuropas konnte sich bis zu der Tiefe solcher Erkenntniß noch nicht durcharbeiten. Die überlegt immer ein Bischen lange; mag sichs nun um das Tempelhofer Feld, um den Waldgürtel, um die Straßenbahn handeln. Und während sie überlegt, handeln die Anderen; während sie über einem halb und halb vereinbarten Plan brütet, erreicht der Partner ihrer Hoffnung, daß allerlei Vortheile durchschlüpfen, die seine Position bei späteren Verhandlungen stärken. Die berliner Verkehrsgeschichte kann davon manches Stücklein erzählen. Die schönberger Untergrundbahn (allenfalls noch die Verlängerung der Untergrundbahn nach dem Spittelmarkt) ist die einzige positive Leistung, die in den letzten Jahren dem Verkehr in Groß-Berlin beschert wurde. (Wenn man nicht die Schutzmannstrompeten auf dem Potsdamer Platz hinzurechnen will.) Alles Uebrige ist mehr Entwurf als Hoffnung, Nun aber soll Ernst gemacht werden; die versprochenen städtischen Schnellbahnen kommen und die Nord-Südbahn (vom Belle-Alliance-



Die Zukunft.  
Platz nach der Seestraße) wird den Reigen eröffnen. Und der Friede mit der Großen Berliner? Der liegt fürs Erste noch in dickem Nebel. Aus dem Rathhaus dröhnt die Posaune: „Die Große Berliner hat die Verlängerung ihrer Konzession hinter dem Rücken, also ohne Mitwirkung der städtischen Behörden erlangt und will sie nun gegen die Stadt Berlin nach Kräften ausbeuten; sie hat versucht, durch diese Verlängerung sich selbst die Erfüllung ihrer kontraktlichen Verpflichtungen gegen die Stadt unmöglich zu machen.“ Die Antwort lautet: „Hui suo zurs utitur, nsinmsm Issait.“ So leitet man keine Friedensverhandlungen ein. Der Chef der Großen Berliner, Ministerialdirektor a. D. Micke, ist ein kluger und nüchterner Praktikus, der für die Taktik des Geschäftsmannes die Erfahrung des Beamten ausnützt. So ist er den Vätern dieser Stadt kein sanfter Geschäftsfreund, sondern ein unbequemer Kontrahent geworden. Und er hat mächtige Bundesgenossen. In manchen Ministerialbureaux liebt man Berlin, das Riesenwarenhaus mit den osteuropäischen Allüren, nicht gerade zärtlich; man bringt wohl sein Geschäftchen ins Reine, sagt sonst aber: „Daumen drauf, so oft es geht“. Die Große Berliner hat durch ihren Generaldirektor verkündet, daß sie es niemals an Entgegenkommen fehlen ließ; die Darstellung der Verhältnisse durch den Herrn Oberbürgermeister und die steten Angriffe auf die Straßenbahn seien aber der Verständigung nicht förderlich. Der Kampf, der seinesgleichen höchstens in den Riesenmetropolen der Vereinigten Staaten hat, entstand aus der überraschend schnellen Entwicklung des berliner Verkehrs, der einem Monopol geradezu entgegentrieb. Es war also ganz natürlich, daß das erste große Unternehmen, das sich die Bewältigung des berliner Verkehrs zur Aufgabe gestellt hatte, nach diesem Monopol langte. Das erste Vierteljahrhundert im Leben der Großen Berliner verlief friedlich. Am achten November 1871 wurde sie gegründet. Damals gab es in Berlin 3424 Droschken Zweiter, 286 Droschken Erster Klasse, 18 Pferdebahnwagen, 306 Thorwagen und Kremser und 132 Omnibus. Das Aktienkapital der Gesellschaft betrug 1,5« Millionen (heute 1«0,«8 Millionen), die Länge der Gleise im ersten Betriebsjahr 12,24 Kilometer (Ende 1909: 527 Kilometer); befördert wurden im ersten Jahr 700000 Personen (1909: 396 Millionen). An Löhnen und Gehältern wurden im ersten Jahr 709 Thaler bezahlt (1909: 12Vs Millionen Mark). Als die Große Berliner anfang, gab es noch kein Groß-Berlin. Damals war die Einwohnerzahl noch nicht bis zur ersten Million gestiegen; heute wohnen auf dem Boden von Groß-Berlin beinahe vier Millionen Menschen. Die Straßenbahn hat aus Berlins raschem Wachstum klug Nutzen gezogen; sie hat aber auch die räumliche Verschmelzung Berlins mit den Nachbarstädten erleichtert. Die ersten Verträge mit der Stadt gaben keinen Anlaß zum Streit. Offenbar war der Magistrat damals von der Möglichkeit überzeugt, die Straßenbahnen in eigene Verwaltung übernehmen zu können; denn noch bis ins Jahr 1897 überschritt die Konzession der Großen Berliner nicht die Grenze des Jahres 1910. Man kann sich kaum noch vorstellen, daß die

Die Große Berliner.  
Stadt Berlin einmal die Aussicht hatte, am ersten Januar 1911 selbstständig über ihre Straßenbahn zu herrschen. Und eben so wenig hätte selbst ein Mißtrauischer jemals geglaubt, die Zeit könne kommen, wo die Straßenbahngesellschaft versuchen und erreichen werde, in den Vororten Walfen zum Kampf gegen die Haupt- und Residenzstadt zu finden. Das Unglück begann mit dem Vertrag vom Jahr 1898, der die Zustimmung der Stadt zur Benutzung ihrer Straßen bis zum Anfang des Jahres 1920 dehnte. In diesem Vertrag wurde festgesetzt, daß nach Ablauf der Konzession der Bahnkörper mit allem Zubehör und alle von der Gesellschaft erworbenen und benutzten Patente unentgeltlich in den Besitz der Stadt übergehen. Die Große Berliner wahrte ihr Recht (wie Ministerialdirektor Micke sagt) und suchte ihr Fundament zu kräftigen. Auf dem von dem famosen Kleinbahngesetz bereiteten Boden schloß sie fast mit allen Vorortgemeinden Verträge, deren Dauer weit über den letzten Dezembertag des Jahres 1919 hinausreichte. Damit wurde Berlin zum „Ding an sich“ gemacht, dem die Zufuhr von und nach draußen abgeschnitten werden sollte. Der Hauptstadt konnte es nun gehen wie dem Eichhörnchen im Drehkäfig: viel Bewegung und kein Vorwärtskommen; denn städtische Straßenbahnen im Citybezirk wären ein lächerlicher Torso, wenn sie keinen Anschluß an die Vororte hätten. Und die Bestimmung über diese „organische Fortpflanzung“ sicherte sich, in unübertroffener Schlauheit, die Große Berliner. Hui suo iure utitur, nsmism Issait. Und die Große Berliner ist nun einmal eine Erwerbsgesellschaft, die zusieht, wo sie bleibt. Den Hauptschlag aber gab sie der Stadt, als sie sich vom Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten die staatliche Konzession bis zum einunddreißigsten Dezember 1919 holte. Nun gab es plötzlich zwei Endfristen, getrennt durch eine Kluft von „nur“ dreißig Jahren. Die städtische Konzession war entmaterialisirt worden; sie blieb als Schemen zurück, der kaum noch vergnügten Gemüthern Trost spenden kann. Die Ueberlassung der Straßen endet mit dem Jahr 1919; die staatliche Konzession läuft bis Ultimo 1929. Ein unmöglicher Zustand. Seit der «ssus belli einmal gegeben war, wurde der Ton der Auseinandersetzungen recht unfreundlich. Streitfragen entschieden die Gerichte. So im Konflikt wegen der Verlängerung der Untergrundbahn bis an den Spittelmarkt. Dablieb die Stadt in drei Instanzen Siegerin; und die Kosten der Unterhaltung beliefen sich auf mehr als eine halbe Million. Dann kamen zwei schiedsgerichtliche Sprüche, von denen einer die Stadt ins Mark traf. Er bestimmte, daß sie der Großen Berliner Straßenbahn den Schaden voll zu ersetzen habe, der ihr durch die städtischen Linien zugefügt werde. Dadurch wurde der Bau neuer Schnell- und Straßenbahnen gehemmt. Eine weitere Folge des Streites war die Einleitung des Ergänzungsverfahrens, die auf Antrag der Großen Berliner Straßenbahn und der Berlin-Charlottenburger Straßenbahn erfolgte. Damit soll die Zustimmung Berlins zur Verlängerung der Konzession erzwungen werden. Der Antrag wurde begründet mit den bekannten Tunnelprojekten der Großen Berliner zur Entlastung des Verkehrs auf dem



WZ  
Die Zukunft.  
Potsdamer und Leipziger Platz, in der Leipziger Straße, in der Straße Unter den Linden und in einem Theil der Charlottenburger Chaussee. Die Kosten würden 88 Millionen Mark betragen; und die Amortisation einer so erheblichen Summe setzt natürlich eine angemessene Verlängerung der Konzession voraus. Der Minister der Oeffentlichen Arbeiten ist den Tunnelplänen nicht abgeneigt. Er will die Beschaffung der notwendigen Verkehrserleichterungen nicht «sleilSss Arases verschoben sehen; und wenn die Stadt keine brauchbaren Vorschläge machen kann, so gewinnt eben die Große Berliner das Rennen. Im Ergänzungsverfahren ist noch keine Entscheidung gefallen. Der Minister schrieb aber in den ersten Novembertagen an den Magistrat einen Brief, der um Auskunft über die Tunnelprojekte ersucht und „mit Interesse von der Mittheilung Kenntniß nimmt“, daß der Magistrat hoffe, die zwischen der Stadt und der Straßenbahn schwebenden Streitfragen durch gütliches Übereinkommen zu erledigen. Ist auf solcheEinigung zu hoffen? Trotz den grimmigen Reden wäre sie möglich. Zweifellos hat es die Stadt Berlin mit einem Gegner von Qualität zu thun. Die Große Berliner ist nicht nur ein Verkehrsunternehmen größten Stils, sondern auch eine Finanzgesellschaft, hinter der eine starke Gruppe der berliner Bankwelt steht. Berlin ist am Gewinn der Aktiengesellschaft Große Berliner Straßenbahn beteiligt. Die Stadt erhält die Hälfte des Gewinnes nach Abzug von 7 Prozent auf sämtliche Aktien. Sie macht nun der Gesellschaft den Vorwurf, daß sie die Dividende absichtlich gedrückt habe, um ihr den Gewinnantheil zu schmälern. Während die Große Berliner in den Jahren 1884 bis 190« niemals weniger als 10>/s Prozent (im Durchschnitt 12VsProzent) Dividende bezahlt hat, ist sie seitdem nicht über 8V4 Prozent hinausgekommen. Das Aktienkapital beträgt seit sechs Jahren 100032400 Mark; da die Gesamteinnahmen sich Jahr vor Jahr um IVs bis 2 Millionen Mark vermehrten, konnte die Dividende wohl etwas höher steigen. Die Beschwerde der Stadt erscheint also nicht unbegründet. Sie sagt ferner, durch die Art der Geldbeschaffung (Erhöhung des Grundkapitals statt einer Anleihe) sei ihr Gewinnantheil wiederum geschmälert worden. Beweis: die Emissionen der Jahre 1898, 1899,1901 nnd 1904 brachten die neuen Aktien zu dem niedrigen Kurs von 103 Prozent heraus. Dabei senkte sich der Kurs der alten Aktien während dieser Zeit niemals unter 193 und stieg bis zu 480 Prozent. Unter solchen Umständen würde keine Aktiengesellschaft daran denken, mit neuen Papieren dicht am Parikurs zu bleiben, wenn sie nicht eine bestimmte Absicht damit verbände. Die soll eben gewesen sein, die Stadt leer ausgehen zu lassen und die Dividendenchance durch Ausdehnung des Aktienkapitals zu verengen. Bei Schuldverschreibungen hätte man nur mit einer Vermehrung der Zinsenlast um einen bestimmten, relativ niedrigen Betrag zu rechnen gehabt. Durch den Wegfall des Aktienagios kamen auch die Reserven zu kurz, die sonst die volle Summe des Aufgeldes erhalten hätten. So mußte die Stadt annehmen, daß den Verwaltern der Großen Berliner Alles daran gelegen sei, das Fett

Die Große Berliner.  
rechtzeitig abzuschöpfen und dem Magistrat später nur die dünne Brühe zu überlassen. Iedenfalls haben Alle, die zum Finanzconcern der Großen Berliner gehören, sammt den Aktionären, die im Besitz eines Bezugsrechtes waren, bei den Emissionen ein sehr gutes Geschäft gemacht. Im Busen der enttäuschten Berolina aber sammelte sich bitterer Groll; und oft genug ist er zu überlautem Ausdruck gekommen. Eins ist ja sicher: irgendwann einmal muß die Große Berliner in den Besitz der Stadt übergehen. Und die Gesellschaft hat ihren Betrieb nur bis Ende 1919 unbestreitbar gesichert. Was dann kommt, weiß noch Niemand. Vom ersten Januar 1920 ab wird es nicht sehr friedlich zugehen, denn die Stadt kann ans den Vertrag des Jahres 1898 pochen, der ihr den Bahnkörper nebst Zubehör sichert. Dieses Abkommen kann ohne Zustimmung der Stadt nicht geändert werden. Die Große Berliner muß also mit diesem Umstand rechnen. Soll die Stadt die Bahn kaufen? Dagegen ist nicht nur die Gesellschaft, die einen sehr hohen Preis (250 Prozent für die Aktie) fordert, sondern auch eine starke Partei im Stadthaus. Der Magistrat hat in seiner Denkschrift drei Möglichkeiten einer Verständigung gezeigt: Ankauf der Aktien zu 20« Prozent oder Umtausch gegen Stadtoptionen mit 8 Prozent Verzinsung (im Jahr 1907 hatte die Stadt 15« Prozent mit 6½ Prozent Zinsen geboten); Verlängerung des Vertrages bis Ende 1949 unter bestimmten Zugeständnissen an die Stadt (Erhöhung der Bruttoabgabe, Unzulässigkeit von Erweiterungen, Konkurrenzfreiheit der Stadt, Bestimmung über die Art der Kapitalsbeschaffung); Kaufangebot verbunden mit Pachtvertrag; die Stadt Berlin oder der zu gründende „Zweckverband“ (das Wort schon ist strafbar) kauft das Unternehmen der Großen Berliner Straßenbahn zum Preis von 180 Millionen Mark und verpachtet den Betrieb an die Gesellschaft bis Ende 1919. Ohne Kompromiß wirds kaum noch gehen; und dazu ist Nummer Zwei der „Möglichkeiten“ erdacht. Wenn der berühmte „Zwangsverband Groß-Berlin“ zu Stande kommt, werden die Angelegenheiten des Verkehrs künftig gemeinsam von Berlin und den Vororten bearbeitet. Die Große Berliner hätte also in Zukunft mit einer „kompakten Majorität“ zu rechnen und könnte die Nachbarstädte nicht mehr gegen Berlin ausspielen. Das wird sie schließlich bedenken und sich einem annehmbaren Handel nicht mehr abgeneigt zeigen. Unheilspropheten sagen freilich, auch diesmal werde der Aufwand nutzlos verthan sein. Die neuen Schnellbahnen brauchten die Große Berliner fürs Erste noch nicht zu schrecken. Sie könne sich also Zeit lassen. Werden die Finsterlinge Recht behalten und aus dem langen Kampf nur der Börse Beutestücke zufallen? Das müßte jeder gute Berliner bedauern. Trotz allem Geschimpf, das sich (der Unbefangene weiß nicht recht, wie und warum) eingebürgert hat, bleibt doch wahr, daß, im Großen und Ganzen, die Gesellschaft, die in ihren Anfängen Pferdeisenbahn-Aktiengesellschaft hieß, unter beträchtlichen Schwierigkeiten sich der über alles Erwarten raschen Entwicklung angepaßt und Gutes geleistet hat. Nach einem vergleichenden Blick auf die staatliche Stadt-

S4



Die Zukunft.

bahn dürfte man sagen: Großartiges. Und es wird Leute geben, die nicht sicher sind, ob unter städtischer Regie, in Berlin, die Leistung sich auf dieser Höhe halten würde. Eine Verständigung muß möglich sein; gerade weil die Straßenbahn einen klugen Kopf hat. Denn auch an diese Wahrheit müßten sich die Herren im berliner Rathhaus allmählich gewöhnen: Mit Klugen kann ein Kluger, der das Fürchten nicht lernte, mit besserer Aussicht verhandeln als mit eigensinnigen Dummköpfen. Die stete Wiederholung der Klage, daß sie mit schlaunen und flinkenLeuten zu verhandeln habe, setzt dieVertretung der Reichshauptstadt doch allzu tief herab. Jeder andere Geschäftsmann hält den Zustand, über den hier geklagt wird, für einen, auf den er sich von vorn herein gefaßt machen mußte, und ist zufrieden, wenn er nicht mit störrischen Eseln zu thun hat. In Berlin? Heute ist der Kämmerer verreist, morgen dieVersammlung der Stadtverordneten, wegen derFerienzeit, nicht zu erreichen: und die Behörde oder Gesellschaft, die man sich als Gegenkontrahenten wünscht, ist so ungefällig, nicht zu warteNj bis die würdigen Rathsherren mit ihren Vorbereitungen fertig sind. Dieser Verhältnisse muß man sich auch bewußt werden, ehe man dem oft erwähnten „Problem" die Lösung sucht. Städtischer oder privater Betrieb? Wer Geschäfte machen will, muß sich den Geschäftssitten anpassen und mit der Gewißheit rechnen, daß auf der anderen Seite keinen Augenblick gezaudert wird, alle Puppen tanzen zu lassen. Ist die zu solcher Bereitschaft nöthige Organisation, solche Möglichkeit schneller Mobilmachung den Vätern unserer guten Stadt unerreichbar, dann werden sie immer wieder ins Hintertreffen gerathen; dann sollten sie aber auch den Gedanken an eigene Regie großer Verkehrsbetriebe aufgeben und die Objekte nach der Erwerbung und unter Wahrung der städtischen Aufsichtrechte bewährten Betriebsgesellschaften verpachten.

□Herr Harden, Sie hatten die Güte, sich für die Proben

ig^M der drei Einakter zu interessiren, die ich neulich in der Gesellschaft „Pan" aufführen ließ. Sie haben die freudige und uneigennützig Arbeit gesehen, die geleistet wurde. So werden Sie mir hoffentlich erlauben, vor der großen Öffentlichkeit der „Zukunft" Andeutungen zu dementiren, die in einer Theaterzeitschrift gewagt wurden. Ich habe diese Aufführung nicht „zugelassen", sondern gewünscht und nach Kräften unterstützt. Hätten meine Szenen auch nur das Verdienst, der Frau Tilla Durieux zu einer ihrer glänzendsten Schöpfungen verholfen zu haben, die Bühne dürfte sich nicht über mich beklagen. Iedenfalls fühle ich tiefe Dankbarkeit für die große Schauspielerin, die meinen Charakteren die ganze Leidenschaft ihrer Kunst geliehen hat.

München. Heinrich Mann.

L a d o n.

Ein Brief.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Zarden in Berlin. —  
Perlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb S, m, b tz, in Berlin.

Berlin, den 24. Dezember 191«.

Paulus.

^ero herrscht über Rom. Bald vier Jahre schon; und gilt der Menge noch als ein gütiger Caesar. Der Zwanzigjährige, der den Stiefbruder und die MutterAgrippina getötet hat, dünkt sich im Arm der Poppaea Sabina einen Dichter, weil sein von Wein und Gier trunkener Sinn ein flink ins Ohr schlüpfendes Liedchen erlallt, und spielt vor dem Haufen derFreunde den vom Staatsgeschäft stolz abgewandten Künstler, den Sehnsucht ins luftige Reich derMusen ruft. Seneca undBurrus regiren; und geben mit der milden Vernunft ihres Wesens dem Imperium, bis an die fernste Grenze den Beschlüssen der Römerverwaltung die Farbe. Da wird, im Iuliusmonat des Jahres 58, der Militärtribun Klaudius Lysias, der in Jerusalem den Prokurator vertritt, durch den Widerhall eines Volksauflaufes aus der behaglichenRuhe seinerThurmresidenz gestört. Was giebtst denn schon wieder? Lange still zu sitzen, scheint diesen Asiaten unmöglich. Kaum sind zwei Jahre verstrichen, seit aus Egypten der Jude herkam, der das Nahen des Gottesreiches verkündete, der Menge Wunder vorgaukelte und dreißigtausend Menschen in die Wüste verführte; sind wir, sprach er, erst auf des Oelberges Gipfel, dann sinken, vom bloßenHallunsererheiligenWorte,Ierusalems Mauern. Felix, der Prokurator, mußte schließlich die Heeresmacht gegen den Lügenbold in Bewegung setzen. Der beimAnblick derKohorte feig entfloh. Seitdem haben wir hier oft genug mit Magiern, Sektenstiftern, Volksaufwieglern zu thun gehabt. Was giebt denn jetzt schon wieder? Ist derEgypter zu neuerZettelung etwa



1«s  
Die Zukunft.  
zurückgekehrt? Nein. Dieser ist kleiner, sieht älter aus und muß,  
da er Griechisch spricht, dem Quell des Wissens näher gewesen  
sein; wird auch nicht von Bewunderung, sondern von Wuth um-  
heult. Gelbe Fäuste durchfuchteln die Luft, röthlich-feuchte Aug-  
äpfel scheinen aus ihrer Höhle zu quellen, Zähne knirschen und  
über die vom Zorn entfärbte Lippe sprüht Geifer; hier streut Einer  
Staub vor seine Füße, dort zerrt ein Graukopfmit zitternder Hand  
an seinem Kleid, bis es reißt, schwingt ein noch Aelterer seines  
Gewandes Fetzen wie eine Fahne. DenTempel Iahwes hat ein  
Abtrünniger geschändet; ein Iudensohn, der das Gesetz Israels  
brechen heißt und durch den Ruf zu Götzenopfer und Hurerei mit  
Heidenweibern den Frommen neues Aergerniß giebt. Dem die  
BcschneidungnichtmehrPflichtscheint,derallen Strenggläubigen  
Zions einGräuelistundsich dennoch erdreistet hat,insreineHeilig-  
thum des Tempels sich mit seiner schmutzigen Seele einzunisten.  
Zwar hat Iakobus, das Haupt der Iudenchristenheit, ihn, um den  
Bericht überdie Heidenmission und das im Bereich derjungen Kir-  
chen gesammelte Geld entgegenzunehmen, in seinem Haus emp-  
fangen; ihmabernichtgehehlt,daßerdesKömmplingsMißachtung  
der gottgefälligenWerke verwerfe und der bloßen Rechtfertigung  
durch den Glauben nicht traue, und ihn ermahnt, vor allem Volk die  
angezweifelte Glaubensreinheit dadurch zu beweisen, daß er auf  
seineKosten vierBettler säubern und scheeren lasse und mitihnen  
sich in harter Bußzeit läutere. Nur dadurch sei der Verdacht zu  
entkräften, er könne, ein Jude, dem mosaischen Gesetz untreu ge-  
worden sein. Der Fremde hat sich gefügt; hat, mit geschorenem  
Haupt, bei kärglicher Speise, fünf Tage, fünf Nächte mit den zer-  
lumptenBußgefährten verwacht. Der Heuchler! Als ob seinWan-  
del in Asien nicht ruchbar geworden wäre, nicht jederIude wüßte,  
wie oft Dieser das ehrwürdige Gesetz brach, dem GebotMose unge-  
horsam war und offen aussprach, alle äußere Heiligung sei sinnlos  
und ohne Wirkung! Mag dieGemeinde desIakobussich mitdem  
Mummenschanz begnügen, den der Eingeschüchterte ihr bietet:  
die Iudenheit alten Schlages kanns nicht. Kann nicht im Tempel  
Einen dulden, der an die Korinther geschrieben hat: „Trotzdem  
ich von Jedermanns Herrschaft frei bin, habe ich selbst doch, auf  
daß ich recht viele Seelen gewinne, jeder mich zum Knecht gemacht.  
)Im die Juden zu gewinnen, habe ich mich ihnen als einen Juden

Paulus.  
gegeben; den Schwachen als einen Schwachen; den unter dem Gesetz wie den ohne Gesetz Lebenden als Einen ihrer Glaubensart."  
Der also eingesteht, daß er sich verstellt hat, um Seelen zu fangen. Jagt ihn aus dem Tempel, den schon sein Athem besudelt! Die Iudenchristen schützen ihn nicht; trösten ihr frommes, doch dem Fremdlingfeindliches Gemüthmitder Zuversicht, daßden geweihten Raum niemals Menschenblut netzen, den Sünder selbst die Rache nicht bis in den Tempelfrieden verfolgen darf. Schon aber haben Wüthende ihn aus der Iammerecke der Bettler ins Freie geschleift und hinter ihm die Leviten hastig die Tempelpforten geschlossen. Schon droht ihm aus der tobenden, tobsüchtigen Rotte mit dürrer Finger der Tod.Daheischt ihnRoms Macht für sich; auf denArmenseiner Soldaten läßt Klaudius Lysias den der rasenden Schaar Entrissenen in den Antoniathurm tragen, der, an derNordwestecke des Tempels, demTribunen und seinerKohorte als Wohnstatt eingeräumt ist. Auf der engen Treppe wendet der Gefangene, derzudemRömerGriechischgesprochenhat,dasAuge, befreit sich aus den derben Griffen der Mannschaft, bedeutet mit deni Wink der frei gewordenen Hand den aus der Tiefe Emporheulenden, daß er zu ihnen reden wolle, und erzählt dann, in der ihnen verständlichen Hebräersprache, seines Erlebens Geschichte. Nero herrscht überRom.Noch aber waltet milde Vernunft bis an die fernste Grenze des Reiches. Rom erlaubt dem Gefangenen, zu seinen Volksgenossen zu sprechen. Die aber schreien, brüllen, keuchen: „Tötet ihn! Reißt den frechen Gesetzesfeind in Stücke!" Dieses schwarze, gedunsene Kerlchen, denkt Lysias während des Geheules, muß doch wohl ein übler Gesell sein; zum raschen Geständniß seinerSchandthat werden nurRuthenstreiche ihn ermuntern. Schon steht der Kleine am Pfahl; schon heben die Soldaten den Arm und warten auf des Centurios Weisung. Da ruft der Angebundene: „Ovis Komanus sum!" Redetwieder mit einer anderen Zunge.RömischerBürger? DerTribun horcht auf.Diese Würde hat er, der in Südosteuropa geboren ward, mühsam, durch Geld und Gunst, spät sich erworben; vonCiceroundVerres hat er kaum je gehört, weiß aber, daß selbst im Barbarenlande das Bürgerrecht Manchen vor Mißhandlung bewahrt hat und daß jede grundlose Antastung dieses Rechtes in Roms Bereich streng gestraft wird. Wozu sich einer Rüge aussetzen? Römersinn vermag



W3 Die Zukunft.

sich im Zank und Stank dieser Iudensippe ja niemals zurechtzu-  
finden. Die Hohe Priesterschaft und der Sanhedrin sollen richten.  
Iochanan benNedabai, der Hohepriester und, als ein Enkel Ha-  
nans, trotz seiner Schlemmerneigung ein von der Ehrfurcht ange-  
staunter Großer in Israel, läßt den Entketteten vor seinAngesicht  
führen.Läßtihn, nach dem ersten unbedachtenWort, auf den frechen  
Mund schlagen. DerGezüchtigte braust auf; ducktsich aber schnell,  
da er vernimmt, daß er vor dem Haupt der Priesterschaft stehe.  
« Wenn ichs gewußt hätte, Brüder, wäre meine Rede sanfter gewe-  
sen; denn Moses hat uns verboten, denOberften unseresVolkes  
zu lästern. "Der Schlaue hat bald erwittert, daß seine Richter nicht  
eines Sinnes sind, und stützt sich auf die Pharisäerwuth gegen die  
Sadduzäer. «Ich bin Pharisäer, wie meinVater war, und werde  
verfolgt,weil ich an die Auferstehung derToten glaube. "Nun hat  
er im Rund Vertheidiger. Muß Jeder denn, der, wider die Saddu-  
zäerlehre, an Auferstehung, Engel und Geister glaubt, als ein Ver-  
brecher vor dem Richter stehen? Die Parteien hadern in Fieber-  
hitze. Da die Sadduzäer aber stärker sind und das Leben des An-  
geschuldigten bedrohen, läßt Klaudius Lysias ihn wieder in den  
Thurm abführen. Was machtmanmit diesem Nnbequemen?Vier-  
zig finster blickende Fromme haben sich einander verschworen, nicht  
Speise noch Trank mit der Lippe zu berühren, so lange der Ge-  
setzesverächter im Licht athmet; wenn er zum zweiten Verhör vor  
Iochanan gebracht wird, wollen sie unterwegs die Wache über-  
fallen und den Gefangenen töten. Der Tribun, dem derPlan ver-  
rathen wird, beschließt, um der Sache ledig zu werden und in sei-  
nem Amtsbezirk die Ruhe zu wahren, den lästigen Juden nach  
Caesarea zu schicken; dort mag der Prokurator das Urtheil finden.  
Im Dunkel setzt sich, in der neunten Abendstunde, der Zug in Be-  
wegung; zweihundert Fußsoldaten, zweihundert Frumentarier,  
siebenzig Reiter. Gegen solche Menge werden die Juden nichts  
wagen. Auf halbem Weg, bei der Stadt Antipatris, kehrt das Fuß-  
volk um; nur die Reiter bringen den Gefangenen nach Caesarea.  
Dort hat ihm, imHaus des Philippus, vorzweiWochen derPro-  
phet Agab verkündet, in Jerusalem werde er von den Juden ge-  
fesselt und in die Hand der Römer gegeben werden. Durfte den  
Frommen die Kunde schrecken? »Ich bin bereit",sprach er zu den  
Gefährten, «in Jerusalem für Jesu Namen zu sterben."

Paulus.  
Nun steht er vor dem Statthalter des Kaisers. „Wie heißest und woher stammst Du?“ „Paulus; aus Tarsos in Kilikien.“ Den Namen Dessen, der sich zu den Aposteln zählt, hat Felix nie gehört; weiß kaum noch, daß unter Pilatus einst ein Jude gekreuzigt wurde, in dem ein Häuflein den Heiland sah. Der Mann der Drusilla, Schwager des Herodes Agrippa und Bruder des am Hof mächtigen Pallas hat andere Sorgen; will sich rasch bereichern (wenns nicht anders geht, durch offene Räuberei), die gefährlichen Feinde meucheln und im Besitz einer der Allmacht nahen Herrschgewalt sein Leben genießen. Paulus? Wieder solche langweilige Iudengeschichte. Wenn die Ankläger eingetroffen sind, wollen wir weiter darüber reden; einstweilen mag der kilikische Jude, weil der Tribun ihn für schuldlos hält, im Palast des Großen Herodes hausen. Am vierten Tag nach Pauli Ankunfts kommt zur Verhandlung. Am einer wirksamen Vertretung der Anklage sicher zu sein, hat Iochanan den Advokaten Tertullus mitgebracht. Der umwedelt den Prokurator und zieht Paulus, den er einen Rebellen und den Kopf der stets zu neuer Sünde lockenden nazarenischen Schlange nennt, frevler Tempelschändung, die nach dem Gesetz Jahwes hart gestraft werden müsse. „Ich habe in Jerusalem niemals gepredigt, habe den Frieden des Tempels nicht gestört und lebe in dem Glauben an das vom mosaischen Gesetz und von den Propheten Befohlene; der einzige Vorwurf, der mich trifft, ist die Angabe, daß ich an die Auferstehung glaube. Glauben aber etwa nicht auch Iuden daran?“ Also spricht Paulus. Hat er den Prokurator überzeugt oder ward dem müden Genüßling die Sache nur zu langweilig? Felix schickt die Ankläger heim, läßt den Angeklagten entfesseln und erlaubt ihm, seine Freunde bei sich zu sehen. In der cuspwäi-i libera sieht und hört ihn auch Drusilla. Der Iude, denkt Felix, hat von seinen Missionarreisen einen Haufen Geldes mitgebracht; am Ende kauft er sich mit einer anständigen Summe los. Er sträubt sich? Dann mag er hier sitzen, bis er grau wird. Doch Felix fällt in Angnade und Porcius Festus, sein Nachfolger, erklärt sich bereit, Paulus, der nun seit zwei Jahren als Staatsgefangener in Caesarea lebt, nach Jerusalem zurückzusenden, damit er sich vor den herrschenden Sadduzäern selbst vertheidigen und das Gericht endlich zum Spruch kommen könne. Der Apostel widerspricht. Vielleicht ahnt er, daß ihm auf der Reisedecke ein Hinterhalt droht; auch



Die Zukunft.  
zieht längst ihn des Herzens Neigung nach Rom. Er appellirt an den Kaiser. Das ist das Recht jedes römischen Bürgers; jeder kann durch solchen Appell überall das provinziale Gerichtsverfahren enden. Der Prokurator hat nur noch fürsicheres Geleit nach Rom zu sorgen. Als der Befehl schon gegeben ist, kommt Herodes Agrippa der Zweite mit seiner Schwester Berenike, die das Haus (und, flüstern Manche, das Bett) mit ihm theilt, nach Caesarea. Festus erzählt ihnen von seinem Gefangenen. »Im Grunde liegt nichts gegen ihn vor als die Thatsache, daß er glaubt, ein gewisser Jesus, der hingerichtet worden ist, sei von den Toten auferstanden." Diesen Paulus, spricht der Gast, wünsche ich schon lange zu hören. Er hört ihn. Kommt mit der Schwester und mit großem Gefolge in den Gerichtssaal, wo die Stadthäupter und die Spitzen der Garnison um den Prokurator geschaart sind. Paulus redet; behutsam und klug, wie immer in solcher Lage. Er sei dem Gesetz treu, den Propheten gehorsam; und der Glaube an die Auferstehung unterscheide ihn nicht von anderen Juden; denn geschrieben stehe, daß der Christus hienieden leiden müsse, doch als Erster auch von den Toten erstehen werde. Festus schilt ihn scherzend einen irren Schwärmer, Herodes aber sagt lächelnd: „Du wirst mich noch ins Christenthum überreden!" Und Paulus antwortet weltmännisch: „Möchtet Ihr Alle, die hier versammelt seid, eines Tages mir gleichen; nur nicht auch, wie ich jetzt, Ketten tragen." Den Gästen gefällt er. Ist offenbar kein wüster Verbrecher. Wenn er nicht an den Kaiser appellirt hätte, könnte man ihn laufen lassen. Aber er zieht den Appell nicht zurück. Schade. Der Centurio der Kohorte prima <sup>^</sup>uAusta Iulica soll ihn, nebst anderen Sträflingen, über Adramyttion nach Rom geleiten. In die Enge des in Myra gemietheten Schiffes sind zweihundertsechundsiebenzig Menschen gepfercht; und die Äquinoktialstürme umbrausen die stöhnenden Planken. Das Schiff muß behend laviren und an der kretischen Küste sich dennoch in einen Nothhafen bergen. Erst im Oktober gehts weiter. Doch der wüthende Sturm schüttelt und wirbelt das starken Widerstandes unfähige Fahrzeug mit nimmer ermüdender Wildheit durch die Wellenthäler, über die weißen Wogengipfel. Bei Tag und bei Nacht nicht eine ruhige Stunde. Schon ist jedes irgend entbehrliche Geräth über Bord geworfen und das Deck von Allem, was splintern und brechen könnte, geräumt. Schon zittert Jeder, auch von der Mannschaft,

Paulus.  
für sein Leben. Paul nur ist aufrecht. Bor der Abfahrt hat er, der die See sammt ihren Herbstlaunen kennt, schlimme Stunden vorausgesagt. Doch er wird Rom sehen. Das weiß er. Nnd mit ihm wird Alles, was sich auf dem Schiff jetzt inAngst und in Krankheit windet, aus derNoth gerettet werden. In der vierzehnten Nacht fühlt man plötzlich, daß der Kiel in festem Grund steckt. Ein Riff? Nein: eineLandzunge. Noch wagtKeiner, aufRettung zuhoffen. Schmutzig und hungrig kauert die verängstete Menschheit in den Ecken. Mählich belebt sie die Zuversicht des Apostels. Der betet, als derTag aus feuchtemFeuerdunst steigt, vorAllerBlicken; bricht dann das Brot und mahnt die Gefährten, wie er zu thun,auf daß Leibesschwachheit nicht das Werk der Rettung versage. Wenige Stunden noch: und der letzte Mann klettert vom Schiffsbord auf Maltas gastlichen Strand. Hier gebietetRom.FreundlicheMenschen eilen herbei undbereiten, dieGestrandetenraschzuwärmen, ein großes Feuer. Paulus hilftihnen; faßt mit der Hand, die Reisig aufliest, eine Giftschlange, die schnell seine Finger umzüngelt. Gewiß ist dieser Sträfling ein Mörder, den Nemesis nun, weil ihn der Sturm nicht ins Meer schlang, in Viperngestalt verfolgt. Doch siehe: seine Hand schwillt nicht; ruhig schürt er, lächelnd sogar, das Feuer. Kein Mörder: ein verkappter Gott; sicher Einer, derWunder wirkenkann. Die wirkt er. Heilt aufdemMeierhofdesPublius durch die bloße Kraft seiner Hand den Bater des Wirthes von langwierigem Fieber; und wird seitdem von dichten Schaaren der Insulaner um Hilfe angefleht und ringsum als Thaumaturg bestaunt. Anter drei Monden. Dann lichtet das Alexandrinerschiff „Kastor und Pollux" die Anker; und über Syrakus und Reggio gehtsnach Puteoli. Langsam dringt das Gerücht von Pauli Nahen inzwischen nach Rom. An die römischen Christen hat er aus Korinth durch Phoebe den Brief geschickt, der mit dein Wort neuer Zuversicht schloß: „Dem ewigen, allein weisen Gott sei Ehre durch Iesum Christum in Ewigkeit! Amen." InRomlebt ihm einetreue Gemeinde. Im Marsmonat des Iahres 61 schreitet er auf der Appischen Straße durch die Porta Capena indie Stadt der sieben Hügel.So hat ers schonindenTagenderHeidenmissiongeträumt. In Ketten kommt er, für den auferstandenen Heiland zu zeugen. Kommt, als ein ins Martyrium Strebender, zur rechten Stunde. »Auch inRom wirstDu, wie in Jerusalem, für mich zeu-



412  
Die Zukunft.  
gen; sei drum, Paule, getrost!" So hat, im Antonialhurm, des  
Heilands Stimme zu ihm gesprochen. Nun ist er, endlich, inRom.  
Aus der Gewalt desCenturios übernimmt ihn Burrus, der noch  
praefectus praetor!o ist, als Gefangenen des Kaisers; giebt ihm einen  
Praetorianer alsWächter.lößtseinemVerkehr aber alle erwünschte  
Freiheit. An eine Gerichtsverhandlung ist einstweilen nicht zu  
denken. Paulus sitzt in einer geräumigen, reinlichenZelle und wird  
nichtgehindert, jedemnach seiner LehreLüsternen dasReich Gottes  
und die Herrlichkeit des Christus zupredigen.FreudigenHerzens  
lebt er dem Lehramt; und die ZahlDerer, die Trost und Erleuch-  
tungvon ihm erleben, schwilltmit den Monden. Rom ist ein Pest-  
herd geworden; der mannichfach begabte, doch im Tiefsten ver-  
logene und böseKomoediant, der,seit er sich derZuchtentrafthat,  
den Reichsregenten und Allumfasser mimt, verseucht, mit seinem  
heute hier,morgendortthronendenLümmelgepräng, die an den Hof  
zugelassene Gesellschaft. Vom Kopf her stinkt der Fisch. Jederneue  
Tag bringt neue Kunde von wüsterAusschweifung, Verwandten-  
mord, Blutschande und Männerpaarung. Nicht weit vom Palast  
aber, im Bezirk des Praetorianerlagers, haust Einer, der alles Nn-  
reine von sich weist; wohnt, Jahre lang, in sittsamer Freundschaft  
und mahnt inbunter,niebildlosgrauerRedezukeuschemWandel  
im Licht des Geistes. Ist es ein Wunder, daß aus der geknechteten,  
inihrerWürde geschändetenMenschheitManchersich zu ihm stiehlt  
und sogarTheile derOberschicht bis an dieThür seines Kämmer-  
leins gleiten? Als ein Wunder gilt. Sehet, was noch in Ketten  
Dieser vermag! Der Caesar, der seine Frau getötet, Poppaea zur  
Kaiserin gemacht, dem ausgepichten SchurkenTigellinus das Amt  
des Burrus anvertrautund seinenLehrerSeneca aus dem Staats-  
geschäft weggeekelt hat,hört von demTreiben; achtet zunächst aber  
kaum drauf. Wieder ein Jude, der die Sehne seiner einbildner-  
ischen Kraft überspannt hat. Ganz gut, wenns da unten brodet.  
An dem Tag, der die Feldzeichen des Imperiums ostwärts trägt,  
können wir diesen hitzigen Eifer zur Propaganda brauchen. Nur  
aus der sadduzäischen Iudenheit, deren Zorn sich gegen den Leben-  
den niemals entrüstet, droht dem Apostel ernste Gefahr, Schreckt  
denTapfcren aber nicht; aus den Banden ruft er denPhilippnern  
zu: „Ist mein Blut zur Feuchtung Eures Glaubensopfers be-  
stimmt, so will ich jauchzen; und jauchzen sollt Ihr dann Alle mit

Paulus.  
mir." Er ist glücklich. Im Gefängniß hat ihn die Liebe der Phi-  
lipper gesucht und aus Lydiens Schatzkammer dem Darbenden  
reichlich gespendet. »Seid heiter und zeigt allen Menschen Euch  
lind: denn schon nahetderHeiland!" In solcher Stimmung findet  
ihn Petrus, der ihn seit dem antiochischen Ritualstreit nicht sah  
und inRom nun dieludenchristen hüten soll. Der nie, auch nicht  
im heißen Wirbel der Bekenntnißfehde, aufhören kann, den Ge-  
nius des vom Gesetz Abtrünnigen zärtlich zu bewundern; doch  
staunend nun vor dem Flimmerlicht steht, aus dem die Gestalt des  
vonCaesarsHand Gefesselten sich nicht völlig lösenwill. Ist dieser  
früh gealterte Fünfziger, dem das Missionarsleben nicht Mühsal  
noch Beschwerde je sparte, im Innersten wirklich so heiter, wie er  
scheinen möchte? Ist er, der denKolossen klagt, daß er unter den  
vom Gesetz der Beschneidung Gebundenen keinen brauchbaren  
Gehilfen suchen könne, der milden Weisheit Dessen, der Jedem  
einst in dem einmal als wohnlich erkannten Lehrgebäude zu blei-  
ben rieth, nicht noch ferner fast, als der auf dem Weg nach Da-  
maskus vom Christglauben Erleuchtete dem blind altemWahn an-  
hangendenSchülerGamaliels war? ZwischenHelle undFinster-  
niß scheint er hin und her gerissen; wie die Geisterschlacht seiner  
Vision zwischen himmlischerKlarheit und dem Dunkel des Höllen-  
pfuhles schwankt. Noch sitzt Satanas auf dem Erdenthron und  
vergiftet (bis in die säuberlich geglätteten nnd besprengten Prunk-  
straßen Roms könnt Ihr riechen) mit seinem Schwefelodem alle  
Quellen. Ringsum aber keimt in nächtigerStille eines neuenHeiles  
Lenz. Das auf Golgathas Höhe über die Kreuzesbalken sickernde  
Blut hat alle Sünde gesühnt, alle Kreatur dem Herrn des Him-  
mels versöhnt und in Purpurschrift der Menschheit Menschen-  
frieden verheißen. Denn Der da dem Speer seineFlanke bot, war  
Gottes Sohn, des Nnsichtbaren sichtbares Ebenbild, aller Gott-  
heit Kündler und Inbegriff. Nnd wie er sich bequemt hat, mit uns  
zu wandeln, so ersteht er uns wieder aus dem Staub; ist vielleicht,  
noch ungesehen, schon unter uns. Sputet Euch drum, in Euren  
Herzen ihm dieWohnstatt zu bereiten,und räumt alles Gerümpel  
aus seinem Weg. Wähnt Ihr, er komme, zu fragen, ob Ihr dem  
Gesetz gehorsam seid, das seines Mundes Hauch, wie welches Plun-  
derlaub, weggeweht hat? Die am Gesetz Haftenden fürchtet Sa-  
tanas nicht; läßt sie, Ihr sehts, frei durch sein Reich schreiten. In  
Ketten schmachtet nur, wer Leib und Seele dem Herrn verlobt hat.



Die Zukunft.  
Ward zwischen Paulus und Petrus in Rom das gelockerte Band wieder, zu festerem Zusammenhalt, straffer geknüpft? Stand Paul, wie das Datum des zweiten Briefes an Thimotheum der» muthen lassen möchte, vor Nero? Wurde er freigesprochen, durfte endlich am Tiber predigen und ging dann nachHispanien, wie er sichs in Korinth gewünscht hatte, auf daß, nach dem Wort des Matthaeus, allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werde? Wir wissen es nicht. Das Blutmeer, das im Sommer des lahres 64 den tollen Kaiser von dem Verdacht derMassenbrand--stiftung reinspülen sollte, hat auch die Spur vom letzten Erleben der beidenApostel weggeschwemmt,die als Führer feindlicherPar-teien einander liebten und deren Häupter dieLegende aus unbe-lichteter Zeit in eines Strahlenkranzes Gewinde vereint hat. Peter ist Papst geworden. Nie aber hätte der Fischer von Genezareth sich in die Glorie des höchsten Hirtenamtes zu kleiden vermocht, wenn von Paul ihm nicht der steile Weg gebahnt wor-den wäre. Dieser ward zum Entbinder der Weltreligion. Wer fischen will, muß ein Netz haben; und erst derWeber ausTarsos hat eins gefügt, dessen Maschendichte an allen Küsten, unter allen Himmeln erprobt werden konnte. Der Pharisäersohn aus dem Stamm Benjamin hat die Grobweberei nur gelernt, damit ihn, der auf ein Erbtheil nicht rechnen darf, im Nothfall das Hand-werk nähren könne. Der Vater (im Stolz auf die Abkunft, die das Vermögen ersetzen muß, einjüdischerLunker) willseinenSaulals Rabbi sehenundzwingtschondenKnabenindenstrengenDienstdes Gesetzes. Das Werk dieser Erziehung lobt den Meister. Derkleine, fette, ungelenkeTapps lerntsich unterMenschen bewegen; der krän-keInde Jüngling erträgt Angemach, das einen stärker Geborenen brechen könnte; derwinzige Kopf über stämmigenSchultern, der auf Stirn und Wangen mehr Haare hat als auf der Schädeldecke und in seiner Häßlichkeit den ersten Blick abschreckt, leuchtet in schönende Verklärung auf,wenn die schwereZunge zu schnellem Lauf gespornt ist; der linkisch Schüchterne wird ein Redner, der, wie ein Feuer-strom, dieWiderstrebendenselbstmitsichreißt.SeinGriechisch.auch den Muth zu freier Betrachtung weltlicher Dinge hat er wohl in Gamaliels Schule gelernt; das Beste aber gab ihm, des Lebens ernstes Führen, gewiß das Vaterhaus. Während in Jerusalem auf der Schulbank saß, wurde Jesus gerichtet, gekreuzigt. Saul

Paulus.  
sieht nichts davon. Ein Ketzer und Glaubensstörer: für so Ver-  
ruchte ist keine Strafe zu hart. Erst den Mannbaren treibt des  
Blutes wirrer Drang ins Allgemeine. Stephanus hat das alte  
Geraun wiederholt, Jesus sei der Messias gewesen, hat, ein  
Kirchendiener, die Priesterschaft und die Gemeinde geschmäht  
und ist deshalb verhaftet und vor den Sanhedrin geladen worden;  
da lästert er die Neberlieferung, schilt die Priester harte Köpfe,  
unbeschnittene Herzen, blutrünstige BrecherderGesetzestafelnund  
drohtihnen, derChristus werdebald wiederkehren und denTempel  
zerstören. Der Frevler wird vor das Stadtthor gezerrt und ge-  
steinigt. Die Ohrenzeugen, deren Hand, nach der Vorschrift im  
Deuteronomium, den ersten Stein werfen mußte, entgürten sich  
und legen ihre Kleider vor Sauls Füße, der verzückten Blickes  
auf das löbliche Thun der Strafvollstrecker starrt. Nnd nun im Eifer  
der Ketzerverfolgung nicht mehr zu zügeln ist. Weh Jedem, den er  
sündig oder nur in der Pflicht säumig findet IMännerund Weiber  
läßt er peitschen, prangern, inKerkergrüfte werfen; nur so, sprudelts  
von seiuer Lippe, wird man mit den Zweiflern, Spöttern, Haar-  
spaltern fertig. Auch in Damaskus, hatdermitDrohen und Mor-  
den wider die Jünger des Herrn Schnaubende gehört, soll solche  
Rotte Nnterschlupf gefunden haben; deren, Rädelsführer wird  
das Haupt der syrischen Chouannerie, wenn ihm der Hohepriester  
Theophil ein Beglaubigungschreiben mitgiebt, geknebelt vor die  
Aeltesten in Israel führen. Tod allen Christen! Tod Allen, die  
aus dem reinenFrieden des sinaischen Gesetzes ins Weitere stre-  
ben. Fromme Leidenschaft hitzt das Blut des Vierundzwanzig-  
jährigen, der über den Jordan hin derAusführung des Rächer-  
planes entgegenschreitet. Wie war der Abfall so vieler tüchtigen  
Gemeindeglieder möglich geworden? Von welcher Wesensart  
mag Der wohl gewesen sein, der eine so breite Schaar aus der  
festen Glaubensburg lockte und dessen fortwirkendes Beispiel  
heute noch Hunderte stählt, ihm zu Ehre ohne Murren die ärgste  
Pein auf sich zu nehmen? Saul lechzt, den großen Verführer zu  
sehen. Mittagsgluth dröhnt vom Himmel. Vor dem entzündeten  
Auge ballen die durchsonnten Staubkörnchen sich zu blutrothen  
Nebel. In den müdenSchläfenpocht dieHast desWanderns wie  
einesSchmiedes dampfender Hammer.And wie ein bleierner Reif,,  
in den jeder Pulsschlag einen von Leckflammen gespitzten Nagel

I Library

# Die Zukunft. v.73 1910. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

## Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text      Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only



# About this Book

## Catalog Record Details

Die Zukunft. v.73 1910.

[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

## Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Buy a copy](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

## Add Item to Collection

Add to your collection:   

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2012-07-03 12:30 UTC[version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 19](#)
- [Section 3 - 35](#)
- [Section 4 - 69](#)
- [Section 5 - 101](#)
- [Section 6 - 103](#)
- [Section 7 - 105](#)
- [Section 8 - 113](#)
- [Section 9 - 116](#)
- [Section 10 - 122](#)
- [Section 11 - 130](#)
- [Section 12 - 137](#)
- [Section 13 - 146](#)
- [Section 14 - 153](#)
- [Section 15 - 155](#)
- [Section 16 - 171](#)
- [Section 17 - 187](#)
- [Section 18 - 189](#)
- [Section 19 - 203](#)
- [Section 20 - 205](#)
- [Section 21 - 206](#)
- [Section 22 - 207](#)

- [Section 23 - 237](#)
- [Section 24 - 239](#)
- [Section 25 - 255](#)
- [Section 26 - 264](#)
- [Section 27 - 269](#)
- [Section 28 - 271](#)
- [Section 29 - 273](#)
- [Section 30 - 303](#)
- [Section 31 - 305](#)
- [Section 32 - 307](#)
- [Section 33 - 321](#)
- [Section 34 - 322](#)
- [Section 35 - 324](#)
- [Section 36 - 329](#)
- [Section 37 - 337](#)
- [Section 38 - 350](#)
- [Section 39 - 351](#)
- [Section 40 - 355](#)
- [Section 41 - 357](#)
- [Section 42 - 359](#)
- [Section 43 - 371](#)
- [Section 44 - 389](#)
- [Section 45 - 390](#)
- [Section 46 - 397](#)
- [Section 47 - 403](#)
- [Section 48 - 405](#)

## Search in this volume

Search in this text

Find

Paulus.  
sieht nichts davon. Ein Ketzer und Glaubensstörer: für so Ver-  
ruchte ist keine Strafe zu hart. Erst den Mannbaren treibt des  
Blutes wirrer Drang ins Allgemeine. Stephanus hat das alte  
Geraun wiederholt, Jesus sei der Messias gewesen, hat, ein  
Kirchendiener, die Priesterschaft und die Gemeinde geschmäht  
und ist deshalb verhaftet und vor den Sanhedrin geladen worden;  
da lästert er die Neberlieferung, schilt die Priester harte Köpfe,  
unbeschnittene Herzen, blutrünstige BrecherderGesetzestafelnund  
drohtihnen, derChristus werdebald wiederkehren und denTempel  
zerstören. Der Frevler wird vor das Stadthor gezerrt und ge-  
steinigt. Die Ohrenzeugen, deren Hand, nach der Vorschrift im  
Deuteronomium, den ersten Stein werfen mußte, entgürten sich  
und legen ihre Kleider vor Sauls Füße, der verzückten Blickes  
auf das löbliche Thun der Strafvollstrecker starrt. Nnd nun im Eifer  
der Ketzerverfolgung nicht mehr zu zügeln ist. Weh Jedem, den er  
sündig oder nur in der Pflicht säumig findet IMännerund Weiber  
läßt er peitschen, prangern, inKerkergrüfte werfen; nur so, sprudelts  
von seiuer Lippe, wird man mit den Zweiflern, Spöttern, Haar-  
spaltern fertig. Auch in Damaskus, hatdermitDrohen und Mor-  
den wider die Jünger des Herrn Schnaubende gehört, soll solche  
Rotte Nnterschlupf gefunden haben; deren, Rädelsführer wird  
das Haupt der syrischen Chouannerie, wenn ihm der Hohepriester  
Theophil ein Beglaubigungschreiben mitgiebt, geknebelt vor die  
Aeltesten in Israel führen. Tod allen Christen! Tod Allen, die  
aus dem reinenFrieden des sinaischen Gesetzes ins Weitere stre-  
ben. Fromme Leidenschaft hitzt das Blut des Vierundzwanzig-  
jährigen, der über den Jordan hin derAusführung des Rächer-  
planes entgegenschreitet. Wie war der Abfall so vieler tüchtigen  
Gemeindeglieder möglich geworden? Von welcher Wesensart  
mag Der wohl gewesen sein, der eine so breite Schaar aus der  
festen Glaubensburg lockte und dessen fortwirkendes Beispiel  
heute noch Hunderte stählt, ihm zu Ehre ohne Murren die ärgste  
Pein auf sich zu nehmen? Saul lechzt, den großen Verführer zu  
sehen. Mittagsgluth dröhnt vom Himmel. Vor dem entzündeten  
Auge ballen die durchsonnten Staubkörnchen sich zu blutrothen  
Nebel. In den müdenSchläfenpocht dieHast desWanderns wie  
einesSchmiedes dampfender Hammer.And wie ein bleierner Reif,,  
in den jeder Pulsschlag einen von Leckflammen gespitzten Nagel

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Die Zukunft.  
einbohrt, preßt sichs um das Hirn. Springt aus wolkenlosem Him-  
mel derBlitz.wie aus gülden gepanzertem Glaubensschrein plötz-  
lich der Zweifel? Ein Leuchten, dessen jähes Aufzucken denChri-  
stcnhccker wie eines KrampfesAngriff auf die Erde streckt. Einer  
mächtigen Stimme milder Hall: „Warum, Saule, verfolgest Du  
mich? Scheide Dich von dem unklugen Versuch, wider den Stachel  
zu lecken!" Nnd auf des Zitternden Frage, was der Herr ihm zu  
thun befehle, die Antwort: «In der Stadt Damaskus wird Dir  
kund werden, was Deine Arbeit sein soll." Da liegt sie; unter den  
verschneiten Greisenfurchen des tzermon ein in Jugendlich und  
Blüthenpracht jubelndes Eden.Das Paradies, das den Messias  
herbcrgendurfte.Saulhatihngeschen,gehört;ist, imjähcnFlackern  
des tzimmerlichtes, des Menschcnfischers Beute geworden. An  
dcrHand seinerReisegefährten tastet derFiebernde sich durch die  
Gärten dcrVorstadt,durchsThor. Liegt dreiTagelang,ohneSpeise  
undTrunk, inludasHaus. Wird von Ananias, dem Obersten der  
damaskischenChristengemeinde, durch den sanftcnDruckderHand-  
flächen von allem Schmerzgefühl befreit. Wie Schuppen fällt  
ihm vomAugc. Nun kann er stehen und gehen, essen und trinken.  
Meldet sich zur Taufe und predigt drei Jahre hindurch: «Jesus  
von Nazareth ist GottesSohn!" Was soll er in Jerusalem? Die  
tzohnrede Derer dulden, die ihn als Anbeter des einst Verfolgten  
erspähnten? MitneuerLehredesGlaubensWurzelschoß düngen?  
Welche Schule soll Dem noch frommen, den der Herr selbst aus  
der Finsterniß in die Helle rief und so werthvoll befand, daß er,  
diesen Einen zur Umkehr zu stimmen, von des Vaters Seite her-  
uicderstieg? Solcher bedarf fortan keiner Weisung; kann von ir-  
dischen Meistern nichts mehr empfangen. Sah er nicht, wie Ja-  
kobus und Kephas, wie die Zwölf und die Fünfhundert, wie das  
magdalische Weib, den Messias? Sah ihn (so prahlt er) mir des  
Leibes Auge? Wer dieser höchsten Gnade gewürdigt ward, darf  
sich in des Glaubens Kindheit schon zu den Aposteln zählen.  
Die damaskischen Christen habenzuerst wohl mißtrauisch auf  
dcnTarser geschaut, der, siezu vertilgen, geschicktwar und anEifer  
fin dieSache destzeilands nun dieEmsigsten übertras. Doch wahrte  
d,?s Mißtrauen gewig nicht lange. Daß Paulus nicht mit eines  
tzcuchlersZungerede, mußte einTauberselbstmerken.WieGewit-  
terleuchten vor dem Schlag, so flammts.ehe das Wort derLippen»

Wölbung entrennt, aus der schmalen Augenhöhle. Einer, der nicht lau zu sein vermag; fast nie sich unter den Siedegrad dämonischer Wesensart kühlt. Jähzornig, reizbar, hochfahrend, wo Beträchtliches nicht auf dem Spiel steht. ImDrangjederFährniß abersofortHerr seiner Sinne. Trotz der Schwachheit des Leibes (die der geschäftigenPhantasie schlimmer scheint,als die Leistung desZähnsie erweist) Einer, der kann, was er will. Keusch und auf seine Keuschheit leicht allzu stolz. Ganz der umschlungenen Sache hingegeben; der Gehilfin gleich, die sich, ohne die Möglichkeit zu anderem Fühlen und Denken, als ein weicher, wärmender Teppich unter den liebsten Mann spreitet. Mit dem früh verfettete n Rumpf, dem Glatzkopf, der Stumpfnase einesZwerges doch der Stärkste^ wo immer er stehe. And mit angeborenen und angewöhnten Mängeln der feinstenWeltmannskunst fähig und ganz allein, ohne irgendeinen Helfer, ganz aus eigenerKraft der Schöpfer und Ausgestalter christlicher Diplomatie. Die hat ihm,inzwei Jahrzehnten missionarischer Arbeit, über alle Menschenhoffnung reiche Ernte in die Scheuer gebracht (freilich auch grimmen Judenhaß eingetragen). Die braucht er, der internationales Wirken ertrachtet und für Völker und Fürsten drum den rechten Ton treffen muß. Platoniker, Kolonialapostel, Epileptiker, Hellenist: der Sohn des tarsischen Pharisäers bleibt derEntbinder derWeltreligion; inGlimpfundSchimpfdergewaltigsteSchöpfergeistallerChristengeschichte; der einzige, dessenHirnessaatins Weite sprießt. Mögen Wichte, die mit derNachäffung eines in Nebelstreifen zerrinnenden Nrchristenthumes billigen Heiligenschein zu erlisten streben, ihndesVerrathes amKruzifixus zeihen odergardenMörder des Heilandsschelten: Keiner thatfürdenChristus,wasfürihnPaulus that. Bis in den Tag von Damaskus war die Christenheit nicht viel mehr als eine kleine syrische Sekte, die ihres Stifters Lehre mit zerfließendem Leim an die zerbeulten, vom Wurmfraß morschen Bretter derSchriftlade kleben, denneuenWeinmitseinem starken Iugendduft in den alten, dumpfig riechenden Schlauch sperren, als Iudaeochristen sich in beiderBünde Gesetz schmiegen und dem bekehrten Seiden noch mit dem schon rostenden Messer das praeputium wegschneiden wollte. Das war, als Saul zum Paulus wurde. Als er dem Blick entschwand, war die Heerde des guten Hirten über die Alte Welt verbreitet; die Grundmauer einer Nni»



018  
Die Zukunft.  
versalkirche geschichtetund fest vermörtelt; ein System geschaffen,  
das von den Höhen hellenischer Geisteskultur ins schwüle lam-  
merthal unfreier, inTrübsal und Brest verkrüppelter Menschheit  
die Brücke schlug. Wer weiß, ob die weithin reichende Pranke des in  
Rom gekröntenwildenThieresnichtdiespärlichen Saatkörner aus  
Syriens Scholle gescharrt und einem Buddha oder Mohammed  
das Recht aufgespart hätte, die Vorhut.des Menschenheeres in  
den Ring eines Glaubens zu schmieden? Die weltfremde Fromm--  
hcit der im Engsten betriebsamen Jünger konnte die auf die Tenne  
gehäufte Seelenbrotfrucht nicht schirmen. Noch als Apostel blieb  
Jeglicher von ihnen kleiner Leute Kind, das sich stümpernd in Bot-  
schafterwürde zu brüsten versucht. Ein Grab konnten sie tünchen;  
nicht aus GräbernLebenssaft in denAcker sammeln. Dem Täufer  
mußte derErlöser, dem religiösen das politische Genie folgen; und  
wie Johannis hagerer Finger auf Jesus weist, so wählt und weckt  
sich derNazarener zum WalterseinergroßenSache den tarsischen  
Wildling. Der hat das unjüdisch gleichmüthige Lächeln des Ek-  
klesiastes, des Allverstehers, Allbezweiflers Salomo, niemals ge-  
lernt, das dem Essäerschüler aus Galilaea bei Mann und Weib,  
Jung und Alt Liebe warb. Der lächelt nur, wenn die Grimasse  
ihm Vorthail verheißt. Ein harterMann; und in keinem Zug den-  
noch dem Menschenscheuen in härenem Gewand ähnlich, der mit  
der Wurfschaufel dräute. Ein Politiker. Der Wichtigkeit kleiner  
Dinge bewußt und weltlichem Langen so nah, daßkeinSynedrial-  
dünkel ihn abhält, über Putz und Tand der Christenfrauen aus-  
führlich zu schreiben. Das hohe Ziel aber stets vor dem erwachten  
Auge. Aus dem engenGlaubensverließ einerSekte, diederWelt  
ihrer lichtlosenVorstellung keineZukunft erhofft,kaum eine wünscht,  
soll die weiträumige bellica äomus werden, in der eine in kühner  
Willenskraft strotzende Menschheit sich, je nach dem Bedürfniß  
der Gruppen, behaglich einrichten kann. Also fortan keinen Ge-  
setzeszwang, dessen Joch die freien Völker des Westens schrecken  
müßte; weder Beschneidungspflicht noch einLudenrecht, das über  
die Heidenheit hebt. Vor dem Stuhl des Himmelsherrn sindAlle  
gleich; und Allen ist Gottes Gnade erreichbar. Gottes; Paulus  
erst weiht den Sohn des Menschen, den Auflöser alter Bande,  
denErlöservonalterErbschmach,zumvollbürtigenGottessprossen.  
Denn ohne neuen Gott, ahnt er, dauert kein neuer Glaube.

Leben.

419

Leben.\*)

^m die Grundbegriffe der Naturwissenschaften steht es, was die Wortgeschichte betrifft, ganz anders als um die Grundbegriffe der Philosophie z diese, von den Griechen aus metaphysischen Phantasien gebildet oder aus den Vorstellungen noch älterer Völker übernommen, treten uns mit dem scheinbar reichsten Inhalte oft schon zu Beginn der historischen Zeit einer abend« ländischen Philosophieentwicklung entgegen, können und müssen beim Uebergang zu jüngeren Völkern übersetzt werden, wandeln von Jahrhundert zu Jahrhundert ihren geistigen Inhalt, haben aber im Ganzen und Großen die Tendenz, unter dem Einfluß der Wissenschaft und neuerdings der Erkenntnißtheorie in ihrem Vorstellungsgehalte präziser und dadurch ärmer zu werden; die Grundbegriffe der empirischen Wissenschaften dagegen mußten sich jedem Volk aufdrängen, gehörten sehr früh der vorwissenschaftlichen Gemeinsprache an (man denke an Begriffe wie: Körper, schwer, Kraft, Licht, Bewegung, Leben) und wurden in ihrem Vorstellungsgehalt um so reicher, je mehr die Wissenschaft ihre Beobachtungen häufte. Dazu macht Curtius einmal (Grundzüge der griechischen Etymologie) die ansprechende Bemerkung, daß der älteste Wortbestand wahrscheinlich unsere Allgemeinbegriffe gar nicht gekannt habe. „Iahrtausende lang wußte der Mensch die einzelnen Thiere zu bezeichnen, ehe er einen Ausdruck fand, welcher alle Thiere insgesammt umfaßte. Zu einem Wort für Thier im Unterschied vom Menschen hat es die griechische Sprache erst zu Platons Zeit gebracht und das Wort das, wie aniinal, alle lebenden Wesen umfaßt, ist nachhomerisch.“ Es wäre den Griechen kaum eingefallen, Begriffe wie Leben in einem Wörterbuch der Philosophie zu desiniren; sie ahnten ja noch gar nicht, daß just die schwierigsten Probleme sich hinter den Allgemeinbegriffen der Gemeinsprache verbergen. Wo sie dennoch hinter alltäglichen Worten (sein, Bewegung) tiefe Probleme suchten, da hatten sie die Wörter vorher metaphysisch umgedeutet.

Wie fern dem Wissen des Alterthums und des Mittelalters das Problem des Lebens lag, erkennen wir vielleicht am Besten \*) Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“, von dem soeben (bei Georg Müller) die dreizehnte Lieferung erschienen ist, war in diesem Jahr ein Quell feiner Freude. Noch einmal sei es, ehe das Iahr schwindet, durch den Abdruck eines für seinen Geist zeugenden Bruchstückes ernstlich Allen empfohlen, denen für so männlich trotzig und fröhliche Werke eines Erkenntnißsuchers der Sinn offen ist.



Die Zukunft.

daraus, daß man damals bei den Definitionen immer zunächst an die Thiere dachte, trotzdem die Pflanzen (wie wir aus Ammonios erfahren haben) schon gelegentlich als Lebewesen (das deutsche Wort findet sich schon bei Fischart) anerkannt wurden. Auch Aristoteles spricht den Pflanzen nicht alles Leben ab; aber bei seiner bekannten Definition des Lebens (De <sup>^</sup>riiinn II, 1: Xe<sup>^</sup>v<sup>^</sup>ev öi' aü,rsu <sup>^</sup> ««l s5?<sup>^</sup>?iv x«l c<sup>^</sup>'.Nv) Mag er, WSNN NMN die Kenntnisse seiner Zeit erwägt, nur an die Thiere gedacht haben, so gut die Worte auch heute auf alle Lebewesen zu passen scheinen. Aus eigener Kraft sich zu ernähren, zu wachsen (das Vergehen, stimmt nicht recht): Das war immer das Geheimniß des Lebens; und Thomas glaubte gewiß ganz im Sinn seines Aristoteles zu definiren, da er die Bewegung aus eigener Kraft zum Kennzeichen des Lebens machte: norrien vitae ex noc: sumptum vicletur, cz<sup>^</sup>uocl aliquiü a seipso polest moveri. Ein gemeinsames Kennzeichen des Thierlebens und des Pflanzenlebens ausdrücklich zu suchen, war dem Mittelalter noch keine Aufgabe. Die Frage nach der Beseelt« heit oder Unbeseeltheit der Thiere schien bereits wichtig, aus theo« logischen Gründen; an die Ausdehnung des Seelenbegriffes auf die Pflanzen dachte man noch nicht. Und die Klasse der Lebewesen, die noch nicht Pflanzen und noch nicht Thiere sind, war noch nicht entdeckt; das Mikroskop war ja noch nicht erfunden. Die Gruppe der Protisten hatte also vorher noch nicht beobachtet werden kön« nen. Man sollte aber glauben, daß man rein begrifflich zu der Frage gelangen mußte, was das gemeinsame Kennzeichen einer lebendigen Pflanze und eines lebendigen Thieres sei, auch bevor man Lebewesen kennen lernte, von denen Niemand sagen konnte, ob sie Pflanzen oder Thiere seien. Nun ist sehr beachtenswerth, daß die Entdeckung der Pro« tisten uns in der Frage nach dem Wesen des Lebens durchaus nicht gefördert hat; und wir müssen bescheidenlich eingestehen, daß wir dem Lebensbegriff gegenüber fast eben solche Kinder geblieben sind, wie die Griechen waren. Wir haben nämlich, wie hypnotisirt von dem Entwicklungsgedanken, die neue Frage nach dem Ent-- stehen des Lebens zu beantworten gesucht und die alte Frage nach dem Wesen des Lebens einstweilen zurückgestellt. Wie verkehrt ein solches Beginnen war, werden wir einsehen, wenn wir uns des falschen Lärms erinnern, den Du Bois-Reymond vor bald vierzig Jahren durch sein schwülstiges lAnorabiinuZ in der deutschen Gelehrtenwelt erregte. Der 1872 gehaltene Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", der der Naturwissenschaft für alle Zeiten die Möglichkeit absprach, das Wesen von Materie und

Leben.  
Kraft und das Wesen der Empfindung zu erkennen, wird insofern in der menschlichen Geistesgeschichte stets citirt werden müssen, als er in seiner Absicht eine ehrliche Bankroterklärung der mechanischen oder materialistischen Weltanschauung war; in seiner unglücklichen Fassung jedoch, die sich zur Genüge aus des Verfassers Neigung zu feierlichen Phrasen erklärt, war der Vortrag zu gleicher Zeit ein Versuch, im Namen der Erkenntnistheorie eine betrügerische Crida anzumelden. Auf den Widersinn des Schlagwortes *IZnoräbimus* habe ich bereits in meiner „Kritik der Sprache“ hingewiesen; an dieser Stelle möchte ich nun schärfer als bisher die Bornirtheit aufzeigen, mit welcher Du Bois-Reymond da ein Ende des menschlichen Denkens erblickte, wo sein eigenes, an den Materialisten geschultes Denken zu Ende gekommen war. Möchte eigentlich nur einen Einwurf wiederholen und genauer fassen, den bald nach dem Bekanntwerden des Vortrages der theologische Fachmann und naturwissenschaftliche Autodidakt Strauß gegen die Beweisführung des berliner Physiologen erhoben hat. Du Bois-Reymond, der Akademiker, spricht ein Wenig von oben herunter von Straußens „Auseinandersetzungen zweiter Hand“; Strauß war aber in philosophischen Fragen (und um solche handelte es sich) neben Du Bois-Reymond weitaus der stärkere Geist und der gründlichere Kenner. Strauß bemerkte, daß eigentlich drei Räthsel in dem einen Welträthsel verborgen seien: das Entstehen des Lebendigen aus dem Leblosen, des Empfindenden aus dem Empfindungslosen, des Vernünftigen aus dem Vernunftlosen. Du Bois-Reymond habe nun das erste und das dritte dieser Räthsel für lösbar erklärt, die Entstehung des Lebens und die Entstehung der Vernunft, habe aber ohne Angabe der Gründe das zweite Räthsel allein, die Entstehung der Empfindung, für unlösbar erklärt. „Ich gestehe, mir könnte noch eher einleuchten, wenn mir Einer sagte: Unklärlich ist und bleibt ^, nämlich das Leben; ist aber einmal Das gegeben, so folgt von selber, Das heißt: mittels natürlicher Entwicklung, L und O, nämlich Empfinden und Denken. Oder meinetwegen auch umgekehrt: ^ und L lassen sich noch begreifen, aber an O, am Selbstbewußtsein, reißt unser Verständnitz ab. Beides, wie gesagt, erschiene mir noch annehmlicher, als daß gerade die mittlere Station allein die unpassirbare sein soll.“ In dem bitten „Nachwort als Vorwort“ zu seinem (in der kritischen Hälfte) nicht nach Gebühr geschätzten „Alten und neuen Glauben“ hat Strauß diesen Gedanken ausgesprochen, gegen welchen sich dann Du Bois-Reymond umsonst mit tönendem Periodenbau wehrte.



Die Zukunft.

Der ganze Streit scheint zu einem scholastischen Wortgezänk hinunterzusinken, wenn wir wirklich nur danach fragen, welches von den drei Räthseln das schwierigere sei: das des Lebens, das der Empfindung oder das des Denkens. Wir komm«! aber doch einen kleinen Schritt weiter, sobald wir durch solche Fragestellung zu der Erkenntnitz gelangen, daß die drei Fragen zwei völlig verschiedenen Forschungsgebieten angehören. Darüber waren Strauß und Du Bois-Reymond im Grunde einig, daß die Bewußtseins»erscheinung des Denkens sich an die Bewußtseinserscheinung der Empfindung anknüpfen lasse; nur war ihnen Beiden eben nicht klar, daß Empfindung und Denken, Beide, der Bewußtseinswelt angehören, der psychologischen Welt, der inneren Welt; daß dagegen die Erscheinung des Lebens immer noch, bis auf einen geringen Rest, der äußeren Welt angehöre. Leben läßt sich überall auch objektiv beobachten, Empfindung und Denken nur subjektiv. Es war also zwischen Du Bois-Reymond und Strauß wirklich nur ein Wortstreit vorhanden, als sie (wie ich es jetzt ausdrücken möchte) nicht darüber einig werden konnten, ob die psychologische Erklärung des Physiologischen schwieriger sei oder die physiologische Erklärung des Psychologischen. Erklären hieß damals noch allgemein und heißt heute noch bei fast allen Forschern: auf Ur»fachen als auf zureichende Gründe zurückführen. Also sagte Du Bois-Reymond mit scheinbarem Recht: Die Ursachen, aus welchen bestimmte Atomgruppen nicht nur äußerlich wachsen, sondern durch Aufnahme assimilirbarer Stoffe, diese Ursachen werden wir noch einmal erforschen, denn es handelt sich dabei objektiv doch nur wieder um chemische Veränderungen eines Stoffes in einen anderen; niemals aber werden wir erforschen können, wie eine Empfindung entsteht, denn es handelt sich dabei um die Verwandlung eines objektiven Stoffes in eine subjektive Bewußtseinsthatsache. Mit scheinbar noch besserem Recht antwortete Strauß: Die Lebenserscheinungen an sich sind schon unerklärlich genug; der lebendige Stoff, der bei der Nahrungsaufnahme einen Wahlakt ausführt, überschreitet dabei schon die Grenzen der Physik; in jedem Lebendigen ist etwas Psychologisches verborgen. Man sieht: Du Bois-Reymond ging von der Naturwissenschaft aus und hielt darum die Schwelle des offenbar Psychologischen für unpassirbar; Strauß ging von den Geisteswissenschaften aus, war weniger wortabergläubig und erblickte das Psychologische schon unter der Schwelle des Lebens. Lassen wir uns von der kindlichen Frage nach der größeren oder geringeren Schwierigkeit der Räthsel nicht mehr irr machen.

Leben.

«23

Wir haben angefangen, das ewige Forschen nach den Ursachen als den zureichenden Gründen für eine Verirrung des Menschegeistes zu halten; an die Stelle des uralten Kausalismus sucht sich der Konditionismus zu setzen, welcher nur noch nach den Bedingungen einer beobachteten Erscheinung fragt. Das Beste an der neuenFormulirung der unveränderlichen Aufgaben ist wohl, daß es nun keine Grade der Unerklärlichkeit mehr geben wird. Wir kennen die Ursachen, aus denen ein Körper fällt, einem Körper Bewegung mitgetheilt wird, aus Bewegung Wärme und Licht,entsteht, wir kennen die Ursachen der chemischen Affinitäten eben so wenig, wie wir die Ursachen der Lebenserscheinungen kennen, wie wir die Ur»fachen der Bewußtseinserscheinungen kennen. Wir wären schon froh, wenn wir Etwas ausmachen könnten über die Bedingungen, unter denen die uns objektiv so wohl bekannten Erscheinungen des Lebens auftreten. Wir wären sogar schon froh, wenn wir die Veränderungen, die das gemeinsame Kennzeichen des Pflanzenlebens und des Thierlebens sind, mit einem klar definirten Worte von den Veränderungen der toten Natur, von den sogenannten mechanischen Veränderungen, unterscheiden könnten. Ein Wort haben wir. Wir nennen die Ursachen (um die alte Bezeichnung beizubehalten) derjenigen Bewegungen, die die Lebenserscheinungen ausmachen, zum Unterschiede von den Ursachen der mechanischen Bewegungen: Reize. Es fragt sich nur, ob wir uns bei diesem Wort etwas Klares vorstellen können.

Da hätten wir also endlich ein Kennzeichen des thierischen Lebens; und wenn wir nun geschickt genug sind, gefundene Begriffe auf andere Verhältnisse zu übertragen, so können wir in den Reizen auch die Bedingungen oder Ursachen des pflanzlichen Lebens erblicken; denn darauf kommt es wirklich nicht an, daß wir von den Leitungen in den Pflanzen so viel weniger wissen als von den Nervenbahnen in den Thieren; hat man doch von der Reizbarkeit oder der Irritabilität der Thiere als von ihrer auszeichnenden Eigenschaft schon zu einer Zeit gesprochen, als man die Nerven der Thiere nur sehr ungenau kannte. Wir können also ohne Zwang sagen, daß die Reizbarkeit oder die Reaktion auf Reize die spezifische Eigenschaft der Organismen sei. Und man hat es oft gesagt. Da stünde demnach einer Definition des Lebens nichts mehr im Wege.

Nicht ganz einwandfrei ist freilich der Gebrauch des Wortes Reiz; das Substantiv ist ein junges Wort, welches sich in der jungen Wissenschaft der Psychologie erst im achtzehnten lahrhunderte langsam einbürgerte. Hören wir aber genauer hin, als die



«2« Die Zukunft.

Verfasser von Wörterbüchern sonst vermögen, so vernehmen wir bald, daß unter Reiz eigentlich alle drei Erscheinungen des Prozesses verstanden werden können, welcher das organische Leben kennzeichnet; 1. die äußere Veränderung, welche die organische Reaktion hervorruft; 2. der Vorgang der Reizung oder der geheimnißvolle Uebergang von der äußeren Veränderung zu der inneren Empfindung; aber auch 3. die Empfindung selbst, was dazu geführt hat, daß man für die Reize, die das erste Stadium bezeichnen sollen, den Ausdruck Reizmittel pleonastisch erfinden mußte. Doch haben sich die Psychologen schweigend geeinigt, gerade diese Reizmittel eindeutig Reize zu benennen und das Leben als eine Reaktion auf Reize von der toten Natur zu unterscheiden, die nur Wirkungen von Ursachen kennt.

Ich behaupte nun, daß diese Erklärung des Lebens ein Schulbeispiel für die Cirkelerklärung genannt zu werden verdiente; eine Cirkeldefinition, wenn die Erklärung eine Definition sein wollte. Es scheint mir wichtig, den versteckten Cirkel aufzuzeigen. Wenn wir nämlich keine Rücksicht nehmen auf die sogenannten physiologischen Reize (auf die peripheren wie die centralen), von deren Bedingungen wir wenig wissen, die aber doch wahrcheinlich auch wieder auf chemische Aenderungen in den Organen zurückgehen, so sind uns alle Reize anderswoher als mechanische, chemische, elektrische Bewegungen bekannt, als Bewegungen eines Stoffes oder als Aetherbewegungen. Alle diese Reize gehören also der toten Natur an und haben an sich mit dem Leben nichts zu schaffen. Wenn Schallwellen von einer Felswand reflektiren, Lichtwellen von einem Spiegel, wenn Natrium das Wasser zer setzt, wenn ein elektrischer Strom das Selbe thut, so sprechen wir nicht von Reizwirkungen; wir sprechen von Reizwirkungen erst dann, wenn unsere Organe auf Schallwellen durch Gehörempfindungen, auf Lichtwellen durch Lichtempfindungen reagiren, wenn die größere oder geringere Menge des entbundenen Sauerstoffes unsere Athmungorgane beeinflußt. Was wir Reize nennen, sind Vorgänge der sogenannten toten Natur, die erst dadurch zu Reizen werden, daß die Reizbarkeit eines Organismus spezifisch antwortet. Ich will gar nicht so weit gehen, daran zu erinnern, daß vom Standpunkte des erkenntnißtheoretischen Idealismus nur die Antworten der menschlichen Organe gewiß sind, daß die äußeren Reize erst aus menschlichen Empfindungen erschlossen werden; ich will nicht darauf eingehen, weil dieser erkenntnißtheoretische Idealismus, wenn konsequent durchgeführt, mit einem konsequenten Sensualismus beinahe übereinstimmt. Ich will auch den Grenzfall

Leben.  
nicht wieder bemühen, das Wachsen der Kristalle; obgleich es sehr nah läge, das Wachsen des Kristalls in seiner Mutterlauge, wobei er doch eine Nahrungswahl vollzieht und auch Ausbesserung seiner Wunden vornimmt, den Reizwirkungen von Organismen gleichzusetzen. Mir kommt es hier nur darauf an, den Cirkel aufzuzeigen: man erklärt das Wesen des Lebens durch Reizwirkungen und kann das Wesen der Reize einzig und allein durch eine Eigenschaft der Lebewesen erklären, durch ihre sogenannte Reizbarkeit. Auf eine solche Tautologie aber laufen alle Definitionen des Lebens hinaus, welche im Kampf um den Vitalismus seit Jahrhunderten von Aerzten und von Philosophen versucht worden sind. Das Leben ist ein Problem für sich und kann, so verlockend es wäre, auf andere Probleme nicht zurückgeführt werden. Ich der» muthe, daß ich mich gerade durch diese Skepsis prinzipiell zu der Lehre des Vitalismus bekenne; nur darf man unter Vitalismus nicht den altern Animismus verstehen; nur darf man, weil das Leben als ein Problem für sich erkannt worden ist, nicht jede Lebenserscheinung durch besondere Lebensgeister oder Seelen, durch einen Archeus (Paracelsus) oder Blas (van Helmont) erklären wollen. Dieser ältere Vitalismus, wie er eigentlich auch von dem einst so einflußreichen Stahl (1660 bis IM) gelehrt worden ist, war so dumm nicht, wie seine veraltete Sprache scheinen läßt; auch die zur Erklärung der Lebenserscheinungen erfundene Lebenskraft war so dumm nicht, wie die heutigen Physiologen glauben. Wir müssen nur an einem einzigen Punkt eine Korrektur üben, an einem Punkt aber, den die heutigen Forscher gar nicht zu bemerken pflegen. Wir müssen auch in diesem Zusammenhang den Begriff der Ursache revidiren. Der alte Vitalismus war eine Art von Animismus, wie gesagt. Wie die Psychologie bis auf die letzten Jahre den Fehler machte, in dem Scheinbegriff der Seele eine Ursache der psychischen Erscheinungen zu suchen, statt etwa nur die Summe aller psychischen Erscheinungen unter dem Wort Seele zu begreifen, genau so erfand man die Lebenskraft als eine vermeintliche Ursache der Lebenserscheinungen, statt zu sagen: Das Leben in allen seinen Erscheinungen ist ein Problem für sich, das Leben ist eine besondere Kraft neben anderen Kräften, die wir nicht mehr Ursachen, sondern Summenworte nennen wollen. Einer der letzten bedeutenden und bewußten Vitalisten war noch um die Jahrhundertwende von 1800 der geniale Physiologe und Anatom Bichat, der mit der Schule von Montpellier und gegen die überall siegreichen Materialisten einen fundamentalen Gegensatz zwischen vitalen Eigenschaften und p<sup>r</sup> excellence phy-



Die Zukunft.

fischen Eigenschaften behauptete. Er sah im Leben nur den Kampf der vitalen Eigenschaften gegen die physischen; wenn die letzten triumphiren, so sage man, daß der Tod eingetreten sei. Und so definirt er das Leben: >>I.a vis est l'ensemble cles tonetions <^ui resistant a 7a mort." Ich brauche wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, daß auch hier eine schlimme Cirkelerklärung vorliegt; der Tod, die Negation des Lebens, wird zu einem bewirkenden Faktor gemacht; von den beiden Korrelatbegriffen Tod und Leben wird jeweilig der eine zur Erklärung des anderen benutzt.

In neuerer Zeit hat ein anderer französischer Physiologe, der kühne Claude Bernard, der auf seinem Gebiet sogar sprachkritische Regungen hatte, an Bichat angeknüpft, ist aber zu einem entgegen» gesetzten Standpunkt und zu einer entgegengesetzten Definition gelangt. „I.a vie, e'est la mort, 1a ciestruetion cles tissus, ou dien nous (iirions avee Luiion: I^a vie est un minotaure, eile ä6vove l'orAanisme." Bernard weiß aber ganz genau, daß er keine Definition geboten hat; es gebe Begriffe, die man ohne Definition ver» stehe, die uns eher Borstellungen als Einsichten vermitteln. So kommt Bernard in seinem Kampf gegen die Lebenskraft zu einer Ausdrucksweise, aus welcher die deutschen Streiter für und gegen den Vitalismus leider nichts gelernt haben. Er sagt: Die chemischen Verbindungen bei der Organisation und der Nahrungauf» nahme äußern sich, so, als ob die chemischen Kräfte durch eine höhere treibende Kraft beherrscht würden. Wieder begegnen wir dem be» scheidenen Worte der Resignation, dem Wort „als ob".

Auch in Deutschland war der bedeutendste Physiologe des neunzehnten Jahrhunderts, Iohannes Müller, bis zu seinem Ende ein überzeugter Vitalist gewesen. Auf seinen Schultern standen die Männer, welche zuerst das Schema der Zelle und dann die wirk» liche Zelle entdeckten, welche in dem Rauschzustande, der jeder Ent» deckung zu folgen pflegt, nun ganz gewiß alle Räthsel des Lebens gelöst zu haben glaubten und eifrig den Vitalismus sammt der Le» benskraft aus ihrer Vorstellungswelt oder doch aus ihrem Wörter» buch hinauswarfen, als mystische oder metaphysische Begriffe. Schwann und Virchow glaubten, dem Vitalismus und der Lebens» kraft das Zügelglöcklein geläutet zu haben; Du Bois»Reymond folgt mit der Grandezza Eines, der vorausgeht. Aber wenige Jahre nach Bernards Tod erhob in Deutschland ein moderner Vitalis» mus wieder sein Haupt, leider unter dem verschämten Namen Neo» Vitalismus. Außer Rindfleisch, dem Lehrer der Pathologischen Anatomie, trat besonders Bunge, der Meister der Physiologischen Chemie, für die alte bescheidene Lehre ein, daß das Lebensproblem

Leben.

527

durch die mechanistische Weltanschauung nicht erklärt werde. Bunge berief sich schon auf die erkenntnistheoretische Thatsache, daß wir Sinnesorgane nur für die Außenwelt haben und nicht für die Innenwelt, daß wir darum in der Innenwelt nichts wahrnehmen können, als was wir in der Außenwelt erfahren haben; er hätte auch sagen können: Unsere wissenschaftliche Sprache ist nur nach der Außenwelt orientirt und kann uns darum in der Innenwelt nicht orientiren. Du Bois-Reymond bekämpfte diesen Neovitalismus in seiner Weise; er gestand zu, daß er mit so tiefen Sätzen wie denen von Bunge einen Sinn nicht verbinden könnte, und berief sich darauf, daß Bunge nicht den Lehrauftrag für Physiologie besitze, also über das Lebensproblem nicht mitzusprechen hat; sonst begnügte sich Du Bois-Reymond mit schön geformten Plattheiten, welche mich an die schlichtere Platttheit erinnern, die ich gar in einem Vortrag Birchows aus dem Jahr 1858 („Ueber die mechanische Auffassung des Lebens“) fand: „Will man sich nicht in unklare und willkürliche Träumereien vertiefen, so muß man den Begriff des Lebens allein an die lebendigen Wesen knüpfen.“ Es wäre natürlich ungerecht, wollte man den großen Aerzten und dem Monumental-Journalisten Du Bois nicht mildernde Umstände zuerkennen; sie fühlten sich als Nachkömmlinge der Befreier vom kirchlichen Dogmatismus, namentlich auch eine vorurtheillose Physiologie micht'aufkommen lassen wollte. Die mechanistische Weltanschauung war ihnen Mißbehagen; im Reo-Diskurs, taMmüs witterten sie Metaphysik, Mystik, Reaktion^Reaktion in pö^Imm'SMn^M^AusM des Kampfes gegen den MtMsmüs, also gegen die Lehre, daß das Leben ein Problem für sich sei, möchte ich noch durch eine verwegene Phantasie anschaulich machen.

Daß die mechanischen und chemischen Kräfte allein nicht Ursachen der Lebenserscheinungen sein können: Das dürfte, nachdem der Materialismus nicht mehr dogmatische Glaubenssache ist, jetzt allgemein zugegeben werden; die Frage war sprachlich und logisch falsch gestellt worden. Eine Möglichkeit aber scheint der Zukunft noch aufgespart. Vielleicht besteht der thierische Körper nicht nur aus vierzehn oder sonst einer Zahl der bekannten Elemente; vielleicht setzt er sich außer aus diesen wohlbekannten Elementen auch noch aus bisher unbekannten vitalen, also lebenartig auf Reize wirkenden Elementen zusammen. Die letzten Jahre haben so viele Ueberraschungen gebracht, haben so viele den Sinnen fast unwahnehmbare Elemente entdecken lassen, daß solcher Gedanke wohl denkbar wäre. Dann würden die Materialisten sicherlich triumphieren.



«2»

Die Zukunft.

phiren und das Leben aus dem Vorkommen von „lebenerzeugenden“ Stoffen erklären. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß das Problem dann nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben wäre. Die Wissenschaft stünde vor der alten Aufgabe, auszusprechen, wodurch sich die neuen Lebens Elemente von den lieben alten Elementen unterscheiden.

... Wir haben bisher nach dem Sinn des Wortes „Leben“ gefragt, nach der Bedeutung eines Grundbegriffes der wissenschaftlichen Biologie; eine der Philosophie würdigere Aufgabe wird es scheinen, in ganz anderer Weise nach dem Sinn des Lebens zu fragen. Die Mode, solche Fragen an das Schicksal zu stellen, kehrt ja immer wieder; vor hundert Jahren lautete der Titel solcher Bücher „Bestimmung des Menschen“; heute lautet er „Sinn und Werth des Lebens.“

Ich schicke einige Worte voraus über Wortgeschichte und Sinn der gebrauchten Ausdrücke. Sinn, doch wohl gewis; aus dem lateinischen sensus entlehnt, trotzdem das Deutsche Wörterbuch und Hermann Paul die Entlehnung leugnen, besaß schon im alten Sprachgebrauch die Nuance Bedeutung; man suchte den Sinn eines Wortes, eines Satzes, eines Gesetzes festzustellen, verstand also unter Sinn den geistigen Inhalt einer sprachlichen Form; wie schon die Lateiner den sensus dem sonus nomiuus gegenübergestellt hatten. So entspricht es uraltem Sprachgebrauch, nach dem Sinn des Wortes Leben zu fragen. Ein Wort hat keinen Werth, wenn man nicht einen bestimmten Sinn mit ihm verbindet. Wenn nun beneidenswerthe Moralisten über den Sinn des Lebens philosophiren, so legen sie dem Wort Sinn ahnunglos eine andere Bedeutung unter, die freilich nicht ganz neu ist, aber dennoch in solchem Zusammenhang nicht genau zu erklären; etwa: Absicht, Tendenz, Zweck. Man braucht die Titel solcher Bücher nur in vollständige Fragen aufzulösen, um die kindliche Unbescheidenheit der Fragen zu bemerken: Welche Absicht hatte Gott dabei, als er die Lebewesen erschuf? Welchen Zweck oder welchen Werth hat das Leben für das Individuum oder für die Menschheit?

Man achte darauf, daß in solchen Büchertiteln auch das Wort „Leben“ in einem anderen Sinn genommen wird, als wir es bisher untersucht haben. Die alte Unklarheit der beiden griechischen Synonyme meldet sich wieder. Wir haben bisher von der gesprochen; wer nach dem Sinn des Lebens fragt, kümmert sich nicht mehr um das Zoologische im Menschen, sondern gewissermaßen um das Biographische. Welchen Werth hat die Reihenfolge meiner Erlebnisse für mich oder für die Welt, mein β,«, meine erlebte Biographie? Man hat vielleicht noch gar nicht be-

Leben.  
merkt, auf welch einem anthropocentrischen Standpunkt solche Fragen stehen. Die Thiere, die Pflanzen können nach dem Zweck ihres Daseins, nach dem Sinn ihres Lebens nicht fragen, weil sie keine fragende Sprache besitzen. Aber auch der Mensch, das fragende Thier, fragt ja nicht nach dem Sinn des Thierlebens, nicht nach dem Sinn des Pflanzenlebens. Nur nach dem Sinn des Menschenlebens fragt er, wie er von je her nach den Zwecken gefragt hat, die Thiere und Pflanzen für ihn haben könnten. Erst seit der anthropocentrische Standpunkt im Prinzip wenigstens fallen gelassen worden ist, handelt es sich in der Biologie, die seitdem erst möglich wurde, nicht mehr um Zwecke für den Menschen, » sondern um Zwecke der Organe für die Lebewesen selbst. Auf diesem Weg ist dann Darwin zu seiner gewaltigen Hypothese gelangt, die auch die außermenschliche Zweckmäßigkeit der Organe aus der Evolution erklärte, aus Anpassung und Vererbung als aus vermeintlich zureichenden Gründen: aus natürlichen Ursachen. Der Begriff Zweckmäßigkeit erhielt durch diese Lehre eine neue Bedeutung. Nur die Organe waren zweckmäßig, aber nicht im Sinn eines Nutzens für den Menschen, auch nicht in dem Sinn, daß ein menschenähnlicher Schöpfer die Zwecke gesetzt hätte, sondern so, daß die Organe durch Evolution zweckmäßig, also nützlich oder werthvoll oder unentbehrlich geworden waren für die Besitzer der Organe, die Individuen, oder vielmehr für die Arten dieser Individuen. Es wäre verkehrt gewesen, in diesem Sinn nach dem Zwecke der Thier- und Pflanzenindividuen selbst zu fragen. Ueber den Sinn des Lebens zu streiten, über den Werth des menschlichen Daseins, überlasse ich gern den Optimisten und Pessimisten, die ja entweder die Absichten Gottes besser kennen als ich oder in der Lage sind, zwischen den Werthen des Seins und des Nichtseins nationalökonomische Vergleiche anzustellen. Die lebendigen Menschen lassen sich gern Etwas über den Sinn des Lebens erzählen; die Kinder, sie hören eK gerne.  
Wollte ich mich aber für eine Weile auf den Standpunkt des Darwinismus stellen, so könnte ich doch einige Richtlinien geben, um etwas Ernsthaftes über den Zweck des Lebens, Das heißt: über den Zweck der Lebensentwicklung, für (ja, wofür?) ... zu sagen. Ich meine, der Sinn oder der Zweck des Lebens scheint der zu sein, daß das Gedächtniß, welches in der unorganischen Welt so leicht gestört werden kann, sich in den Organismen zu einer viel stabileren Formenergie konzentriren könne. Drei Stufen des konzentrierten Gedächtnisses wären da zu beobachten. Die lebendigen Formen selbst sind Produkte eines Keimgedächtnisses, welches sich dann in den Thieren und im Menschen besondere Nervenorgane



'Die Zukunft.

für ein noch höher potenziertes Gedächtnitz bildet. Diese Lebensformen haben das treueste Gedächtnitz für die Vergangenheit. Die Sinnesorgane der Thiere und Menschen haben ein Gedächtnis für die Gegenwart, das die unorganische Welt nicht kennt; sie merken und ordnen durch unverständlich komplizierte Apparate die Schwingungen der Außenwelt zu Ton- und Lichtempfindungen und stellen so, durch die Lebensformen, eine Beziehung zur Umwelt her, die wir das Bewußtsein nennen. Auf die Zukunft gar weist das Gedächtnitz für Empfindungen und Erfahrungen hin, wofür wir die Bezeichnung Denken haben.

/So hätte ich mit einer kleinen Konstruktion den Sinn oder n Zweck der organischen Welt gedeutet und hätte zugleich die drei Räthsel, über deren Schwierigkeit Du Bois-Rehmond und Strauß stritten, auf das eine tiefe Räthsel des Gedächtnisses zurückgeführt. Leben, Empfinden und Denken erscheinen so, als die drei Entwicklungsrufen, die Reihenfolge, in der die Natur durch Organe des Gedächtnisses Geschöpfe hervorbringt, die in den Formen stabiler sind als das Unorganische, die für die Aufgabe der Selbsterhaltung besser und immer besser eingerichtet sind. Das Leben setzt sich selbst durch Vererbung gleicher Eigenschaften und Formen in einer Art von Unsterblichkeit fort und überwindet die Vergangenheit durch das Formgedächtnis des Keims. Die Organe der Empfindung machen das Individuum, dessen Leben sich bis zu diesen Organen entwickelt hat, zum Herrn der Gegenwart, da es jetzt erst (was der lebenden Pflanze und den sogenannten niederen Thieren noch nicht möglich war) die Umwelt deuten, in die subjektive Bildersprache der Empfindung übersetzen, Nahrung erjagen, Schädlichkeiten fliehen kann; wobei das so weit entwickelte Thierindividuum durch Vererbung der geschärften Sinnesqualitäten noch mehr als durch Vererbung der Formen von der Vergangenheit lebt. Das Organ des Denkens endlich häuft zu dem Schatz der ererbten Formen und Sinne (oder Erfahrungsmöglichkeiten) auch noch die Erfahrungen selbst, aller subjektiv interessanten, schließlich auch der objektiv (wissenschaftlich) interessanten Erfahrungen und vermag so, der Vergangenheit bewußt, der Gegenwart noch besser angepaßt, sogar Einiges für die Zukunft vorzukehren. Wie das Leben aus dem Keim, so erwachsen aus dem Leben die Empfindung und das Denken.

Ich habe diese Entwicklungsgeschichte des Denkens eben eine Konstruktion genannt, eine kleine, und mit diesem Wort gesagt, was sich gegen solche Begriffsarchitektur sagen läßt. Ich habe mich absichtlich so überaus kurz gefaßt; mein Versuch hat nur geringen Werth, wenn nicht ein Physiologe der Zukunft, ein Newton der

Leben.  
Lebenserscheinungen, Kants ersehnter Newton des Grashalms, durch Versuche verifizieren kann, was ich für die ungefähre Wahrheit halte. Und ich habe das Lebensproblem nicht gelöst, es nur durch Zurückführung von Leben, Empfinden und Denken auf das Gedächtnitz zurückgeschoben, bis zu der Zeit, da Iemand das Rätt> sel des Gedächtnisfes zu lösen vermag.  
Trotz solcher Resignation möchte ich behaupten, daß beide Begriffe, Leben und Gedächtnitz, durchliese Konfrontation an Klarheit Etwas gewonnen haben. Das Leben ist, wie gesagt, durch das Prinzip" öer Aktivität von der unorganischen Welt unterschieden worden; wir aber haben längst gelernt, daß das Gedächtnitz aktiv sei, immer eine Thätigkeit, nichts außer und neben dieser Thätigkeit. Wir haben gelernt, daß auch das Vergessen keine Negation sei, vielmehr eine andere und sehr wichtige Thätigkeit, daß das Verwechseln von Gleichheit und Aehnlichkeit, also das Bergessen der genauen Züge einer Borstellung, eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses sei; darum besteht eine nahe Analogie zwischen der Arbeit des unbewußten Formgedächtnisses der Zellen, das nicht gleiche, sondern ähnliche Gestalten einer Art macht, und der Arbeit des Gehirngedächtnisses, das nicht aus gleichen, sondern aus ähnlichen Borstellungen Begriffe bildet. So könnte man verführt werden, den Analogieschluß zu ziehen, daß auch das räthselvolle Gedächtniß eine Art der Formenergie sei oder genannt werden könne, wie das Leben.  
Aber ich kehre zu meiner Resignation zurück. Ich habe mich für eine Weile, wie ausgemacht wurde, auf den Standpunkt des Darwinismus gestellt und alle Bedenken vergessen, um diese Begriffsarchitektur aufbauen zu können. Ich fürchte aber, daß die verschiedenen Tätigkeiten des Lebens und des Gedächtnisses in der uns unbekannten Wirklichkeit der sprachlich ausgedrückten Analogie nicht völlig entsprechen; wahrscheinlich arbeitet das Ge» hirngedächtniß etwas anders als das unbewußte Gedächtniß der Organismen; wahrscheinlich arbeitet das Gedächtniß der Organismen wieder etwas anders als das Gedächtnitz der sogenannten toten Natur, das wir dann so falsch wie möglich das Gesetz der Trägheit nennen. Und ich wüßte nicht zu sagen, ob eine Ausdehnung des Trägheitsbegriffes auf das Gehirngedächtniß richtiger wäre oder die hier versuchte Ausdehnung des Gedächtnißbegriffes auf die Empfindung, das Leben und auf das Gesetz der Trägheit.  
H,mics, critice linAu^e, seä ms,Ais amica voritas, lieb ist mir die Kritik der Sprache, noch lieber die Wahrheit, die wir freilich so wenig kennen wie irgendeine andere Freundin.  
Meersburg. Fritz Mauthner.



432  
Die Zukunft.  
Die Bankenbibel.  
MMor fünf Jahren veröffentlichte der Geheime Iustizrath Professor Dr. Jakob Richer eine Sammlung von Vorträgen unter dem Titel „Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken mit besonderer Rücksicht auf die Konzentrationbestrebungen“. Ein Jahr danach wurde der 280 Seiten starke Band neu aufgelegt, in etwas erweiterter Form. Jetzt hat er 700 Seiten, in Lexikonformat, und imponirt schon durch seine Dicke. Ein Denker unter den Wissenden der Finanz zog die letzten Konsequenzen aus seinen Erlebnissen, filtrirte sie und legt sie nun der staunenden Mitwelt vor. Frage: »Kann ein Professor einen Bankmann lehren?“ Antwort: „Ja, wenn der Bankmann ein Professor ist.“ Die Bankleute werden die ihnen in Schüsseln gebotene Schlagsahne gern schlucken. Mich, der zu den Armsäligsten im Geist gehört, zwingt Opus 3 des verehrten Hansabund-Präsidenten, nach höflicher Verbeugung vor seinem Fleiß, zu einigen Randbemerkungen. Leicht ist's nicht, die Naturgeschichte der deutschen Großbanken, im Zusammenhang mit der Entwicklung der Gesamtwirthschaft in Deutschland, zu schreiben. Herr Jakob Rießer ist kein gewöhnlicher Mensch, ist ein Mann von Verdiensten; aber er konnte sich neben Bernhard Dernburg, dem Robusten, nicht behaupten. Das spricht gegen ihn. Denn da unterlag nicht der Professor, sondern der Bankdirektor Rießer. Ismpi pssssti. Heute haben wir's mit dem Ordentlichen Professor an der Universität Berlin zu thun, der ein „grundlegendes“ Werk veröffentlicht hat. Ein Lebenswerk. Das Fazit aus Erfahrung und Studium vieler Jahre. Dennoch fehlt ihm ein Wichtiges: die abgeklärte Ruhe. Der Sehende und Wissende, der über dem Stoff steht, scheut kleinliche Polemik. Er sieht den höheren Willen über den Ereignissen des Tages und schildert dessen Wirken. Herr Rießer tummelt sich wacker auf ebener Erde; schwingt seine Keule und läßt sie schmetternd auf den Schädel des schreibenden Bankbeamten a. D. niedersausen; hell tönt seine eifernde und scheltende Stimme. Ein Prophet oder ein Magister? Der wohlgezogene Kulturmensch sieht Prügelsszenen ungern zu; und Geheimrath Rießer schwingt die Ruthe gar zu lange. Was kümmerts den Leser, wie ein ganz Anderer, der weder Geheimrath noch Professor ist, über Banken und Bankdirektoren denkt? Er will die Weisheit des Herrn Rießer haben; die hat er mit sechzehn Mark (ohne Einband) bezahlt. Alles Andere ist ihm in diesem großen Augenblick gleichgiltig. Wie steht's um die Großbanken? Zunächst: es giebt ihrer nur noch sechs; trotzdem keine zusammengebrochen ist. Nationalbank und Kommerzbank leben noch. In der zweiten Auflage trugen sie auch noch den stolzen Titel „Großbanken“; nun aber sind sie zu gewöhnlichen Banken degradirt worden, weil einzelne Provinznickel ihnen über den Kopf wuchsen. Hinter der Berliner Handelsgesellschaft hört fortan die Größe auf. Die dritte Auflage bringt eingehende Charakteristiken der sechs wirklichen Großbanken. Ein interessantes Schauspiel: zu sehen, .

Die Bankenbibel.

«33

wie ein ehemaliger Kollege über die „Anderen“ urtheilt. Ueber die Deutsche Bank hören wir: Ihre Leitung zeichnete sich „von Anfang an dadurch aus, daß sie mit klarem Blick die Forderungen nicht nur des Tages, sondern auch einer weiteren Zukunft vorausgesehen und ihnen im Voraus durch geeignete Maßnahmen Rechnung getragen hat. Daher zeigt denn auch die Bank das Bild eines sicheren, ruhigen und stetigen Fortschrittes“. Die Diskontogesellschaft darf mit Recht von sich sagen, daß „das geringe Verhältniß; der Mißerfolge zu der Fülle der Unternehmungen in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein rühmliches Zeugniß für die solide Behandlung der Finanzgeschäfte in dieser Periode bleiben wird“. Geheimrath Rießer nennt dieses den deutschen Banken in der Jubiläumschrift der Diskontogesellschaft gespendete Lob „durchaus berechtigt“ und sagt, die Bank des Herrn Schüller dürfe davon „einen guten Theil für sich selbst beanspruchen“. Einen Theil; denn Dortmunder Union, Bochumer Bergwerk, der selige Popp und die Venezuelabahn sind immerhin dunkle Punkte. Die Dresdener Bank hat „in Folge der besonderen Rührigkeit und Gewandtheit ihrer Leitung überaus rasch verstanden, sich sowohl unter den Großbanken wie in weiten Kreisen d:s Publikums eine feste und besondere Stellung zu verschaffen“. Worin die Besonderheit besteht, wird nicht verrathen. Ist auch nicht nöthig, da mans weiß. Daß Rießer die Darmstädter Bank liebt, ist nicht mehr als billig. Wer möchte sein eigenes Nest beschmutzen? Aber der Groll über manche Enttäuschung läßt sich nicht ganz zurückdrängen. „Die Darmstädter Bank hat sowohl in der ersten wie in der zweiten Epoche (hier nur mit geringen Ausnahmen) sich besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie sowohl ihre Liquidität wie das Prinzip der Risikovertheilung auf das Sorgfältigste wahrte und mitunter lieber auf Geschäfte verzichtete, wenn daraus eine Gefahr für ihre Liquidität entstehen konnte.“ Beim Schaaffhausenschen Bankverein wird die Scheidung von der Dresdener Bank nur kurz erwähnt. In der zweiten Auflage des Werkes war die Gemeinschaft als eine „glückliche Ergänzung des gegenseitigen Geschäftsbetriebes“ gepriesen worden. Daß diese „glückliche Ergänzung“ vor der dritten Auflage zu einer unerträglichen Reibung führte, war ein unangenehmer Zufall. Im Uebrigen hat der Bankverein „einen sehr bedeutenden Einfluß auf die deutsche Industrie genommen und, gleichsam als spezielles Fachinstitut auf diesem Gebiet, auch eine einflußreiche Sonderstellung unter den deutschen Großbanken erworben“. Karl Fürstenberg erscheint in der Glorie. „Die hervorragende Stellung, die sich die Berliner Handelsgesellschaft unter den berliner Großbanken errungen hat, beweist schlagend die Richtigkeit der alten Erfahrung, daß für das Schicksal von Banken, eben so wie für sonstige kaufmännische und industrielle Unternehmungen, in erster Linie die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, die Energie und der weite Blick ihrer Leiter entscheidend ist.“ Sechs Musterschüler, die dem lieben Lehrer Freude machen. Vielleicht erfährt man gelegentlich, wer zum primus omnium bestimmt wurde. Aber



Die Zukunft.

waren solche Censuren nöthig? Gehören sie in ein Buch, das mit großen Ansprüchen vor den Leser tritt? Aehnliches liest man ja an jedem Wochenschluß. Und für „objektiv“ hielt man diesen Autor stets. Herr Rießer spricht auch sehr wohlwollend über die Einzelgeschäfte der Banken. Er nimmt die Depositenkassen gegen den Vorwurf in Schutz, daß sie die Kundschaft zur Börsenspekulation verlocken. So aufdringlich und plump wie die Animirbankiers arbeiten die Depositenkassen natürlich nicht. Aber ihre Beziehungen zur Kundschaft sind doch nicht ganz harmlos. Geheimrath Rießer selbst sagt: Die Banken rechneten damit, daß „ihre Depositeneinleger insbesondere bei ihren Kapitalanlagen, also im börsenmäßigen Kommissiongeschäft, sich an sie wenden würden. Diese Rechnung hat sich auch in der Regel als ebenso richtig erwiesen wie die weitere Erwartung, daß die Kunden der Depositenkassen nach und nach auch im Emissiongeschäft der Centralen zu dauernden, in ihrer Vermögenslage und Solvenz genau bekannten, also zuverlässigen Abnehmern der von den Banken emittirten Effekten werden würden.“ Wozu dann erst die Abwehr des Animirverdachtess? Bei der „Gewinnung“ solventer und zuverlässiger Abnehmer der im Eigenbau hervorgebrachten Effekten wirds wohl ohne freundliches Zureden nicht immer zugehen. Die Banken brauchen sich ihrer Sitten nicht zu schämen, sondern können, ohne Scheu, sagen: „Wir nehmen, wo wir Etwas kriegen können; denn wir sind aufs Geldverdienen angewiesen.“ Nur, um Gottes willen, kein Pathos! Vom Depositengeschäft hält Rießer viel; er meint, daß die „Stetigkeit der Dividende mit der Zunahme des Depositengeschäftes wächst, obwohl auch dieses von der Zunahme des Kontokorrentgeschäftes beeinflusst wird. Die Höhe der Dividende pflegt mit der Ausdehnung des Laufenden Geschäftes und speziell des Kontokorrentgeschäftes zu wachsen“. (Leider läßt der Stil des Buches die Volubilität vermissen, die an dem Autor sonst zu bewundern ist. Blumige Phrasen sind von Uebel; aber die deutsche Sprache ist reich genug, um einige Abwechslung zu ermöglichen.) Das Ergebniß des Bankjahres 1909 giebt dem Herrn Geheimrath nicht Recht; die Dividenden wären ohne Effekengeschäft und Börsenspekulation weder stetig geblieben noch gar höher gestiegen. Ueber die Technik des Emissiongeschäftes steht geschrieben: „Eine rein willkürliche Bestimmung des Emissionspreises ist fast niemals denkbar; vielmehr sind die Grenzen, innerhalb deren überhaupt eine freie Bestimmung des Emissionspreises erfolgen kann, recht eng gezogen.“ Aber, Herr Geheimrath, wie konnten Sie Solches von sich geben! Man stelle sich vor, wie ein Emissionspreis entsteht. Ist die Gesellschaft neu, so hat sie ein Probejahr durchzumachen, bevor ihr erlaubt ist, an die Entscheidung der Zulassungsstelle zu appelliren. Den besten Befähigungsnachweis erbringt natürlich eine anständige Dividende; das „Freiwilligenjahr“ muß so sein, daß es sich sehen lassen kann. Wo es nicht von selbst geht, wird nachgeholfen (Schulbeispiel: Metallindustrie Schönebeck A, G.). Dann wird der Emissionspreis ge-

Die Bankenbibel.

macht; ist da eine „willkürliche Bestimmung des Emissionkurses fast niemals denkbar"? Sind dem Herrn Geheimrath die (nicht seltenen) Fälle unbekannt, in denen der Zeichnungspreis für ein neues Papier mit Absicht niedrig angesetzt wird, damit bei der Einführung an die Börse ein möglichst hoher „erster Kurs" zu erzielen sei? Oder (bei Geschäften ohne öffentliche Zeichnung) Fälle, wo die Voranmeldungen auf das neue „Stück" die Emissionsfirma „überrascht" und ihr eine genügende Vorbereitung auf den ersten Käuferanprall an der Börse unmöglich gemacht haben? Dann steigt der „erste Kurs" oft so hoch, daß er gestrichen werden muß. Das ist natürlich nur Zufall; von Willkür keine Spur. Auch die Prospekte bergen natürlich nur lautere Wahrheit. „Die zum Zweck der Emissionen veröffentlichten Prospekte haben fast durchweg, entsprechend den gesetzlichen Vorschriften, die für die Beurtheilung des inneren Werthes der emittirten Papiere entscheidenden Angaben enthalten. Auch haben sie von jeder unwürdigen Reklame Abstand genommen, die übrigens auch die Zulassungstellen nicht durchgehen lassen würden." Daß die Keuschheit und Wahrheit der Prospekte hier als eine Thatsache hingestellt wird, die einfach zu glauben ist, wirkt verblüffend. Wie entstanden aber die Regreßprozesse, die gegen Emissionshäuser angestrengt wurden, weil der Prospekt die Zeichner getäuscht hatte? Im Angesicht solcher Thatsachen sollte man nicht behaupten: „Die Prospekte haben nur die reine Wahrheit gesagt, nichts hinzugefügt und nichts verschwiegen."

Geheimrath Rießler kennt den Werth der „Persönlichkeit". „Mit dem Wachsthum der Unternehmungen und dem Untergang so vieler bedeutenden Privatbankgeschäfte wird es immer schwerer werden, Persönlichkeiten zu finden, die den für solche Stellungen nothwendigen weiten Blick, starke Initiative und Energie und jene organisatorische Befähigung besitzen, der Deutschlands große Unternehmungen im Handel, in der Industrie und im Bankwesen so überaus viel verdanken." Das ist eine Isusstio sotorum, die uns den Blick in die Zukunft durch Thränen der Sorge verschleiert. Weh den Banken, wenn es nicht mehr gelingt, starke Persönlichkeiten zu finden! Doch der Herr Geheimrath giebt's auch billiger. Auf Seite 589 sind die Ansprüche schon wesentlich bescheidener als auf Seite 581. Nämlich: „Vor Allem aber wird die Zukunft des deutschen Bankwesens von der Frage abhängen, ob auch in der Folge an der Spitze unserer großen Banken, wie Dies bisher in der Regel der Fall war, vorsichtige Leiter stehen werden, die ganz genau wissen, daß man den Bogen nicht überspannen darf und daß man nicht ohne Gefahr lange mit überhitzten Kesseln fahren kann." Das klingt doch nicht mehr so gefährlich. Vorsichtige Leute wird's immer geben. Genies brauchens ja nicht zu sein... Etwas mehr Ruhe und Nüchternheit im Urtheil hätte dem Buch genützt. Immerhin ist's lesenswerth. Und wer Freude an der Statistik hat, kommt auf seine Rechnung. Denn an Fleiß hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Ladon.



Die Zl,l»„st,  
Zwei Briefe.

Im dritten September 1910 hat Herr Dr. Jakob Fromer hier erzählt, wie er von Genossen seines Glaubens verdächtigt und an der Ausführung seines Planes, endlich für Deutschland eine den Geboten der Textkritik genügende Talmudausgabe zu schaffen, gehindert werde. Man verschrie ihn als einen Ignoranten, der ein so gewaltiges Unternehmen nicht wagen dürfe. Jetzt haben die Professoren Dr. Theodor Nöldeke und Dr. Friedrich Delitzsch ihm Briefe geschrieben und ihn ermächtigt, sie in der „Zukunft“ zu veröffentlichen. Hier sind sie: Straßburg i. E., 6. 12. 10.

Sehr geehrter Herr Doktor, es thut mir sehr leid, daß sich die gute Aussicht auf kräftige Unterstützung Ihres wissenschaftlichen Unternehmens, die sich Ihnen vor einiger Zeit bot, nicht verwirklicht hat. Immerhin hoffe ich, daß sich noch wohlhabende Männer finden werden, die aus Interesse für die Wissenschaft Ihnen zu Hilfe kommen. Es wäre doch jammerschade, wenn Sie Ihr Werk nicht veröffentlichen könnten, weil „die Mittel“ fehlten, und der Wissenschaft so die Ergebnisse Ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Arbeit entgehen müßten. Ich denke aber, wie gesagt, immer noch, daß Sie schließlich wohlwollende Förderer finden und Ihren Plan ausführen werden, und meine, daß ich vielleicht noch selbst, wenn auch nicht die Vollendung (Das wäre bei meinen Jahren zu viel verlangt), so doch wenigstens den Anfang Ihres Talmudwerkes erleben werde. Mit bestem Gruß Ihr ergebener Th. Nöldeke.

Halensoe-Berlin, 12. 12. 10.

Sehr geehrter Herr Doktor, ich schließe mich den von dem Meister der semitischen Philologie in seinem Schreiben vom Sechsten dieses Monats kundgegebenen Hoffnungen und Wünschen vollkommen an. Möchte die Verunglimpfung eines ernsten Forschers, der ja doch nur in charaktervoller Weise ausgesprochen, wozu seine Ueberzeugung ihn trieb, nun ein Ende haben! Und möchten alle Freunde des jüdischen Schriftthums dazu beitragen, daß das von Ihnen begonnene große Talmudwerk, das großen Nutzen zu bringen verheißt, mit voller Arbeitskraft und ohne Unterbrechung von Ihnen fortgesetzt und stetig seiner Vollendung entgegengeführt werden könne! Besten Gruß Delitzsch.

Der von Deutschlands ersten Orientalisten als ernster, für das schwere Werk gerüsteter Forscher Anerkannte braucht sich um das Geschrei des Hasses nun nicht mehr zu bekümmern. Ich glaube auch, daß sich ihm für eine Arbeit, der Gelehrte vom Ansehen Nöldekes und Delitzschs solche Hoffnung entgegenbringen, ein leistungsfähiger Verleger anbieten wird. Täuscht diese Erwartung, dann muß versucht werden, dem Aufklärung verheißenden Werk auf anderem Weg ins Leben zu helfen. Der Mann, der Jahre lang für seine Ueberzeugung litt, darf nicht vereinsamt bleiben. Das begonnene Werk genügt dem Anspruch der Sachverständigsten und muß drum vollendet werden. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimllian Karden in Berlin. — «erlag der gukunft in Berlin. — Druck vo,, Paß « Sarled ». m. b. K, in Berlin.